Austr. 3122-4

Meynert

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Geſchichte Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. **Hermann Meynert.**

Vierter Band.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

MATHIAS CORVINUS WIRD VON PODIEBRAD
ZUERST ALS KÖNIG VON UNGARN BEGRÜSST.

Geſchichte

Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Vierter Band.

Mit einem Stahlſtiche.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Geſchichte Ungarns und der mit ihm verbundenen Länder, bis zur bleibenden Vereinigung mit Oeſterreich.

Vorgeſchichte
bis zur Ankunft der Magyaren im Jahre 889.

Ein chaotiſches Gewirr von Stämmen und Namen durchwühlt die Urgeſchichte Pannoniens, das, gleichſam am Ufer der großen öſtlichen Völkerflut gelegen, und von dieſer bald jählings überſchwemmt, bald in öde Ebbe zurück geſtoßen, abwechſelnd in die Geſchichte eintrat und aus derſelben verſchwand. Solchen Ländereien pflegte erſt die Berührung mit Rom feſtere Züge zu verleihen; denn die Welteroberin drang den Unterjochten beſtimmte Namen auf, ſchloß ſie in unterſcheidende Gränzen ein, bändigte das Aufbranden barbariſcher Nationalkraft durch Geſetze und Provinzialeinrichtungen, und ſetzte der angeerbten nomadiſchen Unſtätigkeit ein ſtrenges Ziel.

In rauher Unabhängigkeit hatten bisher Zweige des großen thrakiſchen Völkerſtammes, Kolaper, Latowiker, Skordisker, Taurisker, in Pannonien gewaltet; da erhob Rom ſeine Adler gegen die Donau, und nach beharrlichem Widerſtande, nach mancher wilden Zuckung der alten Unabhängigkeit, unterlagen die Pannonier den ſiegreichen Legionen Octavian's. Die Cäſarenherrſchaft führte römiſche Geſetze, Steuern und Magiſtraturen in ihrem Gefolge, und Pannonien verſank oder erhob ſich zur römiſchen Provinz. Um die Erinnerung der einſtigen Freiheit ſo ſchneller zu vertilgen, wurde ſelbſt der alte Name verändert, und indem die Römer alles von der adriatiſchen Küſte an, gegen Oſten, Süden und Norden, dem rechten Donauufer, dem Drinus (Drina) und Makedonien von ihnen eroberte Land unter dem gemeinſamen, uralten Namen Illyrien begriffen, wurde Pannonien den illyriſchen Provinzen beigezählt. Wegen des fortwährenden Andrängens benachbarter Barbaren und nachdröhnender innerer Bewegungen, fiel Pan-

nonien, in die Reihe kaiſerlicher Provinzen verſetzt und von der Verwaltung des übrigen Illyriens getrennt, dem bürgerlichen und kriegeriſchen Regimente römiſcher Prätoren oder Legaten anheim.

Das römiſche Pannonien überſchritt zum Theile die Gränzen des heutigen Ungarn's, theils blieb es hinter denſelben zurück; es begriff in ſich beträchtliche Theile des jetzigen Oeſterreich, Steyermark's und Krain's. Gegen Weſten begränzten die Höhen des cetiſchen (Kalen-) Gebirges, gegen Süden die Gegend um Aemona (Laibach) längs der Save und die albaniſchen Berge, gegen Norden und Oſten die Donau bis zur Mündung der Save, das pannoniſche Gebiet, das hier noch die Städte Taurunum (Semlin) und Singidunum (Belgrad) in ſich ſchloß. Oberpannonien (Pannonia superior) hieß, was von der Stadt Bregetio (Szöny) längs dem Fluſſe Arabo (Raab), einer angenommenen Linie bis an die Mündung des Verbas in die Save, weſtlich lag; alles Oeſtliche gehörte zu Unterpannonien (Pannonia inferior). Gegen fünf und zwanzig Städte dienten in der vereinigten Provinz den pannoniſchen und illyriſchen Legionen als Standquartiere. Mancherlei Verhältniſſe erhielten jedoch jene Gränzen, zumal nach innen, im Schwanken. So löſete zu Anfange des vierten Jahrhunderts der vom dakiſchen Hirten zum Auguſtus emporgeſtiegene Galerius das zwiſchen der Raab, der Donau und der Drave gelegene Land von Unterpannonien ab, um der neuen Provinz den Namen ſeiner Gemahlin, der Kaiſertochter Valeria, zu verleihen. Gleichzeitig wechſelten auch die übrigen Theile ihre Namen; Oberpannonien hieß fortan das erſte (Prima), der Ueberreſt Unterpannoniens das zweite (Secunda) Pannonien; das längs den beiden Ufern der Save bis zu deren Einfall in die Donau gelegene Land wurde mit dem Namen Save-Pannonien (Pannonia Savia) betheilt.

Toſend ſchlug die anwogende Barbarenflut an Pannoniens Gränzen; immer näher ſchwoll ſie heran, je ſchwächere Dämme das in ſeiner Auflöſung begriffene Rom ihr entgegen zu werfen vermochte. Der ſarmatiſche Stamm der Jazygen drängte ſich in die fruchtbaren Gefilde zwiſchen der Theiß und der Donau ein, und bot von hier aus den Römern Jahrhunderte hindurch beherzten Trotz; Dakien mußte Rom den Gothen und Vandalen gemeinſchaftlich preisgeben, um im Bunde mit dieſen Barbaren andere Barbaren zu beſiegen. Die Jazygen wurden endlich den Vandalen dienſtbar; aber ſie rächten und brachen die kurze Knechtſchaft, indem ſie (334 n. Chr.)

den blutigen Sieg des Gothenkönigs Geberich über den Vandalenfürſten Viſumar am Ufer der Maros vervollſtändigten. Die Trümmer des ungeheuren Vandalenheeres, noch immer dreimal hunderttauſend Männer zählend, vertheilte Conſtantin der Große unter ſeine Legionen und nahm ſie als römiſche Unterthanen in Pannonien auf. Da wälzte ſich eine Gefahr, ſchrecklicher, als alle früheren, aus Aſien heran. Als Alarich mit ſeinen Weſtgothen Pannonien räumte und zur Eroberung Italiens auszog, gerieth Pannonien unter die Herrſchaft des finniſchen Stammes der Hunnen, der, durch Gewalt oder Lockung eine Unzahl anderer Stämme in ſich aufnehmend, zur Lawine anſchwoll, die den ganzen Weſten in ſich zu begraben drohte. Bald in verdächtiger Freundſchaft, bald in offenem Bruche mit Rom, ſchienen die Hunnen der ermatteten Welteroberin als Weltvertilger folgen zu wollen, und ihr Kriegsfürſt Itil, im Umlaute gewöhnlich Attila genannt, ſchwang, indem er den ungeheuren Völkerſchwall zermalmend vor ſich herrollte, von Pannonien aus, wo er unfern der Theiß ſeinen Thronſitz aufgeſchlagen hatte, die Gottesgeißel über den Erdkreis. Itil's Reich, nur auf dem Schrecken des Sieges, nicht auf dauernden Grundlagen erbaut, ging mit ihm zu Grabe. Kaum war er dahin (453), ſo eilten die gemißhandelten Völker, das grauſe hunniſche Joch zu zerbrechen. An den Ufern des Netadfluſſes (vielleicht die Nera in der Temeſer Geſpanſchaft) ſchlugen die verbündeten Gepiden und Oſtgothen die große Hunnenſchlacht, und ſo ſchnell war die durch das Schwert gegründete Herrſchaft wieder durch das Schwert vernichtet, daß ſelbſt der Name der allwärts hin verſprengten Hunnen alsbald vergeſſen ward. Das von ihnen gereinigte Pannonien theilten die Sieger unter ſich; unterworfene oder befreundete Stämme lehnten ſich an die Marken der neuen Reiche an, oder drängten ſich da und dort tiefer in das Gebiet ſelbſt ein. Doch ward, während den Gepiden das alte Dakien auf der Nordſeite der Donau zufiel und ſie allmälig auch ſüdlich in der Gegend von Obermöſien ſich ausbreiteten, des eigentliche Pannonien, und zwar das Saviſche, das Valerianiſche und das zwiſchen beiden mitten inne gelegene Gebiet, von den drei Stammesfürſten der Oſtgothen in Beſitz genommen. Die Nordſeite der Donau, früher von Markomannen und Quaden bewohnt, nahmen nun pannoniſche Rugier ein, neben ihnen Skyrren und Heruler; ihnen weſtlich lagen die Gebiete der Longobarden. Eingeborene Pannonier, Illyrier und Dakier, auch Römer und Rumunier (Wlachen),

nonien, in die Reihe kaiſerlicher Provinzen verſetzt und von der Verwaltung des übrigen Illyriens getrennt, dem bürgerlichen und kriegeriſchen Regimente römiſcher Prätoren oder Legaten anheim.

Das römiſche Pannonien überſchritt zum Theile die Gränzen des heutigen Ungarn's, theils blieb es hinter denſelben zurück; es begriff in ſich beträchtliche Theile des jetzigen Oeſterreich, Steyermark's und Krain's. Gegen Weſten begränzten die Höhen des cetiſchen (Kalen-) Gebirges, gegen Süden die Gegend um Aemona (Laibach) längs der Save und die albaniſchen Berge, gegen Norden und Oſten die Donau bis zur Mündung der Save, das pannoniſche Gebiet, das hier noch die Städte Taurunum (Semlin) und Singidunum (Belgrad) in ſich ſchloß. Oberpannonien (Pannonia superior) hieß, was von der Stadt Bregetio (Szöny) längs dem Fluſſe Arabo (Raab), einer angenommenen Linie bis an die Mündung des Verbas in die Save, weſtlich lag; alles Oeſtliche gehörte zu Unterpannonien (Pannonia inferior). Gegen fünf und zwanzig Städte dienten in der vereinigten Provinz den pannoniſchen und illyriſchen Legionen als Standquartiere. Mancherlei Verhältniſſe erhielten jedoch jene Gränzen, zumal nach innen, im Schwanken. So löſete zu Anfange des vierten Jahrhunderts der vom dakiſchen Hirten zum Auguſtus emporgeſtiegene Galerius das zwiſchen der Raab, der Donau und der Drave gelegene Land von Unterpannonien ab, um der neuen Provinz den Namen ſeiner Gemahlin, der Kaiſertochter Valeria, zu verleihen. Gleichzeitig wechſelten auch die übrigen Theile ihre Namen; Oberpannonien hieß fortan das erſte (Prima), der Ueberreſt Unterpannoniens das zweite (Secunda) Pannonien; das längs den beiden Ufern der Save bis zu deren Einfall in die Donau gelegene Land wurde mit dem Namen Save-Pannonien (Pannonia Savia) betheilt.

Toſend ſchlug die anwogende Barbarenflut an Pannoniens Gränzen; immer näher ſchwoll ſie heran, je ſchwächere Dämme das in ſeiner Auflöſung begriffene Rom ihr entgegen zu werfen vermochte. Der ſarmatiſche Stamm der Jazygen drängte ſich in die fruchtbaren Gefilde zwiſchen der Theiß und der Donau ein, und bot von hier aus den Römern Jahrhunderte hindurch beherzten Trotz; Dakien mußte Rom den Gothen und Vandalen gemeinſchaftlich preisgeben, um im Bunde mit dieſen Barbaren andere Barbaren zu beſiegen. Die Jazygen wurden endlich den Vandalen dienſtbar; aber ſie rächten und brachen die kurze Knechtſchaft, indem ſie (334 n. Chr.)

den blutigen Sieg des Gothenkönigs Geberich über den Vandalenfürſten Viſumar am Ufer der Maros vervollſtändigten. Die Trümmer des ungeheuren Vandalenheeres, noch immer dreimal hunderttauſend Männer zählend, vertheilte Conſtantin der Große unter ſeine Legionen und nahm ſie als römiſche Unterthanen in Pannonien auf. Da wälzte ſich eine Gefahr, ſchrecklicher, als alle früheren, aus Aſien heran. Als Alarich mit ſeinen Weſtgothen Pannonien räumte und zur Eroberung Italiens auszog, gerieth Pannonien unter die Herrſchaft des finniſchen Stammes der Hunnen, der, durch Gewalt oder Lockung eine Unzahl anderer Stämme in ſich aufnehmend, zur Lawine anſchwoll, die den ganzen Weſten in ſich zu begraben drohte. Bald in verdächtiger Freundſchaft, bald in offenem Bruche mit Rom, ſchienen die Hunnen der ermatteten Welteroberin als Weltvertilger folgen zu wollen, und ihr Kriegsfürſt Itil, im Umlaute gewöhnlich Attila genannt, ſchwang, indem er den ungeheuren Völkerſchwall zermalmend vor ſich herrollte, von Pannonien aus, wo er unfern der Theiß ſeinen Thronſitz aufgeſchlagen hatte, die Gottesgeißel über den Erdkreis. Itil's Reich, nur auf dem Schrecken des Sieges, nicht auf dauernden Grundlagen erbaut, ging mit ihm zu Grabe. Kaum war er dahin (453), ſo eilten die gemißhandelten Völker, das grauſe hunniſche Joch zu zerbrechen. An den Ufern des Netadfluſſes (vielleicht die Nera in der Temeſer Geſpanſchaft) ſchlugen die verbündeten Gepiden und Oſtgothen die große Hunnenſchlacht, und ſo ſchnell war die durch das Schwert gegründete Herrſchaft wieder durch das Schwert vernichtet, daß ſelbſt der Name der allwärts hin verſprengten Hunnen alsbald vergeſſen ward. Das von ihnen gereinigte Pannonien theilten die Sieger unter ſich; unterworfene oder befreundete Stämme lehnten ſich an die Marken der neuen Reiche an, oder drängten ſich da und dort tiefer in das Gebiet ſelbſt ein. Doch ward, während den Gepiden das alte Dakien auf der Nordſeite der Donau zufiel und ſie allmälig auch ſüdlich in der Gegend von Obermöſien ſich ausbreiteten, das eigentliche Pannonien, und zwar das Saviſche, das Valerianiſche und das zwiſchen beiden mitten inne gelegene Gebiet, von den drei Stammesfürſten der Oſtgothen in Beſitz genommen. Die Nordſeite der Donau, früher von Markomannen und Quaden bewohnt, nahmen nun pannoniſche Rugier ein, neben ihnen Skyrren und Heruler; ihnen weſtlich lagen die Gebiete der Longobarden. Eingeborene Pannonier, Illyrier und Dakier, auch Römer und Rumunier (Wlachen),

jene auf dem offenen Lande, dieſe in Städten und Caſtellen angeſiedelt, fanden ſich mitten unter die neuen Ankömmlinge hingeſtreut und vermehrten das bunte Völkergemiſch. Der rugiſchen Herrſchaft in Pannonien machte Odoacher ein Ende; aber ihm ſelbſt, dem Vertilger des abendländiſchen Reiches, brachte das ſiegreiche Schwert Theodorich's, des Oſtgothenkönigs, den Untergang, welcher auch Pannonien der großen Maſſe ſeiner zuſammeneroberten Länder einreihte.

In Byzanz ſchien ſich Rom noch einmal verjüngen, und das gerettete römiſch-morgenländiſche Reich das geſtürzte römiſch-abendländiſche wieder aufrichten zu wollen. Beliſar's Siege umgaben den oſtrömiſchen Cäſarenthron mit neuem Glanze und neuem, ſchon entwöhnten Schrecken; die gothiſchen Banner ſanken; ganz Illyrien kehrte unter Juſtinian's Herrſchaft zurück. Schwächere Stämme, nutzreich als Bundesgenoſſen, ungefährlich als Feinde, erwarben die Gunſt des byzantiniſchen Hofes. Um die Gepiden, einen in das Land zwiſchen der Theiß, der Donau und den Karpathen eingedrungenen Zweig des großen Gothenſtammes, für ihre Einfälle in jene Provinz zu beſtrafen und ſie durch andere kriegeriſche Barbaren zu bändigen, rief Juſtinian aus den Ebenen zwiſchen der Theiß und der Donau die ſtreitbaren Longobarden heran, räumte ihnen einen namhaften Theil des früher gothiſchen Pannoniens ein und überließ ihnen zugleich mehre feſte Plätze im Mittellande und an der Donau (548). Eine Zeitlang hielt die byzantiniſche Politik einen äußerſten Kampf zwiſchen dieſen Völkern zurück; aber unter der Longobarden jungem, ſtreitluſtigem Könige Alboin brach die Feindſchaft in einen Vertilgungskrieg aus; mit den Avaren verbündet, ſtürmte er auf die Gepiden ein und erſchlug ihren König Kunimund, Turiſend's Sohn, der ihm die Hand ſeiner reizenden Tochter verweigert, mit eigener Hand (565). Dieſer Sieg, welcher das durch hundert und zehn Jahre beſtandene gepidiſche Reich zertrümmerte, erhob das Anſehen der, den einſtigen Hunnen ſtamm- und gräuelverwandten Avaren. Sie ſetzten ſich in dem eroberten Gepidenlande feſt, tummelten ſich auf weiten Raubzügen und unterwarfen die an Pannoniens und Dakiens nördlicher Gränze anſäßigen ſlaviſchen Völker ihrer Schutzhoheit. Als wenige Jahre ſpäter (568) Alboin mit ſeinen Longobarden zur Eroberung Italiens auszog, trat er dem Avarenkhan Bajan ſein Recht auf Pannonien ab, mit der Bedingung der Rückgabe, falls ſchlimme Erfolge in Italien ihn zur Heimkehr nöthigen ſollten.

Doch ſein Zug gelang, und Pannonien blieb den Avaren. Schwer drückte das Joch dieſes rohen, finſteren Volkes; die unterworfenen ſlaviſchen Stämme unternahmen die erſten muthigen Verſuche, es abzuſchütteln, und durch Stöße von außen, wie durch innere Zwiſte begann die Herrſchaft der Avaren allmälig zu wanken. Dennoch behaupteten ſich dieſelben herrſchend von der Save bis an den Ennsfluß, und ſtrebten ihre Erdringe, die ihnen als Feſtungen dienten, auch gegen Bojoarien und Carantanien vorzurücken. Aber in dieſem trotzigen Beſtreben wurden ſie zu ihrem Verderben in Reibungen mit dem mächtigen Beherrſcher des Frankenreichs verwickelt, und Karl's des Großen Macht und Kriegskunſt ſtürzte ſie, die ſo lange anderen Völkern Knechtſchaft und Druck bereitet hatten, nun ſelbſt in Schmach und Abhängigkeit. Der Hergang ihrer Unterwerfung durch den großen Frankenkönig iſt bereits in der Einleitung zur Geſammtgeſchichte (Band I. Seite 7) erzählt worden. Die avariſche Herrſchaft in Pannonien endete (803) nach zweihundert und vierzigjährigem Beſtehen.

Den Händen ſeiner heidniſchen Bezwinger entriſſen und zur fränkiſchen Provinz erhoben, gewann Avarien auch ſeinen alten Namen: Pannonien, zurück, und wurde von Gränzgrafen, als unmittelbaren Beamten der fränkiſchen Krone, verwaltet; zugleich rief Karl Coloniſten aus Franken, Baiern und Kärnten in das entvölkerte und verheerte Land. Der Tod des mächtigen und weiſen Kaiſers gab auch dieſe Provinz neuen Erſchütterungen preis. Die Chrowaten, welche unter Heraklius, nach Vertreibung der Avaren aus Dalmatien, das Land mit den Serbliern getheilt und bald darauf ſich der fränkiſchen Hoheit unterworfen hatten, empörten ſich gegen die Bedrückungen der Gränzgrafen, erſchlugen alle fränkiſchen Beamten, und trotzten in einem ſiebenjährigen Kampfe dem Zorne ihrer Gebieter. Nachdem ſie dann, der Mehrzahl nach, die Taufe angenommen, behaupteten ſie ihre Unabhängigkeit und trieben Ackerbau, Schiffahrt, Handel und andere Künſte des Friedens mit gleichem Glücke, wie ſie vorher gekämpft und widerſtanden.

Während die Avaren den ungleichen Streit mit der fränkiſchen Kriegskunſt beſtanden, benutzten chrowatiſche Haufen der Avaren Bedrängniß zu einem Einfalle in das alte ſaviſche Pannonien (797), unterwarfen ſich das Land und wurden von dem Frankenkönige Pipin in dem Beſitze desſelben, wiewohl unter fränkiſcher Oberhoheit, beſtätigt. Das Land hieß ſeitdem Slavonien. Nördlich der Donau und öſtlich der Theiß hatten ſich noch einige avariſche Stämme

unabhängig erhalten. Aber ihre Uneinigkeit unter einander wurde von eroberungsſüchtigen Nachbarn benutzt, den Einen ihr Gebiet durch mähriſche Slaven entriſſen, die Anderen von den Bulgaren unterworfen. Karl der Große ließ dies geſchehen, ſchützte dagegen jene Avaren an der Morava nördlich der Donau, welche ſeine Oberhoheit willig anerkannten, gegen die Beunruhigungen durch die kriegeriſchen Böhmen, wider welche er (ſ. Band III., S. 18) ſeinen gleichnamigen Sohn mit einem Heere ſendete (805).

Innerer Unfrieden in den ſlaviſchen Gebieten erleichterte der fränkiſchen Politik die gewünſchte Einmiſchung, und das in ihrem Gefolge auftretende Chriſtenthum vollendete den Anſchluß der Unterworfenen. Der weſtliche Mährenfürſt Moymar drängte, von Bulgaren unterſtützt, den öſtlichen Mährenfürſten, Pribina, aus ſeinem Gebiete. Dieſer entfloh, Hilfe ſuchend, zu dem pannoniſchen Gränzgrafen Radbot, und wurde, nachdem er zu Traismauer die Taufe empfangen, von Letzterem wieder in ſein Eigenthum eingeſetzt. Ja, Pribina's Bekehrungseifer machte ihn ſpäter dem Könige Ludwig dem Frommen ſo werth, daß derſelbe ihm ein anſehnliches Gebiet an der Saane, zwiſchen der Drave und der Save, als Lehen verlieh. Nach der Zeit wurde ihm dieſes Lehen ſogar in Eigen verwandelt, wodurch die mähriſche Macht in Slavonien einen bedeutenden Stützpunkt erhielt.

In Mähren ſelbſt bereitete ſich deutlich eine Bewegung vor, das Lehensverhältniß zu der fränkiſch-deutſchen Krone zu lockern, wo nicht zu zerreißen, und mächtig wurde zu dieſem Zwecke auch an fortwährender Erweiterung des Gebietes gearbeitet. Moymar büßte (ſ. Band III., S. 19) dieſe Verſuche mit dem Verluſte der Herrſchaft; ſein Nachfolger Raſtiz das gleiche Beſtreben mit dem Verluſte ſeiner Freiheit und ſeiner Augen. Ungeſchreckt von dem Verderben ſeiner Vorgänger, ſetzte der große Mährenfürſt Swentopulk ſich dasſelbe Ziel; aber er verfolgte es mit größerer Schlauheit, mit richtiger gewählter Zeit und daher mit beſſerem Glücke. Seine verſtellte Fügſamkeit ſchläferte den Argwohn der deutſchen Könige ein, und an ſeiner Kühnheit ſcheiterten dann ihre zu ſpät verſuchten Maßregeln der Gewalt. Widerſtand und ſcheinbare Unterwerfung immer im rechten Augenblicke wählend, verſtand er den deutſchen König abzumüden und ihn zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Seine Ausſöhnung mit dem Kaiſer Karl dem Dicken (884) dehnte Swentopulk's Herrſchaft auch auf Böhmen aus. Daß der von den meiſten Geſchichtſchreibern aufgeſtellte Satz, als ob

Swentopulk damals auch mit Pannonien belehnt worden ſey, wenig oder keinen Glauben verdiene, iſt ſchon am früheren Orte (Band III., S. 25) bemerkt, ebendaſelbſt auch die übermäßige Ausdehnung des Swentopulk-großmähriſchen Reiches in das Gebiet der Fabel verwieſen worden. Mit den Erfolgen ſtiegen Swentopulk's Anſprüche und Entwürfe, und dadurch bereitete der kühne Mährenfürſt ſeinen Fall, wie er hiermit zugleich den Anlaß zu einer verhängnißvollen Umgeſtaltung der Dinge in Pannonien bot.

Durch Swentopulk's wiederholtes Auflehnen gereizt, und zu ſchwach ſich fühlend, um allein es mit dem mächtigen Vaſallen aufzunehmen, rief der deutſche König Arnulf die magyariſchen Reiterhorden, die kurz vorher dem byzantiniſchen Kaiſer Leo ſiegreich wider die empörten Bulgaren beigeſtanden hatten, gegen ſeinen Feind zu Hilfe (892). Pannoniens Schönheit und Fruchtbarkeit übte mächtigen Zauber auf die aſiatiſchen Fremdlinge, und gar bald gaben ſie den Beweis, daß ſie das ſchöne Land nicht umſonſt geſehen hatten; denn ſie erkämpften es ſich als neue Heimat, welche die bisher unſtäten Horden zu einem Volke zu erziehen beſtimmt war.

Unter jener Unzahl von Stämmen und Horden, welche, zumeiſt aus Aſiens unerſchöpflicher Völkerurne, theilweiſe auch aus den Abendländern, ſich vor der Magyaren Ankunft über Pannonien wälzten, theils feſtere Wohnſitze dort ſuchend, theils dem allerſehnten Süden zuſtrebend, haben hauptſächlich vier Völker durch längeres Verweilen oder überwiegenden Einfluß die jeweilige Nationalität des Landes nach einander vertreten und den Stand der Cultur beſtimmt, nämlich: die Pannonier, als des Landes älteſte bekannte ſcythiſch-ſarmatiſche Beſitzer, dann die Römer, nach ihnen die Avaren, endlich die Franken mit Inbegriff der unter ihrem Schutze eingewanderten Fremden. Strenge Gegenſätze in den Culturepochen haben ſich durch dieſe, in Abſtammung, Verfaſſung, Glauben, Denk- und Lebensweiſe ſo grundverſchiedenen Bewohner nach einander herausgebildet. Die alten Pannonier mit der Sitteneinfachheit eines kriegeriſchen Urvolks, tapfer, ruhmſüchtig nur im Kampfe, ſonſt ohne Ehrgeiz und Eiferſucht, den Feldbau verachtend, feſten Wohnſitzen abgeneigt, ein Heerden weidendes Volk ohne Bedürfniſſe und Begierden, ohne Künſte und Werkzeuge, den Hirtenſtab nur vertauſchend

mit dem Schwerte und dem Bogen, dieſes Volk, „dem die Unbekanntſchaft mit dem Laſter mehr genützt, als die Kenntniß der Tugend den anderen Völkern," erlag der Kriegskunſt der Römer, die ihm ihre Verfaſſung, ihre fremden Götter, ihre feineren Sitten, kurz eine neue Cultur mit vorher ungeahneten Vortheilen und ungekannten Laſtern zubrachten. Aber die ganze römiſche Saat mit ihren prunkenden Segnungen und ihrem ſchleichenden Gifte zertraten die Roſſeshufe der als Eroberer daherſprengenden Avaren, die, nur auf Raubzüge bedacht und kriegeriſchem Nomadenweſen zugethan, geordnete Verfaſſung weder herſtellen konnten noch wollten. Mit der Frankenherrſchaft verſchwanden die letzten Spuren des Römiſch-Alterthümlichen, und das avariſche zerſtreute Weſen des Ganzen mußte ſich in beſtimmtere Formen bequemen. Mittelalterliche Art und Sitte; Kloſter- und Mönchthum ſammelten die noch aus den Römertagen hin und wieder vorhandenen chriſtlichen Keime und verbreiteten die Gotteslehre mit ſiegender Gewalt; fränkiſches Lehenweſen verlieh dem Beſitzſtande eine neue Verfaſſung und ſchuf die Verhältniſſe der Claſſen gänzlich um. Alle dieſe inneren Zuſtände, welche in Noricum wie in Pannonien von gleichen Urſachen ausgehen und dort wie hier ſich durchaus ähneln, ſind bereits in der Einleitung zur Geſammtgeſchichte (Band I., S. 10 u. f.) geſchildert worden.

Durch die Römer drang das Chriſtenthum nach Pannonien; wer es dort am früheſten begründet und verbreitet, iſt unbekannt. Im dritten Jahrhunderte, zur Zeit der Diocletianiſchen Verfolgung, erſcheint als Biſchof von Petovium oder Pettau im oberen Pannonien der heilige Victorinus, ein geborener Grieche, erfolgreich gegen die Irrlehrer kämpfend und freudiger Blutzeuge für das Wort des Herrn. Ihm gleichzeitig wirkt als Biſchof von Siscia (Siſzek) im unteren Pannonien der heilige Quirinus, Märtyrer, gleich Jenem. Mit Mühe behauptete ſich die alte reine Lehre; denn theils ſchmälerte das unter eindringenden Barbaren ſich häufig verjüngende Heidenthum fortwährend ihr Gebiet; theils warb die Irrlehre des Arius zahlreiche Anhänger; ja unter den Cäſaren Conſtans und Valens drohte letztere ſogar zur Staatsreligion ſich empor zu ſchwingen, und nur die Standhaftigkeit der Rechtgläubigen wehrte ihrem völligen Siege. Die Hunnen, obſchon Heiden, aber zu ſtumpfſinnig und zur Begeiſterung unfähig, daher auch von religiöſem Fanatismus wenig hingeriſſen, ſetzten dem Chriſtenthume Gleichgiltigkeit, doch keinen Haß und keine Verfolgungswuth entgegen.

Dennoch verſcheuchte die Furcht vor dieſen wilden Horden die meiſten Biſchöfe aus ihren Sitzen. Nur Theotinus, Biſchof von Tomi, wagte im frommen Muthe mitten unter Attila's Hunnen zu treten und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Seine gottbegeiſterte Kühnheit zündete in ihren rauhen Gemüthern; Viele empfingen von ihm die Taufe, und ſelbſt die hartnäckigen Heiden ehrten ihn nach ihrer Weiſe, indem ſie ihn dem Kreiſe der Götter Rom's beizählten. Noch glorreichere Siege feierte der heilige Severin (ſ. a. a. O. Seite 13). Nicht nur die Heiden riß ſeine göttliche Beredſamkeit und die Hoheit ſeines Wandels zur Bekehrung hin; auch die ſchwierigere Bekehrung vieler Arianer gelang ihm, und unter den arianiſchen Rugiern brach er der rechtgläubigen Lehre neue Bahn. Nach dem Tode des heiligen Mannes (482) ward Pannonien der Schauplatz kläglicher Verworrenheit wie in weltlichen, ſo auch in kirchlichen Dingen; orthodoxe, heterodoxe und heidniſche Begriffe drängten ſich in unheilvoller Nähe zuſammen und drohten einer in dem anderen unterzugehen; denn von den, Rugiland überſchwemmenden Völkern waren nur die Longobarden der römiſchen Kirche, die Oſtgothen und Gepiden dem Arianismus ergeben, die Skyrren, Heruler und Avaren gar noch im Heidenthume verſunken. Doch der gemeinſame Durſt nach weltlichen Eroberungen machte in Glaubensſachen duldſam, und die Gleichgiltigkeit der Andersdenkenden geſtattete den Trümmern der römiſchen Chriſten, ungeſtört ihre Andacht zu pflegen, ja ſogar nach Kräften die reine Lehre zu verbreiten. Daher kam es, daß der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian, nach der Wiedereroberung Illyriens, noch zahlreiche rechtgläubige Gemeinden in dem Lande vorfand. Um die kirchliche Verfaſſung leichter zu ordnen, verlegte er den altſirmiſchen biſchöflichen Sitz aus Theſſalonich nach Juſtinia prima (Koſtendil), Illyriens Hauptſtadt, und unterſtellte dem daſigen Biſchofe nunmehr alle biſchöflichen und anderen Kirchen der Provinzen Dacia mediterranea und ripenſis, Triballia, Dardania, Möſia ſecunda, Prävalis, Macedonia ſalutaris und jenes Theiles vom unteren Pannonien, welcher zu der Stadt Baca (Bacs) jenſeit der Donau gehörte. Die Kirchen im oberen, ſaviſchen und valeriſchen Pannonien hatten ihren Metropoliten in Laureacum (Lorch); die Kirchen Dalmatiens in Salona. Doch waren dieſe ſchon nach einem Jahrhunderte in tiefen Verfall gerathen; denn der Kaiſer Heraklius wies die nach Dalmatien eingewanderten Chrowaten, als ſie ihn um kirchliche Lehrer anſprachen, nicht an einen Biſchof des Landes, ſondern

ließ die für ſie beſtimmten Prieſter und Biſchöfe in Rom durch den Papſt weihen.

Die Bulgaren duldeten das Chriſtenthum als ein Mittel der Bevölkerung und Coloniſirung; mehre Biſchöfe und zahlreiche Prieſter durften in das bulgariſche Land zwiſchen der Theiß und der Maros wandern, und gefangene Slaven, Griechen und Rumunier zum Anbau des Landes ihnen dorthin folgen. Der Bulgarenfürſt Bogor, um dem gedrohten Angriffe des byzantiniſchen Kaiſers Michael zu entgehen und von dem Mönche Methodius klug bearbeitet, nahm im Jahre 863 die Taufe an, und bewog durch Gewalt oder Verheißungen auch die Mehrzahl ſeiner Bulgaren, ein Gleiches zu thun. Ihn, den neuen Chriſten, ſtießen die Laſter und Religionsſpöttereien des byzantiniſchen Hofes bald dergeſtalt ab, daß er, ſeinen Rücktritt von der griechiſchen Kirchengemeinſchaft vorbereitend, ſich immer lebhafter zu der römiſch-lateiniſchen hinneigte. Doch Intriguen von Konſtantinopel aus ließen ihn ſeinen Entſchluß nicht wirklich vollführen, und in die Kämpfe der römiſchen und griechiſchen Kirche mitten hinein geſchleudert, beklagte er mit frommen Thränen und harten Bußübungen das Unglück der Kirche ſeiner Zeit.

Karl der Große nahm das Bekehrungswerk in dem unterworfenen Avarien mit noch mehr Eifer, als Erfolg, auf. Er bauete Kirchen und gründete Bisthümer, über welche er zum Oberaufſeher den ſalzburger Erzbiſchof Arno ſetzte, der ſeinerſeits den Mönch Dieterich zum Biſchofe ſüdlich der Raab für alles, weſtlich der Drave bis zu ihrem Einfluſſe in die Donau gelegene Land, das alſo Kärnten und Slavonien umſchloß, ernannte. Dem neuerwählten Paſſauer Biſchof Urolf übergab Arno den Kirchſprengel des nördlichen Pannoniens, worauf Jener, mit kaiſerlicher Unterſtützung, das von den Avaren zerſtörte Lorcher Erzbisthum erneuerte und zu Speculunum (Dievina, Theben), zu Nitrava (Neitra), zu Vetvar (Deutſch-Altenburg) und an anderen Orten neue Bisthümer errichtete, deren Biſchöfe jedoch lange ohne Sitze und Gemeinden blieben, und unter den, ihrer Sprache unkundigen Slaven wenig auszurichten vermochten.

Der bekehrungseifrige Grieche Methodius, vom Papſte Adrian II. zu Mährens und Pannoniens Erzbiſchofe nach römiſchem Ritus geweiht, richtete, um ſein frommes Werk ſich zu erleichtern, in ſeiner Diöceſe das Kirchenweſen in ſlaviſcher Sprache ein. (S. Band III., S. 14 u. f.) Darüber

erhob der lateiniſche Clerus von Salzburg bittere Klage, und der römiſche Stuhl fand ſich endlich bewogen, den Gebrauch der ſlaviſchen Kirchenſprache zu unterſagen. Aber der Papſt Johann VIII. widerrief (880) dieſes Verbot, zeigte ſich mit des Methodius Einrichtungen völlig einverſtanden, und weihte den von Swentopulk ernannten ſalzburger Prieſter Wiching zum Biſchof von Neitra. Uebrigens war der mähriſche Cultus nicht die griechiſche, ſondern die römiſche Liturgie in ſlaviſcher Sprache; daher kam es auch, daß der in ſeinen Hoffnungen getäuſchte byzantiniſche Patriarch Photius, wegen angeſchuldigten Uebertritts des Methodius zur römiſchen Kirche, die mähriſchen Bisthümer für erledigt erklärte, den Neitraer Biſchof Wiching, der ſich dem ſlaviſchen Gottesdienſte widerſetzt, mit dem Banne belegte, Agathon zum Erzbiſchof von Mähren, und Gorasdos zum Biſchofe von Neitra wählte; aber Keiner derſelben wurde in Mähren geduldet. Bis zum Jahre 895 war auch in Pannonien beinahe jede Spur des ſlaviſchen Gottesdienſtes erloſchen. Nach des hochbejahrten Methodius Hintritte — er ſtarb zu Rom, wohin der fromme Greis eine abermalige Wallfahrt unternommen und wo er in der Kirche des heiligen Clemens an der Seite ſeines Bruders und treuen Helfers bei'm Bekehrungswerke, Conſtantin-Cyrill, beigeſetzt wurde — ernannte zwar der Papſt Johann IX. einen Nachfolger desſelben. Aber das Mährenreich und Pannonien waren mittlerweile dem kühnen Heidenvolke der Magyaren zur Beute geworden, und der Umſturz aller Verhältniſſe begrub auf einige Zeit das ganze chriſtliche Kirchenweſen unter ſeinen Trümmern.

Erſter Zeitraum.

Ungarn nach der Ankunft der Magyaren bis zu ſeinem Eintritte in die Reihe chriſtlicher Staaten unter der Regierung König Stephan's I., 889–1038.

Es iſt dem aufopferndſten Eifer, der mühſamſten Forſchung, den kühnſten Hypotheſen ungariſcher Gelehrten bis jetzt nicht gelungen, ein verläßliches Licht über den Urſprung ihres Volkes zu verbreiten, dieſen an ſeine Quellen zurück zu verfolgen. Auf Verwandtſchaft mit den Hunnen weiſen die meiſten Spuren und des Volkes älteſte Ueberlieferungen hin, und auch bei der Beſitznahme Pannoniens haben ſich die Magyaren, als der Hunnen

Abkömmlinge, gleich den Avaren, auf natürliches Erbrecht an das Land, weil ſolches einſt der Hunnen Eigenthum, berufen. Am eifrigſten hat Dankovſzky ſich für die hunniſche Abkunft ausgeſprochen. Läßt man dieſe hunniſche Stammverwandtſchaft gelten, ſo iſt die, zuerſt von dem Jeſuiten Hell auf den Grund der Sprachenähnlichkeit aufgeſtellte Behauptung eines finniſchen Urſprungs der Ungarn, in einiger Beziehung nicht ſo völlig haltlos, als einzelne Gelehrte, beſonders Feßler, ſie ausgegeben haben, weil die Hunnen ſelbſt häufig finniſchen Urſprungs gehalten werden. Feßler hat die Ungarn von dem, nachgehends in ſo viele Zweige zertheilten, großen Stamm der Türken (den einſtigen Saken, nicht mit den heutigen osmaniſchen Türken zu verwechſeln), welcher in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung in Aſien zu den vorherrſchenden gehörte, abgeleitet. Wenn, wie Hammer-Purgſtall vermuthet, die Hunnen ſich den Namen der Kunen, „des älteſten und edelſten türkiſchen Herrſcherſtammes," angemaßt haben, ſo würde daraus eine finniſch-türkiſche Abſtammung hervorgehen, und ſomit die eben erwähnten, abweichenden Meinungen in gewiſſem Sinne einander begegnen*). Was Fejér über den parthiſchen Urſprung der Ungarn, mit Bezug auf äußere Aehnlichkeiten, geſagt hat, trifft im Weſentlichen mit den früheren türkiſchen Ableitungen zuſammen. Die kühnſten und überraſchendſten Sätze über dieſes Thema hat Stephan v. Horvát aufgeſtellt, ein Mann, ſtaunenswerth in ſeinem kritiſchen Scharfſinne, und ſelbſt in ſeinen Vorurtheilen und Irrthümern belehrend. Man weiß nicht, ob größere Gelehrſamkeit dazu gehört, um an ihn zu glauben, oder größere, um an ihm zu zweifeln; die größte aber würde vonnöthen ſeyn, um ihn zu widerlegen, wenn auch die Flachheit den leichteren Weg eingeſchlagen hat, ihn zu verſpotten.

Nach anderen Richtungen und in anderer Weiſe ſtrebte Czoma de Körös, dem Strome ungariſcher Urſprünge bis an ſeine Quelle nachzugehen. Hoffend, das früheſte Vaterland der Ungarn durch Sprachverwandtſchaft zu entdecken, ließ er durch einige Worte der tibetaniſchen Sprache, welche

---

*) Auch die neueſte, im Auslande erſchienene Schrift über dieſen Gegenſtand: — „Essai historique sur l'origine des Hongrois," par A. de Gerando. Paris, 1844 — ſchließt ſich, auf die früheren Erörterungen ungariſcher Geſchichtforſcher fußend und ohne neue Belege beizubringen, im Weſentlichen der Meinung für die hunniſch-türkiſche Abkunft der Magyaren an.

mit der ungariſchen gleichlautend und, auch nach dem Ausſpruche des Freiherrn von Hügel, jedenfalls von demſelben Urſprunge ſind, ſich veranlaſſen, auf ſeiner Reiſe durch Aſien, an Tibet's Gränze zu verweilen. Seine letzte Reiſe galt demſelben Zwecke, und er hoffte, im Norden von Laſſa endlich den Zweck ſeines Lebens, die Auffindung der urſprünglichen Heimat der Ungarn, zu erringen. Jede noch ſo geringe Spur begierig auffaſſend, war er nicht abgeneigt, aus dem Ausdrucke „Hung,“ welcher in einer Campbell'ſchen Abhandlung über das Limbu-Volk vorkommt und der bei demſelben einem beſonderen Stamme beigelegt wird, auf eine Stammverwandtſchaft dieſer Hung mit den Hunnen zu folgern, wobei ihn jedoch der Umſtand beirrte, daß jene Limbu-Hung ein unbedeutendes Völkchen in einem Winkel der Erde (Butan) ſeyen, während die Völkerſchaften, welche von Aſien nach Europa gezogen und die ihm als Stammväter der jetzigen Ungarn galten, eine große Nation gebildet hätten. Campbell, der Verfaſſer der gedachten Abhandlung, welchen Czoma de Körös perſönlich befragte, bemerkte ihm, der Limbu-Hung urſprüngliches Vaterland ſei unſtreitig nördlich des Himalaya gelegen, und da Körös glaube, daß dasſelbe bei den Hunnen der Fall, ſo ſey es nicht unmöglich, daß die Hung von Butan Abkömmlinge derſelben Nation. Bei dieſer Gelegenheit ſprach Czoma de Körös ſeine Ueberzeugung aus, daß er den Zweck ſeines langen und mühſeligen Nachforſchens in der Auffindung des Jugur- (Dſchugur-) Volkes erreichen werde; er glaube, das Land desſelben nördlich von Laſſa, und zwar in der Provinz Kam und an der weſtlichen Gränze des eigentlichen China ſuchen zu müſſen. Seine Hoffnungen gründete er ebenfalls auf Sprachverwandtſchaften, und ſagte, daß in der ſlavoniſchen, ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen und deutſchen Sprache „Hungar“ in „Ungar“ ausgeartet ſey; nun fände ſich in arabiſchen, türkiſchen und perſiſchen Werken Erwähnung einer Nation in Centralaſien, deren Sitten und Gebräuche viele Aehnlichkeit mit jenen des Volkes hätten, welches von Oſten nach Ungarn gekommen ſey. Dieſes Volk heiße in jenen Sprachen Ugur, Wugur oder Jugur, und es ſey ihm klar, daß in jenen Werken den Jugur das Land angewieſen ſey, wo er ſie jetzt ſuche. — Czoma de Körös ſollte bekanntlich dieſes gelobte Land ſeiner Forſchung nicht mehr erreichen; er ſtarb, ein Märtyrer ſeiner wiſſenſchaftlichen Zwecke, den 11. April 1842 zu Darjieling, einer Stadt in dem kleinen Staate Sikkem in den ſüdlichſten Thälern des Himalaya, und ſeine, unter namenloſen

Anſtrengungen, Opfern und Entbehrungen zuſammengetragenen, mit dem Preiſe des Lebens bezahlten Hypotheſen blieben Trümmerwerk.

Dem Beiſpiele des unglücklichen Czoma de Körös folgte ein junger ungariſcher Gelehrter, Namens Reguly, der, ebenfalls mit dem Vorſatze, dem Urſprunge des ungariſchen Volkes nachzuforſchen, vor mehren Jahren ſein Vaterland verließ. Sein Weg war aber von dem ſeines Vorgängers verſchieden; während Czoma de Körös gegen Süden zog und ſich in Konſtantinopel durch das Studium der arabiſchen Sprache, ſpäter in einem Bergkloſter in Tibet durch mühſame Erlernung der tibetaniſchen Sprache zu ſeinem Zwecke vorbereitete, begab ſich Reguly, die von Hell und Anderen gegebenen Andeutungen einer finniſchen Sprachverwandtſchaft wieder aufnehmend, vorerſt nach Schweden, von da nach Finnland, wo er, ſich lange aufhaltend, die Volksſprache mit ihren verſchiedenen Dialekten erlernte, worüber er auch der ungariſchen Akademie mehre Berichte zuſandte. Von da ging er nach St. Petersburg, wo er ſich durch das Studium der kaukaſiſchen Sprachen zu ſeiner Reiſe nach Aſien vorbereitete, die er, von der ungariſchen Akademie unterſtützt und mit Inſtructionen verſehen, 1843 wirklich angetreten hat und auf welcher ihm Jerney, wirkliches Mitglied der hiſtoriſchen und archäologiſchen Section, 1844 zu folgen gedachte*).

---

*) Unter den gelehrten Reiſenden, welche, wenn nicht dem Urſprunge, doch den früheren Wohnſitzen und den Stammverwandtſchaften der Magyaren nachforſchten, iſt auch der bereits verſtorbene Ungar Johann Karl v. Beſſe (Verfaſſer einer türkiſchen Grammatik) zu nennen, welcher zu jenem Zwecke in den Jahren 1829 und 1830 den Kaukaſus durchzog. Die Ergebniſſe ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe hat er in einem eigenen, in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen, und in Paris aufgelegten Werke — „**Voyage en Crimée, au Caucase, en Géorgie, en Arménie, en Asie mineure et à Constantinople, en 1829 et 1830, pour servir à l'histoire de Hongrie**“ — an's Licht geſtellt. Beſſe will im Kaukaſus ganze Stämme und Familien aufgefunden haben, welche ſich noch jetzt für Magyaren halten und als ſolche zu erkennen geben, und auch andere dortige Stämme erzählten ihm von der im Kaukaſus herrſchenden Ueberlieferung: daß jene Gegenden in früheren Zeiten im Beſitze der Magyaren geweſen. Er ſtieß dort auf eine Menge ungariſcher Wörter, welche Flüſſe und Berge bezeichneten, und ſelbſt auf Eigennamen, die noch heutzutage von ungariſchen Familien geführt werden. Er führt unter jenen Kaukaſiern fünf Stämme — nämlich die Oruspier, Bizinghi, Kuliam, Balkar und Doguren — auf, welche ſich noch immer für Magyaren anſehen, eine von den anderen Kaukaſiern ganz verſchiedene Sprache reden, auf den höchſten Bergen wohnen und mit ihren Nachbarn, den Oſſeten und Imerethiern, in Verbindung ſtehen. Beſonders entdeckte er an den Karatſchai und Doguren eine die Augen fallende Aehnlichkeit mit den Ungarn. Auch der bei der ſchottiſchen Miſſion in Karaß am Fuße des Fünfgebirges von Beſſe angetroffene Petterſon

Dieſer noch keineswegs vollſtändige Ueberblick genügt, um zu zeigen, mit welchem Aufgebote von Eifer und Mühe die Ungarn an die Ermittelung der Anfänge ihrer Geſchichte und ihrer Abkunft gegangen ſind; leider zeigen ſie aber auch, daß all' dieſe Bemühungen bisher von keinem ſicheren Reſultate gekrönt wurden und daß, während der gelehrte Scharfſinn Vermuthungen auf Vermuthungen häufte, die hiſtoriſche Gewißheit verhältnißmäßig nur wenig Terrain gegen früher erkämpft hat. Von den aufgezählten hunniſchen (als der beliebteſten), finniſchen, alttürkiſchen, parthiſchen und tibetaniſchen Ableitungen, hat jede ihre Anhaltspunkte, wie ihre gerechten Zweifel, und wir müſſen, bis vielleicht dereinſt entſcheidendere Entdeckungen folgen werden, dieſes Problem als ungelöſet vertagen.

Bei den Byzantinern, aus welchen die Geſchichtſchreiber früherer ungariſcher Zuſtände großentheils ſchöpften, werden, wie die Türken zu Perſern, ſo die Ungarn zu Türken gemacht, was allerdings einen Zuſammenhang mit dem großen alttürkiſchen Stamme ſehr wahrſcheinlich finden läßt. Vom Kaukaſus her zogen häufig ungariſche Schaaren als Hilfsvölker den oſtrömiſchen Heeren zu, und von ähnlichen Zügen her hat ſich in der Stadt Madſchar, ſo wie in dem Schloſſe der Matſcharen (heutzutage Mathra) im arabiſchen Irak, der Name der Ungarn erhalten. Wie oft in Aſien, dieſem ungeheuren Keſſel aufgährender und werdender, wie untergehender und zerrinnender Völkerſtämme, die unſtäten Reiterhorden der Magyaren ihre Heimat gewechſelt, iſt nicht mehr abzuſehen. Zu der Zeit, als ſie für uns in die Geſchichte eintreten, waren ihre Wohnſitze in Baſchkirien, einem der den Geographen des Mittelalters bekannten neun Hauptländer, deren Umfang ſpäter das mongoliſche Reich von Kiptſchak gebildet

---

beſtärkte denſelben in ſeiner Ueberzeugung von der magyariſchen Verwandtſchaft jener Stämme, und bezeichnete namentlich die Karatſchai, die Balkar (beide Stammzweige der tatariſchen Baſianen) und die Bizinghi als Magyaren. Die meiſten derſelben hingen, wie Beſſe wahrnehmen wollte, noch innig an ihren alten magyariſchen Erinnerungen und Sagen, ſie erkundigten ſich mit großer Theilnahme nach ihren Stammesbrüdern, den Magyaren in Ungarn, und nach Beſſe's Verſicherung ähnelten ſie in Körperbau, Haltung, Blick, Geſichtsbildung und Mienenſpiel, wie überhaupt in ihrem ganzen Weſen, auffallend den Ungarn. — Hiernach würde alſo Klaproth's und anderer deutſchen Schriftſteller Behauptung: als ob die Ungarn niemals im Kaukaſus herrſchend geweſen wären, ſich widerlegen, und es würden in den Reihen jener tapferen kaukaſiſchen Horden, welche in dieſem Augenblicke ihre Unabhängigkeit ſo beharrlich gegen Rußlands Heere vertheidigen, auch magyariſche Stammverwandte kämpfen.

hat. Dort hatten die Ungarn ihre Wohnplätze zwiſchen dem Etel und dem Uſu, d. i. zwiſchen der Wolga und dem Dnjepr, woraus, wie Hammer-Purgſtall zeigt, die Verſtümmelung der Abſchreiber und der Irrthum der Ueberſetzer das Land Etelkuſu (Atelkuzu) gemacht hat. Nördlich von dem Buge der Wolga ſaßen die Bulgaren, und wiederum nördlich von dieſen, jenſeits der Wolga, bis an dem Ural, dehnte ſich das Land Baſchkirien mit den Wohnſitzen der Ungarn aus. Noch lange nach der Ungarn Abzuge wurden, weil Stammreſte derſelben zurück geblieben, dort ungariſche Sprachlaute vernommen; daher pflegte das Land Baſchkirien, welches, wie das der Kumanen, von den arabiſchen Geographen in das äußere (nördliche) und innere (ſüdliche) unterſchieden ward, von den Reiſebeſchreibern und Miſſionarien des Mittelalters „Groß-Ungarn“ (la grande Hongrie) genannt zu werden.

Schwer drückten in dieſem Mittelpunkte zahlreicher Völkerſtämme, deren Spitzen oft feindſelig zuſammenſtießen, die Stärkeren auf die Schwächeren. Am ungeſtümſten drängte, meiſt dem Stoße einer fremden, auch ihnen überlegenen Macht folgend, das ebenfalls türkiſche Volk der Petſchenegen oder Bedſchnak, d. i. der Verſchwägerten. Da wurden die Ungarn inne, daß es gelte, die Kräfte ihres Volkes beſſer zu ſammeln, und da der Gedanke einer neuen weiteren Auswanderung in ihnen dämmerte, ſo ward das Bedürfniß eines gemeinſamen Führers und Gewaltigers um ſo mehr gefühlt. Von dieſer Vorſtellung erfüllt, traten im Jahre 884 die Oberhäupter der ſieben magyariſchen Stämme — denn die Zahlen ſieben, acht, neun und zwölf erſcheinen von jeher als Theilungszahlen türkiſcher Stämme und Völkerſchaften — zuſammen; ſie hießen Almom, Lebed, Kondu, Ondu, Toſu, Huba und Tuhutun, und wählten einen Führer aus ihrer Mitte. Die Wahl fiel auf Almom, ſo genannt nach dem ungariſchen Worte, welches Schlaf oder Traum bedeutet, weil ſeine Mutter, als ſie ihn gebären ſollte, einen eigenen Traum gehabt. Almom entſtammte, wie es heißt, dem Geſchlechte Turul, das noch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nicht erloſchen war; er war des Ugyek und der Emeſa Sohn, ein kraftvoller und kluger Greis von vier und ſechzig Jahren. Die anderen ſechs Stammeshäupter verſprachen ihm überall zu folgen, wohin auch das Schickſal ſie führen möge. Nach alter Weiſe träuften ſie ihr Blut in ein Gefäß, zur Erhärtung ihres Verſprechens. Dabei ward feſtgeſetzt: daß ihr und ihrer Nachkommen oberſter Heerführer immerdar aus Almom's Geſchlechte ſeyn ſolle; jede Eroberung und

Beute ſolle nach Verdienſt unter ſie vertheilt werden; die Stammeshäupter, welche Alom gewählt, und ihre Nachkommen, ſollten jederzeit Theil haben an dem Rathe des Heerführers und der Leitung der Angelegenheiten. Sollte irgend Einer dem Heerführer die Treue brechen, oder zwiſchen ihm und den Stammeshäuptern Zwietracht ſäen, deſſen Blut ſolle eben ſo vergoſſen werden, wie das Blut der Wähler freiwillig gefloſſen. Wer von den Nachkommen Alom's oder der Stammeshäupter jemals von dieſer Ordnung weiche, der ſolle verflucht und aus dem Volke verbannt ſeyn.

So waren die vorher vereinzelten Stämme, die, ehedem nur der Jagd, der Weide, der Fiſcherei gelebt, unter einem gemeinſamen Oberhaupte zu einem Volke vereinigt, wenn auch vorerſt wohl nur zu kriegeriſchen Zwecken. Jetzt konnte die beſchloſſene große Wanderung bewerkſtelligt werden, und die Mehrzahl des Volkes brach fröhlich auf, ein unabſehbarer Haufe, noch vermehrt durch verwandte und befreundete Stämme, durch benachbarte Abenteurer, die dem gewaltigen Völkerzuge ſich anſchloſſen. Die Ungarn zogen aus, von der dunkeln Vorſtellung geleitet, Attila's, als ihres vermeinten Ahnherrn, verfallenes weſtliches Reich als Erben einzunehmen. Sie kamen an die Wolga, ſchwammen nach Baſchkirenweiſe auf Schläuchen und Thierhäuten über den Strom, und befanden ſich nun in den Ebenen von Susdal im Lande der Ruſſen, erreichten nach weiterem Marſche den Dnjeper und ſtanden plötzlich drohend vor Kiew. Die Kiewer Slaven riefen in ihrer Noth ſieben kumaniſche Stämme, denen ſie Gaſtfreundſchaft erwieſen, zu Hilfe. Dennoch ſiegten Alom's Schaaren bei dem erſten Angriffe, und der Kiewer Bedrängniß mehrte ſich, als ihre kumaniſchen Freunde, in den Ungarn Stammgenoſſen erkennend, gegen dieſe zu kämpfen ſich weigerten. Da wurde zu Unterhandlungen geſchritten; die Kumanen halfen bei der Vermittelung, ſie bezeichneten Alom und ſeinen Kriegern Pannonien jenſeits des hohen Gebirges (Hóvoſer Waldes) als jenes Land, von wo aus einſt Attila ſein ungeheures Reich beherrſcht, prieſen deſſen Schönheit und Fruchtbarkeit, und ſchilderten die Beſitznahme desſelben unſchwer, weil nur ſlaviſche, bulgariſche, walachiſche Familien, römiſche und fränkiſche Hirten dort hauſen ſollten. Alom nahm der Kiewer Geſchenke an Geld, Pelzwerk und Nahrungsmitteln, und verſchonte ihr Gebiet. Die ſieben kumaniſchen Stämme aber, die Ungarn als Verwandte und Brüder begrüßend, huldigten Alom freiwillig als auch ihrem künftigen Heerführer, und vereinigten ſich mit ſeinen Schaaren, die

dadurch an Zahl und Kraft gewannen. In Wladimir beſchwor man die kriegeriſche Wuth der furchtbaren Ankömmlinge durch Oeffnen der Thore, durch Gaſtfreundſchaft, Geſchenke und Anpreiſen des pannoniſchen gelobten Landes. Ohne hier Feindſeligkeiten zu üben, wälzte nach kurzem Verweilen der ungariſch-kumaniſche Kriegshaufe ſich weiter in das Halitſcher Land (Galizien). Auch hier war ihres Bleibens nicht; jene tiefe, geheimnißvolle Sehnſucht, wie ſie Völkern in großen Uebergangsepochen eigen und die dem Urſprunge aller durch Wanderſtämme entſtandenen Reiche zu Grunde liegt, drängte ſie nach dem Erbe Attila's gegen Weſten hin. Da öffnete, nach abermaligem Zuge, ſich vor den kriegeriſchen Gäſten endlich das Land, welchem ſie ſo beharrlich zugeſtrebt, und am ſüdlichen Abhange der Karpathen ſtiegen ſie in die ſchöne, geräumige Ebene herab, welche die Labortza bewäſſert. Hier, am linken Ufer des Fluſſes, ruhten ſie lagernd durch vierzig Tage, nach den ausgeſtandenen Mühen den Ort Munka (Mühe) nennend; jetzt erhebt ſich dort die Bergfeſte Munkács.

Die Ankunft der furchtbaren Fremdlinge erregte unter den mähriſchen und den bulgariſchen Anwohnern des rechten Theißufers Schrecken und Beſtürzung. Viele unterwarfen ſich freiwillig, um dem Verderben oder ärgerer Knechtſchaft zu entgehen. Was Widerſtand leiſtete, wurde von den Ankömmlingen mit reißender Gewalt überfallen; ſo das Bergſchloß Ung, deſſen ſlaviſcher Vertheidiger, Láborcz, auf der Flucht gegen Zemplin eingeholt und aufgeknüpft ward, nahe bei einem Flüßchen, das ſeitdem ſeinen Namen führt. Sodann nahm Alom Beſitz von dem ganzen Lande zwiſchen der Theiß und der Bodrog, freuete ſich durch drei Tage mit ſeinem ſiegreichen Volke, und übergab dann, von den Beſchwerden des Alters niedergedrückt, Angeſichts der verſammelten ungariſchen und kumaniſchen Stammeshäupter, den Oberbefehl ſeinem Sohne Arpád, dem ſofort Alle feierlich Gehorſam und Treue zuſchwuren. Zeitweiſe kamen auch, von den Petſchenegen gedrängt, magyariſche Nachzügler aus den alten verlaſſenen Wohnſitzen Baſchkiriens an, und fanden ſich in der neuen, ſchöneren Heimat froh mit den ſiegreichen Stammesgenoſſen wieder zuſammen, deren Schaaren ſich dadurch mehr und mehr verſtärkten.

Der Ruf des neuen kriegeriſchen Volkes drang in die Nähe und Ferne. Der Kaiſer Leo hatte ſich ſchon 890 ungariſcher Hilfstruppen gegen die Bulgaren bedient. Jetzt rief ſogar der deutſche Kaiſer Arnulf, im

ungleichen Kampfe wider den mächtigeren Mährenfürſten Swentopulk, ungariſche Schaaren zu Hilfe, und brachte dadurch eine lange und furchtbare Gefahr über Deutſchland. Während die Ungarn wider Bulgaren und Mährer erfolgreich fochten, wurde ihr urſprüngliches Vaterland, das ſpäter ſogenannte Etelkuſu, ihnen durch die Petſchenegen immer mehr geſchmälert. Arpád, auf ſeinem Rückzuge aus Großmähren neue ſchlimme Kunde von den Siegen der Petſchenegen in dem baſchkiriſchen Großungarn vernehmend, beſchloß jene alte Heimat gänzlich aufzugeben, da nord- und weſtwärts ſeinen Waffen hinreichend viel des ſchönſten Landes offen lag, und lagerte daher (895) zwiſchen der Theiß und der Bodrog in dem ſchon von ſeinem Vater Alom eingenommenen Gebiete, von da aus auf weitere Verbreitung ſinnend.

Die Walachen in Siebenbürgen mußten zuerſt der Ankömmlinge Schwert empfinden. Ein ungariſcher Heerhaufe, von Tuhutun geführt, brach gegen ſie auf, traf und ſchlug ſie am Almásfluſſe. Ihr Fürſt Gelow fiel im Kampfe; nach ſeinem Falle unterwarf ſich ſein beſiegtes Volk. Siebenbürgen war erobert. Von dem bulgariſchen Fürſten Menumorut in Bihór hatte Arpád Abtretung des ganzen Landſtrichs bis an die Szamos und Nyir gefordert. Weil Jener ſich deſſen weigerte, drang ein ungariſcher Heerhaufe gegen ihn vor, und nahm das befeſtigte Schloß Bihór. Menumorut gab nach, bewilligte friedliche Abtretung des Landes und trug ſeine einzige Tochter dem Zoltan, Arpád's jüngſtem Sohne, zur Gemalin an. Arpád nahm das Erbieten an, und Menumorut blieb lebenslang im ungeſtörten Beſitze des Schloſſes Bihór. Einen anderen Heerhaufen entſendete Arpád, um die in dem Landſtriche vom linken Marosufer bis an die Donau bei Orſova und Vidin wohnenden Slaven, die unter ihrem Fürſten Glad den Petſchenegen zur Verdrängung der Ungarn aus Etelkuſu beigeſtanden, zu züchtigen. Ohne Widerſtand gelangten die Ungarn über die Theiß, lagerten längs der Bega und brachten durch den bloßen Schrecken ihres Namens die Bewohner zwiſchen der Maros und Temes zur Unterwerfung. Ueber den letzteren Strom machte Glad ihnen den Uebergang ſtreitig; aber ein ungariſcher Haufe fiel, durch eine Furt ſetzend, den Slaven unvermuthet in den Rücken, während das Haupttreffen dann den Fluß überſchritt und die Feinde in der Fronte faßte. Glad floh und warf ſich in das feſte Schloß Köw am linken Donauufer, gegenüber von Semendria. Aber auch hier belagert, mußte er den Platz übergeben und ſeine Unterwerfung durch Geißeln

verbürgen. Inzwiſchen nahmen die beiden ungariſchen Hauptleute Zuard und Kadusa mit ſtürmender Hand Orſova, und erweiterten hierauf das ungariſche Gebiet längs der Donau bis an die Mündung der Aluta.

Noch aber blieb diesſeits der Donau der mächtige griechiſch-bulgariſche Schutzfürſt Salan übrig, der ſeine Reſidenz zu Olpar oder zu Titul hatte. Ihn zu unterwerfen und ſein Gebiet an ſich zu reißen, war Arpád's nächſtes Augenmerk. Dieſer nahm ſofort Anlaß zu Feindſeligkeiten, indem er das ganze Gebiet zwiſchen der Theiß und der Bodrog bis an die Harker und Marmaroſer Salzberge beſetzte, die Burg Borſova erſtürmte und die bulgariſche Beſatzung gefeſſelt nach Unghvár führte. Salan, hierüber erzürnt, ſandte ſtolze Botſchaft an Arpád, unter ſchweren Drohungen ihm bedeutend, in die ſkythiſchen Wälder zurück zu weichen. Arpád antwortete furchtlos, doch mit ſchlauer Mäßigung; dabei ließ er verſichern, er verlange nur einen kleinen Landſtrich am Sajófluſſe nebſt einigen Schläuchen voll Donauwaſſers und einem Büſchel Sandgras von der Alpár- (Ketskeméter) Heide, und entließ Salan's Geſandte mit reichen Geſchenken, darunter zwölf makellos-weißen Roſſen, für ihren Fürſten. Kaum waren ſie fort, ſo nahm Arpád, ſein Lager an dem Zuſammenfluſſe der Theiß und der Bodrog abbrechend und es über den Szarvasberg vorrückend, alles Land zwiſchen dem Sajó-Ufer und der Bodrog in Beſitz. Um die neue Erwerbung zu ſichern, ließ er durch den Kumanen Borſu eine Burg an der Bodwa, nach dem Erbauer Borſod genannt, aufrichten, und ſendete ihn gegen die Karpathen, um dort des Magyarengebietes Gränzen zu beſtimmen und gegen die Polen zu befeſtigen. Borſu eroberte die Veſte Sóvar in der Sároſer Geſpanſchaft und das weſtlich auf ſteilem Felſen gelegene, von Skyrren erbaute Zipſerhaus (Szepes); dann beſtimmte er den von der Popper und der Dunawetz getheilten karpathiſchen Berggürtel Tatur oder Tatra als Gränze zwiſchen Ungarn und Polen, ſtieß, dem Laufe des Popper bis an ſeine Vereinigung mit der Dunawetz folgend, auf der Skyrren zweite Schanze (Alt-Sandetz) und führte die Kinder der Einwohner als Geißeln mit ſich fort. Die bei dem Fritzkaer Paſſe unweit der Quelle der Topla von Borſu erbaute Gränzveſte war noch lange nach ihm zu ſehen.

Der glückliche Erfolg von Borſu's Zuge mehrte Arpád's Zuverſicht, und er verlangte nun von Salan auch das Land an der Szágyva. Salan mochte dem ſchlagfertigen Bittſteller Nichts verweigern und trat das Be-

gehrte ab; Arpád ſchlug alles diesſeits und jenſeits der Matraberge, zwiſchen der Szágyva und dem Zipſerwalde gelegene Land zu ſeinem Beſitzthume. Endlich mußte die Erwerbungsgier der furchtbaren Nachbarn den zögernden Salan zu thatkräftigeren Schritten treiben. Vom Hofe zu Byzanz ohne Beiſtand gelaſſen, aber von dem Bulgarenkönige Symeon, wider welchen kurz vorher die Ungarn auf Kaiſer Leo's Seite im Felde geſtanden, mit einigen Hilfstruppen verſehen, begehrte er die von Arpád mit Liſt oder Gewalt ihm entriſſenen Ländereien zurück. Aber Arpád ließ ihm zurückmelden: jene Gebiete habe ihm Salan theils freiwillig, theils als Kaufpreis für die überſchickten herrlichen Roſſe, anheimgegeben; er fordere nun, als ſein gebührendes Erbtheil, von Salan auch noch alles übrige Land zwiſchen der Theiß und der Donau, und werde im Weigerungsfalle es mit Waffengewalt einnehmen. Um ſeinen Worten Nachdruck zu geben, rückte er mit zahlreichen Schaaren der Geſandtſchaft nach. Auf der Ketskeméter Heide ſtieß er mit Salan's Schaaren zuſammen, zerſtäubte ſie nach kurzem Kampfe und ſprengte viele der Flüchtlinge in die Theiß. Nach dieſer blutigen Bulgaren-Niederlage öffneten ſich die feſten Plätze Titul und Szelankemen ohne Widerſtand dem Sieger Arpád; es unterwarf ſich ihm alles Volk zwiſchen der Theiß und der Donau. Das Bulgarenreich diesſeits des letztgenannten Stromes hatte zu ſeyn aufgehört.

Während der Magyaren Herrſchaft ſich mit reißender Schnelligkeit in Pannonien ausbreitete, bahnte ihnen der Zwiſt der Söhne des (894) verſtorbenen großen Swentopulk (ſ. Band III., S. 26 u. f.) neuerdings den Weg in das von Böhmen und Baiern gemeinſchaftlich verheerte Mähren. Heftig widerſtanden die Einwohner, welche durch Swentopulk ſiegen gelernt hatten; aber der langen, planmäßigen Verwüſtung unterlag zuletzt ihre Kraft, und die Ungarn riſſen von der Beute das Land zwiſchen der Waag und der March an ſich.

Im Frühjahre 900, nachdem des Kaiſers Arnulf Tod große Verwirrung über das Reich gebracht und die Ungarn der Rückſichten entbunden hatte, welche ſie dieſem Reichsoberhaupte, als ihrem Bundesgenoſſen, ſchuldig geweſen, zog Arpád längs dem linken Ufer der Donau mit ſeinen Schaaren aufwärts und ließ auf der großen Inſel dieſes Fluſſes, Tſepel genannt, nach einem dem Heeresfürſten beſonders werthen Kumanen, Lager ſchlagen, auch dann Wohnungen dort bauen für ſich und ſeine Häuptlinge. Nachdem ſie

hier durch längere Zeit geruht, ſetzte Arpád im October über die Donau Willens, die Unterjochung Pannoniens zu vollenden, die Kärntner mit Krieg zu überziehen und einen Zug gegen Italien vorzubereiten. Nach bewerkſtelligtem Uebergange lagerten die Magyaren längs dem Ufer der Donau, bis an die warmen Quellen (Ofen) hinauf. Die römiſchen Einwohner des alten Acincum (Alt-Ofen) ſuchten ihr Heil in der Flucht, und Tags darauf zog Arpád mit allen ſeinen Großen und einem Theile des Heeres in die Stadt weiland Attila's ein. Sie ſchauten da alle Paläſte, deren einige bis auf den Grund zerſtört waren, andere nicht, bewunderten die ſteinernen Gebäude und waren erfreut, die Stadt König Attila's, aus deſſen Geſchlechte Arpád entſproſſen und ſein Erbe zu ſeyn ſich rühmte, ohne Schwertſtreich gewonnen zu haben. Täglich ſaßen die Häuptlinge beiſammen, tafelten und waren guter Dinge; Geſang, Cimbeln und Pfeifen, und Gaukler dienten die tapferen Ankömmlinge zu ergötzen. Die Mitglieder befreundeter oder freiwillig unterworfener Stämme, welche als Gäſte zu ihnen kamen, wurden glänzend bewirthet. Zwanzig Tage, alſo faſt bis Ende November, verweilte Arpád mit den Seinigen in der Stadt Attila's; ſeine Krieger führten vor den Augen ihres Heeresfürſten allerhand kriegeriſche Spiele auf; andere Jünglinge erluſtigten ſich mit Pfeil und Bogen. Aber am ein und zwanzigſten Tage, nach zuvor gehaltenem Kriegsrathe, erhob ſich Arpád aus der Ezelburg, um das Land zwiſchen der Donau und Drave zu unterjochen. Er lagerte an der Donau den hundert Bergen gegenüber, theilte darauf ſein Heer in drei Abtheilungen, davon die eine oder der linke Flügel eine ſüdöſtliche Richtung nach der Drave hin nahm, der mittlere gegen Weſzprim zog (um welches ein zehntägiger Kampf beſtanden wurde) und die Gegenden um den Plattenſee von den Italienern ſäuberte, die nördliche, von Arpád ſelbſt angeführte Abtheilung aber gegen die Raab und Rabnitz vorrückte, von wo aus Streifereien an die Mur und nach Carantanien unternommen wurden.

Die ſchnellen Fortſchritte der Ungarn in Gegenden, deren zahlreiche Bevölkerung ihnen an Cultur und Kriegskunſt ſo weit überlegen, würden unglaubig erſcheinen, hätten nicht vielerlei Dinge ſich zu ihren Gunſten vereinigt. Die ganze magyariſche Eroberung Pannoniens war großentheils die Folge thörichten Nationalhaſſes zwiſchen Deutſchen und Slaven, unverantwortlicher Läſſigkeit von Seite des deutſchen Reiches, und treuloſen

Benehmens gegen dasſelbe, endlich boshafter Repreſſalien zur unrechteſten Zeit. Kaiſer Arnulf hatte die heidniſchen Magyaren über die chriſtlichen Slaven herbeigerufen; dieſe wieſen zur Wiedervergeltung den Ungarn den Weg nach Italien und Deutſchland. Der Slave ſchob die Schuld des allgemeinen Verderbens auf die Deutſchen, die deutſche Geiſtlichkeit auf die Slaven, wie aus der berühmten Klageſchrift der baieriſchen Biſchöfe an den heiligen Vater zu Rom zur Genüge erhellt. Die Slaven wären gern der deutſchen Zwingherren, der deutſch-lateiniſchen Prieſter und der Zehenten los geweſen, und wollten, wenn ſie ſchon Zehnten zahlen mußten, ſlaviſche Prieſter und Biſchöfe haben. Die Kirchenhüter von Salzburg und Paſſau hingegen wollten die günſtige Gelegenheit nach dem Tode des Slaven-Apoſtels Methodius benutzen, um ihre alten Diöceſanrechte in Pannonien wieder geltend zu machen. Sie duldeten den weiland Neitraer Biſchof Wiching nicht einmal auf dem Paſſauer Stuhle, und ſo half eine Nation der anderen in die Arme des Elends und der Verwüſtung hinein. Die pannoniſchen Slaven zogen dabei noch das vortheilhafteſte Los, denn ſie waren den unwiſſenden und aller Verhältniſſe unkundigen Ankömmlingen als Wegweiſer, Bot- und Kundſchafter, als mit den Zuſtänden des Landes vollkommen Vertraute, unentbehrlich, und durften daher auch auf einige Dankbarkeit rechnen; aber freilich war die Rolle, die ſie dabei ſpielten, nicht die ehrenvollſte. Dahin zielten auch die baieriſchen Biſchöfe, da ſie, was für die Lage der Dinge ſehr bezeichnend, an den päpſtlichen Stuhl ſchrieben: „Wenn uns beſagte Slaven beſchuldigen, als hätten wir mit den Ungarn uns gegen den katholiſchen Glauben verſündigt und bei den Hunden und Wölfen und anderen abſcheulichen und heidniſchen Dingen geſchworen und Frieden abgeſchloſſen, als hätten wir ihnen Geld gegeben, damit ſie in Italien einfallen möchten, ſo würde ſich, wenn Jene vor Gott, der Alles weiß, bevor es noch geſchieht, und vor Euch, ſeinem Statthalter, zur Rede geſtellt würden, ihre Falſchheit bald offenbaren, ſowie unſere Unſchuld bewähren. An uns geht wahrhaft in Erfüllung, was ein Weiſer ſagte: der Gerechte trägt die Schuld des Sünders. Denn ſie (die Slaven) haben das Verbrechen, deſſen ſie uns beſchuldigen, durch viele Jahre begangen. Sie haben, und zwar keine geringe Anzahl, Ungarn zu ſich in's Land genommen, und ihre Köpfe — die Afterchriſten! — auf ungariſche Art geſchoren; ſie haben ſie dann über uns geſchickt und ſind dann ſelbſt hinterdrein gekommen, haben

Einige gefangen, Andere verſchnitten, noch Andere wüthendem Hunger und Durſte in Kerkern preisgegeben, Unzählige des Landes verwieſen, adeliche Männer und ehrſame Frauen zu Sclaven gemacht, die Kirchen Gottes angezündet und alle Gebäude zerſtört, ſo daß in unſerem ganzen Pannonien, dieſer größten Provinz, nicht Eine Kirche zu finden iſt, wie Euch die von Euch geſetzten Biſchöfe, wenn ſie aufrichtig ſeyn wollen, erzählen können, was für Tage ſie erlebt und wie ſie das ganze Land als Wüſte angetroffen haben. Sobald wir hörten, daß die Ungarn in Italien eingefallen, trugen wir, Gott iſt unſer Zeuge, ein Verlangen, mit jenen Slaven Frieden zu machen, verſprachen ihnen bei Gott dem Allmächtigen, Alles gänzlich zu verzeihen, was ſie uns und den Unſerigen zugefügt hätten; nur daß ſie uns ſo lange Friſt gönnen möchten, als wir nach der Lombardie zögen, das Eigenthum des h. Petrus zu vertheidigen und das chriſtliche Volk mit Hilfe Gottes zu befreien. Und auch dieſe Friſt konnten wir von ihnen nicht erhalten u. ſ. w." — Man ſieht daraus, wie jeder Theil dem anderen die Schuld an dem Aufkommen der Magyarenherrſchaft beimaß, und wie namentlich die pannoniſchen Slaven, in ihrem Unmuthe gegen deutſches und lateiniſches Uebergewicht, jener bereitwillig die Hand boten, um einem vermeinten Drucke ſelbſt um den Preis eines neuen, ärgeren, zu entfliehen.

Arpád's Eroberersinn ruhte nicht. Während des Winters wurden die nöthigen Zurüſtungen gemacht und ganz Slavonien und Kroatien wider Friaul und Italien bewaffnet. Von Agram und der dortigen Gegend aus mögen die Länder zwiſchen der Drave und der Save, zwiſchen der Save und dem adriatiſchen Meere überſchwemmt worden ſeyn. Ein Theil des Heeres konnte rechts der Drave durch die heutige ſüdliche Steyermark nach dem ſüdlichen Kärnten (oder durch die windiſchen Länder) nach Italien, ein anderer Theil durch die windiſche Mark und Krain, ein dritter über Ogulin und Friaul vordringen. In Friaul war Niemand auf den Beſuch der ſchrecklichen Gäſte gefaßt. Berengar hatte, über ſeinen Beſtrebungen, König von Italien zu werden, das Land faſt ohne Vertheidigung gelaſſen, und die Ungarn fanden daher nirgends Widerſtand. Wer da konnte, flüchtete in die Burgen, Städte und auf die Inſeln, was ſeit den Völkerwanderungen früherer Jahrhunderte zur Gewohnheit geworden. Am übelſten erging es dem Landvolke und den Bewohnern offener Plätze. Die ſtark befeſtigten Städte Aquileja und Verona zur Seite laſſend, gelangten die Ungarn unge-

hindert bis vor Pavia. Berengar hatte ſich mittlerweile ermannt, und ſein Ruf verſammelte ein Heer, dreimal größer, als jenes der Ungarn. Stolz auf ſolche Streitkräfte, achtete er der Feinde nicht mehr, ſondern verweilte mit ſeinen Anhängern in einem kleinen Städtchen und lebte dem Vergnügen. Als die Ungarn die Uebermacht des Feindes ſahen, erſchraken ſie und dachten auf Rückzug. Von den Chriſten heftig verfolgt, verhandelten ſie um freien Abzug gegen Rückgabe alles Geraubten. Aber die Italiener, hochmüthig geſtimmt durch der Feinde Verzagniß, ſchlugen das Begehren ab, ſpotteten der Bedrängten und ſahen ſich ſchon nach Feſſeln um, womit ſie die gefangenen Ungarn fortzuſchleppen gedachten. So mit ihren Bitten zurückgeſtoßen, flohen die Ungarn abermals und gelangten in die Ebenen von Verona. Die Italiener ſetzten ihnen nach, und es entſpann ſich ein Scharmützel zwiſchen der Vorhut der Chriſten und der Nachhut der Heiden, wobei die Letzteren im Vortheile blieben. Als aber das Hauptheer der Italiener nachrückte, ſetzten die Ungarn ihren Rückzug fort, und ſo gelangten beide Heere an die Brenta. Die Ermattung der Pferde der Ungarn nöthigte ſie, Halt zu machen; der Fluß trennte die beiden Heere. So entmuthigt waren die Ungarn, daß ſie den Italienern alles Gepäck, die Gefangenen, alle Waffen und Pferde zu überlaſſen bereit waren; ſie begehrten Nichts mit hinweg zu nehmen, als das nackte Leben, verſprachen, nie mehr nach Italien zurück zu kehren, und wollten ihre Kinder als Geißeln ſtellen. Auch das wieſen die Chriſten zurück, ihnen mit der herben Antwort entgegnend: „Ihr ſeyd ohnehin in unſeren Händen; von todten Hunden nehmen wir keine Geſchenke.“ Da überkam die Ungarn der Muth der Verzweiflung; die Beherzteſten traten zuſammen, und redeten einander ermunternd zu: das Leben ſey ja das Aeußerſte, was der Menſch zu verlieren habe, und da Bitten Nichts fruchteten, Flucht unmöglich, ſich ergeben aber der gewiſſe Tod ſey, warum ſollten ſie noch fürchten, im Kampfe zu fallen und fallend doch noch Tod zu verbreiten? „Nicht Feigheit, nur Unglück iſt Schuld an unſerem Elende,“ meinten ſie. „Männlich fallen, heißt nicht ſterben, ſondern leben. Dieſen Ruhm, von unſeren Vätern ererbt, wollen wir auch unſeren Erben hinterlaſſen. Wir müſſen an uns ſelbſt glauben, an uns, die wir ſchon oft mit geringer Anzahl große Haufen beſiegt haben.“ — Durch ſolche Betrachtungen neu ermuthigt, ſtellten die Ungarn auf drei Seiten Sicherheitswachen in Hinterhalt, ſtürzten ſich dann geradewegs in die Brenta und überfielen die

Italiener. Dieſe, gleichfalls ermüdet, hatten ſich durch das Lager zerſtreut, um ſich durch Speiſe und Trank zu ſtärken. Der Ueberfall war das Werk eines Augenblicks. Die Ungarn hieben Alles nieder, trieben die Pferde hinweg, ſo daß Niemand fliehen konnte, und erſchlugen auf ſolche Art die abgeſeſſenen Ritter deſto leichter. Zum Unglück herrſchte auch noch Uneinigkeit unter den Chriſten. Einige enthielten ſich, wie Luitprand meldet, gänzlich des Kampfes mit den Ungarn und waren froh, daß ihre Nachbarn umkamen; denn ſo hofften ſie dann allein zu herrſchen und freier zu ſchalten. Indem ſie alſo einander zu Hilfe zu eilen unterließen, überraſchte ſie ſelbſt der Tod. Endlich flohen die Chriſten; die Heiden wütheten und kannten jetzt keine Schonung, eben weil ſie kurz vorher keine erhalten konnten. An zwanzig tauſend Italiener verloren bei dieſem Ueberfalle das Leben, die übrigen wurden zerſprengt, und das ganze ſchöne Heer, das Italien ſchützen ſollte, war vernichtet.

Die Ungarn ergoſſen ſich nun plündernd und verwüſtend über das Land, und breiteten ſich namentlich in Venetiens ebenen Gegenden längs dem Meere aus. Padua wurde von ihnen ausgeraubt, nachdem Treviſo und Vicenza gleiches Schickſal durch ſie erfahren hatten. Sie ſtreiften in jenen blühenden Gegenden umher, und kamen an das alte, berühmte Kloſter Nonantula, erſchlugen die Mönche, plünderten die Schatzkammer und brannten den Büchervorrath zu Aſche. Muthmaßlich fiel das ganze Küſtenland von Aquileja bis an die Lagunen Venedigs in ihre Hand. Die dalmatiniſchen, liburniſchen und iſtriſchen Slaven unterſtützten bei dieſen Unternehmungen das ungariſche Heer durch Kriegsſchiffe. So ausgerüſtet, verſuchten am Peter- und Paultage 901 die Ungarn nach Malamocco überzuſetzen. Aber hier ſtellte der muthige Doge Petrus ſich ihnen mit der Flotte der Republik entgegen und ſchlug ſie in die Flucht. Durch ein ganzes Jahr hatten ſie in Italien und Venetien gehauſet, da vermochte der König Berengar I., indem er durch Geſchenke ihre Habgier, durch Geißeln ihr Mißtrauen beſchwichtigte, ſie endlich, das Land zu verlaſſen. Alle gemachte Beute ſchleppten ſie mit ſich fort. Ihren Rückzug nahmen ſie wahrſcheinlich über Kärnten, und wohl mag ſchon damals das alte Kloſter Oſſiach, die Pflanzſchule windiſcher Miſſionäre, gleichfalls den Gräuel der Verwüſtung erfahren haben.

Mittlerweile war jene ungariſche Heerabtheilung, welche zur Eroberung Pannoniens zwiſchen der Donau und der Drave ausgezogen, ſchon in Caran-

tanien eingedrungen, hatte ſich der Murlinie bemächtigt und ſtand im Krapfelde dem carantaniſchen Heere gegenüber. Eine Schlacht wurde geliefert, und die Ungarn mit ſchwerem Verluſte zurückgeſchlagen. Der Sieger dürfte, nach der Anſicht des gelehrten Franz Richter, Ratold, ein natürlicher Sohn Kaiſer Arnulf's und dazumal vielleicht zum Hüter Carantaniens beſtellt, geweſen ſeyn. So wurde dieſes Land vor weiteren Verwüſtungen gerettet. Die ausgeſtandenen Menſchenverluſte auf den vielfachen Heerzügen und bei jenen Niederlagen bewirkten, daß die Ungarn durch volle ſechs Jahre die Waffen gegen Carantanien und Italien ruhen ließen.

Während andere Heerhaufen der Magyaren in Italien und Carantanien kämpften und raubten, prallten kleinere Haufen wiederholt gegen Deutſchland und Mähren vor. Baiern wurde von ihnen unter dem Vorwande friedlicher Verhandlungen ausgekundſchaftet. Als dies gelungen, zog ein ungariſcher Haufe über die Enns und legte das Land wüſt auf fünfzig Meilen im Umkreiſe. Aber auf dem Rückzuge wurden ſie von den Mannen Herzog Luitpold's und des Paſſauer Biſchofs angegriffen und an der Donau zu einer Schlacht gezwungen, welche ihnen zwölftauſend Mann koſtete.

Noch war von einem Staatsleben der Ungarn nicht die Rede. Unter fortwährendem Kriege wider Alle rang dieſes werdende Volk ſeiner Zukunft entgegen, und, wie von den Söhnen Ismail's, konnte damals auch von ihnen geſagt werden, daß ihre Hände gegen Jedermann, und Jedermanns Hände gegen ſie. Drohte doch ſelbſt dem Geſchlechte der erblichen Heerführer ein frühzeitiger Ausgang; denn von Arpád's fünf blühenden Söhnen, Liuntin, Turkatz, Jelech, Jutotz und Zoltan, war nur der letztgenannte noch am Leben, dem durch den Tod ſeines Schwiegervaters Menumorut das ganze Bihárer Gebiet erblich anheim gefallen war. Ihm, nach dem Vertrage Alom's, die Nachfolge im Heeresbefehle zu ſichern, war jetzt des alternden Arpád doppeltes Beſtreben. Auf ſeinen Anlaß wurde Zoltan von des Volkes Stammhäuptern auf dem Schilde erhoben und ihm der Eid der Treue dargebracht. Zwei Jahre darauf (907) ging Arpád aus der Welt, betrauert von dem Volke, deſſen obſchon rohe Kraft er zum Bewußtſeyn gebracht und ſie zerſtören gelehrt hatte, damit aus dem Zerſtören einſt die Macht des Schaffens ſich entwickeln könne. Noch lange wurde den Nachkommen unweit Budvár, an der Quelle eines Baches, Arpád's Grab gezeigt, und an ſeinem Beiſpiele ihr Muth und ihre Treue erſtarkt.

Arpád's, des Gefürchteten, Tod und Zoltan's große Jugend machte den Deutſchen Hoffnung, die magyariſche Gefahr durch einen ſchnellen Schlag auf lange hin zu brechen. Der Reichsverweſer, Erzbiſchof Hatto I. von Mainz, rief den baieriſchen Heerbann und die Mannſchaften der benachbarten Fürſten unter die Waffen. Zwiſchen Anesburg und St. Florian verſammelte ſich das deutſche Heer; aber der Deutſchen ſchwerfällige Kampfweiſe und Bewegung wurde von der Ungarn beiſpielloſer Gewandtheit überflügelt, und in einem dreitägigen Kampfe das herrliche Heer zerſprengt, erſchlagen, unter die Roſſe getreten. Der ſalzburger Erzbiſchof Dittmar, die Biſchöfe Otto und Zacharias, Herzog Luitpold, Eyſengrin, des Königs Truchſeß, ſammt fünfzehn deutſchen Grafen bedeckten das blutige Feld. Dies war das Vorſpiel zu ferneren Einbrüchen und gräßlichen Verwüſtungen in Deutſchland. Schon im folgenden Jahre (908) fielen ungariſche Haufen in Thüringen und Oberſachſen ein; der thüringiſche Herzog Burchard — Derſelbe, welcher für den unter dem Namen Buzicus angeführten Stammvater der Wettiner angeſehen wird — ließ, bei verſuchter Abwehr, ſein edles Leben unter den Schwertern der Magyaren. Die thüringiſchen Chroniſten wiſſen den Gräuel der Verheerung, der auf den Schlachtroſſen der ſchrecklichen Feinde dahergebrauſet kam, nicht grell genug zu ſchildern. Die erſchreckten Einwohner gruben ſich in die Erde ein, oder verbargen ſich in Felsſpalten und Höhlen, die nachmals „Zwerglöcher" genannt wurden, weil die Thüringer und Deutſchen, wahrſcheinlich nach dem Maßſtabe der Furcht, die Hunnen (ſo nannten ſie die Ungarn, die ſich gern mit dieſem allgefürchteten Namen bekleiden ließen) für Rieſen, ſich ſelbſt für Zwerge neben ihnen anſahen, und ſeitdem auch durch lange Zeit alles Große und Ungeheure hunniſch oder heuniſch nannten. (S. Acta Eruditor T. VI. p. 89 sq. und Binhart's „thüringiſche Chronik," Seite 60 u. f.)

Der achtzehnjährige König der Deutſchen, Ludwig IV. (das Kind), ergrimmt über die Niederlagen der Baiern und Thüringer, vermeinte ſich ſeine Spornen an den Magyaren zu verdienen. Eine ſtrenge Heerfahrt wurde von ihm angeordnet und mit Anſtrengung gerüſtet. Die drohende Gefahr weckte auch der Ungarn vermehrte Thätigkeit. Zwei Reichsbeamte wurden dem dreizehnjährigen Zoltan an die Seite geſtellt, und wiederum unterlagen bei Augsburg die Deutſchen (910) der ungewohnten Kampfweiſe der Feinde, deren ſchnelles Kommen und Verſchwinden, unerwartetes Anſprengen,

täuſchendes Fliehen und furchtbares Streiten aus der Ferne mit ſicher treffenden Pfeilen, kein Fechten, Angreifen oder Widerſtehen in geſchloſſenen Reihen zuließ, wie bis dahin die Deutſchen es allein verſtanden. Durch Geldgeſchenke an die Anführer der Ungarn hielt der beſiegte König dieſe von weiterem Vordringen ab, und um die Schmach zu vermehren, mußte, der Enkel Karl's des Großen ſich und ſeine Nachfolger den unüberwindbaren Feinden zu einem jährlichen Tribute verpflichten. Ludwig überlebte dieſe Niederlage nur um Ein Jahr, und auf den ſiegentfremdeten Thron der Karolinger, deren Herrſcherlinie in Deutſchland mit Jenem ausſtarb ſtieg der fränkiſche Herzog Konrad.

Doch noch war die Zeit nicht gekommen, wo Deutſchland ſich gegen die kühnen Eindringlinge zu ſchützen wußte. Parteigeiſt, Abtrünnigkeit und ſtäte Umtriebe gegen den Thron zehrten an dem Marke dieſes Reiches und gaben es — ein Beiſpiel, das neunhundert Jahre ſpäter ſich verhängnißvoll wiederholen ſollte — zerſplittert und einheitlos in die Hände einträchtiger Feinde. Ungehindert drangen die ungariſchen Streifparteien bis Baſel vor, legten die Stadt in Schutt, und ergoſſen ſich von da aus ſengend und plündernd über Elſaß und Lothringen (917). König Konrad hatte kaum nach innen ſich ſeiner Widerſacher zu erwehren begonnen, als ihn (919) der Tod überraſchte. Eben ſo weiſe als edel, hatte er ſeinen Nachfolger aus den Reihen ſeiner Gegner gewählt, überzeugt, derjenige werde die Krone am tapferſten ſchützen, der ſie am tapferſten angegriffen, und ſo erfaßte nach ihm Heinrich I. der Sachſe — unpaſſend der Finkler genannt, weil am Vogelherde ihn die Nachricht ſeiner Erwählung angetroffen haben ſoll — Deutſchlands glanzberaubtes Scepter, um es herrlich von ſeinem Roſte zu reinigen.

Wie in Deutſchland, ſo boten auch in Italien innere Zerwürfniſſe den Ungarn die Hand zu erfolgreichen Einfällen. Der König Berengar von Italien, gedrängt von dem Könige des transjuraniſchen Burgunds Rudolf II. und deſſen Mitverſchworenen, befolgte gegen dieſe Widerſacher dieſelbe verderbliche Politik, deren einſt Kaiſer Arnulf wider den Mährenfürſten Swentopulk ſich ſchuldig gemacht. Er rief die bereits verderblich gegen Italien heran ziehenden, bei Verona gelagerten Ungarnſchwärme zum Beiſtande gegen ſeine Feinde auf, die eben auf dem Berge von Brescia Berengar's Verderben beſchloſſen (921). Die Ungarn, ſchnell bereit, über-

fielen die Verſammlung der Empörer, hieben die Meiſten derſelben nieder, und ſchleppten die Anderen, worunter der mächtige Graf Giſelbert, in Feſſeln vor Berengar. In unzeitiger Großmuth ſchenkte dieſer dem ränkeſüchtigen Grafen die Freiheit, welche der Undankbare dazu benutzte, den König von Burgund zum nochmaligen Angriff auf Italien zu verführen, bis Berengar (924) unter den Dolchen von Meuchelmördern verblutete. Dieſe himmelſchreiende Unthat ſtachelte die Ungarn zu neuem Ingrimme wider Italien, und lieh ihnen zugleich den Vorwand der Rache. Stürmend erſtiegen ſie unter Zoltan's Anführung die Mauern Pavia's, der Hauptſtadt des italiſchen Reiches, ſteckten ſie in Brand, und erwürgten alles Lebende; nur zweihundert Bürger erkauften um acht Scheffel Silbers, das ſie mit wunden Händen unter dem Schutte der Verwüſtung hervor gegraben, das nackte Leben. Noch nicht geſättigt in ihrer Rache, wollten die Magyaren auch den burgundiſchen König Rudolf, den Anſtifter von ihres Bundesgenoſſen Berengar blutigem Untergange, die Schwere ihres Armes empfinden laſſen. Ihr Zorn ſuchte den Gegner jenſeits der Alpen auf. Obſchon der Wege unkundig und von dem Heere des Grafen Hugo von Vienne plötzlich umzingelt, ſchlugen ſich die Magyaren doch unwiderſtehlich durch, und ergoſſen ſich über das ſüdliche Frankreich, wo das ungewohnte Klima anſteckende Krankheiten in ihre Reihen warf und ſie großentheils aufrieb. Der Reſt zog in die Heimat zurück.

Der kraft- und ruhmvolle deutſche König, Heinrich, lehnte ſich alsbald gegen den ſchmähligen Tribut auf, den das Reich den Ungarn zollte. Er ſchien ihn in's Vergeſſen bringen zu wollen, und als ungariſche Geſandte auf Abführung des Rückſtandes drangen, verweigerte er ihn. Sofort drang ein Magyarenheer in Sachſen ein; Heinrich ſtellte ſich demſelben entgegen, und in den Harzgegenden oder bei Werle kam es (923 oder 924) zu einem Gefechte. Noch immer war den Deutſchen die Kampfweiſe der Magyaren eine ſo fremdartige und ungewohnte, daß ſie derſelben nicht zu widerſtehen vermochten, und Heinrich kaum Zeit gewann, ſich in die Pfalzfeſtung Werle zu werfen. Die Magyaren hätten nun volle Freiheit gehabt, ſich im Lande auszubreiten; aber einer ihrer Hauptanführer, vielleicht Zoltan ſelbſt, war im Gefechte in die Hände der Deutſchen gefallen, und willig begaben ſich die Magyaren ihres Vortheils, um nur den geliebten Führer wieder frei zu ſehen. Mit Löſegeld war dem deutſchen Könige nicht gedient; er begehrte

für die Freigebung des hohen Gefangenen einen neunjährigen Waffenſtillſtand, und dieſer wurde zugeſtanden.

Mit beiſpielloſer Umſicht und Thätigkeit verſtand der König dieſe neunjährige Ruhe gegen Ungarn zu benutzen; die Ergebniſſe von Menſchenaltern drängten ſich in dieſen kurzen Zeitraum. Vor Allem galt es, die Deutſchen zu einer neuen, der magyariſchen entſprechenden Kriegsweiſe zu gewöhnen und den reitenden Krieg in Aufnahme zu bringen, zugleich aber auch die Unterwerfung der ſlaviſchen Völker, an denen die Magyaren bei ihren bisherigen Einfällen allzeit bereite Helfer gefunden, zu bewerkſtelligen, und nebſtbei durch Errichtung ummauerter Zufluchtsorte die, der Belagerung feſter Plätze unkundigen Magyaren von tieferem Eindringen in das Land abzuhalten. Alles dies wurde in der gebotenen Friſt glücklich bewerkſtelligt. Von der Elbe aufwärts gehend, bändigte er die ſlaviſchen Völkerſchaften der Dalemincier, Milziener und Heveller im Meißniſchen, Lauſitziſchen und Brandenburgiſchen, und ſchnitt ihnen durch Bekämpfung der Böhmen den Rückhalt ab. Er bildete aus ſeinen deutſchen Kriegern treffliche Reiterheere, übte ſie im Waffen- und Roſſegebrauche, und — während bisher, zu ihrem Nachtheile, die Deutſchen immer nur in großen Maſſen geſtritten, und, gewöhnlich mit einer Spitze in die feindlichen Reihen dringend, zuletzt Mann gegen Mann gekämpft hatten — hielt Heinrich auf geſchloſſene Glieder, aber nicht in tiefen Haufen, ſondern in ausgedehnten Linien, um den gewöhnlichen Angriff der Magyaren im Rücken zu vereiteln. Bei dem Felddienſte wies er die Reiter an, im leichten Gefechte die gefürchteten magyariſchen Pfeile aufzufangen und dann plötzlich auf den Feind einzudringen. Dabei umgab der König ſowohl in Sachſen und Thüringen, wie im Slavenlande manchen offenen Flecken mit Mauern, erbaute an ſchicklichen Orten Burgen, legte Warten mit Beſatzungen an und verordnete, daß je der neunte freie Grundbeſitzer vom Lande in dieſe ſogenannten Städte ziehen und Wohnungen und Scheuern für den Fall eines Krieges erbauen ſollte, imgleichen daß, um den Gebrauch der Waffen allgemein zu machen, die Burgwache der Reihe nach von den Bewohnern des Umlandes verrichtet würde. Viel räuberiſches Geſindel ſchuf der unermüdliche König zu einer Kriegerſchaar um, und legte ſie in die Vorſtadt des ſtark befeſtigten Merſeburg, um zur Vertheidigung der Stadt oder zum Zug im offenen Felde ſie zu verwenden. Alles bereitete ſich zu einem Entſcheidungskampfe vor, der nicht ausblieb.

Die Ungarn hatten, ungeachtet der drohenden Vorbereitungen des deutſchen Königs, den ihnen unbequemen Waffenſtillſtand redlich gehalten. Als aber die Zeit verronnen war, drangen ſie (932) von Neuem auf Zahlung des Tributes. König Heinrich wies ſie ſchnöde ab. Da brach Zoltan mit einem Heere durch Böhmen in Dalemincien (Meißen) ein, die ſlaviſchen Bewohner des Landes an die alte Freundſchaft mahnend und zur Abſchüttelung des deutſchen Joches aufrufend. Doch die Dalemincier ſcheuten des Königs Zorn noch mehr, als jenen der alten Bundesgenoſſen, von denen ſie ſelbſt gar Manches gelitten und ausgeſtanden. Spottend überſchickten ſie den Magyaren, ſtatt der erwarteten Hilfe, einen fetten Hund. Zoltan hatte nicht die Zeit, die ſchmachvolle Antwort zu beſtrafen; kampfgierig drängte er dem deutſchen Könige entgegen. Die Ungarn theilten nun ihr Heer, und während der eine Haufe die Belagerung der feſten Burg an der thüringiſchen Gränze (Zeiz? Jena?) unternahm, welche der Thüringer Wido, Gemal der unehelichen Schweſter Heinrich's, mit vielen Schätzen bewohnte, drang der andere Haufe nach Nordthüringen ſelbſt vor. Allein der thüringiſche Heerbann unter der Anführung Sigfrid's, Grafen im Hosgau und Frieſenfeld, und die mit ihm vereinigten Schaaren des wahrſcheinlich ſächſiſchen Grafen Hermann, warfen ſich auf dieſen zweiten Magyaren-Haufen, ſchlugen und zerſprengten ihn völlig. Das Treffen mag unweit Erfurt vorgefallen ſeyn, da eine damals in dieſer Stadt eben verſammelte Synode durch dieſen, den Deutſchen günſtigen, Ausgang der tödtlichſten Angſt enthoben wurde. Der Unfall der Gefährten bewog den noch ungeſchlagenen anderen magyariſchen Haufen, ſchnell die Belagerung der Burg Wido's aufzuheben und mit verdoppelter Eile auf das königliche Heer los zu gehen, ehe daſſelbe noch, durch die Nachricht von dem Siege des ſächſiſch-thüringiſchen Heerbannes ermuthigt, mit vermehrter Zuverſicht ſchlagen werde. Schon war dieſer zweite ungariſche Schlachthaufe, nachdem er durch brennende Holzſtöße die auf Plünderung ausgeſandten Streifparteien zurückgerufen hatte, an den Gränzen des nachherigen Balſamerlandes oder Belragaues nordweſtlich von Magdeburg vorgedrungen, als der König Heinrich, der mit ſeinem deutſchen Heere nördlich vom Harze bei Radi ſtand, und nur noch warten wollte, bis die Frieſen zu ihm ſtoßen würden, die Botſchaft von der Niederlage des einen, und von der Annäherung des anderen Ungarnhaufens erhielt. Ohne nunmehr erſt die Ankunft der Frieſen abzuwarten, geht der

König am folgenden Tage den Ungarn entgegen, begeiſtert die Seinigen durch feurige Anrede, ſtellt die Schlachtordnung nach der neuen, beſſeren Weiſe, ſtürmt dann unaufhaltſam auf die Magyaren ein, zerſprengt mit ſeinen gepanzerten Maſſen ihre leichtgefügten Glieder, erobert ihr Lager mit der ganzen, darin aufgehäuften Beute, verfolgt die Flüchtigen bis nach Dalemincien und an die Elbe, und führt nach dieſem entſcheidenden Siege, der Deutſchlands Gränzen von den furchtbaren Gäſten gereinigt hatte, ſein Heer in die Winterquartiere und nach Nordthüringen zurück. Hätte damals in Dalemincien bereits ein deutſcher Markgraf geſeſſen, ſo wäre der völlige Untergang des Magyarenheeres unausbleiblich geweſen.

Noch wollten die Magyaren an das plötzlich erlangte kriegeriſche Uebergewicht der von ihnen ſo lange in Furcht gehaltenen Deutſchen nicht glauben; darum wagten ſie, ungeſchreckt von der erfahrenen blutigen Warnung, ſchon im folgenden Jahre (933) einen neuen Einfall. Aber Heinrich ſammelte mit gewohnter Eile ſeinen deutſchen Heerbann, zog den Feinden in den Haſſegau entgegen und ordnete hier das Treffen. Andacht und Enthaltſamkeit ſollten den Muth ſeiner chriſtlichen Krieger, gegenüber den kühnen Heiden, beleben. Alle leichtfertigen Dirnen ließ der König aus dem Lager treiben; daher der Ort, wo die Schlacht vorgefallen, noch jetzt Keuſchberg (vielleicht auch aus Königsberg corrumpirt), der benachbarte Ort aber, wohin die Dirnen geſchafft wurden, Skortleben (von Scortum, Freudendirne) heißt. Indem Heinrich den Ungarn zuerſt eine Schaar ſchlechtbewaffneter Thüringer zeigte, verlockte er Jene, ſich näher an ihn heran zu wagen, wo er dann plötzlich mit ſeinen Kerntruppen über ſie losbrach. Die Magyaren leiſteten heldenmüthigen Widerſtand, und mehr als einmal war der Ausgang zweifelhaft. Aber endlich ſiegte die deutſche Ausdauer über die leichten Magyarenhorden, die durch des Königs Liſt ſich ihres gewöhnlichen Vortheils, aus der Ferne zu ſtreiten, begeben hatten, und einmal erſchüttert, war das Verderben des Ungarnheeres entſchieden. Haufenweiſe wurden die Fliehenden niedergehauen, gefangen, in die Saale geſprengt. Doch auch die Deutſchen hatten über ſchwere Verluſte zu trauern; der heldenmüthige Albrecht von Babenberg befand ſich unter den Todten. Schanzen aus jener Schlacht haben ſich bei Keuſchberg, eine Meile von der Stadt Merſeburg, bis auf unſere Tage, erhalten, und noch jetzt wird in jenem Dorfe, in der angeblich vom Könige Heinrich zum frommen Gedächtniſſe des hier erfochtenen Sieges geſtifteten

Kirche, immer am Jahrestage der Schlacht (28. Auguſt) die Geſchichte derſelben von der Kanzel abgeleſen*). Zwar nicht Deutſchland überhaupt, wohl aber Thüringen und Sorbenland blieben ſeit dieſem Tage ſo ziemlich von weiteren Einfällen der Magyaren verſchont, und deren frühere, bald heimliche, bald offene Anhänger unter den ſlaviſchen Gränzſtämmen durften es fortan um ſo weniger wagen, ſich gegen die deutſche Hoheit aufzulehnen.

Der Ungarn Muth war durch dieſe zwei Unglücksjahre nicht erſchüttert worden. Nach des Baiernherzogs Arnulf Tode (937) fielen ſie mit erneutem Grimme in deſſen Lande ein, raubten und ſengten durch Schwaben und Franken, ſetzten hierauf bei Worms über den Rhein, verheerten Elſaß, Lothringen und Frankreich, und zogen dann, oft übel mitgenommen, aber auch beladen mit Raub, durch Burgund und Italien nach Pannonien zurück. Gleichzeitig überfielen, durch den Tod König Heinrich's (936) ermuthigt, andere ungariſche Horden das niederſächſiſche Gebiet, wurden aber theils durch die ausfallenden Beſatzungen feſter Plätze mit Erfolg angegriffen, theils durch Verrätherei ihrer Wegweiſer in den Drömlinger Waldbruch (im heutigen Braunſchweig) und in Sümpfe gelockt, und durch den Boden wie durch der Sachſen und Wenden Waffen aufgerieben. Auch in Baiern, deſſen Markenbann die Ungarn ſchon vor länger als dreißig Jahren geworfen hatten, unterlagen ſie, bei abermaligem Einfalle, am Traunufer dem ſiegreichen Schwerte Herzog Berthold's (943), und nicht minder unglücklich ging im folgenden Jahre ein Raubzug nach Kärnten an ihnen aus. Das unmächtige byzantiniſche Kaiſerthum erkaufte von den Magyaren fünfjährigen Frieden.

Die Häupter der Magyaren konnten ſich nicht verhehlen, daß der einſtige Zauber des Schreckens von ihnen gewichen und daß man namentlich in Deutſchland mit Glück auf ihre, vorher Alles überraſchende und bewältigende Kriegsweiſe eingegangen war. Die Raubfahrten hatten die Blüte der kriegeriſchen Mannſchaften hingerafft. Zoltan fühlte das Bedürfniß des Friedens, doch ſeinem muthigen Sinne erſchien Aufhören des Krieges wie

*) Die wichtigſte Quelle für dieſe Kriege, und für frühere Schilderungen unbenutzt, iſt das, von A. Th. Wedekind im vierten Hefte ſeiner „Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des deutſchen Mittelalters“ (Hamburg, 1821 u. f.) zuerſt herausgegebene alte Chronicon Corbejense, p. 487 sq.

Aufhören des Lebens. Er mochte nicht mehr Führer ſeyn, wo Nichts mehr gewagt werden ſollte; darum vermälte er ſeinen ſchon mannbaren Sohn Takſony mit der Tochter eines Häuptlings der kumaniſchen Magyaren, übergab ihm den Oberbefehl und ließ ihm in ſolcher Eigenſchaft huldigen (947). Drei Jahre noch ſtand er ſeinem Sohne rathend zur Seite; dann ſchied er aus der Welt.

Der ſiebzehnjährige Takſony dürſtete darnach, die früheren Scharten auszuwetzen. In Italien beſchwor man ſeinen Grimm durch Geſchenke; aber hoffend, in Baiern die letzten Niederlagen zu rächen, zog er mit einem Heere dorthin. Doch Baierns neuer kriegskundiger Herzog Heinrich bot ihm die Schlacht, ſchlug und zwang ihn, mit großen Verluſten ſeinen Rückzug anzutreten (950). Neue Hoffnung für der Magyaren kriegeriſche Unternehmungen boten die abermaligen Zerwürfniſſe in Deutſchland. Heinrich's des Sachſen Nachfolger auf dem deutſchen Throne, König Otto I., lebte in Zwieſpalt mit ſeinen nächſten Verwandten. Sein eigener Sohn, Ludolf, Herzog von Schwaben, mißvergnügt über des Vaters zweite Ehe mit Adelheid von Italien, empörte ſich gegen ihn. Den unnatürlichen Sohn unterſtützten ſein Schwager, der lothringiſche Herzog Konrad, dann Arnulf, Pfalzgraf von Baiern, und deſſen Vetter, der Erzbiſchof Herold von Salzburg. Die Verſchwörer entblödeten ſich nicht, Hilfsvölker von den Ungarn zu begehren, von welchen Deutſchland ſchon ſo viel gelitten. Als dieſe magyariſchen Truppen eintrafen, ſtellte ſich Herzog Konrad an ihre Spitze (954) und führte ſie, nicht zu ritterlichem Kampfe, ſondern zu Brand und Raub durch Franken und die Rheinlande. Bald ergriff ihn bittere Reue, als er ſein Vaterland von den wilden Fremdlingen durch ſeine Schuld zerfleiſcht ſah; er floh von ihnen hinweg, aber nutzlos, denn ſie hatten nun den Weg gefunden und fuhren auch ohne ihn fort zu plündern und zu verheeren, bis ſie die ungeheure Beute auf wohlbekannten Heerſtraßen durch Frankreich und Italien in ihre pannoniſche Heimat wälzten.

Solche überreiche Ausbeute reizte den goldgierigen Takſony zu wiederholten Verſuchen. Er meinte, in Deutſchland auch ferner ſo leichtes Spiel zu haben, denn es war ihm unbekannt, daß König Otto ſich mittlerweile mit ſeinen Verwandten ausgeſöhnt, den widerſpänſtigen Sohn zur Unterwerfung gezwungen, den ſtolzen Erzbiſchof Herold gedemüthigt und geblendet hatte. Ueber hunderttauſend Magyaren brachen auf, ihrem Herzoge auf ſeinem

Beutezuge zu folgen. Dieſer hatte liſtiger Weiſe Boten an den deutſchen König abgeſendet, ſcheinbar Frieden und Freundſchaft entbietend, in der That aber nur, um den Fortgang der Spannungen unter den deutſchen Fürſten und die Stärke ihrer Kriegsmacht zu erſpähen. Kaum waren die Kundſchafter, von der dem Könige Otto und dem Baiernherzoge Heinrich I. feindlichen Partei aufgemuntert, zurückgekehrt, ſo zog Takſony im Sommer 955 mit zahlloſem Volke aus, das Land von der Donau bis an den Schwarzwald überſchwemmend. Der Graf Werner, Bruder des bei Regensburg gebliebenen Pfalzgrafen Arnulf von Scheiern, ſoll die Führer der Magyaren mit ſeinem Rathe unterſtützt haben. Nichts ſchien den Eindringenden Widerſtand bieten zu wollen; denn der König Otto ſtand mit ſeinen Sachſen im Felde gegen die Gränzſlaven, und der Herzog Heinrich lag auf den Tod erkrankt in Regensburg. Was von baieriſchen Mannen in der Eile zuſammengerafft werden konnte, führte der Graf Eberhard von der Sempt ſchleunigſt nach Augsburg, wohin König Otto den deutſchen Heerbann beſchieden hatte. Zu ihrem Nachtheile hielten ſich die Magyaren, welche auf Graf Werner's Rath Augsburg zu belagern entſchloſſen waren, vor dieſer Stadt länger auf, als ſie bei ihren ſchnellen Zügen ſonſt zu thun gewöhnt waren. Dieſes Säumen ward Deutſchlands Rettung, indem es dem deutſchen Heerbanne Zeit gewährte, ſich den Magyaren gegenüber zu ſammeln. König Otto ſelbſt kam mit einer kleinen Abtheilung Sachſen — denn die Mehrzahl ihrer Mannen hatten noch mit den ſlaviſchen Stämmen zu thun — herbei; zu ihm ſtießen die Baiern, Schwaben, Böhmen, Franken und die Bürgerſchaft Augsburgs, geführt von ihrem Biſchofe Udalrich und dem Grafen Theobald.

Der König Otto theilte das deutſche Heer in acht Legionen. Die Vorhut befehligte der Herzog Konrad von Franken-Rothenburg; drei Legionen Baiern, vom Grafen Eberhard von der Sempt angeführt, bildeten, wegen ihrer kriegeriſchen Gewandtheit, das erſte Treffen. Im zweiten Treffen gebot der König Otto ſelbſt über eine Schaar Sachſen; ſie deckten das Reichsbanner und die heilige Lanze, deren Spitze aus Nägeln des heiligen Kreuzes geſchmiedet war zur frommen Begeiſterung der chriſtlichen Krieger. Die Schwaben gehorchten ihrem Herzoge Burchard. Herzog Boleslaw's tauſend Böhmen und die Augsburger Bürger machten die Nachhut aus. Durch Buße und Faſten wurde das deutſche Heer zu dem heiligen Kampfe vorbereitet,

auf ſtrenge Zucht gehalten und das Lager durch Reliquien geweiht. Der König und ſeine Fürſten empfingen aus Biſchof Udalrich's Hand das heilige Abendmahl, gaben einander den Friedenskuß, gelobten mit gleicher Kraftanſtrengung im Streite Einer für den Anderen zu ſtehen. Und weil die verhängnißvolle Schlacht am St. Laurentiustage (10. Auguſt) geſchah, ſo that der König noch überdies das Gelübde, dem heiligen Laurentius, wenn deſſen Fürbitte ihm zum Siege verhelfe, in Merſeburg ein Bisthum zu ſtiften, was, obgleich dreizehn Jahre ſpäter, auch geſchah. Eine begeiſternde Anrede entflammte den Muth des deutſchen Heeres; Jeder ging mit dem Bewußtſeyn in die Schlacht, daß nur durch feſtes Zuſammenhalten dem verhältnißmäßig geringen Häuflein Widerſtand gegen die zahlloſen Rotten der Feinde möglich ſeyn werde.

Die Magyaren hatten ſich in drei Schlachthaufen getheilt. Zwei unter Anführung der Feldherren Bultzu und Lehel waren in das Lechfeld vorgerückt; Takſony ſelbſt war an ihrer Spitze. Der dritte Haufen, unter Botyondy's Befehl, bildete in einiger Entfernung vom Lech die Reſerve. Wo das Haupttreffen entbrannte, dort ſtand damals der Ort Gunzenbach. Es gelang den beiden erſten Magyarenhaufen, ungehindert über den Lech zu kommen; klüglich umgingen ſie die Vorhut und die Baiern, von denen ſie wußten, daß dieſelben mit ihrer Kampfweiſe am meiſten vertraut waren, und verſuchten mit ihrer Menge die Deutſchen einzuſchließen und zu erdrücken. Den Böhmen, der Nachhut und den Schwaben des zweiten Treffens galt ihr erſter Angriff. Vor dem wüthenden Anpralle der Magyaren wichen die Böhmen zurück, und auch die Schwaben begannen zu wanken; ſchon plünderten die Magyaren, ſich Sieger wähnend, das feindliche Gepäck. Da flog, die Gefahr des Augenblickes erkennend, des Königs Tochtermann, der Herzog Konrad von Franken, an der Spitze ſeiner und der baieriſchen Mannen herbei, brachte die Fliehenden zum Stehen und das Uebergewicht des Kampfes wieder auf die Seite der Deutſchen. Schrecklich war das Gedränge, unerträglich die Hitze. Athemlos vom beharrlichen Fechten, wagte der Herzog Konrad den Helm zu lüften, aber in der nämlichen Secunde bohrte ſich ihm ein wohlgezielter magyariſcher Pfeil in den Hals und zerſchnitt das tapfere Leben. Noch ehe des heldenmüthigen Führers Fall die Deutſchen entmuthigen konnte, eilte der König Otto an der Spitze der übrigen deutſchen Völker, die heilige Lanze hoch aufſchwingend, zur Entſcheidung herbei;

dies gab den Deutſchen die Loſung zum wüthendſten Angriffe. Noch hielten die Magyaren eine Weile muthig Stand; aber endlich vermochten ſie nicht länger auszudauern, und alsbald zerſplitterte ihre Schlachtordnung nach allen Seiten. Ueber die Leichenhügel ihrer und der feindlichen Todten, welche die Schnelligkeit ihrer Flucht hemmten, eilten ſie dem Lech zu, welcher, weit über ſeine Ufer getreten, mit der deutſchen Erde ſich zur Rache an den furchtbaren Drängern verbündet zu haben ſchien, und, was die deutſchen Speere verſchont hatten, in ſeinen Fluten erſäufte. Alles wüthete vereinigt gegen die Flüchtlinge. Einige, die in Dörfern Fuß gefaßt hatten, wurden mit ſammt den Häuſern verbrannt, Andere von dem ergrimmten Landvolke auf der Flucht erſchlagen, Viele von den ausfallenden Beſatzungen der benachbarten Städte gefangen genommen. Den treuloſen Grafen Werner, der ſie ſo übel berathen, tödteten die fliehenden Magyaren in ihrem Zorne. Unter den Gefangenen befanden ſich auch die Führer Bultzu, Lehel und Urſur, welche König Otto, als Verbündete eines aufrühriſchen Lehensmannes, vor ein Kriegsgericht ſtellen und in Regensburg aufknüpfen ließ. So groß, wie die Beute der Sieger, war der Verluſt der Magyaren. Von dem einen Heerhaufen derſelben blieben nicht mehr als ſieben Mann übrig, welchen die ergrimmten Deutſchen die Ohren abſchnitten und ſie verſtümmelt und elend in ihre Heimat abſendeten, um ihren Mitbrüdern die grauſame Niederlage zu berichten. Mit mehr als ſpartaniſcher Strenge ſtießen die Magyaren dieſe Unglücklichen — weil ſie für das entehrte Leben feige Sorge getragen — aus aller Gemeinſchaft aus, vertrieben ſie von Weibern, Kindern und allem Eigenthume, ließen ſie verachtet den ewigen Bettelſtab ergreifen, und belaſteten ſie mit dem Schimpfnamen Magyorlak und Gyáß (Magyarlein, traurige Ritter). Doch auch der Deutſchen Verluſt war empfindlich. Vor Allen hatten ſie den Tod des tapferſten Mannes, des Frankenherzogs Konrad, dem nebſt dem Könige hauptſächlich die Ehre des Sieges gebührte, zu beklagen; auch die Grafen Theobald und Reginald von Kyburg waren unter den Erſchlagenen, ſo wie unter den Schwerverwundeten die Biſchöfe von Eichſtädt und von Freiſingen. — So endete die große Lechfeldſchlacht; ſeit derſelben wagten die Magyaren nie wieder, ihre Raubzüge ſo weit in's Innere Deutſchlands auszudehnen, und nur die Gränzprovinzen blieben noch längere Zeiten ihren verheerenden Einfällen ausgeſetzt. Auch machte dieſe Niederlage der Magyarenherrſchaft in jenen ſchönen Gebieten an der

Donau ein Ende, aus welchen die nachmalige Markgrafſchaft Oeſterreich ſich bildete.

Als der jenſeits des Lech zurückgebliebene dritte Heerhaufen der Magyaren die Nachricht von der ſchrecklichen Niederlage des Hauptheeres erhielt, warf er ſich in das Dickicht des Schwarzwaldes, den heimziehenden Truppen König Otto's dort auflauernd. Es gelang ihm, einen Theil der gegen den Rhein ziehenden deutſchen Krieger zu umzingeln, ihnen die Roſſe niederzuſchießen, Viele zu tödten und Andere in die Gefangenſchaft zu ſchleppen. Es war ein blutiger, obſchon ungenügender Troſt für das Verderben am Lech; die deutſchen Gefangenen dienten zur Auslöſung der in Regensburg kriegsgefangenen Magyaren.

Auch jener furchtbare Schlag vermochte die Raubſucht der Magyaren nicht abzuſchrecken, noch ihren kriegeriſchen Unternehmungsgeiſt zu beugen. Von ihrem Gränzplatze Mölk aus wagten ſie bald wieder Streifereien an den Gränzen Baierns, und weil das Innere Deutſchlands ihnen durch König Otto's ſcharfes Schwert verſchloſſen blieb, wandten ſie den Blick wieder nach Oſten. Zu drei verſchiedenen Malen wagten ſie in Griechenland einzufallen; doch immer mit ſchlimmem Erfolge. Das erſte Mal (958) wurden ſie von dem Patricier Pothus Argyrus nächtlich überfallen und geſchlagen, Beute und Gefangene ihnen wieder abgenommen. Aehnlich erging es ihnen einige Jahre ſpäter (961); das dritte Mal (962) erlagen ſie der Kriegskunſt des Marianus. Dennoch wagten ſich dreihundert der kühnſten Magyaren bis nach Byzanz, ſchleppten fünfhundert Griechen gefangen mit ſich hinweg, und gelangten glücklich wieder in die Heimat. Dagegen wurde ein anderer magyariſcher Haufe, zweihundert Mann ſtark, in einem Engpaſſe eingeholt und fünfzig derſelben gefangen, um ſpäter in des Kaiſers Nicephorus Leibwache aufgenommen zu werden. (Bei einem dieſer Züge gegen Griechenland ſoll — ſo erzählt eine alte Sage — Botond, ein durch Verwegenheit und Körperkraft ausgezeichneter magyariſcher Führer, trotz der feindlichen Geſchoſſe, mit ſeiner Streitart ein gewaltiges Loch in das eiſenbeſchlagene Stadtthor von Byzanz gehauen haben. Der Kaiſer ließ ihn durch den kraftvollſten Mann ſeines Heeres, einen Rieſen von Geſtalt und Größe, zum Zweikampfe fordern, mit dem Erbieten, wenn Botond ſiegen ſollte, den Frieden um einen namhaften Preis zu erkaufen. Alsbald lag der griechiſche Rieſe von Botond's Hand niedergeſtreckt. Als der Kaiſer

gleichwohl ſein Verſprechen nicht gehalten und das zugeſagte Geld zu zahlen ſich geweigert, ſollen die Magyaren die Umgegend der Hauptſtadt im weiten Kreiſe wüſtgelegt und ausgeplündert haben.) Da auch hier das Los des Krieges ungünſtig für die Magyaren gefallen, ſo ließen ſie hinfort auch Griechenland ungeſtört. Nur als Miethtruppen kämpften magyariſche und petſchenegiſche Horden (970) in den Reihen des ruſſiſchen Fürſten Swiatoslaw, als dieſer dem neuen griechiſchen Kaiſer, Johannes Tzimisces, die verlangte Herausgabe der bulgariſchen Eroberung mit den Waffen in der Hand verweigerte.

Zwei Jahre nach dem letztgenannten Feldzuge ſtarb der unerſchrockene, kräftige, aber unglückliche Takſony (972), der in erfolgloſen Plünderungszügen den Kern ſeiner Heere zur Schlachtbank getrieben hatte. Sein Sohn, von ihm mit dem kriegeriſchen Namen Geiſa (Gyözö, Sieger) benannt, folgte ihm in der höchſten Würde. Er erbte die Kraft und Entſchiedenheit ſeines Vaters, aber er war in richtiger Würdigung der Umſtände ihm überlegen, und erhielt ſo die Beſtimmung, ſein Land und ſein Volk auf eine höhere Stufe, wenn nicht der Bildung, doch der Bildungsfähigkeit, zu erheben. Wieder bewährte hier die chriſtliche Religion ihre fortwirkende Wunderkraft; ſie war es, welche den wohlthätigen Neuerungen vor Allem ihre ewig ſiegreiche Hand bot. Geiſa, obgleich noch Heide, war vermält mit der Chriſtin Sarolta, der Tochter des in Konſtantinopel bekehrten ſiebenbürgiſchen Fürſten Gyula des Aelteren, einer Frau von mächtiger Entſchloſſenheit, bei welcher ſelbſt ihre heftigen Leidenſchaften nur zur Feſtigung ihres Glaubenseifers dienten. Sarolta tummelte das Roß gleich einem Manne; auch dem Becher ſprach ſie zu, gleich einem ſolchen, und im Jähzorne hatte ſie einſt einen Diener mit dem Schwerte erſchlagen — Eigenſchaften, die, wie unweiblich auch in unſeren Tagen gemahnend, in jener rohen, unbändigen Zeit und zumal in den Augen eines kriegeriſchen, nur für Kraft und Kühnheit erglühenden Volkes, ihr wohl weit eher als auszeichnende Tugenden, denn als Fehler, angerechnet wurden, und ihren Einfluß auf die Gemüther erhöhten. Zugleich gab ihre ſeltene Schönheit das Herz ihres Gemals in ihre Hand, den ſie überdies durch ihren überwiegenden Geiſt beherrſchte. An dieſem kühnen, willensſtarken Weibe hatte alſo das Chriſtenthum eine mächtige und glückliche Vertreterin gefunden, und an dieſes Finden reihte ſich eine neue, wichtige Epoche.

Dem Magyarenvolke, welchem bisher der Krieg höchſter, ja faſt einziger Zweck geweſen war, mußten neue, und zwar friedlichere Beſtrebungen eingeflößt werden; denn eine Fortſetzung jener Vertilgungskriege, wie ſie namentlich ſeit dem Tage von Merſeburg geſehen worden waren, würde mit der Ausrottung des Stammes geendigt haben. Der Raub konnte hinfür nicht mehr die einzige Quelle des Erwerbs und Lebens ſein; Geiſa verwies ſein Volk auf Künſte des Friedens, auf Bodencultur und Handel, und rief erfahrene Ausländer herbei, um in dieſen ungewohnten Beſchäftigungen als Vorbilder und Lehrer zu dienen. Durch Sarolta's Einfluß wurden dieſer materiellen Umbildung auch Chriſtianiſirungsverſuche beigeſellt, und alsbald begannen die Verkünder des göttlichen Wortes ihr heilſames Werk wieder aufzunehmen. An die Stelle der bisherigen einſeitigen und durch ſchreckliche Menſchenverluſte als verderblich erkannten, ausſchließend kriegeriſchen, Politik mußte nach und nach ein Syſtem des Friedens und geordneter Staatsverhältniſſe treten, wozu das Chriſtenthum eben den trefflichſten Weg bahnte. Auch in Deutſchland durfte das Wort Magyar nicht mehr gleichbedeutend mit Erbfeind bleiben; darum wurde freundliches Verſtändniß mit dem ſiegreichen Kaiſer Otto gepflogen, und dieſer erwiederte es durch eine ehrende Geſandtſchaft an Geiſa. An der Spitze derſelben ſtand der fromme und gelehrte Biſchof Bruno von Verden, der bei ſeiner Botſchaft natürlich die kirchlichen Zwecke am wenigſten aus den Augen ließ und ſeine Abſicht, Geiſa für das Chriſtenthum geneigter zu ſtimmen und den in Pannonien lebenden zahlloſen Kriegsgefangenen aus Deutſchland, Frankreich und Italien freie Ausübung ihres Gottesdienſtes auszuwirken, vollſtändig erreichte. Auch Geiſa ſendete ſeinerſeits Botſchaft an den deutſchen Kaiſer, welche dieſer zu Quedlinburg empſing und wodurch die beiderſeitige Freundſchaft, wie auch die Angelegenheiten der chriſtlichen Kirche, neuen Vorſchub gewannen. Der Biſchof Piligrin von Lorch erhielt den Auftrag, eine Anzahl Prieſter aus Baiern nach Pannonien zu ſenden, um hier das Evangelium zu verbreiten. In Kurzem ließen über fünftauſend Magyaren beiderlei Geſchlechts ſich im katholiſchen Glauben unterrichten, und empfingen die Taufe. Wo die Miſſionäre keiner Gläubigkeit begegneten, fanden ſie wenigſtens Duldung und Gaſtfreundſchaft unter dem fremden Volke, ſo daß Piligrin in ſeinem Berichte an den Papſt ſchon damals die ganze magyariſche Nation zum Empfange des heiligen Glaubens bereit erklärte und das für beide

Theile rühmliche Zeugniß gab, wie nun Heiden und Chriſten hier ſo freundſchaftlich beiſammen lebten, daß ſich hier die Prophezeiung Jeſaiä zu erfüllen ſcheine: „der Wolf und das Lamm werden zuſammen weiden; der Löwe und der Eber eſſen Häckerling.“

Dem Fortgange des Bekehrungswerkes traten auf einige Zeit die erneuten inneren Unruhen in Deutſchland hemmend entgegen. Der große Kaiſer Otto I. lag im Grabe; gegen ſeinen Sohn und Nachfolger, Otto II. wagte, vom Biſchofe von Freiſingen verleitet, der Baiernherzog Heinrich II., — im ſeltſamen Widerſpruche von Einigen der Zänker, von Anderen der Fromme oder Friedfertige genannt, je nachdem der Parteigeiſt die Verhältniſſe auffaßte — ſich aufzulehnen. Für Otto erklärte ſich der Biſchof Piligrin, für Heinrich ſtanden die Magyaren auf, die nun wie jenen Biſchof, überhaupt die Prieſter und chriſtlichen Lehrer, weil Letzterer ſie ihnen zugeſendet, für ihre Feinde anſahen, dieſe daher aus dem Lande trieben und das Bisthum Lorch verheerten (975). Aber Heinrich erlag dem ſtrafenden Zorne ſeines Kaiſers; der treue Piligrin wurde mit Erweiterung ſeiner Macht und ſeines Anſehens belohnt, und wieder strömten die Lehrer des Evangeliums in das beruhigte Magyarenland, das unterbrochene Gotteswerk mit neuem Eifer wieder aufnehmend (977). Ihr frommes Bemühen krönte endlich der herrlichſte Erfolg; Geiſa ſelbſt empfing die Taufe, und ſomit ſchwang ſich die chriſtliche Religion ſiegend auf den Thron Ungarns.

Kaum in den Schooß der Kirche aufgenommen, ward Geiſa ein eifriger Bekehrer, wenn auch bei ſeinem frommen Beginnen häufig durch gewaltſame Heftigkeit die alte heidniſche Wildheit noch aufzuckte und ſich ein Werk erſchwerte, das nur durch ſanfte Pflege und weiſe Geduld gefördert werden konnte. Aber ſein Bekehrungseifer ſcheiterte großentheils an der Hartnäckigkeit, womit das Volk der Magyaren ſeinem alten Glauben anhing, und die ſich, da Geiſa mit Zwang zum Ziele zu kommen hoffte, vielmehr zum Fanatismus ſteigerte. Schon begann Geiſa an dem Erfolge zu verzagen; da ſollen himmliſche Geſichte ihn tröſtend auf die Zukunft verwieſen haben. Ein Engel ſoll ihm erſchienen ſeyn, ihm die Geburt eines Sohnes verkündend, der jenes Werk des Heiles, welches Geiſa's blutbefleckter Hand nicht gelingen wolle, ſiegreich zur Vollendung führen werde. Auch Sarolta, ſo meldet die Sage, hatte einen ähnlichen Traum; ſie ſah den heiligen Märtyrer Stephan, der ihr gebot, den Sohn, deſſen ſie geneſen

würde, nach ſeinem Namen zu nennen, ſie dabei getröſtend, derſelbe werde die erſte Krone dieſes Landes tragen. Bald darauf (978 oder 979) gebar Sarolta zu Gran den verheißenen Sohn. Doch wurde derſelbe weder ſogleich getauft, noch der Name des Heiligen ihm beigelegt, den der Traum der Mutter vorgeführt. Man nannte ihn vorläufig Waik (Bajnok, Kämpfer), vielleicht um durch den kriegeriſchen Namen ihm gleich im Beginne ſeiner Lebensbahn die Neigung des kriegeriſchen Volkes zuzuwenden.

Noch waren verhältnißmäßig Wenige für die chriſtliche Kirche gewonnen; bei weitem die Mehrzahl des Volkes hing feſt an dem Glauben der Väter, und die chriſtlichen Lehrer wurden den Heiden um ſo mehr ein Gegenſtand des Haſſes, je heftiger der Regent ſie drängte, der neuen Lehre ſich hinzugeben. Die arbeitſamen und daher reichen Chorherren und Mönche zu St. Florian, Kremsmünſter, Manſee, Altaich und Regensburg mußten ſehr oft dieſen heidniſchen Groll entgelten; denn von dem feſten Mölk aus brachen wiederholt magyariſche Rotten in das bebaute Land herein und verwüſteten weithin die Gegend. Als aber der heldenmüthige Wächter der Oſtmark, der babenbergiſche Leopold, trachtend, den Magyaren die alte Oſtgränze für das deutſche Reich wieder abzugewinnen, mit ſtürmender Hand vor Mölk zog, die Eiſenburg brach und die Magyaren bis hinter den Kalenberg zurückwies (ſ. Geſammtgeſchichte, I. Band S. 25), ward jene Gegend ſicher und die chriſtliche Cultur daſelbſt unter chriſtlichen Schutz geſtellt. Die Beſitzungen des Paſſauer Biſchofs Piligrin ſollten für dieſen Verluſt büßen; aber hier ſetzten den zerſtörungsſüchtigen Heiden die beherzten Anſiedler ſowohl, als die Beſatzungen feſter Plätze wirkſamen Widerſtand entgegen. Die Rache der Magyaren fiel daher zunächſt auf die Deutſchen, die chriſtlichen Prieſter und Mönche in ihrem Lande zurück, und die junge Saat des Chriſtenthums drohte unter dieſen feindlichen Einwirkungen gänzlich zu erſticken. Selbſt in dem chriſtlichen Geiſa regte ſich das Heidenthum noch gewaltig, und während er den einigen wahren Gott der Chriſten anbetete, hinderte ihn dies nicht, nebenbei auch den Göttern der heidniſchen Magyaren zu opfern, weil er reich genug zu ſeyn meinte, um Beiden Geſchenke darzubringen.

Ungeachtet ſeiner Halbheit im Glauben und ſeiner Unbekanntſchaft mit allem Wiſſen, ſorgte Geiſa doch, daß ſein Sohn Waik ihn dereinſt an Glauben wie an Wiſſen übertreffe. Er gab ihm den gelehrten Grafen Theodat von San Severino aus Apulien zum Lehrer und Erzieher, und da

der Kampf des chriſtlichen und des heidniſchen Elements große Gährungen beſorgen ließ, ſo eilte er, dem mittlerweile fünfzehn Jahre alt gewordenen Waik durch die Vertreter des Volkes den Eid der Treue leiſten zu laſſen. Damals vermeldete auch der heilige Biſchof Adalbert von Prag (ſ. Band III., S. 40), aus Italien kommend, durch den Mönch Pappas ſeine beabſichtigte Durchreiſe durch Ungarn. Freudig ſendete Geiſa dem heiligen Manne ehrenvolles Geleit entgegen, um ihn nach Gran zu führen, wohin er zur Verherrlichung der vorzunehmenden feierlichen Handlung die Großen des Landes berief. Ja ſelbſt dem jungen deutſchen Könige, Otto III., zeigte Geiſa die Ankunft des gefeierten Biſchofs an, und lud ihn ein, Zeuge des heiligen Actes zu ſeyn.

Die Verhältniſſe zu dem deutſchen Hofe waren damals günſtig. Zwar berichten ſächſiſche Annaliſten von abermaligen magyariſchen Einfällen, die wenige Jahre früher (981) Statt gefunden haben ſollen, und der pirnaiſche Mönch Lindner († um 1530) erzählt ſogar, Merſeburg ſey bei dieſer Gelegenheit zerſtört, und die Magyaren von den Grafen von Mansfeld gefördert und unterſtützt worden, welche Letzteren daher der Kaiſer Otto II., nach Verjagung der Feinde, ihrer Lehen und Herrſchaften entſetzt, zuletzt aber, auf flehendes Bitten der Grafen, ſie mit einem bloßen Zuſatze zu ihrem Wappen beſtraft habe. Abgeſehen von der Verdächtigkeit der ganzen Erzählung, würde der Vorgang nur als ein Vaſallenſtreit der Mansfelder Grafen zu betrachten ſeyn, die ſich bei ihrem Unternehmen vielleicht magyariſcher Söldner bedient haben mögen, ſo daß die Fehde alſo jedenfalls ohne politiſchen Einfluß auf die Verhältniſſe zwiſchen Ungarn und dem Reiche blieb.

Der König Otto ſtand nicht an, der gedachten Einladung zu folgen, und kam, in Begleitung ſeines Vetters, des Herzogs Heinrich von Baiern, nach Ungarn. Hier wohnten ſie der feierlichen Taufe des jungen Waik durch den heiligen Adalbert bei; Erſterer nahm dabei für immer den chriſtlichen Namen Stephan an, und erhielt vom König eine durch Reliquien von Nägeln des heiligen Kreuzes und vom Speere des heiligen Mauritius geheiligte Lanze, mit der Berechtigung, ſie nach kaiſerlicher Sitte überall tragen zu dürfen. Viele vornehme Magyaren folgten dem Beiſpiele des Prinzen, und empfingen aus Adalbert's Hand die heilige Taufe. Ueberdies wurde Stephan, durch König Otto's Vermittelung, mit Giſela, der Schweſter Herzog

Heinrich's von Baiern verlobt, und bei dieſer Gelegenheit verſprach Stephan insgeheim dem Könige und ſeinem Schwager, ſein künftiges ganzes Beſtreben darein zu ſetzen, um Ungarn zu einem einigen chriſtlichen Reiche zu erziehen (995). Im folgenden Jahre (996) reiſ'te Stephan nach Baiern, um die verlobte Braut Giſela in ſeine Heimat zu führen. Viele tüchtige Deutſche, vertraut in den Angelegenheiten der Kirche wie des Staates und ſo dem jungen chriſtlichen Fürſten von doppeltem Nutzen, folgten ihm nach Ungarn, wo, ſeitdem er ſeinem Vater die Zügel der Regierung lenken half, der kirchliche und mit demſelben der deutſche Einfluß immer merklicher hervor trat. So ſchien denn jener geheimnißvolle Traum Geiſa's, der ſo ganz der Abdruck ſeiner eigenen Sehnſucht geweſen war, ſich mehr und mehr erfüllen zu wollen, und beruhigt durfte derſelbe, als (997) der Tod ſein Auge ſchloß, des Landes Zukunft in des Sohnes Hände legen.

Wir haben geſehen, wie ſchon ſeit Geiſa's Regierungsantritt das alte magyariſche Syſtem ſtäten, allſeitigen Kampfes und Raubes ſich in eine Friedenspolitik zu verwandeln begonnen hatte. Mit kühner Leichtfertigkeit hatte bisher das jugendliche Volk der Magyaren ſein Blut auf den Schlachtfeldern Mährens, Deutſchlands, Griechenlands, Italiens und Frankreichs vergeudet, als ſei ſein Blut und ſein Menſchenvorrath eben ſo unerſchöpflich, wie ſein Muth und ſeine Kampfgier. Aber endlich, zumal nach den blutigen Niederlagen in Thüringen und am Lech, mußte ſich die Ueberzeugung aufdringen, daß das gegen Alle gezückte Schwert zuletzt den eigenen Herd vertilgen würde, und Ruhe, Freundſchaft mit den benachbarten Reichen trat durch Geiſa an die Stelle des früheren allgemeinen Kampfs und allgemeinen Haſſes. Als der neunzehnjährige Stephan die Zügel der Regierung in ſeine alleinige Hand nahm, herrſchte tiefer, aufrichtiger Frieden mit dem Reiche wie mit den Nachbarländern, und ſo gegen außen geſichert, vermochte der junge Fürſt doppelte Kraft und doppelte Zuverſicht in den inneren Angelegenheiten zu entwickeln. Dieſer Vortheil entſchied zunächſt den Sieg der chriſtlichen Kirche, der durch abermalige Erfolge bald außer allen Zweifel geſtellt werden ſollte. Der Verſuch einer Empörung gegen den jungen Fürſten, kam Dieſem eben recht, um durch ein ſtrafendes Beiſpiel die Luſt zu allen ferneren Wagniſſen ähnlicher Art nieder zu ſchlagen.

Noch einmal zuckte das verendende Heidenthum wild gegen den triumphirenden Chriſtianismus auf; es miſchte ſich dieſen Gährungen der Haß

des Magyarenthums gegen den wachſenden deutſchen Einfluß bei, welchen Stephan ſo auffallend begünſtigte. Stephan's eigener Verwandter, Kuppa, des kahlen Zirind Sohn und Graf des Sümegher Landes, veranlaßte den Aufruhr. Nach der Oberherrſchaft ſtrebend, hatte Kuppa die Stiefmutter Stephan's, die ſchöne Adelheid von Polen — mit welcher der verſtorbene Geiſa, nach ſeiner erſten Gemalin Sarolta Tode, ſich um 986 vermält — zur Ehe begehrt, hoffend, daß deren Einfluß ſeinen verwegenen Planen förderlich ſeyn werde. Er wurde mit ſeinem Antrage zurückgewieſen, und der Groll brachte zur Reife, was der Ehrgeiz ſchon vorlängſt beſchloſſen hatte. Der heidniſche Fanatismus der ungetauft gebliebenen Magyaren ließ ſich trefflich zu Kuppa's Zwecken benutzen, und indem Dieſer vorwendete, für den alten Glauben die Fahne zu erheben, ſtrömte ihm Alles zu, was dem neuen Glauben feind war oder deſſen Umſichgreifen befürchtete. Vor Allem wurde der Untergang der verhaßten Fremden beſchloſſen. Die Uebermacht war der Zahl nach auf Kuppa's Seite, und Stephan's Reich, ja ſein Leben ſtand auf dem Spiele.

Doch in dieſen drohenden Augenblicken entfaltete der junge Fürſt eine bewundernswürdige Umſicht und Thatkraft, und je heißer die Gefahr drängte, deſto enger ſchaarten ſich ſeine Getreuen um ihn. Unweit Gran ſammelte Stephan ſein Heer. Noch einmal entſendete er friedliche Botſchaft an Kuppa, ihn von dem unerlaubten Kampfe abmahnend. Durch Gebet und Andacht erweckte er den Muth ſeiner chriſtlichen Krieger, er ſelbſt aber ließ nach deutſcher Sitte, die allmälig in ein Verhältniß nach dem anderen eingriff, ſich wehrhaft machen; Hunt und Páznán umgürteten ihn feierlich mit dem geweihten Schwerte und ſchlugen ihn zum Ritter. Dann gelobte er, wenn Gott ihm den Sieg beſcheere, den Zehnten von allem Ertrage des Sümegher Landes für ewige Zeiten der Abtei auf dem heiligen Pannonberge zu ſchenken, und ließ ob den Häuptern ſeiner Krieger die geweihten Fahnen mit den Namen der heiligen Georgius und Martinus wehen.

Auf ſeine Uebermacht pochend, hatte Kuppa die Friedensboten höhnend abgewieſen, jenſeits der Donau die Beſitzungen der magyariſchen, wie der deutſchen Chriſten, am ärgſten jene Stephan's, mit Feuer und Schwert verwüſtet, Weſzprim eingeſchloſſen. Da rückte Stephan zum Entſcheidungskampfe über die Donau; Hunt und Páznán ſchützten ſeine Perſon; der kriegserfahrene Baier Wenzelin ordnete die Schlacht. Vor Palotta ſtieß man

auf den Feind, und der Kampf entbrannte. Schon ſchien der Sieg ſich den Aufrührern zuneigen zu wollen, und berauſcht von ſeinem Glücke, ſtürmte Kuppa gegen das Centrum der Gegner heran, um es zu ſprengen. Aber in dieſem Augenblicke ſtreckte ihn Wenzelin's Schwert zu Boden, und ſchnell wurde des getödteten Kuppa blutiges Haupt, zum Entſetzen ſeiner Krieger, auf einer Lanze hoch empor gehoben. Dies entſchied die Schlacht. Die ſich nicht ergeben wollte, fielen unter den Schwertern der Chriſten, die Mehrzahl gab ſich gefangen; Andere entflohen, und Stephan verbot, um erneutes Würgen zu hindern, ihre Verfolgung. Um aber die Empörer zu ſchrecken und ſie von ihrer verlorenen Sache zu überzeugen, wurde Kuppa's Leichnam geviertheilt, und ein Stück davon am Stadtthore zu Raab, eines zu Gran, eines zu Weſzprim und eines zu Alba Julia (Weißenburg) im Lande jenſeits des Waldes, d. i. in Siebenbürgen, aufgehangen (998). Das Sümegher Land wurde zu einer Geſpanſchaft eingerichtet, von dem Ertrage der eingezogenen Güter der Gefallenen und Gefangenen aber wurden Kirchen, Klöſter und Bisthümer geſtiftet und begabt.

Stephan hatte durch Kuppa's Aufſtand erkannt, wie das fortwuchernde Heidenthum die Einheit des Reiches gefährde, das nach ſeinen Gelübden in die Reihe der chriſtlichen Staaten einzutreten beſtimmt war. Frömmigkeit und Selbſterhaltungstrieb zwangen ihn gemeinſam, an die Bekehrung des Volkes durchgreifendere Mittel zu ſetzen und kühn die Axt an die Wurzel des Heidenthums zu legen. Drohungen auf einer, lockende Verheißungen auf der anderen Seite mußten ſeinem heiligen Eifer das Wort reden; ſein Sieg über Kuppa gab ihnen Nachdruck. Auf ſeinen Befehl mußten chriſtliche Lehrer nach allen Gegenden das Land durchziehen, das Evangelium zu verkündigen und die Bekehrten zu taufen; ſie willig anzuhören, war Allen zur ſtrengen Pflicht gemacht. Als Pflanzſchulen der heiligen Lehre gründete Stephan, zu dem Erzſtifte auf dem Pannonberge (in der Folge unter dem Namen des Kloſters „zum heiligen Berge Ungarns" bekannt geworden) noch vier Benediktiner-Abteien, und zwar zu Pecs-Várad am Fuße des Eiſenberges unweit Fünfkirchen, auf dem Berge Zobor in der Neitraer, zu Szalavár in der Szaláder, und zu Bakony-Bél in der Weſzprimer Geſpanſchaft. Da zu dieſer Zeit der Herzog Stephan auch die Trauerbotſchaft von dem Martyrertode des Biſchofs Adalbert erhielt, ſo eilte er, zum Andenken dieſes Glaubenshelden, dem er die Aufnahme in den Bund der Chriſten verdankte

und welchen er ſchon damals als einen Heiligen verehrte, den hohen Dom auf der Graner Burg zu ſtiften, und erhob denſelben zu Pannoniens Metropolitan- und Mutterkirche. Zu dieſem Zwecke wurde das ganze Land in zehn Sprengel eingetheilt, die Städte Colocza, Bács, Raab, Weſzprim, Fünfkirchen, Watzen, Erlau, Maros, Großwardein und Weißenburg in Siebenbürgen zu Reſidenzen der künftigen Biſchöfe angewieſen, die liegenden Gründe und Zehnten zu ihrer Unterhaltung ausgemittelt, und der Bau der Hauptkirchen eifrigſt betrieben. Durch die Ankunft des Aſtricus, eines Schülers und Freundes des heiligen Adalbert, und der ihn begleitenden Mönche aus Braunau, erwuchs den Verkündern des Evangeliums in Ungarn ein großer Zufluß.

Inzwiſchen verband Stephan mit dieſer emſigen Pflege des kirchlichen Elements auch einen großartigen, ſeines hohen Geiſtes würdigen, weltlichen Plan; er wollte dem jungen chriſtlichen Reiche auch einen chriſtlichen Thron geben, und ſo es im dauernden Sinne in die Reihe der Staaten einführen. Er hatte den genannten Aſtricus, einen Mann voll Gottesſinn und Lebenserfahrung, gleich nach deſſen Ankunft zum Abte von Pecs-Várad eingeſetzt, und dieſer ſollte jetzt der Vermittler ſeiner Abſichten werden. Indem er ihn zum Biſchof von Colocza ernannte, ſtellte er ihn an die Spitze einer Geſandtſchaft, welche nach Rom an den Papſt Sylveſter II. ging, um dieſem über die Fortſchritte des Chriſtenthums in Ungarn zu berichten, von ihm die Beſtätigung der kirchlichen Stiftungen des Herzogs Stephan zu erlangen, für Letzteren ſelbſt aber Krone und Königstitel zu erwirken. Ein Traum ſoll den Papſt ausdrücklich für dieſe Angelegenheit geſtimmt haben; mehr aber mochte wohl Kaiſer Otto's III. eifrige Verwendung und des Aſtricus beredte Schilderung der Verdienſte Stephan's um die chriſtliche Religion in Ungarn wirken, denn der heilige Vater fühlte ſich davon ſo ſehr ergriffen, daß er den Redner mehrmals mit dem Ausrufe unterbrach: „Ich werde der Apoſtoliſche genannt; aber Euer Fürſt, durch welchen Chriſtus ein ſo großes Volk gewonnen hat, iſt der Apoſtel!“ Alles Erbetene gewährte der Papſt in reichlichem Maße. Den Abt Aſtricus weihete er zum Biſchof von Colocza, den Mönch Dominicus aber, der wahrſcheinlich bei jener Geſandtſchaft ſich befand, zum Erzbiſchof von Gran und Metropoliten für das ungariſche Reich. Einen dritten Biſchof ernannte er zum Legaten, um mit Herzog Stephan's Abgeordneten nach Ungarn zu

gehen und, gemeinſchaftlich mit den zwei neugewählten, den übrigen vom Herzoge ernannten Biſchöfen die Weihe zu ertheilen. Dem Herzoge Stephan aber und deſſen Erben und Nachfolgern verlieh der heilige Vater, mittelſt beſonderen Sendſchreibens, Krone und Königstitel, dabei zugleich die Auszeichnung, ſich, als Apoſtel ſeines Volkes, allenthalben das Kreuz vortragen zu laſſen, nebſt dem Rechte, die Kirchen Ungarns jetzt und künftig einzurichten, zu ordnen und mit Vorzügen und Rechten zu begaben. So ließ ſich denn Stephan am Maria Himmelfahrtstage des Jahres 1000 zu Gran, im Beiſeyn vieler Biſchöfe, Aebte, Magnaten und Freien, feierlich krönen, und nannte ſich ſeitdem König von Ungarn. Er hatte abſichtlich jenen Tag zu dieſer Handlung gewählt, weil er, durchdrungen von frommer Andacht zur heiligen Jungfrau, dieſelbe zur Königin und Patronin des Reiches ernannt; aus gleichem Grunde hatte er auch den Monat Auguſt, wegen des Himmelfahrtsfeſtes Maria, den Monat der großen, den September, in welchem die Kirche die Geburt Maria begeht, den Monat der kleinen Frau genannt. Wahrſcheinlich ſind der gegenwärtigen ungariſchen Krone noch Theile jener erſten, vom Papſte Sylveſter II. an König Stephan I. überſendeten, einverleibt; der Zuſatz mag von jener ſpäteren Krone herrühren, welche der griechiſche Kaiſer Michael Dukas an Geiſa I. ſchenkte. Auf den Grund des dem erſten Könige Ungarns vom heiligen Vater zugeſtandenen Apoſtolates wird von der Kirche, und auch in der Sprache der europäiſchen Diplomatie, den Beherrſchern Ungarns noch jetzt der Titel der apoſtoliſchen Könige beigelegt.

Auf die Verhältniſſe zwiſchen Fürſt und Volk blieb dieſe erhöhte Würde des Erſteren vorläufig ohne näheren Einfluß; Alom's Grundvertrag mit den Stammeshäuptern hatte noch immer ſeine Geltung und ließ keine Aenderung im Weſentlichen zu. Indeß gab der Glanz der Krone dem Ganzen doch eine höhere Einheit, und der Mittelpunkt der vollziehenden Macht leuchtete jetzt unverkennbarer hervor, während, wie wir in dem nachfolgenden Culturabſchnitte ſehen werden, bis dahin die Gewalt der arpadiſchen Feldfürſten in noch unſicherern Gränzen ſchwanken mochte. Auch machte des Reiches neue Würde ſchon an ſich ein feſteres Zuſammenfaſſen, ein deutlicheres Bezeichnen der Staatsverhältniſſe und inneren Beziehungen, endlich eine genauere Abſtufung der übrigen Würden und Stände von der Höhe des Thrones bis herab in die tieferen Kreiſe, nöthig, und ſo knüpften

ſich an Dasjenige, was auf den erſten Blick nur als Titel und Ceremonie erſchien, doch mancherlei wichtige Folgerungen.

Zunächſt war der junge König auf eine angemeſſene Gliederung der Würdenträger und Beamten bedacht. Deutſche Formen ſchwebten ihm dabei vor Augen, doch wußte er ſie mit den Forderungen magyariſcher Nationalität und Landeseigenthümlichkeit weislich in Einklang zu ſetzen. Ein Pfalzgraf (**Comes Palatinus, Nagy Ur**, Großgraf), dem Könige im Range zunächſt ſtehend, ſollte demſelben in Verwaltung der Reichsangelegenheiten hilfreiche Hand leiſten, Schiedsrichter zwiſchen König und Unterthanen bei Streitigkeiten über Beſitzungen, oberſter Verwalter des Rechts im Reiche ſeyn und das königliche Siegel bewahren. Die Streitigkeiten der Hofleute ſchlichtete ein Hofrichter; ein Fiscus und die ihm Beigegebenen wachten über die Rechte der Krone und ſtanden der Kammer königlicher Einkünfte vor. Mit der Zeit wuchſen noch einige Hofämter hinzu, und ihre Inhaber wurden insgeſammt Reichsbaronen, auch Magnaten genannt. Das Prieſterthum, das bei der Bildung der chriſtlichen Staaten des Weſtens ſo entſchieden und wohlthätig eingewirkt, und daher allenthalben des Standſchaftsrecht erworben hatte, erhielt von dem frommen Könige Stephan den Vorzug des erſten Standes. Hinter den Magnaten kam die Ritterſchaft zu ſtehen, mit der Beſtimmung, das Vaterland gegen auswärtige Feinde zu ſchirmen und zu vertheidigen, daher zu dem Heerbann gehörig und von jeder anderen Leiſtung befreiet. Somit war das Gebäude dreier Stände aufgerichtet, nämlich der Prälaten, der Magnaten — aus welchen Beiden der Herrſcher die Erfahrenſten und Treueſten zu einem königlichen Senate auswählte, um mit ihm über Hauptgegenſtände zu entſcheiden — und der königlichen Ritterſchaft (Servientes regii). Hiermit waren die Grundfeſten des jungen Staates gelegt, an welche alle übrigen Verhältniſſe ſich naturgemäß und ſymmetriſch anlehnen konnten.

Eine ſolche ſichere Wölbung des Staatsgebäudes lag, abgeſehen von ihrer unabſehbaren Wichtigkeit für die Folgezeit, auch ſchon im Bedürfniſſe des Augenblicks; denn noch waren ſtörriſche Hemmungen zu beſeitigen, durch welche ein zu lockerer Bau der Dinge leicht über den Haufen geſtürzt worden wäre. Gyula der Jüngere, ein Nachkomme Tuhutun's, ging damit um, ſich in Siebenbürgen, wo er als Lehenträger waltete, unabhängig zu machen. Gleich dem älteren Gyula, wollte er ſich als Verfechter des Hei-

denthums eine feſte Stütze, und ſeiner Sache einen Namen gewinnen, der auf den Fanatismus ſeines Anhangs zu wirken vermöchte. Die in Siebenbürgen früher gelegten Keime des byzantiniſchen Kirchenweſens waren dort nach und nach wieder ausgetilgt worden, und der jüngere Gyula führte mit Gewalt die Nacht des Heidenthums zurück. Stephan ließ ihn dieſerhalb ernſtlich verwarnen und zur Aufnahme des Chriſtenthums auffordern; Gyula entgegnete mit Trotz, zuletzt mit feindlichen Angriffen auf das ungariſche Gebiet. Räuberiſche Petſchenegen verſtärkten ſeine Horden, und Kean, der Fürſt der an den linken Ufern des Altfluſſes und der Donau wohnenden Bulgaren und Wlachen, erhob ſich für Gyula. Stephan brach mit einem Heere gegen den widerſpänſtigen Vaſallen auf, und gleich in der erſten Schlacht fiel Gyula mit ſeiner Gattin und ſeinen zwei Söhnen, ſammt allen ſeinen Schätzen, in des Königs Gewalt (1003). Da er, auch gefangen, weder die Taufe nehmen, noch des Königs Gnade anflehen, oder von ſeinen Anſchlägen abſtehen wollte, ſo war lebenslänglicher Kerker ſein Los. Von da zog Stephan gegen den Bundesgenoſſen des Rebellen, den Bulgaren Kean. Die Schlacht endete mit Kean's Niederlage und Tod; ungeheure Beute fiel dem Sieger anheim, der, dem Drange ſeines Herzens folgend, ſie zu frommen Zwecken verwendete.

In Stuhlweißenburg, welches Stephan zur künftigen Krönungsſtadt, zum ordentlichen Hoflager und zur Grabſtätte der Könige Ungarns auserſah, legte er den Grund zu einem prachtvollen Gotteshauſe, und weihte es der heiligen Jungfrau, als Patronin des Reiches. Zum erſten Male ſtaunten hier die Magyaren eine Fülle von Pracht und Zierlichkeit an, die ſie vorher nur in fremden Landen, aber noch nie auf heimiſchem Boden geſehen, die ſie wohl häufig zu zertrümmern, aber bisher noch nicht zu erſchaffen verſtanden hatten. Ihr Glaube wie ihr Nationalgefühl erhielt mächtige Anregung, als das Heilige ſich ihnen plötzlich in ſo großartigen Formen und an heimiſcher Stätte darſtellte. Aus herrlichem Marmor ſtiegen die Wände des neuen Tempels auf, aus ſchimmerndem Alabaſter die Altäre; Gold und Silber hingen ſich in ſchönen Verzierungen an den prächtigen Bau. Dazu fügte des Königs Großmuth eine Menge goldener, mit Edelſteinen geſchmückter Gewänder, Gefäße und Geräthſchaften; es befanden ſich zwei biſchöfliche Ornate dabei, deren goldene Einfaſſung nicht weniger als vier und ſiebenzig Mark des reinſten Goldes ſchwer war. Der heilige

Vater verband, auf des Königs Anſuchen, mit dieſen Kleidungsſtücken den Vorzug, daß Jeder, welcher, damit bekleidet, die Meſſe feiern würde, den König rechtmäßig ſalben, krönen und mit dem Reichsſchwerte umgürten dürfe. Der König Stephan übergab dieſen herrlichen Tempel einem reich dotirten Chorherrenſtifte, wobei er, vermöge der ihm verliehenen kirchlichen Rechte, feſtſetzte, daß Kirche und Stift unmittelbar dem päpſtlichen Stuhle untergeordnet ſeyn, in Anweſenheit des Königs nur derjenige Biſchof, welchen Jener im Einvernehmen mit dem Propſte und dem Kapitel dazu erkieſen werde, die kirchlichen Verrichtungen vollziehen, ſonſt aber kein Biſchof ohne Bewilligung des Propſtes und der Chorherren dort Meſſe leſen oder biſchöflichen Einfluß üben ſollte.

Mitten in ſeinen frommen und ſtaatsklugen Unternehmungen wurde der König einigemal genöthigt, das Schwert zu ziehen, das die gern zum Gebete gefaltete Hand, wo es galt, kraftvoll und ſiegreich zu ſchwingen nicht verlernte. Ochtum, Lehensfürſt des Landes zwiſchen dem Maros, der Theiß und der Donau an der ſiebenbürgiſchen Gränze, der griechiſchen Kirche zugethan, ſann darauf, ſich unabhängig zu machen und ſich dem byzantiniſchen Hofe anzuſchließen, deſſen Machtloſigkeit ſeiner Willkür ein freieres Spiel zu laſſen verſprach, als der ſtrenge und mächtige Beherrſcher Ungarns. Um dem abtrünnigen Vaſallen die Losſagung vom Reiche zu verbieten, zog der König mit einem Heere gegen ihn aus. Ochtum's vornehmſter Heerführer, Sunnad, ging zu dem Könige über, der ihm dafür den Befehl über die dem Feinde entgegenrückende Abtheilung anvertraute. Sunnad rechtfertigte dieſes Vertrauen, und ſiegte über das Heer Ochtum's, der in der Schlacht ſein Leben ließ. Zur Belohnung nannte der König die Stadt Maros fortan Sunnad (jetzt Cſanád) und ſetzte in die Provinz, Sunnader Geſpanſchaft geheißen, den ſiegreichen Feldherrn als Obergeſpan ein.

Auch der Verſuch einer Petſchenegenhorde, in Siebenbürgen einzufallen, wurde damals mit dem Schwerte vereitelt. Friedliche petſchenegiſche Familien wendeten ſich mit ihrem Eigenthume und ihren Koſtbarkeiten nach Ungarn. Aber an der Gränze wurden ſie von Magyaren niedergeworfen und ausgeplündert. Sie führten darüber Klage bei'm Könige, der mit ſtrenger Gerechtigkeit die Thäter ergreifen und paarweiſe an den Gränzplätzen ſeines Reiches aufknüpfen ließ, damit der Einwanderung friedlicher Fremden

in das, größerer Bevölkerung und erhöhter Betriebſamkeit bedürftige Land künftig Nichts ſich entgegen zu ſtellen wage.

Nicht nur auf ſein Reich beſchränkte ſich des Königs fromme Thätigkeit; auch dem Auslande gab er Proben davon. Als das, nach mißverſtandenen Stellen der Offenbarung Johannes auf das Jahr Eintauſend prophezeite Ende der Welt nicht gekommen war, und das eilfte Jahrhundert ruhig über der Erde aufging, da meinte die Chriſtenheit, durch Gebet und Andacht der Gottheit für die vorübergegangene Gefahr danken zu müſſen. Die Wallfahrten zum heiligen Grabe vermehrten ſich, und durch Ungarn und Griechenland ſtrömten unausgeſetzt die Züge der pilgernden Gläubigen. Auch der König Stephan wollte in ſeiner Weiſe den frommen Zweck fördern; er ließ in Jeruſalem und Konſtantinopel Grundſtücke ankaufen, und gründete dann in letztgenannter Stadt das Hoſpital des heiligen Petrus, das, indem ſpäter von da aus mancherlei Kenntniſſe der Griechen nach Ungarn drangen, ſeine Stiftung verzinſete, während zugleich durch Stephan in Jeruſalem die Kirche mit dem Kloſter des heiligen Georgius entſtand, wo die Baſilianer Mönche ſich der Aufnahme und Bewirthung der Pilger auf königliche Koſten zu unterziehen hatten. Um aber zunächſt auch ſeine Magyaren zu Wallfahrten aufzumuntern, wobei er nebſt dem chriſtlichen Zwecke wohl auch hoffte, daß derlei Wanderungen und der Verkehr mit Fremden der Bildung und Belehrung ſeines Volkes förderlich ſein würden, ließ der König auch zu Rom im Vatican einige Häuſer aufkaufen, und errichtete daſelbſt ein Hoſpital für ungariſche Pilger, überdies, als eine Pflanzſchule geeigneter Prieſter für Ungarn, zur Ehre ſeines Namenspatrones, des Erzmärtyrers St. Stephan, noch ein Collegium für zwölf Chorherren, welches in ſpäteren Zeiten, unter dem Namen San Steffano in Peschiera, in eine Pfarrkirche verwandelt wurde. Noch ſtiftete er, als Station zwiſchen Ungarn und Rom, in Ravenna eine Benediktiner-Abtei, mit der Beſtimmung, die nach Italien reiſenden Ungarn zu beherbergen und ihnen alles Nöthige zu reichen.

Mit Heinrich II., dem nachmals, gleich ſeinem Freunde und Schwager, Stephan, heilig Geſprochenen, erloſch 1025 der ſächſiſche Kaiſerſtamm, und mit Konrad II. ſchwang ſich die fränkiſche oder ſaliſche Dynaſtie auf den deutſchen Thron. Die durchgreifende und kraftvolle, aber minder kirchliche Politik des neuen Kaiſers brachte ihn alsbald in unfreundliche Berüh-

rungen mit dem Könige Stephan. Schon als Erſterer die Hand nach dem von ſeinem Vorgänger geſtifteten Bisthume Bamberg ausſtreckte, miſchte ſich Stephan, dem ſolches Beginnen wie Kirchenraub däuchte und welcher die Schöpfung ſeines verſtorbenen Freundes Heinrich nicht ſo ſchnell erlöſchen ſehen wollte, auf mittelbarem Wege ein, und erregte dadurch des Kaiſers Empfindlichkeit. Als bald darauf der Kaiſer den Straßburger Biſchof Wernher mit Botſchaft nach Konſtantinopel entſendete, erſchien Letzterer bei ſeiner Durchreiſe mit ſo großem Gefolge und ſo prahleriſcher Pracht an Ungarns Gränzen, daß der König, einestheils mißtrauiſch und überdies unwillig über dieſen Prunk, durch welchen er den Prieſtern ſeines Landes ein gefährliches Beiſpiel zu zeigen fürchtete, ihm den Durchzug durch ſein Land verweigerte (1027). Der Kaiſer fühlte ſich in ſeinem Geſandten beleidigt, und als um dieſelbe Zeit baieriſche Freibeuter in Ungarn einzufallen verſucht hatten, und von dieſer Seite mit ſcharfem Schwerte zurück getrieben worden waren, wobei wahrſcheinlich auch baieriſches Gebiet verheert worden, erklärte der Kaiſer dies für eine Beleidigung am deutſchen Reiche, und ſchnell verſammelte ſich der deutſche Heerbann, um zwiſchen der Leitha und der Donau in Ungarn einzubrechen. Die Feinde drangen bis an die Raab vor; weiter zu gehen, verwehrten Moräſte und ausgetretene Gewäſſer. Vielleicht hätte Stephan dieſe Umſtände zu einem entſcheidenden Schlage auf die Gegner benutzen können; aber er wollte den Bruch nicht weiter treiben. Durch Andachtübungen hielt er vielmehr die Streitgier ſeiner Krieger zurück, und unterhandelte inzwiſchen den Frieden mit dem Sohne des Kaiſers, dem jungen Herzoge Heinrich, der hierauf das an der Raab gelagerte deutſche Heer ohne Schwertſtreich in die Heimat zurück führte (1031).

Mancherlei häuslicher Kummer hatte den frommen König betroffen. Seine Kinder hatte der Tod hingerafft; nur ein Sohn war ihm übrig geblieben: Emerich, an Frömmigkeit und Andacht ſeinem Vater gleich, ja der Welt und ihren Sorgen noch weit mehr abgewendet, als Dieſer. Daher blieb auch Emerich's Ehe mit des kroatiſchen Königs Krescimir Tochter eine jungfräuliche, und in allen Dingen offenbarte des Jünglings Gemüth eine überirdiſche Richtung. Stephan, alternd und gedrückt, ſah, bei dem zunehmenden Wohlſtande des Reiches, ſein Tagwerk für beendet an, und ging damit um, die Laſt der Regierung von ſich zu legen. Er hatte den Tag von Maria Geburt 1031 dazu beſtimmt, um dem vier und zwanzig-

jährigen Emerich Krone und Scepter feierlich zu übergeben; aber wenige Tage früher erkrankte Emerich und ſank in die Gruft zu den Geſchwiſtern. Papſt Benedict IX. verſetzte in der Folge den frommen Jüngling in die Zahl der Heiligen.

Zu dem Kummer des jetzt kinderloſen Königs geſellte ſich auch die Sorge, wer nun nach ihm über jenes Reich herrſchen ſolle, das er mit ſo hoher Weisheit und Kraft dem Barbarenthume entriſſen, mit wundervollem Gelingen in die Reihe der chriſtlichen Staaten eingeführt hatte. Almo's Grundgeſetz ſicherte die Regierung zwar einem Sprößling aus deſſen Stamme, aber nähere Verordnungen über die Erbfolge waren nicht vorhanden, und ſo war jetzt zu erproben, welchem der damals lebenden Arpaden die Krone am verdienteſten gebühre. Die Wahl war ſchwer, und bei einem Jeden ſprachen mehr Gründe dagegen, als dafür. Von Michael, dem älteren Oheim des Königs, war ein Sohn, Baſil, von dem jüngern Oheim, Ladislaw dem Kahlen, zwei Söhne, Andreas und Bela (Leventha, oder der Ringer genannt) vorhanden. Jeder von ihnen hatte ſeinen Anhang; aber Baſil's entarteter Sinn hatte vom Könige ſchon mit wiederholter Strafe bekämpft werden müſſen; Andreas ermangelte der nöthigen Gaben; Bela war unbändigen und herrſchſüchtigen Gemüthes; Keiner däuchte dem Könige würdig, ſein Nachfolger zu werden.

Damals kam Stephan's Schweſter, Giſela, Witwe des vertriebenen Herzogs Otto Urſeolus von Venedig, mit ihrem Sohne Peter nach Ungarn. Da Almo's Grundgeſetz die Nachfolge der weiblichen Linie nicht ausſchloß, ſo durfte Peter ſich allerdings unter die Bewerber ſtellen. Seine Bildung, ſein einnehmendes Weſen verbargen auf den erſten Anblick den Hang zu Zerſtreuung und Ausſchweifung, der ſich unter dieſer gefälligen Form einhüllte. Er verſtand ſich bei dem Könige einzuſchmeicheln, und Dieſer ſchenkte ihm ſeine beſondere Gunſt, welche für Peter vielverſprechend genug war. Darüber wurden die Mitbewerber argwöhniſch und erbittert; ſie ſahen im Geiſte ihre Hoffnungen ſcheitern, und ſetzten ſich, um Dem vorzubeugen, mit den geheimen Anhängern des Heidenthumes, die von einem Umſturze aller Ordnung ſich den möglichſten Vortheil verſprachen, in's Einvernehmen. König Stephan's Ermordung erſchien den Ruchloſen als der kürzeſte Weg zum Ziele, und an ihre Spitze ſetzte ſich Baſil, den ſie, als den älteſten Arpaden männlicher Linie, zum künftigen Könige beſtimmten (1032). Einen

vornehmen Mann aus Stephan's nächſter Umgebung blendete das Gold der Verſchworenen; er ließ ſich zum Morde erkaufen und ſchlich, den Meuchlerdolch in der Fauſt, zitternd und vom böſen Gewiſſen geſchüttelt, mitten in der Nacht vor das Bett des Königs. Als er aber zuſtoßen will, lähmen Furcht und Seelenangſt ſeine Hand; das Mordeiſen entfällt ihm, und von dem Geräuſche erwacht der ſchlummernde König. Zerknirſcht wirft ſich ihm der Mörder zu Füßen und bekennt, um Gnade flehend, den ganzen ruchloſen Anſchlag. Der König verzieh dem Elenden; doch gegen die Anſtifter ließ er das Recht walten. Andreas und Bela, des Einverſtändniſſes verdächtig, entzogen ſich der Unterſuchung und ihren Folgen durch ſchleunige Flucht nach Polen. Baſil, von welchem nicht erwieſen, ob er auch um das verbrecheriſche Unternehmen gewußt, wanderte gleichwohl in den Kerker nach Neitra. Der König mochte entweder an Baſil's Schuld zweifeln, oder an die Aufrichtigkeit ſeiner Reue glauben; denn bei ſeiner zunehmenden Körperſchwäche ſandte er einen Boten nach Neitra, um Baſil aus ſeinem Kerker zu holen, indem er ihm den Thron zuzuwenden gedachte. Aber argliſtig hintertrieb Giſela, zu Gunſten ihres Sohnes Peter, dieſes Vorhaben; ihr Bote überholte jenen des Königs, beraubte den unglücklichen Baſil des Augenlichtes und verſtopfte ihm die Ohren mit Blei, damit Derſelbe, blind und taub zugleich, für den Thron gänzlich unfähig würde. Der Thäter verbarg ſich dann in Böhmen.

Solche Gräuel, von des Königs Blutsverwandten gegen einander vollbracht, trübten und vergifteten des frommen Herrſchers Lebensabend. Krank, der Erde überdrüſſig, ſehnſüchtig dem ſchöneren Jenſeit entgegen blickend, bereitete der heilige König ſich zu ſeinem Tode. Der Bau des Domes zu Ofen beſchäftigte ihn in ſeinen letzten Tagen. Ein heftiges Fieber ging ſeiner Auflöſung voran. Noch erlebte er das Feſt der Himmelfahrt Mariä, ſeiner und ſeines Reiches erwählter Schutzheiligen, empfing an dieſem Tage die heilige Wegzehrung der ſterbenden Chriſten, ermahnte die an ſeinem Lager verſammelten Biſchöfe und Magnaten zur Eintracht, empfahl das Land dem Schutze der Himmelskönigin, und entſchlummerte, mit ihrem Namen auf den Lippen (15. Auguſt 1038) an demſelben Tage, an welchem er vor acht und dreißig Jahren Ungarns Königskrone auf ſein edles Haupt geſetzt hatte. Sein Leichnam wurde nach Stuhlweißenburg gebracht, und in der Marienkirche, welche ihre Gründung ihm verdankte, beigeſetzt. Wunder an

ſeinem Grabe bezeugten ſeine Heiligkeit; doch ſein Wandel hatte dieſelbe ſchon früher bekundet. Fünf und vierzig Jahre nach ſeinem Tode wurde ſein Leib erhoben und in der prachtvollen Kapelle der Kirche zu U. L. F. in Ofen beigeſetzt. Man öffnete bei dieſem Anlaſſe ſeinen Sarg; der Körper war vermodert, doch die rechte Hand, die ſo vieles Heil gewirkt, befand ſich in unverſehrtem Zuſtande. Papſt Benedikt IX. verſetzte ihn unter die Heiligen und beſtimmte ſein Feſt auf den 2. September. Im Königreiche Ungarn wird jedoch, weil die Kirche am St. Stephan's Sterbetage das Feſt der Himmelfahrt Mariä begeht, der 20. Auguſt als Feſt gefeiert.

König Stephan's Lob iſt ſein Leben; ſein Herz, ſein Wandel haben ihm die Heiligenkrone, ſein Wirken ihm den ewigen Lorbeerkranz der Geſchichte verdient. Seine betende Hand wußte, wo es galt, ſich auch zur kraftvollen Fauſt zu ballen, Empörer niederzuſchmettern, über trotzige Feinde zu ſiegen; aber glorreich vollbringend und ſegenſpendend für ſein Volk blieb ſie im Kampfe wie im Frieden. Aus zerſtreuten heidniſchen Horden ſchuf er ein chriſtliches Volk, aus zuſammen eroberten, vor ihm einheitloſen Gebieten einen Staat, den er mit dem ſchützenden Dache des Geſetzes überwölbte und auf die Grundpfeiler volksthümlicher Verfaſſung ſtützte. Seiner Zeit voraus eilend, hütete er ſich doch weiſe, mit ihr in Widerſpruch zu gerathen; darum die wunderbare Dauer ſeiner Einrichtungen, die noch nach länger als acht Jahrhunderten den Ruhm ihres Schöpfers verkünden.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände Ungarns während des erſten Zeitraumes.

Ein nachſproſſender Zweig der Völkerwanderung hatte vom Ural her plötzlich ein heidniſches Volk mit unbekannter Sitte, neuer Kriegs- und Verfaſſungsweiſe, zwiſchen den griechiſchen Oſten und den römiſch-germaniſchen Weſten hineingeſchleudert. Das byzantiniſche Reich, Italien, Deutſchland und die ſlaviſchen Gebiete erdröhnten von dem Stoße dieſer jähen Begegnung, die alle alten Verhältniſſe aus ihren Angeln heben zu wollen ſchien. Aber allmälig zeigte ſich, daß ſie vielmehr dazu diente, den inneren Verband der bedrohten Länder an feſtere Bedingungen, als die früheren,

zu knüpfen. Das deutſche Reich, unter den entarteten Karolingern zerfallen und entzweit, in inneren Parteikämpfen ſeine Kraft vergeudend, ſammelte ſich, von der gemeinſamen Gefahr gedrängt, ſeit lange wieder einmal zu gemeinſamer Abwehr; die ſächſiſchen Kaiſer gewannen, als die Brandung des Magyarenthums toſend an die vaterländiſchen Gränzen ſchlug, Gelegenheit und Vorwand, den erſchütterten deutſchen Thron auf neue, verläßlichere Grundlagen zu ſtellen, den lange unbeachteten, beinahe vergeſſenen Heerbann wieder zu einer Wahrheit zu machen, und durch eine, dem Feinde angepaßte neue Kriegskunſt den entflohenen Sieg wieder an Deutſchlands Banner zu knüpfen, ſo daß für dieſes Reich aus der Magyarengefahr eine neue Epoche der Kraft und des Ruhmes hervorging. Böhmens und Mährens nationale Elemente retteten ſich, von jenem Sturme nicht minder hart gerüttelt, ebenfalls unter monarchiſche Aegyde, und ſo ward, wie wir (Band III., S. 33) geſehen haben, Magyarenfurcht, mit Deutſchenhaß gemengt, vorwiegender Anlaß zur Gründung des Staates Böhmen. Selbſt das von leidenſchaftlichen Gährungen zerrüttete Italien ermannte ſich einige Male zum einträchtigen Widerſtande, und ſchloß unter den Ottonen, halb freiwillig, halb gezwungen, ſich dem großen Reichskörper wieder enger an, mit welchem es ſeither kaum dem Namen nach in einigem Verbande geblieben war, und nur in dem welken und abgedorrten Byzanz vermochte ſelbſt der hereinbrechende Magyarenſturm blos krampfhafte Zuckungen, doch keine kraftvolle Lebensäußerung hervor zu bringen. Kurz, die Ankunft der gefürchteten Fremdlinge wirkte, wie zerſtörend auch bei'm erſten Zuſammentreffen, bald darauf doch anregend und einigend auf das Staatsweſen der Nachbarländer und deren nationalen Zuſammenhang.

Sowohl in der Vorgeſchichte, wie in der Einleitung zur Geſchichte des erſten Zeitraumes, iſt von den früheren und den ſpäteren Bewohnern Pannoniens die Rede geweſen. Da aber mancherlei Reſte jenes untergegangenen pannoniſchen Volkslebens durch Vermiſchung der Stämme ſich dem Magyarenthum einverleibten und demſelben ihre beſonderen Züge aufzeichneten, ſo muß in gegenwärtigem Culturabſchnitte nothwendig noch einmal darauf zurückgeblickt werden, wobei wir die treffliche Preisſchrift des **Dr.** Karl Lanyi in Tyrnau: „**Magyarok Háznépe árpádi Korszakban**“ (die Hausgenoſſen der Magyaren im arpadiſchen Zeitalter), nach einem von dem Preisſchreiber ſelbſt gütigſt mitgetheilten Auszuge zum Grunde legen.

Ohne länger bei den gefundenen älteſten Völkern zu verweilen, bei welchen von den früheſten, herodotiſchen Zeiten ausgeholt werden müßte, um nicht ſowohl zu zeigen, welcherlei Volksſtämme die Magyaren im Lande der vier Ströme (négyfolyamos haza), nämlich der Donau, Theiß, Drave und Maros, angetroffen, als vielmehr, welche ſie hätten antreffen können, wenn die vorangegangenen Weltumwälzungen der barbariſchen Völkerzüge nicht Alles verwirrt und die ethnographiſche Geſtalt Oſteuropa's vielfältig verändert hätten, ſey nur bemerkt, daß gleichwohl manche der älteſten Völkertrümmer bald ſchwächere, bald deutlichere und bleibende Spuren ihres Wirkens und Daſeyns im Vierſtromlande gelaſſen, welche theils noch heutzutage wahrzunehmen ſind, theils aus Schilderungen früherer Zuſtände hervorgehen. Nach den ſkythiſchen Stämmen, welche den Oſten des ſpäteren Ungarns angeſtreift, aber keine bekannten Spuren ihres Daſeyns hinterlaſſen haben, kommen im Oſten und Norden die Sarmaten, im Uebrigen die gleichzeitigen Gälen vor. Von dem ſarmatiſchen Volkszweige der Jazygen, hat ſich auf das ungariſche Zeitalter wenigſtens der Name verpflanzt, wenn auch das eigentlich ſo benannte Volk hinweg gewandert, oder in den neueren Ankömmlingen untergegangen ſeyn mag. Auf derſelbe Stelle, wohin die alten Schriftſteller die ſarmatiſchen Jazyges verſetzen, wohnen heute die ungariſchen Jáſzen, im vaterländiſchen Geſetzbuche Jazyges genannt. Da die alten Ungarn in der Magyariſirung der unterworfenen Stämme eine Sorgloſigkeit ohne Beiſpiel bewieſen, ſo ſind die heutigen grundungariſchen Jáſzen ſchwerlich magyariſirte Abkömmlinge der ſarmatiſchen Jazygen. Dem von Verfertigung des Bogens, (ij) ijász benannten Volke gab im fünfzehnten Jahrhunderte erſt der apuliſche Peter Ranzan den Namen Jazyger, unter welchem er in ſeinem Plinius, Ptolomäus und Tacitus die ſarmatiſchen Metanaſten gekannt. Außer dem Namen der Jazyger ererbte von den Sarmaten die magyariſche Welt vermuthlich auch den geographiſchen Ortsnamen „Jaſſy," einer bekanntlich im römiſchen Dakien gebauten Stadt, da nach Timon (Imago hung. addit. ep. III. 5, 19) auch eine Legio „jassionum Dacorum" unter den weltbezwingenden Adlern gezählt wurde. — Von den Gälen, und zwar den baſtarniſchen, blieb der Karpathen öſtlichem Zuge der Name Alpes bastarnicae, den penkiniſchen der Peucke, jetzt Buſecsberg, der deutſche, ſlaviſche und ungariſche Name der Rumuner (Wallach, Walſch, Wlah, Oláh), der Name der Städte Sigidunum und Taurum, jetzt

Belgrad und Semlin, Carnunt (von Karn, Felſen, Dun, Tun, Stadt, gleichſam Felsſtadt) zwiſchen Hainburg und Petronell; vielleicht, nach derſelben Wortforſchung, auch Krain (Carniolia) und Kärnten (Carinthia, gleichſam Felſen- oder Alpenländer), als die Heimat der Skordisker und Taurisker (Gälen). Gäliſcher Erbnachlaß ſcheinen das vom Slaviſchen magyariſirte bálvány (Götzenbild, bolwan, peulvan), határ (chotán, Gränze), szikla (skala, Geſtein), bánya (Berggrube) und andere dergleichen Worte zu ſeyn.

Von der großen Anzahl römiſcher Colonien im ſüdlichen und ſüdöſtlichen Magyarien (Magyarföld, wo auch Siebenbürgen mit einbegriffen iſt) zeugt die allgemein bekannte Unzahl der Inſchriften und noch jetzt lebenden Ortsnamen, wie Soprony, Posony (muthmaßlich Sempronium, Pisonium), Jovarinum (Raab), Syrmium (Srem), Mons Pannoniae (St. Martinsberg), Introgranum (Gran), die Flüſſe Iſter und Granus, Alba regalis und Alba Julia (Stuhlweißenburg und Weißenburg in Siebenbürgen), Sabaria (Stein am Anger), Sicambria (angeblich Altofen), Panucca (Panceſova), Severinum, Urſova (Orſova), Ad aquas (Thermae Herculis, jetzt Mehadia), und andere. Ueberdies beſteht als Denkmal römiſchen Daſeyns im Vierſtromlande der noch vorhandene rumuniſche (wallachiſche) Volksſtamm im öſtlichen Magyarien, in der Moldau und Wallachei. Die Magyaren fanden ihn meiſt ſchon dort, wo er, mit Ausnahme des moldauiſch-walachiſchen Flachlandes, heutzutage angetroffen wird; er ſtand unter mehren Fürſten, wie es ſcheint rumuniſchen und bulgariſchen Urſprungs, wie Gelon (Gyalu, Gyula, Julius?) in Siebenbürgen, und Glad (Claudius?) im Banat.

Germaniſche Volksſpuren anlangend, ſo ſcheinen die Züge der Vandalen, Oſtgothen, Quaden, Markmannen, Heruler, Skirren, Rugier, Longobarden, von denen mehre als germaniſche Stämme betrachtet wurden, zwar verheerend, aber ohne bleibende Merkmale zu hinterlaſſen, vorüber gezogen zu ſeyn. Einige von dem großen Körper zufällig weggeriſſene germaniſche Familien mögen wohl in den Bergſchluchten der langgedehnten Karpathen und des carniſch-pannoniſchen Gebirgsſyſtemes zurückgeblieben ſeyn. Von dieſen Germanen ſoll im hunniſchen Zeitalter die Benennung der Stadt des Etele (Itil, von den Römern Attila, von den Deutſchen Etel, Ezel genannt), Ezelburg, Preßburgs (deutſcher Name des römiſchen Piſonium), Mosburgs am Plattenſee u. a. herſtammen, vielleicht mit Aus-

nahme der zwei letzteren, die eigentlich in die fränkiſch-germaniſche Periode fallen, da (nach Anonymus Salisburg.) die pannoniſchen Wohnplätze der von Karl's des Großen Franken vertriebenen Avaren, die bereits unter fränkiſcher Herrſchaft ſtehenden Slaven und Baiern einnahmen. Die Franken, dann ihre Erben, die Deutſchen, beherrſchten das weſtliche Ungarn bis nahe an die magyariſche Periode. Aus Kaiſer Ludwig's des Frommen, Herzog Ludwig's von Baiern und Kaiſer Arnulf's Urkunden wird es klar, daß um dieſe Zeit die Cultur des pannoniſchen Bodens ſchon beträchtlich, der Acker- und Weinbau in ſchöner Blüte war, was ſlaviſche Hände und deutſcher Fleiß hervorgebracht, und blos dieſe Germanen, nämlich Franken und Baiern, wurden von den Magyaren vorgefunden, als dieſe über die Karpathen hereinbrachen. Das mittelalterliche Franko-Chorion wäre auch ein Denkmal aus der fränkiſchen Herrſchaft, eine Gränzfeſtung an der Donau der ſyrmier Zupanie der Slaven; denn fortan werden dieſe vorherrſchend.

Vom alten ſlaviſchen Volksthum im Vierſtromlande zeugen Alterthümer, welche bis in das römiſcher Zeitalter hinauf reichen. Bei Plinius, Ptolomäus, Marc Aurel, auf römiſch-dakiſchen Inſchriften leſen wir die Namen: Pelſo (Pleſo, ein See), Pathiſſos (das Theißland), Serbinum (Srbin), Berzowa, Granum (Hran, Gränzwaſſer), Carpathos (Chrb, Chrib, Bergrücken, hiervon Chrobatos bei den Byzantinern), Colonia Czernenſis (an der Czerna, dem öſtlich-banatiſchen Gränzfluſſe, der vom ſchwarzen Schiefer, über welchen ſein Waſſer fließt, das Ausſehen und den Namen hat). Somit waren ſchon vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung im Vierſtromlande viele Slaven vorhanden, obwohl nicht allein, und da die Geſchichte ihr damaliges Dortſeyn blos auf dem mühſamen Wege ſprachforſchlicher Schlüſſe darzuthun im Stande iſt, von ihren politiſchen Begebenheiten aber unter dem klaren Namen der Slaven Nichts verlautet, ſo lebten ſie zu den anderen Landſaſſen wohl in untergeordnetem Verhältniſſe. Herrſchend wurden die ſlaviſchen Stämme erſt im ſechſten Jahrhunderte; unter Kaiſer Juſtinian I. erſcheinen die Sclavini und Antes an der unteren Donau; ſeitdem nahmen an der Zerſtörung des römiſchen Reiches mit den Germanen nun auch die Slaven Theil. Aus den karpathiſchen Schluchten Großkroatiens hervortretend, erobern die Slaven Dakien, Möſien, und endlich gegen den Weſten einander vorwärts drängend, auch

Illyricum bis über die carniſchen Alpen, reihen ſich dann um die Donau an einander und bilden Kroatien, Serbien, Bulgarien, an der unteren Donau bis hinauf an die Theiß und die Karpathen, blos durch die Bergrumunen und die Avaren unterbrochen. Dies bezeugt heutzutage die Sprache der jetztgenannten Stämme; nach ihren Dialekten gehören ſie der öſtlichen Sprachfamilie an, indeß die weſtliche die ungariſchen Weſtländer, mit den carniſchen Wenden, Mährern, Czechen, Polen u. a. in ſich begreift. So fanden die Magyaren im Oſten die bulgariſchen, von einem jugriſchen (uraliſchen) Volksſtamme ſogenannten, im Weſten die wendiſch-mähriſchen Slaven; von der Bulgaren großer Monarchie, unter Krumm zuſammen gekämpft, waren mehre Trümmer da: unter der Donau, im eigentlichen Bulgarenlande, herrſchte König Simeon, im Banat der rumuniſch-bulgariſche Fürſt Glad, in Siebenbürgen Gyula, unter der oberen Theiß Marot, zwiſchen der Theiß und der Gran Zalán. Den Umfang des großmähriſchen Reiches und deſſen muthmaßliche Verhältniſſe zu Pannonien kennen wir bereits (Band III., S. 24 und 25).

Nach Wegtreibung der Hunnen aus Europa kamen aus dem Oriente hinterher in das Vierſtromland die Avaren, deren eine namhafte Zahl zur Zeit der Stiftung des magyariſchen Reiches, beſonders in dem Theißlande unter bulgariſcher Oberherrſchaft leben mußte, da ſeit ihrer fränkiſchen Unterjochung kaum etwas über ein Jahrhundert verfloſſen war. Auch chriſtliche Avaren mochten ſich unter den mähriſchen Slavenhäuptlingen vorfinden. Einige Aehnlichkeit im Aeußeren und in den Sitten hat es vermuthlich bewirkt, daß die Magyaren bei den meiſten ſpäteren Chronographen unter dem Namen der Avaren vorkommen. Die Szekler in Siebenbürgen, als magyariſche Flüchtlinge, wie es ſcheint, aus Etelkuſu, ſtießen bei'm erſten Ruf der magyariſchen Eroberer zu ihren Stammgenoſſen. Die Skamarren, Gefährten der Hunnen und Avaren an der Donau, als Räuber berüchtigt, mögen, nach der Auflöſung jener Reiche, über das Nordgebirg geflohen ſeyn, da einige galiziſche Ortsnamen auf ſie hinzudeuten ſcheinen.

So viel über die von den Vätern der Magyaren gefundenen Völker. Es iſt nun noch ein Blick auf die Einwanderer in der früheren arpadiſchen Periode zu werfen. Durch ihre zahlloſen Raubzüge trieben die Magyaren eine ſolche Menge chriſtlicher Sclaven zuſammen, daß dieſe (wie Piligrin's

Brief an den Papſt, 974, beweiſet) den größeren Theil des ungarländiſchen Volkes ausmachten. Herzog Geiſa und König Stephan luden dazu noch Ausländer in ihr Land, zeichneten dieſelben aus, verliehen ihnen Güter und Reichswürden, ja bildeten aus ihnen den Kern ihrer Truppen, wenn widerſpänſtige Vaſallen und inländiſche Häuptlinge Aufſtände wagten. So kam es, daß viele Polen, Czechen, Baiern, Wälſche, Spanier, Griechen, Sachſen, Thüringer, Meißner, Rheinländer, überdies viele Orientalen, wie Juden, Byſſener, Kumanen, Ismaeliten (bulgariſche Moslim, als Handelsmänner von den Ufern der Wolga, wo das große mohammedaniſche Bulgarien war), einwanderten. Aus dergleichen Anſiedlern in den königlichen Domainen, an den Provinzialſchlöſſern und den Kirchengütern, entſtanden im Laufe der Zeiten die freien Städte. Groß war die Einwanderung einzelner, beſonders italiſcher Familien, unter Stephan's des Heiligen Nachfolger, dem Könige Peter, die größte und erſprießlichſte unter König Bela IV., worüber an ſeinem Orte das Weitere.

Dieſe In- und Ausländer bildeten nun die erobernde Nation, deren Kern aus ſeinem uraliſchen Vaterlande, nebſt einigen, den aſiatiſchen Steppenbewohnern eigenen Tugenden und Gewohnheiten, weiter Nichts mitgebracht, als einen geſunden, ſtarken Körper, und einen kriegeriſchen, wilden, aber für das Gute und Schöne nicht unempfindlichen Geiſt. Unbekannt waren ſie noch mit des Lebens Aushilfen und jenen Aeußerungen der Thätigkeit, die das Daſeyn menſchlich und angenehm machen, mit Ackerbau, Induſtrie und Handel; weder kannten ſie die gemüthedelnden Grundſätze der chriſtlichen Religion, noch hatten ſie eine Ahnung von jenem Schatze des Wahren und Schönen, der, obgleich auch nur im erſten Werden begriffen, von den Arabern an Franken, Italiener und Deutſche überfloß. Eine große Aufgabe war den Einwanderern geſtellt, große Verdienſte zu ſammeln. Und ſie griffen, von den Königen aufgemuntert, muthig und ausharrend zum Werke; ſie bildeten, ſie civiliſirten die Magyaren. Doch hätten die Söhne der einfachen Natur das künſtliche Gewebe der Cultur beinahe um einen zu hohen Preis eingetauſcht; ſie liefen Gefahr, der eigenen Nationalität entäußert zu werden, wozu ſelbſt einige ihrer erſten Könige auffallende Schritte gethan. Aber die Vorſehung wollte dieſe Aſiaten in Mitte der Abendländer ferner erhalten, um zu zeigen, wie die menſchlichen Anlagen in den Individuen der verſchiedenſten Klimate, in günſtige,

der Cultur gedeihliche Verhältniſſe gebracht, in ihren Formen gleichmäßig entwickelt werden können, da die Verſchiedenheit der materiellen Entfaltung mehr von klimatiſchen und geographiſchen Beziehungen abzuhangen ſcheint. Die Magyaren wurden, ſoweit die damalige Bildung ihrer Lehrer ſelbſt reichte, nach und nach gebildet; aber ſie blieben Magyaren. — Mit den Abendländern wanderten zugleich Aſiaten in das magyariſche Vierſtromland ein, größtentheils, wie die Kumanen und Beſzerméner, magyariſche Stammverwandte; ſo die Byſſener, Newgaren, magyariſche Steppengenoſſen, ein entſcheidend einflußreiches Volkselement, das bei jenen wiederholten Aufſtänden, welche die Magyaren zu Wahrung ihrer Nationalität gegen einige ihrer Herrſcher unternahmen, ſich immer obenan ſtellte und die Magyaren mehr oder weniger in der Barbarei unterhielt, oder in dieſelbe zurück zu führen ſtrebte. Während alſo die Abendländer den Magyaren zu den Vortheilen der Cultur die Gefahr der Entfremdung brachten, boten Dieſen die Aſiaten mit der Gefahr der Verwilderung den Vortheil einer ernſteren Obhut über die Nationalität, und ſo wirkten beide Einflüſſe am rechten Orte einander erſprießlich entgegen. — Auch im Uebrigen verheilte ſich die Mitwirkung der Ausländer an der Civiliſirung der Magyaren naturgemäß an die zu irgend einem Zweige eben Befähigtſten. Der Deutſche und der Slave gewöhnten ihren ungariſchen Nachbar an feſte Wohnſitze, an Häuslichkeit, an die Beſchäftigungen des friedlichen Lebens, Acker- und Weinbau, beſonders im Zipſerland, in Siebenbürgen und den Donauebenen; obwohl es lange gewährt haben muß, bis der ſtolze, ſtreitluſtige, gemeine Magyare ſeine Hand an den Pflug zu legen ſich bequemte. Für Induſtrie und Handel thaten die Deutſchen das Meiſte, für den Letzteren auch die Juden, Ismaeliten, Griechen und unterdonauiſchen Slaven. Den Bergbau betrieben die Deutſchen, wie heutzutage, beinahe ausſchließlich. — Ob in Hinſicht der Geſichtsbildung und des Körperbaues die europäiſchen Menſchen an dem Magyaren Etwas zu verſchönern gehabt, folglich es auch gethan, oder ob bereits der Magyaren Väter noch am Kaukaſus durch Vermiſchung mit den ſchönen Eingeborenen den Grund zur körperlichen Schönheit ihrer Enkel gelegt, kann nicht ausgemittelt werden, da über dieſen Punkt keine zuverläſſigen Angaben in den Quellen aufzufinden ſind. Was Otto von Freiſingen von den „**Monstris hominum**“ redet, iſt — ungefähr wie Dasjenige, was Jornandes von

den Hunnen erzählt, denen man vertriebene Zauberweiber und unreine Geiſter der Wüſte zu Ahnen gab — erwieſenermaßen theils national-gehäſſig, theils übertrieben und mit anderen Schilderungen im Widerſpruche.

Wir haben geſehen, wie die Stammälteſten bei der Errichtung des älteſten magyariſchen Grundgeſetzes unmittelbar thätig geweſen, und je mehr durch Hereinſtrömen fremder Elemente die Nationalität überflutet zu werden drohte, deſto höher ſtieg die Wichtigkeit, die urſprünglichen Stammgeſchlechter in Erinnerung zu behalten, und ihre weiteren genealogiſchen Schickſale mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Bei den Magyaren kam noch der allgemeine morgenländiſche Gebrauch hinzu, die Bande der Blutsverwandtſchaft zu wahren und an der Wurzel eines gemeinſamen Stammes durch Namen und Ausſcheidung feſt zu halten. Zugleich ſind die älteren Verhältniſſe der Stammgeſchlechter ſo bezeichnend und wichtig zur Erkenntniß mancher früheſten Verfaſſungsformen, daß hier nothwendig ihrer gedacht werden muß. Der Chroniſt Simon Keza ſpricht von hundert und acht urſprünglichen magyariſchen Stammgeſchlechtern, deren ein jedes zehntauſend, und ſonach alle zuſammen eine Million und achtzigtauſend ſtreitbare Männer geſtellt haben ſollen. Dergleichen große Zahlen in Beziehung auf die Köpfe einzelner Stämme kommen auch bei den Geſchichtſchreibern anderer morgenländiſchen Völker häufig vor, und gewinnen alſo dadurch an Glaubwürdigkeit. Zudem mögen die Diener (**Familiares**) der Stammgeſchlechter mitbegriffen ſeyn. Der unermüdliche, durch keine Anfechtung zu beirrende Forſcher Stephan v. Horváth, den wir häufig als Quelle benutzen, hat mit ſeltener Ausdauer den Namen jener heimiſchen, d. h. altungariſchen, Stammgeſchlechter nachgeſpürt und war ſo glücklich, acht und ſechzig derſelben ausfindig zu machen. Da viele dieſer Namen in unſere Zeit herüberklingen, ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, auch hier ſie in Kürze zu erwähnen. Sie heißen: Aba, wahrſcheinlich mit den Familien Sonioſi, Benthóli und Rhédey verzweigt; Akus; Amalſy; Apuch; Baad; Bancha; Bartyan; Baſtech; Bel; Bikach; Bygmán (Wigmán); Bochond; Bolok Syman (Bolok Semyen, auch blos Semyen); Bor (Boor); Borchot; Borſa; Bouch; Buken; Capatan; Chaba; Chaak (aus welchem Geſchlechte der berühmte Szabolcs, Sohn Elends, einer der ſieben erſten Führer der Magyaren, entſproſſen oder viel-

mehr deſſen Wurzel geweſen ſeyn ſoll; auch entſpringt, nach Horváth's Behauptung, die berühmte Familie der Grafen Cſáki ebendaher); Chanad; Cherna (Chorna); Churth; Cortold; Divék (mit den Zweigen Rudnay, Baſſanyi und Ujfaluſi); Erd (welches Geſchlecht den furchtbaren Attila unter ſeine Sprößlinge zählen zu dürfen glaubte); Erdöd (noch in vielen Zweigen blühend); Geecz (wahrſcheinlich Eines mit Geſſa); Gyula; Gordon; Jeur (Jör, Geur, Györ); Kalan und Colſoy (von Onud, einem der ſieben ungariſchen Heerführer abgeleitet); Kan; Kantha (Kata, Caatha); Kynis; Koplon (auch Coplen, mit den bis jetzt verwandten Zweigen Károlyi, Ibrányi, Cſomaközi); Lacha; Leurenthe; Loya; Mark; Miskouz; Moglout (welchem Geſchlechte Tuhutun, einer der ſieben Hauptführer der Ungarn, und die Mutter König Stephan's I. des Heiligen entſproſſen ſeyn ſollen); Nadasd; Opour; Papa; Peek; Puk; Rusd; Saikas; Sentemakus (Sente Markus, Szente Magucth, eigentlich wohl Szente Magots); Symad; Solomun (Salamon); Tatun; Tecun; Tet (Fet?); Thekele (auch Thekule, mit dem berühmten Zweige Tököli); Turda (ein angeblich ſchon unter den Hunnen blühendes Geſchlecht); Turdos; Turul (welchem Geſchlechte, nach Simon Keza's Angabe, Arpád entſproſſen ſeyn ſoll); Uz; Zaach (Zaah); Zemein (nach Keza ebenfalls noch aus der Zeit der Hunnen ſtammend, und Wurzel der Namen Cuwe und Caducha); Zemera (vielleicht Eines mit Zemere oder dem jetzigen Namen Szemere, und durch Anonymus vom Heerführer Huba abgeleitet); Zyboy; Zolok; Zounuk; Zuard (nach Keza vom Heerführer Lél (Lehel) abſtammend.)

Zu dieſen heimiſchen kamen dann noch die eingewanderten Stammgeſchlechter, deren Horváth dreißig mit Namen aufführt, und zwar folgende: Conrad (von einem gewiſſen Erneſt, der wegen ſeiner Sendung auch Pot hieß und Lébeny beſaß, abſtammend und ſchon unter Andreas I. mit den Rechten eines Stammgeſchlechtes begabt); Beche Gregor (die zwei Brüder Betſe und Gregor ſtammen, nach Keza, von einem Franzoſen Goillermus, und waren ſchon unter Bela III. berühmt); Bogath Radván (von zwei Brüdern aus Böhmen hergeleitet); Bolugh (nach Keza von einem thüringiſchen Ritter Altmann Friedburg entſproſſen); Borych (dem die Edlen von Poſago entſtammen ſollen); Bora (Bocſu, nach Anonymus ismaelitiſchen Urſprungs); Brochyna; Brokun; Brucſa (nach Ano-

nymus kumaniſchen Urſprungs); Buzad (nach Keza aus Meißen ſtammend); Chákán (oder Miurk, aus Mähren ſtammend und mit Bela IV. verſchwägert); Drusma (aus welchem Geſchlechte die Garás entſproſſen); Guth Keled (aus Schwaben); Heydrich (Heder, unter dem Führer Geyſa nach Ungarn eingewandert); Hermán (aus Nürnberg im Gefolge Giſela's, der Gemahlin König Stephan's des Heiligen, gekommen); Hunt (Hunt und Posnán oder Pázmán waren Verwandte, von denen die Schlöſſer Hont und Poſon (Preßburg) den Namen haben. Sie kamen unter dem Herzoge Geiſa aus Schwaben, ſchlugen, wie wir geſehen haben, den König Stephan im Granfluſſe zum Ritter, und ſind die Stämme oder vielmehr die Wurzeln des ſehr ausgebreiteten Geſchlechtes Hont, Pázmán, welchem der berühmte Graner Erzbiſchof und Kardinal Peter Pázmán entſproß, das noch jetzt in den Zweigen Ujhelyi und Forgách blüht, und zu deſſen Abkömmlingen die Grafen von Bozin, die Edlen von Kovár, Tſalom und Szalofy gehörten, wie vielleicht auch die Batthyany ein Zweig jenes Geſchlechtes ſind); Jaak, (Jaakou,) von dem Baiern Veneelin ſtammend, mit dem Zweige Nitzki); Kathych (Kathyz); Keled (Kelad, aus dem Meißniſchen); Kukenus Frenwalth (aus Spanien mit der Königin Margaretha, Gemalin Bela's I., eingewandert); Ludán (Lodán, aus Böhmen); Miska (ſpaniſchen Urſprungs); Osl; Ratholt (Oliver und Ratold, Brüder oder Verwandte, kamen unter dem Könige Koloman aus Apulien; Sambuk (aus der Champagne); Simon (aus Aragonien); Thomoy (von Thomizoba abſtammend, welcher, biſeniſchen Urſprungs, unter Takſony einwanderte); Tybold (unter dem Herzoge Geyſa eingewandert, mit den Zweigen Graun und Bobocha); Wrs (wahrſcheinlich kumaniſchen Urſprungs); Urswr (vermuthlich von dem Kumanen Vrswr ſtammend).

Bemerkt muß werden, daß die Glieder ſolcher Stammgeſchlechter nicht einen, ſondern mehre Namen hatten. Der erſte war der Taufname, der zweite der Name des Vaters, der dritte jener des Stammgeſchlechtes und daher durch den Beiſatz „de genere“ angedeutet, der vierte oder der eigentlich unterſcheidende Name endlich war jener des Ortes, welchen Jemand bewohnte oder beſaß, oder aus welchem er ſtammte; daher dieſer vierte Name in früherer Zeit oft bei einer und derſelben Perſon mehrfach wechſelte. Bisweilen geſellte ſich zu dieſen vier Namen noch ein fünfter, aus irgend einer Zufälligkeit oder Nebenſache abgeleiteter, ein Beiname

5*

(Agnomen), welcher meiſt durch das Wort „dictus“ angedeutet wurde. Die römiſchen Cognomina oder dauernden Zunamen mögen erſt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus den väterlichen und den Beinamen in Gebrauch gekommen ſeyn. Die durch Jahrhunderte fortbeſtehende Gewohnheit der öſtlichen Völker, ſich nach Stammgeſchlechtern einzutheilen, war bei den Magyaren noch durch die Wichtigkeit der Vortheile geboten, welche an eine ſolche Abſtammung ſich erblich knüpften.

Unter einem Stammgeſchlechte (Generatio, Gens, Genus) wurde, ſchon dem Wortlaute nach, die Abſtammung, Blutsverwandtſchaft und Blutsfreundſchaft begriffen. Daher ſind die ungariſchen Stammgeſchlechter nicht wie eine politiſche Eintheilung, nicht wie Glieder eines bloßen Vereines, dem die Blutsverwandtſchaft fehlt, zu betrachten. Vielmehr verbinden ſich die Abkömmlinge der alten ungariſchen Stammgeſchlechter in den Urkunden, indem ſie ihre Abſtammung angeben, mit einer gemeinſchaftlichen Wurzel (Caput familiae); ſie drücken ihre gemeinſchaftlichen Rechte (auf welche wir weiterhin zu ſprechen kommen) in gemeinſchaftlichen Gütern aus, theilen ſich in dieſelben, und im Falle des Ausſterbens eines Zweiges (Familia) ſuchen ſie ihre Gerechtſamen auf dem Rechtswege vor dem Richter. Bei den Römern, Kumanen und Szeklern theilten ſich die Stammgeſchlechter in Zweige (Familiae, Stirpes); ohne Zweifel herrſchte dieſer Gebrauch auch bei den Ungarn, bei welchen das Recht der Familien ſchon in den älteſten Zeiten im Schwunge war. Jedes einzelne Szekler-Stammgeſchlecht umfaßte vier Zweige; wie viele Zweige jedes einzelne ungariſche Stammgeſchlecht umfaßt habe, iſt zur Zeit unbeſtimmt. Jedenfalls muß von dem Zweige (Familia) der Begriff der Knechte getrennt werden, die in den Urkunden und bei den Schriftſtellern häufig unter dem Namen Familia oder Familiares erſcheinen. Bei allen Stammgeſchlechtern finden wir ſolche Diener in großer Zahl, woraus ſich die ungeheuren Seelenzahlen einzelner Geſchlechter um ſo leichter erklären. Dieſe Diener waren Erbknechte (haereditarii) oder zeitliche Knechte (temporarii), auch Hofdiener (Liberales conditionarii Udvarnici) oder Gefangene (Illiberales Mancipium glebae adscripti). Aus der Reihe dieſer Gefangenen wurden die Kühneren (Virtuosi) von ihren Herren freigelaſſen und zum Kriegsdienſte verwendet; ſie erhielten dann ihren Theil von der Beute (Spolia). Zu Schlichtung der Angelegenheiten des Stammes hatten die Stammgeſchlechter ihre eigenen Richter (Judices generationis).

Die ganze urſprüngliche Verfaſſung des Magyarenſtaates gründete ſich auf die Stellung und den Einfluß der Stammgeſchlechter, die mit dem ſelbſterwählten Führer gemeinſam Beſitz von der eroberten Erde nahmen, und ſich zugleich ihren erblichen Antheil an der Verwaltung ſicherten, mithin Eigenthum und Gewalt in überwiegender Art ſich aneigneten. Zu den heimiſchen Stammgeſchlechtern kamen, wie wir geſehen haben, noch zahlreiche eingewanderte (**Indigenae, Missitalia, Advenae**), und ſchon unter Arpád ſollen einige ausgezeichnete Fremdlinge ſich die Rechte eines Stammgeſchlechtes in Ungarn erworben haben, wie denn vielleicht ſchon damals die ſieg- und beutereichen Züge der Magyaren einzelne kühne Abenteurer nach Ungarn gelockt haben mögen. Uebrigens ſcheint das Recht, Fremdlinge zu Stammgeſchlechtern zu erheben, ſchon in der älteſten Zeit der Reichsverſammlung vorbehalten geweſen zu ſeyn; immer aber erhielten es nur ſolche, die um Ungarn ſich durch Tapferkeit und Treue verdient gemacht hatten. Vor der Aufnahme mußten dieſelben beweiſen, daß ſie **Ingenui**, das heißt von ihrer Geburt an frei, nämlich von freien Eltern geboren waren; ferner, daß ſie ſchon in ihrem Vaterlande dem Stande der Edlen beigezählt geweſen; auch über ihre Sitten und ihre kriegeriſchen Fähigkeiten hatten ſie ſich auszuweiſen. Wenn, nach ſolcher voran gegangenen Unterſuchung, Fremdlinge die Rechte eines Stammgeſchlechtes für ſich und ihre Nachkommen erhielten, wurde ihnen, wenn ſie noch keine hatten, eine Niederlaſſung (**Szálás, Descensus**) und ein Erbeigenthum (**Örökség, Haereditas**) gegeben und mit allen jenen Rechten ausgeſtattet, deren ſich die heimiſchen Stammgeſchlechter freuten.

Die Niederlaſſung war alſo ein ſolcher Boden und eine ſolche Wirthſchaft, welche Jemand bei der erſten Seßhaftmachung gewann, und weil auch die ungariſchen Stammgeſchlechter, als ſie Pannonien in Beſitz nahmen, Ankömmlinge waren, wurden ihre Güter ebenfalls Niederlaſſungen genannt. Doch war nicht jede Niederlaſſung zugleich ein Erbeigenthum, vielmehr beſaßen Manche ihre Niederlaſſung nur pachtweiſe und als Lehen (**Arenda, Feudum**), obſchon Niederlaſſung und Erbeigenthum häufig mit einander verbunden waren. Die bloßen Lehenträger waren an ſich keine Edelleute; höchſtens hatten ſie, dem Könige und den Edelleuten dienend, Anwartſchaft, dereinſt den Adel zu erwerben; ja ſelbſt die verarmten Edelleute,

wenn ſie auf den Ländereien der Burgen wohnten, waren nur zur Aufſicht über die Lehenträger verbunden, und mußten im Kriege das Schloß, auf deſſen Grunde ſie ſich aufhielten, beſchützen.

Nach dem Gemeldeten beſaßen die heimiſchen und die eingewanderten Stammgeſchlechter ihr Erbeigenthum zwar mit gleichem Rechte, aber nicht aus gleichem Urſprunge. Jene hatten ihr Erbeigenthum aus der Theilung bei der Beſitznahme des Landes erhalten; dieſe empfingen es aus königlicher Schenkung.

Die heimiſchen Stammgeſchlechter waren bei der Theilung des eroberten Landes durchaus gleichberechtigt geweſen, und wenn die Ueberlieferung nur von ſieben Stammeshäuptern ſpricht, welche Alom zu ihrem und des Volkes Führer ernannt und den Vertrag über Theilung und Regierung mit ihm geſchloſſen, ſo können ſie doch nur als Stimmführer der übrigen Stammgeſchlechter angenommen werden, welche letzteren deshalb ihres Antheils an Beute und Einfluß ſich keineswegs begaben. Ihr Erbeigenthum war durch jene Theilung für immer feſtgeſtellt, und unterſchied ſich dauernd von der bloßen Schenkung, wie denn ſchon das Grundgeſetz König Stephan's des Heiligen — „**Consentimus igitur petitioni totius Senatus, ut unusquisque dominetur Propriorum, similiter et Donorum Regis, dum vivit excepto, quod ad Episcopatum pertinet et Comitatum**“ — ausdrücklich jenen Unterſchied anerkennt, und in den Geſetzen das Wort Erbeigenthum als eine beſtimmte Gattung Gut bezeichnend erſcheint. Für das verlaſſene Erbeigenthum wurden vom Könige Erbeinkünfte gegeben und dem Beſchenkten freie Verfügung über dieſe Einkünfte bei ſeinen Lebzeiten wie nach ſeinem Tode zugeſtanden. Das Erbeigenthum beſtand alſo in ſolchen Gütern oder Einkünften, die dem Beſitzer entweder aus der Theilung des Landes, oder durch königliche Schenkung, zu unbeſchränkter Schaltung mit dem vollſtändigſten Eigenthumsrechte zugefallen waren; es waren Allode in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes, weder Pacht, noch Lehen, und, nach einem Geſetze des heiligen Stephan, ſogar an Mädchen und an die todte Hand ſchenkbar und vererblich. Der ungariſchen Stammgeſchlechter erſtes und höchſtes Recht war demnach wirkliches Eigenthum oder Herrſchaft (**Dominium Proprietas**) in ihren Gütern. Daher hießen ſie Herren (**Domini**) und ihre Güter Herrſchaften (**Dominia**); ſie hießen Edelleute des Eigenthums (**Vagyomos Nemzetseg, Nobiles**

proprietarii) zum Unterſchiede von jenen Edelleuten, welche Güter ohne Eigenthumsrecht beſaßen und daher **Birlokos Nemzetseg, Nobiles possessionat** genannt wurden. Als ſpäter dieſe poſſeſſionirten Edelleute aufhörten, ſich **Servientes Regis** zu nennen, und ſich des Titels **Nobiles** zu bedienen begannen, erhielten die Erbeigenthümer ſelbſt in den Geſetzen den Namen der Edleren (**Praenobilis, potens potentior Nobilis**). In der älteren Zeit gehörten die Herren zugleich zu den Großen (**Magni**) oder Größeren (**Majores**), und wurden daher als Magnaten betrachtet.

Wie das Erbeigenthum entweder durch Theilung des Landes oder durch königliche Schenkung erlangt wurde, ſo mußte es entweder wieder getheilt werden, oder der Beſchenkte konnte frei darüber verfügen, wenn er ausſterben würde. In dem durch Theilung entſtandenen Erbeigenthume war der Beſitzer, wenn anders ſeine Verwandten ihm nicht freie Verfügung zugeſtanden, gebunden; indem nämlich bei ſolchen Gütern das Erbeigenthum nicht bei einem einzelnen Gliede, ſondern bei dem ganzen Stammgeſchlechte war. Wenn die Verwandten übergangen wurden, hatten ſie das Recht, das Erbeigenthum von den Fremden zurück zu nehmen. Es war geſorgt, daß die Veräußerer das Gut nicht übermäßig belaſten konnten; daher hatten die Erbeigenthümer einen beſtimmten, ewig dauernden Pfandwerth. Dieſen durfte weder der Veräußerer überſchreiten, noch Jener, der ein Erbeigenthum außer der Theilung übernahm. Ein Gut, welches ein theilender Verwandter von einem theilenden Verwandten aus dem gemeinſamen Gute des Stammgeſchlechtes kaufte, hieß ein „gekauftes Erbeigenthum“ (**Haereditas emtitia**). Auch von einem Fremden, der ein Erbeigenthum, jedoch nicht aus einer Theilung beſaß, konnte ein Erbeigenthum gekauft werden. Das gekaufte Erbeigenthum veränderte durch den Kauf ſeine urſprüngliche Natur nicht. Verſchieden vom gekauften Erbeigenthume war der reine Erwerb (**Acquisitio**), welcher verſchieden ſeyn konnte nach der Verſchiedenheit der Natur des Gutes, und nach der Art, es zu erwerben. Das durch Geſchenk erhaltene Erbeigenthum konnte der Erwerber nach dem Geſetze des heiligen Stephan Jedem laſſen, wem er wollte, ſelbſt den Mädchen oder den todten Händen (**Ecclesiis**). Wenn der Erwerber ohne Nachkommen ſtarb und keine Anordnung traf, ſo fiel nach dem Geſetze auch das gekaufte Erbeigenthum und aller andere Erwerb, wenn es anders die Natur des Erworbenen nicht hinderte, den Verwandten zu, ſo wie das

Erbeigenthum. Letzteres ging an den König nur in dem Falle zurück, wenn der Beſitzer zur Ermordung des Königs mit Rath oder That mitgewirkt, das Reich verrathen oder in das Ausland ſich geflüchtet hatte. (Decr. S. Stephan. L. II. c. V. et XXXV.) Gleiches geſchah auch, wenn irgend eine Linie eines Stammgeſchlechtes ausſtarb und das letzte Glied dieſer Linie über ſeinen Erwerb keine Anordnungen getroffen hatte. So heilig war das Erbeigenthum der Stammgeſchlechter geachtet, daß ſpäter ungariſche Könige zwar bisweilen das Nachfolgerecht in erworbenen Gütern oder die freie Verfügung des Erblaſſers anfochten, aber gleichwohl nie ein Anrecht an das Erbeigenthum ſuchten.

Noch andere wichtige Rechte waren mit dem Erbeigenthume verknüpft. Unter dieſe gehörte das Patronatsrecht mit der Vollmacht, die zu einem Erbeigenthume gehörigen Knechte zu verkaufen, frei zu laſſen oder die Freigelaſſenen als Soldaten oder Pächter bei ſich zu behalten. Wegen der Menge ſolcher zugehörigen Knechte hielten die Herren des Erbeigenthumes (Haereditarii) einen Hof (Curia), welchem, — nachdem, wie in den deutſchen Ländern (Band I., S. 258—260) Pacht- und Colonatsverträge häufig wurden — Pächter oder für Dienſte mit Gründen belehnte Hofdiener (Servientes conditionarii) zugethan waren. Auf ſolche Art bildete ſich, wie in Deutſchland, ein vielgegliedertes Feudalverhältniß und jeder Edelſitz zu einer Curia aus, welche ein, oft glänzender Kreis von Vaſallen umſtand. Dieſe Vaſallen hatten ſich dem Banderium des Erbeigenthums anzuſchließen, wenn der König das Stammgeſchlecht zu den Waffen rief, denn ein ſolches hatte ſeine eigene Fahne, ohne welche die Heerhaufen nicht in's Feld zogen, und indem auf den Erbgütern die Banderialpflicht haftete, waren die Beſitzer des Erbeigenthums zugleich Bannerherren (Zászlós Urak). Nur mußte der Beſitzer des Erbeigenthums ſo viele Reiſige in den Kampf führen können, als zu Bildung einer Fahne erforderlich waren. Konnte er dies nicht, ſo führte er keine eigene Fahne, ſondern ſchloß ſich mit ſeinem Haufen wahrſcheinlich an andere Bannerherren an. Da überdies dieſe Magnaten verfaſſungsmäßig Antheil an dem Rathe des Königs nahmen, den Reichsverſammlungen beiwohnten, und das nächſte Recht auf die größte Auszeichnung (Fómélitósáy, Principatus, ſpäter regni Baronatus) und die höchſten Staatswürden — z. B. das Amt des Heerführers, das Palatinat, das Amt des oberſten Landrichters, die der Bane und Wojwoden —

hatten, ſo griff ihr Einfluß natürlich in alle Verhältniſſe des Reiches, in alle Zuſtände des Krieges und Friedens entſcheidend ein.

Nachdem die Magyaren Etelkuſu geräumt, ließ ſich dort ein Theil der Petſchenegen aus Lebedia nieder. Ihre Wohnplätze begannen an der Donau, Driſtra gegenüber, und erſtreckten ſich bis an die chazariſche Gränzfeſtung Sarkel, am Urſprunge des Donetz. Vier Tagereiſen von Driſtra, gegen Weſten, am rechten Ufer der Aluta, bei den Ruinen der trajaniſchen Brücke, fing das ungariſche Gebiet an, das auf dieſer Seite auch Belgrad und Sirmium umſchloß. Den Bezirk zwiſchen der Aluta und dem Lande der Petſchenegen, jetzt ein Theil der Walachei, nahmen — weil ſeiner hohen Gebirge wegen untauglich für die reitenden Magyaren und Petſchenegen, die Walachen ein, nachdem Tuhutun ſich zum Herrn von Siebenbürgen gemacht hatte. Von der Petſchenegen vier Stämmen wohnten vier öſtlich und eben ſo viele weſtlich. Die öſtlichen gränzten an die Uzen, Chazaren, Alanen und Cherſoner; die weſtlichen ſaßen diesſeit des Dnjepr, und zwar ſo, daß ein Stamm an die, den Ruſſen zinsbaren Völker am oberen Dnjeſtr, jenſeits Halitſch, der andere zwiſchen dem Dnjepr und dem Dnjeſtr an Rußland ſelbſt, der dritte, vier Tagereiſen von den Ungarn entfernt, an die Bulgaren jenſeits der Donau, der vierte, im Norden von Siebenbürgen, an die Ungarn gränzte. Somit war Ungarn gegen Oſten von den Bulgaren, gegen Norden von dem vierten Stamme der weſtlichen Petſchenegen und von dem karpathiſchen Gebirge begränzt; gegen Weſten bis an die March, dann am rechten Ufer der Donau, früher bis Mölk und den Erlaffluß — ſpäter, nach des babenbergiſchen Oſtmarkgrafen Leopold des Erlauchten Siege, nur bis an den Kalenberg —; gegen Süden bis an die Drave, an deren ſüdlichem Ufer Chrowaten und Serblier wohnten, und von dem Poſeganer Gebiete bis an die Save ausgebreitet, und unter den Königen Stephan und Ladislav wurde das ungariſche Reich oſtwärts von dem Meſzeſer Paſſe über ganz Siebenbürgen, bis gegen die Quellen der Flüſſe Sámos, Aluta und Oidos erweitert.

Schon unter Arpád war alſo das ganze Land, welches das heutige Ober- und Niederungarn, Siebenbürgen, die Walachei, bis an die Aluta, Einiges von Slavonien und Kroatien und beinahe die Hälfte Oeſterreichs ſüdlich der Donau umfaßte, von den Magyaren erobert worden; nach dem Grundvertrage theilten ſich nun die Stammgeſchlechter in die ſchöne Beute.

Einen großen Theil des Landes erhielt Arpád, als erblicher Feldfürſt, für ſich und ſeine Nachkommen. Heerführern und tapferen Kriegern geringeren Ranges fielen Lehen anheim, die, an ſich nicht erblich, doch zur Heerfolge verpflichteten. Von den magyariſchen Stammeshäuptern erhielt Eleud den Vertéſer Wald, eine von Dotis bis Oſten reichende Bergkette; ſein Sohn Szabolcs eine fruchtbare Ebene am linken Ufer der Theiß, wo er nach ſeinem Namen eine Burg erbaute; Huba das Gebiet von Neitra; der kahle Zirind, Kuppa's Vater, das Sümegher Land zwiſchen dem Plattenſee und der Drave; Tuhutun einen Theil Siebenbürgens, als Eigenthum, den anderen als Gränzgraf. — Von den Stammhäuptern der kumaniſchen Magyaren erhielten die Brüder Ed und Edumen Ländereien am Matragebirge, in dem Bezirke der heutigen Abaújvárer, Borſoder und Heveſer Geſpanſchaften, wo ihr Enkel Pata die Burg Pata, jetzt Gyöngyös Pata genannt, aufführte; Retel das Gebiet am Zuſammenfluſſe der Waag und der Donau (ſein Sohn Oluptulma baute Komorn); Bunger den Landſtrich zwiſchen Miskolcz am Bache Spinwa und Tapolcſán mit Dios-Györ im Thale der Bikkerberge. Auch die übrigen Stammeshäupter wurden gleichermaßen in der Theilung bedacht und ſo für die in Etelkuſu zurückgelaſſenen Stammgüter entſchädigt. Als reitendes Volk zogen die Magyaren ſich vorzugsweiſe in die ebenen Gegenden; den Slaven, Fremden und unterjochten Landſaſſen, welche Landbau und Handwerke trieben, wies man Städte, Dörfer und Gebirgsgegenden zum Aufenthalte an.

Als die Stammeshäupter der Magyaren die Gewalt in Alom's und ſeiner Nachfolger Hand legten, geſchah dies wohl nur in Bezug auf kriegeriſche Unternehmungen, und ſchwerlich ſtand den erſten arpádiſchen Feldfürſten, außer dem oberſten Heerbefehle, noch eine andere innere Regierungsgewalt zu. Die älteſte Verfaſſung Magyariens mochte, nach den aus Etelkuſu mitgebrachten Gewohnheiten des aſiatiſchen Hordenvolkes, mehr patriarchaliſcher Art ſeyn. Dem Aelteſten eines jeden Stammgeſchlechtes war die oberſte Aufſicht innerhalb der Gränzen der Stammbeſitzungen anvertraut; er ſchlichtete und entſchied, als Stammesrichter (**Judex Generationis**) Streitigkeiten unter ſeinen Angehörigen, übte das Patronatsrecht über die **Familiares**, Dienſtmannen und Lehensknechte, ſprach frei, belehnte und verwaltete, als Oberſter im Rathe der Stammesangehörigen, die Angelegenheiten der großen Familie nach altem Herkommen. Das Verhältniß war

urſprünglich der einſtigen Gauverfaſſung Deutſchlands nicht unähnlich, inſofern das Stammgeſchlecht zugleich die freie Gemeinde in ſeiner Niederlaſſung bildete, und wie in Deutſchland, ſo ging auch in Ungarn aus dieſer Gau- oder Stammverfaſſung die veränderte Form der Cent- und Grafſchaften hervor, ſeitdem König Stephan I., wie wir bald ſehen werden, die fränkiſche Einrichtung der Comitate nach Ungarn verpflanzte, oder vielmehr ſie daſelbſt wieder erſtehen ließ.

Alom's und der erſten Arpáden Einfluß beſchränkte ſich alſo auf den Krieg. Selbſt der Name Herzog — obgleich von den Ausländern, welche das Wort Heerführer nicht anders als mit **Dux**, und **Dux** nicht anders als mit Herzog zu überſetzen wußten, ihnen ſchon früher angeeignet — mochte ihnen erſt ſpäter zuwachſen, vielleicht erſt dem Vater des heiligen Stephan, Geiſa, unter welchem überhaupt ein regeres Eingreifen in die inneren Verhältniſſe bemerkbar wird. Waren aber auch die früheren Arpáden, gegenüber den Stammeshäuptern, vielleicht nur als die Erſten unter den Gleichen zu betrachten, ſo mußte doch ihre Stellung mit der Zeit von ſelbſt zu wichtigerem und überwiegenderem Anſehen führen und endlich ſich in monarchiſche Formen ausſcheiden; denn unter einem urſprünglich rein kriegeriſchen Volke gewann der erbliche Heerführer nothwendig um ſo gewiſſer hervorragende Geltung, da fortwährende Feldzüge ihm unaufhörlich Gelegenheit boten, ſich ſeines Anſehens zu bedienen und ſeine Untergebenen an Gehorſam zu gewöhnen, überdies aber die auf Eroberung gegründete Natur des jungen Staates auch in allen übrigen Verhältniſſen das kriegeriſche Element vorleuchten ließ, mithin auch die inneren Zuſtände und Friedensangelegenheiten — als bloße Folgen und Ausgänge jener kriegeriſchen Politik — wiederum dem Einfluſſe des Feldfürſten unterwarf und auf ſolche Weiſe deſſen Schwert unmerklich, aber auch unausbleiblich, zum Scepter umwandelte. Die alle anderen Antheile übertreffende Maſſe von Erbgütern und Alloden, welche dem Stamme Arpád in der Landestheilung zugefallen war und den Vortheil Vieler an den ſeinigen band, vermehrte auch im Inneren das Gewicht der Feldfürſten und erleichterte ihr Fortſchreiten zur vielſeitigeren und umfaſſenderen Gewalt, die endlich unter Stephan I. ſich entſchieden mit monarchiſchen Formen und zugleich mit dem ehrwürdigen Glanze der chriſtlichen Majeſtät bekleidete. Die Einrichtung des Kirchenweſens, womit der König ſich den Beiſtand der, auch

durch Gelehrſamkeit und Erfahrung einflußreichen Geiſtlichkeit erwarb, deren Wohl und Wehe nunmehr von dem Gedeihen des königlichen Anſehens abhing, und die daher Nichts unterließ, daſſelbe im Volke zu erhöhen; dazu das Apoſtolat, von der Hand des heiligen Vaters verliehen, welches dem Staatsoberhaupte in den Augen der neuen, doppelter Begeiſterung fähigen magyariſchen Chriſten einen bisher ungekannten Nimbus verlieh; endlich der glückliche Erfolg der Waffen Stephan's über ſtolze Vaſallen, welche, die Vertheidigung des alten heidniſchen Glaubens zum Vorwande nehmend, ſich aus ſelbſtſüchtigen Gründen bisher einer monarchiſchen Einheit widerſetzt hatten; — dies Alles trug dazu bei, das junge Königthum ſchnell zu fördern und zu kräftigen. So erhob ſich über der urſprünglichen patriarchaliſchen Gemeindenverfaſſung allmälig eine kriegeriſche Autorität, welche, ohne die vorgefundenen Verhältniſſe merklich in ihren Formen zu ändern, dieſelben doch als Pfeiler einer erblichen Herrſchaft geſchickt benutzte, bis ſie den wohlgefügten, durch die Kirche geheiligten Bau zuletzt mit dem apoſtoliſchen Diademe zu krönen und abzuſchließen vermochte.

Weil die Stammeshäupter ſich von Alom Antheil am Rathe des Fürſten und ſeiner Verwaltung bedungen, ſo begannen auch damals ſchon die großen öffentlichen Verſammlungen, Vorbilder der nachmaligen Landtage. Zwei Meilen unterhalb des jetzigen Marktfleckens Cſongrád, bei Puſzta-Szer, verſammelte Arpád, nach Salan's Bezwingung, die Häupter der Stammgeſchlechter, die Hauptleute und Edlen ſeines Volkes, um über die Verfaſſung und die Stellung der Freien, Edlen und Angeſehenen im Volke zu einander, desgleichen über Strafgeſetze zu berathſchlagen, die der rauhe Sinn der Zeit doppelt nöthig machte. Was hier beſchloſſen worden, galt auch den, während Zoltan's Minderjährigkeit eingeſetzten beiden Reichsbeamten, Gyülés und Karnok, zur Richtſchnur; wollten Dieſe davon abweichen, ſo ſtand bis zu Geiſa's Zeit der Volksſchaft die Befugniß zu, jene Verfügungen zu ändern oder die Richter zu entſetzen. Die Verſammlung währte durch vier und dreißig Tage, und der Ort wurde „Szer, Ordnung" genannt, ſpäter auch durch die nun verfallene Benediktiner-Abtei Szer-Monoſtra geehrt. Seit Errichtung des Königthums trat der Antheil der Magnaten an der Regierung mehr in den Hintergrund, und ihr Einfluß auf den Landtagen — welchen der dritte Stand, die königliche Ritterſchaft (Servientes regii), oder der Adel noch nicht beiwohnte — blieb

ein blos berathender. Die Thronbeſteigung war, außer dem, was Erbfolge und Gewohnheit vorſchrieben, an keine näheren Bedingungen geknüpft; der König hatte noch keinen Krönungseid zu leiſten, und ſelbſt die Krönung war zur Uebernahme der Herrſchaft nicht weſentlich. Dem Könige allein ſtand das Recht zu, den Landtag zuſammen zu berufen, ihn aufzulöſen und Zeit und Ort dafür zu beſtimmen; er allein hatte die Reichsbaronen, Kreis=, Hof=, Gränz= und Untergrafen zu ernennen. Dem Palatin ſtand nur die Bewahrung des königlichen Siegels, das Mittleramt zwiſchen dem Könige und dem Volke in Eigenthumsſtreitigkeiten, Rechtsentſcheidung in höchſter Inſtanz und der Oberbefehl über den königlichen Heerbann in des Königs Abweſenheit zu. Erſt ſpätere Ereigniſſe mehrten des Palatin's Macht und Einfluß.

Je geſicherter, wie wir geſehen haben, das Erbrecht der Stammgeſchlechter im Grundeigenthume war, deſto weniger erwuchſen dem Könige Einkünfte durch Güterheimfall. Doch war der Stamm Arpád bei der Landestheilung ſo reichlich bedacht worden, daß ſchon das königliche Erbeigenthum bedeutende Zuflüſſe gewährte, wovon nur der Lohn für die Bewirthſchafter in Abzug kam. Des Königs übrige Einkünfte gründeten ſich auf den Ertrag der zu den königlichen Burgen der Geſpanſchaften geſchlagenen Ländereien, wovon zwei Drittheile dem Könige, eines dem Kreisgrafen gehörten. Außerdem erfloſſen dem Könige der Marktzoll, die Victualien=, Denarien= und Marderbälge=Abgabe, das Zwanzigſtel der Zehnten, die Perſonalſteuer der freien Fremden, die Fiſchereien, die Weineimerlieferung, der Rinder= und Schweinezoll und, was vom größten Belange, das Salz= und Bergwerks=Regal.

Schon Karl der Große hatte, als er, nach Beſiegung der Avaren, deren Fürſten Zotan das Land Pannonien wegnahm, dasſelbe nach fränkiſcher Gewohnheit in fünf Grafſchaften oder Comitate eingetheilt. Spuren dieſer Eintheilung erhielten ſich, ungeachtet der mittlerweile über Pannonien dahinbrauſenden Stürme, bis auf Arpád's Zeiten; möglich, daß Letzterer ſie erneuerte, denn nach der Ueberlieferung wurden Borſu im Ziperslande gegen die Polen, Huba im Neitraer Gebiete gegen die Mährer, als Gränzgrafen eingeſetzt. Durch dieſe Einrichtung ließ ſich nicht nur die Ruhe nach innen leichter erhalten, ſondern auch gegen feindliche Einfälle war nun ſchnellere Abhilfe getroffen. Wahrſcheinlich wurde alſo jeder Burg ein

beſtimmtes Gebiet angewieſen, und einem ſolchen Gränzbezirke — **Megye**, in der Folge **Vár-Megye**, Vogtei, ſtaatsrechtlich-begränzter Kreis, Geſpanſchaft (eigentlich Iſpanſchaft, von dem ungariſchen **ispány** oder vom ſlaviſchen **span**) genannt — ein Magnat vorgeſetzt, mit einer gewiſſen Anzahl ſtets ſtreitfertiger Kriegsmänner und Kriegsgefangener, jene um das Gebiet zu ſchützen und polizeiliche Obhut zu üben, dieſe zu Betreibung der nöthigen Gewerbe, wie zum Bodenbau und zur Viehzucht. Die Magyaren fanden, als ſie ſich Pannonien unterwarfen, ſchon die Burgen Ungh, Zemplin, Ugocs, Vihór, Gömör, Bodrog, Kevee, Titul, Báranya, Sümegh, Eiſenburg, Vezprem, Peſth, Novgrad, Nitrava, Trencſin, Zipſerhaus u. a. vor, und bauten die Burgen Borſod, Szabolcs, Zolyom, Komorn, Súnad, Tſchernigrad, Zolt u. a. hinzu; die meiſten ſind jetzt noch Hauptſitze der nach ihnen benannten Geſpanſchaften. Beſtimmtere Formen und vielfache Vervollſtändigung gewann die Comitats- und Geſpanſchaftseinrichtung unter König Stephan dem Heiligen, der daher insgemein als ihr Schöpfer angeſehen wird.

Die oberſte Civil-, Militär- und Gerichtsautorität in jeder Geſpanſchaft bildete der Graf (**Comes castrensis**; **Parochianus**; Kreisgraf, Burggraf; in der Folge **Comes supremus**, Obergeſpan); in der Rechtsverwaltung ſtand ihm der Hofgraf (**Comes curialis**) zur Seite, und Beide bedienten ſich, zur Vollſtreckung ihrer Urtheilsſprüche, eines oder mehrer Executoren (Priſtalden, von dem ſlaviſchen **pristogjm**, beiſtehen). Die Burg beaufſichtigen und die ökonomiſchen Angelegenheiten verwalten half dem Grafen der Burgmann (**Castellanus**, **Várnagy**); auch war, je nach dem Umfange der Geſpanſchaft, eine ausreichende Anzahl Herolde unter Leitung eines Oberherolds vorhanden, um die Abgaben einzutreiben und die obrigkeitlichen Befehle im Kreiſe zu verkündigen.

Bald ſollten ſich aus dieſer Comitatseinrichtung die wichtigſten Folgen nicht nur für des Landes Cultur und das Volksleben, ſondern auch für Ungarns Kriegsverfaſſung entwickeln. Die Banderien der Fahnenherren und Stammeshäupter waren, zahlreichen Feinden gegenüber, nicht ausreichend. Es mußte auf anderweiten Zufluß kriegeriſcher Mannſchaft gedacht werden, und hiezu bot wiederum das Comitatsweſen zunächſt die Hand. Die zu einer Burg, als dem Mittel und Stützpunkte einer Geſpanſchaft, gehörigen Leute beſtanden, wie ſchon oben gemeldet, aus zwei Claſſen:

Landleuten (Coloni) und Kriegsleuten (Milites). Insgemein wurden ſie Provinzialen (d. i. zu einer und derſelben Geſpanſchaft Geſchriebene), auch Conditionarien (der Burg zu bedingten Dienſten Verpflichtete), insbeſondere die Coloni Burgdiener, die Milites Burg-Jobagyen (Jobb-Agy, urſprünglich ein Menſch von beſſerer, nämlich freier Geburt, daher ſelbſt Magnaten in Urkunden unter dem Namen Jobagyen vorkommen, obwohl ſpäter auch Knechte ſo hießen) genannt. Sowohl in der Nähe der Burg, wie im weiteren Umkreiſe der Geſpanſchaft, befanden ſich die Felder und Wohnplätze der zur Burg gehörigen Kriegsleute oder Burg-Jobagyen; ſie ſtanden, in Centurien und Decurien eingetheilt, unter beſonderen Hauptleuten, dieſe unter dem Oberſten, welchem wiederum der Graf vorſtand. Die Burgmänner, Oberherolde, Oberſten und Hauptleute, vorzugsweiſe Jobagyen der Burg genannt, dann die Freileute des heiligen Stephan, und die Freibürger bildeten die höhere Volksclaſſe in den Geſpanſchaften; der niedrigeren gehörten die Freigeborenen, die Freigelaſſenen, die Gäſte, die königlichen Dienſtleute (Udvarniker), die Burghörigen und die Knechte der Privatleute an. Das glorreiche Andenken Stephan's adelte auch hier, denn ſolche Burg-Jobagyen, deren Altvordern, unter Verpflichtung zur Heerfolge, ihre erblichen Ländereien von jenem Könige erhalten hatten, genoſſen den Vorzug des Alters und Anſehens vor den, obwohl unter gleichen Verhältniſſen von ſpäteren Königen Beliehenen. Jene hießen des heiligen Königs „natürliche," dieſe von der Burghörigkeit „eximirte" Jobagyen; doch in allen ſonſtigen Pflichten und Rechten ſtanden ſie einander gleich. Durch Treue, Tapferkeit oder auf andere Art ſich hervorthuende Burg-Jobagyen wurden zu dem Range der königlichen Ritter (**Servientes Regis**), welche auch Hofritter (**Equites aulici**) und Betraute des Königs (**Familiares Regis**) hießen, erhoben. Ihre Ländereien in der Geſpanſchaft wurden dadurch adeliche Sitze, ihre Perſonen der Gerichtsbarkeit der Burggrafen entnommen und dem adelichen Gerichtshofe (**Szolga Biro**), in höherer Inſtanz dem königlichen Hofgerichte, unterſtellt. Dabei blieben ſie jedoch auch künftighin des Königs Pfründner (**Beneficiarii Regis**), denen über ihre Güter das zwar erbliche, aber nur nutzbare, nicht unbedingte Dominium verliehen war. Ueberhaupt gelang es ihnen erſt im Laufe der Zeit perſönlich adeliche Geltung zu gewinnen, wobei jedoch der alte, erbbegüterte Stammadel, um ſich nicht mit ihnen zu vermengen, eine neue Kluft dazwi-

ſchen ſchob, indem er ſich „edler" (praenobilis) nannte; es waltete hier ſo ziemlich dasſelbe Verhältniß, wie ungefähr gleichzeitig in Deutſchland zwiſchen dem alten Stammadel und jene Freien und Güterbeſitzern, die aus Reitern im Heerbann ſich allmälig in Ritter und Edle verwandelten, nicht ohne heftigen Zuſammenſtoß mit jenem höheren Grundadel. Zu gewiſſen Zeiten mußten ſämmtliche Burg-Jobagyen an einem beſtimmten Orte erſcheinen, um von dem Grafen gemuſtert zu werden; denn dieſer war, wie bemerkt, ihr oberſter Anführer unter dem Comitatsbanner. Gleich der erbbegüterten Ritterſchaft, mußte er, jedoch auf des Königs Koſten, Dieſem auch über des Reiches Gränzen hinaus Heerfolge leiſten, während die Banderien der Stammgeſchlechter auf Koſten der Erbbegüterten ausgerüſtet wurden.

Der König und die Königin hatten in allen Geſpanſchaften leibeigene Dienſtleute, welche insgemein Udvarniker, insbeſondere aber Miniſterialen hießen, wenn ſie knechtiſche Hofdienſte zu verrichten hatten. War ihnen urbarer Boden zu eigener Benutzung angewieſen, ſo hießen ſie Beneficiarier, und es waltete bei ihnen, wenn auch in niedrigerer Rangbeziehung, derſelbe Unterſchied perſönlicher und dinglicher Pflichtigkeit, wie zwiſchen Miniſterialen und Vaſallen in Deutſchland. Ueber ihnen im Range, dagegen tiefer, als die Burg-Jobagyen, ſtanden die Burghörigen, theils Eingeborene, theils Eingewanderte, entweder in dem zur Burg angebauten Marktflecken (castri civitas, Város) anſäſſig und allerhand Gewerbe übend, oder entfernter gelegene Burgländereien anbauend. Sie waren, gleichwie die Burg-Jobagyen, in Centurien eingetheilt, und unter einen Stadtmajor geſtellt; dabei genoſſen ſie eines gewiſſen Freiheitszuſtandes, waren Niemand leibeigen und dienſtbar, und hatten nur, für den ihnen gewährten Burgſchutz oder für das zur Benutzung ihnen überlaſſene Burgland, beſtimmte Leiſtungen an die Burg zu erfüllen, waren alſo eigentliche Lehensleute. Bald wuchs durch Fleiß und Emſigkeit der Inwohner der Wohlſtand ſolcher Marktflecken, und führte Jene nach und nach zu völliger Freiheit. Vorerſt wurden dieſe Leute von den Leiſtungen an die Burg, dann von der Gerichtsbarkeit ſowohl des Grafen, als des Burgmanns, losgezählt und zur Wahl eigener Richter berechtigt, ſpäter mit einem abgemarkten Stadtgebiete verſehen und endlich der Markflecken durch den Namen einer freien und königlichen Stadt beehrt; frei hießen ſie, als der Burg-

gerichtsbarkeit entbunden; königlich, weil dieſe Städte dem Könige allein, in Anerkennung ſeiner Territorialhoheit, zu jährlicher Abgabe, St. Martins-Zins genannt, verbunden waren. Stuhlweißenburg, Preßburg und Kremnitz mögen unter jenen Plätzen geweſen ſein, welche am früheſten dieſer Auszeichnung theilhaftig geworden.

Groß und vielſeitig waren die Vortheile dieſer Comitatseinrichtung, ſo für den König, wie für ſein Reich und Volk. Die oberſten Hofbeamten, welche, nach fränkiſchem Vorbilde, mit dem Königthume auftauchten: der Oberſchatzmeiſter, Obermundſchenk und Oberſtallmeiſter, hatten in jeder Geſpanſchaft ihre Unterbeamten, durch welche ſie, nach den in ihren Amtstiteln ausgeſprochenen Obliegenheiten, die Einkünfte des Königs verwalteten. Der König konnte nun leicht, und ohne das Volk zu belaſten, ſeinen Heerbann durch das ganze Land führen; denn allenthalben fand er ſeine Vorrathskammern und Keller gefüllt, ſeine Viehheerden wohl gehütet, ſeine Udvarniker zu Spanndienſten gewärtig. Jede Burg gab zugleich eine Feſtung zur Deckung des Landes ab. Auch durften die Kriegsſchaaren nicht erſt angeworben und im Waffendienſte geübt werden; ſie waren ſchon vorhanden, und harrten nur des Rufs des Königs, um alſogleich ſich zu rüſten und aufzubrechen; zuerſt die Banderien der Erbbegüterten, an dreißig- bis vierzigtauſend Mann ſtark, in Friedenszeit keinem Bürger läſtig und anſtatt kärglichen Soldes mit ausgebreiteten Ländereien begabt, die ihnen in der Geſpanſchaft reichliches Auskommen für die Familie und die Angehörigen gewährten, und im Kriege ſie die Koſten des Zuges, für welche die zu hoffende Kriegsbeute Entſchädigung verſprach, leicht beſtreiten ließen; dann die Burg-Jobagyen oder Comitatsbanner mit ihren Grafen, muntere, unternehmende Schaaren, wachſam und kühn im Felde, fleißig, arbeitſam und friedlich daheim im Kreiſe der Ihrigen, ſchonend gegen den mit ihnen viel verkehrenden Bürger und von ihm gern mit der Vertheidigung des Herdes betraut.

Es bedarf, wenn man Dasjenige, was ſo eben von der Heerverfaſſung der Ungarn berichtet wurde, mit Dem vergleicht, was an mehren Stellen in der Geſammtgeſchichte von dem Kriegsweſen der Deutſchen geſagt worden, wohl nicht erſt eine Hindeutung, um wie viel die ungariſche Kriegsverfaſſung der deutſchen vorzuziehen war. Wie ſchwierig und unzuverläſſig war in Deutſchland damals die Verſammlung des Heerbannes;

wie betrachtete hier jeder Stamm ſich gern als eine eigene kriegführende Macht, ohne Rückſicht auf das Ganze, ja wie oft im eiferſüchtigen Entgegenwirken wider den gemeinſamen Zweck. Wie geriethen dadurch die deutſchen Könige und Fürſten frühzeitig in die Nothwendigkeit, ſich mit planlos zuſammengeworbenen Schaaren, mit Söldnerheeren zu umgeben, die, bloße Parteigänger, ohne Sinn für Heimat und Vaterland, den Kampf nur da aufſuchten, wo Beute und Gewinn lockten, dadurch alle Zwecke der Kriegskunſt vereitelten und, entlaſſen, ſich in Freibeuter und Räuberbanden verwandelten, der Fluch und die Geißel der Länder, welche ſie zu beſchützen gekommen waren! Das Heerweſen der Ungarn dagegen beruhte auf durchaus nationalen Elementen, und wie furchtbar auch im Feindeslande, waren dieſe Schaaren niemals eine Laſt, geſchweige ein Schrecken für ihre Heimat. Drohte mächtige Feindesgefahr, ſo gab ein herum getragener blutiger Säbel die Loſung zu Rüſtung und Aufbruch. Die Ritterſchaft focht dann unter dem Banner des Königs, von Dieſem ſelbſt, oder in ſeiner Abweſenheit vom Palatin angeführt. Unter das Comitatsbanner ſchaarten ſich die Jobagyen des Schloſſes; von den Bauern und freien Gemeinden jeder zehnte oder jeder achte Mann, je nachdem der Anlaß und die Stärke des Feindes es verlangte, bei dringender Gefahr auch in geringerem Verhältniſſe; ſie machten das Comitats-Banderium aus. Außerdem ſtellten noch die Biſchöfe aus ihren Gütern eigene Banderien. Gegen plötzlichen Ueberfall ſicherte noch überdies eine beſondere Anſtalt in den Gränz-Comitaten, wo einem eigenen Gränzgrafen eine Anzahl Gränzwächter untergeben war, die auf alle Bewegungen in dem Nachbargebiete ſorgſam zu achten hatten. Eingetheilt waren dieſe Gränzwächter in Späher und Renner (Speculatores et Veloces), und es mußten die Erſtgenannten den Feind erſpähen und aufhalten, bis die Letzteren die Kunde der Feindesgefahr in das Innere des Landes brachten und der Heerbann ſich zu ſammeln vermochte. Von deutſchen Schriftſtellern iſt behauptet worden, daß, zur Sicherung des Landes gegen innere und äußere Gefahr, ſchon ſeit Beginn der eigentlichen Landesverfaſſung Ungarns auf dem daſigen Herrenſtande die Verbindlichkeit geruht habe, auf ihren Beſitzungen und aus den Einkünften ihrer Herrſchaften Burgen und Schlöſſer zu erbauen und zu unterhalten; aber Stephan v. Horvát hat in einem, durch den Freiherrn v. Mednianśky auch deutſchen Leſern bekannt gewordenen Aufſatze (Archiv für Geſchichte X. 445)

bewieſen, daß Schlöſſer zu erbauen zwar eine königliche Gnade und Erlaubniß, aber zu keiner Zeit eine Verbindlichkeit, mithin auch die Beſtreitung der Baukoſten keine Pflicht, ſondern eine nothwendige Folge jener königlichen Gnadenverleihung geweſen.

Ueber der Magyaren Kriegs- und Kampfweiſe hat der Kaiſer Leo der Weiſe, der ſich derſelben noch vor ihrer Einwanderung in Pannonien als Hilfstruppen bediente, folgende Schilderung hinterlaſſen: Die Magyaren, eine freie und volkreiche Nation, ſind von Jugend auf Reiter und lieben das Zufußegehen nicht. Auf den Schultern tragen ſie lange Lanzen, und in der Hand führen ſie einen Bogen, den ſie beſonders geſchickt zu gebrauchen wiſſen, um den Rücken des fliehenden Feindes mit Pfeilen zu durchbohren. Ihre Bruſt und den Vordertheil ihres Pferdes deckt ein Harniſch von Eiſen oder dichtem Filz. Gewöhnt, mit Pfeil und Bogen zu ſtreiten, lieben ſie jene Gefechte nicht, in welchen ſie handgemein werden müſſen, wohl aber jene, wo ſie von weitem ſchaden können. Sie verſtehen ſich daher vorzüglich gut auf Beunruhigung des Feindes durch Scharmützel, durch plötzliche Ueberfälle, durch Abſchneiden des Proviants, durch Ueberflügelung und Hinterhalte. Nach dieſer Taktik wiſſen ſie durch eine verſtellte Flucht den Feind anzulocken, ſich dann plötzlich umzuwenden und in ſeine getrennten Glieder einzubrechen. Kommt es jedoch auf eine förmliche Schlachtordnung an, ſo ſtellen ſie ſich in kleinen, nahe an einander geſchobenen Haufen von etwa tauſend Reitern, und einen Haufen hinter den anderen auf, wodurch ſie Feſtigkeit in ihre Stellung zu bringen ſuchen. Den fliehenden Feind verfolgen ſie raſtlos, und nur erſt, wenn er ganz aufgerieben iſt, denken ſie an die Beute. Um dem Entweichen im Kriege vorzubeugen, das aus der Uneinigkeit der verſchiedenen Stämme und Geſchlechter leicht entſtehen könnte, haben ſie eine ſtrenge Kriegszucht und den Oberbefehl eines Feldherrn eingeführt, und ſich ſcharfen Kriegsſtrafen unterworfen. — Was Leo hier berichtet, wird durch die Schilderungen der Abendländer beſtätigt. Die Säumigen und Widerſpänſtigen im magyariſchen Heere wurden, zum Vordringen wie zum Rückzuge, von ihren Führern mit Peitſchenhieben angetrieben.

Der Schrecken, welcher den Magyaren voraus ging, die feindlichen Berührungen, in welche ſie, gleich bei ihrem erſten Auftreten in Pannonien, mit den Nachbarvölkern geriethen, haben dieſe zu bitteren, oft gräu-

lichen und fabelhaften Schilderungen des neuen Volkes hingeriſſen. Die magyariſchen Mütter ſollten, um ihre Kinder frühzeitig gegen körperliche Schmerzen abzuhärten und ihnen ein ſchreckenderes Anſehen zu geben, mittels eines, aus dem Munde ihnen hervorſtehenden Eberzahnes ihre Säuglinge im Geſichte verwunden, Blutſaufen und Auffreßen der Feindesherzen zu den magyariſchen Leckermahlen gehören, und was dergleichen handgreiflicher Lügen noch mehr ſind. Andere Stimmen klingen ruhiger und gerechter, und verſchweigen neben der Roheit und Grauſamkeit im Kriege, auch die beſſeren Eigenſchaften der Fremdlinge nicht. So wird (**Annales Mettenses, pag. 889**) der Magyaren Abſcheu vor dem Diebſtahle unter einander und deſſen ſtrenge Beſtrafung gerühmt, und auch Regino gibt zu, daß die Magyaren den Diebſtahl als das ärgſte Verbrechen anſehen, daß ſie nie ein fremdes Joch duldeten, und daß der Muth ihrer Frauen jenem der Krieger gleichkomme. Noch vortheilhaftere Zeugniſſe folgten ihnen aus ihrem früheren Wohnſitze, dem Kaukaſus, dem ihre urſprünglichen Sitten freilich entſprechender waren, als ihrem neuen europäiſchen Vaterlande. Sie ſollen dort ſchon mancherlei Künſte geübt haben. Die von Mohamed-Aiwabi Achtachi geſchriebene Geſchichte von Derbend (**Derbend-Nameh**) erzählt, die Magyaren hätten die Stadt Kizylar (von den Ruſſen jetzt Kisljär genannt) erbaut, deren Gebäude ſo blendend weiß geweſen, daß ſie von weitem wie Schnee geglänzt. Der arabiſche Geſchichtſchreiber fügt hinzu: daß unter allen Völkern des Kaukaſus die Magyaren ſich durch ihren friedlichen Charakter, ihre Fertigkeit in gemeinnützigen Gewerben, ihren ſchönen Wuchs und ihren Muth hervorgethan hätten, und ſtellt ſie über alle benachbarten Stämme. Auch ſollen ſie, noch im Nomadenzuſtande, Sänger unter ſich gehabt haben, welche nach Bardenweiſe die Thaten ihrer Führer feierten.

Die Sprache dieſer Jagd und Krieg treibenden Horden anlangend, ſo mögen hier die Bemerkungen eines in dieſen Gegenſtand Eingeweihten einen Platz finden. Wenn man den Entwickelungsgang der magyariſchen Sprache bis zu ihrer älteſten, hiſtoriſch-bekannten Epoche hinab verfolgt, ſo findet man in demſelben mehre merkwürdige Sonderheiten, deren Grund vielleicht ein etwas fantaſiebegabter Sprachforſcher durch kühne Hypotheſen kurzweg erklären würde. Man glaubt gewöhnlich, die magyariſche Sprache habe ſich erſt in den letzten Decennien nach beſtimmten grammatikaliſchen

Formen entwickelt, und es wäre bei der von den älteren Grammatikern befolgten Methode wohl einiger Grund zur Rechtfertigung dieſes Glaubens vorhanden; denn wenn man die Mühſeligkeit betrachtet, mit welcher ſich dieſes ganz originelle Idiom in den aufgedrungenen Formen der lateiniſchen Sprache bewegte, ſo mußte man faſt vermuthen, es habe früher gar keine grammatiſche Geſtaltung beſeſſen, ſeine Formen ſeyen vordem vag und regellos geweſen; was am Ende zu dem Schluſſe führte: das Volk, welches zuerſt dieſe Laute über die Höhen des Kaukaſus nach Europa gebracht, habe ſich bis auf die neueſte Zeit eigentlich gar keiner Schriftſprache erfreut. — Wie man aber einmal die magyariſche Sprache mit philoſophiſchem Geiſte durchforſchte, und eine ihren Eigenthümlichkeiten angemeſſene grammatikaliſche Behandlung an die Stelle der bisherigen unangemeſſenen lateiniſchen Formen ſetzte, zeigte ſich ein ſo ſtreng' und conſequent logiſch gegliederter Sprachbau, daß man die früher aufgeſtellte Behauptung nicht mehr rechtfertigen konnte und der magyariſchen Schriftſprache ein bei weitem höheres Alter zugeſtehen mußte. Es iſt, nach den gegenwärtig zu Tage liegenden Ergebniſſen der magyariſchen Philologie und Geſchichte, wohl kaum mehr ein Zweifel übrig, daß die Stammväter der gegenwärtigen Magyaren, die allgemein als wilde, rohe Krieger verſchrienen Hunnen, in ihrem Vaterlande in Aſien ſchon frühzeitig Wiſſenſchaften kannten und pflegten, wenn auch die wohlthätige Einwirkung derſelben auf das zerſtreut lebende Nomadenvolk nicht allgemein werden konnte; es iſt ferner ſehr wahrſcheinlich, daß die Hunnen bereits eine Schriftſprache beſaßen und die Elemente ihrer Abbildung aus dem früh cultivirten, ſeitdem aber im tauſendjährigen Stillſtande verſumpften China bezogen; aber es iſt auch eben ſo natürlich, daß, als die Wucht der Völkerwanderung jene Hunnen nach Europa warf, nur die ſtreitfähigen, kriegeriſchen und rüſtigen Männer den weiten und beſchwerlichen Heerzug antraten, die friedlichen Gelehrten dagegen mit den Schätzen ihres Wiſſens meiſt daheim blieben, oder weniger geeignet, Beſchwerden zu ertragen, in dem blutigen Schlachtſtrome untergingen. Dennoch ließen dieſe kriegeriſchen Horden einen Beweis ihrer früheren Cultur zurück; die braven Sekler nämlich, welche ſich bei dem Rückzuge nach dem erſten Einfalle Attila's an den Gränzen Siebenbürgens anſiedelten, beſaßen noch eine eigene Runenſchrift, welche aus Einſchnitten in Holz beſtand und ſicher noch ein Erbtheil von ihren hunniſchen Voreltern

war. Das gänzliche Verſchwinden dieſer Schriftdenkmale dürfte aber dem frommen Eifer der im zehnten Jahrhunderte auftretenden chriſtlichen Miſſionäre zugeſchrieben werden, welche Alles, was im Entfernteſten mit der alten heidniſchen Religion zuſammenhing, wegzuräumen ſuchten, und daher auch vermuthlich die Runenſtäbe, worauf vielleicht noch heidniſche Dogmen eingeſchnitten waren, unnachſichtlich vertilgten. — Wie in allen Ländern Europa's, begann auch in Ungarn, bei'm Wiedererblühen der Künſte und Wiſſenſchaften, die durch Barbarenhände aus ihrem Palladium vertriebene Römerſprache allmälig ihre Herrſchaft auszubreiten, und der Umſtand, daß der heilige König Stephan — ſonſt in Manchem dem großen Karl ſo ähnlich — der lateiniſchen und griechiſchen den Vorrang vor ſeiner Mutterſprache zugeſtand und in erſterer ſein Geſetzbuch verfaßte, trug (eben ſo, wie der Umgang mit eingewanderten Slaven, Bulgaren, Wlachen, Deutſchen und Italienern, mit welchen der bürgerliche Verkehr nicht anders, als mittels der lateiniſchen Sprache unterhalten werden konnte) viel dazu bei, die Sprache der Römer in Ungarn zur Geſchäfts- und feinen Umgangsſprache zu erheben, wodurch leider für Jahrhunderte die magyariſche Sprache vom Felde der Wiſſenſchaft und des höheren Staatslebens ausgeſchloſſen wurde, obſchon man frühzeitig die Volksſprache zu pflegen, zu veredeln und alte Sprachdenkmale an's Licht zu ziehen begann. (S. Vámoſy in ſeiner Recenſion der „Analyſe ungariſcher Claſſiker, geſtützt auf einfache Grundregeln der ungariſchen Sprache," von Reméle; in der Wiener Zeitung von 1842, Nr. 142.)

Ueber der alten Magyaren Sitten, Volkscharakter und Gewohnheiten hat Feßler aus dem Geiſte ihrer Sprache und ihren Sprichwörtern Folgerungen gezogen, die, wie Graf Mailáth richtig bemerkt, zwar mehr witzig als gründlich, aber in ihrer Zuſammenſtellung jedenfalls intereſſant ſind, daher ſie auch hier theilweiſe angeführt werden ſollen. Wie im öffentlichen Leben — ſagt jener verdienſtvolle Geſchichtſchreiber — ſo bewieſen ſich die Ungarn als edles, freies Volk auch in dem häuslichen, worin ſie manches Gute von den älteren Inſaſſen gelernt hatten. Schon von Alters her lebten ſie in ordentlichen Ehen; doch als Nomaden in Baſchkirien mochten ſie dieſe Verbindung für nicht viel beſſer, als für einen ehrſamen Beiſchlaf gehalten haben; daher in ihrer Sprache die veralteten Worte: für Ehe Nöszés, Beiſchlaf; für Ehemann Nös, Gatte; für Ehefrau Nö,

Né, Gattin. Nachdem ſie ſich zur Volksſchaft vereinigt hatten, ward ihr Begriff ſittlicher; allein, als Heiden, konnten ſie ihre Anſicht von der Ehe noch nicht weiter, als bis zu dem Werthe eines Hausweſens, Házasság, erheben; ſodann hieß Ehevertrag Házasodás, Hausverbindung; Verehelichung Házasitás, Errichtung eines Hausſtandes; in den Eheſtand treten: Házasodni, hauſen. Die ungariſchen Jungfrauen gingen mit bloßem, Frauen mit bedecktem Haupte; jene hießen Hajadon, Haare tragend, d. i. unverehelicht. Die Braut wurde gekauft; ein mannbares Mädchen wurde alſo ein „verkäufliches" Mädchen, Eladó Léany, genannt. Doch wie wenig ſie deswegen als Sache betrachtet oder behandelt wurde, zeigt die Verlobung. Sie geſchah durch Uebergabe des Ringes Gyürö; daher Gyürözni, den Ring der Treue geben, mit Verlobung gleichbedeutend war. Die Verlobten hießen Gezeichnete, Jegyesek, und die Braut, Hölgy, trug das erhaltene Zeichenkleid, Jegy-Ruha, womit auch die Morgengabe oder der Brautſchatz im Allgemeinen benannt wurde. Die eigentliche Benennung des Bräutigams war Hüs, der Treue; davon kam in die Sprache Hüség, Treue, und Hüt, geſchworener Glaube. Der Mann, Férj, nahm die Jungfrau zum häuslichen Geſpan, Házas-Társ, und nannte ſie Feleség, die ihm Gleiche. Die Jungfrau ging zum Manne, Fér-hez-ment, und Hausfrau, Házas Aszszony, war ihr Ehrenname. Die Häuslichkeit wurde von den Ungarn ſo hochgeachtet, daß ſie ſelbſt für Vaterland kein anderes Wort hatten, als Hon, Háza, Haus. Das Haus ordnen und regieren war ihnen eben ſo viel, als gerecht ſchalten und walten, Igazgatni. Als ſie nicht mehr auf Raub auszogen, wurde ihr Sinn für Gerechtigkeit lebendiger und mehr umfaſſend; da ward zum Sprichwort: „Der Böſe hat immer Böſes zum Lohn," und: „was auf hündiſche Weiſe gewonnen wird, geht hündiſch wieder verloren." — Das Alter wurde von den Ungarn vorzüglich geehrt; das zeigten ſie in der Benennung: Jobb atja, Jobb anja, auch Szép-Apád, Szép-Anja, der beſſere, ſchönere Vater, die beſſere oder die ſchönere Mutter, womit ſie die Großeltern bezeichneten. Das Schöne, Szépet, mag bei ihnen in hohem Werthe geſtanden haben, weil ſie es ſogar in den Begriff von Fleiß und Anſtrengung, Szepelkedés, aufnahmen; aber häßlich ſchien ihnen auch das männliche Weib, darum ſagte ihr Sprichwort: „vor einem bärtigen Weibe hüte dich!" Das Leben betrachteten auch ſie als eine Wanderung;

im Genuſſe deſſelben war ihnen Regel: „ſich nicht ganz ſatt eſſen, die Arbeit nicht ſcheuen und der Unzucht ſich enthalten.“ Ihr Betragen im Umgange muß Ernſt und Anſtand ausgezeichnet haben, weil ihnen das alte Sprichwort: „Vieles hören und ſehen, wenig ſprechen,“ gebot, und weil lautes Gelächter, **Katzaj**, ihnen Merkmal eines unzüchtigen Menſchen, **Katzér**, war. Sie unterſchieden den Pöbel vom Volke, und in dieſem den Haufen von den Guten; nur der letzteren viele Stimmen hielten ſie für Stimme Gottes. Die Vergänglichkeit und den Wechſel der Dinge erwägend, ſchätzten ſie die Zeit und achteten die gegenwärtige Stunde hundert künftigen gleich an Werth; darum hieß auch bei ihnen Muße, nicht Zeit vertreiben, noch ſich angenehm um die Zeit betrügen, ſondern die Zeit ausfüllen, **Idöt tölteni**, oder die Zeit aufhalten, verlängern, **Idöt múlatni**. Die Monate, **Hóld nap**, zählten ſie nach Monden, **Hóld**, Mond, von deſſen ſichelförmiger Krümmung im Wachsthume und in der Abnahme die huldigende Verbeugung oder Huldigung und Unterwerfung, **Hóldolás**, hieß. Der Sonntag war und hieß Markttag, **Vásar nap**, und zwar von ihrem älteſten Handel zwiſchen dem Altai und dem Gihon mit dem ihnen ſo wichtigen Eiſen, **Vas**. Der Montag, **Hétfü**, hatte den Namen von **Hét**, Woche, und **fü**, Gras; wahrſcheinlich wurden wöchentlich an dieſem Tage die Weideplätze gewechſelt. Auch das Alter ihrer Roſſe oder Rinder beſtimmten ſie nach der Anzahl der Weiden; z. B. dreijährig, **Harmad-fü**, von der dritten Weide; **Negyed-fü**, von der vierten Weide. Der Dinſtag wurde **Kedd** genannt, von **Kedv**, Gunſt, Gewogenheit, und war vielleicht der Tag der Schonung, Gewährung und der Freude; darauf folgte Mittwoch, **Szerda**, Tag der Ordnung; dann der Donnerſtag, **Tsötörtök**, von **Tsötör**, Scheffel, und **Tö**, Stamm, der Tag der Ausmeſſung; hernach der Freitag, **Péntek**, wahrſcheinlich von **Pénz**, Geld, mithin der Zahltag; endlich der Sonnabend, **Szombat**, Tag der Ruhe. — Bei aller Ernſthaftigkeit und Feierlichkeit waren die Ungarn doch von je her ein gemüthliches und fröhliches Volk; als das eine hingen ſie mit gleicher Luſt an den Gaukeleien der Hexen, Zauberer und Wahrſager, für deren Künſte ſie mehre, theils ihnen eigenthümliche, theils von Slaven angenommene Wörter in ihrer Sprache hatten, und an den Spielen der Poſſenreißer, Narren und Quackſalber, deren nichtswürdiges Gewerbe ſie ſchon durch den Klang ihrer Benennungen bezeichneten; als das andere lebten ſie

unter jedem Glückswechſel heiter und guter Hoffnung, ſich tröſtend mit dem Sprichworte: „auch in der Hölle kommt bisweilen ein Feiertag;“ als ſolchen feierten ſie die Geburt ihrer Kinder, den jährlichen Geburtstag ihrer Lieben und das jährliche Gedächtniß ihrer Verſtorbenen. Das eine Feſt hieß **Radina**, von **Rad**, über dich, und **Ina**, Kraft; das andere **Puzdarek**, von **Puzdra**, Köcher (wahrſcheinlich ein Geburtstagsgeſchenk); das letzte **Pomada**, von **Por**, Staub, und **Ma**, heute. Ihre Todten legten ſie in Särge, **Koporsó**, und beerdigten (am liebſten in der Nähe von Flüſſen, vielleicht aus religiöſen Gründen) ſie in Gräbern, **Sir**, über welchen ſie Erdhügel, **Domb**, aufwarfen. Nach dem Begräbniſſe, **Temetés** (von **Temeni**, verſtopfen, vermachen), nahmen ſie in tiefer Trauer, **Gyász**, das Todtenmahl, **Tor** (Sättigung), ein. Aufrichtig und wehmüthig müſſen ſie ihre Todten betrauert haben, weil von **Sir**, Grab, mehre, tiefe Wehmuth andeutenden Wörter: **Siras**, weinen, **Siralom**, klagen, **Siralmas**, jammern, gebildet wurden.

Von den religiöſen Begriffen der Magyaren und ihrem Cultus vor Annahme des Chriſtenthums ſind uns nur wenig Spuren geblieben. Eigentliche Götzendiener waren ſie nicht; vielmehr beteten ſie zu einem einzigen höchſten Weſen, das ſie **Isten** nannten, ein ihnen ganz eigenthümliches und auch nach ihrem Eintritt in die chriſtliche Kirche beibehaltenes Wort. Daher ſagt auch das vaticaniſche Manuſcript, daß die Magyaren Heiden geweſen, doch keine Götzen verehrt. Wohl aber machte ſich in ihrer Religion ein gewiſſer Dualismus bemerkbar; denn ſie ſetzten jenem höchſten, guten Principe ein feindliches, böſes: **Urdung** (jetzt **Ördöng**, **Ördög**), gegenüber. Hieraus entwickelte ſich ein ganzes Syſtem guter und böſer Dämonen, von welchen ihnen die günſtigen und ungünſtigen Ereigniſſe des Lebens ausgingen. Als ein Hirtenvolk unmittelbar an die Quelle der natürlichen Erſcheinungen geſtellt, umkleideten ſie auch ihre Dämonen ſymboliſch mit den Geſtalten und Wirkungen der Elemente. Vielleicht daß ſie manche dieſer Dämonen auch bildlich darſtellten und dadurch, wie z. B. ſelbſt der Herzog Geiſa noch nach ſeiner Taufe, den Verdacht des Götzendienſtes auf ſich luden. Für glückliche Erfolge zu danken, günſtigen Ausgang eines Unternehmens zu erwirken, und Unheil abzuwenden, ſchritten ſie zu Opfern, **Imádás**, von **Im**, ſiehe da, und **Adás**, Gabe, woraus erſt in der Folge ſich **Imádság**, Gebet, bildete. Die Opfer wurden, wie die ſpäteren Geſetze

wider Abgötterei andeuten, an Quellen, in Hainen und auf Bergen vorgenommen. Als Opferthiere dienten ihnen die ſchönſten, wohlgenährteſten Pferde, wahrſcheinlich jene von weißer Farbe, die ihnen beſonders werth waren; dabei hielten ſie das geſegnete Mahl, Aldomás, ein Wort, das noch jetzt in dem, nach Abſchluß eines Kaufes üblichen, gemeinſamen Trunke, dem Klange und dem Begriffe nach fortlebt. Die Opferung konnte ein Jeder vornehmen, ohne daß ein Prieſter (Taltos) dazu erforderlich war; doch ehrten ſie dieſe ihre Prieſter zugleich als mit der Gabe der Weisſagung beliehene Männer, die auf mancherlei Art, namentlich durch eigene Roſſe — denn die Vorliebe für dieſe Thiere machte ſich bei den reitenden Horden der Magyaren in allen Beziehungen bemerkbar — die Zukunft zu erforſchen verſtänden. Deshalb ſpielen noch heutzutage die verzauberten, ſprechenden Roſſe, Tátos geheißen, eine große Rolle in den Ammen- und Hirtenmärchen und den Sagen des Volkes. Der Glaube an Wahrſagung führte von ſelbſt zu jenem an Zauberei; darum maßen die Magyaren ihren Taltoſen auch Einfluß und Macht über gute und böſe Dämonen bei; ähnliches Vermögen ſchrieben ſie auch alten Weibern zu, ſo daß der ſpätere Herenglaube in den Begriffen des Volkes ſich hinlänglich vorbereitet fand. Bei den religiöſen Feierlichkeiten waren auch Sänger, Dallos (noch heute bezeichnet Dall Geſang, Lied) thätig. Die ſchon geſchilderten Begräbnißgebräuche der Magyaren laſſen annehmen, daß ſie an eine Unſterblichkeit der Seele glaubten, wie denn, nach Mailáth's Bemerkung, die magyariſche Benennung der Seele, Lélek, anzudeuten ſcheint, daß dieſelbe als das Geſchöpf des Hauches (lehellet) Gottes betrachtet wurde. Der Name des Himmels: Menny, ſo viel als gehe, ſollte vielleicht das Leben als eine Wanderung zum Himmel, als dem Endziele der Vollkommenheit und Freude, bezeichnen. Ob ſie auch einen Ort der Verdammniß angenommen, iſt nicht zu entſcheiden, da ihre Bezeichnung für Hölle, Pokol, ſpäterer Entſtehung iſt. Der Dämonenglaube hat auch, wenn nicht in die Begriffe, doch in die Sprachweiſe, der Gegenwart manche Wurzel herüber geſchlagen. Bei'm Fluchen klagt der Ungar den Urdung oder deſſen ſinnbildliche Stellvertreter, das Schwein und den Hund, an, das Uebel geſendet zu haben, oder er nimmt in ſeinem Zorne ſich ſelbſt als Werkzeug des Urdung und vermißt ſich, als ſolches allerlei Böſes vollführen zu wollen. Das Armányos (in alter Schreibart Arima-

nios), als Princip des Böſen, deutet auf den perſiſchen Ahriman, und ſomit auf die Quelle jenes Dualismus, zurück.

Der Uebergang zum Chriſtenthume drückte den Sitten und Gewohnheiten des Volkes ſein eigenthümliches Gepräge auf, und es bedarf wohl nicht erſt der Hindeutung, welch ganz andere Geſtalt, als die nunmehrige, der Oſten wie der Weſten Europa's angenommen haben würden, wenn König Stephan ſein chriſtliches Gebäude in Ungarn, ſtatt an die römiſche, an die griechiſche Kirche angelehnt hätte, welch' letztere einſt auf dem Wege durch Siebenbürgen ſich über ganz Pannonien auszubreiten gehofft hatte. Daß das griechiſche Reich die Stütze des jugendkräftigen magyariſchen Volkes verlor, entſchied ſchon damals ſeinen ſpäteren Sturz, wie auf der anderen Seite das römiſch-deutſche Reich durch den religiöſen und politiſchen Anſchluß Ungarns nicht wenig an Halt und Sicherheit gegen den Oſten hin gewann. Wie König Stephan ſeines Reiches Kirchenlehrer und Apoſtel, ſo ward er auch, vom neuen chriſtlichen Standpunkte aus, deſſen Geſetzgeber. Doppelt ſchwierig war dieſes Amt in einem Reiche, in welchem ſo viele verſchiedene Stämme, zum Theile mit zugeſtandenen gleichen Rechten, neben einander ſaßen, und wo das Geſetz, ohne ſtreng abgränzen zu dürfen, vielmehr auf eine zunehmende Bildung und Erkenntniß Rückſicht nehmen und Raum dafür laſſen mußte. Seinen Räthen trug er auf, bei ihren Rechtsverfügungen und Anträgen die Volksgebräuche zu beachten und, ſoweit der Geiſt der Geſetzgebung im Allgemeinen es geſtatte, Magyaren, Deutſche, Slaven, Griechen, Italiener ihren nationalen Gewohnheiten gemäß zu behandeln. Nachdem man ſich durch mehrjährige Beobachtung von der Zweckmäßigkeit des neuen geſetzlichen Syſtems überzeugt hatte, ließ König Stephan die mannigfachen Verordnungen zuſammen tragen, für beſondere Fälle genauer beſtimmen und in der Ständeverſammlung zu Tolna oder zu Gran (1016) als bleibende Geſetze kundthun. Leider ſind dieſelben in urſprünglicher Form nicht auf unſere Zeit gekommen; denn ſelbſt jene Geſetze König Stephan's, welche das ungariſche Geſetzbuch enthält, ſind, ſowie ſie jetzt vorliegen, nicht von ihm erlaſſen, ſondern von einem ſpäteren Sammler aus verſchiedenen Verordnungen unvollſtändig zuſammen getragen worden. Doch gewähren dieſe Bruchſtücke, im Vereine mit den ſpäteren häufigen Berufungen auf Verfügungen Stephan's, ein nicht undeutliches Bild des Ganzen.

Wie herb auch das Los ſolcher Stämme war, die von den Magyaren mit der Schärfe des Schwertes unterjocht worden waren, ſo galt Letzteren doch Großmuth und Milde gegen Diejenigen als Geſetz, welche ſich freiwillig unterworfen, oder durch friedliche Einwanderung das Recht der Gaſtfreundſchaft erworben hatten. Dieſe wurden in den gleichmäßigen Genuß aller ſtaatsbürgerlichen Rechte und Begünſtigungen eingeſetzt, und freuten ſich vollkommener Sicherheit der Perſon und des Eigenthums. König Stephan verbot jedwedem Grafen und Ritter, einen Freien zur Knechtſchaft zu verführen, bei Verluſt der eigenen Freiheit, die nur durch ſchwere Buße an Geld und Gut wieder eingelöſet werden konnte. Wer vor dem Erlaß dieſes Geſetzes in Knechtſchaft verfallen war, und dem königlichen Gerichtshofe ſeinen früheren freien Stand erweiſen konnte, wurde ſofort in denſelben wieder eingeſetzt; doch unterlag der Herr, der ihn zum Knechte gemacht, ſolchenfalls keiner Strafe. Hatte ein Herr mit ausgeſtelltem Zeugniſſe einem Knechte die Freiheit geſchenkt, ſo durften des Erſteren Erben dieſen nie mehr zur Knechtſchaft verleiten. Zufälliger Todtſchlag wurde mit zwölf Penſen Goldes, Todtſchlag an dem Knechte eines Anderen mit dem Werthe des Getödteten oder einem Erſatzmanne, Mord im Zorne oder im Muthwillen mit hundert und zehn Penſen Goldes gebüßt, davon fünfzig dem königlichen Schatze, fünfzig den Verwandten des Getödteten, zehn den Schiedsrichtern und Vermittlern zufielen. Verletzung mit entblößtem Schwerte zog wiederum körperliche Verletzung nach ſich, oder wenn die Wunde geheilt war, ſo entfiel dafür die Geldbuße des im Zorne begangenen Mordes, welche zur Hälfte ein Jeder erlegen mußte, der auch nur drohend das Schwert gegen einen Anderen gezogen. Auf vorſätzliche Tödtung mit dem Schwerte ſetzte König Stephan die Strafe des Schwertes. Ein Graf, der ſeine Gattin erſchlug, mußte deren Verwandten mit fünfzig Stück Rindern, welche ſechs und fünfzig Byzantern und zehn Silberpfennigen im Werthe gleich kamen, zufrieden ſtellen; ein angeſehener Ritter büßte dieſelbe Schuld mit zehn, ein gemeiner Mann mit fünf Rindern; Jeder hatte außerdem noch die kanoniſchen Faſten ſich aufzuerlegen.

Die Anwendung chriſtlicher Grundſätze auf die Eheverhältniſſe gab dem Familienleben feſtere Unterlagen. Flüchtete ein Mann, weil er ſeiner Gattin überdrüſſig, aus dem Vaterlande, ſo konnte die Frau, in Erwartung ſeiner Wiederkehr, frei mit den von ihm hinterlaſſenen Gütern ſchal-

ten und Niemand durfte ſie zu einer anderen Heirat zwingen. Freiwillig jedoch durfte ſie wieder heiraten; nur aber war dann von des Mannes Vermögen, außer anſtändiger Kleidung, nichts ihr eigen. Kam ſpäter der Mann zurück, ſo durfte er nur mit des Biſchofs Erlaubniß eine andere Frau ehelichen. Ging aber eine Ehefrau von ihrem Manne, ſo wurde ſie jederzeit zu demſelben zurück geführt. — Auch das Eigenthumsrecht wurde durch Stephan's Geſetze kräftig geſchützt, namentlich gegen die Willkür der Mächtigen und Vornehmen. Hatte der Graf einem Freien willkürlich Etwas entzogen, ſo mußte er es zurück erſtatten und dazu noch den ganzen Werth des Geraubten aus eigenem Vermögen erlegen. Gab aber ein Freier fälſchlich vor, daß, was er freiwillig geſchenkt, ihm gewaltſam entriſſen worden ſey, ſo verlor er den ſtreitigen Gegenſtand und zahlte außerdem noch ſo viel, als dieſer werth war. Eine Witwe, welche verwaiſete Kinder hatte, durfte, wenn ſie eine zweite Heirat ſchloß, aus der Verlaſſenſchaft des verſtorbenen Mannes, dem Eigenthume der Weiſen, nichts als ihre Kleidung mitnehmen. Wenn ſie dagegen kinderlos war und im Witwenſtande bleiben wollte, hatte ſie bei Lebzeiten den Genuß des Vermögens ihres Gatten, aber nach ihrem Tode fiel es den Verwandten des Letzteren, oder, wenn keine vorhanden, dem königlichen Schatze zu.

Niemand durfte die Knappen der Herren und Ritter verleiten, ihren Herrn zu verlaſſen. Wer dem Knechte eines Anderen zur Flucht, oder widerrechtlich zur Freiheit verhalf, mußte zur Strafe eben ſo viele Leibeigene ſtellen, als der Knecht Jahre gedient hatte. Wurde ein Bote, durch welchen ein Herr ſeinen flüchtig gewordenen Knecht auf dem Gebiete eines anderen Herrn aufſuchen ließ, dort gemißhandelt, ſo erlegte der Beleidiger zehn Rinder als Buße. Wer eines Anderen Gebäude aus Haß anzündete, hatte dieſelben wieder aufzubauen, den verbrannten Hausrath zu bezahlen und dem Beſchädigten ſechzehn Rinder zu erlegen. Wenn ein Graf irgend wen in deſſen Hauſe überfiel, deſſen Eigenthum verwüſtete oder plünderte, den Hausherrn zur Fehde forderte oder erſchlug, ſo hatte er gleiche Strafe wie Jener, der das Schwert wider Jemand gezogen. Wurde er ſelbſt im Handgemenge getödtet, ſo hatten ſeine Verwandten keinen Anſpruch auf Bußerlag. Ein Ritter, der in Perſon eines anderen Ritters Burg oder Haus überfiel, büßte mit zehn, oder wenn er den Anſchlag durch ſeine Knechte ausführen ließ, mit hundert Rindern. Ein Gemeiner, der ſeines Gleichen

Wohnung auf ſolche Art beunruhigte, entſchädigte denſelben mit fünf Rindern. — Harte Strafen ſchreckten von Diebſtahl zurück, der unter einem kriegeriſchen, beutegewöhnten Volke in Friedenszeiten leicht einzureißen drohte. Ein Freigeborener, zum erſten Male des Diebſtahls überwieſen, rettete ſeine verwirkte Naſe nur mit fünf Rindern; bei'm zweiten und dritten Male büßte er Naſe und Ohren ein; das vierte Mal verlor er ſein Leben. Udvarniker oder königliche Dienſtleute wurden, bei Diebereien, nach den Geſetzen der Freigeborenen gerichtet. Eine verheiratete Frau konnte, bei ein- und zweimaligem Diebſtahle, von ihrem Manne ausgelöſet werden; bei'm dritten Male wurde ſie als Magd verkauft.

Nach dem, was ſchon oben über die Gliederung der Stände bemerkt worden, gab es in Ungarn fünf bürgerliche Abſtufungen: Leibeigene, Bauern, freie Gemeinden, Lehensträger, Edelleute. Dem Stande der Leibeigenſchaft oder Knechtſchaft waren Diejenigen verfallen, die im Kriege im Momente bewaffneten Widerſtandes zu Gefangenen gemacht worden waren. Doch auch der freie Ungar konnte durch gewiſſe Vergehungen ſeiner Freiheit verluſtig und dem Knechtſtande einverleibt werden; z. B. Derjenige, welcher ſich dem Waffendienſte des Heerbannes entzog, oder, nach zweimaliger Beſtrafung, ſich zum dritten Male mit einer Magd verging, eine Magd ehelichte, öffentlich zum Heidenthume ſich bekannte, Dieberei trieb u. dgl. Der Knecht war leibeigen im ſtrengſten Sinne, als bloße Sache behandelt, und daher von ſeinem Herrn nach Willkür verkauft, verſchenkt oder ſonſt veräußert. Die Knechte der Kirchen und Klöſter waren theils ſtiftmäßige, in den Handfeſten der Könige, Magnaten oder Freien als Theil der Einkünfte angewieſen, theils erbmäßige, nämlich durch letztwillige Verfügung vermacht. Dieſe erbmäßigen Knechte wurden auch Duſcheniker genannt, vom ſlaviſchen Duche, Geiſt, weil der Herr ſie zu ſeinem Seelenheile verſchenkt hatte. Die kirchlichen Knechte pflegten milder, als die anderen, gehalten zu werden; ſie hießen insgemein Freigelaſſene und der Kirche Geſchenkte, waren aber deshalb um nichts freier, als die übrigen Knechte, ſondern blieben ſelbſt dann noch der Kirche zum Dienſte verpflichtet, wenn ſie ohne unbedingte Freilaſſung in die Cleriſei aufgenommen wurden, doch erlangten ſie dadurch eine würdigere Behandlung; ein Weg, der ſelbſt den königlichen Udvarnikern und Burghörigen verſchloſſen war. Einen Uebergang zwiſchen Freiheit und Hörigkeit bildeten die Jobagyen der Privatleute. Sie waren, wie die ſogenann-

ten Freigelaſſenen (Libertini), eine Art bedingter Knechte, ohne das Recht der Freizügigkeit, ja ſogar noch immer verkäuflich, beſaßen aber einiges Eigenthum, waren nur zu beſtimmten Dinſtleiſtungen verbunden, und konnten ſich und andere Knechte freikaufen. Wider ihre Herren ſtand den Knechten, als außerhalb des bürgerlichen Standes begriffen, weder Anklage noch Zeugenſchaft zu; nur gegen ſeinen Mitknecht konnte ein Knecht zeugen. Knechte, welche gegen die öffentliche Sicherheit gefrevelt, mußten von ihren Herren dem Richter zur geſetzlichen Beſtrafung überantwortet werden. Einen Knecht, der den Knecht eines Anderen erſchlug, durfte ſein Herr um die halbe Geldbuße von dem Herrn des Getödteten loskaufen; wollte oder konnte er dies nicht, ſo wurde der Todtſchläger verkauft und der Erlös an beide Herren vertheilt. Den Knecht, der einen Freigeborenen umgebracht, konnte ſein Herr mit hundert und zehn Rindern löſen, oder er mußte ihn dem Schwerte überlaſſen. Der erſte Diebſtahl koſtete einem Knechte die Naſe, der zweite die Ohren; aber beide Male konnte er mit fünf Rindern gelöſet werden; doch zum dritten Male Dieb, verlor er das Leben.

Einige polizeiliche Verfügungen ſind ſchon unter den übrigen Geſetzen angeführt worden. Hier noch andere. Der junge Bau des Staates konnte nur durch Stätigkeit und Vertrauen zuſammen gehalten und befeſtigt werden. Alles, was auf Zwietracht und Theilung hinſtrebte, erſchütterte die Grundfeſten der Verfaſſung. Wer daher durch Verläumdung Unfrieden zwiſchen dem Könige und den Großen zu ſäen verſuchte, erlitt den Tod; wer zwei Grafen gegenſeitig verläumdete, ſie wider einander aufhetzte, büßte die doppelte Strafe der falſchen Zunge; ſchwärzte er nur den Einen bei dem Anderen an, ſo verlor er die Zunge. — Raubte ein Ritter eine Jungfrau wider den Willen ihrer Eltern zur Ehefrau, ſo mußte er ſie, wäre ihr auch Gewalt geſchehen, den Eltern zurück geben und dieſe durch zehn Rinder entſchädigen; ein ärmerer Freier büßte dieſelbe That mit fünf Rindern. — Der Stand der Freigeborenen ſollte makelrein erhalten werden. Verging ſich ein Freier mit der Magd eines Anderen, ſo wurde er das erſte und das zweite Mahl kahl geſchoren, bei'm dritten Male wurde er geknechtet oder mußte ſich loskaufen. Starb die Magd an den Folgen der Niederkunft, ſo mußte der Herr derſelben durch eine andere Magd entſchädigt werden. Heiratete ein freier Mann eine Magd, wenn auch mit Bewilligung ihres Herrn, ſo verlor er ſeinen freien Stand und ward Knecht. — Fremde erfuhren in Ungarn große Gaſt-

freundſchaft und erlangten leicht alle Vorrechte von Eingeborenen. Doch manche benahmen ſich anmaßend und ſittenlos, ſo daß ſchon König Stephan zu geſetzlichen Vorkehrungen ſchritt, indem er feſtſetzte: daß der von einem Eingeborenen als Gaſt aufgenommene und wohlverpflegte Fremde ſeinen Ernährer, ſo lange ihm dieſer das Nöthige reichte, nicht verlaſſen ſollte. Unter Stephan's Nachfolgern wurde das Fremdengeſetz verſchärft. — Gegen Aberglauben wurden bereits unter Stephan ſo geeignete Maßregeln ergriffen, daß ſpätere Jahrhunderte, mit dem Brandmahle des Hexenprozeſſes befleckt, ſich daran hätten ſpiegeln können. Eine vermeintliche Drude, wenn man ſie zum erſten Male bei ihrem Unfuge betraf, wurde einfach in die Kirche geführt, dem Prieſter zum Faſten und zum Unterrichte in der Glaubenslehre übergeben, dann friedlich entlaſſen; bei'm zweiten Male leiſtete ſie Kirchenbuße und wurde auf Stirn, Bruſt und zwiſchen den Schultern mit den glühenden Kirchenſchlüſſeln kreuzweiſe gebrandmarkt; erſt bei'm dritten Male traf die hartnäckige Betrügerin der Tod. Ein Zauberer oder Schwarzkünſtler, der vorgeblich durch Gifttränke und Zaubereien andere Perſonen des Lebens oder Verſtandes beraubte, wurde den Beſchädigten oder deſſen Verwandten zu freier Willkür überantwortet, und wer ſich mit Weisſagen aus der Aſche und ähnlichen Gaukeleien abgab, wurde auf Erkenntniß des Biſchofes gegeißelt.

Mancherlei Gewerbe und Handthierungen wurden von den Ungarn, wenn nicht ſchon am Kaukaſus und in Etelkuſu, doch zuverläſſig ſchon in frühen Zeiten ihrer Niederlaſſung in Pannonien, getrieben. Das Inſtitut der Comitatsmiliz, welcher, ſtatt des Soldes, Ländereien zugewieſen waren, die Polizeivorſchriften und die Verfügungen über Naturalabgaben und Zehenten vom Getreide, Wein und Vieh, ſind redende Beweiſe, daß Acker- und Weinbau und Viehzucht ſchon damals in Ungarn mit Erfolg, und zwar von den Burg Jobagyen, mithin von eingeborenen Ungarn, betrieben worden. Der vom Könige Stephan im Baranyer Comitate geſtifteten und dotirten Benediktinerabtei Pécs-Várad gehörten, außer hundert und zehn Winzern, ſechs und dreißig Ackerpflüger und zwölf Bienenwärter zu. In den kirchlichen Stiftungsurkunden der Könige und Magnaten werden auch diejenigen Handwerker und Gewerbsleute angeführt, welche dazumal in Ungarn bereits angetroffen wurden. Der erwähnten Pécs-Várader Abtei ſchenkte König Stephan Töpfer, Müller, Goldarbeiter, Zuckerbäcker, Bött-

cher, Lohgerber, Zimmermeiſter, Brodbäcker, Schmiede und Bildhauer. Loh- und Weißgerber brachten die Ungarn muthmaßlich ſchon aus ihren früheren Wohnplätzen mit, da die Gerberei überhaupt im Morgenlande weit früher, als in Europa, ſich vervollkommnete, wie denn ſchon zu Moſes Zeiten Spuren davon vorkommen (ſ. Moſes, 21, 14). Die Weißgerber fertigten feines Weißleder, auf ungariſch **Irha** genannt, und vielleicht waren ſie hierin ſelbſt die Lehrmeiſter der Deutſchen, indem in Nürnberg eine von Weißgerbern bewohnte Gaſſe ſchon ſeit beinahe einem halben Jahrtauſend die Irhergaſſe heißt. Auch die Bereitung des in Frankreich ungariſch genannten Leders, das in Deutſchland Alaunleder genannt wird, mag, ſo wie der Name des Handwerkes, **Timár** (Gerber), und des Namens Stammwort, **Timsó** (Alaun), altungariſchen Urſprungs ſeyn. — Die Ungarn pflegten in jener Zeit über dem feſtanliegenden Leibrock (**Dolmány**) ein langes, mit Pelz gefüttertes, und bei den Vornehmeren mit werthvollem Rauchwerke verbrämtes Kleid (**Suba**) zu tragen, das alſo nothwendig die Kunſt der Gerberei vorausſetzte und von den Deutſchen unter dem Namen der Schaube nachgeahmt wurde. — Unter dem an geiſtliche Stiftungen häufig geſchenkten Schmieden dürften nicht allein Hufſchmiede, ſondern auch Sporer, Schloſſer, Meſſerſchmiede und Schwertfeger begriffen ſeyn; ſo wie der Luxus mit goldenen und ſilbernen Kirchengewändern, Kleidungsſtücken und Geräthſchaften, und der Umſtand, daß König Stephan der Szalavárer Abtei zweihundert Ellen feines Tuch ſchenkte, bezeugt, daß auch Goldarbeiterkunſt und Tuchwirkerei in Ungarn im Schwunge waren.

Unter den früheren Herzogen hatte man ſich in Ungarn noch nicht mit dem Bergbau befaßt; Böhmen lieferte Silber, Italien und Griechenland gemünztes Geld. Aber unter Stephan nahm der einheimiſche Bergbau ſeinen Anfang, und wurde Anfangs mit polniſchen Gefangenen betrieben, welche von Mähren aus nach Ungarn verkauft worden waren. Unter dem genannten Könige wurde auch das erſte ungariſche Geld gemünzt, doch nur Scheidemünze aus reinem Silber, Pfennige (**Denar**) und Heller (**Filér**), jene zwölf bis vierzehn, dieſe ſechs bis ſieben Gran im Gewicht. Das Gepräge war natürlich noch ſehr roh; auf der Vorderſeite befand ſich im geperlten Kreiſe ein Kreuz, in Zwiſchenräumen vier Dreiecke und der Name des Königs in Mönchsſchrift; auf der Kehrſeite gleichfalls Kreuz, Dreiecke und die Umſchrift. — Im Handel und Verkehre war das Pfund

Bayerische Staats-Bibliothek München

ſchwerer, denn als Buße vor Gericht. Im letzteren Verhältniſſe galt das Pfund, nach fränkiſchem Münzfuße, nur zwölf Unzen, im Werthe gleich 72 Byzantern, gleich 2880 Silberpfennigen. Im Handel hatte das ungariſche Pfund gleichfalls zwölf Unzen; die Unze wog ſechs Byzanter, der Silberpfennig den zwanzigſten Theil der Unze, ſo daß alſo zwanzig Silberpfennige auf eine Unze des ungariſchen, wie des fränkiſchen Pfundes gingen. Mark und Ferting waren eingebildete Münzen; jene acht, dieſe zwei Unzen im Gewicht. Die Penſe Goldes wog unter dem Könige Stephan drei und drei Viertel Silbergulden oder fünfundvierzig Silberpfennige, was dazumal den Preis eines Stiers ausmachte.

Bei ſolchen Hilfsmitteln und der verſchwenderiſchen Ergiebigkeit des Bodens blühte auch der Handel in Ungarn frühzeitig empor, und je mehr jener der durch Byzanz unterjochten Bulgaren abnahm, deſto kräftiger und freier konnte er ſich hier entwickeln; denn des Landes Lage, durch die Donau begünſtigt, wies von ſelbſt auf einen vortheilhaften Zwiſchenhandel zwiſchen dem byzantiniſchen Reiche und Deutſchland hin. Vielleicht hatten die Ungarn bereits Niederlagen in Conſtantinopel, ſo daß, neben dem frommen Zwecke, auch commerzielle Rückſichten den König Stephan bewogen, dort das Petrushoſpital zu gründen. Nicht blos verſendeten die Ungarn nach Deutſchland griechiſche Natur- und Kunſterzeugniſſe und morgenländiſche Spezereien, nach Griechenland ſlaviſche Leibeigenen, lütticher Waffen, niederländiſche Sattlereien, Wollzeuge, Leinwand, paſſauer und regensburger Scharlach und deutſche Holzwaaren, ſondern die ergiebige Ausbeute des Bodens gewährte auch einen gewinnbringenden Activhandel, und zu dieſen einheimiſchen Erzeugniſſen, welche zu vortheilhaftem Preiſe in's Ausland ſtrömten, gehörten beſonders Wein, Pferde, Schlachtvieh, edle Metalle, Steinſalz, Hermelin-, Wolfs-, Fuchs- und vorzüglich Marderpelze. Dem inneren Handel leiſteten zahlreiche Märkte Vorſchub; nicht allein in königlichen Burgen, Städten und Marktflecken wurden jährlich mehre größere Märkte abgehalten, ſondern auch den Abteien verliehen die Könige Marktgerechtigkeit, wie z. B. der heilige Stephan der Pécs-Várader Abtei. Freilich waren bei dieſem inneren und äußeren Handel betriebſame Fremde weit mehr, als die Eingeborenen, thätig, und zogen daher auch den größeren Gewinn; am meiſten bereicherten ſich daran die Juden und die Ismaeliten oder bulgariſchen Mohammedaner, wegen ihres Glaubens auch Sarazenen genannt;

ſpäter verſuchte man, zu Gunſten der Eingeborenen, dieſe Fremdlinge in mancher Beziehung einzuſchränken, wie denn überhaupt unter Stephan's Nachfolgern ſich die geſetzlichen Beſtimmungen rückſichtlich des Handels bedeutend vermehrten.

Noch andere innere Verhältniſſe zu entwickeln, werden die Culturüberſichten der folgenden Zeiträume Stoff und Gelegenheit darbieten. Durch Stephan, den heiligen und erſten König, war der Grundſtein zur Fortbildung der Nationalität und des Staatslebens im höheren Sinne gelegt, und die Bürgſchaft gegeben, daß das aſiatiſche Volk der Magyaren die europäiſche Gemeinſchaft, in welche es erobernd ſich hineingekämpft, hinfort auch durch friedliche Mittel feſtzuhalten verſtehen werde.

Zweiter Zeitraum.

Ungarn unter den Nachfolgern König Stephan's I. bis zum Erlöſchen des Stammes Arpád; von 1038 bis 1301.

Mit Stephan's des Heiligen, des Weiſen, Tode waren die Bande der Ordnung auf lange hin gelöſet; allgemeine Anarchie ſchien das junge Staatsgebäude in Nacht und Trümmer begraben zu wollen. Die beiden Arpáden, Bela und Andreas, waren in's Ausland, Jener nach Polen, Dieſer nach Rußland geflohen; Beide bezeugten dort durch tapfere Thaten ihre königliche Abſtammung. Zwar beſtieg Peter ohne Widerrede den Thron, zu welchem ſein heiliger Vorfahrer ihn berufen; aber mit der Ausſicht auf einen nur kurzen Beſitz. Peter war kein König für die Ungarn, dieſe kein Volk für ihn. Sein glatter, überfeiner und üppiger Sinn ſtimmte mit der geſunden Roheit ſeiner Unterthanen nicht zuſammen; ſie wurden ihm Gegenſtand des Spottes, er ihnen der Geringſchätzung. Ernſthafte Gährungen waren zu befürchten. Dieſe zu verhüten und die gereizten Gemüther anderwärts zu beſchäftigen, führte er ſeine kriegeriſchen Schaaren auf Raub und Fehde nach Baiern, und ſendete ſie dem Herzoge von Böhmen zu Hilfe wider den Kaiſer (1039 und 1040). Aber das Glück war ihnen wenig hold, die Beute gering, und ſo wuchs ihr Unmuth, ſtatt zu erlöſchen. Vergebens ſuchte Peter durch äußere Beobachtung chriſtlicher Gebräuche ſein Volk fromm und lenkſam zu ziehen; den Anhängern

des Heidenthums machte er ſich dadurch nur noch mehr verhaßt, während die Chriſten mit Verdruß den Widerſpruch zwiſchen ſeiner äußerlichen Andacht und ſeiner ausſchweifenden Lebensweiſe gewahrten; durch ſeine Bevorzugung der Ausländer endlich erbitterte er alle Magyaren. Zuletzt erhob ſich der Aufſtand mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen den König Peter; ſo, daß er im dritten Jahre ſeiner Regierung (1041) vor den Aufrührern aus dem Lande fliehen mußte. Die ſiegende Partei erhob, ſtatt ſeiner, den Palatin Samuel Aba aus dem kumaniſchen Stamme Ed und Edumen, welcher mit Stephan's Schweſter Sarolta vermält war, auf den Thron Ungarns.

Samuel Aba hatte durch Stiftung der Benediktiner-Abtei zu Saar, im Matrathale bei Gyöngyös, ſich in den Ruf der Frömmigkeit gebracht; aber im Herzen nährte er kumaniſch-heidniſche Wildheit, und die Ermordung der Anhänger des vertriebenen Peter war eine ſeiner erſten Regierungshandlungen. Von denen, die ihn erhoben, glaubten Einige noch weiter gehen zu dürfen; ſie bezeigten große Luſt, alle Ausländer aus dem Reiche zu jagen, die Kirchen zu zerſtören und deren Schätze ſich anzueignen, und die ärmeren Freien mit Gewalt in den Stand der Knechtſchaft herab zu drücken. Auf dieſe Weiſe würde dann Samuel keinen dritten Stand mehr auf ſeiner Seite, wohl aber einen übermächtigen Adel ſich gegenüber geſehen haben, und er trat daher jenem übermüthigen Beginnen mit Kraft und Entſchiedenheit entgegen. Dadurch aber wurden ſeine früheren Anhänger großentheils in Feinde verwandelt, und abermals zeigten ſich Spuren von Verſchwörungen. Um ſo mehr eilte Samuel, ſeine förmliche Krönung zu vollziehen, und zog deshalb nach Eſanád, um dort die heilige Marterwoche zu begehen und am Oſterfeſte die Krone zu empfangen. In Eſanád ſaß als Biſchof der Venetianer Gerard de Sagrede, im verdienten Rufe hoher Frömmigkeit und untadelhaften Wandels. Als nun Samuel in der heiligen Woche an fünfzig ihm Verdächtige tödten ließ, entſetzte ſich der fromme Biſchof, verſagte ihm die Krönung und weisſagte ihm ſeinen nahen Fall. Der ſchuldbewußte Samuel wagte den kühnen Propheten nicht zu ſtrafen.

Inzwiſchen lärmte der vertriebene Peter die Nachbarländer zu ſeiner Unterſtützung auf. Sein Schwager, der Markgraf Adalbert der Sieghafte von Oeſterreich, zu welchem er geflohen war, und Kaiſer Heinrich III. halfen ihm mit bewaffneter Hand. Samuel gedachte, dem ihm zugedachten

Streiche zuvor zu kommen. An der Spitze zweier Heere brach er 1042 in Oeſterreich ein, nahm Tuln und drang unter Verheerungen bis an die Traſen vor. Aber hier ſtellten ſich der Markgraf Adalbert und ſein Sohn Leopold den Magyaren entgegen und drängten ſie über die March zurück, während gleichzeitig ein drittes magyariſches Heer, das Samuel in die Steyermark hatte einfallen laſſen, bei Pettau durch den Markgrafen Gottfried eine blutige Niederlage erfuhr (ſ. Geſammtgeſchichte I., 28). Nach dieſem Vorſpiele ſetzte der Kaiſer ſelbſt ſich gegen Ungarn in Bewegung, zwang Hainburg und Preßburg zur Uebergabe, brachte Samuel's Heer zweimal zum Weichen und rückte unwiderſtehlich bis an den Granfluß vor. Die Ungarn, allgemeine Verwüſtung des Landes fürchtend, baten um Frieden; jede Bedingung war ihnen genehm, nur gegen Peter's Wiedereinſetzung verwahrten ſie ſich. Der Kaiſer, damit einverſtanden, beſtand nur auf Samuel's Abſetzung; ein Anderer aus Stephan's Nachkommenſchaft ſollte ihm in der Herrſchaft folgen. Dies war leichter verſprochen, als gethan; denn Samuel beſaß noch mächtigen Anhang. Auf der anderen Seite ließ Peter nicht ab, ſeine Anſprüche bittend und drängend zu verfolgen, und ſeine eidliche Verheißung, Ungarn dem deutſchen Reiche lehenpflichtig zu machen, erwarb ihm des Kaiſers entſchiedenen Beiſtand. Aber ehe Letzterer noch das Schwert zog, wußte ihn Samuel durch große Geſchenke und durch das Verſprechen der Freilaſſung aller deutſchen Gefangenen umzuſtimmen; zugleich erweiterte die förmliche Abtretung des vom Markgrafen Adalbert früher eroberten ungariſchen Landſtrichs die Gränzen der deutſchen Oſtmark bis zum Leithafluſſe.

Auch Samuel hatte ſich zu mehr verbindlich gemacht, als zu erfüllen in ſeiner Macht ſtand. Die zugeſagte Gebietsabtretung erbitterte die Ungarn dergeſtalt wider ihn, daß er ſich nicht getrauete, die Beſatzungen der abzutretenden Gränzplätze abzuberufen. Auch die Auslieferung der deutſchen Gefangenen ſtieß auf Schwierigkeiten. Man ſchrie über Wortbruch. Wie hart auch Peſt und Hungersnoth in Deutſchland hauſ'ten, ſammelte der Kaiſer Heinrich dennoch ein Heer, um Samuel's Untreue zu ſtrafen. Wieder eilte Samuel dem Schlage zuvor zu kommen. Mit überlegener Macht ſtellte er ſich an der Raab auf, ließ den Feind ungehindert über den Fluß kommen, wähnend, ihn um ſo ſicherer in ſein Grab zu locken, und begann dann (5. Juli 1044) die Schlacht. Aber im Kampfe kehrte ſich

der Haß ſeiner eigenen Leute gegen ihn. Seine wenigen Getreuen würgte das Schwert der Deutſchen; die Anderen flohen. Als endlich Samuel ſelbſt ſein Heil in der Flucht ſuchte, überfielen ihn einige ſeiner perſönlichen Feinde und ſtreckten ihn todt zu Boden.

Peter's Wiedererhebung auf den geraubten Thron, war die Bedingung, unter welcher der Kaiſer den Frieden gewährte, und das erſchöpfte Reich mußte ſich dem fügen. Peter, der ſich noch immer nicht hinlänglich befeſtigt glaubte und auch die Abneigung des Volkes nicht zu beſchwören wußte, hoffte die verdächtige Treue der Seinigen am beſten durch die Furcht vor dem kaiſerlichen Anſehen zu feſſeln. Er lud (1045) den Kaiſer Heinrich in ſein Land, führte Denſelben in die Verſammlung der ihm ergebenen Magnaten, und unterwarf ſich und ſein Land feierlich der Oberherrlichkeit des römiſch-deutſchen Reiches, was auch die anweſenden Großen beſtätigten. Zum Zeichen ſeiner Lehenbarkeit überreichte Peter dem Kaiſer aus der Schatzkammer eine Krone und eine vergoldete Lanze. Dieſer Schritt, der Ungarns bisher ſo kraftvoll gewahrter Unabhängigkeit mit Einemmale ein Ende zu machen und es in ein Reichslehen zu verwandeln drohte, rief den ganzen magyariſchen Stolz und Freiheitsſinn in die Schranken; die einſeitig und ohne Zuſtimmung, ja ohne Wiſſen der Vertreter der Nation geſchehene Handlung wurde in ſich ſelbſt ungiltig erklärt, und der allgemeine Unwille brach nun zunächſt gegen Peter los. Am ungeſtümſten geberdete ſich die noch immer mächtige heidniſche Partei, die jede Verwirrung im Lande gierig aufſuchte, um aus ihrem Schlupfwinkel wieder herrſchend hervor zu treten. Sofort ordnete ſie Boten nach Rußland ab, um den dorthin vertriebenen arpadiſchen Sprößling, Andreas, nach Ungarn zurück zu führen. Die Verſchworenen erwarteten ihn auf der Burg Aba-Ujvár (1046), nöthigten ihm das Verſprechen ab, der heidniſchen Sitte der Väter künftig keine Gewalt mehr anthun zu laſſen, und erklärten ihn, nachdem dies geſchehen, zum Könige Ungarns. Dann wurde an Peter die Botſchaft grimmiger Fehde geſendet, ihm ſowohl als den Dienern der Kirche und allen Fremden der Untergang verkündigt. Abermals verſuchte Peter zu entfliehen; aber die Verſchworenen hatten ihm alle Wege abgeſchnitten. Er wurde auf ſeiner Flucht gefangen genommen, geblendet und in Stuhlweißenburg eingekerkert, wo der Unglückliche ſeinen Fall nicht lange überlebte.

Das unüberlegte Verſprechen, um deſſen Preis Andreas den Thron gewonnen hatte, rächte ſich bitter an ihm. Der heidniſche Fanatismus, auf des Königs Wort pochend, übte frei und ungehindert jeden Frevel. Horden von Kirchenräubern und Brandſtiftern zogen im Lande umher, und trugen Mord und Plünderung, wohin ſie kamen. Der fromme Biſchof Gerard von Csanád errang unter den Mörderfäuſten dieſer Heiden die Märtyrerkrone; mehre Biſchöfe theilten ſein Schickſal. Den Biſchof Benedikt rettete Andreas mit Mühe vor gleichem Loſe, und ließ ſich von ihm zu Stuhlweißenburg (1047) krönen. Nach längerer unthätiger Reue ermannte ſich endlich der König, und beſchloß dem blutigen Gräuel mit Gewalt zu ſteuern. Peter's grauſame Schergen erfuhren zuerſt die Wucht des ſtrafend erhobenen königlichen Richterarmes. Dann wurde von Andreas die Ausübung heidniſcher Gebräuche bei Todesſtrafe unterſagt, alle Spuren des Heidenthums vertilgt, die geſchleiften chriſtlichen Kirchen wieder aufgebaut, die Geſetze des Königs Stephan wieder in Kraft geſetzt. Freilich hing dieſen weiſen Verfügungen der entſtellende Flecken des Wortbruches an; doch dies ließ ſich nicht mehr ändern, und treulich halfen die vielen Beſſeren im Volke dem Könige ſeinen heilſamen Willen durchſetzen. Noch aber hatte Andreas den Zorn des Kaiſers zu fürchten, der, wegen Peter's Schickſale und der früheren Verfolgung der Chriſten, noch Abrechnung mit ihm zu halten hatte. Zwar machte Andreas friedliche Schritte und bot dem Kaiſer ſogar Beſtätigung der von Peter begonnenen Lehenpflichtigkeit an; aber der erbitterte Kaiſer wollte von keiner Ausgleichung hören, ſondern ſchwur, das Vorgefallene zu rächen. In dieſer Bedrängniß wendete ſich Andreas an ſeinen Bruder, den noch in der Verbannung lebenden, tapferen und unerſchrockenen Bela. Er lud ihn zur Rückkehr in ſein Vaterland ein und verſprach ihm — denn Andreas beſaß, außer einer Tochter, keine Kinder — ſogar die dereinſtige Thronfolge. Bela eilte nach Ungarn zurück, und Andreas, der ſich an ihn, als letzten Rettungsanker, klammerte, ſetzte ihn mit unumſchränkter Gewalt und Verleihung des Münzregals als Herzog über ein Drittheil des Reiches; welch' unüberlegter Schritt großes Verderben nach ſich zog.

Vorerſt trug jedoch Bela's Erhebung gute Früchte, und namentlich wurden die unter den bedrohlichen Ausſichten doppelt nöthigen Vertheidigungsanſtalten durch ihn mit Kraft und Eifer geleitet. Der Biſchof Gebhard

von Regensburg, der, im Vertrauen auf des Kaiſers Ungnade gegen Ungarn, daſelbſt einen räuberiſchen Einfall wagte, wurde dafür in ſeinen Bundesgenoſſen beſtraft, das abgetretene Leithagebiet und Oſtbaiern bis an den Kalenberg ſchrecklich verwüſtet. Aber Hainburg, das der Kaiſer in beſſeren Vertheidigungsſtand zu ſetzen beſchloſſen hatte, vermochten die Ungarn nicht zu halten; der Biſchof Gebhard nahm den Ort in einem ſchnellen Angriffe, und der Baiernherzog Konrad ſchützte mit dem Markgrafen Adalbert den Feſtungsbau. Im folgenden Jahre (1051) kam der Kaiſer ſelbſt mit ſeiner Kriegsmacht durch Steyermark nach Ungarn gezogen. Der Herzog Bela befolgte gegen ihn ein kluges Beobachtungsverfahren, neckte die Feinde und ſchnitt ihnen die Zufuhren ab, ohne ſich zu einer Schlacht herbei zu laſſen, ſo daß der Kaiſer, an Allem darbend, den Rückzug antreten mußte. Der ſchlimme Erfolg ſteigerte des Kaiſers Zorn und machte ihn dem Frieden, zu welchem ſowohl Andreas, als auch der öſterreichiſche Markgraf Schritte thaten, um ſo abgeneigter. Doch ſein nächſter Feldzug (1052) lief nicht glücklicher ab. Durch Oeſterreich längs der Donau heran ziehend, legte ſich der Kaiſer vor Preßburg. Aber der Platz wurde geſchickt und kraftvoll vertheidigt, und ein ungariſcher Taucher, Zothmund, bohrte in der Nachtzeit die königlichen Schiffe an. Jetzt ſpannte auch der vorher nachgiebige Andreas ſeine Forderungen höher, und widerrief entſchieden die früher zugeſtandene Lehens- und Tributpflichtigkeit Ungarns. Dies erſchwerte die Friedensunterhandlungen. Doch der Papſt Leo IX., der ſelbſt nach Ungarn gekommen war, mahnte dringend zur Verſöhnung; Andreas beſtätigte durch ſeine Bevollmächtigten auf dem Reichstage zu Tribur (1053) die Abtretung des Gebietes auf dem linken Ufer der Leitha, und der Friede wurde geſchloſſen, unter Aufhebung aller Oberherrlichkeit des Kaiſers über Ungarn.

Während des deutſchen Krieges hatte der kroatiſche König, Peter, die Gelegenheit wahrgenommen, Slavonien von Ungarn loszureißen. Der Friede ſetzte Andreas in den Stand, dieſen Verluſt zurück zu bringen. Der Palatin Rado ſchlug die Kroaten, vereinigte Slavonien wieder mit Ungarn und ſtiftete dort das St. Demetriuskloſter.

Gar bald mußte Andreas ſeine Uebereilung, die ihn ſeinem Bruder Bela die Thronfolge hatte zuſichern laſſen, bitter bereuen; nachdem ihm ſelbſt ein Sohn geboren worden war, den er in der Taufe Salomon nannte. Des Königs ganzes Trachten war nunmehr, mit Ausſchließung

Bela's dieſem ſeinem Sohne die Erbfolge zu ſichern, und um dabei am deutſchen Reiche eine Stütze zu haben, verlobte er den noch im erſten Kindesalter ſtehenden Salomon mit des Kaiſers Tochter, Sophia, die ebenfalls noch Kind war. Als dann Salomon in ſein ſiebentes Jahr trat, verſammelte Andreas (1057) zu Stuhlweißenburg die Stände, und forderte ſie auf, dem Knaben als künftigen Könige zu huldigen, vorſchützend, der unlängſt verſtorbene Kaiſer Heinrich III. habe nur unter dieſer Bedingung in jene Verlobung gewilligt, welche Ungarn ſo nahe mit dem erſten Throne der Chriſtenheit verbinden ſollte. Die Magnaten willigten freudig ein; Herzog Bela und ſeine Söhne konnten ſich dem allgemeinen Beſchluſſe nicht widerſetzen und gaben nothgedrungen ihre Zuſtimmung. Ein Jahr darauf (1058) wurde die Krönung des königlichen Knaben mit großer Feierlichkeit vollzogen. Bela wohnte, Groll im Herzen, der Handlung bei. Als der Chor erſcholl: „Esto dominus fratrum tuorum,“ ließ Bela ſich die Worte auslegen, und als er hörte, es bedeute: „du ſollſt Herr über deine Brüder ſeyn!“ wurde er heftig bewegt. Den beginnenden brüderlichen Zwieſpalt wußten arge Diener durch Zwiſchenträgereien alsbald zu vergrößern. Der König Andreas glaubte ſeine Beſorgniſſe durch eine Gewaltthat endigen zu müſſen. Er lud (1059) den Bruder Bela zu ſich auf die Burg Várkony, Schwert oder Krone ihm anzubieten, jenes als Sinnbild des bloßen Herzogthums, dieſe als der Thronfolge Zeichen. Seinen Vertrauten aber hatte der König befohlen, den Herzog, falls er nach der Krone griffe, ſogleich niederzuhauen. Bela, vor dem Anſchlage gewarnt, wählte das Schwert, ſcheinbar mit der Herzogswürde ſich begnügend, im Inneren aber entſchloſſen, das Schwert baldmöglichſt im offenen Felde wider den Bruder zu ziehen. Um ferneren Anſchlägen zu entgehen, floh er mit ſeinen Söhnen nach Polen, wo ſeine früheren Heldenthaten noch in dankbarem Andenken lebten, und der Herzog Kaſimir nicht ſäumte, Bela's Aufforderung zum Kriege wider Andreas Folge zu leiſten. An der Spitze dreier polniſchen Heere kehrte Bela (1060) trotzig nach Ungarn zurück, deſſen nördliche Gebiete ſich ſogleich für den kampfbewährten Herzog erklärten. Andreas, der Treue der Seinigen mißtrauend, ſendete ſeinen Sohn und ſeine Schätze nach Mölk unter den Schutz des Markgrafen Ernſt, und rief den unmündigen Kaiſer Heinrich IV. und ſeinen Eidam, Wratislaw von Böhmen, um Hilfe an. Deutſchland ſchickte thüringiſche und baieriſche Hilfsvölker, die, nach einigen glücklichen Vorgefechten, ſich mit Andreas tiefer in

das Land wagten (1061). Jenſeit der Theiß entbrannte die Schlacht; die Deutſchen wurden geworfen, umzingelt und großentheils erſchlagen. Im Kampfe begegneten ſich, Mann gegen Mann, die feindlichen Brüder Andreas und Bela. Der König, vom brudermörderiſchen Schwerte Bela's gedrängt, ſank vom Roſſe, und von Pferdehufen zertreten, verhauchte er ſeine Seele. Auf dem vom Blute des Bruders und Herrn getränkten Schlachtfelde wurde Bela zum König ausgerufen.

Die durch Verbrechen erworbene Krone ſuchte Bela mit Ehren zu tragen; Milde und Gerechtigkeit ſollten die Blutſpur verdecken, die ihn zum Throne geführt. Andreas ſchwache Regierung, innerer Unfriede und Kriege nach Außen, hatten das Land erſchöpft, den Wohlſtand untergraben, Wucher und feigen Betrug gefördert, die Gemüther verwildert. Bela griff helfend und ordnend ein, wo er nur vermochte. Er regelte das Münzweſen, gab für Maß, Gewicht und Preis der Bedürfniſſe eine feſte Richtſchnur, ſtiftete ordentliche Märkte und ließ den Handel zweckmäßig überwachen. Durch Aufhebung läſtiger Frohnen, Zölle und Steuern erleichterte er das Los der ärmeren Claſſe, gab die gefangenen Deutſchen großmüthig ohne Löſegeld frei, und feſſelte durch Wohlthaten die Mächtigen an ſich, ſie mochten für oder gegen ihn gekämpft haben. Auch dem dritten Stande gönnte er ſeinen Antheil an den öffentlichen Berathungen, und als er (1062) einen Landtag nach Stuhlweißenburg ausſchrieb, verordnete er, daß jede Stadt oder Burg und jedes Dorf zwei erfahrene Gemeindemitglieder dorthin ſenden ſollte. Der große Haufe war noch nicht reif für ſolche Beſtimmung, und nahm die wohlgemeinte Verfügung, ſtatt mit Dank, mit tollem Uebermuthe auf. Ganze Schaaren wilden Pöbels drängten ſich den Abgeordneten in die Landtagsſtadt nach, dort Gerüſte aufſchlagend, um bequemer zu den übrigen Haufen zu ſprechen. Von da ſchrieen und tobten ſie ihre Forderungen herab. Der König und ſeine Räthe ſollten, — ſo verlangten die Wahnſinnigen — den Götzendienſt wieder herſtellen, und ihnen Vollmacht geben, Biſchöfe, Prieſter und Mönche umzubringen, die Zehentner aufzuknüpfen, die Kirchen niederzureißen und die Glocken zu vertilgen. Als man ihnen Vorſtellungen machte, ſchritten ſie zu thätlichen Freveln, und machten Miene, in der Stadt allerlei Unbill zu üben. Der König behielt ſeine Faſſung, obgleich er den ergrimmten Banden wehrlos gegenüber ſtand. Er bedingte ſich von ihnen eine dreitägige Friſt zum Ueberlegen.

Einfältig gingen ſie darauf ein. Bela benutzte die Zeit, um heimlich die benachbarten Burgen zu beſchicken und ſeine Dienſtmannen aufzubieten. Als der dritte Tag abgelaufen war, hatte der König vollauf Rückhalt; denn bei Nachtzeit hatten die königlichen Krieger ſich in der Nähe der Stadt verſammelt und waren der Loſung gewärtig, um über die Empörer herzufallen. Noch einmal verſuchte der König den Weg der Güte; aber ſeine Ermahnungen waren in den Wind geſprochen und die Volkshaufen beharrten trotzig auf ihren Forderungen. Da, jedes friedlichen Auswegs beraubt, gab der König das Zeichen; ſeine bewaffneten Getreuen umringten unerwartet die heidniſchen Aufrührer. Die Rädelsführer erlitten den Tod; die übrigen Verbrecher wurden, nach König Stephan's Geſetze, aus der Liſte der Freien geſtrichen und geknechtet. Das Heidenthum hatte hiermit ſeinen letzten äußeren Stützpunkt verloren, und wucherte künftighin nur im Verborgenen und in heimlicher Abgeſchiedenheit noch fort.

Gegen innere Unruhen hatte Bela durch dieſen wohlgezielten Streich ſeinen Thron geſichert; aber er fühlte ſich auf demſelben nicht ſicher, ſo lange ein vom Rechte beſſer, als er, begünſtigter Nebenbuhler im Hinterhalte ſtand. Die Anſprüche des Knaben Salomon mußten früher oder ſpäter zu einer blutigen Frage führen. Darum ſann Bela ernſtlichſt, die Herausgabe desſelben vom Markgrafen von Oeſterreich zu erzwingen. Als er aber im dritten Jahre ſeiner Regierung (1063) in der königlichen Villa Dömös Gericht hielt, ſtürzte ein Theil des Hauſes ein und begrub den König unter den Trümmern.

Des Vaters bejammernswerthes Ende, als eine Strafe des verübten Kronenraubes betrachtet, erſchütterte Bela's hinterlaſſene drei Söhne — Geiſa, Ladislaw und Lambert — ſo tief, daß Keiner von ihnen die Thronfolge anzuſprechen wagte. Einhellig begaben ſie ſich ihrer Anſprüche auf den Thron Ungarns, und waren bereit, den jungen Salomon als ihren König anzuerkennen; nur ſollte er ſie dafür in dem ihrer Geburt und ihren Verdienſten gebührenden Rang und Rechte unverkürzt belaſſen, namentlich ihnen jenes Drittheil des Reiches übergeben, das ihr Vater als Herzog von ſeinem Bruder Andreas erhalten. Dies wurde zugeſtanden, und ſo zog der ſchon bei ſeines Vaters, Andreas, Lebzeiten gekrönte junge Salomon als König in Ungarn ein. Ihn begleiteten der ebenfalls noch unmündige deutſche König Heinrich IV. und Andreas Witwe, Anaſtaſia,

zugleich aber auch zwei ränkevolle Räthe in den Perſonen der Grafen Veit und Irney. Die den Söhnen Bela's gegebene Zuſage blieb, auf Veit's Betrieb, unerfüllt. Ja die drei Brüder hatten Urſache, in Ungarn für ihre Sicherheit zu fürchten. Sie flüchteten nach Krakau zu dem Herzoge Boleslav, der einen Theil ſeiner, wider die Ruſſen verſammelten Kriegsvölker ſofort dazu anwendete, die drei Söhne Bela's mit bewaffneter Hand nach Ungarn zurück zu geleiten (1064). Die Bewohner des nördlichen Theiles von Ungarn erhoben ſich zum Beiſtande der Brüder; der junge Salomon zitterte auf ſeinem Throne und verbarg ſich in der feſten Burg Moſony (Wieſelburg). Da wurde, hauptſächlich durch den Biſchof Deſiderius, der Friede vermittelt (1065). Geiſa, Ladislaw und Lambert erhielten ihr Recht, und Salomon wurde in Fünfkirchen von Geiſa zum dritten Male gekrönt.

Die endlich hergeſtellte Eintracht machte das Reich ſtark. Von Ungarn aus wurden dem Beherrſcher von Kroatien, Crescimir Petrus, Hilfsvölker unter Geiſa und Ladislaw wider die Kärntner geſendet und ihm zu dem entriſſenen Gebiete wieder verholfen. Auch ein Einfall der Kumanen wurde kräftig abgewehrt. Dieſe waren, nachdem ſie drei Jahre früher bei Tſchernigow eine harte Niederlage gegen die Ruſſen erlitten, 1070 vom rechten Donauufer längs der Aluta nördlich hinauf nach Siebenbürgen, und weil ihnen hier die Beute nicht genügte, durch den Meſzeſer Paß nach Ungarn gezogen, wo ſie das ganze Nyirer Gebiet in der Szathmárer Geſpanſchaft bis an die Burg Bihár plünderten und wüſt legten, und Menſchen und Vieh heerdenweiſe über den Samos wegtrieben. König Salomon, begleitet von Geiſa und dem löwenſtarken Ladislaw, zog ihnen entgegen, und richtete eine grauenvolle Niederlage unter den Räubern an.

Um dieſe Zeit wurde auch die Argliſt der Griechen beſtraft, die, als Herren von Bulgarien, die Einfälle räuberiſcher petſchenegiſcher Haufen über die Save in das ungariſche Gebiet häufig anregten und begünſtigten. Zu dieſem Ende ſammelte ſich ein ungariſches Heer bei Szalankemen, gegenüber dem Zuſammenfluſſe der Theiß und der Donau. Der bácſer und der ödenburger Heerbann, geführt von den Grafen Veit und Johannes, erzwangen ſich, ungeſchreckt von dem gegen ſie losſtrömenden griechiſchen Feuer, den Uebergang über die Save und legten ſich vor Belgrad. Der daſige griechiſche Befehlshaber Niketas rief Petſchenegen zum Entſatze herbei; aber dieſe wurden von den Ungarn auf das Haupt geſ.hlagen. Nun kam auch das

ungariſche Hauptheer unter dem Könige und den Herzogen Geiſa und Ladislaw über den Strom nachgerückt, und die Stadt wurde noch ſchärfer gedrängt. Doch wäre der feſte Ort noch längere Zeit nicht gefallen, hätte nicht eine in der Stadt gefangen gehaltene ungariſche Jungfrau Feuer angelegt und ſo das Eindringen ihrer Landsleute erleichtert, welche nun ſchrecklich plünderten und würgten. Niketas floh in die Burg, und übergab dann den Platz gegen Zuſicherung freien Abzugs.

Bei dieſem Siege hatten die Söhne Bela's ſo vielen Ruhm geerntet, daß des Königs Eiferſucht und Mißgunſt abermals erwachte. Graf Veit ſtachelte den heimlichen Groll des Herrſchers. Bei der Theilung der Gefangenen und der erbeuteten Schätze brach zuerſt die Zwietracht aus; dann erzürnte ſich auch der König über die Beweiſe der Achtung, die Geiſa und Ladislaw vom griechiſchen Hofe erfuhren, und um ſo leichter ſtimmte jetzt der argliſtige Graf Veit den jungen König zu verderblichen Beſchlüſſen gegen die Herzoge. Dieſe, bei Zeiten von dergleichen Anſchlägen benachrichtigt, flohen unter einem Vorwande aus dem Lager, und als die Gefahr für ſie dringender wurde, warb Ladislaw, auf ſeines Bruders Geiſa Antrieb, Hilfe bei ſeinem Schwager Otto in Mähren. Zwar ſuchten die Biſchöfe, inneren Hader fürchtend, durch eine zwiſchen dem Könige Salomon und dem Herzoge Geiſa bewerkſtelligte Zuſammenkunft die grollenden Fürſten zu verſöhnen. Doch gelang dies nur ſcheinbar, und der König ſchritt wieder zuerſt zu feindlichen Maßregeln. Zuletzt rieth Graf Veit dem Könige, durch meuchleriſche Hinwegräumung Geiſa's allem weiteren Streite ein Ende zu machen. Der Abt Willerm zu Szekſzárd aber, der die Unterredung belauſchte, warnte den Herzog Geiſa vor dem Streiche. Dieſer ſammelte ſchnell ſeine Anhänger und zog ſich über die Theiß zurück, während der König mit ſtarker Macht von Keſzthely gegen die Donau vorrückte. Durch drei Verräther bethört, wagte Geiſa (26. Februar 1074) die Schlacht. Während derſelben gingen ſeine treuloſen Schaaren zu den Feinden über, wurden aber, durch Mißverſtändniß, von Letzteren als Gegner angeſehen und niederhauen. Der Tumult des Gemetzels verſchaffte dem Herzoge Geiſa Gelegenheit zur Flucht, und Derſelbe ſandte von Tokay aus Botſchaft an ſeine Brüder; Ladislaw ſollte mit ſeinen mähriſchen Hilfsvölkern nach Waizen ziehen, Lambert aber nach Rom eilen und bei dem Papſte Beiſtand ſuchen. Geiſa war betrübt und niedergeſchlagen über den Verluſt ſo vieler Krieger; aber Ladislaw, der ſich

durch eine himmliſche Erſcheinung ermuthigt fand, ſprach ihm Troſt zu, und voll neuer Hoffnung führten Geiſa und Ladislaw, von dem Mährerfürſten Otto begleitet, ihre Schaaren nach Czinkota hinab, wo die Magyoroder Hügel ſie von dem königlichen Heere trennten. In übermüthiger Zuverſicht brach der Graf Veit mit dem bácſer Banner gegen die Mährer vor, die ihn kräftig empfingen, ſeine Schaar beinahe gänzlich aufrieben, ihn ſelbſt tödteten. Graf Irney ſucht das Treffen herzuſtellen und theilt Veit's Schickſal. Da verſucht der König ſelbſt, das Geſchick des Tages zu wenden, und wirft ſich mit ſeinen Schaaren auf Geiſa. Aber Ladislaw, die Gefahr des Bruders erkennend, ſchiebt ſeinen Heerhaufen dazwiſchen und ſchmettert des Königs Mannen zu Boden, während Geiſa den Letzteren in den Rücken fällt. Die Schlacht iſt für den König verloren (März 1074); mit Mühe entkommt er ſelbſt über die Donau. Hierauf führten Geiſa und Ladislaw ihre ſiegreichen Schaaren gegen Stuhlweißenburg, und verlegten einen Theil derſelben in die feſten Plätze des Reiches, während ſie die Uebrigen entließen.

Noch nährten Bela's Söhne keine Plane auf den Thron. Aber nach jenen Vorgängen traten die Prälaten und Magnaten zuſammen, erklärten Salomon, weil er neuerdings dem Kaiſer Lehens- und Tributpflichtigkeit, und Abtretung von ſechs feſten Städten verſprochen habe, für einen Feind und Verräther des Vaterlandes, mithin des Thrones verluſtig, und beſchloſſen, Geiſa mit der Königswürde zu bekleiden. Noch immer hoffte Geiſa's Mäßigung auf Ausſöhnung mit Salomon, und nahm daher einſtweilen nur die Verwaltung des Reiches, nicht die Krone an. Salomon aber ſchnaubte Rache. Auf ſeinen Betrieb brach der Kaiſer Heinrich IV. mit einem deutſchen Heere in Ungarn ein, mußte jedoch, weil Geiſa die Straße, welche die Deutſchen zogen, hatte entvölkern und verwüſten laſſen, durch Hunger und Krankheiten, endlich gar durch einen Aufſtand ſeiner Krieger genöthigt, wieder heimkehren, ohne Etwas ausgerichtet zu haben.

Des Kaiſers feindſelige Einmiſchung hatte für Geiſa den Vortheil, daß ſich der Papſt Gregor VII. — dem daraus ein neuer Anlaß zur Schwächung der kaiſerlichen Gewalt erwuchs — um ſo thätiger ſeiner annahm. Der heilige Vater ſicherte Geiſa ſeinen apoſtoliſchen Schutz zu, beſtätigte Salomon's Entſetzung, der, „den würdigeren Schutz des heiligen Petrus verachtend, ſich vielmehr zum Vaſallen der deutſchen Könige erniedrigt hätte,“ und ſtellte dem neuen Beherrſcher Ungarns als Richtſchnur

auf: „daß, gleichwie die übrigen ſelbſtſtändigen Reiche der Welt, ſo auch das Königreich Ungarn in unabhängigem Zuſtande erhalten werden müſſe, keine fremde Lehensherrſchaft anerkennen dürfe, und nur der römiſchen Kirche, als der allgemeinen Mutter, die von den Ihrigen wohl kindliche Folgſamkeit, nicht aber knechtiſche Unterwerfung verlange, Gehorſam zu leiſten habe." Dieſer päpſtliche Ausſpruch war den Wählern ſehr willkommen, und ſie drangen nun noch entſchiedener in Geiſa, Krone und Königstitel anzunehmen und dadurch Salomon's gefährliche Anſchläge zu hintertreiben. So wurde denn (14. April 1075) Geiſa feierlich gekrönt.

Unterdeſſen brütete der entthronte Salomon, in ſeinem Grolle ſelbſt die Verſöhnungsvorſchläge des heiligen Vaters zurück weiſend, noch weiter Rache, indem er unausgeſetzt den Kaiſer zu neuen Einfällen in Ungarn aufſtachelte. Aber ehe Salomon ſelbſt zu einer ähnlichen feindlichen Invaſion die Hand bieten konnte, ſtand der im Entſchluſſe und Handeln ſchnelle Ladislaw plötzlich mit Heeresmacht vor Preßburg, und hielt den Ränke ſinnenden Salomon ſo eng' eingeſchloſſen, daß Derſelbe Nichts unternehmen konnte. Der verſöhnliche Geiſa ließ ſich zu neuen Unterhandlungen herbei, und Ladislaw hob daher die Einſchließung auf. Geiſa, zu gewiſſenhaft, um einen geraubten Thron mit Ruhe zu behaupten, erbot ſich gegen eine Verſammlung von Biſchöfen und Aebten, mit Vorbehalt des nun einmal angenommenen Königstitels und des ihm als Herzog gebührenden Antheils, zwei Drittheile des Reiches an Salomon zurück zu geben. Die Prälaten, nur des Reiches Frieden im Auge, lobten dieſen heilſamen Entſchluß; aber die Magnaten waren zu ſehr gegen Salomon erbittert, um dem Vorhaben ihren Beifall zu geben. Ehe noch die daraus hervor gehenden Hinderniſſe ſich beſeitigen ließen, ſtarb König Geiſa (25. April 1077) im ſchönſten Mannesalter dahin.

Geiſa's Tod verhalf dem Salomon nicht zu ſeinem Rechte, denn ohne auf ihn die geringſte Rückſicht zu nehmen, wählte die verſammelte Ritterſchaft den Bruder des Verſtorbenen, den Herzog Ladislaw — der durch Schönheit, Kraft und Adel vor allen Anderen ſich auszeichnete, und in den kriegeriſchen Vorgängen der verfloſſenen Jahre eben ſo viel Scharfblick, als Männermuth und Entſchloſſenheit bekundet hatte — zu Ungarns König und krönte ihn als ſolchen, oder ließ wenigſtens, bis zu völliger Ausgleichung mit Salomon, die Krone vor ihm hertragen. Wie früher

ſein Bruder Geiſa, ſo that auch jetzt Ladislaw wiederholte Schritte zur Ausſöhnung mit Salomon; aber während die höhere Geiſtlichkeit emſig an einem ſolchen Liebeswerke arbeitete, trat die Abneigung der Magnaten hindernd dazwiſchen, und ließ es, ſtatt zu einer Landestheilung, die allerdings zur Schwächung des Ganzen geführt haben würde, nur zu einer äußerlichen Verſöhnung zwiſchen den beiden Königen kommen, wobei Salomon Nichts, als die Zuſicherung ſtäter königlichen Ehren und angemeſſener Einkünfte, gewann. Dergleichen geringe Zugeſtändniſſe erfüllten Salomon's Seele nur mit geſteigertem Grolle. Er ſammelte ſeinen Anhang um ſich, und in einer geheimen Berathſchlagung wurde die Gefangennehmung und Ermordung des Königs Ladislaw beſchloſſen. Doch der böſe Plan kam noch vor der Ausführung an's Tageslicht; Salomon wurde feſtgenommen und auf dem Bergſchloſſe Wiſſegrad unweit Waizen gefangen geſetzt (1082).

König Stephan I., der Verbreiter des göttlichen Lichtes in Ungarn, und ſein frommer Sohn Emerich, waren heilig geſprochen worden. Der Papſt Gregor, der dem jungen chriſtlichen Reiche ſeine beſondere Vorliebe zuwendete, ordnete die feierliche Erhebung der heiligen Leichname an, und ſendete dieſerhalb eine eigene Bulle nach Ungarn. Um derſelben nachzukommen, verſammelte Ladislaw (1081) in Stuhlweißenburg die Biſchöfe, Aebte und Magnaten des Reiches, und nach dreitägigem Feſte ſtieg Ladislaw mit den Prälaten und den Großen hinab in die königliche Gruft, wo die beiden heiligen Leichname in einem ſteinenen Behältniſſe ruhten. Aber unmöglich war es, den ſteineren Deckel hinweg zu heben, der jeder menſchlichen Anſtrengung wunderbar widerſtand. Da verkündete eine, in andächtiger Abgeſchiedenheit lebende, Jungfrau, Charitas geheißen, dem Könige Ladislaw: der Stein werde nicht eher wegzuräumen ſeyn, als bis er ſeinem Vetter Salomon verzeihe und ihn in Freiheit ſetze. Sofort wurde dieſer aus ſeinem Verhafte geholt und nach Stuhlweißenburg beſchieden, wo Ladislaw ihm vor dem Grabe des Heiligen die Hand zur Verſöhnung bot. Salomon gab ſich die Miene der Rührung und verſöhnte ſich ſcheinbar mit ſeinem Blutsverwandten, und ſiehe, nach drei Tagen ließ ſich der ſchwere ſteinerne Deckel mit leichter Mühe beſeitigen. Neue Wunder kamen hinzu, des Volkes fromme Begeiſterung zu ſteigern. St. Stephan's Sarg wurde in die Kirche hinauf getragen; Mercurius, Schatzmeiſter der Kirche und bereits ernannter

Abt des Kloſters Berekeſz in der bihárer Geſpanſchaft, hielt die Nachtwache dabei, und am anderen Morgen (20. Auguſt 1083) wurde die feierliche Eröffnung des Sarges vorgenommen. Mercurius drängte ſich bei dieſer Gelegenheit ſo ungeſtüm hinzu, daß Ladislaw, einen Reliquiendiebſtahl argwöhnend, ihn hinweg wies. Der heilige Leichnam zeigte ſich im Zuſtande völliger Auflöſung, unkenntlich und zerfloſſen; auch ſuchte man vergeblich nach einem Ringe, mit welchem er begraben worden war. Aber nach Verlauf einiger Jahre entdeckte Mercurius dem Könige: damals, als er, von ihm fortgewieſen, betrübt auf das Chor gegangen, um daſelbſt durch Gebet ſich zu tröſten, ſey ihm ein ſchöner Jüngling in weißer Kleidung erſchienen; der habe ihm einen mit einem Schleier umwundenen Gegenſtand übergeben, mit dem Geheiße, ſorgſam darüber zu wachen und ſeiner Zeit den König davon zu benachrichtigen. Als er dann ſeinen Schatz beſichtigt, ſey es St. Stephan's unverweſete rechte Hand geweſen, mit dem im Sarge vermißten koſtbaren Ringe. König Ladislaw überließ die Reliquie der unter Mercurius ſtehenden Abtei, welche hinfort den Namen Szent-Jóg, d. i. heilige rechte Hand, erhielt. Hier blieb die heilige Hand bis zur Schlacht von Mohács, wo ſie dann durch Kaufleute nach Raguſa in die daſige Dominikanerkirche kam, bis 1771 die Kaiſerin Maria Thereſia die Rückſtellung der Reliquie erwirkte, welche ſeitdem im königlichen Schloſſe zu Ofen in der Propſtei verwahrt wird.

Salomon's Verſöhnung war entweder nicht aufrichtig oder mindeſt nicht nachhaltig. Wegen ſeiner Abſetzung von ſeiner ſtolzen Gemahlin mit Verachtung behandelt, ſchwur er ſich im wilden Zorne zu, entweder ſeinen Thron von Ladislaw zurück zu erſiegen, oder im Kampfe männlich unterzugehen. Er entfloh in die Moldau zu dem Kumanenkhan Kutesk, deſſen Siege über Bulgaren und Griechen ihn reich und weitgefürchtet gemacht hatten, und warb denſelben durch das Verſprechen, ſeine Tochter zu ehelichen und ihm Siebenbürgen abzutreten, zu ſeinem Bundesgenoſſen. Mit zahlreichen Kumanenhorden fiel Kutesk in Ungarn ein, verwüſtete und plünderte des Landes nördlichen Theil bis gegen Munkács hin, ſtieß aber bei Unghvár auf Ladislaw's Kriegsmacht, und floh geſchlagen und geſchreckt aus dem Lande (1086). Im folgenden Jahre erlitt Kutesk, mit dem Petſchenegenkhan Tzelgu verbündet, bei Kule eine Niederlage gegen die Griechen. Salomon, der ſich in Kutesk's Heere befand, wurde umzingelt, ſchlug

ſich aber mit einem kleinen Häuflein tapfer durch die feindliche Uebermacht, und entkam über die Donau. Sein Ende iſt zweifelhaft. Angeblich verſchwand er in einem Gehölze, vor deſſen Eingange die Seinigen lange Zeit vergeblich ſeiner Rückkehr harrten. Er zählte erſt ſechs und dreißig Jahre, als er ſolchergeſtalt aus der Geſchichte, vielleicht aus dem Leben ſchied. Er ſoll, des irdiſchen Treibens müde, in beſchaulicher Einſamkeit und ſtrenger Buße ſeine Tage beſchloſſen und in der Hauptkirche zu Pola ſein Grab gefunden haben, wo er noch nach ſpäten Jahren gleich einem Heiligen verehrt wurde.

Durch Salomon's Erlöſchen für die Welt war Ladislaw einer ſtets ſich erneuernden Gefahr enthoben, und konnte nun in den lebhaften kirchlichen und weltlichen Gährungen ſeiner Zeit eine kraftvollere Stellung annehmen. Gregor's VII. Tod endete die Spaltung im Reiche nicht, und vermehrte den Zwieſpalt in der Kirche. Dem vom Kaiſer Heinrich IV. noch bei Gregor's Lebzeiten eingeſetzten Gegenpapſte, Clemens III., wurde jetzt ein, nach den Vorſchriften der Kirche gewählter Papſt, Victor III., entgegen geſtellt, welchen auch Ladislaw nach ſeiner Ueberzeugung als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannte und deſſen Anhänger mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann zu unterſtützen ſich erbot. Dies wurde abgelehnt; aber Ladislaw's Rüſtungen hatten auf anderen Seiten ihr Gutes.

In dem benachbarten Kroatien regten ſich heftige Gährungen. Dieſes Land war bei den früheren Eroberungszügen der Magyaren in Beſitz dieſes kriegeriſchen Volkes gekommen, nachdem es vorher in zwei Hauptgebiete ſich getheilt hatte, nämlich in das dalmatiſche Küſtenland, deſſen Bewohner dem römiſch-katholiſchen Glauben unter dem Biſchof von Nona folgten, und wo der herzogliche Wohnſitz Tyn oder Knin war, und in die zwiſchen der Drave und Save gelegene Provinz, welche im Jahre 892 Brazlaw als Vaſall des deutſchen Königs Arnulf beſaß und deren Einwohner dem Heidenthume angehörten. Es gelang den Magyaren nicht, beide kroatiſche Gebiete für die Dauer zu behaupten; denn das am Meere gelegene Kroatien gewann ſpäter ſeine Freiheit zurück; dagegen verblieb das zwiſchen der Drave und der Save gelegene Kroatien im Beſitze der Magyaren. König Stephan der Heilige dehnte, als Herr dieſes Kroatiens, die Gränzen des Fünfkirchener Bisthums bis zur Save aus; Andreas I. aber ſetzte in gleicher

Eigenſchaft ſeinen Bruder Bela als Herzog in jener Provinz ein, und dieſer gewann, in Verbindung mit dem Palatin Rado, vom griechiſchen Kaiſer ſogar die ſyrmier Provinz zurück. Doch unter der ſtürmiſchen Regierung König Salomon's riß ſich auch das heutige Kroatien von Ungarn los.

Zwonimir, vorher unter dem Könige Crescimir Peter blos Ban von Kroatien, und ſeit 1064 mit König Bela's I. von Ungarn dritter Tochter, Ilona oder Helena, vermält, wurde, in Folge der freien Wahl der kroatiſchen Nation, vom Papſte Gregor VII. im Jahre 1076 mit dem Königstitel geſchmückt. Aber bald brachen unter ſeiner Regierung wilde Parteiungen hervor; die Großen des Landes, nach der Oberhand begierig, befehdeten einander, und alle Bande der Ordnung löſeten ſich. Mitten in dieſe Verwirrungen fiel der Tod des Königs Zwonimir, der im Jahre 1089 vielleicht durch Mörderhand ſtarb. Zwar beſtieg nach ihm noch ein kroatiſcher König, Namens Stephan II., den „Thron der Väter und Voreltern;" aber entweder die fortdauernden Unruhen in dieſem Lande, oder Erbanſprüche in Folge ſeiner Verſchwägerung mit dem königlichen Hauſe, bewogen den König Ladislaw, mit gewaffneter Hand in den kroatiſchen Händeln einzuſchreiten.

Vor ſeinem Auszuge erklärte Ladislaw in der Verſammlung der Stände ſeinen Neffen Coloman zu ſeinem Mitregenten, ließ ihm huldigen und übertrug ihm, für die Zeit ſeiner Abweſenheit, des Reiches Verwaltung. Dann brach Ladislaw im Jahre 1091 mit ſeinem Heere auf, führte es, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, über die Drave und über das Kalniker Gebirge, und bezwang das Land binnen Kurzem bis an die Save. Die unter ſich uneinigen Großen in Kroatien vermochten ſich zu keinem wirkſamen Widerſtande zu ſammeln; ſie wurden von Ladislaw bis in ihre feſten Schlöſſer verfolgt und ergaben ſich nach und nach der Macht des Siegers. Bereits Herr des Landes bis an die Kulpa, war er ſchon Willens, auch die wichtigſten Städte und feſten Plätze an Dalmatiens Küſte anzugreifen, als ein plötzlicher Einfall der Kumanen in das ungariſche Gebiet ihn zur Rückkehr zwang.

Gewöhnlich iſt von früheren Geſchichtſchreibern angenommen worden, Ladislaw habe das eroberte Land an Zwonimir's königliche Witwe zurück gegeben; aber neuere Forſchungen haben dieſe Behauptung widerlegt. Viel-

mehr war Zwonimir's erſte Gemalin und Ladislaw's Schweſter, Ilona, bereits im Jahre 1083 nicht mehr am Leben; Zwonimir's zweite Gemalin aber, Lepa (die Schöne), die er bei ſeinem Tode als Witwe hinterließ, war dem Könige von Ungarn nicht blutsverwandt und hatte daher auf Ladislaw's Freigebigkeit nicht ſo großen Anſpruch. Ladislaw behielt alſo das eroberte Kroatien und einverleibte es der heiligen Krone Ungarns*). Bei ſeinem Abgange ließ er ſeinen Neffen Almus, Lambert's Sohn, als Verweſer Kroatiens zurück, und es ergaben ſich für dieſes Land aus dem neuen Zuſtande der Dinge auch mancherlei innere Veränderungen. Fortan ein Theil des Königreichs Ungarn, wurde Kroatien — das vorher durch Zupanen, d. i. Oberältere, regiert worden — nunmehr nach ungariſchem Gebrauche in Geſpanſchaften eingetheilt. Das Land ſelbſt wurde unter den König und deſſen vornehmſte Krieger vertheilt, ſo daß, nach dem Kriegsbrauche der Zeit, nur Jene in ihrem Beſitzthume verblieben, die zu König Ladislaw's Partei hielten. Auch wurden Burgen erbaut, und dieſen aus den Gefangenen Dienſtthuende zugetheilt. Endlich wurde — damit, wie der Erzbiſchof Felicianus von Gran ſich hierüber ausdrückte, „Jene, die durch den Irrthum des Götzendienſtes der Verehrung Gottes fremd geblieben, mittels biſchöflicher Obſorge auf den Weg der Wahrheit zurück geführt werden möchten" — vom Könige Ladislaw ein Biſchofsſitz in Agram errichtet, und daſelbſt durch den königlichen Kaplan Francika ein böhmiſcher Mann von ehrwürdigem Wandel, Namens Duh, als Hirt jener Kirche eingeſetzt, für welche Letzterer auch dienende Prieſter aus der Sümegher und Szaláder Geſpanſchaft einweihte.

Ernſthaft war die Barbarengefahr, welche den König Ladislaw ſo ſchnell von der Bahn des Sieges in die Heimat zurück rief. Schon hatten die Kumanen, von Kopulch geführt, unter gränzenloſen Verwüſtungen Siebenbürgen und die anſtoßenden Comitate bis an das linke Theißufer durchſtreift, und in anſehnlicher Zahl, mit ihrem ungeheuren Raube an Menſchen und Heerden, ſich am Temesſtrome zuſammen gezogen. Hier ereilte ſie Ladislaw mit ſeinen Kriegern. Zwar fehlte es ihm an Lebensmitteln, auch

*) Vgl. Stephan's v. Horvát: „Ueber Kroatien, als eine durch Unterjochung erworbene ungariſche Provinz und des Königreichs Ungarn wirklichen Theil" (aus dem Ungariſchen überſetzt; Leipzig, 1844), welche Schrift manches neue Licht über jenen Gegenſtand verbreitet.

waren die Kumanen ihm an Menge und Kriegsbedarf überlegen. Dennoch ſah er ein, daß hier nur ein ſchneller Schlag entſcheiden könne. Die Seinigen durch feurige Anrede ermunternd, ſtürzte er, die rothe Fahne hoch aufſchwingend, ſich unerwartet in die noch nicht geordneten Kumanenhaufen, die, unfähig, dem unverhofften Angriffe Stand zu halten, nur kurzen Widerſtand leiſteten, dann aber theils flohen, theils ſich ergaben. Ladislaw gebot, der Gefangenen zu ſchonen; aber die Annahme der Taufe ſollte der Preis ihres Lebens ſeyn. Die Meiſten wählten dieſes milde Los. Nur Kopulch mit einer Schaar fanatiſcher Heiden wies das dargebotene Kreuz trotzig zurück, und fiel mit den Seinigen im Kampfe für den Glauben der Väter. Wunder und himmliſche Zeichen, welche die chriſtlichen Magyaren unter ihrem frommen Könige zu ſehen vermeinten, hatten ſie zu dieſem glorreichen Siege begeiſtert, der einer großen Anzahl ungariſcher Edlen und Freien, die mit Frauen und Kindern von den Kumanen in die Gefangenſchaft fortgetrieben worden waren, die Freiheit zurück gab. Nur wenige der gefangenen Barbaren beharrten im Heidenthume und büßten ihre Standhaftigkeit mit Elend und Knechtſchaft. Die Anderen, welche das Chriſtenthum annahmen, wurden, unter mancherlei Begünſtigungen, in jene anf ruchtbaren Feldern und fetten Weiden reiche Gegend verpflanzt, welche von den Heveſer, äußeren Szolnoker und Peſther Comitaten umſchloſſen wird. In früheren Zeiten hatten ebendaſelbſt die metamnaſtiſchen oder ſarmatiſchen Jazygen, ein ſlaviſcher Volksſtamm, gehauſet. Auch die Nachkommen jener, unter König Ladislaw in dieſe Gegend verſetzten Kumanen erhielten, wegen ihrer Geſchicklichkeit als Schützen, von den Magyaren den Namen Jazyger (Jaſzy, Bogenſchützen), und ſind daher mit Unrecht häufig für Abkömmlinge jener älteren ſarmatiſch-ſlaviſchen Jazygen angeſehen worden, deren Namenswurzel, Jazyk (Sprache, Rede), wie der geſchichtkundige Hohler (Archiv f. Geſch. XX., S. 115) beſtätigt, genau der Bedeutung von Slovene (die Redenden), entgegen geſetzt den Niemtzi (den Stummen oder Fremden) entſpricht.

Noch ſtand König Ladislaw auf dem Felde ſeines Sieges, als ihn Geſandte des Oberkhans der Kumanen antrafen, die mit übermüthiger Drohung auf Herausgabe der Gefangenen beſtanden. Als der König dies abſchlug, ſetzten ſie mit kecker Beſtimmtheit den Tag feſt, an welchem ihre Streithorden durch abermalige Verheerung Ungarns die erlittene Niederlage und die Schmach der Brüder rächen würden. Ladislaw, im Entſchluſſe

und Handeln dem Blitze gleich, ließ ihnen nicht Zeit, ihre Drohung wahr zu machen. In Eilmärſchen den Geſandten bis an die Donau nachziehend, wo Akus mit zahlreichem kumaniſchen Kriegsvolke ſtreitfertig ſtand, griff er die wilden Fremdlinge unerwartet an, ſtäubte ſie aus einander, tödtete ihren Anführer und benahm ihnen auf lange Zeit den Muth, Ungarn mit Raubzügen heim zu ſuchen.

Die Eroberung Kroatiens, über welches Land der byzantiniſche Hof ſich bisher eine Art von Oberherrlichkeit angemaßt hatte, drohte den König Ladislaw in Zerwürfniſſe mit dieſem zu bringen. Aber der byzantiniſche Kaiſer Alexius Komnenus fühlte ſich nicht in der Verfaſſung, ſich in Feindſeligkeiten mit dem mächtigen und kriegeriſchen Ungarnkönige einzulaſſen. Er beobachtete daher über das Vorgefallene ein kluges Schweigen, und ſuchte ſogar, das gute Einvernehmen mit Ungarn durch Familienverbindung zu befeſtigen, indem er für ſeinen Sohn Kalo-Johannes, den er zu ſeinem Mitkaiſer ernannt, um die Hand Piroska's, einer der Töchter König Ladislaw's, warb. Die Ehe wurde geſchloſſen, und Ladislaw gewann dadurch nach jener Seite hin neue Bürgſchaft für den äußeren Frieden. Aber im Inneren war noch mancher Ungebühr zu ſteuern, und um hierüber das Nöthige zu berathen, lud er alle Biſchöfe, Aebte und Magnaten zu einer Verſammlung auf das nun verfallene Bergſchloß Szabolcs an der Theiß. Eine zwiſchen dem, von dem Papſte, den Parteien im Reiche und dem eigenen unnatürlichen Sohne Konrad hartbedrängten Kaiſer Heinrich IV. und dem Ungarnkönige verabredete Zuſammenkunft auf dem heiligen Pannonberge, von welcher ſich Erſterer viel verſprach, indem Ladislaw's mächtiger Schutz des Kaiſers Feinde nicht wenig eingeſchüchtert haben würde, unterbrach dieſe Verſammlung. Aber die Zuſammenkunft hatte gleichwohl nicht ſtatt, da der Herzog Welf IV. von Baiern dem Kaiſer die Päſſe nach Ungarn abſchnitt und ihn zur Rückkehr in das Reich zwang.

Mittlerweile erbebte der Hof von Byzanz in ahnungsvollen Todesſchauern vor den weiter und weiter dringenden Eroberungen der ſeldſchukiſchen Türken, die aus den Ruinen des griechiſchen Kaiſerthumes in Kleinaſien bereits den Bau eines neuen barbariſchen Reiches aufgerichtet hatten, von deſſen Zinnen die Blutfahne des Propheten furchtbar gegen den Oſten Europa's herüber drohte. Schutz erflehend gegen die zahlreichen islamitiſchen Horden, die Verderben ſchnaubend bis an den Bosporus ſtreiften, erließ

der Kaiſer Alexius eine Geſandtſchaft nach Italien, die auf ihrer Durchreiſe in Ungarn verweilte und auch den König Ladislaw dringend für die Sache der bedrohten Chriſtenheit anſprach. Gern ſagte Ladislaw's chriſtlicher Eifer ſeine Mitwirkung zu; denn das Vorhaben des heiligen Krieges war durch des Kreuzpredigers, Peter's von Amiens, Begeiſterung flammenden Aufruf bereits zur europäiſchen Idee geworden, und maſſenweiſe erhoben ſich in Italien, Frankreich, Burgund, Flandern und Deutſchland Kämpfer wider die Ungläubigen. Der Papſt Urban II., demſelben großen Winke der Zeit folgend, ſetzte für den 1. März 1095 ein großes, allgemeines Concilium in Piacenza feſt, von wo aus der Gedanke des heiligen Krieges noch inniger in die Ueberzeugung der abendländiſchen Völker überging. König Ladislaw's Zuſage zur thätigen Theilnahme an dem Kreuzkriege erweckte unter allen Fürſten und Edlen, die zu gleichem Zwecke rüſteten, allgemeine Freude, und auf Wilhelm's, Herzogs von Aquitanien (Guyenne), Betrieb wurde ſogar eine Botſchaft an den Ungarnkönig erlaſſen, um ihm in Aller Namen den Heerbefehl über die Kreuzſchaar anzutragen. Der König Ladislaw beging eben auf der Bodrogherburg am linken Donauufer das Oſterfeſt, als jene Geſandtſchaft ihn fand. Willig nahm er die ſchwere, doch heilige und ehrende Pflicht auf ſich, und gelobte, mit Zuſtimmung der Biſchöfe und Magnaten, das Kreuzheer perſönlich anzuführen. Jedem Unternehmen mit vollem Eifer ſich hingebend, bereitete er auch zu dieſem Zwecke Alles gewiſſenhaft vor. Auch den ihm befreundeten Herzog Bretislaw II. von Böhmen forderte er ausdrücklich zur Theilnahme am Kreuzzuge auf; aber ehe Dieſer noch dem Anſinnen entſprechen konnte, wurde er, wegen Förderung der Zerwürfniſſe Polens, von einem polniſchen Heere in Mähren heftig bedrängt (ſ. Theil III., S. 62) und ſah ſich genöthigt, den Beiſtand des Ungarnkönigs anzurufen. Ladislaw eilte ihm zu Hilfe; aber während des Zuges erkrankte er tödtlich. Seinen nahen Hintritt vor Augen, ließ er ſeinen älteren Neffen Coloman — der, vielleicht um auch dort die Rüſtungen zum Kreuzzuge zu betreiben, vielleicht aber auch aus Mißvergnügen über ſeine Ausſchließung von der Thronfolge, nach Polen gegangen war — zu ſchleuniger Rückkehr auffordern. Ehe derſelbe noch ankam, ſtarb König Ladislaw, gegen ſechzig Jahre alt, am St. Marthatage, den 29. Juli 1095.

Groß und allgemein war die Trauer über den Tod des frommen und tapferen Königs, der, Gott, aber auch der eigenen Kraft vertrauend, in keiner Lage des Lebens ſeinen Muth und ſeine Beſonnenheit verläugnet hatte. Im Kriege glücklich und thatkräftig bis zur Unwiderſtehlichkeit, benutzte er weiſe und unermüdet die Zeit des Friedens zur Wohlfahrt des Reiches, zur Verherrlichung der Kirche und zur Befeſtigung der geſetzlichen Ordnung. Kroatiens Eroberung und die Verſchmelzung dieſes Landes mit ſeinem Reiche auf dem Wege der Chriſtianiſirung ſind ſein Werk. Von edler Geſichtsbildung, rieſenſtarken Armes, ragte er mit ſeiner hohen Geſtalt königlich und herrlich über die Menge hervor, die er geiſtig nicht minder tief unter ſich zurück ließ. Nachhaltig war der Schmerz ob ſeines Verluſtes im magyariſchen Volke; durch drei Jahre wurde jeder fröhliche Tanz ausgeſetzt, und die Klänge der Feſtmuſik verſtummten. In Sage und Legende pflanzte ſich das Andenken des chriſtlichen Heldenkönigs fort, und bei Verebél an der Mátra in der Heveſer Geſpanſchaft zeigt man noch jetzt, im Felſen abgedrückt, die angeblichen Spuren ſeines Roſſes und ſeines, bei dem verwegenen Sprunge ihm entfallenen Hutes. Sein Leichnam wurde nach Großwardein gebracht und hier in der von ihm erbauten Marienkirche beigeſetzt. Der fromme Glaube ließ an ſeinem Grabe Zeichen und Wunder geſchehen, und widmete ihm, dem ſtarken Ritter und Verbreiter des chriſtlichen Glaubens, allgemein den Namen des „Heiligen," der ihm, als im Jahre 1198 der Papſt Cöleſtin ſeine Kanoniſation ausſprach, auch durch die Kirche beſtätigt wurde. Siebenbürgen verehrt ihn als Landespatron.

König Ladislaw hinterließ drei Töchter, aber keine Söhne. Als ſeine Erben waren daher ſeine beiden Neffen, Coloman, ein Sohn Geiſa's (irriger Weiſe lange für Ladislaw's Sohn gehalten), und Almus, ein Sohn Lambert's, zu betrachten. Coloman, körperlich mißgeſtaltet, doch hochgebildeten Geiſtes, war, wie es ſcheint, von dem heiligen Könige nicht paſſend zum Herrſcher gehalten, und daher zum geiſtlichen Stande, Almus aber zum Thronerben auserſehen worden. Vielleicht auch war Coloman's Abweſenheit bei dem Tode Ladislaw's daran Schuld, daß die Wahl der Magnaten anfänglich auf Almus fiel. Genug, Coloman glaubte ſich eben ſo wenig zum geiſtlichen Stande, als Almus zu der Laſt des Thrones berufen, und die Folge war, daß Letzterer ſeine Rechte ſeinem Vetter abtrat und Coloman den Thron Ungarns beſtieg.

Kaum hatte Coloman das Scepter ergriffen, ſo wälzten ſich die Maſſen der Kreuzheere, gleich einer zweiten Völkerwanderung, über Ungarn nach Aſien hin, und es gemahnte ſchier, als ob der Weſten die Völkerfluten, die ihm einſt der Oſten geſpendet, in das alte Bett zurück rollen wolle. Der erſte, welcher als Gottesſtreiter ſichern Durchzug durch Ungarn begehrte, war Walter ohne Habe (1096). Ihm folgten fünfzehntauſend Fußgänger, doch verhältnißmäßig wenige Reiter, meiſt zuſammengelaufenes Volk aus Frankreich. Coloman ließ ſie ruhig ziehen. Sie kamen ohne Unfall bis Semlin, und ſetzten über die Save. Aber ſechzehn ihrer Leute blieben, unter dem Vorwande, Waffen einzukaufen, in Semlin, wagten hier, im Vertrauen auf ihre Unverletzlichkeit als Krieger Gottes, allerhand Unfug zu unternehmen, und wurden dafür, ohne daß der Befehlshaber, Graf Guz, es wehrte, von den erbitterten Einwohnern all' ihrer Habe beraubt und faſt nackt den Ihrigen nachgeſchickt. Die Kreuzfahrer ergrimmten, als ſie ihre gemißhandelten Gefährten erblickten, und bezeigten Luſt, die Unbill mit Feuer und Schwert zu rächen. Doch Walter, beſorgend, daß eine ſolche Rache den Zweck des ganzen Zuges vereiteln möchte, beruhigte ſie mit der Tröſtung auf künftige Genugthuung, und ſo hatte der Vorfall keine Folgen.

Bald folgte nun Peter der Einſiedler ſelbſt mit dem, durch ſeine ſchwärmeriſche Beredſamkeit zuſammen geworbenen Kreuzheere von vierzigtauſend Mann, und bat, bei Oedenburg Halt machend, um freien Durchzug, Zucht und Ordnung der Seinigen feierlich verbürgend. Der König konnte einem Unternehmen keine Schwierigkeiten entgegen ſtellen, dem die Begeiſterung des ganzen Abendlandes das Wort ſprach, und geſtattete den Zug, der bis Semlin friedlich und in Ordnung geſchah. Aber hier hatte man, um die Kreuzfahrer von Ausſchweifungen abzuſchrecken, das unpaſſende Mittel gewählt, die den ſechzehn Leuten Walter's abgenommenen Habſeligkeiten auf den Mauern als Warnungszeichen auszuſtecken. Dieſe beſchimpfende Trophäe, verbunden mit dem Gerüchte, Graf Guz gedenke, im Einvernehmen mit den jenſeits des Stromes befindlichen Bulgaren, die Kreuzfahrer zu überfallen, ſobald Dieſe die Save überſetzen würden, erweckte die Wuth des fanatiſchen Haufens. Selbſt Peter ermunterte zur Rache, und alsbald wurde Sturm gegen die Stadt gelaufen. Gottfried von Stampfen, genannt Burel, erſtieg die Mauern zuerſt; ihm folgte der

kecke Reinold von Breis, und die Kreuzfahrer drangen mit Erbitterung nach. Siebentauſend Einwohner flüchteten durch das entgegen geſetzte Thor der Donau zu, aber die ſtürmenden Feinde folgten ihnen auf dem Fuße, und viertauſend der Unglücklichen wurden niedergehauen und in den Fluß geſprengt. Dann wurde die Stadt ausgeplündert und allen Freveln preis-gegeben, bis ein, in Ungarn lebender Franke durch das ausgeſprengte Gerücht: König Coloman ſey mit einem Heere im Anzuge, die gräulichen Gottesſtreiter weiter ſcheuchte.

Dieſe Vorgänge zogen in Ungarn nicht nur arges Mißtrauen, ſondern auch Haß und Rachedurſt gegen alle ähnlichen Kreuzheere nach ſich, und die nun folgenden mußten für die Schandthaten ihrer Vorgänger büßen. Schon waren zwei neue Kreuzheere gleichzeitig im Anzuge. Das eine, vom Prieſter Volkmar geführt, kündigte, auf den Grund des Geſchehenen, ſeine feindſelige Abſicht ohne Weiteres an. Aus Sachſen über Böhmen eindrin-gend, zog der zwölftauſend Mann ſtarke Haufe plündernd und verwüſtend bis Neutra, wo eine ungariſche Heeresabtheilung ſich ihm entgegen warf und ihn bis auf Wenige vertilgte. Die Uebrigbleibenden ſoll ein am Him-mel erſcheinendes feuriges Kreuz dem Untergange entzogen haben.

Den anderen, fünfzehntauſend Mann ſtarken, Haufen der Kreuzfahrer führte der, durch den Einſiedler Peter berufene Prieſter Gottſchalk. Seine Leute waren zuſammen gerafftes Geſindel, ſittenlos und räuberiſch, zu Aus-ſchweifungen und Grauſamkeiten jeder Art bereit. Unter kleinen Vorgefechten waren ſie bis gegen Raab gekommen. Hier wollte der König Coloman ihnen die Schlacht bieten; aber ſeine Feldherren waren der Meinung, daß gegen ſolches Volk Täuſchung und Argliſt beſſer fromme, denn ehrlicher Krieg. Man meldete ihnen: der König wolle ihrer ſchonen und, ihrer Frevel vergeſſend, ihnen freien Abzug gewähren, wenn ſie ihre Waffen auslieferten. Sie ließen ſich bethören, legten ihr Rüſtzeug von ſich und wurden nun wehrlos niedergehauen. Kaum der fünfte Theil rettete ſich nach Deutſchland zurück.

Die Vertilgung dieſer ordnungsloſen Haufen hatte geringe Mühe gekoſtet. Aber nun erſchien, unter dem Oberbefehle des Rheingrafen Emico, ein zahlreiches, wohlgeſchaartes Heer, fanatiſcher noch, als die früheren, und die Ungarn, weil unter denſelben noch manche heimliche Heiden waren, in der Maſſe als Heiden betrachtend. Der König verweigerte ihnen den

Durchzug, die Gränzplätze wurden in Vertheidigungsſtand geſetzt und Truppen zuſammen gezogen, um jener Weigerung Nachdruck zu geben. Die Kreuzfahrer ließen ſich nicht ſchrecken; ſie ließen eine Gans und eine Ziege voraus laufen, und folgten der Richtung, welche die Thiere einſchlugen, als dem vom heiligen Geiſte vorgezeichneten Wege. So gelangten ſie vor das alte Wieſelburg, jetzt Altenburg, am Zuſammenfluſſe der Leitha und Donau; König Coloman befehligte perſönlich in dem feſten Orte. Die Kreuzfahrer ängſtigten den Platz durch ſechs Wochen durch Stürme, und verwüſteten die Gegend; ein Ausfall, den die Ungarn unternahmen, koſtete dem Palatin Jula, einem edlen Greiſe, das Leben. Zuletzt ſchritt Emico zu einem Hauptſturme; zwei Breſchen wurden gelegt und die Stadt ſchien verloren. Schon waren die Ungarn im Begriffe, mit ihrem Könige den Platz eilends zu räumen. Da entſtand im Lager der Kreuzfahrer Zwieſpalt, mit ihm Verwirrung und jäher Schrecken. Sie flohen, und wurden von den neuermuthigten Ungarn mit Wuth verfolgt, viele Tauſende hingewürgt, dergeſtalt, daß die Donau ſich von den Blutſtrömen röthete und die Leitha an einem Leichendamm zurückſchäumte. Nur Wenige entführte die Schnelligkeit ihrer Roſſe dem allgemeinen Verderben.

So ſchmählich und blutig war das Los jener Schaaren, die den Eroberern Jeruſalems voranzogen. Aber nun nahte der Kern der Kreuzheere, geführt von dem ritterlichen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, ſammt ſeinen zwei Brüdern, Balduin und Euſtach, gefolgt von der Blüte der fränkiſchen, lothringiſchen, frieſiſchen und deutſchen Edlen und Ritter. Mit ihnen konnte und wollte der König Coloman nicht ſo ſchalten, wie er es mit den früher erſchienenen Banden gethan, die ihr aufgeheftetes Kreuz als einen Freipaß für Raub und Zuchtloſigkeit angeſehen hatten. Als ihnen die ungariſche Gränzbeſatzung bei Bruck an der Leitha den Durchzug weigerte, ſendete der Herzog den Grafen Gottfried von Hache, der dem Könige Coloman aus früherer Zeit bekannt war, an Dieſen, den er am Martinsberge traf und ihm im Namen des Kreuzheeres verkündete: daß ſie gekommen wären, den Tod und die Schmach der früheren Kreuzfahrer zu rächen, ſofern Argliſt und böſer Wille der Grund dazu geweſen; daß ſie aber keine Feindſeligkeit üben wollten, wenn erwieſen würde, daß die Hingewürgten ihr Schickſal verſchuldet und verdient hätten. Coloman ſchilderte die Gräuel, welche Peter's, Gottſchalk's

und Emico's Schaaren in Ungarn verübt, und erklärte ſich bereit, dem Heere des Herzogs Gottfried, deſſen ruhmvoller Name ihm Bürgſchaft für die Sitte ſeiner Krieger wäre, allen Vorſchub zu leiſten. Er lud den Herzog zu perſönlicher Beſprechung nach Oedenburg, wohin Dieſer mit großherzigem Vertrauen ohne alle Bedeckung ſich verfügte. Die Bedingungen des Durchzugs wurden feſtgeſtellt. Der König, noch immer nicht ganz von ſeinem Mißtrauen zurück gekommen, verlangte Gottfried's Bruder, den Grafen Balduin, als Geißel für den friedlichen Durchzug des Kreuzheeres, und derſelbe gab ſich mit Weib und Gefolge in des Königs Hand. Die Kreuzfahrer zogen friedlich und von ihrem ritterlichen Führer in tadelloſer Mannszucht erhalten, durch das Land, von den Ungarn wohl aufgenommen und um billige Preiſe mit allen Lebensbedürfniſſen verſehen. Bei Darda, Eſzeck gegenüber, gingen ſie auf Flößen über die Drave, verweilten fünf Tage in Semlin, wo der König Coloman den Herzog mit huldreichem Abſchiede entließ, die Geißeln zurück ſtellte und die Fürſten und Anführer großmüthig beſchenkte; dann überſetzten ſie die Save, größeren Gefahren, aber auch größerem Ruhme entgegen ziehend.

König Ladislaw's Tod hatte in Kroatien neue Aufſtände und Verſuche, die ungariſche Herrſchaft abzuſchütteln, zur Folge gehabt. Der frühere Ban, Peter, ein Verwandter des verſtorbenen Königs Crescimir und Bruder des Slavizo, welch' Letzterer vor vier und zwanzig Jahren ſich ebenfalls der Oberherrſchaft in Kroatien vorübergehend bemächtigt hatte wurde von den Kroaten und Dalmatiern zu ihrem Könige erwählt, und ſchlug ſeinen Thron in Knin auf. Den Abfall zu ſtrafen, ſammelte der König Coloman ein Heer, zog mit demſelben im Jahre 1097 gegen den Prätendenten Peter aus, drang durch die Gozd- oder Eiſenalpen (die daher Peturgozdia genannt wurden), lieferte und gewann eine Schlacht, in welcher Peter das Leben verlor, und eroberte Kroatien und Dalmatien zurück. Weil aber die Normanen in Apulien ſowohl die dalmatiſchen, wie die adriatiſchen Küſten häufig beunruhigten, ſo ſchloß der kriegeriſche Coloman ein Waffenbündniß mit dem Dogen von Venedig. Dieſer rüſtete eine Flotte aus, auf welcher ungariſche Krieger nach Apulien ſchifften, Brindiſi und Monopoli eroberten und dem normaniſchen Roger, Grafen von Sicilien, durch dreimonatliche Verwüſtung des Landes die Verſicherung künftigen Friedens abdrangen. Beuteſchwer kehrten die Ungarn nach Dalmatien zurück;

die eroberten Städte Apuliens blieben unter dem Befehle eines ungariſchen Capitano von den Venetianern beſetzt, wurden jedoch nach der Ungarn Abzuge von den Normanen und deren piſaniſchen Hilfstruppen zurück erobert. Um aber Dalmatien im friedlichen Wege vor ferneren normaniſchen Einfällen oder Umtrieben zu ſichern und ſeine Herrſchaft daſelbſt zu befeſtigen, warb Coloman für ſich um die Hand Buſilla's, der Tochter des Grafen Roger von Sicilien. Sie wurde gern gewährt, und noch im Jahre 1097 warf die hohe Braut im Hafen von Kroatiſch-Weißenburg Anker, von wo aus der Graf Vinkur, der ungariſche Obergeſpan von Weißenburg, das heißt von Belgrad des Küſtenlandes, ſie mit fünftauſend ungariſchen Rittern durch Kroatien nach Stuhlweißenburg geleitete. Hier wurde unter ungeheurem Volkszulaufe die Vermälung gefeiert. Zelte und Lauben beherbergten die Gäſte, deren Menge in der Stadt nicht Platz fand.

Die glücklichen Erfolge nach außen und innen verführten den König Coloman, ſich zu ſeinem großen Nachtheile auch in fremde Händel zu mengen. Unter den Fürſten Rußlands herrſchte großer Zwieſpalt. Der Großfürſt Swiatopolk hatte ſich Bedrückungen gegen die Söhne Roſtislaw's erlaubt. Dieſe griffen ihn an und ſchlugen ihn. In ſeiner Bedrängniß ſendete er ſeinen Sohn Jaroslaw an Coloman mit der Bitte um Beiſtand, den Dieſer voreilig zuſagte. Letzterer ließ eine Abtheilung der königlichen Ritterſchaft, unter dem Befehle des Palatins Johannes, ſammt den Bannern einiger Comitate aufbrechen und drang, dem Zuge perſönlich ſich anſchlieſſend, in Rothreuſſen ein (1099). Mit Mühe erreichte Wolodar, Fürſt von Przemyſl, ſeine Hauptfeſte, und ſchloß ſich hier ein. Vergebens flehte Wolodar's Gemalin, Lanka, die derſelbe in das ungariſche Lager zu Coloman ſchickte, dieſen kniefällig um Frieden und Schonung an; der König wies ſie mit Härte von ſich. Wolodar's Verbündeter, David Igorowitſch, wendete ſich um Hilfe an die Kumanen, von den Ruſſen Polowzer genannt, deren Khan, Bonjak, begierig, frühere Verluſte an den Ungarn zu rächen, in der Dunkelheit ſeinen Haufen gegen das feindliche Lager führte. In der Nacht ging Bonjak in den Wald, dem Geheule der Wölfe zu lauſchen, als ſeinem heidniſchen Orakel. Es ſchien ihm Glück bedeutend, und er weisſagte ſeinen Kriegern gewiſſen Sieg, wenn ſie den Ungarn im Angriffe zuvor kämen. Liſtig traf er ſeine Maßregeln. Er theilte ſeine Horde in drei Haufen; zwei derſelben legte er im Walde zwiſchen den Flüſſen San und

Wagruth in Hinterhalt; mit dem dritten unternahm ſein Unterfeldherr Altunopra einen verſtellten Angriff auf das Lager der Ungarn und lockte ſie durch ſeine alsbald ergriffene Flucht in das Dickicht hinein. Hier wurden die Ungarn von den beiden verſteckten Kumanenhaufen im Rücken angefallen; David Igorowitſch faßte ſie von vorn; gleichzeitig warf ſich Wolodar von Przemyſl aus mit Wuth auf die Ungarn. Dieſe vermochten in der Wildniß dem allgemeinen Ueberfalle nicht die Stirn zu bieten; ſie erlitten ein fürchterliches Blutbad; die Biſchöfe Kupa und Laurentius, der tapfere Graf Euzem aus dem Geſchlechte der Almáſi, lagen unter den Erſchlagenen. Um die geheiligte Perſon des Königs aber ſchaarten ſich der Palatin Johannes und die ihn begleitenden Ritter gleich einer Eiſenmauer, und entführten ihn glücklich dem allgemeinen Verderben. Durch zwei Tage und Nächte wurden die fliehenden Trümmer des Ungarnheeres von den wilden Kumanen verfolgt, niedergehauen und unter die Hufe getreten, in Flüſſe und Abgründe verſprengt, oder in den unwirthlichen Schluchten der Karpathen in die Arme des Hungertodes geſtoßen.

Durch friedliche und heilſamere Einrichtungen ſuchte Coloman daheim den üblen Eindruck zu verwiſchen, welchen die grauenvolle Niederlage im Saner Walde zurückgelaſſen. Er verſammelte (1100) einen Landtag, wo ernſthaft über die Angelegenheiten des Reichs berathen wurde. Die Geſetze und Verordnungen der Könige Stephan, Bela und Ladislaw wurden ſorgfältig geprüft, zum großen Theile neuerdings in Kraft geſetzt, manche Härte derſelben gemildert. Zwei Jahre ſpäter zog, mit Bewilligung des Königs, ein neues gewaltiges Kreuzheer, in Frankreich und Deutſchland zuſammen geworben und geführt von dem Baiernherzoge Welf IV., der Markgräfin Ida von Oeſterreich, dem Erzbiſchofe Thuno von Salzburg, dem Biſchofe von Mailand und mehren edlen Grafen, durch Ungarn; Büßerinnen, jung und alt, folgten dem Zuge. Großes Geld kam dabei in Ungarn im Umlaufe, und das Volk hatte anſehnlichen Gewinn.

In Kroatien glomm, während des Königs fünfjähriger Abweſenheit, der Unfriede und die Widerſetzlichkeit fort. Coloman hatte, nach ſeiner Rückkehr aus dem vorigen kroatiſchen Feldzuge (1098), ſich zum Könige von Ungarn, zugleich aber, um auch in dem eroberten Lande die nationale Sitte zu ehren, ſeinen Neffen Almus, den ſchon der König Ladislaw dort zum Reichsverweſer eingeſetzt, als König von Kroatien krönen laſſen. Aber im

Jahre 1102 kam der glimmende Aufſtand, von Almus genährt und begünſtigt, abermals zum Aufbruche. Die näheren Nachrichten darüber ſind widerſprechend und unzuverläſſig. König Coloman, entſchloſſen, die Gefahr in ihrem Beginne zu erſticken, zog an der Spitze eines großen Heeres nach Kroatien und Dalmatien, ſiegte über die empörten Völker und unterwarf ſie auf's Neue. Almus aber, der den Unruhen obzuſiegen nicht vermocht oder nicht gewollt, wurde ſeiner Königswürde verluſtig, und Coloman ließ ſofort (1102) in der Kirche zu Belgrad am Meere ſich ſelbſt zum Könige von Kroatien und Dalmatien krönen.

Nach dieſer feierlichen Handlung hielt Coloman ſeine Anſprüche auf das ganze dalmatiſche Küſtenland, über welches die Venetianer ſich die Oberherrſchaft zugeeignet hatten, für um ſo unabweisbarer. Um ſie geltend zu machen, zog er vor Spalatro. Eine Weile leiſtete die Stadt Widerſtand. Als aber der König ihr Gebiet verheerte, öffnete ſie die Thore. Es wurde ihm der feſte Thurm an der öſtlichen Ecke eingeräumt, und der König ſetzte hier einen Befehlshaber mit einer nicht geringen Anzahl Truppen ein, welcher für Kroatien der königliche Steuer-Einnehmer war*). Die Venetianer ſahen Coloman's Siege mit nicht günſtigen Augen an. Auf ihre Anſtiftung empörten ſich drei Jahre ſpäter (1105) die Bewohner der Stadt Jadra in Dalmatien wider den König. Er zog gegen die Stadt und belagerte ſie heftig; ſie wehrte ſich mit gleichem Nachdrucke. Endlich öffnete ſie, gezwungen oder durch Vertrag, die Thore; der König hielt ſeinen Einzug, wurde von den Bewohnern als ihr Oberherr begrüßt, und ließ, zum Gedächtniſſe dieſes Ereigniſſes, in Jadra den Thurm der heiligen Maria aufführen, mit einer darauf bezüglichen Inſchrift. Doch gewährte er der Stadt mancherlei Vortheile und Freiheiten, und kehrte nun auch als Beherrſcher des adriatiſchen Meeres nach Ungarn zurück. Noch zweimal, in den Jahren 1108 und 1111, hatte der König Unruhen in Kroatien und Dalmatien zu dämpfen; aber immer blieb er Sieger der Empörung, und bemühte ſich, vorzüglich durch Freigebigkeit gegen Kirchen und Prieſter, die Gemüther für ſich zu ſtimmen.

---

*) Die Aechtheit des bei dieſer Gelegenheit zwiſchen Coloman und den kroatiſchen Stammeshäuptern angeblich geſchloſſenen Vertrags iſt von Horvát in der genannten Schrift (S. 49 u. f.) mit kritiſchen Gründen beſtritten worden, wonach der ganze Erfolg jener Vorgänge ſich anders herausſtellt, als die Geſchichtſchreiber ihn gewöhnlich ſchildern.

Seinen Neffen Almus hatte Coloman für die demſelben entzogene kroatiſche Königswürde dadurch zu entſchädigen geſucht, daß er — eine Maßregel, die ſich ſchon bei Bela und deſſen Söhnen ſo nachtheilig für das Reich erwieſen hatte — ihm den dritten Theil Ungarns als Herzogthum überließ. Dennoch konnte Almus ſeinen Verluſt nicht verſchmerzen; es ergaben ſich Spannungen zwiſchen ihm und dem Könige, und Almus entfloh (1106) nach Deutſchland. Nachdem er hier ſich vergeblich bemüht, den Kaiſer Heinrich V. zu feindlichen Schritten gegen Coloman aufzureizen, kehrte er nach Ungarn zurück, wo der König ihn mit Nachſicht behandelte. Ohne ſeine gehäſſigen Geſinnungen zu wechſeln, warb Almus im nördlichen Ungarn eine Partei Mißvergnügter zu ſeinen Anſchlägen. Coloman, von der Gefahr unterrichtet, ſtellte ſich mit Kriegsmacht bei Várkony am rechten Ufer der Theiß auf; am anderen Ufer ſtand Almus mit den Seinigen. Nach mehrtägigem Zögern kamen die Vornehmſten in beiden Heeren überein: die Fürſten ſollten, um Blutvergießen zu verhüten, ihre Sache durch Zweikampf austragen. Der König war dazu bereit; aber Almus ſcheute den Zweikampf und bot eine Verſöhnung an. Da er ſelbſt nicht aufrichtig dachte, hielt er auch die Verſöhnung des Königs nicht für aufrichtig; er entfloh nach Polen, warb dort Truppen und bemächtigte ſich mit ihrer Hilfe der nördlichen Geſpanſchaften Ungarns, den König für abgeſetzt erklärend. Doch Coloman ſchloß ihn unerwartet in Aba-Ujvár ein, und ließ ihm keine andere Wahl, als ſich ihm zu Füßen zu werfen und die königliche Großmuth anzuflehen. Unfähig, mit offener Gewalt zu ſiegen, ſuchte Almus ſein Heil in hinterliſtigen Anſchlägen. In Dömös erbaute er eine prachtvolle Propſtei, und lud den König ein, der Weihe beizuwohnen. Letzterem wurde hinterbracht, Almus gehe damit um, ihn bei dieſem Anlaſſe ermorden zu laſſen. Die anweſenden Biſchöfe beſchwichtigten Coloman's Zorn; neue Verſöhnung erfolgte, zugleich ein neuer Vertrag, von beiden Fürſten auf das Evangelium beſchworen. Aber unmittelbar nach dem Feſte machte Almus durch zweideutige Aeußerungen ſich dem Könige auf's Neue verdächtig, und entrann mitten in der Nacht zum zweiten Male nach Deutſchland, wo er diesmal bei dem Kaiſer Heinrich V. beſſeres Gehör fand. Dieſer bot nicht nur den deutſchen Heerbann wider Ungarn auf, ſondern warb auch den Herzog Swatopluk von Böhmen zur Theilnahme. Der Kaiſer und Herzog Almus führten ihre Schaaren im September 1108 an Ungarns Gränzen,

und legten ſich vor Preßburg, während Swatopluk die Gegenden an der Waag mit Feuer und Schwert verwüſtete, aber durch einen Einfall der Polen in ſein eigenes Land zu baldigem Abzuge genöthigt wurde. Coloman ſchützte durch zwei Heere das rechte Donauufer und das linke Waagufer; die Feinde waren daher auf das Preßburger, Neutraer und Trencſiner Gebiet beſchränkt, und konnten in dieſem kleinen, rauhen und bergigen Bezirke nicht lange ausdauern. Der Kaiſer ſchritt alſo zu Unterhandlungen, begnügte ſich mit einigen Geſchenken und freiem Abzuge, und bewirkte abermalige Ausſöhnung zwiſchen Coloman und Almus, in deren Folge Letzterer eine Wallfahrt nach Jeruſalem unternahm. Die Feindſeligkeiten des Böhmenherzogs rächte Coloman durch ſchreckliche Verwüſtung der Gränzen Mährens. Swatopluk verwundete ſich, als er den Ungarn entgegen eilte, am Auge und kehrte daher für den Augenblick um; aber im nächſten Februar 1109 drang er in Ungarn ein und vergalt die Verheerung Mährens durch gleiche Grauſamkeit in der Neutraer Geſpanſchaft.

Mit dem alten Grolle im Herzen, kehrte Almus (1112) aus dem heiligen Lande zurück, in verdroſſener Zurückgezogenheit zu Dömös über neuen Umtrieben brütend. Die drei gleichgeſinnten Grafen, Uros, Vatha und Paulus, geſellten ſich zu ihm, und in aller Stille wurden Anhänger geworben. Coloman erhielt Kunde von der Verſchwörung, ließ die Anſtifter ergreifen und mit unerbittlicher Strenge nicht nur Almus und die drei Grafen, ſondern auch des Erſteren fünfjährigen Sohn, Bela, des Augenlichts berauben, und Vater und Kind in dem Kloſter zu Dömös gefangen halten (1113).

Bald darauf wurde der König Coloman von unerträglichen Kopfſchmerzen heimgeſucht. Sein italieniſcher Leibarzt, Draco, legte ihm, nach damaliger gräulicher Therapie, ein beizendes Pflaſter auf das Ohr, das ihm größere Qual verurſachte, als die Krankheit ſelbſt. Der König riß das Pflaſter herab, und zeigte es dem Grafen Otmar. Dieſer ſah den ausſtrömenden Eiter für ausfließendes Gehirn an, und erinnerte den König an ſein nahes Ende. Coloman bangte, daß ſein Sohn Stephan durch den geblendeten Almus um die Krone gebracht werden könnte. Er berieth ſich mit einigen Vertrauten und ſendete Benedikt, den Sohn Both's, nach Dömös, um den, wahrſcheinlich ſchon früher durch den Spruch des Hofgerichts zum Tode verurtheilten, Almus umzubringen. Aber die Mönche in Dömös

ſchützten Almus; unverrichteter Sache ritt Benedikt heim, und verunglückte in den Wäldern von Pilis mit dem Pferde. Unterdeſſen hatte König Coloman (4. Februar 1114) den Geiſt aufgegeben.

Coloman war ein kraftvoller Regent, der, obſchon nicht frei von Fehlern, für Ungarn Großes gewirkt. Kaltblütig, vorurtheilslos, beleſen und aufgeklärt, ließ er ſich durch die fromme Begeiſterung ſeiner Zeit nicht hinreißen, und verhütete, daß ſein, einer zunehmenden Volksmenge bedürftiges Reich durch den Auszug ſeiner ſtreitbaren Mannſchaften nach Paläſtina entvölkert und geſchwächt werde. Den durchziehenden Kreuzheeren trat er mit kühner, ja grauſamer Strenge entgegen, wo ſie die Sicherheit Ungarns gefährdeten, und begünſtigte ſie, wo ſie unſchädlich und friedlich daher zogen, auf eine Weiſe, daß ſeiner Unterthanen Wohlſtand ſich dabei mehrte. Im Erſpähen des Augenblicks, in der Wahl der geeignetſten Mittel, beſaß er einen eben ſo ſchnellen, als ſicheren Blick; im Ausführen ſeiner Entwürfe Muth und feurige Entſchiedenheit. Seine Geſetze, die wir in dem Culturabſchnitte näher werden kennen lernen, athmen den Geiſt der Weisheit und Mäßigung. Seine Politik war nirgends kleinlich, immer groß und Achtung gebietend, des Beherrſchers einer freien und kraftvollen Nation würdig, und, mit einziger Ausnahme ſeiner Einmiſchung in die ruſſiſchen Händel, durchweg vom Erfolge gekrönt. Seine erſte Gemahlin, die ſiciliſche Buſilla, hatte ihm zwei Söhne geboren: Ladislaw und Stephan; Jener ſtarb zwei Jahre vor dem Vater; Dieſer folgte ihm auf dem Throne Ungarns. Nach Buſilla's Tode hatte ſich Coloman mit des Fürſten Swiatopolk von Kiew Tochter, Predslawa, vermält. Als er Letztere wegen ehelicher Untreue verſtieß, kehrte ſie nach Rußland zurück, brachte dort, verhängnißvoll für Ungarns Schickſal, den unglücklichen Boris zur Welt, und ſtarb 1116 als Nonne.

Stephan, Coloman's Sohn, zählte erſt gegen vierzehn Jahre, als der Tod ſeines Vaters ihn auf den Thron berief. Der Geiſt des Letzteren wohnte nicht in ihm, und was er an inneren Vorzügen beſaß, erhielt durch Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung alsbald eine nachtheilige Richtung.

In Dalmatien ließen es die Venetianer nicht an Aufregungen fehlen, und eine zahlreiche Partei wirkte dort für die Rückkehr unter die Herrſchaft der Meeresrepublik. In Spalatro verſtieg ſich des dortigen ungariſchen Befehlshabers und des Erzbiſchofs Manaſſes unzeitiger Eifer zu gewalt-

ſamen Mitteln, um in dem Platze die ungariſche Herrſchaft zu befeſtigen; ſie wollten durch einen Handſtreich die Bürgerſchaft entwaffnen und dann willkürlich mit derſelben ſchalten. Der Plan wurde verrathen, und die Bürger betrieben ihre Gegenanſtalten mit noch beſſerer Heimlichkeit, zogen in aller Stille bewaffnete Traüer in die Stadt, und ſchlugen und verjagten die ungariſche Beſatzung in demſelben Augenblicke, wo dieſelbe den entſcheidenden Schlag auszuführen gedachte (1115). Allgemeiner Widerſtand der Dalmatiner gegen die ungariſche Herrſchaft, und freies Walten des venetianiſchen Einfluſſes war die Folge davon. Schon wagte Venedigs Doge, Ordelaffo Falieri, mit einer ſtark bemannten Flotte an Dalmatiens Küſte zu landen. Arbe, Belgrad an der Küſte und Jadra unterwarfen ſich ihm ohne Widerſtand; nur die Burg des letztgenannten Ortes blieb in der Ungarn Gewalt, und von hier aus wurden die Erwerbungen der Venetianer fortwährend bedroht. Um auch hier Venedigs Banner aufzupflanzen, kehrte Falieri im nächſten Jahre (1116) mit verſtärkter Macht zurück, brachte den Ban Kroatiens zum Weichen, und erzwang von den Ungarn die Uebergabe jener Burg, worauf er auch die Städte Sebenico, Spalatro, Traù und das Mittelland in ſeine Gewalt brachte, und, mit dem Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien ſich bekleidend, die alten Freiheiten beſtätigte. Dieſe Verluſte lärmten ganz Ungarn auf; ein ungariſches Heer zog (1117) zur Wiedereroberung aus. Vor Jadra ſtießen die Ungarn auf Falieri, der, nach heldenmüthigem Widerſtande, unter den magyariſchen Säbeln fiel. Sein Tod war den Seinigen die Loſung zur Flucht, ſie warfen ſich in die feſte Burg von Jadra, die ihnen vor den, auf eine Belagerung nicht vorgeſehenen Feinden Schutz gewährte. Die übrigen Plätze kehrten unter ungariſche Botmäßigkeit zurück. Die Venetianer, geſchreckt durch die Niederlage vor Jadra, knüpften Unterhandlungen an, zu welchen die Ungarn, durch erlittene Nachtheile an der Gränze Mährens zur Nachgiebigkeit geſtimmt, bereitwillig die Hand boten. Es wurde ein fünfjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, bis zum Ablaufe desſelben behielten die Venetianer Jadra und die Inſeln, die Ungarn das eroberte Gebiet.

Die Feindſeligkeiten mit Böhmen, in deren Folge die Ungarn den Venetianern das Friedenswerk erleichterten, begaben ſich alſo. Um über ſtreitige Gränzplätze zwiſchen beiden Ländern ſich zu verſtändigen, hatten, vermöge einer Uebereinkunft, der König Stephan in Begleitung des Graner

Erzbiſchofs Laurentius und des Palatins Johann Uros, und von böhmiſcher Seite der Herzog Wladislaw I., ſich an der Waag eingefunden. Die Fürſten lagerten an beiden Ufern des Fluſſes, beide mit ſtarkem kriegeriſchen Gefolge. Ein aus Ungarn verbannter unruhiger Ritter, Solth, ſpiegelte nun einem wie dem anderen der beiden Fürſten vor, daß der Andere verrätheriſchen Ueberfall beabſichtige. Der unerfahrene König Stephan traute dem Lügner zuerſt, und auf ſeinen Befehl mußten, um den angeblich beabſichtigten Uebergang der Böhmen zu verhindern, einige Haufen Scharfſchützen durch den Fluß ſetzen. Gleichzeitig machte aber Solth den Herzog Wladislaw glauben, dies ſey die Eröffnung der Feindſeligkeit von ungariſcher Seite. Ein hitziges Gefecht entbrannte, das durch das Herbeieilen der übrigen beiderſeitigen Truppen in eine förmliche Schlacht ausartete. Schon waren die Böhmen ſammt ihrem Herzoge in die Flucht geſchlagen; da eilten ihnen die beiden mähriſchen Herzoge, Sobieslaw und Otto der Schwarze, mit ihren Mannen zu Hilfe, fielen den verfolgenden Ungarn in den Rücken und richteten ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an. Mit Noth retteten ſich der König und der Erbiſchof Laurentius; das Lager der Ungarn wurde geplündert. Solth, der boshafte Anſtifter des blutigen Mißverſtändniſſes, aber fiel in des Palatins Gewalt und büßte ſeine Doppelzüngigkeit mit ſchrecklichem Tode. Der Streit mit Böhmen wurde gütlich ausgeglichen.

Den Verluſt des Leithagebietes an Oeſterreich konnte der Ungarn ſtolzer Sinn noch immer nicht verſchmerzen. Ihr junger König hoffte dem Volke am beſten durch Verſuche zu deſſen Wiedereroberung zu ſchmeicheln. Zweimal (1117 und 1118) führte er Schaaren über die Leitha. Aber die Raubſucht des Kriegsvolkes vereitelte den Zweck der Heerfahrt, und der Markgraf Leopold der Heilige war mit den Seinigen immer ſchnell zur Hand und jagte die Eingedrungenen zurück. Auch verband ſich Derſelbe, um die Gegner vor ähnlichen Einfällen nachdrücklich zu verwarnen, im folgenden Jahre (1119) mit dem Herzoge Boriwoy II. von Böhmen, drang bei Fürſtenfeld in Ungarn ein, rückte unter Verwüſtungen bis Körmend vor, brachte die Ungarn zweimal zum Weichen, bezwang und ſchleifte Vasvár (Eiſenburg). Beide Theile verloren bei ſolchen planloſen Verheerungen, und ſo blieb ſeitdem der Friede jahrelang unverletzt.

In Zerſtreuungen und Liebesabenteuern vergeudete der königliche Jüngling Zeit und Kraft. Da führten ihm die Magnaten in Adelheid, der

liebenswürdigen Tochter des Burggrafen von Regensburg, eine Gemahlin zu; doch gab des Königs Schwächlichkeit keine Hoffnung auf Nachkommenſchaft. Früher hatten die kumaniſchen Frauen ſich ſeiner beſonderen Neigung erfreut; aber bald gewann überhaupt der Stamm der Kumanen ſeine Vorliebe, ſo daß er ſie, zu nicht geringem Verdruſſe der Magyaren, auffallend begünſtigte. Auch den kumaniſchen Häuptling Tatar, der mit dem Reſte ſeiner, von den Byzantinern geſchlagenen Horde aus Bulgarien nach Ungarn floh, nahm der König gütig auf und wies ſeinen Leuten die fruchtbaren Gegenden zwiſchen den Peſther, Cſongrader und Bacs-Bodrogher Geſpanſchaft, wo jetzt Kleinkumanien iſt, zu Wohnplätzen an. Maßlos in ſeiner Güte, wo er ſie einmal üben wollte, artete dieſelbe oft in Launenhaftigkeit aus und verfehlte ihres Zweckes. Sie bewog ihn zu einer abermaligen Einmiſchung in die Händel Rußlands, die ſchon ſeinem Vater ſo ſchwere Opfer gekoſtet hatte.

Der Fürſt von Wladimir, Jaroslaw, flüchtete, durch den Großfürſten Wladimir II. verdrängt, nach Ungarn und flehte den König um Schutz und Beiſtand an. Dieſer, begierig, die ſeinem Vater in Rußland angethane Schmach zu rächen, ſammelte den Heerbann und rückte, verſtärkt durch die polniſchen Truppen Boleslav's III., vor die Stadt Wladimir, die von dem Sohne des Großfürſten entſchloſſen vertheidigt wurde (1123). Bei einem Ausfalle der Belagerten wurde Jaroslaw erſchlagen, und ſein Tod erbitterte den König Stephan dergeſtalt, daß er befahl, die Stadt, ſelbſt mit dem voraus zu ſehenden größten Verluſte, zu ſtürmen. Aber des Königs Ritter, die dem Zuge überhaupt mit großer Unluſt gefolgt waren, widerſetzten ſich dieſem Beginnen, das nur Blut koſten, doch keinen Gewinn bringen könnte, und der König erlebte die Demüthigung, ſeine Ritter abziehen zu ſehen und den weiteren Feldzug aufgeben zu müſſen.

Wahrſcheinlich war es dieſer ruſſiſche Feldzug, durch welchen Stephan auch ſeinen, für unächt gehaltenen Stiefbruder Boris, Sohn der von Coloman verſtoßenen Predslawa, kennen lernte. Selbſt kinderlos, wurde der König von dem unglücklichen Schickſale desſelben gerührt, und als Boleslav von Polen ſeine Tochter Judith mit Boris vermälte, wies Stephan dem Paare das Zipſerland zum Unterhalte an. Als nun nach des Kiewer Großfürſten Wladimir Tode die Söhne des Przemiſler Fürſten Wolodar, Roſtislaw und Wladimir, in Streit geriethen, und Letzterer,

von ſeinem Bruder überwältigt, (1126) Hilfe ſuchend nach Ungarn kam, benutzte Stephan dieſe Gelegenheit, um zu Gunſten des Boris zu wirken. Er fiel daher im folgenden Jahre (1127) mit einem Heere in Roſtislaw's Gebiet ein, verhalf Wladimir'n zum Beſitze von Swenigorod, nahm Przemiſl für ſich ſelbſt, und erhob Boris zum Fürſten von Halitſch; ſpäter überließ er Demſelben, gegen Abtretung des Zipſerlandes, auch das Gebiet von Przemiſl, indem er es der Gattin ſeines Halbbruders als Leibgeding verſchrieb.

Während ſo der König für fremde Intereſſen im Auslande kämpfte, fielen in ſeinem eigenen Reiche Störungen und Unordnungen vor. Ungariſche Edle unternahmen auf eigene Fauſt Streifzüge in die, zu dem ſalzburger Erzſtifte gehörige ſteyeriſche Mark. Um ſchlimmere Folgen abzuwenden, ſprachen der Erzbiſchof Konrad und andere dortige Prälaten die Vermittelung des Erzbiſchofs von Gran an, der ſogleich Eilboten an den abweſenden König entſendete. Stephan, ſeit dem Wladimirer Zuge gegen die Mehrzahl ſeiner Barone erbittert, ergriff dieſe Gelegenheit, um Jene ſeinen Unwillen empfinden zu laſſen. Nicht nur unterzeichnete er ſogleich den Friedensvertrag, ſondern gebot auch jenen ungariſchen Edlen, die den Streit veranlaßt, alle Beute heraus zu geben. Nach Ungarn zurückgekehrt, ſäumte er nicht, an Mehren, welche bei dem ruſſiſchen Feldzuge ihm ſo ſchnöde den Gehorſam aufgekündigt, bittere Rache zu nehmen. Viele, die nicht reinen Bewußtſeyns waren, flohen in die Fremde. Auch der geblendete Herzog Almus, des Königs Oheim, verließ plötzlich ſeinen Zufluchtsort und entkam nach Konſtantinopel, eine Flucht, die, durch die daran geknüpfte Einmiſchung der Griechen in Ungarns Angelegenheiten, für dieſes Reich eine Reihe verderblicher Folgen und trauriger Verwirrungen nach ſich zog.

Am byzantiniſchen Hofe fand Almus bei dem Kaiſer, Johannes Komnenus, günſtige Aufnahme; denn des Letzteren Gemahlin, Piroska, als Kaiſerin Irene genannt, war eine Tochter König Ladislaw's des Heiligen und daher des Flüchtlings Baſe. Des Königs Stephan Verlangen, Almus aus dem byzantiniſchen Reiche zu verweiſen, wurde vom Kaiſer abgeſchlagen. Der jähzornige König vergalt dieſe Weigerung mit Krieg. An der Spitze der ganzen Reichsmacht ausziehend (1128), belagerte und nahm er Belgrad, ließ die Mauern der Stadt ſchleifen und die Steine zu Waſſer in

das ſyrmier Gebiet führen, um Semlin damit zu befeſtigen. Zugleich ſchickte er einen Theil ſeiner Ritterſchaft zur Verheerung Serbiens und Bulgariens aus; aber dieſe Streifpartie wurde bei Philippopolis von dem Kaiſer zurückgeſchlagen. Der König war ſeines Zornes ſo wenig Meiſter, daß er den Kaiſer zum Zweikampfe herausforderte, und da Derſelbe ſich nicht ſtellte, ihn wie einen Feigling läſterte. Von beiden Seiten wurde mit Anſtrengung zu dem nächſten Feldzuge gerüſtet. Aber die ungariſchen Magnaten fanden an dem grundloſen Kampfe ſo wenig Behagen, daß ſie nur ſpärlich dem Heerbanne folgten und Stephan böhmiſche Hilfstruppen herbeirufen mußte.

In Erlau erkrankend, konnte der König den neuen Feldzug (1129) nicht in Perſon antreten; er ſtellte daher den Grafen Steffaning, einen nahen Verwandten ſeiner Gemahlin, an die Spitze des Heeres, und trug ihm auf, ſich zwiſchen den linken Ufern der Theiß und der Donau zu lagern, um die Byzantiner vom Uebergange abzuhalten. Der Kaiſer lenkte durch eine gelungene Kriegsliſt die Aufmerkſamkeit des Grafen Steffaning von jener Stelle ab, wo er wirklich den Uebergang vollführte, fiel dann den Ungarn, die, auf den Inſeln zerſtreut, keinen geordneten und gemeinſamen Widerſtand leiſten konnten, in den Rücken, tödtete ihnen viele Leute, darunter die muthigen Grafen Ciz und Cladian, ſprengte die übrigen in die Flucht und erſtürmte die Burg Haram. Zufrieden mit dieſem Siege und ohne einen weiteren Angriffskrieg zu beabſichtigen, ging der Kaiſer Johannes Komnenus über die Donau zurück, brachte Belgrad wieder in ſeine Gewalt und eroberte, nach Unterwerfung Semlin's, auch die gegenüber von Belgrad liegende, von fränkiſchen Kreuzfahrern eingenommene und daher von den Byzantinern unter dem Namen des Frankenlandes begriffene, weite und fruchtbare Ebene. Aber dieſe Vortheile der Byzantiner waren von kurzer Dauer. Kaum war der Kaiſer mit dem Hauptheere abgezogen, ſo griff der wiedergeneſene König mit eilig geſammelten Schaaren die byzantiniſchen Beſatzungen an, verjagte ſie aus Semlin und dem Frankenlande, überſchritt die Donau und gewann Belgrad zurück. Gleichzeitig wurde von den, Byzanz zinsbaren Serbiern, im Einvernehmen mit den Ungarn, die Raznaburg bezwungen. Zwar machte der Kaiſer im Herbſte noch einen Verſuch, Belgrad wieder zu befeſtigen, mußte aber, um einem von Stephan ihm gedrohten Ueberfalle auszuweichen, in aller Eile ſich zu

einem beſchwerlichen Rückzuge bequemen, wobei ſeine Nachhut durch die verfolgenden Ungarn große Verluſte erlitt.

Unterdeſſen war der Herzog Almus, die Urſache all' dieſes Haders und Blutvergießens, in Konſtantinopel geſtorben; es ſtand daher der Ausſöhnung zwiſchen dem griechiſchen Kaiſer und dem Ungarnkönige Nichts mehr im Wege, und auf der Bodrogherinſel wurde der Friede abgeſchloſſen.

Des Königs Krankheit, die er zu Erlau beſtanden, war ſo ernſthaft geweſen, daß nur Wenige an ſeinem nahen Ende zweifelten. Durch dieſen Umſtand und weil kein erklärter Thronfolger vorhanden war, wurden zwei Grafen, Johannes und Bors (vielleicht Vater und Sohn), zu ſo vermeſſenen Entwürfen verleitet, daß ſie von ihrer Partei ſich zu Königen Ungarns wählen ließen. Aber der König Stephan genas, und nach dem Friedensſchluſſe von Bodrog ſtrafte er die maßloſe Ehrſucht der beiden Grafen durch die Hinrichtung des Einen und die Verbannung des Anderen. Doch hatte dieſer Vorfall den kinderloſen und kränkelnden König ernſter auf die Nothwendigkeit hingewieſen, ſeinen künftigen Nachfolger zu beſtimmen. Da entdeckten ihm der Biſchof Paul und der alte Graf Otmar, daß des Herzogs Almus Sohn, der gleich ſeinem Vater geblendete Bela, noch am Leben und in der Abtei St. Benedikt zu Pécs-Várad aufgehoben ſey. Der König, gemüthlich von Natur, auch erfreut, dem unglücklichen Jünglinge die Grauſamkeit des Vaters vergüten zu können, ließ den zwanzigjährigen Bela an ſeinen Hof kommen, nahm ihn mit Güte auf, und ſtellte ihn den Magnaten als Thronerben vor. Er wies ihm Tolna zum Wohnſitze an, gab ihm einen fürſtlichen Hofſtaat, vermälte ihn (1129) mit Helena, der Tochter des ihm befreundeten Uros, Herrſchers von Serbien, und erlebte noch die Freude, aus dieſer Ehe (1130) einen Prinzen, Geiſa, geboren zu ſehen.

Für Boris entſchwand hiermit jede Ausſicht auf den Thron, zu welchem ihm die Gunſt ſeines königlichen Halbbruders vielleicht Hoffnung gemacht hatte. Zwar verſuchte ſein Schwiegervater, Boleslav, eine drohende Bewegung gegen das Zipſerland, um die Anſprüche ſeines Eidams auf die Thronfolge in Ungarn zu verfechten; aber ganz Ungarn erhob ſich gegen Boris, der, mit Recht oder Unrecht, von dem Volke für einen Baſtard angeſehen wurde, und Boleslav mußte ſich damit begnügen, daß König Stephan zu Boris Gunſten gänzlich und auf immer auf Przemyſl verzichtete.

Wieder erkrankte der König Stephan, und diesmal ernſter, denn je. Während er ſiech und machtlos daniederlag, mochten manche Ungarn ihrem Haſſe gegen die kumaniſchen Fremdlinge, die der König ſo auffallend bevorzugte, freieren Lauf laſſen. Darum traten einige kumaniſche Günſtlinge des Königs mit großer Betrübniß an deſſen Krankenlager, die Gewaltthätigkeiten ihm klagend, die ſie von den Eingeborenen zu erdulden hätten. Es entflammte der Zorn des todtkranken Königs, und er ſchwur, daß er, ſobald er geneſen, für jeden erſchlagenen Kumanen zehn Ungarn wolle tödten laſſen. Die Drohung blieb unerfüllt; der König fühlte ſein nahes Ende, ließ ſich, reuig und bußfertig, in eine Mönchskutte kleiden, und ſtarb dahin (im April 1131) im ſchönſten Mannesalter. Er wurde in Großwardein begraben an der Seite ſeines Großoheims, des heiligen Königs Ladislaw.

Nach Stephan's Tode wurde Bela ohne Widerrede am 28. April in Stuhlweißenburg gekrönt. Im Kloſter erzogen und von grauſamer Hand ſchon als Kind geblendet, war ſeinem Geiſte, wie ſeinem Sinne, die äußere Welt unbekannt, und, ein Fremdling im Leben, blieb er nothwendig auch ein Fremdling auf dem Throne. Für den Blinden und Willenloſen ſah, dachte und handelte ſeine kluge, unternehmende, aber auch leidenſchaftliche und ſelbſtſüchtige Gemahlin, die Serbierin Helena, die, mit ihm zugleich gekrönt, ihn bald darauf mit einem zweiten Sohne beſchenkte. Die Königin trug tiefe Rache im Herzen gegen Diejenigen, die ihren Gemahl des Augenlichts beraubt, und als (1132) in Arad ein großer Landtag abgehalten wurde, trat ſie, ſchön und majeſtätiſch, mit ihren beiden Kindern in die Verſammlung, deutete auf den blinden König hin und forderte die Anweſenden auf, an Jenen, die den Frevel erſonnen oder vollführt, blutige Vergeltung zu nehmen. Alsbald wurden viele der Vornehmſten im Reiche ergriffen und grauſam hingerichtet.

Die unbeſonnene Rachethat beſtrafte ſich bitter. Die Verwandten und Anhänger der vornehmen Hingemordeten entbrannten in Haß gegen die Königin; ſelbſt die Beſonneneren verargten dem Könige, daß er dem Blutdurſte ſeiner Gemahlin nicht gewehrt, und verloren das Vertrauen zu ihm. Boris, nicht geſonnen, ſeine Anſprüche auf Ungarn fahren zu laſſen, hatte unterdeſſen im Auslande Anhang geworben, und auch in Ungarn führte der Groll gegen die Königin ihm manche Anhänger zu. Einige derſelben, deren Geſinnungen der Königin verdächtig waren, fielen als Opfer ihres Miß-

trauens, unter ihnen Graf Lampert, von ſeinem eigenen Bruder erſchlagen, ſammt ſeinem Sohne Niklas und dem Grafen Maylath aus dem Geſchlechte Akus. Andere — ſo die Grafen Theodor, Folkus, Titus und Samſon — flohen, um ſich zu retten, zu Boris, und verſtärkten deſſen Anhang, der, durch Boleslav mit polniſchen Kriegsvölkern unterſtützt, das Zipſerland überſchwemmt hatte. Als nun König Bela mit dem Heerbanne und der Geſpanſchaftsmiliz dem Prätendenten bis in die Gömörer Geſpanſchaft entgegengezogen und am Sajóſluſſe gelagert war, ſprengte, vom Ingrimm geſtachelt, der entflohene Graf Samſon gegen das Zelt heran und ſchrie ihm zu: „elender Hund, laß' den Thron deinem rechtmäßigen Gebieter Boris, und geh' in ein Kloſter!" Samſon hoffte durch dieſe freche Verhöhnung entweder das Anſehen des Königs herab zu ſetzen und die Magnaten dem Geſchmähten abtrünnig zu machen, oder ihn zu einem übereilten Angriffe zu verleiten. Die den König zunächſt umgaben, waren ganz erſtarrt von der ſchnöden Läſterung; auch hatten ſie ihre Roſſe nicht zur Hand, um den davon ſprengenden Beleidiger zu verfolgen. Aber ein Knappe des Grafen Bod warf ſich ſchnell auf ſein ungeſatteltes Pferd, jagte dem Grafen Samſon bis an den Sajó nach und tödtete ihn mitten im Waſſer. Eine Schlacht erfolgte jedoch nicht; denn Bela's Schwager, Herzog Sobieslaw von Böhmen, war mittlerweile, um ſeinem Verwandten beizuſtehen, in Polen eingefallen und hatte dadurch Boleslav genöthigt, ſeine zu Boris Heer geſtoßenen Truppen ſchleunig zurück zu berufen. Ehe noch Boleslav die beſchloſſene Rache an Ungarn und Böhmen nehmen konnte, hatte Sobieslaw in Januar 1133 einen neuen Einfall in Polen unternommen, und eilte, unerreicht von dem Gegner, mit gewaltiger Beute in ſein Land zurück. Inzwiſchen hatte Bela noch einen Bundesgenoſſen an dem Markgrafen Leopold von Oeſterreich gefunden, deſſen erſtgeborenen Sohn, Adalbert, er mit ſeiner zweiten Schweſter, Hedwig, vermälte. Dafür führte ihm Adalbert kriegsluſtige Schaaren aus Oeſterreich zu. Als nun Boleslav und Boris, nach verheerendem Marſche durch Mähren, mit ihrem Heere nach Ungarn kamen, warf ſich Adalbert ihnen mit ungeſtümer Tapferkeit entgegen, jagte die Polen in wilder Flucht zurück und richtete unter den Fliehenden ein ſchreckliches Gemetzel an. Auf dem Rückzuge wurde Boleslav noch fortwährend von den Ungarn, die auf allen Seiten die Anhöhen beſetzt hielten, hart mitgenommen; mit ungeheurem Verluſte und Zurücklaſſung alles Gepäckes und aller Beute, kam Boleslav nach Polen zurück.

Bela, ſchüchtern und unkriegeriſch von Natur, ließ ſich durch dieſe Siege nicht zum Uebermuthe verleiten, ſondern ſtrebte redlich dem Frieden nach. Er ſendete Botſchaft und Geſchenke an den deutſchen Kaiſer Lothar II., um den Streit zwiſchen ihm und Boleslav, als des Kaiſers Lehensmanne, friedlich zu entſcheiden, was auch durch Herzog Sobieslaw's Vermittelung geſchah. Mit Letzterem verband ſich Bela noch enger, indem er deſſen Verwandten, den mähriſchen Fürſten Konrad, mit einer Schweſter der Königin vermälte. Auch hielt Sobieslaw durch den Biſchof von Prag König Bela's vierten Sohn, Almus, zur Taufe. Später (1137) begingen beide Fürſten in Olmütz gemeinſam das Oſterfeſt, und des Königs Schweſter, die Herzogin Adelheid von Böhmen, begleitete ihren Bruder nach Ungarn, um den feierlichen Exequien beizuwohnen, welche Bela, von frommer Sohnespflicht bewegt, für ſeinen unglücklichen Vater, den in der Verbannung geſtorbenen Almus, veranſtaltete.

Boris, durch des Kaiſers Einſchreiten auch ſeiner letzten Hoffnungen auf die Krone Ungarns beraubt, ſah ſich (1235) durch einige ruſſiſche Fürſten auch noch aus dem Beſitze von Halitſch und Przemyſl vertrieben. Boleslav eilte ihm zu Hilfe, wurde aber auf dieſem Zuge durch die Liſt der ſcheinbar als Verbündete ihn begleitenden, ungariſchen Ritterſchaft der ganzen Uebermacht des Feindes preisgegeben, und erlitt eine klägliche Niederlage. Der Gram darüber tödtete ihn bald darauf, und Boris verlor an ihm ſeine letzte und einzige Stütze. Dieſer floh an den Hof des neuen deutſchen Kaiſers Konrad, der ihm zwar Zuflucht, ſeinen Klagen aber kein weiteres Gehör gewährte. Vielmehr trug der Kaiſer ſeinen Sohn Heinrich der Tochter Bela's, Sophie, zum Gemahle an. Gern nahm Bela den vortheilhaften Antrag an. Sophie wurde den Geſandten des Kaiſers übergeben, und erhielt, weil beide Verlobte noch nicht das mannbare Alter erreicht hatten, in dem Benediktiner-Nonnenkloſter zu Admont ihren einſtweiligen Aufenthalt angewieſen.

So waren nach den meiſten Seiten hin nutzbringende Verbindungen mit den Nachbarſtaaten angeknüpft, des Reiches Ruhe nach Kräften geſichert. Dem Könige blieb bei ſeiner, durch die Leiden ſeiner Kindheit geſchwächten Geſundheit noch die Sorge übrig, die Anſprüche ſeiner drei Söhne — Almus war in früher Kindheit verſtorben — gehörig zu ſondern und künftigem Zwieſpalte vorzubeugen. Dem Erſtgeborenen, Geiſa, beſtimmte er

gebührender Weiſe Ungarn ſammt den ihm einverleibten Ländern Kroatien und Dalmatien; dem jüngſten, Stephan, die ſyrmiſche Provinz; dem mittleren, Ladislaw, das von Serbien abgeſonderte ſüdliche Bosnien, welches Uros, des Königs Schwiegervater, zu Gunſten ſeines Enkels abgetreten, und nach welchem Bela ſchon ſeit 1138 den Titel eines Königs von Rama — dies war des Landes früherer Name — angenommen hatte.

Dieſe Maßregel war ſehr an der Zeit; denn des Königs Kräfte ſchwanden ſichtlich. Daß er in der letzten Zeit ſeines Lebens ſich dem Trunke überlaſſen und in dieſem Zuſtande Unbeſonnenheiten und Grauſamkeiten begangen habe, iſt nicht erwieſen. Am 23. Februar 1141 ſchied König Bela, etwa drei und dreißig Jahre alt, nach zehnjährigem Herrſchen, aus dem Leben. Seine ſtille, milde Regierung, obgleich durch manche Uebereilung ſeiner Gemahlin durchkreuzt, ſchloß ſich im Weſentlichen doch den Umſtänden glücklich und entſprechend an, und war daher für die Ruhe und den Wohlſtand des Reiches größtentheils gedeihlich.

Drei Tage nach des Königs Tode wurde deſſen Erſtgeborenem, dem erſt zehnjährigen Geiſa, die Krone auf das Haupt geſetzt. Als Vormünder und Verwalter der Regierung wurden Lucas Bánffi, Biſchof von Erlau, ſpäter Erzbiſchof von Gran, der ſerbiſche Bojar Beluſch, Schwager der Königin Mutter, durch welchen ſich dieſe wahrſcheinlich einen Einfluß ſichern wollte, und der Palatin Amſudin aufgeſtellt; auch einige ungariſche Grafen nahmen entfernteren Antheil an des Reiches Verwaltung. Die Dalmatiner, namentlich jene von Spalatro und Traù, beſtätigten dem neuen Könige ihre Unterwerfung, und erhielten dafür ihre Rechte und Privilegien erneuert.

In dieſe Zeit fiel auch eine wichtige Begebenheit für das gänzlich verwüſtete und beinahe entvölkerte Siebenbürgen. Schon mehre Jahre früher hatte, durch Ueberſchwemmungen ihrer Habe und ihrer Anſiedelungen beraubt, ſich eine Anzahl Flanderer vom Rheine hinweg, auf Einladung des holſteiner Grafen Adolf II. in die Sümpfe zwiſchen der Trawe und der Oſtſee gezogen, um den Boden urbar zu machen und ſich einen neuen Herd zu gründen; noch früher hatte ſich eine andere zahlreiche Colonie dieſes Volkes, nach einem mit dem Erzbiſchofe Friedrich von Bremen abgeſchloſſenen, ihre Rechte beſtimmenden Vertrage, in den bremener Moräſten niedergelaſſen, um auch hier die fleißige Hand an den verwahrloſeten Boden zu legen. Der Ruf ihrer Betriebſamkeit, ihrer Geſchicklichkeit und Unermüdlichkeit im

Trockenlegen der Sümpfe und in der fruchtbringenden Behandlung wüſter Strecken, wie ihres ſtillen, ordentlichen Wandels, drang nach Ungarn, und die Reichsverweſer erblickten in ihnen die geeignetеſten Kräfte, um auch den Boden Siebenbürgens aus ſeinem öden und unwirthlichen Zuſtande heraus zu reißen. Es erging eine Einladung an die Flanderer, und ſo wanderten ſie fröhlich in großer Anzahl mit ihren Familien (1143) in Siebenbürgen ein, viele Tauſende rüſtiger und fleißiger Hände, die nicht nur das Land zwiſchen der Maros und der Aluta, ſondern auch mehre Gegenden in Ungarn anbauen und die Kräfte des Bodens daſelbſt wecken konnten. Wahrſcheinlich hatten ſie, ehe ſie die weite Wanderung antraten, ſich ihre Freiheiten und Begünſtigungen verbriefen laſſen, und dabei vielleicht den vom Bremener Kirchenfürſten ihnen ausgeſtellten Freiheitsbrief zur Grundlage genommen, ſo daß ihnen bürgerliche Freiheit, wahres Grundeigenthum, Ausnahme von Zöllen, von Bewirthung, Wahl eigener Obrigkeiten, eigener Gerichtshof, Waffenrecht in feſten, von ihnen aufgeführten Städten, und unmittelbarer Stand unter dem Könige zugeſichert werden mochte. (Vgl. Feßler, Geſchichte der Ungarn und ihrer Landſaſſen, II., S. 54 u. f.) Ob, wie Engel (Geſchichte des ungr. Reichs, I., S. 235) die Vermuthung aufwirft, dieſe Einwanderer von ihren früheren Wohnſitzen am Niederrheine, weil es dort ebenfalls ein Siebengebirge gibt, auch den Namen Siebenbürgen mitbrachten, ſey dahingeſtellt.

Boris, mit ſeinen Hoffnungen von einer Klippe zur anderen geſchleudert, bewährte in ſeinem Unglücke eine bewundernswürdige Ausdauer, die ihm zur Ehre gereichen müßte, wenn das Gerücht ſeiner unächten Geburt ein fälſchliches, und ſomit ſeine Anſprüche begründet geweſen wären, was jetzt, nach dem Tode ſeiner Mutter, freilich leichter zu beſtreiten, als zu erweiſen war. Noch immer lärmte er den kaiſerlichen Hof in Deutſchland mit ſeinen Anſprüchen und Klagen auf, ſo daß der Kaiſer Konrad beinahe ſchon auf dem Wege war, für ihn aufzutreten. Auch unterſtützte die Beſchwerden des Prätendenten der neue Herzog von Böhmen, Wladislaw II., der, weil Sobieslaw's vertriebene Söhne Aufnahme in Ungarn gefunden hatten, Groll und Beſorgniß gegen dieſes Reich nährte. Aber die Lage der Dinge in Deutſchland und Italien, des Kaiſers gefährdete Stellung gegenüber dem römiſchen Stuhle und der welfiſchen Partei, verboten ihm, ſich noch neue Sorgen dazu aufzuladen, und ſo blieb Boris ohne Unterſtützung von dieſer Seite. Auch

dieſe abermals fehlgeſchlagene Hoffnung entmuthigte den unerſchütterlichen Boris nicht; er verſchaffte ſich Anhang in Oeſterreich, warb dort von den Beiträgen ſeiner Freunde Truppen und bewog mehre Landesedle zu einem Einfalle in Ungarn (1146). Die erſten Unternehmungen waren glücklich. Halb mit Liſt, halb mit Gewalt, ſetzte ſich Boris in den Beſitz von Preßburg; aber kaum hatte er den Platz verlaſſen, um Verſtärkung zu ſammeln, ſo nahmen die Ungarn Preßburg wieder und bewilligten der öſterreichiſchen Beſatzung nur gegen ein anſehnliches Löſegeld freien Abzug.

Allgemein glaubte man in Ungarn, der Markgraf Heinrich Jaſomirgott von Oeſterreich ſei jenem feindlichen Einfalle in Ungarn perſönlich nicht fremd geweſen. Dieſen Angriff zu ſtrafen, brach ein mächtiges ungariſches Heer auf, geführt von dem ſechzehnjährigen Könige und dem Serbier Beluſch, und rückte gegen die Leitha, auf deren anderem Ufer der Markgraf Heinrich mit ſeinen öſterreichiſchen und baieriſchen Bannern der Feinde gewärtig ſtand. Kumanen und Szekler, bewährt als treffliche Pfeilſchützen, bildeten die Vorhut des ungariſches Heeres; im Mitteltreffen ſtand die Comitatsmiliz, angelehnt an das, aus der Ritterſchaft hergeſtellte, Hintertreffen. Durch Kundſchafter bedeutet, ſetzten die Ungarn über den Fluß, um den Markgrafen anzugreifen, bevor er noch die Schlachtordnung hergeſtellt hätte. Der Rauch einiger brennenden Dörfer, welche die Ungarn bei dem Uebergange anzündeten, ließ die Oeſterreicher glauben, die Feinde wären auf dem Rückzuge begriffen und hätten ihr Lager in Brand geſteckt. Mit um ſo größerer Zuverſicht ſtürzte ſich der Markgraf auf die Szekler und Kumanen, und warf ſie mit ſolchem Ungeſtüme auf einen Flügel des feindlichen Mitteltreffens zurück, daß die Ungarn ſchon zu weichen begannen. Aber Graf Uros zwang ſie Stand zu halten, führte ſie gegen die, noch nicht gehörig geſchaarten Feinde, und es entbrannte eine mörderiſche Schlacht (11. September 1146), die mit einem vollſtändigen Siege der Ungarn endete, und die Verwüſtung des Landes diesſeit und jenſeits der Donau zur Folge hatte.

Weiteren Feindſeligkeiten wurde durch den Aufruf zum zweiten Kreuzzuge ein Ziel geſteckt. Neue Kreuzheere, in ihrem Gefolge manche Plagen, zogen durch Ungarn. Den erſten Zug führte im Mai 1147 der Kaiſer ſelbſt; vieles Geſindel, mit dem Kreuze bezeichnet, doch ohne chriſtliches Merkmal, wälzte ſich ihm nach, leichtfertige Dirnen in ſeinen Reihen. Sie nahmen, was ſie fanden, erhandelten, ohne zu zahlen, und ſtopften den Unzufriedenen

den Mund durch Mißhandlungen. — Ungleich beſſere Mannszucht hielt das nachfolgende, vom König Ludwig VII. von Frankreich angeführte Kreuzheer. Der Franzoſen Höflichkeit und anmuthige Sitte verſchaffte ihnen in Ungarn freundliche Aufnahme. Die Könige von Ungarn und Frankreich begegneten einander mit großer Achtung, doch verweigerte Letzterer mit Entſchiedenheit die Auslieferung des in ſeinem Heere befindlichen Boris, bis Dieſer durch ſeine Flucht nach Konſtantinopel Geiſa's Forderung und Ludwig's Weigerung unnütz machte.

Geiſa's Vermälung mit Euphroſine, der Schweſter des ruſſiſchen Großfürſten Iſiaslaw Mſtislawitſch, zog Ungarn abermals in die ruſſiſchen Händel hinein. Iſiaslaw, im harten Zerwürfniſſe mit den übrigen ruſſiſchen Fürſten, rief ſeinen königlichen Schwager um Beiſtand an. Geiſa ſendete ihm zehntauſend Mann, die aber, weil Iſiaslaw die von ſeinem Verbündeten angetragene gütliche Auseinanderſetzung mit ſeinen Gegnern verſchmähte, unverrichteter Dinge wieder heimzogen. Als die Fehde von neuem losbrach, ſtellte ſich Geiſa (1150) ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres, zog über die Karpathen, überſchwemmte das Gebiet des Fürſten Wladimirko, des Feindes Iſiaslaw's, und ſchloß dieſen in Przemyſl ein. Als nun der geängſtigte Wladimirko Reue und Unterwerfung heuchelte, gab ihm Geiſa Frieden, bis Wladimirko's Tod zuletzt den nutzloſen Fehden und Verträgen ein Ende machte.

Die Urſache, welche den König Geiſa ſo ſchnell in ſein Reich zurück rief, war ein feindlicher Einfall der Griechen unter ihrem Kaiſer Manuel Komnenus, der, von Wladimirko aufgeſtachelt, Pannonien dem oſtrömiſchen Reiche lehenbar zu machen Gelegenheit ſuchte. Den Anlaß ſuchte und fand er in den Angelegenheiten Serbiens. Beluſch, Geiſa's Oheim, hatte den unruhigen Tſchudomil (von den Byzantinern Bachinus genannt), Zupan von Serbien, angereizt, ſich der byzantiniſchen Oberherrlichkeit zu entziehen und dafür jene des Königs von Ungarn anzuerkennen. Manuel's Krieg gegen Sicilien benutzend, ſetzte Tſchudomil dies in's Werk; aber unerwartet ſchnell warf ſich Manuel auf Serbien, verheerte das Land und ſcheuchte Tſchudomil in die Gebirge zurück (1150). Im folgenden Jahre wurde der Kampf erneuert; Magyaren, Bulgaren und Petſchenegen eilten zu Tſchudomil's Beiſtande. Hin und her wogte der Kampf; Manuel's Tapferkeit lenkte ihn meiſt zum Vortheile der Griechen; mit eigener Hand nahm er den Zupan

gefangen und gab ihm die Freiheit zurück nur gegen das Gelöbniß der Unterwerfung. Es wurde von Tſchudomil gebrochen; der Krieg nahm daher ſeinen Fortgang und im Verlaufe desſelben verfolgte der Kaiſer ſeine Abſichten auf Ungarn.

Während Geiſa in Rußland gegen Wladimirko ſtand, ſetzte Manuel mit zahlreichen Schaaren über die Save, beſetzte das Frankenland, und nahm, nach langer und hartnäckiger Belagerung, Semlin (1152). Beluſch, welcher den Vortrab des herbeieilenden königlichen Heeres führte, wurde von Boris zurück gedrängt und das Temeſer Land geplündert und verheert. Als nun aber König Geiſa ſelbſt mit dem Hauptheere an das linke Donauufer rückte, kehrte Manuel in einem prahleriſchen Triumphzuge in ſein Reich zurück.

Die Unbill zu rächen und die verlorenen Gebiete und Plätze zurück zu gewinnen, rückte Geiſa im folgenden Jahre (1153) mit ſeinem Heere wieder über die Drave. Aber die griechiſchen Beſatzungen erſchwerten ſeine Fortſchritte. Mittlerweile wurden Verhandlungen begonnen und endlich Frieden geſchloſſen, wobei Geiſa, zum Vortheile ſeines Bruders Ladislaw, zugeben mußte, daß Borizza, obwohl unter ungariſcher Oberherrlichkeit, als Herzog Bosniens eingeſetzt wurde. Jetzt mußte auch Tſchudomil ſich wieder gänzlich dem Kaiſer unterwerfen und ſeiner Verbindung mit Ungarn entſagen.

Nicht lange jedoch währte die Eintracht. Die Doppelzüngigkeit eines Günſtlings des Kaiſers Manuel, des Andronicus Komnenus, der den König Geiſa, unter Vorſpiegelung wichtiger Gebietsabtretungen, wider den Kaiſer aufwiegelte, während er gleichzeitig, um ſeine herrſchſüchtigen Umtriebe zu beſchönigen, dem Kaiſer Kunde von Geiſa's böſen Abſichten gab, gebar neue Feindſchaft. Gleichzeitig wüthete im königlichen Hauſe verderblicher Zwieſpalt. Stephan, König Geiſa's Bruder, grollte über den Verluſt der ſyrmiſchen Provinz und die Abtretung Bosniens, und war mit der gewordenen Entſchädigung unzufrieden. Aus Unmuth entfloh er zu Manuel, der ihm ſeine Nichte, Maria, vermälte. Auch in der Bruſt Ladislaw's, des anderen Bruders Geiſa's, gohr Unzufriedenheit und wartete ihrer Gelegenheit. Des Andronicus Verrath nicht ahnend, zog Geiſa mit ſeinem, durch Sachſen und Böhmen verſtärkten Heerbanne an die Donau und legte ſich vor Branizova. Wider ihn ſendete der Kaiſer den Baſilius mit

einem byzantiniſchen Heere, welchem auch der abtrünnige Herzog Stephan ſich anſchloß. Aber eine verſtellte Flucht der, mit den Ungarn verbündeten Bosnier lockte den Baſilius in einen Hinterhalt, und das ganze feindliche Heer wurde von den Ungarn aufgerieben. Mit Mühe entkamen Baſilius und Stephan, um dem Kaiſer die ſchlimme Botſchaft zu überbringen. Jetzt rückte Dieſer ſelbſt gegen Branizova; aber hier hießen neue ſchlimme Nachrichten ihn ruhmlos umkehren; denn abermalige Verluſte hatte er erlitten, und ſein Schützling, Boris, war im Gefechte gegen die Petſchenegen umgekommen. Schon bereitete Manuel einen neuen Feldzug gegen Ungarn für das nächſte Jahr vor, als der Ueberdruß gegen weitere Feindſeligkeiten beide Theile zum Frieden bewog (1155). Seitdem hatte Geiſa keinen ferneren Angriff vom Kaiſer Manuel zu beſtehen.

Als Stephan am öſtlichen Kaiſerhofe ſeine Anſchläge ſcheitern ſah, verſuchte er ſie am weſtlichen fortzuſetzen. Er eilte nach Deutſchland zu Kaiſer Friedrich I., deſſen unternehmender Geiſt ihn ſchon früher dem Plane, Ungarn unter die Hoheit des römiſch-deutſchen Reiches zu zwingen, befreundet hatte. Der ſtolze Plan erregte jedoch bei den deutſchen Fürſten gerechtes Bedenken und wurde, wenn nicht aufgegeben, doch vertagt. Daher fand Stephan hier kein fruchtbares Feld für ſeine ſchlimme Saat, und das Einzige, was er von dem Kaiſer erlangte, war gütliche Verwendung bei Geiſa. Da Letzterer aber durch ſeine Abgeordneten dem Kaiſer ein wahres Bild von Stephan's Charakter und Handlungsweiſe entwarf, ließ der Kaiſer den Flüchtling gänzlich fallen und ſendete ihn nach Konſtantinopel zurück. Das gute Vernehmen zwiſchen dem deutſchen Oberhaupte und dem Ungarnkönige blieb alſo ungeſtört, und als Kaiſer Friedrich das ſtolze Mailand demüthigte, fochten kumaniſche Bogenſchützen, von Geiſa geſendet, in ſeinen Reihen.

Der Familienzwiſt im ungariſchen Königshauſe währte inzwiſchen fort alſo, daß auch Ladislaw nach Konſtantinopel entwich. Auch ließ Manuel nicht ab, dem Ungarnkönige offenen oder heimlichen Abbruch zu thun; doch gelang es ihm nicht, den Beluſch dadurch, daß er ihn an des Uros Stelle zum Großzupan in Bosnien erhob, in ſeiner Treue gegen Geiſa wanken zu machen. Da ſtürzte der unerwartete Tod Geiſa's, der, erſt ein und dreißig Jahre alt, am 31. Mai 1161 aus dem Leben ſchied, das Reich in neue Gefahren.

Den frühzeitig verblichenen Geiſa überlebten, nebſt mehren Töchtern, drei Söhne: Stephan, Bela und Geiſa, alle noch unmündigen Alters, was gerechten Beſorgniſſen Raum gab. Das, in damaliger Zeit ſelten ſtreng' beachtete Recht der Erſtgeburt ſicherte dem Erſtgeborenen, dem kaum dreizehnjährigen Stephan, den Thron; die beiden anderen Brüder wurden, nach einer letztwilligen Verordnung ihres Vaters, mit Gebietstheilen abgefunden. Die königliche Witwe Euphroſyne nahm ſich thätig der Angelegenheiten ihrer Söhne an, und der treue Beluſch gab ſogar ſeine bosniſche Zupanwürde auf, um nach Ungarn zurück zu kehren und Geiſa's unmündigen Söhnen ſeinen Kopf und ſeinen Arm zu leihen. Geiſa's Erſtgeborener wurde als König Stephan III. zu Stuhlweißenburg gekrönt; aber ſofort regten ſich alle Parteien, und Kaiſer Manuel, eingedenk ſeiner herrſchſüchtigen Abſichten auf Ungarn, ſetzte Gewalt und Liſt zugleich in Bewegung, um das Reich planmäßig zu zerrütten. Schnell mit einem Heere bei Triaditza ſtehend, und auf ein erlogenes Geſetz pochend, das den Brüdern der Könige Ungarns die Erbfolge vor deren Söhnen zuerkennen ſollte, forderte er, daß Geiſa's Bruder, der ältere Stephan, als König des Landes angeſehen und gekrönt werde. Dem widerſprach die allgemeine Abneigung gegen Stephan; wohl aber begegnete ſich die Anſicht beinahe aller Parteien darin, daß unter den waltenden Umſtänden um jeden Preis ein Krieg vermieden werden müſſe. Bei dieſer Stimmung wußte Ladislaw's Partei plötzlich einen Mittelweg durchzuſetzen. Ladislaw, dem griechiſchen Kaiſer ebenfalls befreundet, hatte in Ungarn weit weniger Abneigung gegen ſich, als ſein Bruder Stephan; er behielt daher die Oberhand, und wurde zum Könige von Ungarn ausgerufen, womit Manuel ebenfalls einverſtanden war, da er auch auf dieſe Weiſe ſeinen Einfluß in Ungarn geſichert glaubte. Für den rechtmäßigen König Stephan wurde Nichts erlangt, als der Titel Herr (Ur), der ſeine Anwartſchaft auf den Thron ausdrücken ſollte. Niemand wagte ſich des Beraubten anzunehmen. Nur ein kühner und redlicher Prieſter erhob furchtlos ſeine Stimme; es war der Graner Erzbiſchof Lucas Bánfy, der ſich nicht ſcheuete, den ſiegreichen Thronräuber feierlich mit dem Banne der Kirche zu belegen. Nur ſechs Monate lang trug Ladislaw die entwendete Krone, als ein jäher Tod ihn hinraffte (14. Januar 1162).

Dieſer Wechſel ward für den älteren Stephan die Loſung, auf's Neue die Hand nach jenem Scepter auszuſtrecken, das ſeinem Bruder der rächende

Tod ſo ſchnell entwunden hatte, obſchon ſein Anhang, durch den Uebertritt der Partei Ladislaw's zu dem rechtmäßigen Könige, ein kleiner war. Dennoch ſetzte er Alles in Bewegung, und ruhte nicht eher, bis ſeine Partei ihn (im Februar 1162) zum Könige krönte. Selbſt den ſtandhaften Erzbiſchof von Gran ſuchte er für ſich zu gewinnen und lud ihn zu ſeiner Krönung. Der aber ſchlug dieſe Zumuthung aus, und prophezeiete dem Afterkönige ein baldiges und klägliches Ende ſeines Regierens. Unverhofft ſchnell erfüllte ſich dieſe Weisſagung. Umſonſt rief Stephan, um ſeinen Anhang zu verſtärken, kriegeriſche Fremden, unter ihnen das thüringiſche Grafengeſchlecht von Orlamünde mit ſeinen zahlreichen Dienſtmannen, an ſeine Seite. Sie konnten ihn nicht gegen den allgemeinen Haß der Ungarn ſchützen, der in offenen Kampf ausbrach, als ſeine Abtretung der ſirmiſchen Provinz und des Frankenlandes an Manuel ruchbar geworden war. Am 19. Juni erlitt er eine troſtloſe Niederlage, wurde von dem Reſte der Seinigen verlaſſen, und, auf der Flucht gefangen, dem rechtmäßigen Könige überliefert, der, auf des Graner Erzbiſchofs friedliebendes Mahnen, ihn in unzeitiger Großmuth gegen das Gelübde entließ, nie nach Ungarn zurück zu kehren.

Das Verſprechen, in der Angſt geleiſtet, wurde ſchlecht erfüllt. Der gedemüthigte Stephan ging abermals zu Kaiſer Manuel, flehte um Beiſtand und Wiedereinſetzung und erbot ſich dagegen, das ungariſche Reich für ſich und ſeine Nachfolger als ein Lehen von Byzanz anzunehmen. Solches Anerbieten lockte den herrſchſüchtigen Manuel. Schnell ſtand er mit einem Heere an der Donau, aber eben ſo ſchnell kehrte er wieder um, weil ihm mittlerweile ein Gedanke eingekommen war, wie er ſeine Plane leichter mit Liſt, denn mit Gewalt und Kriegsopfern durchſetzen könnte. Er ſendete einen Botſchafter nach Ungarn mit Verſicherungen der Freundſchaft, und bot ſogar dem jungen Bela, dem Bruder König Stephan's, die Hand ſeiner Tochter Maria an, mit der Ausſicht auf die künftige Thronfolge auf dem Throne von Byzanz; denn der Kaiſer war kinderlos. Freudig wurde in Ungarn dieſer Antrag genehmigt, und Bela ſofort an den byzantiniſchen Hof geſendet, wo man ihn Alexius zu nennen pflegte. Während aber Manuel auf dieſe Weiſe den jungen Ungarnkönig ſicher zu machen ſuchte, fiel der ältere Stephan mit byzantiniſchen Truppen in Ungarn ein, wurde jedoch mit großem Verluſte zurück getrieben. In Ungarn aber erkannte man

nunmehr des Kaiſers liſtigen Plan, Slavonien als Erbtheil ſeines künftigen Schwiegerſohnes erklären und zurück fordern zu wollen. Eilig wurde daher auf ungariſcher Seite gerüſtet; der Herzog Wladislaw von Böhmen ſendete Hilfstruppen, deren Vereinigung mit den Ungarn der bereits bis Peterwardein, dann bis Bács vorgerückte Kaiſer vergeblich zu hintertreiben ſuchte. Da dies mißlungen, zog ſich der Kaiſer mit einigen Schaaren über die Donau zurück, die Führung des Hauptheeres dem älteren Stephan und dem Andronicus überlaſſend. Als Dieſe aber die Stärke ihrer Feinde wahrnahmen, verſuchten auch ſie mit ihren Schaaren in der Morgendämmerung abzuziehen. Dies geſchah mit ſo großer Unordnung, daß die Ungarn und Böhmen es bemerkten, ſich auf die in Verwirrung abziehenden Feinde ſtürzten, ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen anrichteten und das Lager ſtürmten. Hätten ſie, den Schrecken der Griechen benützend, den Strom überſetzt, ſo wäre das ganze Heer vernichtet worden und der Kaiſer verloren geweſen. So aber begnügten ſie ſich mit der Ehre und der Beute des Tages, und Wladislaw vermittelte den Frieden, in welchem Manuel verſprach, künftig den Prätendenten Stephan ohne Beiſtand zu laſſen, dagegen Slavonien und Sirmien als Bela's Erbtheil in Empfang nahm.

Dieſer Friede war von Manuel's Seite ſo wenig ernſt gemeint, wie die früheren. Alsbald ließ er es geſchehen, daß Stephan den Führer des byzantiniſchen Beobachtungsheeres, Nicephorus Kaluphes, zu einem Einfalle in die Bácſer und Bodrogher Geſpanſchaften beredete, der jedoch ſehr unglücklich verlief, denn die Ungarn ſammelten ſich ſchnell und jagten die Byzantiner mit ſolchem Ungeſtüm über die Donau zurück, daß Stephan mit Mühe der Gefangenſchaft entrann. Vom Zorne und Siege befeuert, ſetzten die verfolgenden Ungarn über die Donau, bemächtigten ſich des ſirmiſchen Gebietes und legten ſich vor Semlin, hinter deſſen Wällen Nicephorus und Stephan auf Erſatz vom Kaiſer warteten. Ehe derſelbe ankommen konnte, ging der Platz über. Dem ränkevollen Stephan erſparte ſchneller Tod die Schmach der Gefangenſchaft; einer ſeiner eigenen Miniſterialen hatte ihn, bei einem Aderlaſſe, mit Gift aus der Welt geräumt (April 1163).

Der Kaiſer Manuel konnte den Verluſt Sirmiens und Semlins nicht verſchmerzen. Er warb Soldtruppen und Verbündete bei Serbiern, Petſchenegen, Venetianern und Türken, und bewog auch den halitſcher Fürſten

Jaroslaw, Wladimirko's Sohn, den Ungarn die Freundſchaft aufzukündigen. Kaum gelang es den Letzteren, ſich wenigſtens den Herzog von Oeſterreich geneigt zu erhalten. Es wurde dem Kaiſer nicht ſchwer, das unvorbereitete Dalmatien zu überraſchen und, als Bela's angebliches Erbtheil, in ſeine Gewalt zu nehmen. Semlin wurde eben ſo hartnäckig berannt, als vertheidigt, und fiel, beinahe nur mehr ein Schutthaufen, in des Kaiſers Hand (1165). Nach dieſen Erfolgen kehrte Manuel, Semlins Wiederherſtellung ſeinem Oheim Conſtantin Angelus überlaſſend, in ſein Reich zurück, und ließ hier den Bela als ſeinen künftigen Thronfolger anerkennen, wodurch alſo das byzantiniſche und das ungariſche Reich dereinſt vereinigt werden konnten.

Standhaft ſtrebten indeſſen die Ungarn, das entriſſene Dalmatien zurück zu erobern; ihr Heerbann ſtellte ſich unter den Befehl des Grafen Dionyſius, um in Sirmien einzufallen, welche Provinz der Kaiſer durch zwei ſeiner Verwandten, Michael Gabras und Michael Branas, verwalten ließ. Dieſe zogen aus, die Ungarn zurück zu treiben, gingen dabei in die Falle einer verſtellten Flucht und verloren die Mehrzahl des Heeres unter den Schwertern der ſchrecklich andringenden Magyaren. Dionyſius ließ durch die Gefangenen einen Leichenhügel als Siegesdenkmal aufthürmen (1165). Manuel ſuchte ſeine Rache nicht in einem Siege, ſondern in wilder Verwüſtung des öſtlichen Siebenbürgens und des nordöſtlichen Ungarns, wo es nur friedliche Einwohner zu würgen und zu berauben, keine Heere zu ſchlagen gab. Vor Spalatro aber erblühte den Ungarn ein neuer Sieg über den Feldherrn des Kaiſers, Nicephorus Kaluphes, der dabei in ihre Gefangenſchaft fiel, und von den, des byzantiniſchen Joches überdrüſſigen Spalatern aufgefordert, unterwarf ſich Dalmatien wieder der Herrſchaft der heiligen Krone. Die Nachricht hiervon bewog den erbitterten Kaiſer, die durch des Herzogs Heinrich von Oeſterreich vermittelte Waffenruhe mit Ungarn ſogleich wieder aufzuheben. Er ſendete den Andronicus Kontoſtephanus mit einem Heere über die Save, wo denſelben der Graf Dionyſius mit der ungariſchen Ritterſchaft und ſieben und dreißig Comitatsbannern hinter dem verhängnißvollen Leichenhügel in Sirmien erwartete. Seine Krieger, in einen feſt verbundenen Keil geſchaart, ſind allen wüthenden Angriffen des Andronicus unzugänglich, werfen ſich endlich auf des Feindes linken Flügel und vernichten denſelben. Dionyſius dringt jetzt vor,

um auch dem rechten Flügel ein gleiches Schickſal zu bereiten. Aber dieſer hält Stand, der Kampf wird erneuert; den byzantiniſchen Führern gelingt es, den geſunkenen Muth der Ihrigen wieder zu beleben. Die erſchöpften Ungarn vermochten nicht länger zu widerſtehen, Viele wurden erſchlagen, die Anderen flohen; des Dionyſius Banner ging an die Feinde verloren, fünf ungariſche Grafen und achthundert Streiter mußten ſich gefangen geben (Juli 1167). Die zu beſorgende Ankunft der übrigen Comitatsbanner hielt zwar den Andronicus von weiterer Verfolgung ſeines Sieges ab, und beſtimmte ihn zum Abzuge über die Save; aber Dalmatien fiel nun faſt ohne Schwertſtreich wieder in der Byzantiner Gewalt.

Ein unerwartetes Ereigniß ſetzte dem langwierigen Kampfe ein Ziel. Kaiſer Manuel's zweite Gemalin, Maria, genas eines Sohnes, welchem nicht nur der bisher von Bela geführte Name Alexius beigelegt wurde, ſondern den auch Manuel, diesmal mehr Vater, als Staatsmann, ſogleich als einzigen Thronerben verkünden ließ. Bela's Verlobung mit Manuel's Tochter machte Letzterer unter dem Vorwande der zu nahen Verwandtſchaft rückgängig, und des dem Bela geleiſteten Eides als Thronfolger wurden die Byzantiner auf des Kaiſers Geheiß durch den Patriarchen entbunden, womit das Luftſchloß eines dereinſtigen Anfalls Ungarns an das oſtrömiſche Reich wieder zerrann. Der König Stephan genoß weder das Glück des Friedens, noch ſeines Eheſtandes — er hatte ſich ſeit 1167 mit Agnes, der Tochter des Herzogs Heinrich von Oeſterreich, vermält — lange Zeit; er ſtarb, drei und zwanzig Jahr alt, zu Gran den 4. März 1173 nicht ohne Verdacht der Vergiftung.

Im erſten Augenblicke entſchieden ſich, nach Stephan's frühem Tode, in Ungarn alle Parteien für deſſen Bruder, der ſeit kurzem die Tochter des Fürſten von Antiochien, Agnes, als Gemalin heimgeführt hatte, und eine ungariſche Geſandtſchaft ging nach Konſtantinopel, um ihn abzuholen. Gern ließ der Kaiſer ihn ziehen; doch liſtete Derſelbe dem Scheidenden noch ein Gelübde ab, jederzeit den Vortheil des Kaiſers und des byzantiniſchen Reiches vor Augen zu haben. Dies erweckte in Ungarn, wo noch immer gegründetes Mißtrauen gegen die Politik von Byzanz herrſchte, ungünſtiges Vorurtheil gegen Bela, den Viele dem griechiſchen Einfluſſe verfallen glaubten. Es bildeten ſich Parteien für und wider ihn. Zudem ging das Gerücht, Stephan habe ſeine Witwe geſegneten Leibes hinterlaſſen;

vor Allen drang daher der gewiſſenhafte Erzbiſchof von Gran, Lucas Bánfy, darauf, daß die Entbindung der königlichen Witwe erſt abgewartet werden müſſe, und weigerte ſich, die Krönung an Bela früher zu vollziehen. Des Letzteren Anhänger wendeten ſich an den Papſt Alexander, der, um den Graner Erzbiſchof nicht in Streit mit ſeiner Ueberzeugung zu bringen und gleichwohl auch nicht mit der Mehrheit in Ungarn zu brechen, die Krönung für dieſen einen Fall dem Erzbiſchofe von Colocza übertrug. Doch wurde für alle künftigen Fälle dem Erzbiſchofe von Gran das Krönungsrecht urkundlich verſichert. Von Parteien umdrängt, fand Bela für gut, ſeinen jüngeren Bruder Geiſa, deſſen Geſinnungen ihm zweideutig erſchienen, in Verwahrung zu bringen. Seinen Anſprüchen aber ſtand jetzt nachdem das Kind der Witwe Stephan's gleich nach der Geburt verſtorben war, Nichts mehr im Wege, und ſo wurde er (1174) von dem Coloczer Erzbiſchofe feierlich gekrönt.

Hiermit kehrte jedoch die Ruhe und Einigkeit nicht zurück. Bela's eigene Mutter, Euphroſyne, ſpann Umtriebe gegen ihn zu Gunſten ihres jüngeren und ihr lieberen Sohnes Geiſa, der, durch ihre Veranſtaltung, aus ſeinem Gewahrſam entwich, nach Oeſterreich und dann nach Böhmen floh, von dem Herzoge dieſes Landes, Sobieslaw II., aber dem Ungarnkönige gefeſſelt ausgeliefert und nun durch fünfzehn Jahre in ſtrenger Haft gehalten wurde. Hart beſtrafte Bela die Theilhaber an der Flucht Geiſa's; ſelbſt ſeine Mutter, die Königin Euphroſyne, verſchonte er nicht, ſondern ließ ſie zuerſt auf der Bronzburg bewachen und dann nach Griechenland abführen.

Nachdem Bela durch ſolche Strenge die Widerſpänſtigen geſchreckt hatte, konnte er ſein dem Kaiſer Manuel gegebenes Verſprechen, ſtets den Vortheil des byzantiniſchen Reiches wahrzunehmen, leichter erfüllen. Er ſendete dem Kaiſer Hilfsvölker auf deſſen aſiatiſchem Zuge gegen den Sultan von Ikonium, und benutzte auch ſpäter des Kaiſers Trübſinn und krankhafte Unthätigkeit nicht zu irgend einem Anſchlage auf Dalmatien, der ihm nicht ſchwer geworden ſeyn würde. Als aber (1180) Kaiſer Manuel in die Gruft ſtieg, achtete ſich Bela ſeines Verſprechens entbunden und nahm, vermöge freiwilliger Unterwerfung der Einwohner, den byzantiniſchen Antheil Dalmatiens in Beſitz. Auf gleiche Weiſe unterwarfen ſich

ihm im folgenden Jahre auch die Bürger von Jadra, welche hierdurch ihre Unterthänigkeitsverhältniſſe zu Venedig abbrachen.

In Byzanz herrſchten inzwiſchen Grauſen und Verwirrung. Andronicus Komnenus errang durch Argliſt die Würde eines Mitkaiſers, durch Mord und Grauſamkeit dann den Thron für ſich allein. Manuel's Witwe ließ er, unter dem Vorwande ſtaatsgefährlichen Einvernehmens mit König Bela, erwürgen; die Kaiſertochter Maria, Bela's einſtige Verlobte, ſammt ihrem Gemale vergiften, zuletzt den dreizehnjährigen Alexius, Kaiſer Manuel's gekrönten Sohn, mit einer Bogenſehne erdroſſeln (1183). Bela, vielleicht um jene Gräuel zu verhüten, brach in das byzantiniſche Gebiet ein, nahm Branizova mit dem Lande zwiſchen Widdin, Skupi, Prisren ein und verheerte die Gegend bis Niſſa, denn der Schrecken hatte Byzanz betäubt, und kein Vertheidiger ſtellte ſich dem rächenden Magyarenkönige entgegen. Wahrſcheinlich kehrten bei dieſer Gelegenheit auch Sirmien, das Frankenland und Semlin unter ungariſche Hoheit zurück.

Der Tod ſeiner Gemalin Agnes (1184) bewog den König Bela zu verdoppelter Zärtlichkeit gegen die beiden Söhne, Emerich und Andreas, welche ſie ihm geboren. Ehe er daher ſeine zweite Ehe mit Margaretha, der Schweſter des Königs Philipp Auguſt von Frankreich, ſchloß, ließ er ſeinen Erſtgeborenen als künftigen Thronfolger feierlich krönen. Als bald darauf die Halitſcher, ſowohl die aufgedrungene Gewalt des Coloman, Sohnes des unglücklichen Boris, als auch die ſchwache, leicht geſtürzte Regierung des Wladimir verſchmähend, den Ungarnkönig um Befreiung und Schutz baten, ſendete ihnen Dieſer ſeinen jüngeren, etwa eilfjährigen Sohn Andreas als Fürſten zu und ließ, in deſſen Namen, Halitſch durch einen ungariſchen Grafen verwalten, den zu ihm geflohenen Wladimir aber in Sicherheit bringen. Dieſer entkam jedoch nach Halitſch zurück, friſtete Anfangs ſein Leben als Anführer einer Freibeuterbande, und erliſtete ſpäter den Schutz des Polenfürſten Kaſimir, der ihm ſogar zur Wiedererlangung der Herrſchaft über Halitſch zu helfen verſprach, zu dieſem Zwecke ein Heer gegen Halitſch ſendete und die ungariſche Beſatzung ſammt Andreas zum Abzuge nöthigte (1188). Doch wurde Kaſimir genöthigt, in einem nachmaligen Friedensbündniſſe (1189) Bela's Anſprüche auf Halitſch anzuerkennen. Seitdem legte ſich Bela in Urkunden den Titel eines Königs von Galizien bei.

Inzwiſchen hatte der Krieg gegen Venedig um den Beſitz von Jadra durch acht Jahre gewährt, wiewohl ſtets erfolgreich für Ungarn. Jetzt ſuchte Venedig, den beabſichtigten Kreuzzug zum Vorwande nehmend, um Waffenruhe an, und Bela bewilligte eine ſolche auf zwei Jahre (1188). Im folgenden Jahre gelangte das neue deutſche Kreuzheer, anderthalb hunderttauſend Mann ſtark und von dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa ſelbſt angeführt, nach Ungarn, wo vorausgeſendete Boten bereits den freien Durchzug erwirkt hatten. Alle Lebensmittel und Bedürfniſſe wurden den Kreuzfahrern um die billigſten Preiſe überlaſſen. In Preßburg, wohin der Kaiſer Friedrich von Regensburg her zu Schiffe kam, feierte Derſelbe das heilige Pfingſtfeſt; in Gran bewillkommnete ihn dann der König Bela mit großem und prachtvollem Gefolge, und die Königin verehrte dem Kaiſer ein koſtbar eingerichtetes, mit Scharlach behangenes Zelt. Ebendaſelbſt verlobte ſich, zu Befeſtigung der Freundſchaft, des Kaiſers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, mit Bela's Tochter Conſtantia. Dieſes Familienfeſt benutzte die mildgeſinnte Königin, um durch den Kaiſer bei ihrem Gemale die Freilaſſung des ſchon durch fünfzehn Jahre gefangen gehaltenen Geiſa zu erwirken, der mit zweitauſend Mann dem Kaiſer das Geleite geben durfte und dann ſich dem Kreuzzuge anſchloß, aus welchem der große Barbaroſſa nie mehr zurück kehrte.

In Konſtantinopel hatte mittlerweile der grimme Andronicus ausgewüthet. Dem ſchmählich geſtürzten Wütherich folgte (1185) Iſaak Angelus auf dem byzantiniſchen Kaiſerthrone. Letzterer verlobte, nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin, ſich mit Bela's neunjähriger Tochter Margaretha, von den Byzantinern Maria genannt und wegen ihrer Schönheit hochgeprieſen. Bela aber gab das ganze Gebiet, welches er zwiſchen Branizova und Widdin, dann ſüdlicher zwiſchen Skopia und Prisrendi, nach Kaiſer Manuel's Tode, der byzantiniſchen Herrſchaft entriſſen hatte, ſeinem künftigen Eidam als Brautſchatz zurück. Bald darauf wurde jedoch dieſes freiwillig zurück gegebene Land dem Iſaak durch die, mit dem ſerbiſchen Großzupan Stephan Neeman verbündeten Walachen wieder abgenommen, und ſo verlor der Geber, ohne daß der Beſchenkte dabei gewann.

Dem abgelaufenen Waffenſtillſtande mit Venedig folgte neue Fehde und endlich die Schlacht bei dem Vorgebirge Trani, in welcher die Ungarn abermals ſiegten. Die Veneter erbaten und erhielten von Bela

wieder eine zweijährige Waffenruhe, nach deren Ablaufe (1193) ſie ihre Flotte wieder vor Jadra ſendeten, welche aber, weil die Bürger in ihrer Treue gegen Ungarn beharrten, ohne Erfolg abſegeln mußte. In dieſem Kriege wider Venedig hatte Bartholomäus von Veglia, aus dem römiſchen Geſchlechte der Frangepani, dem Könige Bela wichtige Dienſte geleiſtet. Bela beſchenkte ihn, zur Belohnung dafür und um die dalmatiſche Küſte gegen die fortwährenden Angriffe der Veneter durch einen kraftvollen Gränzwächter zu ſichern, mit der Grafſchaft Modrus mit allen Einkünften und eigener Gerichtsbarkeit über die Einwohner, wogegen Bartholomäus aber noch insbeſondere die Verpflichtung übernehmen mußte, dem kroatiſchen Heerbanne, ſo oft derſelbe aufgeboten würde, innerhalb des Landes mit zehn, außerhalb desſelben mit vier Geharniſchten zu folgen.

Häuslicher Kummer trübte König Bela's letzte Jahre. Sein Eidam Iſaak, den Byzantinern durch Schwäche und Mißgeſchick im Felde verhaßt, wurde von dem eigenen Bruder, Alexius, entthront, geblendet und in ein Kloſter geſperrt. Den König Bela hielt theils ſein Mißtrauen in die Tauglichkeit ſeines Eidams, theils ſein Vorhaben zu einem Kreuzzuge, ab, in die byzantiniſchen Wirren einzuſchreiten. Auch betrieb er mit Eifer die Vermälung ſeines Sohnes Emerich mit Aloiſia, des Fürſten Rinaldo von Antiochien Tochter. Aber weder das Eine noch das Andere konnte er vollbringen; denn ſchon am 23. April 1196 entriß den etwa ſechs und vierzigjährigen König der Tod dem ungariſche Reiche, über welches Bela durch volle drei und zwanzig Jahre mit Kraft, Mäßigung, Gerechtigkeit und Glück regiert hatte. Seine Witwe, die Königin Margaretha, folgte, von frommer Sehnſucht gedrängt, dem, wenige Wochen nach ihres Gemals Beiſetzung, durch Ungarn ziehenden neuen Kreuzheere nach Paläſtina und ſtarb, fünf Monate darauf, zu Akkon.

Um jeder Verwirrung vorzubeugen, hatte König Bela vor ſeinem Ende ſeinen Erſtgeborenen, Emerich, noch einmal krönen laſſen, ſo daß Dieſer alſo ihm rechtmäßig auf dem Throne Ungarns folgte, den jüngeren Sohn, Andreas, aber mit einigen Schlöſſern und einem bedeutenden Geldſchatze abgefunden, damit derſelbe den von Bela gelobten Kreuzzug wirklich vollführe. Andreas, prachtliebend und verſchwenderiſch, vergeudete den Schatz, und forderte dann, um ſeinen zerrütteten Umſtänden aufzuhelfen, von ſeinem königlichen Bruder Dalmatien und Kroatien mit Herzogstitel und

unbeſchränkter Gewalt. Emerich ſchlug dies ab; aber Andreas gab ſeinem Verlangen Nachdruck durch die Waffen, riß Dalmatien und Kroatien an ſich, nahm dann im Frühjahre 1198 den Serbiern Zachlumien oder Chulmien, den Rasciern (Raizen) Rama weg, fügte dieſe Gebiete ſeinen Beſitzungen, wie ſeinen Titeln bei, und nannte ſich, nachdem er in Jadra einen pomphaften Einzug gehalten, fortan Herzog von Dalmatien, Kroatien, Rama und Chulmien. Päpſtliche Bannſtrahlen machten endlich den Andreas nachgiebiger, biſchöfliche Zuſprache den König verſöhnlicher; es kam zwiſchen den beiden Brüder zu einem Vertrage, und Andreas wurde, unter Anerkennung der Oberherrlichkeit ſeines königlichen Bruders, von dieſem im lehenbaren Beſitze Dalmatiens und Kroatiens beſtätigt. Dieſe Ausgleichung ließ dem Könige Zeit, in Gran ſeine Vermälung mit Konſtantia, der Tochter Königs Alfons II. von Aragonien, zu feiern; während er zugleich (1199) durch Vermälung ſeiner, ebenfalls Konſtantia geheißenen Schweſter, mit Premyſl Ottokar von Böhmen, ſich in dieſem mächtigen und unternehmenden Fürſten einen Freund warb.

Nicht lange währte indeſſen die brüderliche Eintracht. Neue Fehde brach aus; Andreas unterlag, mußte aus dem Lande entweichen und fand Aufnahme bei dem Herzoge Leopold von Oeſterreich, deſſen Landesgränzen dieſerhalb von den Ungarn verwüſtet wurden. Die Vorbereitungen zu einem neuen Kreuzzuge legten es dem Papſte um ſo mehr an das Herz, den Streit der Brüder zu ſchlichten. Dem Erzbiſchofe Konrad von Mainz gelang es, Emerich und Andreas abermals auszuſöhnen, und Beiden ſogar das Gelübde perſönlicher Theilnahme an dem Kreuzzuge zu entlocken. Letzteres blieb unerfüllt; doch ruhte der Bruderzwiſt nun wieder auf zwei Jahre.

Als Andreas Beſitz von Kroatien und Dalmatien nahm, hatten Wolkan, Großzupan in Zentha und Chulm, und Kulin, ſerbiſcher Unterban in Bosnien, ſich des Erſteren Oberherrlichkeit unterwerfen müſſen. Wolkan aber ſtrebte nach Unabhängigkeit und größerer Höhe. Er maßte ſich den Titel eines Königs von Dalmatien und Dioklea an, und wußte, indem er vorgab, zu der lateiniſchen Kirche übergehen zu wollen, ſogar den Papſt Innocenz für ſeine Abſichten zu gewinnen, ſo daß derſelbe den Erzbiſchof von Antivari beauftragte, den Großzupan zum Könige zu krönen. Aber noch zu rechter Zeit nahm Emerich ſein oberherrliches Recht wahr; mit einem Heere in Serbien eindringend (1202), verjagte er den ehrgei-

zigen Großzupan, und nahm Serbien unter dem Namen Rascia in ſeine Titel auf. Er belehnte nun den Unterban Wolkan mit Serbien und geſtattete, daß derſelbe, unbeſchadet der Oberherrlichkeit Ungarns, ſich vom Papſte mit dem Königstitel bekleiden laſſe. Der Papſt ſchwieg zu dieſen Schritten Emerich's. Als aber die Bulgaren und Walachen unter dem Deſpoten Kalo-Johannes, nachdem ſie ſich in grauſamen Angriffen auf das byzantiniſche Reich erſchöpft, zuletzt auch räuberiſche Einfälle in das, von innerem Zwieſpalte zerrüttete Serbien unternahmen, mahnte der heilige Vater den Ungarnkönig vorwurfsvoll an das Geſchehene, und wiederholte ſeinen Aufruf zum Kreuzzuge nach Paläſtina. Ohne darauf zu achten, wendete Emerich vielmehr ſeine Waffen gegen Kalo-Johannes, und entriß demſelben in Bulgarien ein Gebiet, das fünf Bisthümer enthielt, ſtand dann aber, auf Vermittelung des päpſtlichen Legaten, von weiterem Vordringen ab.

Die Republik Venedig, obſchon im Kampfe mit Ungarn ſelten ſiegreich, vermochte dennoch nicht, den Verluſt der Küſtengebiete zu verſchmerzen, und wartete unabläſſig einer Gelegenheit, ſich wieder zum Meiſter derſelben zu machen. Eine ſolche Gelegenheit kam und wurde mit Liſt ergriffen. Durch des Prieſters Fulko von Neuilly Aufruf begeiſtert, war in Frankreich ein neues, zahlreiches Kreuzheer erſtanden, in deſſen Namen ſechs Barone mit Venedig wegen der Ueberfahrt unterhandelten. Die Veneter boten willig die Hand; ſie verpflichteten ſich, die Ueberfahrt des Kreuzheeres zu übernehmen, wofür jedoch das letztere fünf und achtzigtauſend Mark Silbers noch vor dem Einſchiffen zu erlegen ſich anheiſchig machte. Dieſer Vertrag wurde von beiden Theilen auf das Evangelium beſchworen. Als es jedoch zum Zahlen kam, fehlten den Kreuzfahrern noch volle vier und dreißigtauſend Mark, um jene Summe zu decken, vor deren völliger Abführung die Veneter die Anker zu lichten unerbittlich verweigerten. Da machten die Letzteren endlich den Vorſchlag, die Kreuzfahrer ſollten für den Reſt der Summe den Venetern gegen alle ihre Feinde, auf welche ſie unterwegs ſtoßen würden, Beiſtand leiſten. Die Franzoſen, um weiter zu kommen und auf keine Liſt gefaßt, gingen darauf ein. Die Flotte lichtete die Anker, und bitter überzeugten ſich nun die Kreuzfahrer, wozu ſie ſich eigentlich verbindlich gemacht. Sie mußten, unter allerhand Vorwänden, die Städte an Iſtriens Küſten den Venetern unterwerfen helfen. Dann ging es vor Jadra, dem der Anſchlag der Republik hauptſächlich galt. Die den Hafen ſper-

rende Kette wurde geſprengt und die Belagerung der Stadt begonnen. Vergebens beriefen ſich die Einwohner auf den Papſt, vergebens hingen ſie Kreuze an den Mauern auf, um die chriſtlichen Krieger von der Beleidigung einer chriſtlichen Stadt abzuſchrecken, vergebens endlich weigerten mehre franzöſiſche Barone ſich der Theilnahme an dem unrühmlichen und unchriſtlichen Kampfe, und eben ſo vergebens drohten der Cardinal Petrus und der Ciſterſienſerabt Veit mit Bann und Interdict; Nichts beugte den hartnäckigen Entſchluß der Republikaner, die nicht eher ruhten, bis am dritten Tage der Belagerung Jadra ſich ihrer Uebermacht ergab (November 1202). Das Kreuzheer überwinterte in Jadra und der umliegenden Gegend; die päpſtliche Bannbulle gegen die Veneter, ohnehin nicht ernſtlich gemeint, wurde unterdrückt. Der ganze Zweck des Kreuzzuges wurde, wie in ſeinem Beginne, ſo auch in ſeinem Fortgange entſtellt und verfehlt. Ehe, im Frühling 1203, die Flotte abſegelte, ließ der venetianiſche Doge Heinrich Dandolo, ein rachgieriger Greis, die Stadt Jadra, zur Strafe ihres Abfalls, ausplündern, Gold und Silber aus den Kirchen fortſchleppen, Mauern und Häuſer ſchleifen. Weil aber mittlerweile Alexius, Sohn des geſtürzten und geblendeten griechiſchen Kaiſers Iſaak Angelus, unter glänzenden Verſprechungen das Kreuzheer um Beiſtand gegen ſeinen thronräuberiſchen Oheim anflehte, und hier die Hoffnung auf große Beute und Gewinn beſonders die Veneter reizte, ſo führte Dandolo, ungeachtet der Einreden des Papſtes und mehrer franzöſiſchen Barone, die Flotte, ſtatt nach Alexandrien, vielmehr nach Konſtantinopel. Die Einnahme und Ausplünderung dieſer Stadt, der Sturz des byzantiniſchen Reiches und die Errichtung eines lateiniſchen Kaiſerthumes aus den Trümmern des oſtrömiſchen, war die, alle Verhältniſſe des Oſtens und Weſtens umgeſtaltende Folge dieſer, den Namen eines Kreuzzuges entwürdigenden Raubfahrt. Jadra wurde über dieſer größeren Beute wieder vergeſſen, und kehrte unter die Hoheit Ungarns zurück.

Fortwährend drängte der Papſt Innocenz den König Emerich wegen des Kreuzzuges, für deſſen Verzögerung Letzterer mancherlei Anläſſe ſuchte und fand. Beſonders lag dem Könige am Herzen, ſeinem minderjährigen Sohne Ladislaw die Erbfolge zu ſichern, und der heilige Vater, dem Emerich erklärte, vor Feſtſtellung dieſer Angelegenheit nicht an einen Kreuzzug denken zu können, befahl daher den Erzbiſchöfen und Biſchöfen Ungarns, vor des Königs Auszuge deſſen Sohne den Eid der Treue zu leiſten.

Während Emerich auf des Papſtes Begehren die Partei des Welfen Otto wider den Hohenſtaufen Philipp mit ungariſchen Streitkräften verſtärkte, fiel Kalo-Johannes in Serbien ein, und riß davon mehr an ſich, als er früher in Bulgarien an den Ungarnkönig verloren hatte.

Doch eine nähere und dringendere Gefahr ſchwebte über dem Haupte König Emerich's. Er hatte durch ſeine übergroße Unterwürfigkeit gegen den Papſt die Mehrzahl der Magnaten gegen ſich aufgebracht, und ſtand nun um ſo hilfloſer da, als Andreas von Neuem, diesmal an der Spitze einer überlegenen Kriegsmacht, die Fahne der Empörung erhob. Außer wenigen Magnaten, führten dem Könige nur die Biſchöfe ihre Banner zu, und mit ihnen zog er an die Drave den Rebellen entgegen. Alle verzweifelten an dem Siege der königlichen Sache; Viele riethen, den Angriff nicht abzuwarten, ſondern noch in der Nacht davon zu fliehen. Nur Emerich verlor weder den Muth noch die Hoffnung. Gerade in der Aufgegebenheit ſeiner Lage, fühlte er ſich doppelt in ſeiner Herrſchermajeſtät, und ein königlicher Gedanke erwachte in ſeiner Bruſt, um ihn, wie durch ein Wunder, zu erretten. Ohne Rüſtung, Lanze und Schwert, einen bloßen Stab in ſeiner Hand, ſchreitet er ganz allein auf das feindliche Lager zu. „Wer will es wagen, königliches Blut zu vergießen?“ ruft er den Empörern zu, die, von dem Zauber ſeiner Hoheit betäubt, unwillkürlich auf die Seite prallen, ſo daß der König, mitten durch die Feinde, wie durch eine geöffnete Gaſſe, frei und ungehindert bis zu dem Zelte ſeines Bruders gelangt. Er ergreift dieſen bei der Hand; Ueberraſchung und böſes Gewiſſen lähmen auch des Andreas Sinne und Glieder, und ohne Widerſtand läßt er, durch die Reihen ſeiner erſtarrten Krieger, ſich von dem Könige in die Gefangenſchaft führen. Der Trotz der Empörer war gebrochen. Sie unterwarfen ſich und flehten um Gnade. Der König verzieh Allen; den Andreas aber ſendete er in ſicheren Gewahrſam auf die Burg Kheene in Kroatien, und entließ deſſen Gemalin, Gertrud von Meran, in ihre Heimat zu ihren Anverwandten.

Der König hatte ſich nun einmal in ſeiner Kraft empfunden, und auch bei anderen Anläſſen kehrte ſie ihm wieder. Als der Cardinalprieſter Leo in der Eigenſchaft eines päpſtlichen Legaten durch Ungarn zog, angeblich nur mit der Beſtimmung, den lateiniſchen Gottesdienſt unter den Bulgaren und Walachen einzurichten, behandelte ihn der König Emerich mit großer Achtung. Als aber nach der Hand dem Könige verrathen wurde,

wie des Legaten eigentlicher Zweck ſey, den Despoten Kalo-Johannes als König der Bulgaren und Walachen einzuſetzen, gerieth Emerich ob der ihm geſpielten Täuſchung in heftigen Zorn, ließ den, ſchon abgereiſeten Legaten verfolgen, ergreifen und auf der Burg Kevy feſtſetzen. Der Legat ſollte — darauf beſtand König Emerich — den Kalo-Johannes zu einer Beſprechung berufen, die Gränzſtreitigkeiten zwiſchen ihm und dem Ungarnkönige ſchlichten, und ihn zur Räumung der entriſſenen ſerbiſchen Gebietstheile, ſo wie zum Erſatz alles Schadens anhalten; nicht eher wollte Emerich in die Krönung des Despoten willigen, noch den Legaten frei ziehen laſſen. Der Legat weigerte ſich, des Königs Begehren zu erfüllen, weil ſeine kirchliche Sendung weltliche Zwecke ausſchließe und weil er endlich auf den Despoten nicht früher einen Einfluß üben könne, bevor derſelbe in den Schooß der römiſchen Kirche gebracht ſey. In Folge dieſer Weigerung wurde der Legat noch ſtrenger gehalten. Papſt Innocenz machte dagegen Vorſtellungen, welche zugleich verſteckte Drohungen in ſich ſchloſſen. Emerich ließ nun, auf ausdrückliches Fürbitten der ungariſchen Biſchöfe, zwar den Legaten frei, äußerte aber gegen den Papſt ſeine Beſchwerden über das Benehmen des römiſchen Stuhls in den ſerbiſchen und bulgariſchen Angelegenheiten, wie auch bei dem Angriffe der Veneter auf Jadra, mit großer Freimüthigkeit, ſo daß Innocenz — der andere Könige nach Gefallen zu entſetzen und ihre Reiche zu verſchenken pflegte, und die deutſchen Kaiſer als ſeiner Lehenträger anſah — dem Ungarnkönige mit Nachgiebigkeit und kluger Schonung begegnete.

Innere Angelegenheiten zogen die Aufmerkſamkeit des Königs von jenen Serbiens ab, wo durch Sawa's, des Archimandriten im Kloſter Studenjetz, geiſtliches Anſehen die Ausbreitung des lateiniſchen Kirchenweſens in's Stocken gerieth. Der König ließ durch den Erzbiſchof Johannes von Colocza — den der Papſt, wegen Erledigung des Graner Erzbisthums, dazu ermächtigt hatte — ſeinen Sohn, den etwa fünfjährigen Ladislaw, am 26. Auguſt 1204 krönen, und gelobte, dem Willen des heiligen Vaters gemäß, in ſeines Sohnes Namen, Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl und die Freiheit der Kirche Ungarns. Kurze Zeit darauf erkrankte der König Emerich hoffnungslos. Als er ſich ſterbend fühlte, ließ er ſeinen Bruder, Andreas, aus ſeiner Haft holen, verſöhnte ſich mit Demſelben und ſetzte, in Uebereinſtimmung mit ihm, ſeinen letzten Willen feſt, durch welchen

Andreas zum Vormund Ladislaw's und zum Reichsverweſer ernannt wurde. Nur die Schwäche der Krankheit konnte den König bewogen haben, ſo große Vollmacht in die Hände des ränkeſüchtigen Andreas zu legen, vor welchem der rechtmäßige Thron mehr als Einmal gewankt hatte. König Emerich verblich in der Blüte ſeiner Jahre, den 30. November 1204.

Der tiefdringende Blick des Papſtes Innocenz III. erkannte ſogleich die Gefahr, welche durch einen Vormund, wie Andreas, für den königlichen Knaben erwachſen mußte, und eilte, durch ernſte Zuſchrift den Reichsverweſer an ſeine Pflicht zu mahnen, indem er zugleich auch der ungariſchen Cleriſei an das Herz legte, mit Eifer und Nachdruck über die Sicherheit des rechtmäßigen jungen Königs Ladislaw zu wachen, und einen Jeden, der Dieſem oder deſſen Angehörige in Beſitzthum und Anſprüchen zu verletzen wage, mit geiſtlichen Waffen zu verfolgen. Doch dies Alles reichte nicht hin, um des Andreas unbändiger Herrſchſucht Schranken zu ſetzen. Alle ſeine Schritte gingen dahin, ſich des königlichen Anſehens zu bemächtigen. Gar bald hatte König Emerich's Witwe, Konſtantia, alle Urſache, für ihre und ihres Sohnes Sicherheit zu bangen; mehre Biſchöfe und Prälaten riethen ihr dringend, ſich den Verfolgungen des Andreas zu entziehen, ehe es zu ſpät würde, und ſo entfloh ſie mit ihrem Sohne und vielen Getreuen nach Oeſterreich, die heilige Krone und Reichsinſignien mit ſich nehmend. Herzog Leopold der Glorreiche nahm die hohen Flüchtlinge ſchützend auf. Andreas tobte, drohte mit Krieg und rüſtete. Doch auch der Herzog Leopold ſammelte ſeine Schaaren zur Vertheidigung der Rechte des unmündigen Königs. Schon ſtanden Beider Heere an den Gränzen ſchlagfertig einander gegenüber, da gelangte in das Lager die betrübende Kunde: der König Ladislaw ſey (11. Mai 1205) plötzlich geſtorben. Hiermit war der Anlaß des Streites erloſchen, und Andreas beſtieg rechtmäßig den Thron, den er durch ein Verbrechen hatte gewinnen wollen; Krone und Reichsinſignien gab ihm der Herzog Leopold unweigerlich zurück. Konſtantia, tief gebeugt durch den Tod des einzigen Sohnes, ging in ihre aragoniſche Heimat, und reichte vier Jahre ſpäter ihre Hand dem Könige von Sicilien, der nachmals als Kaiſer Friedrich II. die Welt mit ſeinem Ruhme füllte, mit ſeiner Kraft erſchütterte.

Achtzehn Tage nach Ladislaw's Tode feierte Andreas ſeine Krönung; ſie war der Beginn einer dreißigjährigen Verwirrung, in deren Chaos

jedoch Zufall oder Verhängniß manchen ſchöpferiſchen Keim ausbildeten. Andreas, ſchwach und willenlos, vielleicht erſchöpft von den durchlebten Stürmen einer wilden Jugend, war nur ein Werkzeug in den Händen ſeiner Gemalin Gertrud, einer Frau von heftiger und leidenſchaftlicher Gemüthsart, herrſchgierig, und mehr ſtark im Willen, als in der Thatkraft, unweiblichen, doch darum noch nicht männlichen Geiſtes. Ein nutzloſer Feldzug gegen Halitſch, übereilt begonnen und noch übereilter abgebrochen, eröffnete das Feld der Thaten des Andreas; die Einverleibung Galiziens und Lodomeriens in den Königstitel war Alles, was dabei gewonnen wurde. Später (1212) ſandte der König, um die von ihm eingeſetzten Fürſten Wladimir und Roman gegen die Wuth der Parteien und des Pöbels zu ſchützen, einige Mannſchaft nach Halitſch; aber wie er ſelten das rechte Maß fand und meiſt in den Extremen des Zuviel oder Zuwenig ſich bewegte, ſo war auch dieſe Mannſchaft zu gering, um ihren Zweck zu erreichen; ſie vermochte nicht einmal jene beiden Fürſten zu ſchützen, die als Opfer des Volkshaſſes fielen. Nichts gelang dem Führer der ungariſchen Truppen, als eine Zeitlang die Statthalterſchaft über Galizien und Lodomerien zu behaupten; der Scheinerfolg von neun verlorenen Regierungsjahren.

Während ſo der König Andreas ſeine Zeit nach außen verlor, mußte er, von ſeiner Gemalin gedrängt, um ſo thätiger ſein in Begünſtigung ſeiner Verwandten. Am meiſten erfreute ſich dieſer Gunſtbezeigungen der Bruder der Königin, der Bamberger Propſt Berthold, der, auf königlichen Wink hin, von dem Coloczer Kapitel zum Erzbiſchof gewählt wurde und — obgleich der Papſt Innocenz ihm, wegen Mangels des kanoniſchen Alters und hinlänglicher Wiſſenſchaft, die Weihe und das Pallium verſagte — die Verwaltung des Erzbisthums behielt, und die kirchlichen Einkünfte bezog. Später (1209) erhob der König dieſen ſeinen Schwager zum Ban von Dalmatien und Kroatien, drei Jahre darauf (1212) auch zum Woiwoden von Siebenbürgen, zuletzt noch zum Grafen der beträchtlichen Bácſer und Bodrogher Geſpanſchaften. Das ſchnelle Glück machte den Jüngling ſo übermüthig, daß er die Magnaten mit beleidigendem Stolze behandelte und dadurch ſich ihren glühendſten Haß erwarb. — Zu dieſen Günſtlingen kam auch noch der Königin Gertrud älterer Bruder, Biſchof Eckbert von Bamberg, welcher, der Theilnahme oder doch Mit-

wiſſenſchaft an der Ermordung des deutſchen Königs Philipp durch Otto von Wittelsbach mit oder ohne Grund verdächtig, ſeiner kirchlichen Würde durch den päpſtlichen Legaten entſetzt worden war. Er floh nach Ungarn, wo der König ſich in Rom für ſeine Wiedereinſetzung verwendete, aber dort abſchlägige Antwort und neue Vorwürfe wegen der gemeldeten Beſetzung des Colocʒer Erzbisthums ſich holte. Dennoch durfte Eckbert in Ungarn bleiben, wurde vom Hofe hochbegünſtigt und begütert, und weckte dadurch nicht minder die Eiferſucht der Magnaten, wie ſein jüngerer Bruder. Auch andere Ausländer wurden gegen die Eingeborenen bevorzugt, und die Unzufriedenheit hierüber ſchritt endlich zur That. Die Mißvergnügten ſendeten Abgeordnete nach Konſtantinopel, um den Söhnen Geiſa's, des jüngſten Bruders König Bela's III., die Krone von Ungarn anzubieten; aber der Anſchlag wurde verrathen und die Abgeordneten unterwegs aufgehoben.

Die überſtandene Gefahr hätte den König und ſeine Gemalin belehren ſollen. Dies geſchah nicht; vielmehr kamen neue Mißgriffe hinzu und trugen vermehrten Zündſtoff zu dem vorhandenen. Der bisher nur erwählte, nicht päpſtlich beſtätigte Erzbiſchof Berthold von Colocza wollte ſich in Allem dem Graner Erzbiſchofe Johannes, einem geborenen Ungar, gleichſtellen, und zettelte hierüber einen Streit an, welchen zu ſchlichten der Papſt dem Könige nachdrücklich an's Herz legte (1211). In dieſer Zeit warb der Landgraf Hermann I. von Thüringen für ſeinen älteſten minderjährigen Sohn Ludwig um die vierjährige Tochter des Königs Andreas, die nachmals heilig geſprochene Eliſabeth. Das verlobte Kind wurde nebſt koſtbaren Geſchenken den Geſandten ausgefolgt, und die Königin verſprach, dieſen Geſchenken künftig noch die größten Reichthümer zuzufügen, eine Rede, welche von den zahlreichen Feinden der Königin auf das Uebelſte ausgelegt wurde und die böſen Anſchläge gegen ſie zur Reife brachte.

Die Loſung zum Ausbruche des Aufſtandes gab die Abreiſe des Königs nach Halitſch, wohin Derſelbe ſeinen zweiten, damals fünfjährigen Sohn Coloman führte, um ihn dort, dem Wunſche der, der ungariſchen Oberherrlichkeit huldigenden Halitſcher gemäß, als Fürſten einzuſetzen. Vor ſeinem Weggange hatte der König die Verwaltung des Reiches mit unbedingter Vollmacht ſeiner Gemalin und ihrem Bruder, dem Erzbiſchof von Colocza, übertragen, als Palatin aber den Preßburger Grafen Bank

(Benedikt) aus dem Geſchlechte Bór ernannt. Letzterer wurde jedoch, ſo gut wie der Erzbiſchof Johannes von Gran, durch die Königin und ihren Anhang — den Grafen Nikolaus, ihren Hofrichter, den Grafen Tiburz von Wieſelburg, Bagu von Stuhlweißenburg, und Peter von Cſanad — von allen Berathungen fern gehalten. Kaum war der König über die Gränze, ſo brachen die Feindſeligkeiten gegen den Erzbiſchof von Colocza los, der vergeblich ſich durch die geiſtlichen Waffen des Papſtes gegen Ueberfälle und Angriffe zu ſchützen ſuchte. Zu größerem Unheil befanden ſich zu jener Zeit auch die beiden jüngeren Brüder der Königin, Herzog Otto von Meran und Markgraf Heinrich von Iſtrien, am ungariſchen Hofe. Erſterer, ein junger Wüſtling, nährte in ſich die Glut einer verbotenen Leidenſchaft für des Palatin Bank reizende und tugendhafte Gemalin, die ſtets an der Seite der Königin ſich befand. Mancher Liſt bediente er ſich, die edle Frau zu verführen; ſie blieb ſeinen Anträgen taub. Da verblendete ihn ſeine Leidenſchaft ſo weit, der Gräfin in den Gemächern der Königin Gewalt anzuthun, wodurch Letztere in Verdacht kam, die ſchmähliche That ihres Bruders unterſtützt zu haben. Jetzt kannte der Haß der Feinde der Königin — der man längſt ſchon die Begünſtigung der Fremdlinge und andere Mißgriffe Schuld gegeben — keine Gränzen mehr. An Otto konnte keine Rache mehr genommen werden, weil er ſogleich nach vollbrachtem Bubenſtücke entflohen war; die Königin, als ſeine vermeinte Mitſchuldige, ſollte für ihn büßen, und ihre Ermordung wurde beſchloſſen. Der ebenfalls zur Partei der Mißvergnügten gehörige Erzbiſchof Johannes von Gran wurde befragt, und antwortete in einem doppelſinnigen Briefe: „die Königin zu tödten fürchtet, nicht gut iſt es. Wenn Alle einverſtanden ſind, widerſpreche ich, nicht geſchehe es,“ — was man auch leſen konnte: „Die Königin zu tödten fürchtet nicht, gut iſt es. Wenn Alle einverſtanden ſind, widerſpreche ich nicht, geſchehe es!“ Die Verſchworenen hielten ſich an die zweite Auslegung; der Biharer Graf Peter und der Ban Simon erſchlugen die Königin Gertrud in ihrem Gemache; die Burg wurde geplündert und das große königliche Gnadenſiegel entführt. Die Anhänger der Königin nahmen Blut für Blut; ſie ermordeten den Grafen Peter ſammt mehren Verſchworenen, verſchonten aber den Palatin Bank, vielleicht weil ſeine Theilnahme zweifelhaft war, vielleicht auch, weil er ihnen durch die Schmach, die er an ſeinem Weibe erfahren,

im voraus gebüßt zu haben ſchien. Auch an dem verhaßten Berthold würde die Rache der Verſchworenen ausgegangen ſein; aber dieſer war noch im rechten Augenblicke nebſt ſeinem Bruder Eckbert aus dem Lande geflohen, und hatte unredlicher Weiſe ſogar einen beträchtlichen Schatz, den ſeine Schweſter bei einem Bürger niedergelegt, mit ſich genommen. Die königlichen Kinder, den erſtgeborenen, achtjährigen Bela, welchen der König bereits früher hatte krönen und ihm huldigen laſſen, den jüngſten, Andreas, und die Prinzeſſin Maria, brachte, ohne daß ſie von den Verſchworenen verfolgt wurden, ihr Erzieher in Sicherheit.

Der König, noch immer in Halitſch durch die dortigen Angelegenheiten zurückgehalten, beklagte ſich bei dem Papſte Innocenz bitter über den Raub, den der Erzbiſchof Berthold von Colocza, durch Entführung des Schatzes der Königin, ihm angethan, mußte aber dafür von dem Papſte nur neue Vorwürfe anhören, wie er, gegen den Willen des apoſtoliſchen Stuhles, jenen Mann im Erzbisthume erhalten habe, der ihm nun mit ſo ſchnödem Undanke gelohnt. Geneigtere Antwort gab der heilige Vater auf die Bitte des Königs: ſeinen Sohn Coloman, den das ihm unterthänige Galizien zum Könige begehre, durch den Erzbiſchof von Gran ſalben und krönen zu laſſen und Letzterem hierzu Vollmacht zu ertheilen. Der Papſt Innocenz that, wie der König wünſchte. Der Erzbiſchof von Gran ſetzte, unter dem Beiſtande des Krakauer Biſchofs, dem jungen Coloman in Halitſch die Krone auf das Haupt, und Dieſer wurde ſofort mit Salome, des Herzogs Lesko von Polen dreijähriger Tochter, verlobt, um durch polniſches Bündniß Galizien und Lodomerien ſicherer gegen die Angriffe der ruſſiſchen Fürſten zu behaupten.

Nach Ungarn zurück gekehrt, vermälte ſich König Andreas mit Jolantha, einer Tochter des Peter von Courtenay, Grafen von Auxerre. Die ſchlimme Erfahrung, welche er einmal im Widerſtande gegen den päpſtlichen Willen, nämlich bei Erhebung des Erzbiſchofs Berthold, gemacht hatte, ſtimmte ihn nun doppelt nachgiebig gegen den römiſchen Stuhl, dergeſtalt, daß ſelbſt ſeine königliche Machtvollkommenheit bisweilen dabei Gefahr lief. Auch bereitete er, während er Klöſter und Kirchen mit verſchwenderiſcher Großmuth begabte und Werke der Demuth übte, ſich mit Ernſt zu einem Kreuzzuge nach Paläſtina vor. Nach dem Tode des unbeerbten Heinrich, zweiten lateiniſchen Kaiſers in Konſtantinopel, ſchwankte dort

die Wahl zwiſchen dem Grafen Peter von Courtenay und dem Könige Andreas. Endlich entſchied ſie ſich für Letzteren, und eine Geſandtſchaft kam, ihm die byzantiniſche Kaiſerkrone anzutragen (1215). Andreas, dadurch erfreut, doch eigenen ſchnellen Entſchuſſes unfähig, berichtete hierüber an den neuen Papſt, Honorius III., ſchilderte demſelben, wie vortheilhaft es für den bevorſtehenden Kreuzzug ſeyn würde, wenn er zum Herrſcher in Byzanz ernannt würde, und bat ſowohl um Beſtätigung der von ihm für die Zeit ſeiner Abweſenheit aus Ungarn getroffenen Anſtalten, als auch um Löſung des Gelübdes zur Kreuzfahrt für Diejenigen, welche er zur Verwaltung des Reiches und zum Schutze ſeiner Kinder beſtimmen würde. Der Papſt aber, dem es gefährlich däuchte, wenn durch Anfall der byzantiniſchen Krone die Macht des Ungarnkönigs noch weiter gegen Oſten vorrückte, antwortete ausweichend und verzögernd, und Andreas der nun ebenfalls mit der Annahme zauderte, ging dadurch der öſtlichen Krone an ſeinen eigenen Schwiegervater, Peter von Courtenay, verluſtig, welcher, freilich zu ſeinem ſchnellen Verderben, ſich damit zu ſchmücken eilte.

Vor der Abreiſe mußte der König daheim noch manche Maßregel treffen. Seine drei Söhne beſtimmte er, einen nach dem Tode des anderen, zu ſeinen Nachfolgern. Zum Reichsverweſer in Ungarn ernannte er den Graner Erzbiſchof Johannes; für Kroatien und Dalmatien aber den Bruder Pontius de Cruce, Meiſter der Tempelritter durch Ungarn und Slavonien. Um aber, bei dem bevorſtehenden Zuge, dem drückenden Geldmangel abzuhelfen, nahm er aus der Veſzprimer Domkirche die koſtbare Krone der erſten Königin Giſela weg, ließ die Edelſteine ausbrechen und verkaufen, was ihm der dortige Biſchof, Robert, des Königs früherer Kanzler, ſehr übel nahm und bitter nachtrug.

In Spalatro angekommen (23. Auguſt 1217), wo die Einſchiffung Statt finden ſollte, traf der König ein aus Siebenbürgen angelangtes Kreuzheer von Sachſen. Viele vornehme geiſtliche und weltliche Herren — darunter ſeine beiden Schwäger Otto von Meran und Biſchof Eckbert von Bamberg, ferner die Biſchöfe von Raab und Erlau, nebſt vielen Magnaten — waren in ſeinem Gefolge. Unterwegs war auch der Herzog Leopold der Glorreiche von Oeſterreich mit deutſchen Herren und zahlreichen Mannen zu ihm geſtoßen. Glücklich landete das vereinigte Kreuz-

heer auf Cypern; hier wurde der Kriegsplan berathen und feſtgeſtellt und dann nach Acre geſegelt, wo vor ſechs und zwanzig Jahren die Könige von Frankreich und England und der tugendhafte Leopold von Oeſterreich ſiegend ihre Banner aufgepflanzt und wo jetzt die Ritter des heiligen Johannes von Jeruſalem ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten. Der König beſuchte andachtsvoll die heiligen Orte, küßte das wahre Kreuz, das der Patriarch von Jeruſalem feierlich in das Lager der Chriſten trug, badete in den Wellen des Jordan und wandelte am galiläiſchen See in den Fußſtapfen des Erlöſers. Aber dieſe Begeiſterung konnte den Mangel der Einheit im chriſtlichen Heere nicht erſetzen, nicht die fehlerhaften Vorbereitungen gut machen, deren Folgen nun in planloſen Unternehmungen und, was noch ſchlimmer, im Abgang der Vorräthe, ſo wie in inneren Zwiſten ſich offenbarten. Zaudern und Uebereilung wechſelten und brachten gleich üble Früchte. An dem beherzten Angriffe auf das feindliche Caſtell auf dem Berge Tabor nahm Andreas lebhaften Antheil. Als aber dieſe heldenmüthige That an dem Zwiſte und dem treuloſen Abzuge der, das Hintertreffen der Kreuzfahrer anführenden Herren ſo kläglich ſcheiterte, verlor der wenig ſtandhafte König die Liebe und die Begeiſterung für das Unternehmen. Andere ungünſtige Erfolge der chriſtlichen Waffen ſteigerten ſeinen Widerwillen, und bei einem Krankheitsanfalle, den vielleicht nur das Klima erzeugte, glaubte er ſogar, man habe ihm Gift beizubringen verſucht. Als nun die einzelnen Abtheilungen des Kreuzheeres in verſchiedene Standörter verlegt wurden, wählte Andreas, auf baldigen Abzug bedacht, für ſich gefliſſentlich den entfernteſten Platz, und zwar Tripolis. Hier reiften mehre unerfreuliche Nachrichten aus der Heimat ſeinen Entſchluß. Es war nämlich der Großzupan Serbiens, Stephan, zur lateiniſchen Kirche übergegangen und dafür auf Befehl des Papſtes Honorius — ohne hierüber den König von Ungarn, als Serbiens Oberherrn, erſt zu befragen — durch den Cardinallegaten Gregorius zum Könige von Rascien gekrönt worden. Auch herrſchte in Ungarn ſelbſt Unordnung und Parteiung, was dem Könige nicht einmal erlaubte, den Papſt ernſthaft um Erklärung in der ſerbiſchen Angelegenheit zu beſchicken. Dies Alles machte es dem Könige zur Pflicht, in ſein Reich zurück zu kehren und in Perſon jene Händel zu ſchlichten. Dieſen Entſchluß ſprach er jetzt aus. Zwar belegte der Patriarch mit dem Banne ihn und Alle, die ihm folgen würden; aber des Königs

Biſchöfe und ſein Kanzler Ugrin beruhigten des Andreas Gewiſſen, und ſo wurden zum Abzuge Anſtalten getroffen, trotz jenes Bannſtrahls. Ehe der König ſchied, bezeigte er noch den Hoſpital-Rittern des heiligen Johannes von Jeruſalem ſeine Dankbarkeit für ihr chriſtliches und heilſames Wirken und für ihre erwieſene Gaſtfreundſchaft; mit Beiſtimmung der, ihn begleitenden Magnaten verlieh er jenem Orden von den Einkünften der königlichen Salzwerke zu Szaloch jährlich fünfhundert Mark Silbers, desgleichen den Zoll von dem Oedenburger Gränzpaſſe; ein Stück Landes zwiſchen der Drave und der Ordensbeſitzung Chergon; die Freiheit, ſein Salz im ganzen Reiche bis an die Drave, mit Ausnahme der Gränzplätze, ohne irgend eine Abgabe zu veräußern, nebſt anderen Rechten und Freiheiten.

Nun hielt den König Nichts mehr zurück. Er unternahm die Heimfahrt zu Lande, indem er von Tripolis über Antiochien durch Kleinarmenien, Kappadozien, Galatien, Bithynien, Thrazien und Bulgarien ging, und ſchloß unterwegs ein dreifaches Familienbündniß. Seinen jüngſten Sohn, Andreas, verlobte der König in Antiochien mit der Tochter des Königs Leon von Armenien, mit der Bedingung der Erbfolge für Andreas und deſſen Nachkommen. Selbſt der Sultan von Ikonium bat den Ungarnkönig um die Hand einer ſeiner Töchter oder Anverwandten, und erbot ſich, in dieſem Falle zum Chriſtenthum überzugehen, worauf Andreas jedoch, der hierüber erſt die Anſicht des heiligen Vaters einholen zu müſſen glaubte, keine beſtimmte Erklärung gab. Dagegen verlobte Derſelbe ſeinen Erſtgeborenen, Bela, mit Maria, der Tochter des griechiſchen Kaiſers Theodor Lascaris, welcher ſich ganz Bithynien, Phrygien, Myſien, Jonien, Lydien, vom Mäander bis an das ſchwarze Meer unterworfen hatte, und nahm die Braut ſogleich mit ſich nach Ungarn. Seine erſtgeborene Tochter, Maria, ſagte König Andreas auf ſeinem Zuge dem tapferen Fürſten der Bulgarei, Johannes Aſan, Beſieger und Vertilger des laſterhaften Kalo-Johannes, zu, und zwei Jahre darauf wurde die Vermälung gefeiert. Mächtige Bündniſſe, in Ungarns Stellung gegen Saracenen, Griechen, Polen und Reuſſen von hoher Wichtigkeit, entſprangen aus dieſen vielſeitigen und erſprießlichen Familienverzweigungen.

Andreas fand bei ſeiner Rückkehr ſein Reich in ſchrecklicher Verwirrung. Nirgends herrſchte mehr ein geſetzliches Anſehen; jeder Mächtige ſpielte den Meiſter; das Finanzweſen lag gänzlich danieder und der Unter-

ſchleif hatte alle Quellen abgegraben. Der König aber beſaß am wenigſten die Kraft und die Umſicht, hier abzuhelfen, und indem er verkehrte Maßregeln anwendete, ſetzte er oft wirkliche Uebel an die Stelle bloßer Symptome, und verſchlimmerte mehr, als er beſſerte. Halitſch war, während des Königs Kreuzfahrt, für Coloman verloren gegangen; durch zu voreiligen Eifer in Einführung des lateiniſchen Kirchenweſens hatten die ungariſchen Verweſer dort die Haufen wider ſich erbittert, und es war daher dem ruſſiſchen Fürſten Mſtislaw Mſtislawitſch von Novgorod um ſo leichter geworden, Coloman aus Halitſch zu vertreiben. Ihn mit Heeresmacht dort wieder einzuſetzen, war des Königs Andreas nächſtes Augenmerk. Zwar ſendete ihm der Polenfürſt Lesko Hilfstruppen unter dem Krakauer Palatin Nikolaus; aber dem Könige gebrach es an Geld und allen anderen Mitteln, um in ſeinem eigenen Reiche ein Heer zuſammen zu bringen; denn die Koſten des Kreuzzuges hatten den Schatz verſchlungen und noch Schulden gehäuft; um aber den Heerbann mit Erfolg zu berufen, fehlte es dem Könige an Kraft und Anſehen, wie den Magnaten und der Ritterſchaft an Gehorſam. Da ertheilten ihm einige Magnaten aus Selbſtſucht den üblen Rath, königliche Burgen, Geſpanſchaften, Ländereien und Einkünfte der Krone bleibend an Barone und Ritter zu veräußern. Er that es, die Zukunft opfernd, um den Augenblick zu retten. Wenigſtens verſchaffte dieſer Staatsſtreich im Momente Geld und Krieger, und ein ungariſch-polniſches Heer zog unter Anführung des Palatin Jula, Grafen von Bodrog, mit Coloman wieder nach Halitſch. Aber auch Mſtislaw hatte bei den anderen ruſſiſchen Fürſten und bei dem Kumanen ſich Beiſtand verſchafft, und während die Letzteren ſich in Hinterhalt legten, griff er mit den Ruſſen unweit Halitſch Jula's Truppen an, wich dann zurück und verlockte dadurch die Ungarn und Polen, ihre geſchloſſenen Reihen zu trennen und in einzelnen Haufen die vermeinten Flüchtlinge zu verfolgen. Da entrollte ſich plötzlich der Hinterhalt der Kumanen, welche, des Bodens kundig, ihre Gegner umzingelten und ohne große Anſtrengung aufrieben. Der Palatin Jula gerieth in ruſſiſche Gefangenſchaft. Die ungariſche Beſatzung in Halitſch mußte, nach längerer ſtandhafter Vertheidigung, den Platz übergeben; auch die innere Burg fiel, und mit ihr Coloman und deſſen Braut Salome in die Hände der Sieger. Beide wurden auf die Torsker Burg in Gewahrſam gebracht, die gefangenen

Ungarn und Polen aber von Mſtislaw den Kumanen als Sclaven zugetheilt (1220).

Wie im Norden die Hoffnungen für Coloman, ſo ſcheiterten auch im Oſten jene für den jüngeren Andreas, der mit König Leon's Tod, ſowohl die Braut, als die Anſprüche auf Armenien an Philipp, den Sohn des Fürſten Bohemund von Antiochien, verlor. Gern begab ſich König Andreas ſeiner früheren Entwürfe im Oſten, und ſorgte zunächſt nur, daß durch polniſche Vermittelung Coloman und deſſen Braut in Freiheit geſetzt und mit Rußland Friede geſchloſſen wurde, wobei es zur eidlichen Beſtimmung kam, daß des Königs jüngſter Sohn, der um die armeniſche Braut gebrachte Andreas, mit Mſtislaw's Tochter, Maria, verlobt, nach drei Jahren vermält, bis dahin Halitſch unter ungariſcher Lehensherrlichkeit von Mſtislaw verwaltet, ſodann aber an des Letzteren Eidam fallen ſollte, wobei der bereits als König in Halitſch gekrönte Coloman freilich um alle ſeine Anſprüche kam. Uebrigens blieb der ganze Vertrag unerfüllt; des Andreas Braut, die ruſſiſche Maria, ſtarb, und weder er noch Coloman wurde je in Halitſch herrſchend, obgleich der jüngere Andreas, von ſeinem Vater zum Herzoge von Slavonien ernannt, ſich fortan auch König der Ruthenen nannte, und in dem Titel des Königs von Ungarn die Titel von Galizien und Lodomerien fortgeführt wurden, weniger ein Zeichen der Anſprüche, die man dem Namen nach fortbeſtehehen ließ, als vielmehr eine ſelbſtverſpottende Erinnerung deſſen, was man durch Schwäche und Mißgriff verloren hatte.

Immer empfindlicher drückte den König die Geldnoth, und in ſeinen angſtvollen Anſtrengungen, zeitweiſe ſie von ſich zu ſchütteln, nahm er oft zu Schritten ſeine Zuflucht, die noch größere Opfer nach ſich zogen. Selbſt ein, der Witwe ſeines Bruders Emerich, Konſtantia, zugehöriger Schatz, den ſie, vor ihrer Flucht aus Ungarn, dem Hauſe der Hoſpital-Ritter von Jeruſalem zu Gran zur Verwahrung anvertraut hatte, wurde von dem Könige gewaltſam entführt und verwendet, was, da Konſtantia, mittlerweile Gemalin des Kaiſers Friedrich II., hierüber Klage erhob, zu großen Aergerniſſen zu führen drohte, wäre nicht die Kaiſerin während des Prozeſſes verſtorben und hiermit die Sache in Vergeſſenheit gekommen. Am ſchwerſten mußten die Unterthanen die ſtäte Geldverlegenheit des Königs büßen. Er verpachtete die Zölle und Steuern, das Münz- und Salzregal

an Juden und Jsmaeliten, die nun durch Abgabendruck, Münzfälſchung und Wucher das Volk ſyſtematiſch ausraubten und ausſaugten. Den Armen ward keine Hilfe, und als jene Vampyre, durch ihren Einfluß kühn gemacht, die räuberiſche Hand zuletzt ſogar nach dem höheren Clerus, nach Magnaten und Rittern auszuſtrecken ſich erfrechten, waren ſie ſchon zu reich und dadurch zu mächtig geworden, um dem allmälig gegen ſie auftretenden Widerſtande zu erliegen. Aus der allgemeinen Noth wucherte Unzufriedenheit, aus der Unzufriedenheit eine Drachenſaat neuer Parteiungen empor. Diejenigen, denen das Regiment des Königs Andreas nicht zuſagen wollte — und ihrer waren, mit Ausnahme Jener, die bei den Mißgriffen der Verwaltung ſich bereicherten, die Meiſten, — drängten ſich mit ſehnſüchtigen Hoffnungen zu des Andreas Erſtgeborenem, dem jüngeren Könige Bela hin, der ſeinerſeits auch ſchon müde war, nur den Titel, nicht die Macht eines Königs zu beſitzen. Zudem hatten bedauerliche Irrungen ihn ſeinem Vater entfremdet, der, wie ſeiner erſten Gemalin, ſo nun auch ſeiner zweiten, Jolantha, unterjocht war und um ihretwillen die anderen Glieder ſeiner Familie häufig hinantſetzte, manchmal wohl auch verkürzte. Jolantha vertrug ſich übel mit Bela's Gemalin, Maria, und Andreas ließ ſich von dieſer Abneigung der Königin ſo ſehr hinreißen, daß er ernſthafte Schritte that, das Bündniß zwiſchen Bela und Maria zu trennen. Dem widerſetzte ſich Bela, welcher mit Zärtlichkeit an ſeiner Gattin hing, auf das Entſchiedenſte, und durch ſolche Reibungen entſtand eine immer weitere Kluft zwiſchen den Herzen des Vaters und des Sohnes, und zwiſchen Beide drängten ſich ſofort Geſchöpfe, welche, weil ſie ihre Rechnung bei dieſen Spannungen fanden, dieſelben zu vergrößern nicht müde wurden. Allmälig bildeten ſich, unter der Loſung des älteren und jüngeren Königs, zwei feindliche Lager im Reiche, die einander allen möglichen Abbruch thaten und zuletzt es zu gegenſeitiger offenen Verfolgung kommen ließen. Vergeblich that der Papſt Honorius Schritte, um Ausgleichung zu bewirken und Einigkeit, Ordnung in Ungarn zurück zu führen. Immer heftiger wurde das Zerwürfniß zwiſchen Vater und Sohn; das königliche Anſehen ſank dabei mehr und mehr herab und gab dadurch der ariſtokratiſchen Gewalt Anlaß, ſich neben der geſunkenen königlichen zu erheben.

So kam es, daß auf dem großen Landtage 1222 die Magnaten jene berühmte „goldene Bulle“ erwirkten, welche nach dem Weſen eines

Geſellſchaftsvertrages, noch jetzt die Grundlage der ungariſchen Verfaſſung bildet. Es wurde dabei von der Vorausſetzung ausgegangen, als ſey im Laufe der Zeit die Macht und Freiheit der Magnaten unter jenen Standpunkt herabgedrückt worden, welchen König Stephan der Heilige, der Gründer und Ordner des chriſtlichen ungariſchen Staates, ihnen angewieſen und verbürgt habe; darum ſpricht König Andreas in der Einleitung ſeiner, auch unter dem Namen der **Magna charta** bekannten **Bulla aurea**: „Nachdem die, vom heiligen Könige Stephan eingeſetzte Freiheit der Reichsedlen, wie auch anderen Eingeborenen, durch die Macht einiger Könige, welche entweder perſönlichem Haſſe, oder dem ſchnöden Rathe böſer Menſchen, oder auch dem eigenen Ehrgeize gefolgt, großentheils verletzt und geſchmälert worden, haben die Reichsedlen oftmals zu unſeren und unſerer königlichen Vorfahren Ohren ihre Bitten um Umgeſtaltung des Königreichs gelangen laſſen.“ Der König erklärt nun, daß er — wünſchend und zugleich als ſeine Pflicht erkennend, jenen Bitten zu willfahren, beſonders nachdem zwiſchen ihm und den Bittſtellern um jenes Punktes willen ſchon mancherlei Bitterkeiten vorgefallen, welchen, zu Aufrechthaltung der königlichen Würde, für die Zukunft vorgebeugt werden müſſe — ihnen und den anderen Eingeborenen ſeines Reiches die vom heiligen Könige Stephan verliehene Freiheit bewillige und zur Umänderung der Lage des Reiches Folgendes verordne. Es reihen ſich nun dieſer Einleitung ein und dreißig Geſetze in eben ſo vielen Artikeln an, welche in ihrem Inhalte durchaus verſchieden ſind. Im erſten Artikel ſind die erſten Spuren zeitweiſe abzuhaltender Ständeverſammlungen vorhanden; der zweite verbürgt die perſönliche Freiheit, und der König erklärt daher: daß er und ſeine Nachfolger niemals Edelleute fangen oder verderben ſollen, zu Gunſten eines Mächtigen, wenn ſie nicht früher vorgeladen und auf den Rechtsweg verwieſen worden. Der dritte ſpricht das Grundeigenthum frei von allen Abgaben. Der ſiebente handelt von der Pflicht der Heerfolge; zum Waffendienſte auf eigene Koſten ſind die Edelleute nicht weiter, als bis an des Reiches Gränzen hin, verbunden; jenſeits derſelben werden ſowohl die Ritterſchaft, wie der königliche Heerbann und die Comitatsbanner auf des Königs Koſten erhalten. Der ſiebzehnte Artikel ſpricht die Unverletzbarkeit des Beſitzthums aus, ſowohl des ererbten, als auch jenes, das Einer für gerechten Dienſt erhalten. Am weiteſten getrieben war die Nachgiebigkeit des Königs und die Anma-

ßung der Magnaten in dem ein und dreißigſten Artikel, welcher, als **Jus armorum**, ſogar der offenen Widerſetzlichkeit geſetzlich Thor und Angel öffnete, denn es hieß darin: „Wenn aber Wir oder einer unſerer Nachfolger zu irgend einer Zeit dieſer unſerer Anordnung zuwiderhandeln ſollte, ſo haben ſowohl die Biſchöfe, als die Jobagien und Edelleute des Reiches, alle und einzeln gegenwärtige, künftige und nachkommende, ohne dieſerhalb der Untreue ſich ſchuldig zu machen, für ewige Zeiten das Recht, uns und unſeren Nachfolgern zu widerſprechen und zu widerſtehen.“ Dieſer Satz wurde im Jahre 1687 gebührendermaßen aufgehoben, und es beſchwört nun der König das Privilegium des Andreas jederzeit mit Ausnahme der gedachten Reſiſtenz. Einige andere Artikel der goldenen Bulle anlangend, ſo enthielt der eilfte ſeit zweihundert Jahren die erſte mißgünſtige Erwähnung gegen Fremde. Auch auf Bürger, Bauern und Sclaven iſt Rückſicht genommen. An ſich ſelbſt hatte der König nur in einem einzigen, dem ſieben und zwanzigſten, eine Art Abgabe feſtſtellenden Artikel gedacht, wahrſcheinlich, weil er die königlichen Rechte durch Natur und Herkommen bereits hinlänglich geheiligt und verſichert anſah, als daß ſie noch beſonderer Bürgſchaft bedurft hätten. Auch des Clerus gedachte nur Ein Artikel; doch erſchien zu Gunſten des erſteren ein eigenes königliches Decret, welches alle Streitſachen gegen Geiſtliche dem geiſtlichen Gerichtshofe zuwies und den Clerus von jeder Gattung Abgaben frei ſprach. Noch wurde jenem Grundgeſetze die Verfügung eingetragen, daß es, mit des Königs Bewilligung, jedem Ritter freiſtehen ſollte, in ſeinen Angelegenheiten ſich an Bela zu wenden, ohne deshalb ſeiner Beſitzungen verluſtig zu gehen. Hatte Bela Jemand rechtmäßig verurtheilt, oder in einer, vor ihn gebrachten Sache Recht geſprochen, ſo ſollte der König weder den Spruch aufheben, noch die Sache vor ſeinen Richterſtuhl ziehen, wogegen Bela auch ein Gleiches gegen den König zu thun ſchuldig war.

Durch die letztgedachte Verfügung bildete ſonach der jüngere König Bela ein eigenes, höchſtes und unabhängiges Gericht, und ſah ſich alſo im wirklichen Beſitze eines großen Theils der königlichen Macht. Dieſe Theilung der höchſten richterlichen Gewalt mußte nothwendig zu neuen Reibungen führen, beſonders da die Meiſten lieber bei dem, ohnehin beliebten, thätigen und durch Unparteilichkeit nach dem allgemeinen Beifalle ſtrebenden Bela ihr Recht ſuchten, als bei dem langſamen und nicht

ſelten eigenwilligen Andreas. Wiederum entſtand Eiferſucht und Spannung zwiſchen Vater und Sohn, wobei viele der angeſehenſten und geachtetſten Männer auf des Letzteren Seite traten, beſonders da in dem Punkte der durch Andreas erzwungenen Scheidung ſeines Sohnes von deſſen geliebter Gemalin der heilige Vater ſelbſt für Bela entſchied und Denſelben aufforderte, ſeine Gattin wieder zu ſich zu nehmen, auf welche Autorität hin nunmehr Bela, ohne des Vaters Einrede jetzt weiter zu beobachten, ſeine theure Maria triumphirend in ſein Haus zurück führte (1223). Jetzt erreichte der Zwieſpalt ſeinen höchſten Punkt, und ein Krieg zwiſchen dem Vater und dem Sohne würde unvermeidlich geweſen ſeyn, wäre nicht Bela, noch vor dem Ausbruche, mit ſeiner Gattin und einigen Anhängern aus dem Lande, und zwar nach Oeſterreich zum Herzoge Leopold, geflohen. Der Papſt Honorius, welcher Bela's Wiedervereinigung mit ſeiner Gemalin veranlaßt hatte, mußte nun auch den üblen Folgen davon zu begegnen ſuchen. Er nahm ſich Bela's ernſthaft und thätig an, und erließ an die ungariſchen Biſchöfe dringenden Auftrag, den König Andreas von der Verfolgung ſeines Sohnes abzubringen, und im ganzen Reiche ſprach ſich die Stimmung ſo entſchieden für Bela aus, daß der König nachzugeben genöthigt war, und Bela friedlich nach Ungarn zurück kehrte. Doch ſchien Entfernung das beſte Mittel, um den Frieden zwiſchen Vater und Sohn aufrecht zu erhalten; daher kam Bela nicht an das Hoflager ſeines Vaters, ſondern erhielt die Verwaltung Kroatiens und Dalmatiens mit königlicher Vollmacht (1224), in welcher nach zwei Jahren (1226) ſein Bruder Coloman ihm folgte, wogegen Bela die Reichsverweſerſtelle in Siebenbürgen und im ungariſchen Lande bis an das linke Ufer der Theiß übernahm.

Schon ſeit längerer Zeit hatte, wahrſcheinlich auf Anregung einſichtsvoller Männer in Ungarn ſelbſt, der Papſt Honorius dem Könige Andreas als unumgängliche Pflicht an Herz gelegt, die von Letzterem unternommenen, nachtheiligen Veräußerungen von Krongütern nicht nur für die Folge zu unterlaſſen, ſondern ſogar auch die bereits geſchehenen, als mit dem Krönungseide unverträglich, zu widerrufen. Lange war der König, für die Folgen eines ſolchen Schrittes bange, zu keinem Entſchluſſe gekommen; endlich aber drängte ihn ſein gänzlich erſchöpfter Schatz, dem Willen des heiligen Vaters nachzukommen. Er wollte jedoch dieſe, allerdings

gewagte Maßregel nicht perſönlich zuerſt beginnen, ſondern ließ mit der gefährlichen Aufgabe ſeinen Sohn Bela für Siebenbürgen und das entlegenere ungariſche Gebiet jenſeit der Theiß den Anfang machen. Damals hatten auch die Kumanen, Bewohner der Moldau, um gegen die, ſie heftig drängenden Mongolen Schutz zu finden, ſich nebſt ihrem Fürſten und ihrem Lande der Oberherrlichkeit Ungarns unterworfen. Bela's Thätigkeit war daher in jenen Gegenden doppelt in Anſpruch genommen, und doch ſetzte er die Einziehung der alienirten Krongüter durch drei Jahre mit Eifer und Erfolg in's Werk. Ihn ſchreckte dabei nicht das Murren der Betheiligten, die ſogar zu ſtaatsverrätheriſchen Anſchlägen griffen, welche aber der Zufall vereitelte und die Schuldigſten der verdienten Strafe überlieferte. Doch wollten auch jene Einziehungen noch immer nicht den Ausfall in des Königs zerrüttetem Schatze decken. Daher griff er (1230), gegen das vor acht Jahren von ihm gegebene Grundgeſetz, wieder zu dem früheren Auswege, Juden und Ismaeliten an die Spitze der Kammer-, Steuer-, Zoll-, Münz- und Salzämter zu ſtellen, und durch ſie die alten Bedrückungen erneuern zu laſſen. Klägliche Frohnverträge und andere Nachtheile waren die Folge dieſer unheilvollen Maßregel. Die Aermeren, um ſich nicht völlig zu Grunde richten zu laſſen, verkauften ſich an ihre Ausſauger zur Dienſtbarkeit; noch Andere traten haufenweiſe zum Judenthum oder zum Islam über, um dadurch in die Gemeinſchaft der Begünſtigten zu kommen und ſich das Recht zu gleichen Unterdrückungen zu erwerben. So drohte alſo durch jene verderblichen Verfügungen eine Auflöſung aller religiöſen und geſellſchaftlichen Bande.

Von allen Seiten wurde der König mit Vorſtellungen beſtürmt. Um das drohende Ungewitter zu beſchwören, hielt König Andreas (1231) einen großen Landtag, auf welchem er die goldene Bulle von 1222 nicht nur bekräftigte, ſondern auch durch nähere Beſtimmungen und Zuſätze erweiterte. Zu dieſen Zuſätzen gehörte: daß alle, ſeit 1222 ohne gerichtliche Unterſuchung abgenommenen Güter zurück geſtellt werden, daß die Zinsbauern des Adels und der Geiſtlichkeit von Abgaben frei, und nur die Zinsbauern des Königs und der Schlöſſer, und die anderen, in König Coloman's Geſetzen von 1100 angeführten Menſchenclaſſen Abgaben zahlen ſollten. Auch geſchah bei dieſer Gelegenheit die erſte Erwähnung des Incolat's, indem ein fremder Edelmann keine Reichsämter erhalten ſollte,

außer er ließe ſich im Lande nieder; Juden und Ismaeliten ſollten von allen Aemtern, beſonders von jenen der Münze und des Salzes, ausgeſchloſſen ſeyn. König Andreas und ſein Sohn Bela beſchworen dieſe Verordnungen mit einem körperlichen Eide, und Erſterer gab ſich dabei ſo ſehr in Nachtheil, daß er — für den Fall, wenn er oder ſeine Nachfolger den beſchworenen Punkten zuwider handeln ſollten — dem Erzbiſchofe von Gran ſogar das Recht einräumte, über den König und deſſen Söhne und Nachfolger das Interdict zu verhängen, ein Recht, das in der damaligen Zeit dem königlichen Anſehen noch ungleich gefährlicher werden konnte, als das in der Magna charta den Magnaten zugeſtandene Widerſtandsrecht.

Der König ſelbſt ſchien die Wichtigkeit der Zugeſtändniſſe, die er gemacht, nicht in ihrem ganzen Umfange zu ermeſſen, oder war damit nur dem Drange des Augenblicks gewichen; denn er that vorläufig Nichts, um jene Beſtimmungen wahr zu machen. Vielmehr blieben Juden und Ismaeliten nach wie vor in ihren Aemtern, und der verhaßte Palatin Dionyſius, welcher bei dem Könige jenem Erpreſſungsſyſteme vorzüglich das Wort ſprach, in ſeiner Würde; der Druck, ärger, als je, hatte die empörendſten Scenen in ſeinem Gefolge. Da vermochte der Erzbiſchof Robert von Gran ſeinem Unwillen nicht länger zu gebieten, und nachdem er noch einige Male vergeblich gemahnt hatte, dem Unfuge ein Ende zu machen, ſprach er, von dem, kürzlich ihm gewordenen Rechte zum erſten Male Gebrauch machend (1233), das Interdict über Ungarn aus, verbot allen Gläubigen, mit Mohammedanern Handel und Verkehr zu treiben, belegte den Palatin Dionyſius und den ehemaligen königlichen Schatzmeiſter, Samuel, ausdrücklich mit dem Banne, und nahm nur die Perſon des Königs, „deſſen Beſſerung abwartend,“ von dem Interdicte aus.

Dieſe kirchliche Waffe ſchien den Muth des ſtreng religiöſen Königs zu brechen. Dreimal ſendete er ſeinen Sohn Bela an den zürnenden Prieſter, um Aufhebung des Interdicts flehend und Abſtellung der Mißbräuche betheuernd. Der Erzbiſchof, welcher ähnliche Verſicherungen ſchon oft nutzlos hatte geben ſehen, blieb unerbittlich; ein kurzer Aufſchub der Wirkungen des Interdicts war Alles, was er bewilligte. Dieſe Friſt benutzte der König, um den Hoſpitalitermeiſter für Ungarn und Slavonien, Andreas Rembalden, und den zungenfertigen Palatin Dionyſius als Geſandte an den damaligen Papſt Gregor IX. zu ſenden, welcher ſofort Ungarn mit

ſeinem Legaten, dem Kardinal Jakob, beſchickte. Sogleich nach des Letzteren Ankunft verſammelten Andreas und Bela eine Anzahl Prälaten und Magnaten im Beregher Walde, um über die Vorſchläge und Forderungen des Legaten Rath zu pflegen und die Vergleichsurkunde abzufaſſen. In derſelben verſprach der König abermals die Entfernung der Juden und Ismaeliten von den öfter gedachten Aemtern, Befreiung der Kirchengenoſſen aus der Dienſtbarkeit dieſer Nichtchriſten, ſo wie Trennung und Hinderung aller ehelichen Verbindungen zwiſchen Dieſen und Gläubigen, Aufhebung aller Beeinträchtigungen ungariſcher Kirchen und Schadenerſatz, Exemtion des Clerus von weltlicher Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme der über Ländereibeſitz entſponnenen Prozeſſe u. dgl. Der König beſiegelte mit Zeugen und beſchwor dieſe Urkunde, und räumte in ſeiner Bedrängniß abermals ein, daß, bei Nichterfüllung des Verſprochenen, über ihn und ſeine Räthe der Kirchenbann, über ſeinen Hof das Interdict verhängt würde und dem Biſchof Johannes von Bosnien die Vollziehung dieſer kirchlichen Strafen zuſtehen ſollte. Hierauf hob der Legat das Interdict auf. Aber wiederum wurde von Allem Nichts erfüllt; denn den König hielten theils ſeine fortdauernden Geldverlegenheiten, theils die Einſchläge des Dionyſius ab, ſein Wort wahr zu machen. Vergebens mahnte der Legat; vergebens erſchöpfte ſich der heilige Vater ſelbſt in gegründeten Vorwürfen; vergebens endlich ſendete, ſeinem Auftrage gemäß, der Biſchof von Bosnien die Anordnung des Bannes und des Interdicts nach Ungarn. Der Erzbiſchof von Gran mochte mittlerweile ſelbſt eingeſehen haben, daß es nicht im Vermögen des Königs ſtünde, ſeiner übernommenen Verbindlichkeit gerecht zu werden, und hintertrieb daher die Vollziehung jenes geiſtlichen Strafurtheils. Alles blieb im Alten; Juden und Ismaeliten verwalteten, wie bisher, die königlichen Einkünfte zum allgemeinen Verderben.

Zu dieſer Zerrüttung im Reiche geſellte ſich noch ein Kampf gegen den ſtreitbaren Herzog Friedrich von Oeſterreich, welcher ſeine zweite Gemalin, Sophia Lascaris, Schweſter der Gemalin des jüngeren Königs Bela, verſtoßen und dadurch des Letzteren bitteren Haß auf ſich geladen hatte, wobei auf ungariſcher Seite auch das Gelüſte nach dem Beſitze der Steyermark in das Spiel kam. Andreas brach (im November 1233) mit einem Heere in Oeſterreich ein, und legte das Land um die Leitha wüſt. Nach einigen weiteren kriegeriſchen Vorfällen trafen der König Andreas und der

Herzog Friedrich einander in Neuſtadt, ſchloſſen Frieden und der Herzog folgte ſeinem verſöhnten Feinde ſogar nach Ungarn, wo Derſelbe der Vermälung des durch Jolantha's Tod verwitweten Königs mit Beatrix von Eſte beiwohnte. Aber bei dieſen Feſten wurde der Grund zu neuer Feindſchaft gelegt. Friedrich's des Streitbaren herrliche Jugendkraft, ſein ritterliches Weſen fand in Ungarn großen Anklang. Eine mit Andreas unzufriedene Partei wünſchte ihn auf den Thron zu erheben und ſendete ihm hierüber Anträge nach Oeſterreich. Die Geſandtſchaft wurde aufgefangen und abermals drang ein ungariſches Heer verwüſtend an beide Donauufer. Doch wurde wiederum baldiger Friede geſchloſſen, und kurze Zeit darauf (November 1235) ſtarb der König Andreas, ein ſchwacher, willenloſer, und doch in Behauptung des aus Schwäche und Willenloſigkeit eingeſchlagenen Weges oft hartnäckiger Mann. Seine Witwe, Beatrix, war, als ihr Gemal verblich, geſegneten Leibes; ſie floh in ihre Heimat, und gebar dort einen Sohn, Namens Stephan.

Sogleich nach der Beiſetzung der väterlichen Leiche ließ des Andreas Erſtgeborener, der jüngere König Bela, ſich in Stuhlweißenburg durch den Erzbiſchof Robert von Gran feierlich krönen, wobei ihm der Halitſcher Fürſt, Daniel Romanowitſch, als Vaſall der ungariſchen Krone, das Pferd führen mußte. Kraftvoll und durchgreifend trat Bela gleich im Beginne ſeiner Regierung auf, und ſeine Strenge mochte allerdings von der gleichgiltigen Nachgiebgkeit ſeines Vaters dergeſtalt abſtechen, daß ſie Manchem wie Grauſamkeit ausſah. Mit Entſchiedenheit mußte die Hand an viele Uebelſtände gelegt werden, welchen des Andreas lange, unkräftige Regierung Zeit gegeben hatte, ſich um ſo tiefer einzuwurzeln. Der Hauptbegünſtiger des Pächterunfugs, welcher zu ſo vielen gefährlichen Reibungen Grund gelegt hatte, der verhaßte Palatin Dionyſius, wurde gefangen geſetzt und geblendet; andere übel berüchtigte Rathgeber des verſtorbenen Königs büßten mit Entſetzung und Kerker. An der Einziehung der veräußerten Krongüter arbeitete Bela mit unnachſichtlichem Eifer. Mehre reiche Klöſter und Stifte erfuhren dies an ihren Kronländereien zuerſt. Dann erklärte, im Einvernehmen mit den Magnaten, der König alle, durch ſeine Vorfahren von den Ländereien der königlichen Burgen an den Adel gemachten Vergabungen, deren Beſitz nicht rechtskräftig zu erweiſen ſey, für null und aufgehoben. Viele von Denen, die der Spruch traf, wütheten und ergrif-

fen allerhand Ausflüchte, die man ihnen nicht gelten ließ. Da ſchritten Manche zur Empörung. Wieder warfen ſie ihren Blick auf den kühnen und ruhmgierigen Herzog Friedrich von Oeſterreich. Sie trugen ihm Ungarns Krone an, und er ließ ſich von dem glänzenden Ziele verlocken. Aber die Mißvergnügten hatten das Unternehmen weit leichter geſchildert, als es war, und Friedrich ſah ſich arg getäuſcht; denn als er in die Wieſelburger Geſpanſchaft vorrückte, um die angeblich ihm beſtimmte Krone in Empfang zu nehmen, fand er auch nicht Einen Magnaten an der Gränze. In ſeinem Unmuthe verwüſtete er die ungariſchen Gränzplätze; aber Bela und Coloman rückten ihm ſchnell mit überlegener Mannſchaft entgegen, und Friedrich, unter ſchrecklichen Verheerungen bis unter die Mauern Wiens verfolgt, mußte um hohe Summe den Frieden erkaufen.

Das Muſter einer gewandten Diplomatik im Ergreifen fremder Anträge und im Hinauszögern eigener Gegenverbindlichkeit gab König Bela in ſeinem Verhältniſſe zu dem päpſtlichen Stuhle. Papſt Gregor IX. hatte den König Bela auf das Dringendſte zum Kreuzzuge gegen den, wegen zweimaligen Abfalls von der römiſchen Kirche und feindlichen Angriffs auf das lateiniſche Reich in Konſtantinopel in Bann verfallenen Bulgarenkönig, Johannes Aſan, und deſſen Bundesgenoſſen, Valatzes, griechiſchen Kaiſer zu Nicäa, aufgefordert. Ungern würde Bela gegen dieſe beiden Fürſten, welche ihm einer wie der andere verſchwägert waren, feindlich aufgetreten ſeyn. Aber er hütete ſich, des Papſtes Begehren abzuſchlagen, während er durch ſcheinbar natürliche Gründe ſein thätiges Einſchreiten hinaus zu ziehen wußte, und dabei zugleich Bedingungen für ſich ſelbſt daran knüpfte, deren Vortheile ihm auch in dem Falle nicht verloren gehen ſollten, wenn, wie er hoffte und voraus ſah, der Kreuzzug ſpäter gar nicht zu Stande zu kommen brauchte. Die erſte Bedingung, welche Bela ſtellte, war, daß der Papſt Ungarns Rechte auf Bulgarien anerkennen, und dieſelben allen Anſprüchen des griechiſch-lateiniſchen Kaiſers vorangehen müßten. Bulgarien ſollte dabei in weltlichen Dingen der ungariſchen Krone, in geiſtlichen dem apoſtoliſchen Stuhle unterworfen werden. Zugleich forderte Bela für ſich alle jene kirchlichen Befugniſſe in Bulgarien und in dem von ihm bevölkerten Lande Zemram (Gebiet von Szörény, das Severiner Banat), welche vormals dem heiligen Könige Stephan für Ungarn verliehen worden; ingleichen das Recht, ſich und ſeinem Heere ſchon in Ungarn das Kreuz vortragen

zu laſſen und mit den dadurch geheiligten Schaaren nicht nur auswärtige Feinde, ſondern auch Empörer im Lande zu bekämpfen. Schließlich verlangte er noch Widerrufung der zahlloſen Bannſentenzen, in welche der päpſtliche Legat Jakob, aus völliger Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen Ungarns, durch ſeine Entſcheidung den hohen und niederen Clerus verwickelt, ſo wie auch Löſung aller Eide, welche Derſelbe ihm über ſo viele unerhebliche Dinge abgefordert hätte, daß er ſich gar nicht mehr auf alle beſinnen könne. Der Papſt, der des Ungarnkönigs Beiſtand gegen Aſan um jeden Preis bewirken wollte, gewährte in ſeinem Eifer faſt Alles, was Bela verlangte, und als Aſan bald darauf durch Ausſöhnung mit dem lateiniſchen Kaiſer und dadurch, daß er dem Kreuzheere freien Durchzug durch Bulgarien öffnete, dem ihm ſelbſt zugedachten Kreuzzuge auswich, hatte Bela gleichwohl ganz dieſelben Vortheile errungen, als ob er den, als Gegenverpflichtung ihm zugemutheten Zug wirklich vollführt hätte.

Um dieſe Zeit (1238) bat auch der Oberkhan der Kumanen, Kotjan (Kuthen), unfähig, ſich in der Moldau gegen die, in zahlloſen Schwärmen herandringenden Mongolen länger zu behaupten, um Zuflucht und Aufnahme in Ungarn. Die Uſen, Ghuſen oder Oghuſen, von den Geſchichtſchreibern auch Turkomanen oder Kumanen, von den Ruſſen Polowzer, von ſich ſelbſt aber Kunen genannt, waren der vorzüglichſte und edelſte jener urſprünglich oſttürkiſchen Stämme, welche, durch Futtermangel aus dem nördlichen China verdrängt, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts wahrſcheinlich von jenſeits des Oxus über die nördlichen Ufer des caſpiſchen Meeres und über den Jaik in Kiptſchak einbrachen und hier, mit den Chaſaren verbündet, die Kiptſchaken oder Patzinakiten aus ihren Wohnſitzen vertrieben. Wahrſcheinlich waren die Uſen Eines mit den Utiern Herodot's; auch für die Uſtun der Chineſen ſind ſie gehalten worden. Wenn die Uſtun germaniſchem Stamme angehörten, ſo wäre damit die ſonderbare Angabe polniſcher Geſchichtſchreiber, welche die Uſen für Gothen ausgaben, in gewiſſer Hinſicht erklärt. Den urſprünglichen Namen der Kunen führen die Uſen noch heute in Ungarn ſelbſt, nachdem ihre Sprache — die weſttürkiſche im ſpäteren Sinne — zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchen. Ob der Name Kumane blos eine Erweiterung dieſes urſprünglichen Namens, oder eine Verſtümmelung des Namens Turkomane, oder von dem Fluſſe Kuma, oder dem alten Schloſſe Cumania abgeleitet

ſey, läßt ſich nicht mit Gewißheit entſcheiden und iſt von keinem Belang; weniger zweifelhaft iſt der Urſprung des Namens Polowzer, welcher nichts anderes, als die Uſen der Steppe heißt, indem das ruſſiſche Pole ſo viel als Steppe oder ein weites Feld bedeutet, und Owz nur eine breitere Ausſprache von Uſ iſt. Von den Uſen wurde der Dniepr Uſu, und das Meer an der Mündung desſelben Uſolimne, d. i. Hafen der Uſen, benannt. Vielleicht traf in der alten Zeit die Bedeutung des Volksnamens Kun mit der blauen Horde zuſammen. Weil, wie ſchon bemerkt, als der älteſte und edelſte Stamm der Türken der, ſeinen Urſprung und Namen unmittelbar von Oghus-Khan ableitende, der Ghuſen oder Uſen galt, welche auch Kunen hießen, ſo ſuchten ſich auch andere Völker in dieſen Namen einzudrängen, ſo z. B. die, vielleicht aus finniſchem Stamme abzuleitenden Hunnen, ſo daß die Bezeichnung Hunnen oder Kunen, wie in früheren Zeiten jene der Skythen und Türken, zu einem Gattungsnamen ſich ausdehnte, unter welchem auch Völker ganz verſchiedener Zunge begriffen wurden. Kumanien war, nebſt der Bulgarei, dem baſchkiriſchen Großungarn, dem öſtlichen Theile des alten Rußlands, dem Lande der Lesger, der Kebardei, Chaſarien, Alanien und dem Lande der Patzinakiten oder eigentlichen Kiptſchak, eines jener, den Geographen des Mittelalters bekannten neun Hauptländer, deren Umfang ſpäter das mongoliſche Reich von Kiptſchak bildete. Die in alten ruſſiſchen Quellen vorkommenden Städte der Polowzer oder Kumanen ſind, nebſt Serai und Aſtrachan, Ornatſch, Bezdeſch, Scharukan, Tſchechlujew und Balin, letztere wohl eine und dieſelbe mit der bulgariſchen Stadt Bulimer, auf deren Ruinen das heutige Biljersk ſteht. Von einem Dutzend Städten der Kumanen, welche die Erdbeſchreibung Edriſt's nennt, ſind nur die Hälfte, nämlich: Dſchalita als Galitta, Schaluſta als Luſta, Lebedias als Lebadha, Materino oder Matrega als das ruſſiſche Tmutarakan, Kumania als das Kumanerland, Scholtatie als Soldaja, mit Gewißheit zu erkennen*).

Das Reich der Kumanen unter ihrem Oberkhan Kotjan, dem Schwiegervater des tapferen Mſtislaw von Halitſch, erſtreckte ſich zur Zeit des Mongoleneinfalls von der Donau bis zum Jaik und bis in die Steppe

---

*) S. Hammer-Purgſtall: „Geſchichte der goldenen Horde in Kiptſchak" (Peſth, 1840), S. 7, 8, 16, 20, 22, 26, 54 u. a. a. O.

der Gluten; davon hieß die Moldau Klein- oder Schwarzkumanien, das Land jenſeits der Driſſa aber Groß- oder Weißkumanien. Nachdem der wilde Batu, der zweite Sohn Dſchudſchi's und Enkel Tſchengis-Khan's, mit Schwert und Brandfackel das nördliche und weſtliche Rußland verheert und unterjocht hatte, wandte er ſich mit ſeiner bluttriefenden Mongolenhorde nach Aſtrachan gegen Kotjan. Zweimal ſchlug Dieſer die Feinde herzhaft zurück, aber bei dem dritten Angriffe konnte er ihren zahlloſen Schwärmen nicht länger Widerſtand leiſten, und warf, nach einer blutigen Niederlage in den Steppen Aſtrachan's, ſich mit vierzigtauſend kumaniſchen Familien in die ſchützenden Schluchten der moldauiſchen Gebirge (1235). Von hier aus ſendete er (1238) Boten an König Bela, flehend, ihn und ſein flüchtiges Volk in Ungarn aufzunehmen, dagegen treue Unterthänigkeit und Annahme des chriſtlichen Glaubens gelobend. Dem Könige Bela war dieſer Zuwachs der Bevölkerung ſeines Landes ſehr willkommen; ohne die Entſcheidung eines Landtages abzuwarten, bewilligte er daher jene Bitte, zog dem Kumanenkhan mit großer Pracht entgegen und überhäufte ihn und deſſen Anverwandte mit Geſchenken und Auszeichnungen (1239). Vierzigtauſend kumaniſche Familien wanderten in Ungarn ein, mit zahlreichen Viehheerden, und erhielten ihre ausreichenden Weiden und Lagerplätze zugewieſen. Bisher Heiden und zwar, gleich den Kiptſchaken und den Bewohnern des Altai, wahrſcheinlich der Lehre des Fo folgend, welche ſie zwar nur einen höchſten Gott anbeten, aber neben Dieſem auch die Elemente verehren ließ, wurden ſie jetzt, nach erhaltenem oberflächlichen Religionsunterrichte, in Maſſen getauft, und hießen nun Chriſten, ohne es in Wahrheit zu ſein. Sie hatten dabei Nichts von ihrer heidniſchen Wildheit verloren; ja der dreijährige unſtäte Aufenthalt in Gebirgen hatte ihre Sitten gegen früher noch verſchlimmert, und beſonders das Eigenthumsrecht blieb von ihnen völlig unbeachtet, ſo wie auch vor ihrer Sinnlichkeit keine Schranke des Herkommens und des Geſetzes ſchützte. Gar bald mußten ſie mit den Eingeborenen in feindſelige Reibungen gerathen, zumal Letztere ihnen auch die Auszeichnung neideten, womit der König dieſe Fremdlinge behandelte. Der König Bela ſuchte den beiderſeitigen Beſchwerden auf einem Landtage bei der Abtei Kewy zu begegnen, wo dem neuen Volke, das ſich mit den angewieſenen Plätzen nicht begnügen wollte und ſeine ungeheuren Heerden rückſichtlos auf fremde Weideplätze trieb, neue Wohnſitze beſtimmt

und genau abgemarkt wurden. Dieſe begriffen die Inſel Schütt und das Gebiet zwiſchen den Flüſſen Temes, Maros und Körös, drei bis vier Meilen in die Länge und beinahe eben ſo viel in die Breite, von den Geſpanſchaften Szabolcz, Bihár, Bekes, Cſongrad und äußere Szolnok eingeſchloſſen, unter dem gegenwärtigen Namen Großkumaniens. Die Edlen der Kumanen wurden mit ihren Geſchlechtern und Dienſtmannen in die verſchiedenen Comitate vertheilt, und von dem Könige bewährte Männer als Richter eingeſetzt, mit der ſtrengen Verpflichtung, den Ankömmlingen wie den Eingeborenen auf gleich unparteiiſche Weiſe Recht zu ſprechen. Wohl wurde hiermit Vieles gebeſſert, aber die einmal zwiſchen Ungarn und Kumanen entſponnene Feindſchaft erreichte dadurch ihre Endſchaft nicht, und führte alsbald zu ſchrecklichen Folgen.

Immer näher und furchtbarer drängte, während jenes inneren Zwieſpaltes in Ungarn, die Mongolengefahr heran. Die Umwälzung, welche hierdurch dem ganzen Abendlande drohte, das nur durch ein Wunder dem Verluſte ſeiner Cultur und der völligen Ueberflutung aſiatiſcher Barbarei entging, endlich die Spuren, welche jene Horden im Völkerleben, wie ſogar in unmittelbaren Stammüberreſten, für Ungarn zurück gelaſſen haben, legen uns die Pflicht auf, ſie näher in's Auge zu faſſen*). Gegen die Widerſprüche in den Meinungen über die Abkunft der Mongolen erhellt aus der Sprache dieſes Volkes hinlänglich, daß ſie tatariſchen, nicht aber türkiſchen Stammes ſind. Die Tataren ſelbſt werden von den chineſiſchen und mongoliſchen Schriftſtellern in weiße und ſchwarze eingetheilt, wovon dieſe, aus denen der Schöpfer ihrer Größe, Temudſchin oder Tſchengis-Khan, ſtammte, die ſchwarzen, im Gegenſatze der weißen, welche den Türken ſtammverwandt. Der urſprüngliche Name „Tatar" iſt, wie es ſcheint, durch ein bekanntes Wort des heiligen Ludwig, welcher dieſelben dem Tartarus aneignete, in die europäiſchen Sprachen als Tartar übergegangen. Vom In-ſchan, vom großen blauen Gebirge und dem Lande Tenduch, breiteten ſich die Tata oder Tataren gegen Weſten, und nördlich von der großen Wüſte Schamo oder Gobi, von den Flüſſen Kerulan und Arghun bis zum oberen Irtiſch, und vom Baikalſee bis zum See Saſan und dem Fuße des Altai aus. Die ſchwarzen Tataren am Baikal und die am

*) Vgl. Hammer-Purgſtall a. a. O. S. 84 u. f.

Kerutan wohnenden, welche auch den Namen der Waſſertataren führten, traten zu Ende des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen der Mongolen auf. Sie waren ein düſteres, ſchweigſames, ſtumpfes Volk, zu blindem Gehorſam geſchaffen und daher unter dem Befehle eines kühnen Mannes leicht für große Zwecke verwendbar. Zehn Eigenſchaften der Thiere mußte, nach mongoliſchem Wahlſpruche, der Krieger beſitzen: die Tapferkeit des Hahns, die Milde des Huhns, das Herz des Löwen, den Anfall des Schweines, die Geduld des Hundes, die Behutſamkeit des Kranichs, die Liſt des Fuchſes, die Vorſicht des Raben, die Raubſucht des Wolfes und die Ruhe der Katze. Ueber ihre Raubſucht, Grauſamkeit und ſchmutzige Unfläthigkeit iſt bei den Chroniſten jener Völker, die mit ihnen im Kriege lebten, nur Eine Stimme, und die Geſchichte gibt dafür zu viele Belege, als daß ſich daran zweifeln ließe. Doch erheben ſich aus jener Zeit auch günſtigere Zeugniſſe für ſie, die ihnen manche Tugend zugeſtehen. Vor allem wird ihre Furchtloſigkeit, ihr ſtrenger Gehorſam, ihre Genügſamkeit, ihre Einfachheit in der Nahrung und den übrigen Bedürfniſſen, ihre Wahrheitsliebe und ihr Abſcheu vor Verläumdern und Anſchwärzern gerühmt; auch der Neid war ihnen fremd; Hunger, Durſt, Kälte wie Hitze ertrugen ſie mit der größten Standhaftigkeit, und unter allen Umſtänden waren ſie ſtets bereit zu gegenſeitiger Hilfe. Ueber Körperbau und Geſichtsbildung der Mongolen, worin ihnen auch heutzutage die ſtammverwandten Kalmüken vollkommen ähnlich, hat ein engliſcher Dolmetſch, der damals lange unter ihnen lebte und unter den Mauern Wiens in die Gefangenſchaft der Chriſten fiel, eine gleichzeitige Schilderung hinterlaſſen. „Sie haben“ — heißt es dort — „harte und ſtarke Bruſt, mageres und blaſſes Geſicht, ſtarre, hohe Schultern, viereckige kleine Naſe, hervorſtehendes ſpitziges Kinn, die obere Kinnlade tief und eingedrückt, die Brauen und Wimpern von den Schläfen bis an die Naſe zuſammen laufend, ſchwarze, unruhige Augen (in ſchiefem Winkel zu der Naſe ſitzend), ſchießenden finſteren Blick, alle Gliederenden beinig und markig, dicke Schenkel, kurze Beine, die gewöhnliche Mannshöhe, weil die Kürze des Unterleibes durch die Länge des Oberleibes erſetzt wird.“ Der Bart war ſpärlich, aber deſto dichter ihr Haarwuchs auf dem Kopfe, deſſen Vordertheil von dem Scheitel bis zu den Ohren herunter ſie hufeiſenförmig ſchoren; auch rückwärts war der Kopf geſchoren, und das ſtehen gebliebene

Haar hing in Zöpfen über die Ohren. Die breite Stirne, die unförmliche Breite ihres Geſichtes gab denſelben das Anſehen ihrer Schilde, und deshalb bezogen die Moslimen auf dieſelben die Ueberlieferung des Propheten, welche die Erſcheinung eines Volkes mit breiten Geſichtern gleich breitgehämmerten Schildern als Vorläufer des jüngſten Tages ankündigt. Aufgewachſen auf ihren Roſſen, auf welchen ſie ſich feſtbinden ließen, um auch ohne Sattel ſattelfeſt zu reiten, waren ſie die trefflichſten und gewandteſten Reiter, und, durch ihre frühzeitige Uebung im Schießen, Bogen und Pfeil eine furchtbare Waffe in ihrer Hand. Die Kleidung der Männer und Frauen war dieſelbe, bis auf die Kopfbedeckung, ohne Mantel, ohne Ueberwurf, ohne Kapuzen. Ihre härenen Kleider, die der Vornehmen meiſt Purpur, die der Gemeinen meiſt ſchwarz, vorn von oben bis unten offen, ſich über die Bruſt kreuzend, waren auf der linken Seite mit einer, auf der rechten mit drei Schleifen am Hüftbein gebunden, das Oberkleid ein Pelz, deſſen Haare nach außen gekehrt, rückwärts offen und mit einer, bis unter die Kniee reichenden Schleppe, um die Lenden durch einen Gurt zuſammen gehalten. Die Kleider der Reichen waren mit weißer Seide oder Plüſch, die der Armen mit einfacher Leinwand und feiner Wolle gefüttert; die grobe verwendeten ſie zu den Filzen, womit ihre Zelte, ihre Tiſche und Bänke bedeckt; ihre Stricke, ebenfalls von Wolle, mit einem Drittel von Pferdehaar durchflochten. Die Männer trugen eine platte, dreieckige Mütze (von verſchiedener Farbe), welche vorn mit einem fingerbreiten Saume übergeſchlagen, rückwärts eine Spanne lang hinunter hangend, mit zwei Bändern unter dem Kinne gebunden und zwei anderen fliegenden verſehen war. Die Kopfbedeckung der Frauen erhob ſich vom Kopfe in der Form eines innen auseinander laufenden geſtürzten Kegels oder vielmehr einer geſtürzten Pyramide (denn das Dach war viereckig), eine Elle hoch, war aus Weiden oder leichtem Holze verfertigt und wurde unter dem Kinne gebunden. Ueber dieſe ſonderbare Mütze hing ein Ueberzug von Seide oder reichem Stoffe bis auf die Schultern nieder, deſſen Obertheil mit Pfauenfedern, Hermelinsſchweifchen und Juwelen geſchmückt war. Dieſer Kopfputz hieß Bagtak, woraus die Miſſionäre Botta gemacht, wahrſcheinlich der Urſprung der venetianiſchen Bauta. Die Bekleidung der, ſelbſt bei den Männern kleinen Füße wurde von den Weibern verfertigt. Letztere, deren größte Schönheit die kleinſte Naſe, verfertigten Schuhe, Socken und

die Kleider der Männer aus ſteifer Leinwand oder Thierhäuten. Ihre bis an die Lenden aufgeſchlagenen Oberkleider waren mit himmelblauem Gürtel um die Lenden und um den Buſen gebunden. Ein weißer, bis auf die Bruſt reichender Schleier deckte das Geſicht der Vermälten. Die Unvermälten trugen weder den Schleier noch die hohe Mütze, und waren daher von jungen Männern kaum zu unterſcheiden. — Ihre Zelte beſtanden aus Filz und waren auf Räder geſtellt; der, faſt wie ein Rauchfang geſtaltete, Gipfel derſelben war von weißem Filz, mit Kalk oder weißem Staub aus zermalmtem Gebein übertüncht, um ſo heller von fern zu ſtrahlen und deſto mehr von der dunkeln, meiſt ſchwarzen Farbe des Zeltes abzuſtechen. Die immer gegen Süden ſich öffnende Thür war mit einem Filz verſchloſſen, welchem Reben, Bäume, Vögel oder Thiere eingenäht waren. Dieſe Zelte waren von verſchiedener Form und Größe; die größten, ein längliches Viereck bildend, oft bis dreißig Fuß lang und von einigen und zwanzig Ochſen gezogen, hießen Chargiah, die kreisförmigen Tſcherke. — Der Mongolen Nahrung war Fleiſch von allen Arten, am liebſten das der Pferde, aus deren Gedärmen ſie Blutwürſte bereiteten; doch aßen ſie auch Mäuſe, Hunde, Katzen und, wie es heißt, ſogar gebratenes Menſchenfleiſch. Ihr größter Leckerbiſſen, ein gebratener Hammel, wurde mit Mus von Aepfeln und Birnen in Wein geſotten und das Fleiſch wohl unter hundert Tiſchgenoſſen vertheilt. Das Fett leckten ſie von den Fingern und ſchmierten damit ihre Stiefel; nur die Vornehmen wiſchten die Hände in einem Tuche ab. Sie wuſchen weder vor Tiſche die Hände, noch nach Tiſche die Schüſſeln; und ſpülten ſie die Töpfe aus, ſo wurde das Spülwaſſer wieder als Suppe zugegoſſen. Sie fraßen Ungeziefer, und indem das Weib dem Manne, oder der Freund dem Freunde das Ungeziefer abklaubte und fraß, riefen ſie dabei: „könnt' ich ſo meines Freundes Feinde freſſen!" Ihr liebſtes Getränk war das, aus Stutenmilch bereitete, gegohrene Kumis; außerdem tranken ſie aber auch Wein und eine Miſchung aus Reis und Meth. Wenn ſie tranken, gab immer der Diener das Zeichen, indem er Ha! ſchrie; alsbald fing der Zitherſpieler ſein Spiel an, und bei großen Feſten tanzten die Männer vor dem Herrn, die Weiber vor der Frau des Hauſes, Alle in die Hände klatſchend. Nachdem der Hausherr getrunken, ſchrie der Schänke wieder: Ha! der Zitherſpieler verſtummte, und nun tranken die Gäſte, aber auf ſehr ekelhafte Weiſe.

Feſtgelage waren immer mit Geſang, oder vielmehr mit Geheul begleitet. Bei dieſen Trinkgelagen wurden die Preiſe der Tapferkeit (Ulusch) vertheilt, und auch Rath gepflogen. So viehiſch dieſes Volk war, ſo bewies es doch den Frauen eine beſondere Achtung, welche dieſelben durch ihre Häuslichkeit, ihren Fleiß und ihre Geſchicklichkeit in allerlei Arbeiten nicht minder, als durch ihre Keuſchheit verdienten. Der Mann kaufte ſeine Weiber und legte ſich deren ſo viele zu, als er wollte, ohne Rückſicht auf Verwandtſchaft (Mutter, Schweſtern und Tanten ausgenommen), und die Witwen heirateten nur ſelten; aber der Sohn nahm nach dem Tode ſeines Vaters alle Weiber desſelben (ſeine eigene Mutter ausgenommen) als ſeine Frauen. Sie glaubten, daß jeder Mann in jenem Leben ſeine Frauen wieder finde; deshalb erwarteten die Witwen die Rückkehr zu ihrem Gemale, und die Söhne, welche ſich die Gemalinnen ihres Vaters aneigneten, hatten aus kindlicher Ehrfurcht Nichts dagegen, daß dieſe nach dem Tode wieder zum Vater zurück kehrten. — Der Männer Beſchäftigung war der Krieg, oder das Vorſpiel desſelben: die Jagd, oder die Verfertigung von Waffen. Die Treibjagden wurden mit ungeheuren Kräften und in großartigen Verhältniſſen betrieben; zwanzigtauſend Treiber und fünftauſend Hüter machten die Jägerei des Khans aus. Ihre Waffen und Rüſtungen waren Helme, Harniſche, Schilde, Bogen und Pfeil, ſelten Schwert und Keule; die erſten ſelten aus Holz und Eiſen, meiſtens aus dem feſteſten Leder von Büffeln und anderen Thieren; nur der obere Theil des Helmes war von Stahl. Der Harniſch beſtand aus vier Theilen: dem Vorderwamms, Hinterwamms, dem Schulterſtücke, den Schienen für Arm und Schenkel. Gekrümmte Lanzen dienten ihnen, Reiter aus dem Sattel zu heben. In ihrem Köcher führten ſie nebſt den Pfeilen auch Feilen, um deren zweiſchneidige Spitze zu ſchärfen; die Pfeile für den Krieg waren über zwei Schuhe lang. Vortreffliche Bogenſchützen, verſtanden ſie ſelbſt fliehend den Feind zu durchſchießen. Im Kriege ſendeten ſie leichte Reiter voraus, welche in einer Nacht drei gewöhnliche Märſche zurück zu legen pflegten, aber in der Regel weder ſengten noch brannten, weder plünderten noch mordeten, ſondern blos verwundeten und verkrüppelten, um den Schrecken vor dem nachfolgenden Heere zu ſteigern. Die Flüſſe überſetzten ſie in ledernen Körben, in welche die Waffen und Kleider gelegt und die an den Schweif der Pferde gebunden wurden, während das Pferd durch einen voraus

ſchwimmenden Mann geleitet wurde. Im erſten Anfalle ſchoß Jeder drei bis vier Pfeile ab; wenn ſie aber die feindlichen Reihen nicht im erſten Anfalle durchbrachen, zogen ſie ſich auf große Entfernung zurück, und lauerten den Vorüberziehenden in Verſtecken auf. Oft ſetzten ſie aus Lumpen gefertigte Geſtalten auf Pferde, die ſie im Ueberfluſſe hatten, um den Feind über ihre wirkliche Stärke zu täuſchen. Sie vermieden, ſo viel ſie konnten, das Gefecht von Mann gegen Mann, und ſuchten nur im Fluge zu verwunden und zu tödten. Bei Belagerungen ängſtigten ſie die Städte mit Naphthageſchoſſen (Menſchenfett ſoll ein Beſtandtheil ihres griechiſchen Feuers geweſen ſeyn), durch Abſchneidung des Waſſers oder Ueberſchwemmung der Umgegend, durch Laufgräben und Minen. Beſiegt flehten ſie nicht um ihr Leben; als Sieger ſchonten ſie keines. Zwar pflegten ſie den Belagerten Leben und Eigenthum zuzuſichern, aber ſie hielten faſt nie Wort, und wenn ſie die Bevölkerung einer eroberten Stadt nicht durch allgemeinen Mord vertilgten, ſo blieben doch nie die Reichen und Großen verſchont. Die in der Schlacht Gefangenen tödteten ſie Alle, bis auf die Handwerker, die ſie als Sclaven mit ſich ſchleppten. Der Mord der Gefangenen war regelmäßig eingerichtet, indem ſie dieſelben unter ihre Haufen vertheilten, deren jedem die Schlachtung der Seinigen oblag. Nach je geſchlachtetem Zehntauſend wurde ein Leichnam mit dem Kopfe zur Erde, die Füße in der Höhe, als Tropäe aufgerichtet. Bei den Begräbniſſen ihrer Fürſten wurden deren Beiſchläferinnen und Gefangenen geſchlachtet; ihre Begräbnißorte wurden geheim gehalten, aber jene der Vornehmen durch ſteinerne Denkmale bezeichnet. Ein Hengſt, eine Stute und ein Füllen wurden dem Todten in das Grab mitgegeben, damit er im anderen Leben ſogleich beritten ſey und daß es ihm nicht an Stutenmilch fehle. Ein anderes Pferd wurde zum Todtenmahle geſchlachtet und die Haut ausgeſtopft über dem Grabe aufgeſtellt, alles Hausgeräth des Verſtorbenen im Feuer gereinigt. Die Stelle der Aerzte und Prieſter vertraten die Wahrſager und Zauberer, die mit Beſchwörungen Krankheiten herbei riefen und bannten. Sie beſtimmten die glücklichen und unglücklichen Tage, und retteten, wie bei ſo vielen anderen barbariſchen Völkern, in Sonnen- und Mondfinſterniſſen durch Geräuſch mit Becken und Trommeln Sonne und Mond vor dem angeblichen Drachen, der dieſe Himmelskörper zu verſchlingen drohte. Ihre Reinigung geſchah durch das Feuer, nicht aber durch das Waſſer, denn ſie

wuſchen ſich nie, und glaubten ſogar, daß ein Bad im Fluſſe die Wetterſtrahlen vom Himmel rufe. Den Blitz aber fürchteten alle Mongolen außerordentlich; nur die vom Stamme der Uriangkut beſchworen denſelben. Im fürchterlichſten Gewitter ſchmähten ſie den Blitz und Donner mit lautem Geheul. Sie aßen nicht vom Fleiſche der durch den Blitz getödteten Thiere; ſie forderten den Donner heraus, doch die anderen Mongolen verkrochen ſich vor demſelben furchtſam in ihren Zelten. Sie hielten den Wetterſtrahl für einen vom Himmel fallenden feurigen Drachen, der mit ſeinem Schweife die Erde ſchlage, ſich in ſich ſelbſt zuſammen wirbelnd Feuer ausſpeie. Das Feuer wurde nicht nur als Reinigungsmittel, ſondern auch auf dem Herde, als Symbol des Familienlebens, hochverehrt. Der jüngſte Sohn des Hauſes wurde Utdſchigin, d. i. Feuerſitzer, genannt, weil er nicht in den Krieg zog, ſondern zu Hauſe blieb, um den Herd zu ſchützen. Auf ihn ging, nach des Vaters Tode, der Beſitz des Herdes und der Heerden über. Die Söhne wurden nach dem Adel ihrer Mütter geachtet.

So war das Volk beſchaffen, das, aus ſeiner aſiatiſchen Heimat herausgeſchleudert, ſich mit dem Schwerte eine neue im Abendlande zu ſuchen gekommen und nahe daran war, ſie hier zu finden, wobei mongoliſche Barbarei die Trümmer abendländiſcher Cultur zum Schämel genommen, Fetiſch- und Feuerdienſt, Buddhaismus und anderes indiſche Heidenthum die Chriſtuslehre, vielleicht auch den Islam, überwuchert haben würde. Vor Tſchengis-Khan waren die Mongolen ein unbekannter, in Armuth und Niedrigkeit verſunkener Stamm, ohne gemeinſamen Herrſcher, daher auch ohne Einheit und bei ſtätem inneren Zwieſpalte ein Spielball mächtiger und reicher Nachbarn, beſonders der Chineſen. Tſchengis-Khan's rauhe Kraft zimmerte mit Peitſche und Beil dieſe formloſen mongoliſchen Völkermaſſen für ſeine Zwecke zu, und rannte mit dem durch ihn geformten Rieſenklumpen ſchrecklich Sturm gegen die Menſchheit und ihren Frieden. Als er (1227) ſtarb, war ſein Reich ſchon ſo feſt gegründet, um ein fortgeſetztes Syſtem der Eroberung daran lehnen zu können. Wie er durch Einigkeit ſein Volk erſt zum Volke gemacht, ſo war auch Einigkeit das Loſungswort, das er ſterbend ſeinen vier Söhnen in dem Gleichniſſe vom Pfeilbündel einprägte, welches, verbunden, nicht zu brechen noch zu biegen, getrennt mit Leichtigkeit zu zerknicken; und wie er durch die Kraft ſeines einzigen Willens ſo Ungeheures vermocht, ſo wies er noch auf dem

Todbette — durch die Fabel von den zwei Schlangen, deren eine viele Köpfe und einen Schweif, die andere einen Kopf und viele Schweife hatte, und von denen letztere gegen plötzlich einbrechenden grimmigen Froſt leicht ſich rettete, weil ihr einer Kopf ſchnell in ein Loch ſchlüpfte und die vielen Schweife nachzog, während die andere Schlange, weil ihre vielen Köpfe nicht einig wurden, wohin ſie fliehen ſollte, und jeder ein anderes Loch ſuchte, zu Grunde ging — auf jene Einheit des Willens hin. Jenes Gleichniß und dieſe Fabel waren und blieben das Geheimniß der Größe und ſchrecklichen Kraft mongoliſcher Herrſchaft, doppelt feſt durch die despotiſche Form, welche ſie zuſammen hielt.

Einer unwiderſtehlichen Lawine gleich rollte der ſchreckliche Batu ſein Mongolenheer durch Rußland; Kiew fiel unter Strömen Blutes in des Würgers Hand, und bald war, mit Ausnahme von Nowgorod, ganz Rußland den gräulichen Siegern unterworfen. Dmitri, ein vornehmer ruſſiſcher Bojar, der durch ſeine heldenmüthige Vertheidigung Kiew's ſelbſt dem finſteren Batu Achtung eingeflößt hatte, machte, um die Mongolengräuel wenigſtens auf einige Zeit von ſeinem Vaterlande zu entfernen, den Batu auf andere nahe und reiche Lande aufmerkſam, welche zunächſt zu unterjochen und auszurauben wären, und wies vorzüglich auf das geſegnete Ungarn hin. Dieſer Wink gefiel dem Unerſättlichen. Batu zog nach Ungarn und ſandte ein anderes Mongolenheer unter Paidar, dem Sohne Tſchagatai's, gegen Polen. Die für die Chriſten verlorene Schlacht bei Chimelik im Palatinate Krakau (18. März 1240) entſchied Polens Schickſal; Krakau ſank in Aſche, und die Mongolenflut wälzte ſich nun nach Schleſien hinüber. Ein Wunder rettete das feſte Schloß von Breslau; aber bei Liegnitz erlag (9. April 1241) das ſchleſiſch-polniſche Heer dem Schwall der Feinde, und Herzog Heinrich von Liegnitz ſtarb hier den Tod des Helden und des Martirers, mit vier und dreißig Rothkirchen und vielen Fürſten und edlen Rittern. Von da zogen die Mongolen verwüſtend nach Mähren; aber vor Olmütz brach ſich ihr Glück; ihr Führer, Paidar, ſelbſt fiel unter chriſtlichen Schwertern, und heulend flohen ſie hinüber nach Ungarn, in welchem Lande bereits ihr Khan, Batu, und deſſen Vetter Kadan mit dem Hauptheere ſtanden und das nun zum Schauplatze mongoliſcher Gräuel auserſehen wurde.

Auf die erſte Kunde der näher und näher ſich heran wälzenden Gefahr, hatte König Bela in Perſon die zunächſt bedrohten nördlichen und öſtlichen Gränzen ſeines Reichs bereiſet, um die Haltbarkeit der Plätze mit eigenem Auge zu unterſuchen. Durch große Verhaue ließ er die minder feſten Päſſe ſchützen. Dann hielt er in Ofen einen großen Landtag, um der Nation, welche durch Factionen ihre Kraft zu zerſplittern drohte, die gemeinſame Gefahr an's Herz zu legen und Alle zum heldenmüthigen Widerſtande zu entflammen. Bei dieſer Gelegenheit machte ſich die Eiferſucht gegen die Kumanen Luft; man gab denſelben Schuld, ſie wären mit den Mongolen einverſtanden, und als deren Vorläufer und Spione in das Land gekommen. Bela, um in ſo verhängnißvollem Momente nicht gegen das allgemeine Vorurtheil anzukämpfen, ließ, wenn auch ungern und ſchlimme Folgen ahnend, es geſchehen, daß der Kumanenkhan Kotjan ſammt ſeiner Familie und ſeinen vornehmſten Vertrauten in engeren Gewahrſam gebracht wurde. Bald (11. März 1241) kam mit angſtvoller Miene ein Eilbote des Palatin Dionyſius angeſprengt, mit der üblen Botſchaft, daß Batu mit dem Kerne ſeiner Heermacht den Vereczkeer Paß erreicht habe, der Palatin aber, ohne ſchleunige Verſtärkung zu erhalten, den Feinden unmöglich die Spitze bieten könne. Zu ſpät hatte man über anderen Streitigkeiten und Nebendingen daran gedacht, den Heerbann zu verſammeln; es war daher nicht mehr Zeit, dem Palatin Unterſtützung zu ſenden, und alle Streitkräfte wurden vielmehr in die Nähe von Peſth aufgeboten. Wie die Biſchöfe und Magnaten, ſo wurden auch die Kumanen aufgefordert, ſich ſchleunigſt unter dem königlichen Banner zu verſammeln. Die Königin ließ Bela durch den Biſchof von Waizen, und die Pröpſte von Arad und St. Salvator zu Eſanad, ſammt dem Reichsſchatze an die öſterreichiſche Gränze geleiten, während er zugleich den Herzog Friedrich von Oeſterreich dringend um bewaffneten Beiſtand anging, dann in den Graner und Stuhlweißenburger Gebieten alle ſtreitbare Mannſchaft ſammelte und ſie über die Donau nach Peſth führte, um hier die Ankunft der geſammten Reichsmacht abzuwarten.

Indeſſen zog die furchtbare Gewitterwolke der Mongolen, den Sturm der Verheerung ſchnaubend und die Blitze des Verderbens ſendend, unter dem Donner zahlloſer Hufſchläge heran. Auf derſelben Straße, welche vor vierthalbhundert Jahren die ſiegenden Magyaren nach Pannonien geführt hatte, brachen jetzt (12. März 1241) Batukhan's ſchreckliche Horden über

Munkacs und Ungvar ein. Umſonſt hatte der Palatin Dionyſius mit ſeinem kleinen Häuflein ſich am Vereczkeer Paſſe den Feindesſchwärmen entgegen geſtellt, um des Vaterlands heilige Schwelle zu ſchützen. Ueber die Leichen ſeiner Tapferen drangen die Verwüſter weiter. Blutend rettete ſich der Palatin mit wenigen Getreuen nach Peſth zum königlichen Heere. Die Verhaue, welche den Marſch der Mongolen aufhalten ſollten, fielen ſchnell unter den Beilen von vierzigtauſend vorausgeſendeten Zimmerleuten, und weithin lag nun das ungariſche Land den gräulichen Gäſten offen. Ihre Wuth kam nur ihrer Schnelligkeit gleich; in zwei und ſiebzig Stunden legte das mongoliſche Heer, gleich einem unüberſehbaren Tigerrudel, faſt eben ſo viele Meilen zurück, und ſtand, drei Tage nach der Niederlage des Palatins, bereits vor Peſth. In den Mauern dieſer Stadt hatte der König Bela ſeine Streitmaſſen verſammelt, die durch den Zuzug des ſlavoniſchen Banners unter dem Herzog Coloman, der Banderien der Erzbiſchöfe von Gran und Ugrin von Colocza, wie auch anderer Biſchöfe, Aebte und Magnaten ſich vermehrt hatten. Die Straße hinter ſich hatten die Mongolen nach ihrer Gewohnheit bereits wüſt gelegt und entvölkert; die Städte Kaſchau, Miskólcz, Erlau, Gyöngyös ſammt vielen Dörfern waren in Schutt verſunken. Die Renner und Brenner der Mongolen umſchwärmten Peſth, prallten unter Verheerungen oft weit in die Umgegend vor, und kehrten dann zur Hauptmacht zurück.

Bela wollte, wie einſt Marius, ſeine Schaaren erſt an den Anblick und die Kampfweiſe der Mongolen gewöhnen, ehe er ſie angriffe; darum verbot er auch, Ausfälle gegen ihre Streifparteien zu unternehmen. Die Seinigen waren minder vorſichtig, als er; ſie meinten, mit den ſchlechtbewaffneten Horden leicht fertig zu werden, und zeigten ſich unwillig ob ihres Königs Zaudern. Als die Feinde ſich auch nach Waizen wagten, konnte der kriegsluſtige Erzbiſchof Ugrin ſeinem Drange nicht widerſtehen. Er ſaß mit ſeiner Banderie auf, hieb wacker auf die Mongolen ein, ließ ſich durch ihre Flucht in einen Sumpf locken und ſah hier ſeine Mannen rettungslos unter dem Hagel mongoliſcher Pfeile verbluten. Mit Mühe entkam er ſelbſt nach Peſth, die Urſache ſeines ſelbſtverſchuldeten Unglücks auf den König wälzend, der ihn im Stiche gelaſſen. An demſelben Tage (17. März) nahmen die Mongolen Waizen, erſtürmten den befeſtigten Dom, raubten den Kirchenſchatz, und weihten die Bewohner dem Schwerte, die Gebäude der Flamme.

Des Königs Lage wurde immer bedenklicher, theils durch die reißenden Fortſchritte der Feinde, theils durch das Murren der Seinigen, denen ſein, durch die Umſtände gerechtfertigtes, Zaudern mißfiel. Der ſtreitbare Herzog Friedrich von Oeſterreich war nach Peſth gekommen, aber mehr um den König zu beſchämen, als um ihm zu nützen, denn er erſchien in geringer Begleitung. Bei einem Ausfalle, den der Herzog anführte, nahm er einen mongoliſchen Hauptmann mit eigener Hand gefangen, hieb einen anderen, der Dieſem zu Hilfe eilen wollte, mit ſcharfem Schwerte nieder, und brachte ſeinen Gefangenen im Triumphe in die Stadt. Die kriegeriſchen Ungarn jauchzten ihm Beifall zu, und rügten die angebliche Unthätigkeit ihres Königs durch bittere Vergleiche mit dem tapferen Babenberger.

Jetzt brach auch auf's Neue das Gerücht aus, die Kumanen, ſonderlich ihr Khan Kotjan, begünſtigten die Unternehmungen der Feinde. Umſonſt ſuchte Bela den Gaſt zu retten. Einige Wüthende, welche, von gleichem Wahne hingeriſſen, der Herzog Friedrich ſelbſt unterſtützt haben ſoll, erſtürmten das von Kotjan bewohnte Gebäude, erſchlugen, nach hitziger Gegenwehr, ihn und die Seinigen und trugen die Köpfe der Ermordeten im Triumphe einher. Kurz darauf zog der Herzog Friedrich wieder nach Hauſe, den König ſeinem Schickſale überlaſſend. Die blutige That gab auch für andere ungariſche Plätze die Loſung zu einer allgemeinen Verfolgung der Kumanen, welche dadurch genöthigt wurden, zu ihrer eigenen Rettung den auf ihnen laſtenden Verdacht wahr zu machen und ſtatt, mit den Ungarn vereinigt, die Mongolen zu bekämpfen, jetzt ſich vielmehr auf die Seite der Letzteren zu ſchlagen und ſich den Drängern des gemeinſamen Vaterlandes, die unter Subutai's Anführung auch in's Land der Kumanen einfielen, zuzugeſellen. Sie überfielen und vernichteten die Banner des Biſchofs von Cſanad und der Arader, Torontaler, Temesvarer und Kraſſower Comitate, gingen dann über die Donau und wanderten, unter Verheerung des ſirmiſchen Frankenlandes, nach Bulgarien aus.

Dem Könige entging durch der Kumanen Rache ein großer Theil der erwarteten Hilfe. Auch aus anderen Gegenden wartete er vergeblich auf Verſtärkungen, theils weil die Wege abgeſchnitten waren, theils weil die Magnaten ihren eigenen Herd zu ſchützen hatten. Der Großwardeiner Biſchof Benedikt, welcher ſeine Mannen, und Graf Lorenz Boch, welcher das Bihárer Banner nach Peſth führen wollten, ließen ſich unterwegs

unweit Erlau durch mongoliſche Kriegsliſt in einen Hinterhalt locken und verloren fliehend den größten Theil ihrer Leute. Auch aus Siebenbürgen war keine Hilfe zu erwarten, denn hier war, während Batu vor Peſth ſtand, deſſen Vetter Kadan, des Großkhans Ogotai Sohn, mit unwiderſtehlicher Macht eingedrungen, hatte am 31. März die ſilberreiche Stadt Rodna durch einen Handſtreich genommen, die Bergwerke zwar verſchont, aber dafür den dort befehligenden Grafen Ariskald gezwungen, mit ſechshundert Deutſchen in das mongoliſche Heer einzutreten und ihm die Wege nach Ungarn zu zeigen. Kadan und Buri, Tſchagatai's Enkel, unterjochten die Sachſen in Siebenbürgen nach drei über dieſelben gewonnenen Schlachten; Budſcheck ſchlug die Walachen.

Großartig war der Kriegsplan der Mongolen, doch auch nur mit ſo ungeheuren Maſſen zu vollführen, als ihnen zu Gebote ſtanden. Während Batu in das Herz von Ungarn eindrang, griff der linke Flügel des Mongolenheeres unter Kadan's Banner durch Siebenbürgen an die untere Donau hin, zog Paidar durch Polen, Schleſien und Mähren auf Wien zu. So war denn von Peterwardein bis Preßburg, von den Karpathen bis Peſth, Ungarn in den Händen der Mongolen.

Bela hatte, während ſeine Hauptleute den richtigen Augenblick gern übereilt hätten, denſelben unſtreitig verſäumt. Die lange Unthätigkeit hatte ſein Heer entartet, und der unbefriedigten kriegeriſchen Aufregung verdroßene Abſpannung folgen laſſen. Jetzt gönnte der ungeſtüme Eifer des Coloczer Erzbiſchofs dem Könige nicht länger Raſt; es mußte geſchlagen werden, mochte der Erfolg noch ſo zweifelhaft ſeyn. Batu hatte dieſes Moments mit Begierde gewartet, denn ſeit zwei Monaten hatte er nichts Entſcheidendes unternehmen können, und erſt wenn die Ungarn den Kampf aufnahmen, konnte ſeinen grauſamen Entwürfen ſich ein neues Feld eröffnen. Plötzlich brach er ſein Lager vor Peſth ab, und führte ſein Heer dorthin, wo er am erfolgreichſten mit den Ungarn zu kämpfen hoffte.

König Bela, des Khan's Abzug für Flucht haltend, folgte ihm mit ſeinem Heere, deſſen Oberbefehl der Herzog Coloman führte, auf dem Fuße nach. Auf der Heide Mohi machten beide Heere Halt. Auf der Straße von Peſth nach Tokay, ſechs Meilen weit von letzterem Orte, dehnt ſich in der großen Ebene der Borſoder, Heveſer, Abaujvarer und Zempliner Geſpanſchaften die Heide von Mohi aus, in einer Breite von zwölf Meilen

bei Mohi, im Oſten durch die Rebenhügel Tokay's, im Weſten durch die dunklen Wälder von Diósgyör umſäumt, im Norden überragt durch die gewaltige Bergſpitze von Lomnitz. Die Ebene wird vom Sajó durchſchnitten, welcher, nachdem er bei Onod den Hernad aufgenommen, vier Meilen tiefer ſich in die Theiß ergießt. Die Mongolen lagerten am linken Ufer des Sajó, zwiſchen dem Hernad und der Theiß, den rechten Flügel an jenen, den linken an dieſe lehnend, in der Fronte durch den Sajó gedeckt. Am rechten Ufer des Sajó, nahe bei Mohi, ſtand der König Bela mit dem ungariſchen Heere, in ſeinen Vorkehrungen theils ſorglos, theils bedenklich. Seine Krieger hatten ihre Zelte dicht aneinander gerückt und nirgend Zwiſchenräume gelaſſen; ſtatt dienlicher Verhaue, umgab das Lager eine Wagenburg. Mit geübtem Blicke erſpähte Batu von einer Anhöhe herab, wie die Ungarn auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt eingeſperrt und um jede freiere Bewegung gebracht hatten, und baute auf dieſe Stellung die Gewißheit ſeines Sieges.

Bela ermahnte die Seinigen, auf des Feindes Liſt hinweiſend, die ihn noch furchtbarer mache, als ſeine Tapferkeit; doch nur Wenige verſtanden das Gewicht ſeiner Worte, und Andere, die durch eine Niederlage die Macht des Königs ſinken, die ihrige ſteigen zu ſehen hofften, wollten es nicht verſtehen. Mehre Tage waren verſtrichen, als eines Abends ein Ueberläufer dem Könige die Kunde brachte, daß Batu in der kommenden Nacht die Ungarn in ihrem einengenden Lager zu überfallen beſchloſſen habe. Dies zu verhindern, rückten der Herzog Coloman und der Erzbiſchof Ugrin mit dem rechten Flügel an die, von den Mongolen beſetzte Sajó-Brücke, und warfen die feindlichen Poſten mit Verluſt über dieſelbe zurück. Statt den gewonnenen Poſten mit aller Macht zu behaupten, kehrten die Ungarn nach dieſem erſten Erfolge in das Lager zurück. Schnell ſtrafte ſich dieſer Mißgriff. Die Mongolen drangen abermals gegen die Brücke heran, verjagten die wenigen Vertheidiger und ſicherten ſich den Beſitz des Brückenkopfes durch Aufſtellung furchtbarer Schleudermaſchinen, die jeden Angriff auf die Brücke unmöglich machten. Dann überſchritten ſie mitten in der Nacht theils auf der wiedereingenommenen Brücke, theils durch ſeichte Stellen, den Sajó, und hielten bei Tagesanbruch in einem ungeheueren Halbmonde das ungariſche Lager umrungen. Zu ſpät verſuchten die Ungarn ſich zum regelmäßigen Widerſtande zu ſchaaren. Die mongoliſchen Pfeile ſchlugen dicht, wie

Hagel, in die gedrängten Zelte und verbreiteten die ſchrecklichſte Verwirrung; die enge Stellung der Ungarn ward jetzt zur angſtvollen Feſſel und hemmte jeden Angriff in größeren Maſſen. Endlich ſammelte in dieſer ſchrecklichen Lage der Herzog Coloman mit ſeltener Beſonnenheit den rechten Flügel der Seinigen zum geordneten Treffen, hoffend, der andere Flügel werde ihm nachfolgen und helfen. Aber dieſer war gleich im Anfange des Gefechts voll blinden Schreckens geflohen, unverfolgt von den Mongolen, die den Fliehenden vielmehr eine Gaſſe öffneten, um die Zurückbleibenden ſo ſicherer aufzureiben und wo möglich den König ſelbſt zu fangen. So auf die Hilfe weniger Treuen beſchränkt, kämpfte Coloman muthig fort, wenn nicht für den unmöglichen Sieg, doch für den Ruhm und die ungariſche Ehre. Neben ihm war der Heermeiſter mit allen ſeinen Tempelrittern heldenmäßig gefallen; auch die kühne Bruſt des Coloczer Erzbiſchofs durchbohrte ein mongoliſcher Pfeil. Da wird der Herzog Coloman ſelbſt ſchwer verwundet, und nun nehmen ihn ſeine Getreuen in die Mitte und entkommen mit ihm glücklich dem allgemeinen Würgen, während Andere, die in ſelbſtſüchtiger Flucht nur den Preis des eigenen Lebens ſuchen, in den ſchwarzen Sümpfen von Kereſztes verſinken.

Noch immer ahnete der König, der in einer ziemlichen Entfernung mit der Nachhut hielt, Nichts von der verderblichen Wendung des Kampfes. Wähnend, noch zu retten, oder gar den Sieg zu vervollſtändigen, brach er jetzt zu ſpät gegen das Schlachtfeld vor, wo, ſtatt Getöſe des Streites, ihn nur die Stille des Todes und das Geröchel Sterbender empfing. Zwar machte Verkleidung den König den Feinden unkenntlich; aber die Verzweiflung, womit die Seinigen immer dort für ihn kämpften, wo er ſich eben befand, verrieth den Mongolen mehrmals die königliche Nähe, in welcher ſtets die vollſte Wuth des Gefechtes ſich erſchöpfte. Die Ungarn wurden unter den dichten Streichen des Todes nicht müde, die geheiligte Perſon ihres Königs mit ihren Leibern zu ſchützen. Der Erzbiſchof Mathias von Gran, viele andere Biſchöfe und edle Ungarn, auch die meiſten der acht und dreißig Szirmai, die dem Banner des Königs gefolgt, ſanken getödtet hin auf die blutige Erde der Heide von Mohi. Graf Alexander von Lipolth fing mit Schild und Arm die Streiche auf, welche Bela's Leben galten; Dietrich, der Sohn Mohol's, wendete den Hieb eines Mongolenſchwertes, das nach dem Könige zielte, auf ſein eigenes Haupt

ab, und endete als Blutzeuge ungariſcher Treue. Endlich entriſſen den König die beiden Forgáche, Andreas und Johannes, dem mörderiſchen Getümmel. Andreas gab dem Könige, deſſen Pferd ermattet war, das ſeinige; Johannes, ebenfalls ſeines Pferdes beraubt, vermochte zu Fuße den grimmig nachjagenden Feinden nicht zu entrinnen. Abermals ermüdete, bei dem wilden Jagen, das Roß des fliehenden Königs; Rugacs, der Stammherr des Hauſes Fáy, hob ihn auf das ſeinige, barg ſich dann unter einem Haufen Erſchlagener und entging ſo den mordenden Feinden; anderer ähnlicher Großthaten nicht zu gedenken. Der König floh raſtlos weiter längs des Sajó hinauf; erſt zwiſchen den Dorner-Bergen, in der Höhle bei Szadellö, gönnte er ſich einige Ruhe, bis er auf dem hohen Bergſchloſſe Turócz, dem Eigenthume der Forgáche, endlich ſich geborgen ſah.

Mit des Königs Flucht zerſtäubte die ganze Schlacht in fliehende und verfolgende Haufen. Graf Ladislaw, der mit friſchen Truppen herbeieilte, konnte zwar nicht mehr das Geſchick des Tages wenden, aber er deckte doch die Flucht der Ungarn über die Donau. Der Herzog Coloman und der Biſchof von Fünfkirchen retteten ſich mit ihren Mannſchaften nach Peſth, wo Coloman die Einwohner zu ſchleuniger Flucht mahnte und bald darauf im Agramer Gebiete an ſeinen rühmlich empfangenen Wunden ſtarb. Ungeachtet ſeiner Warnung drängte ſich vielmehr Alles nach Peſth hinein, und die Bürger wähnten, den unbewehrten Platz gegen die von Sieg und Mord berauſchten Feinde vertheidigen zu können. Aber ehe ſie noch den Platz befeſtigen konnten, ſtand Batu vor der Stadt, nahm ſie mit ſtürmender Hand, und verhing über die unglücklichen Bewohner alle Qual mongoliſcher Barbarei. Hunderttauſend Menſchen, die dort Zuflucht geſucht, wurden an Einem Tage geſchlachtet, Weiber, Kinder und Greiſe in Reihen geſtellt, durch welche die Schlächter ſchritten, ihren Opfern die Arme aufhoben und Dolch oder Pfeil in das Herz drückten. Die häßlichen mongoliſchen Weiber fielen wie Furien über die reizenden Magyarinnen her. Die ſchönſten brachten ſie auf der Stelle um; den übrigen ſchnitten ſie die Naſen ab und machten die Verſtümmelten dann zu ihren Sclavinnen. Den mongoliſchen Knaben wurden gefangene ungariſche Kinder als Zielſcheiben für ihre Pfeile und ihre Säbel gegeben, an denen ſie ſich im Morden übten. Hier, wie auf der Landſtraße zwei Tagereiſen weit, lagen die Erſchlagenen

in gräßlichen Haufen aufgeſchichtet, als wollte die Verweſung mit ihren Tropäen prunken.

Was die Mordluſt der Mongolen nicht mit Gewalt erreichte, darnach angelten ſie mit teufliſcher Argliſt. Unter den zahlloſen Leichen des Schlachtfeldes von Mohi hatten ſie auch jene des Propſtes Niklas, königlichen Vicekanzlers, gefunden, mit dem Reichsſiegel am Halſe. Da ließen ſie nun durch gefangene Cleriker in des Königs Bela Namen ein Rundſchreiben folgenden Inhalts aufſetzen: „Fürchtet nicht die Wuth der Hunde und wagt es nicht, eure Häuſer zu verlaſſen; denn wiewohl wir unvorſichtig aus unſerem Lager und unſeren Gezelten herausgegangen, ſo denken wir doch mit Gottes Hilfe derſelben wieder habhaft zu werden und uns wieder zur Schlacht zu rüſten. Betet alſo nur, daß der allbarmherzige Gott uns die Gnade verleihe, die Köpfe unſerer Feinde zu hämmern!“ Dieſe gefälſchten Schreiben, durch das königliche Siegel bekräftigt, wurden durch das ganze Land geſendet. Die unglücklichen Einwohner maßen ihnen Glauben bei, blieben, ſtatt in Wälder und Schluchten zu fliehen, in ihren Häuſern und fielen nun mit ihrer Habe und ihrem Leben unrettbar in die Hände der erbarmungsloſen Wütheriche.

Den allgemeinen Schrecken benutzend, drang Kadan, nach Siebenbürgens Eroberung, von Ariskald und den zu mongoliſchem Kriegsdienſte verdammten ſechshundert Deutſchen geführt, bei dem Meſzeſer Paſſe in Ungarn ein und rückte vor Großwardein, wohin aus der ganzen Umgegend ſich vornehme und reiche Leute geflüchtet hatten. Dagegen waren der Biſchof und die Domherren — unter ihnen auch der Italiener Roger, der Geſchichtſchreiber des Mongoleneinfalls — aus der Stadt geflohen und hatten Zuflucht in den Wäldern geſucht. Die Stadt widerſtand den Feinden nicht; ſchnell ward ſie eingenommen, ausgeraubt, in Brand geſteckt und die Bevölkerung hingeſchlachtet. Nur die Burg blieb von den Mongolen unangefochten. Liſtig zogen dieſe nach Verheerung der Stadt ſich gegen ſechs Meilen weit zurück. Niemand glaubte an ihre Wiederkehr, und ſorglos gingen die, bisher in der Burg geſicherten Bewohner in die Stadt hinab, um die unzerſtört gebliebenen Häuſer zu beziehen und zu retten, was der Mongolen Raubgier verſchont oder überſehen hatte. Plötzlich ſtürmten eines Morgens die Feinde von Neuem heran, überfielen und erſchlugen Diejenigen, die nicht noch zu rechter Zeit ſich in die Burg flüchteten, während Matronen

und Jungfrauen ſich in der feſten ſteinernen Domkirche einſchloſſen. Weder Schloß noch Gotteshaus retteten gegen die Unmenſchen. Sieben mauerbrechende Maſchinen ſchmetterten die Mauern nieder, Feuerbrände, auf das Dach und in die Fenſter der Domkirche geſchleudert, zerſtörten das heilige Gebäude, und feſſellos ſchritt nun abermals die mongoliſche Wuth durch die Stätte der Verwüſtung. Die Einwohner wurden in Maſſen hingewürgt, die goldenen Kelche, Kreuze und Rauchfäſſer zerbrochen, Mädchen und Jünglinge, Weiber und Männer in den Kirchen auf ſcheußliche Art gemißhandelt und dann ermordet. Vergebens befeſtigten die Deutſchen eifrig ihr Bollwerk Thomasbrück am Korös; Kadan's Haufen überfielen auch dieſen Platz und weihten ihn der Zerſtörung, die Einwohner dem Tode. Gleiches Schickſal erfuhr die Körös-Inſel.

Eine von einer anderen Seite in Ungarn eingebrochene Mongolenhorde zog gegen den Maros und das linke Donauufer hinunter und verheerte nach gewohnter Weiſe die Cſanader, Bekeſer, Arader, Torontaler, Temeſer und Kroſſover Comitate, auf ihrem Zuge abſichtlich die große deutſche Stadt Perg (Nagy-Lak) und die wohlbefeſtigte Ciſtercienſerabtei Egres unangefochten laſſend, um die Flucht der Landbewohner nach jenen Plätzen hinzulenken und ſie ſpäter dort in Maſſe zu überfallen. Als die ganze Umgegend mit Schwert und Feuer abgemäht war, zogen ſie vor Perg. Die gefangenen Ungarn trieben ſie voran gegen die Mauern, und nachdem Dieſe von den Wurfmaſchinen der Belagerten erſchlagen oder in den Gräben verſunken waren, ſtießen ſie die gefangenen Ruſſen, Ismaeliten und Kumanen vor ſich her in das Treffen, mit dem Schwerte in der Hand ihnen nachdringend, um ihnen das Zurückweichen zu verwehren. Nachdem ſie ſolchergeſtalt durch ihre Gefangenen die erſten, gefährlichſten Angriffe machen, dieſe den erſten Stoß hatten aushalten laſſen und die Kräfte der Belagerten mittlerweile erſchöpft waren, unternahmen die Mongolen am ſiebenten Tage einen allgemeinen Sturm und eroberten die Stadt. Die Einwohner mußten auf das freie Feld hinaus ziehen, dort alle ihre Habe niederlegen und dann zu ihrem Eigenthume auch ihr Leben hinopfern, denn der Mongolen viehiſche Grauſamkeit trank ſich im Blute nie ſatt. Von dem zerſtörten Perg hinweg wälzte ſich die mordſchnaubende Rotte gegen die Egreſer Abtei. Die Mönche und anderen in das Kloſter Geflüchteten, da ſie keine Ausſicht auf Entſatz hatten, ergaben ſich auf das

Verſprechen der Schonung des Lebens und der Ehre der Frauen. Als der Platz übergeben war, brachen die Mongolen, wie immer, ihr Wort; die Männer wurden gemordet, die Mädchen und Frauen entehrt, nur einige Mönche verſchont, weil die Mongolen ſie, gleich ihren Prieſtern, für Zauberer hielten und als ſolche fürchteten.

Den König erfüllte die Kunde der Gräuel, unter welchen ſein Land ächzte, mit Jammer und Schmerz, aber wie die Sachen einmal ſtanden, konnte er für jetzt nicht helfen noch retten. Von der Turóczer Burg, wo er nach dem Tage des Verderbens von Mohi Zuflucht gefunden, ging er nach Preßburg, deſſen Bergſchloß eigens zu ſeiner Sicherheit befeſtigt worden war. Hieher berief er die Königin, welcher der öſterreichiſche Herzog Friedrich der Streitbare eine ſichere Stätte in Hainburg gewährt hatte. Friedrich, dem der ungroßmüthige Gedanke gekommen war, aus des Königs, ſeines früheren Feindes, Bedrängniß Nutzen zu ziehen, ging, ſtatt der Königin, nach Preßburg, und beredete Bela, mit ihm nach Oeſterreich zu ziehen, wohin die Mongolen ſich nicht wagen würden. Der König ließ ſich täuſchen, zog mit dem Herzoge nach Oeſterreich, und ſchickte von hier aus die Königin mit dem zweijährigen Thronerben Stephan und den übrigen Kindern, ſammt der Krone und den Reichskleinodien, nach Dalmatien. Auch ſendete er Botſchaft an den Kaiſer und an den Papſt, mit dringender Bitte um Beiſtand wider die Mongolen. Kaum aber wußte Friedrich den König wehrlos in ſeiner Hand, ſo verlangte er Wiedererſtattung jener Summen, mit welchen er vor einigen Jahren, nämlich damals, wo er aus eigenem Antriebe Krieg erregte, den Frieden von Ungarn erkaufen mußte. Was Bela auch einwenden mochte, der Herzog ruhte nicht, bis Erſterer ihm alle baaren Summen, die er bei ſich hatte, übergab und ihm die Wieſelburger, Oedenburger und Eiſenburger Comitate urkundlich abtrat. Da, nach des Herzogs Rechnung, auch Dies noch nicht ausreichte, ſo nahm er auch die von der Königin ihm in Verwahrung gegebenen Koſtbarkeiten, und zwar nicht höher, als für den Werth von zweitauſend Mark, an. Völlig arm und mittellos kam der König zu dem Erzabte von St. Martin auf dem heiligen Berge; das Reiſegeld dorthin gab ihm ein aus mongoliſcher Gefangenſchaft entkommener Ruſſe, Namens Wladik. Der Erzabt lieh dem Könige achthundert Mark Goldes, womit derſelbe in die Sümegher Geſpanſchaft nach Segésdvár ging und hier die Banderien der Comitate am

rechten Donauufer zu ſich rief, mit ängſtlicher Sehnſucht der Antwort des Kaiſers harrend, von welchem er Beiſtand wider die Mongolen hoffte, wogegen er Demſelben durch ſeinen Geſandten, den Waizener Biſchof, die Oberlehensherrlichkeit über das ungariſche Reich hatte anbieten laſſen. Aber der Kaiſer Friedrich II. hatte alle ſeine Gedanken und Kräfte den italieniſchen Angelegenheiten zugewendet. Zwar verſprach er Hilfe, und ließ ſich für dieſes bloße Verſprechen von dem Waizener Biſchof im Namen des Ungarnkönigs den Huldigungseid ſchwören; aber Hilfe ſendet e er nicht.

So verließ denn den unglücklichen König in ſeiner Noth Alles. Dazu kam für ihn die ſchreckende Nachricht, Kadan ſey, um ihn zu verfolgen, mit einem Theile des Mongolenheeres bei Peſth über die zugefrorene Donau gegangen; Bela ſah ſich alſo genöthigt, ſich mit ſeiner geringen Mannſchaft über die Drave in das Agramer Gebiet zurück zu ziehen. Die Mongolen hatten inzwiſchen Altofen in Aſche gelegt und ſich gegen Gran gewendet. Um ihnen hier den Uebergang über die Donau zu wehren, brachen die Ungarn täglich die Eisdecke durch. Aber die Mongolen halfen ſich abermals mit einer Kriegsliſt. Sie trieben vieles Vieh am Ufer zuſammen und ließen es durch drei Tage ohne Hüter und Wächter. Die Ungarn glaubten daher die Mongolen abgezogen, gingen über den Fluß und trieben das Vieh ein. Aber ſchnell kamen nun die Mongolen wieder zum Vorſchein, ritten über die Donau und berannten Gran. In die ziemlich befeſtigte untere Stadt hatte ſich eine Menge Ungarn und Ausländer mit ihren Habſeligkeiten geflüchtet. Da der Ort auf die erſte Aufforderung ſich nicht ergab, ließ Batu durch ruſſiſche, ungariſche und kumaniſche Gefangene aus über einander gehäuften Reisbündeln einen Damm vor dem Schloſſe, eben ſo hoch wie die Mauern desſelben, aufführen, und aus dreißig dort errichteten Wurfmaſchinen bei Tag und Nacht einen Steinhagel in die Stadt ſchleudern, und nachdem er ſo die hölzernen Wachtthürme und die äußeren Feſtungswerke zerſtört hatte, die Gräben mit Sandſäcken ausfüllen. Als die Einwohner den Platz nicht länger behaupten konnten, zündeten ſie mit eigener Hand die Vorſtädte und alle hölzernen Gebäude an, verbrannten oder vergruben ihre Habſeligkeiten und ſchloſſen ſich dann in die ſteinernen öffentlichen Gebäude ein. Aber bald wurden ſie von den Mongolen übermannt, und von der ganzen Bevölkerung entrannen kaum fünfzehn Perſonen dem Tode. Dreihundert edle Frauen verlangten Gehör bei dem Khan und baten um ihr

Leben; der Wütherich nahm ihren Schmuck und ließ ſie ſämmtlich enthaupten. Nur das hohe Bergſchloß leiſtete unter dem Grafen Simon, einem Spanier, erfolgreichen Widerſtand und blieb den Mongolen verloren. Auch Stuhlweißenburg, durch die umgebenden Sümpfe geſchützt, und St. Martin, durch des Abtes tapfere Vertheidigung, trotzten ihren Angriffen, und ergrimmt zogen ſie von beiden Plätzen ab, um den König zu verfolgen.

Bela fand in Dalmatien ſchützende Aufnahme und kraftvolle Anſtalten zur Vertheidigung; man ſtellte ihm Geld und Mannſchaft zur Verfügung, und der König ging, um für ſeine Perſon beſſer geſchützt zu ſeyn, mit ſeiner Gemalin und dem ganzen Hoflager nach Traw, welches, auf der Inſel Iſſa erbaut, mit dem feſten Lande mittels einer hölzernen Brücke zuſammen hing und mit der zunächſt gelegenen Inſel Bua, von fünf und zwanzig Quadratmeilen im Umfange, durch Dämme und Brücken ſich leicht verbinden ließ. Kadan, der ihn hartnäckig verfolgte, fand in Slavonien und Kroatien wenig zu rauben und zu morden; denn die Einwohner hatten ſich mit ihrer Habe aus den Städten und Dörfern in unzugängliche Schluchten und Wälder geflüchtet. Jenſeits der Kulpa angekommen, erfuhr Kadan, daß der König Bela an der dalmatiſchen Küſte ſichere Zuflucht gefunden. In ſeinem Zorne hierüber ließ er alle ungariſchen Gefangenen, die er mit ſich ſchleppte, niederhauen, und rückte gegen Spalatro, zog aber wieder ab, als er die drohenden Anſtalten zur Vertheidigung des Platzes ſah. Sein Zug ging nun gegen die Bergfeſtung Cliſſa, wo er den König glaubte. Als die Mongolen aber ſich nutzlos an den Felſen dieſer Feſte die Köpfe zerſtießen, und die Anweſenheit des Königs ſich nicht beſtätigte, zogen ſie vor Traw. Hier ſahen ſie zu ihrem Verdruſſe, wie der König ſich mit den Seinigen einſchiffte und den benachbarten Inſeln zuſegelte, ohne daß die Mongolen ihm, bei dem Mangel an Schiffen, nachſetzen konnten. Kadan ließ die Stadt auffordern und verhieß den Dalmatinern Schonung ihres Lebens, wenn ſie die Ungarn ausliefern wollten. Der Befehlshaber, Stephan Subich, ließ dieſe Aufforderung unbeantwortet, und die Mongolen, die uneinnehmbare Lage des Platzes einſehend, zogen ab. Aus Unmuth über den vereitelten Heerzug führte Kadan ſeine Horden durch Bosnien und Servien bei Raguſa vorbei, über Cattaro und Drivaſto nach Bulgarien, um dort über die Donau zu ſetzen und wieder zu Batu zu ſtoßen. Unterwegs wurde Alles verwüſtet. Vor dem Donauübergange wurde ausgerufen:

wer von ungariſchen und ſlavoniſchen Gefangenen in ſeine Heimat zurück kehren wolle, der ſolle heraus treten und dann frei ſeyn. Von der Hoffnung bethört, ſtellten ſich zwei- bis dreitauſend ſolcher Unglücklichen auf freiem Felde, und wurden ohne Ausnahme niedergemacht.

In der Mongolen Gewalt war jetzt das ungariſche Land zu beiden Seiten der Donau, doch das auf dem rechten Ufer nicht ſo völlig verödet, weil ſie dort nicht bleibende Lager aufſchlugen, ſondern dasſelbe nur durch Streifzüge heimſuchten. Die Gefangenen wurden von ihnen in Wohnhöfen eingeſchloſſen und verrichteten Feldarbeit unter mongoliſchen Landverwaltern, Kneſen genannt, welche ihnen Zugvieh, Pferde, Waffen und Kleider austheilten und die Gerechtigkeit in mongoliſchem Sinne handhabten. Den ungariſchen und kumaniſchen Gefangenen blieb Nichts übrig, als ihr Leben durch die Ehre ihrer Weiber, Töchter und Schweſtern zu erkaufen, und ſelbſt der Domherr Roger, der Erzähler jener Gräuel, mußte ſich glücklich ſchätzen, der Sclave eines ſolchen Kneſen zu ſeyn, um wenigſtens dem Tode zu entgehen. Einmal in der Woche verſammelten ſich die Kneſen, um die geforderten Geſchenke einzuſammeln.

Ehe die ſchrecklichen Gäſte vom pannoniſchen Boden hinweg ſchwanden, prallten einzelne ihrer Horden auch nach Oeſterreich gegen Neuſtadt und Wien vor (Auguſt 1242). Aber der ſtreitbare Friedrich zog ihnen mit einem Heere von Böhmen, Kärntnern und Krainern entſchloſſen entgegen, und jagte ſie, mit Zurücklaſſung ihrer Beute, in die Oedenburger Geſpanſchaft hinein. Der Prieſter Ivo von Narbonne, der ſich damals in Neuſtadt befand, entwirft von den Mongolen ein gräuliches Bild. Sie ſollen Menſchenfleiſch gefreſſen, die Leichname mit den Geiern um die Wette abgenagt, die alten Weiber als tägliche Ration in der Fleiſchbank ausgetheilt, und das Fleiſch der Jungfrauen als Leckerbiſſen ihren Heerführern aufgehoben haben.

Die Urſache, weshalb der blutige Kadan, Slavonien und Kroatien ſo ſchnell räumend, wieder zu Batu's Hauptheere ſtieß, war die Nachricht von dem Tode des Großkhan's Ogotai. Batu und Kadan fürchteten Streitigkeiten um den Thron Tſchengis-Khan's und beſchloſſen daher, mit ihren zahlreichen Horden nach Aſien heim zu ziehen. Dieſes Ereigniß befreite das Abendland unerwartet von den ſchrecklichen Drängern. Eine ungeheuere Anzahl Gefangener aus Ungarn fortſchleppend, begab das mongoliſche Heer

ſich auf den Rückzug durch Siebenbürgen und durch das Land der Kumanen gegen den Pruth. In dem, die Moldau von Siebenbürgen ſcheidenden hohen Gebirge gelang es einer Menge Gefangener, zu entkommen. Unter ihnen befand ſich auch der Domherr Roger. Die in Dalmatien zurück gebliebenen Mongolen bildeten den Kern der Morlachen, die ſich den ſtolzen Namen des großen Uluſes oder Herrſcherſtammes (Mechr-Ulus) beilegten und ſich ſelbſt noch heute Mor Ulaſſen nennen, wie denn auch die Morlachen um Zara noch bis auf dieſen Tag das reine Gepräge mongoliſcher Geſichtsbildung tragen.

Das unglückliche Land athmete wieder auf, als die Horden der Peiniger endlich, und zwar auf immer, den Rücken wendeten. Die in Klüfte und Wälder geflohenen Einwohner, die entwichenen und ebenfalls verſteckten Gefangenen krochen aus ihren bergenden Schlupfwinkeln hervor, noch immer mißtrauiſch um ſich blickend, ob die grauſe Gefahr auch wirklich vorüber ſey und ob jener Abzug nicht eine bloße mongoliſche Kriegsliſt, um im Gefolge neuen Verderbens zurück zu kehren. Wie ein blutiger Schlamm hatte die Herrſchaft dieſes grauſamen und unfläthigen Volkes auf Ungarn gelaſtet; das ganze Land war nur Eine Wunde und wurde ſich ſeiner tiefen Erſchöpfung erſt recht bewußt, als der Drang nachließ. Dem Könige Bela aber ſchien aus ſeinem Unglücke nur neue Kraft und neue Einſicht zu kommen; denn er wurde nicht müde, zu helfen und zu beſſern, wie troſt- und hoffnungslos auch auf den erſten Anblick ſich ihm alles darſtellen mußte. Schrecklich hatte das Entvölkerungsſyſtem der Mongolen ſich bewährt. In einer Breite und Länge von fünfzehn Tagreiſen waren keine lebenden Menſchen zu ſehen; nur Wölfe und andere reißende Thiere, an den Gebeinen hingeſchlachteter Einwohner nagend, belebten die ſchaurige Einſamkeit. Selbſt von den Ueberlebenden raffte Viele der Hunger dahin, denn um das Elend zu vollenden, vernichteten Mißwachs und Heuſchreckenſchwärme im folgenden Jahre (1243) die Ernte. Der wilde Hunger brütete ungeſcheut die entſetzlichſten Hilfsmittel aus. Arme ſchlachteten ihre eigenen Angehörigen, und Menſchenfleiſch wurde öffentlich zu Markte gebracht. Endlich ſchaffte Bela mit ungeheuern Koſten Getreide und Vieh aus fremden Ländern herbei, und zog durch anlockende Vortheile und Freiheiten fleißige Coloniſten und Arbeiter in das entvölkerte und verödete Land. Auch auf andere Weiſe erhob er den Muth ſeiner Unterthanen und eröffnete ihnen Quellen des Unterhalts. Die

durch mongoliſche Feuerbrände vernichteten Handfeſten der Städte und Gemeinden erſetzte er durch neue. Den während der Verfolgung in Ungarn verſteckt gebliebenen Kumanen wurden die früheren Weideplätze wieder eingeräumt, und die nach Bulgarien ausgewanderten unter Vergeſſen des Geſchehenen zur Rückkehr eingeladen. Den durch Tod und Flucht vieler Begüterten, wie durch Verluſt der Urkunden vielfach ſtreitig gewordenen Güterbeſitz ließ der König durch rechtskundige Männer, welche in den Geſpanſchaften ihres Bezirkes zu gewiſſen Zeiten die Landeigenthümer zuſammen zu berufen hatten, nach Kräften ermitteln und feſtſtellen. Endlich ſorgte der König auch dafür, daß die Huldigung, welche der Waizener Biſchof in ſeinem Namen — jedoch unter der Bedingung des Beiſtands gegen die Mongolen — dem deutſchen Kaiſer Friedrich II. abgelegt hatte, keinen Nachtheil auf die Selbſtändigkeit des Reichs übe; denn der Kaiſer hatte jene Bedingung durchaus unerfüllt gelaſſen, und damit auch des Ungarnkönigs Verpflichtung gelöſet. In dieſem Sinne entſchied auch des Kaiſers gewaltiger Gegner Papſt Innocenz IV., an welchen Bela ſich in derſelben Angelegenheit wendete.

Noch während König Bela's Anweſenheit in Dalmatien war die reiche Stadt Zadra von Venedig abgefallen und hatte ſich unter des Ungarnkönigs Oberherrlichkeit geſtellt, welcher den Ban Dionyſius Vialka dort als Befehlshaber einſetzte. Kaum aber hatte der König Dalmatien verlaſſen, ſo kam eine venetianiſche Flotte, von Zeno geführt, vor Zadra, ſprengte die Hafenkette, und ſetzte dem Platze ſo heftig zu, daß derſelbe ſich nicht auf die Dauer halten konnte. Daher wanderten, nebſt der Beſatzung, ſämmtliche Bürger mit ihrem Gelde und ihren Koſtbarkeiten nach Nona, den Venetern die leere Stadt überlaſſend. Zwar bevölkerten die Veneter dieſelbe wieder mit Bürgern aus ihrer Mitte; aber die Ausgewanderten fügten, in Gemeinſchaft mit den Bürgern von Nona, der neuen Colonie zu Waſſer wie zu Lande großen Schaden zu. Die Veneter, ohnehin in Händel mit Konſtantinopel verwickelt, und durch des Königs Heereszug nach Slavonien gegen vermeinte abermalige Mongolengefahr geſchreckt, ſuchten und erlangten (30. Juni 1244) den Frieden, der durch die ſchlaue Gewandtheit ihrer Unterhändler ziemlich unvortheilhaft für den König ausfiel. Zadra blieb den Venetern, und dem Könige wurden nur zwei Drittheile vom Ertrage des Thorgeldes, als Zeichen ſeiner Oberherrlichkeit über ganz Dalmatien, zuerkannt. Die ausgewanderten Zadertiner ſollten nicht nur von Zadra, ſondern ſelbſt auch von Nona ent-

fernt, und vier Meilen weit vom Meere angeſiedelt werden, der König den Venetern wider alle ihre Feinde und Aufrührer an der Küſte beiſtehen. Die Ausgewanderten blieben alſo von Ungarn gänzlich aufgegeben, und mußten froh ſeyn, unter demüthigenden Bedingungen in die Gnade ihrer vorigen Herren und in Jadra wieder aufgenommen zu werden. Den König hatte ſeine wankende Stellung in Dalmatien und die Beſorgniß, daß die Veneter ſich auf die Seite der verwitweten Königin Beatrix ſchlagen und deren ſiebenjährigem Sohne zu Vortheilen in Ungarn verhelfen möchten, zu dieſem ungünſtigen Vertrage getrieben.

Bürgerkrieg wüthete in Dalmatien. Die Bewohner von Spalatro und von Traw, ohnehin durch ſtäte Eiferſucht einander abhold, kämpften um einen Landſtrich, welchen der König den letztgenannten, zur Belohnung ihrer, zur Mongolenzeit bewieſenen Treue, geſchenkt hatte und den die Spalater ihnen entreißen wollten. Der Podeſta von Spalatro zog aus und fing mehre Bürger von Traw. Ein hierauf geſchloſſener Friede wurde gar bald von beiden Theilen bereut und der König als Schiedsrichter angerufen, welcher die ſtreitigen Gründe Jenen von Traw zuſprach. Kaum hatten Dieſe ſich in Beſitz des zuerkannten Gebietes geſetzt, als die Spalater ſich widerſetzten und der Kampf von Neuem losbrach. Die Trawer ſchlugen die Flotte der Spalater, welche ſofort den Ban Nikoslaw von Bosnien und den Chulmer Grafen mit den Poglizzern um Beiſtand baten. Dieſe kamen und verheerten das Gebiet der Trawer. Da ſendete der König ein Heer gegen die Spalater und deren Verbündete; Nikoslaw wurde abgeſetzt, und an ſeiner Stelle Stephan Kotroman, ein Deutſcher, Ban von Bosnien. Der Ban Dionyſius Vialka ſchlug die Spalater in ihrer eigenen Vorſtadt, brannte ihnen fünfhundert Häuſer nieder, verſchonte ſie nur gegen Zahlung von ſechshundert Mark Silbers mit einem allgemeinen Sturme, nahm Geiſeln von ihnen und nöthigte ſie, mit den Trawern einen anſtändigen Frieden zu ſchließen. Die vor des Königs Zorne bebenden Bürger von Spalatro zwangen überdies das dortige Kapitel, den von Bela hochbegünſtigten Tſchasmer Propſt, Ugrin, einen geborenen Ungar, zum Erzbiſchof zu wählen, was nach längerem Widerſtande auch geſchah.

Kaum war Dalmatien beruhigt, ſo eilte der König, Vergeltung am Herzoge Friedrich dem Streitbaren von Oeſterreich zu üben, der ihn in den Tagen der höchſten Noth noch ſchwer bedrängt hatte. Bereits während der

Anweſenheit der Mongolen waren offene Feindſeligkeiten ausgebrochen. Damals hatte Friedrich Raab durch einen Handſtreich genommen und mit öſterreichiſcher Beſatzung verſehen. Aber das zurück gebliebene Weſzprimer, Comorner und Raaber Landvolk überfiel und überwältigte, mit Hilfe der Einwohner, die Stadt, und verbrannte die fremde Beſatzung in der Burg. Die Mongolengefahr hielt damals den König, wie den Herzog ab, die Feindſeligkeiten noch weiter zu treiben; jetzt ſchien die Zeit gekommen. Zwar wurde Bela ſeines Bundesgenoſſen, des Böhmenkönigs, beraubt, welchen der Herzog Friedrich in der Schlacht bei Laa an der Thaya genöthigt hatte, vom Kampfplatze zurück zu treten. Dennoch brach Bela gegen ſeinen Feind auf, lagerte am rechten Ufer der Leitha, gegenüber von Neuſtadt, und ſendete den aus Kumanen und dem Banner der Frangipani beſtehenden Vortrab über den Fluß. Friedrich griff an und verlor durch böſen Zufall ſein Leben unter den Händen eines Frangipani (15. Juni 1246; ſ. Band I., S. 122) an ſeinem fünf und dreißigſten Geburtstage. Mit ſeinem Tode war die Fehde beendigt und Babenbergs Mannsſtamm erloſchen.

Nicht ſo gut gelang dem Könige Bela ſeine Behauptung der ungariſchen Landeshoheit über Galizien und Lodomerien. Nach ſeines Bruders Coloman Tode belehnte Bela den ihm ergebenen ruſſiſchen Flüchtling, Roſtislaw Mſtislawitſch, dem er auch ſeine zweite Tochter Anna vermält hatte, mit dem Halitſcher Fürſtenthume und ſchickte den Meiſter Laurentius mit Heeresmacht ab, um Jenen dort einzuſetzen. Mittlerweile aber war der verſchollene Lehenmann Daniel Romanowitſch ebenfalls dorthin zurück gekehrt, hatte ſich wieder in den Beſitz ſeines Gebietes geſetzt und nöthigte die Ungarn zum Abzuge (1243). Im folgenden Jahre (1244) machte Bela ſelbſt einen vergeblichen Verſuch, Daniel zu vertreiben, und wieder nach zwei Jahren (1246) gelang es dem Letzteren ſogar, durch ſchlaue Unterhandlungen in Rom den Papſt Innocenz IV. dahin zu bringen, daß Derſelbe ihn, ohne den König von Ungarn hierüber zu befragen, zum Könige von Südrußland krönen und ſalben ließ, während dem Roſtislaw Nichts übrig blieb, als der leere Titel eines Herzogs von Halitſch. Um Letzteren zu entſchädigen, verlieh ihm Bela das Machover Banat, welches der König aus dem Gebiete des nördlichen Serbiens, zwiſchen der Morawa und dem Drino, von der Save und der Donau bis an das Karadagher Gebirge mit der Hauptſtadt Branizova (Belgrad) — ſeit Bela III. dem ungariſchen Reiche

unterthänig — gebildet hatte. Die Verwaltung Slavoniens, Kroatiens und Dalmatiens aber übergab der König dem Ban Stephan Subich, der hier Ordnung und Ruhe wieder herſtellte, den Wohlſtand kräftig empor hob, auch ſpäter die neue Stadt Jablanacz anlegte, ſie mit Pflanzbürgern aus Arbe beſetzte, mit gleichen Rechten, wie ſie die übrigen königlichen Städte Dalmatiens beſaßen, doch mit der Bedingung, ſtets einen geborenen Ungar zu ihrem Grafen zu wählen.

Das unſelige Zwiſchenreich, welches mit dem Hintritte des letzten Babenbergers in Oeſterreich anhob und die allſeitigſten, widerſprechendſten Erbanſprüche im Gefolge hatte (ſ. Band I., S. 124 u. f.), blieb auch auf das benachbarte Ungarn nicht ohne Einfluß. Da der Kaiſer Friedrich II. Oeſterreich als ein erledigtes Reichslehen betrachtete und an ſeine Familie zu bringen ſuchte, widerſetzte ſich der Papſt und forderte den Ungarnkönig zu bewaffnetem Einſchreiten auf, was zu gegenſeitigen Gränzverwüſtungen, doch zu keinen ernſthaften Erfolgen führte. Als nun die öſterreichiſchen Stände, ohne Zuziehung der ſteieriſchen, auf der Verſammlung zu Triebenſee ſich für einen Sohn des Markgrafen Heinrich von Meißen entſchieden, ihre Wahl aber bald darauf auf den Sohn des Böhmenkönigs, den mähriſchen Markgrafen Premyſl Ottokar, lenkten und Dieſer ſofort als Gebieter Oeſterreichs auftrat, glaubten ſich die ſteyeriſchen Stände an jene Wahl nicht gebunden, ſo wie überhaupt den bisherigen Verband mit Oeſterreich gelöſet. Letztere wählten den Pfalzgrafen Heinrich von Baiern, König Bela's Eidam, zu ihrem Herzoge. Dieſer aber getraute ſich nicht, ohne ſeines Schwiegervaters Einwilligung, die Wahl anzunehmen, und begab ſich dieſerhalb an das ungariſche Hoflager. Hier fand er bereits des verſtorbenen ſtreitbaren Friedrichs Bruderstochter, Gertrud, die Witwe des Markgrafen Hermann von Baden, welche, unfähig, ihre mit Recht beſtrittenen Anſprüche auf Oeſterreich und Steyermark durchzuführen, dieſelben gegen Zuſage ſtandesmäßiger Verſorgung an den König Bela abgetreten hatte. Bela hegte den lebhaften Wunſch, Steyermark für ſeinen zwölfjährigen Sohn Stephan zu erwerben, und unter ſolchen Umſtänden trat Pfalzgraf Heinrich freiwillig von jeder weiteren Bewerbung zurück. Es gelang dem Golde des Ungarnkönigs, in Steyermark eine mächtige Partei für ſich zu gewinnen. Aber mittlerweile hatte Premyſl Ottokar durch ſeine Vermälung mit der babenbergiſchen Margaretha ſeine Stellung in Oeſterreich noch mehr

geſichert und nahm Steyermark, als ein Beſtandtheil des babenbergiſchen Erbe, jetzt um ſo ernſthafter in Anſpruch, während Bela dieſes Land eben ſo wenig fahren laſſen wollte.

Ein Krieg zwiſchen den beiden Fürſten war unvermeidlich. Bela ließ zwei Heere in Oeſterreich und Mähren einbrechen, beide Länder verwüſten und aus dem erſteren, wo ſeine Truppen bis Tuln vordrangen, viele tauſend Gefangene hinweg ſchleppen (1252). Im folgenden Jahre nahm er den Kampf mit noch größerem Nachdrucke auf. Während ſeine Kumanen und ungariſchen Reiterſchwärme unter ſchrecklichen Verwüſtungen in Mähren bis Olmütz vordrangen, zog Bela ſelbſt an der Spitze eines Heeres nach Steyermark, verdrängte ſeinen Gegner Ottokar aus Leoben und dem ganzen Brucker Kreiſe, zwang mehre von ihm abgefallene ſteieriſche Edle zu ſeiner Partei zurück, und ſtand plötzlich drohend vor Wien, ohne jedoch, bei dem verſpäteten Eintreffen der baieriſchen Hilfstruppen, hier etwas Entſcheidendes unternehmen zu können. Unter des Papſtes Vermittelung, die ſich in ſehr drohender Form ausſprach, wurde am 1. Mai 1254 zu Preßburg der Friede geſchloſſen, nach welchem Ottokar ganz Oeſterreich, Bela aber Nieder- und Oberſteyermark von dem ſemmeringer Gebirge und dem Hartberge bis gegen Admont hin behielt, dabei jedoch die Verpflichtung übernahm, die von ihm anderweit mit Roman, dem Sohne des Königs Daniel Romanowitſch von Halitſch, vermälte Gertrud für ihre Verzichtleiſtung auf Mödling, durch beſtimmte ſteyermärkiſche Gebiete zu entſchädigen.

Bela verlieh das Herzogthum Steyermark ſeinem erſtgeborenen, jetzt fünfzehnjährigen Sohne Stephan, den er ſchon vor acht Jahren in Stuhlweißenburg als jüngeren König hatte krönen laſſen, verlobte ihn mit der reizenden Eliſabeth aus der Familie des ermordeten Kumanenkhans Kotjan, und übergab ihm königliche Vollmacht und Gewalt; ein Mißgriff, der, wie ſchon ſo oft, auch diesmal ſchlimme Früchte tragen ſollte. Als Landshauptmann in Steyermark bis zu des jüngeren Königs Volljährigkeit wurde der ſchon erwähnte Ban Stephan Subich, Graf von Brebir, beſtimmt, der jedoch, weil die Landesverwaltung Dalmatiens ihn gänzlich in Anſpruch nahm, mit königlicher Bewilligung zwei Stellvertreter einſetzte.

Der Verluſt von Jadra, welches der Veneter Liſt dem Könige abgedrungen, war Dieſem ſehr empfindlich, und er benutzte daher neue, zwiſchen den Dalmatiern und den Venetern ausgebrochene Feindſeligkeiten dazu, jene

Stadt wieder an ſich zu bringen. Die Veneter mochten es unter den waltenden Umſtänden auf keinen Krieg ankommen laſſen, und überließen daher Jadra mit ſeinen Bewohnern wieder der Oberherrlichkeit des Königs.

In Steyermark nährte inzwiſchen der König Premyſl Ottokar von Böhmen durch ſeine Partei Unzufriedenheit gegen die ungariſche Herrſchaft, wobei Alles zum Vorwande genommen wurde, was nur einen Anlaß oder den Schein eines ſolchen darbieten konnte. Bela wechſelte einige Male mit den Landeshauptleuten, um die vermeinte Urſache des Mißvergnügens zu entfernen; aber weil man Urſachen ſuchte, ſo fand man ſie, und die Gährung währte fort. Da ſetzte der König den Stephan Subich abermals als Landeshauptmann ein, und Dieſer glaubte, nun gegen einige der vornehmſten Unzufriedenen, wie Hartneid von Pettau und Seifrid von Merenberg, mit Strenge verfahren zu müſſen, was ihm aber ſo übel bekam, daß ſeine Gegner ihn auf einer Reiſe in die Bäder bei Marburg beinahe gefangen genommen hätten und er eiligſt nach Ungarn entfliehen mußte. Um dieſen, dem königlichen Anſehen bereiteten Schimpf zu rächen, ſendete Bela ſeinen Erſtgeborenen Stephan mit einem Heere gegen Pettau, wo Hartneid ſich eingeſchloſſen hatte. Ehe es noch zum Aeußerſten kam, vermittelte der Erzbiſchof Ulrich von Salzburg, der jene Stadt als Lehengut des Erzſtiftes anſah, einen Vergleich, nach welchem die Stadt ſich ergab und den Mißvergnügten Verzeihung ward. Der junge König Stephan verlegte hierauf ſein Hoflager nach Pettau, und ſuchte durch Milde und Leutſeligkeit die Gemüther zu gewinnen; aber vergeblich, da Ottokar in den Streitigkeiten zwiſchen dem ſalzburger Erzbiſchof Ulrich und dem, aus dieſem Erzbisthume vertriebenen Philipp von Kärnten immer neue Gelegenheit fand, die Feindſeligkeiten wieder anzufachen und die Gährung zu ſteigern. Ein Sieg, den des Erzbiſchofs Ulrich ſteyeriſche Lehensmänner über Philipp's kärntniſche und böhmiſche Truppen erfochten, wurde durch einen gelungenen Ueberfall, den die Letzteren unter Leopold von Scherfenberg unternahmen, wett gemacht, und der Erzbiſchof ſelbſt genöthigt, ſich in eine ſteyeriſche Burg zu retten.

Die Verwirrung wurde immer größer; der junge König Stephan aber ging, des Landes Verwaltung dem Ban von Slavonien übertragend, zurück nach Ungarn. Seine Abweſenheit gab den unzufriedenen Steyrern die Loſung zu einem allgemeinen Aufſtande. Mitten im Winter überfielen ſie die von den Ungarn beſetzten Plätze, ſchlugen Dieſe in die Flucht und

tödteten ihrer Viele in den Gebirgspäſſen. Nach Ablauf von eilf Tagen waren die Ungarn vom ſteyeriſchen Boden verdrängt. Ottokar, der nur insgeheim ſeine Hand im Spiele gehabt, wollte auch jetzt noch nicht offene Schritte thun. Zwar erſchien er, nach Vertreibung der Ungarn, ſogleich in Steyermark (1260), um das Land in Beſitz zu nehmen; aber er kam ohne alle Heeresmacht, ſetzte einen Landeshauptmann ein und kehrte, bei der Nachricht von dem Anzuge des jüngeren Königs Stephan, nach Wien zurück, als wäre Nichts vorgefallen. Im folgenden Frühjahre ſendete er jedoch eine Abtheilung Krieger nach Steyermark, gegen deren geregelte Kriegsweiſe die Kumanen Stephan's nicht hätten aufkommen können, daher der junge König ſich nach Ungarn zurück zog.

Jetzt war der Handſchuh hingeworfen. Beide Könige rüſteten, doch erſt gegen die Mitte des Juni 1260 wurden die ungariſchen und böhmiſchen Heere ſchlagfertig. König Bela führte ſein, hundert und vierzigtauſend Mann ſtarkes, aus Ungarn, Kumanen, Ruſſen, Tataren, Polen, Serbiern, Szeklern und Zigeunern beſtehendes Heer an das linke Marchufer. Am anderen Ufer ſtanden die Feinde. Zehntauſend Ungarn und Kumanen eröffneten den Kampf, indem ſie über die March ſetzten, bei Laa auf die, mit Ottokar verbündeten Sachſen und Brandenburger ſtießen, ſie durch verſtellte Flucht aus ihrer Stellung lockten und dann die Verfolgenden umzingelten und aufrieben (6. Juni). Von beiden Seiten zögerte man, den entſcheidenden Kampf zu beginnen; ein Jeder hoffte, durch Zuwarten dem Gegner Vortheile abzugewinnen. Endlich wurde ausgemacht, daß auf anderthalb Tage Waffenruhe ſeyn und während derſelben die Ungarn ungehindert über den Fluß kommen und im Marchfelde ihre Schlachtordnung aufſtellen, Ottokar's Krieger aber, während des Uebergangs der Ungarn, ſich zurück ziehen ſollten. Als Stephan nun mit der Vorhut über den Strom kam (12. Juli), fand er das böhmiſche Lager näher und in ſtreitfertigerer Verfaſſung, als er geglaubt hatte. Er meinte hierdurch die Waffenruhe vom Feinde verletzt und ſich ſelbſt nicht länger daran gebunden; daher ließ er die Seinigen auf das böhmiſche Lager einſtürmen, und hatte hier ſchon große Verwirrung unter den Gegnern angerichtet, als Ottokar mit ſeinen gepanzerten Reitern herbei flog, und die leichten Kumanen auf das Vordertreffen der Ungarn zurück warf. Die Verwundung des jungen Königs Stephan brach der Ungarn Muth. Bald ſtäubten ſie in

wilder Flucht auseinander; Tauſende ihrer Krieger fraß das Schwert der nachſetzenden Sieger, Tauſende verſchlang auf der Flucht die March. (S. Band I., S. 145 u. f.) Das Lager ward eine Beute der Feinde. Ottokar's Truppen ſtreiften bis Preßburg, wo Denſelben der Palatin Roland mit Friedensvorſchlägen König Bela's entgegen kam. Man kam überein, daß die Ungarn ſofort ganz Steyermark räumen und dieſes Land ſammt allem Zugehör für ewige Zeiten an Ottokar abtreten ſollten. Eine Vermälung des gleichnamigen jüngeren Sohnes König Bela's mit Ottokar's Nichte, Kunigunde von Brandenburg, ſollte die geſchloſſene Eintracht befeſtigen. Dem Verletzer dieſes Friedens wurde im voraus eine ſchwere Geldbuße zuerkannt. Bald kam auch noch des von der gealterten und kinderloſen Margaretha getrennten Königs Ottokar Vermälung mit des Machower Banes Roſtislaw ſchöner Tochter Kunigunde, einer Enkelin König Bela's (25. Oktober 1261), hinzu, um die Freundſchaft zwiſchen den Königen zu kräftigen, während ſchon früher des jüngeren Königs Stephan erſtgeborene Tochter Katharina an Dragutin, des ſerbiſchen Königs Stephan Uroſch Sohn, verlobt worden war, wobei der Letztere verſprach, nach vollzogener Vermälung ſeinem Sohne die Herrſchaft über Serbien und Pomorien abzutreten.

Den Verluſt der Steyermark empfand Niemand bitterer, als der jüngere Stephan, deſſen Eigenthum ſie durch des königlichen Vaters Vergabung geweſen war. Die Herrſchaft über Siebenbürgen, über Groß- und Kleinkumanien, und die Einkünfte dieſer Provinzen ſchienen ihm keinen hinreichenden Erſatz zu gewähren; er forderte daher nicht nur Erweiterung ſeines Gebietes bis an das linke Theißufer, ſondern auch vollkommene und unabhängige königliche Gewalt. Als ſein Vater ihm dies verweigerte, ſammelte er ſeinen Anhang; doch das Einſchreiten des Graner Erzbiſchofs und anderer Gutgeſinnten kam dem Ausbruche des unnatürlichen Kampfes zuvor, und es wurde ein Vertrag zwiſchen Vater und Sohn geſchloſſen, welchem ſpäter noch ausdrückliche Zuſätze folgten. Nicht lange hielt die Eintracht an; neuer Zwieſpalt entſpann ſich, und diesmal (1264) mußte der Papſt Urban IV. den Frieden gebieten und auf gewiſſenhafte Beobachtung des geſchloſſenen Vertrages hinweiſen, womit wieder Ruhe eintrat.

Bald darauf wurde, in König Bela's Gegenwart, bei Fiſchament die Vermälung des Herzogs Bela mit Kunigunden von Brandenburg vollzogen,

wobei, nach damaligem ungariſchen Brauche, der junge Bela ſeiner Braut eine goldene Krone auf das Haupt ſetzte, welche alſogleich ein Ritter mit dem Säbel herunter ſchlagen mußte. Nach dieſer Feier zog der Herzog Bela mit ſeiner Neuvermälten und mit ſeiner Mutter, der Königin Maria, nach Dalmatien, um auf der Kniner Burg die Huldigung des Landes hinzunehmen. Da traf es ſich, daß in der Erntezeit einige Ungarn von der Beſatzung von Cliſſa gegen Salona hinunter gingen und den Spalatern Früchte wegnahmen. Es kam darüber zu Streit, und zwei Ungarn wurden erſchlagen. Tief erbittert verließ die Königin Maria die Burg Knin und zog auf die Burg Cliſſa, um hier mit ihrer Rache den Spalatern näher zu ſeyn. Vergebens ſuchte der Erzbiſchof Roger im Namen der Spalater den Zorn der hohen Frau zu verſöhnen; ſie ließ durch ihre Dienſtmannen die Felder, Gärten und Gehöfte der Spalater verwüſten, und mit Mühe ſchützten Dieſe ihre Stadt vor ähnlichem Loſe. Dann ſtellte ſich die Königin zur Verſöhnung geneigt; die vornehmſten Bürger von Spalatro, ſo verlangte ſie, ſollten vor der Stadt zu ihr kommen und die Verſicherung ihrer neuen Huld hinnehmen. Kaum erſchienen die Abgeordneten vor ihr, ſo wurden dieſelben von dem bewaffneten Gefolge der Königin überfallen, mehre verwundet, andere — unter ihnen der Podeſta Michaelis — gefangen nach Cliſſa in finſtere Kerker geſchleppt. Zwar verwies der König Bela ihr gewaltſames Verfahren; dennoch wußte ſie ihn zu überreden, daß auch er, trotz der Bitten und Vorſtellungen der Spalater, die Gefangenen nicht eher losließ, bis ihm die Stadt zwölf Knaben aus den vornehmſten Häuſern als Geiſeln ſtellte, ſo daß die gefangenen Spalater erſt nach zweijährigem harten Gefängniſſe ihre Freiheit wieder erhielten.

Unter häufigen Anfechtungen hatte der Vertrag und die Eintracht zwiſchen dem Könige Bela und ſeinem Erſtgeborenen Stephan ſich durch einige Jahre hingefriſtet; aber im Jahre 1267 brach die lange Spannung in offene Fehde aus. Das Glück entſchied ſich Anfangs für den jüngeren König. Seine Anhänger hatten in mehren Treffen geſiegt, den Palatin Laurenz Kemen gefangen genommen und auch über den Palatin Heinrich Vortheile erfochten. Plötzlich aber wendete ſich der Erfolg der Waffen auf des älteren Königs Seite, zu welcher ſofort mehre einflußreiche Männer von der Partei des Sohnes übertraten. Stephan und ſeine Heerführer

wurden von dem Palatin Heinrich auf allen Punkten zurück geſchlagen, des Erſteren feſte Burg Patak bezwungen und von dort ſeine Gemalin Eliſabeth nebſt ihren Kindern gefangen vor den älteren König gebracht. Da brach des Sohnes Trotz; er eilte zu des Vaters Füßen und erhielt Verzeihung.

Rühmliche Thaten ſollten Stephan's Vergehen auslöſchen, und es fand ſich die Gelegenheit dazu. Der eingedrungene Bulgarenkönig, Konſtantin Tochus, hatte nicht nur den von Ungarn dort eingeſetzten Myzes vom Throne geſtoßen und vertrieben, ſondern bedrohte auch König Stephan's Gebiet. Da brach Dieſer mit einem Heere gegen ihn auf, zog über die Donau, eroberte Widdin und brachte Alles Land bis an die Hauptſtadt Ternova in ungariſche Gewalt. Nach ſeiner ruhmvollen Rückkehr verlobte er ſeine zweite Tochter Maria mit Karl von Anjou, des Königs von Sicilien Sohn und Thronfolger, indem er durch dieſe Verbindung Dalmatien um ſo nachdrücklicher gegen die Angriffe der Veneter zu ſichern hoffte.

Ein Jahr ſpäter (1269) ſtarb, zum großen Herzleid des älteren Königs, deſſen jüngerer Sohn und Liebling, der Herzog Bela, und nach wenigen Monaten folgte Demſelben der gebeugte Vater, König Bela, in die Gruft nach (Mai 1270). Vier und ſechzig Jahre hatte er gelebt, fünf und dreißig regiert, unter allen Wechſeln des Glücks, doch meiſt mit Umſicht, Kraft und Würde, und ſelbſt nach dem durch Mongolenwuth verſchuldeten Umſturze aller Verhältniſſe das halbverblutete Reich in kurzer Zeit wieder auf die Höhe des Wohlſtandes und der Ordnung gebracht. Ueber ſeinen Tugenden und ſeiner Weisheit im Ganzen durfte man die einzelnen Mißgriffe ſeiner Regierung entſchuldigen und vergeſſen. Er wurde in der, von ihm erbauten Franziskanerkirche zu Gran begraben, welche nach kurzer Zeit auch die Leiche ſeiner Gemalin, der Königin Maria, aufnahm.

Bela's Erſtgeborener, Stephan, ſchon als Kind gekrönt und bei ſeines Vaters Tode ein und dreißig Jahre alt, beſtieg ohne Widerrede den Thron. Um an ſeinen Sieg zu mahnen, nannte er ſich auch König von Bulgarien. Seinen kriegeriſchen Sinn hatte er in den ſteyeriſchen Feldzügen, in den Kämpfen gegen Ottokar, in dem freventlichen Auflehnen gegen den Vater, in dem Zuge gegen Bulgarien, ja ſelbſt durch kriegeriſches Einſchreiten in Schweden, hinlänglich bewährt, und ſich dadurch

vollen Anſpruch auf die Liebe ſeines kriegeriſchen Volkes erworben. Bald winkte ſeiner Kampfluſt neue Gelegenheit. Der äußerliche Friedensſchluß hatte nicht den inneren Groll Ungarns gegen König Ottokar hinweg genommen. Wer in Ungarn zu der Partei der Mißvergnügten gehörte, fand bei Ottokar günſtige Aufnahme. Zuletzt entwendete König Stephan's Schweſter, Anna, Roſtislaw's Witwe, einen Theil des königlichen Schatzes und ſandte denſelben zu Ottokar in Verwahrung. Weil Ottokar weder die Flüchtlinge, noch die Schätze heraus geben wollte, beſchloß Stephan Krieg gegen Denſelben, verband ſich mit ſeinem Schweſtermanne, dem polniſchen Herzoge Boleslav dem Schamhaften, und fiel, während Ottokar's Abweſenheit (1270), mit fünfzig tauſend Ungarn und Kumanen in Oeſterreich ein. In der Hoffnung, den aus Steyermark heimkehrenden Ottokar in den Bergpäſſen zu überfallen und zu fangen, legte er am Semmering ſich in Hinterhalt. Aber der vor dem Anſchlage gewarnte Böhmenkönig umging durch einen kühnen Alpenmarſch den Hinterhalt und gelangte unverletzt nach Wien. Erzürnt ob der vereitelten Hoffnung, ließ König Stephan das öſterreichiſche Land zwiſchen der Donau und den Gebirgen ſchrecklich verwüſten und zwanzig tauſend friedliche Bewohner als Sclaven nach Ungarn ſchleppen. Eine Anzahl öſterreichiſcher Landherren, unter Anführung des Seyfried von Währingen, ſuchte zu Anfang des folgenden Jahres (1271) durch Einbruch in Ungarn jene Verwüſtungen zu vergelten; aber bei dem Uebergange über den Neuſiedler See borſt die Eisdecke, und die Mehrzahl der Gewaffneten verſank in der kalten Winterflut.

Ottokar beſchuldigte nun den König Stephan des Friedenbruches und ſprach die in ihrem Vertrage vor vier Jahren für den Fall ähnlicher Verletzung feſtgeſetzte Straffumme an; Stephan aber gab zürnende Antwort und drang auf Rückſtellung des geraubten Schatzes. Da brach König Ottokar im April 1271 mit einem gewaltigen Heere in Ungarn ein, nahm nach kurzer Belagerung, Stadt und Schloß Preßburg, legte öſterreichiſche Beſatzung hinein, und breitete ſich dann verheerend zwiſchen der Donau, der March und der Waag aus, wobei die Städte und Schlöſſer St. Georgen, Pöſing, Bibersburg und Tyrnau am meiſten litten. Dann wurde das Gebiet am rechten Donauufer überſchwemmt, mehre Plätze, endlich auch Altenburg und Wieſelburg, eingenommen und zerſtört. Nachdem Ottokar hierauf, am linken Ufer der Rabnitz gelagert, vergebens verſucht hatte, den

jenſeits ſtehenden König Stephan zum Schlagen zu bringen, brach er plötzlich gegen Oedenburg auf, brachte aber dieſen Platz erſt nach längerer, für ihn ſelbſt mit namhaften Verluſten verknüpfter Belagerung zur Uebergabe. Gegen Valbach ſich hinziehend, um die Ungarn im Rücken zu überfallen, wäre er beinahe mit ſammt ſeinem Heere von dem Grafen Johann von Güſſing mittels Durchſtechung der Dämme ertränkt worden, wurde jedoch noch zu rechter Zeit gewarnt, kehrte daher ſchnell nach Oedenburg zurück, ließ die Oedenburger und Eiſenburger Geſpanſchaften von der Raab bis an Oeſterreichs Gränzen verwüſtend durchſtreifen und raubte dadurch ſich ſelbſt die Mittel, ſich mit ſeinem Heere länger in dem verheerten Lande halten zu können, daher er ſchon im Mai wieder nach Oeſterreich heimzog und ſeine Truppen entließ. König Stephan rächte ſich durch einen nicht minder verwüſtenden Einfall in das Marchfeld und in Mähren, bis im folgenden Monate die Vermittelung deutſcher und ungariſcher Biſchöfe dieſen nutzloſen Vertilgungskrieg durch einen Frieden beendigte, der Alles im Alten und die Gränzen beide Reiche namentlich auf demſelben Standpunkte ließ, welche ſie zu König Bela's IV. Zeit gehabt hatten; zugleich begab ſich König Stephan aller weiteren Anſprüche an den Böhmenkönig in Betreff des entführten Schatzes.

Dieſer Friedensſchluß war eine der letzten Regentenhandlungen König Stephan's. Unter jenen Männern, welche er vorzugsweiſe durch ſein Vertrauen auszeichnete, befand ſich auch der Graf Joachim Pectari, Ban von Slavonien und König Ottokar's geſchworener Feind. Plötzlich fiel es dem Pectari ein, den jüngeren Sohn des Königs Stephan, den Herzog Andreas, heimlich zu dem mächtigen Grafen Rudolf von Habsburg zu entführen, um ihn mit einer Tochter des Letzteren zu verloben, ſich ſelbſt aber bei dieſer Gelegenheit im voraus die künftige Belehnung mit einer Provinz Ottokar's zuſichern zu laſſen. König Stephan, von Vaterangſt beflügelt, jagte im heißeſten Sommer dem Entführer nach. Hitze, Anſtrengung und Angſt tödteten ihn am 1. Auguſt 1272, und ſo entriß ihm frühzeitig der Tod ein Reich, um welches er gegen den eigenen Vater ſtrafbar die Hand erhoben hatte. Doch war unter den verhängnißvollen Zeitumſtänden, welche gefahrvolle Kämpfe in Ausſicht ſtellten, der Verluſt des kriegsmuthigen, jugendkräftigen Königs ein ſchwerer Schlag für Ungarn.

König Stephan's Erſtgeborener, Ladislaw, wegen ſeiner Vorliebe für die Kumanen, aus deren Herrſcherſtamme auch ſeine Mutter entſproſſen, auch „der Kumane" zubenannt, zählte nicht mehr, als zehn Jahre, als des Vaters früher Tod ihn zum Throne berief. Der Vormundſchaft bemächtigte ſich des jungen Königs Mutter, die ſchöne und jugendliche königliche Witwe Eliſabeth; ihr zur Seite ſtanden dabei: ihr Kanzler Philipp, Biſchof von Waizen; der Graner Erzbiſchof Philipp; der königliche Kanzler Paulus, Biſchof von Weſprim; der Palatin und Oedenburger Graf Moys, Gemal von Bela's IV. Tochter Sabina, und der Propſt Muthmer von St. Martin im Zipſerlande, Ladislaw's Lehrer. Außerdem maßten ſich noch der Bosner und Machower Herzog, Bela und Joachim, der Ban von Slavonien, Antheil an der Reichsverwaltung an. Dieſe vielköpfige Regierung führte alsbald zu kläglichen Verwirrungen. Aus Feindſchaft gegen den immer einflußreicher werdenden Ban Joachim entflohen der Preßburger Graf Egid und ſein Bruder Gregor, Schatzmeiſter der Königin und Graf der Eiſenburger Geſpanſchaft, zu Ottokar, nahmen Dienſte bei Demſelben und überlieferten ihm verrätheriſch Preßburg ſammt anderen, ihnen anvertrauten Burgen. Früher ſchon war, aus ähnlichem Haſſe gegen Egid, der Graf Heinrich von Güſſing zu Ottokar gegangen. Als nun aber ſein Feind, Egid, ihm dorthin nachfolgte und von dem böhmiſchen Könige noch höher ausgezeichnet wurde, als Heinrich ſelbſt, kehrte Dieſer voll Unmuth nach Ungarn zurück und ſöhnte ſich mit den Reichsverweſern aus. Auf der Margaretheninſel gerieth er mit dem Machower Herzoge Bela in einen Streit und tödtete ihn, was Ottokar, als Bela's Schwager, ſofort zum Anlaß neuer Feindſeligkeiten nahm. Noch höher ſtieg Ottokar's Zorn, als Egid, plötzlich ihm abfällig, Stadt und Schloß Preßburg ſammt der böhmiſchen Beſatzung den Ungarn und Kumanen überlieferte. Sofort erklärte Ottokar an Ungarn den Krieg. Zwar wurden noch Schritte gethan, um den Ausbruch des Kampfes im friedlichen Wege zu verhindern. Aber Ottokar's Mißtrauen und ſein Haß gegen den Ban Joachim vereitelte die Unterhandlungen, und die Feindſeligkeiten nahmen ihren Anfang.

Die Ungarn wollten die Ehre und den Vortheil des erſten Angriffes. Ihre Kriegsſchaaren fielen im Februar 1273 zugleich in Steyermark, Oeſterreich und Mähren ein, überſchwemmten ſpäter auch Kärnten und

ſchleppten Tauſende von Gefangenen nach Ungarn, das, ſeit ſeiner Entvölkerung durch mongoliſche Pfeile, des Menſchenzuwachſes vor Allem bedurfte. Dagegen überfiel ein Haufe öſterreichiſcher Edlen Raab, eroberte den Platz und führte die Beſatzung gefangen hinweg. Ihr Sieg ermuthigte auch einen Haufen Mährer, über die March zu gehen, St. Georgen wegzunehmen und Neutra zu verbrennen. Unterdeſſen ſammelte Ottokar ſeine Streitkräfte in Laa, wurde, da er ſie noch nicht beiſammen hatte, durch den kühn gegen ihn vordringenden Heinrich von Güſſing vergebens aufgefordert, eine Schlacht anzunehmen, drang erſt als er ſein Heer vollzählig wußte, über die March in Ungarn ein und ſchlug, weil die Ungarn ihm gefliſſentlich auswichen und er, eine Kriegsliſt fürchtend, ihnen nicht zu tief in das Innere des Landes folgen wollte, am rechten Waagufer Lager, wo er, ſeine Kriegsgeräthſchaften erwartend, durch zwei Monate unthätig ſtand. Jetzt mit Belagerungswerkzeugen verſehen, nahm er kurz nach einander Preßburg und St. Georgen, ſetzte auf einer großen beweglichen Brücke über die Donau und überſchwemmte, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, das Gebiet zwiſchen der Raab und der Leitha. Weil aber am rechten Raabufer die ungariſche Heeresmacht ihm drohend gegenüber ſtand, und er tieferes Vordringen im feindlichen Lande für gefährlich hielt, rückte er gegen den Neuſiedlerſee hinauf und zog, nachdem er Oedenburg eingenommen und mehre feſte Gränzplätze geſchleift, ohne namhaften Erfolg wieder nach Böhmen.

Kaum war König Ottokar in die Reichsacht verfallen (ſ. Band I., S. 190 u. f.), ſo ſendeten die ungariſchen Reichsverweſer in ihres unmündigen Königs Namen Abgeordnete an den römiſchen König Rudolf, um ihm die Anſprüche der ungariſchen Krone auf Oeſterreich und Steyermark an das Herz zu legen. König Rudolf bezog ſich auf die näheren Rechte des römiſch-deutſchen Reiches auf die fraglichen Länder, verſicherte aber in allem Uebrigen den Ungarnkönig ſeiner Bereitwilligkeit und nahm, nach der Sitte der Zeit, Dieſen und deſſen Bruder Andreas an Sohnes Statt an, indem er ihn zugleich zum Beitritte wider den geächteten König Ottokar einlud. Dieſem Aufrufe wurde auf ungariſcher Seite willig Folge geleiſtet, denn ungariſche und kumaniſche Kriegsſchaaren zogen, als im folgenden Jahre (1276) die Waffen zwiſchen dem römiſchen und dem Könige Böhmens entſcheiden ſollten, zu Rudolf's Heere, und als Ottokar, unfähig,

den vereinigten Gegnern zu widerſtehen, die ſtolze Rechte zum Frieden bieten mußte, wurde in letzteren auch der König von Ungarn mit eingeſchloſſen, Wiederherſtellung der Gränzen, wie ſie vor Alters her zwiſchen dem ungariſchen und dem böhmiſchen Reiche beſtanden hatten, feſtgeſetzt, und der König Ottokar verpflichtet, dem Ungarnkönige die aus dem königlichen Hausſchatze entführten Koſtbarkeiten heraus zu geben. Auch bei der, zwei Jahre ſpäter ſich vorbereitenden Hauptkataſtrophe warf Ungarn ein ſchweres Gewicht zu Ottokar's Falle in die Wagſchale. Als König Rudolf zum Entſcheidungskampfe gegen dieſen ſeinen Gegner rüſtete, wurde der Ungarnkönig zu einer Beſprechung nach Hainburg geladen, daſelbſt Erneuerung des früheren Bündniſſes wider Ottokar verabredet und nach einigen Tagen zu Bruck an der Leitha in zahlreicher Verſammlung ungariſcher Magnaten und deutſcher Herren beſtätiget. Sofort ſtießen unter König Ladislaw zwanzig tauſend Ungarn und zahlreiche Kumanenhaufen zu dem, ſolcher Verſtärkung ſehr bedürftigen Heere des römiſchen Königs. In der blutigen Marchfeldſchlacht (26. Auguſt 1278) halfen Ungarn und Kumanen dem Könige Rudolf den folgenſchweren Sieg erkämpfen, und Zeugniſſe von einer Seite wollen behaupten, daß König Ottokar von Ungarnhänden gefallen ſey (ſ. Bd. III., S. 147). Der König von Ungarn behielt, zum Danke für ſeine Unterſtützung, die große Beute, welche ſeine Kumanen zuſammen geſchleppt hatten; doch verbat ſich König Rudolf des Erſteren Theilnahme an dem Zuge nach Mähren und Böhmen, weil er dieſe Länder nicht der Raubſucht der Kumanen preisgeben wollte. Zugleich wurde ein Ehebündniß zwiſchen König Rudolf's Tochter Clementia und König Ladislaw's jüngerem Bruder, dem Herzoge Andreas von Slavonien, verabredet; aber des Bräutigams unerwartet früher Tod zernichtete dieſen Plan. — Ladislaw kehrte von dieſer ſeiner erſten Waffenthat im Triumphe nach Ungarn zurück, ließ die eroberten Banner der Böhmen, Mährer und Polen im Dome zu Stuhlweißenburg aufhängen und in ſeinem Siegesrauſche den Todestag König Ottokar's, des hohen und weithin gefürchteten Gegners, durch das ganze Reich als ein Freudenfeſt begehen.

Um dieſe Zeit feierte König Ladislaw auch ſeine Vermälung mit Iſabella, König Karl's von Sicilien Tochter. Aber die Ehe war keine glückliche. Der junge König hatte einen mächtigen Hang zu ſinnlichen Genüſſen, der ſelbſt Ausſchweifungen nicht ausſchloß, und ſeine Liebe für

das weibliche Geſchlecht riß ihn zu mancherlei Verirrungen hin. Sowohl ſeine Mutter, die Kumanin Eliſabeth, wie die ſchöne kumaniſche Fürſtentochter Edua, für welche der königliche Jüngling eine verzehrende Leidenſchaft nährte, wendeten ſeine Gunſt vorzugsweiſe jenem eingewanderten Volke zu, welchem ſie ſelbſt entſtammten, und bewogen ihn, die Kumanen auf eine Weiſe auszuzeichnen, welche viele vornehme Eingeborene mit Neid erfüllte und erbitterte. Meutereien blieben bei ſolcher Lage der Dinge nicht aus. Um dieſen Uebeln zu ſteuern, riefen einige der Beſſergeſinnten die Vermittelung des Papſtes Nikolaus III. an, welcher, hierbei noch andere Zwecke verfolgend, im Jahre 1279 ſeinen Legaten Philipp, Biſchof von Formiano, nach Ungarn ſendete. Der Hauptauftrag des Legaten war eigentlich, in Ungarn die ausgeſchriebenen Summen für den Kreuzzug einzuſammeln; zugleich ſollte er aber auch in Ungarn die Eintracht zwiſchen dem Könige und den Ständen, dem Clerus und den Laien, nicht minder die Freiheit der Kirche das Anſehen des Thrones, die Anſtändigkeit der Sitten, die öffentliche Sicherheit und die Verpflegung der Armen herſtellen; ein verwickeltes, kaum zu ermöglichendes Geſchäft. Dabei wurde kund, daß der Legat nebenher noch beauftragt ſey, gegen das Wahlrecht des Graner Erzſtiftes, wie gegen das Patronatsrecht des Königs in Bezug auf die Beſetzung dieſes erzbiſchöflichen Stuhles, den Großwardeiner Biſchof Wladimir auf letzteren zu erheben. Als der König dies erfuhr, wurde er Anfangs ſo aufgebracht, daß er dem Legaten den Eintritt in das Reich verweigerte; aber gar bald wußte ihn die Beredſamkeit dieſes Mannes dergeſtalt umzuſtimmen, daß er ſich zu Erfüllung alles Geforderten eidlich verpflichtete. Dahin gehörte, daß alle noch im Heidenthume befangenen Kumanen ſich taufen laſſen, ihre nomadiſche Lebensweiſe aufgeben, feſte Wohnungen in Städten und Dörfern wählen, alle Kirchen, Klöſter und Gebiete, die ſie an ſich geriſſen, heraus geben ſollten. Die kumaniſchen Khane Uzak und Tolon bewilligten, im Beiſeyn des Königs und des Legaten, dieſe Forderung für ſich und für die ſieben Stämme ihres Volkes, und verſprachen die Erfüllung ihrer Zuſage durch Geiſeln zu verbürgen. Auf einem ſpäteren Landtage wurde dies, in Gegenwart der kumaniſchen Häuptlinge, noch durch nachdrückliche königliche Urkunde beſtätigt; nur machten ſich die Kumanen aus, auch künftig, wie bisher, ſich die Köpfe ſcheren, den Bart ſtutzen und ihre gewohnte Tracht beibehalten zu dürfen. Ueberdies hatte ſich der König das

Gelöbniß entreißen laſſen, Alles anzunehmen, gut zu heißen und zu vollziehen, was der Legat noch in einer großen Reichsſynode für Verbreitung des kirchlichen Glaubens, Erhaltung der Kirchenfreiheit, Beförderung der Reichswohlfahrt und Erhöhung des königlichen Anſehens anordnen würde. Die fragliche Reichsſynode wurde dann von dem Legaten in Ofen verſammelt, und hier zwei ungariſche Biſchöfe wegen mannigfacher Vergehungen abgeſetzt. Dieſe gingen hin zum Könige, machten ihm bange für ſeine königliche Selbſtändigkeit und bewogen ihn, keine Lebensmittel nach Ofen hinein zu laſſen, auch, bei entſtehendem Mangel, die Ausweiſung des Legaten zu befehlen, wodurch denn die Synode im September 1279 geſprengt und der Legat nach Preßburg ſich zurück zu ziehen genöthigt wurde. Aber die Klagen und Vorſtellungen des heiligen Vaters brachten den König bald auf andere Geſinnungen; er verſöhnte ſich mit dem Legaten und wies auf ſeinen Antrieb jährliche hundert Mark von dem Ertrage des Gölnitzer Silberbergwerkes für Gründung und Erhaltung eines Armenhauſes an, deſſen Bau in Ungarn dem Gutdünken des Legaten überlaſſen blieb.

Nach dieſer Wiederherſtellung der Verhältniſſe zum apoſtoliſchen Stuhle mußte der König ſich auch zu entſchiedenen und ſtrengen Maßregeln gegen jene Kumanen entſchließen, die, trotz aller früheren Verſprechungen, noch im Heidenthume und zugleich in ihrer nomadiſchen Lebensweiſe beharrten. Um ihrem Glauben und ihren Gewohnheiten nicht entſagen zu müſſen, zogen ſie haufenweiſe aus Ungarn hinweg zu ihren anderen Stammgenoſſen, die am linken Ufer der Aluta unter ihrem Oldamur (Olt-Emir, Emir an der Olt) nach der Weiſe der Väter hordeten. Durch die Ankömmlinge anſehnlich verſtärkt, faßte Oldamur den kühnen Gedanken, ſein ganzes Volk von der Ungarnherrſchaft zu befreien und vielleicht durch Vertreibung der Magyaren ein neues Kumanenreich zu ſtiften. Plötzlich brach er mit ſeinen Horden in Siebenbürgen ein. Der König, ſchnell von dem Anſchlage unterrichtet, ereilte ihn mit dem ungariſchen Heerbanne bei Klauſenburg. Ein wüthendes Gefecht entbrannte, deſſen Ausgang lange zweifelhaft blieb. Da ſchien der Himmel ſelbſt durch ungeheuere Regengüſſe den Ausſchlag geben zu wollen. Die Näſſe erſchlaffte die Bogenſehnen der Kumanen; der Streit, den die Letzteren vorher am wirkſamſten mit ihren nun unverwendbar gewordenen Pfeilen geführt, ward jetzt zu einem Handgemenge, in welchem

die Kumanen gänzlich unterlagen. Tauſende derſelben wurden getödtet; mit dem Reſte ſeines Volkes floh Oldamur zu der noghaiſchen Mongolenhorde, welche an der nordweſtlichen Küſte des ſchwarzen Meeres und in der heutigen Moldau wohnte. Viele der verſprengten Kumanen wurden von König Ladislaw's Kriegern auf der Flucht eingeholt und mit den zurück gebliebenen Weibern und Kindern der Fliehenden nach Ungarn in die Knechtſchaft geführt. Dagegen ließ der König diejenigen Kumanen, welche, ohne an Oldamur's Anſchlag Theil zu nehmen, ruhig im Reiche geblieben waren, die Feindſeligkeit ihrer Stammgenoſſen nicht entgelten, ſondern ſie behielten nach wie vor alle ihre früher zugeſtandenen Rechte und Freiheiten.

Die nach der Moldau entkommenen Kumanen Oldamur's fanden dort die günſtigſte Aufnahme, denn der in Kiptſchak thronende mongoliſche Oberkhan, Tulabugha, hatte damals gerade die Abſicht, ſeine, mit Kumanen und Walachen vermengten Kriegsvölker unter ſeinem bewährten Feldherrn Noghai zu einem neuen Einfalle nach Ungarn, Lithauen und Polen zu führen. Das gewaltige mongoliſche Heer drang, eine Strecke von eilf Meilen bedeckend, ſo ſchnell in Ungarn und Siebenbürgen vor, daß der ungariſche Heerbann nicht ſchnell genug ſich verſammeln konnte, um die Vertilger abzuhalten (1285). Der König zog mit ſeinen Kriegern auf das rechte Donauufer zurück; das Landvolk floh mit Heerden und Habſeligkeiten in die feſten Burgen, die ſeit dem erſten Mongoleneinfalle faſt auf allen höher gelegenen Orten aufgeführt worden waren. Die Mongolen waren nicht vorbereitet, Belagerungen zu unternehmen; ſie überſchwemmten mit gewohnter Wuth das flache Land, brannten die Städte, Dörfer und Saaten nieder, ſtreiften bis Peſth, litten jedoch bald ſelbſt unter dem Mangel, den ihre Zerſtörungsſucht angeſtiftet hatte. Hunger und Seuchen brachen in ihren Reihen aus, und zwangen ſie zum Abzuge. Aber Regengüſſe und Schneegeſtöber ſuchten ſie auf ihrem Rückmarſche ſchrecklich heim; Tauſende riſſen die angeſchwollenen Ströme mit ſich fort. Ueber den entmuthigten Reſt der wilden Horden fielen in Siebenbürgen die Beſatzungen der Burgen her; im Rücken drängte ſie der verfolgende König. Bei Torotzkö in der Thorder Geſpanſchaft wurden ſie von den Szeklern, vor Szás-Regen vom Meiſter Georg und deſſen Brüdern, und bei dem Berge Tarkö am Urſprunge der Maros von Hippolyt's Söhnen angegriffen und furchtbar

niedergeſäbelt. Tulabugha ſoll zu Fuß mit einem einzigen Weibe und einem einzigen Laſtthiere entkommen ſeyn.

Um dem Verderben ihrer Genoſſen zu entgehen, hatten viele noghaiſche Mongolen, Kumanen und Walachen, welche Tulabugha's Heere gefolgt waren, ſich den Ungarn ergeben und baten um Aufnahme in das Reich. Der König, auf Anwachs der Bevölkerung eifrig bedacht, gewährte ihre Bitte, und ſie ſiedelten ſich nun unter dem Namen der Neugarer, d. i. der Noghaiſchen, in den Dörfern an der Theiß an, welche noch heute den Namen der tatariſchen tragen, wie Tatar-Falva, Tatar-Szent-Miklos, Tatar-Szent-György, in der Nähe von Orkeny, Tataros, Tatarſzálláſa. Von da an blieb auch der Name Neugarer, d. i. Noghaien, in Ungarn gleichbedeutend mit jenem der Saracenen und Tataren.

Auch in Polen wurde durch Meiſter Georg, den Anführer der Familie Sós, einen an Tapferkeit und Ausdauer den Helden des Alterthums vergleichbaren Mann, der ungariſche Name geehrt und gefürchtet. Den Herzog Lesko den Schwarzen von Krakau und Sendomir, Neffen und Nachfolger des mit Ungarn befreundeten ſchamhaften Boleslav, hatte der Herzog Konrad von Maſowien aus ſeinem Lande vertrieben. Lesko ſuchte Schutz bei dem Könige Ladislaw, auf deſſen Befehl Meiſter Georg mit einem Heere gegen Konrad zog und, obgleich mit fünf Kopfwunden bedeckt, das maſowiſche Heer vollſtändig beſiegte. Zwei Jahre nach dem letzten Einfalle in Ungarn, brach Tulabugha mit ſeinen noghaiſchen Mongolen in Polen ein, die Gebiete von Lublin, Maſowien, Sendomir, Siradien und Krakau verheerend. Abermals zog Meiſter Georg mit ungariſchen Mannen dem Herzoge Lesko zu Hilfe, griff bei Sandecz eine Horde Mongolen an, tödtete ihrer viele und nahm tauſend gefangen, wodurch ſie genöthigt wurden, am Weihnachtsabende 1287 von Krakau abzuziehen. Auf dem Rückwege hielt der grauſame Tulabugha ſich einige Zeit in Galizien auf, wo er von dem, über die Weichſel gegangenen Fürſten Gaſtfreundſchaft forderte. Zum Danke dafür verheerten die Mongolen das Land und ſchleppten in daſſelbe die Peſt ein. Zu wiederholten Malen verſuchten die Noghaien in das Zipſerland einzufallen, aber immer ſchlug ſie Meiſter Georg, durch zweckmäßige Verhaue die Gränzen ſchützend, mit blutigem Verluſte zurück.

Dieſe Erfolge nach außen verhinderten nicht mancherlei Verwirrung im Inneren. Frevler wagten ſogar die königlichen Siegel zu verfälſchen und

falſche Handfeſten und Freibriefe in Umlauf zu ſetzen, ſo daß der König ſich genöthigt ſah, die alten, echten Reichsſiegel zu vernichten und neue verfertigen zu laſſen. Der König ſelbſt nährte die allgemeine Mißſtimmung durch ſeine fortwährende Begünſtigung der Kumanen, Neugarer und Ismaeliten, wie durch ſeine Ausſchweifungen. Seine Gemalin Iſabella hatte er bisher nur zurück geſetzt und mit Kälte behandelt. Kaum aber war (1285) ſein Schwiegervater, der König Karl von Sicilien, den er wohl geſcheut, aber nie geliebt hatte, geſtorben, ſo achtete er ſich an keine Rückſicht für ſeine Gemalin mehr gebunden; er verſtieß ſie, ließ ſie in das Nonnenkloſter St. Maria auf der Haſeninſel bei Ofen einſperren, und vermälte ſich mit ſeiner geliebten Kumanin Edua, wobei er jedoch auch den Umgang mit zwei vornehmen Noghaierinnen, Kuptſchak und Mandula, nicht aufgab. Um aber ſeine Unterthanen wenigſtens in Betreff eines legitimen Thronfolgers zu beruhigen, berief er Andreas, den Sohn Stephan's und Enkel des verſtorbenen Königs Andreas II., aus deſſen dritter Ehe mit Beatrix von Eſte, aus Venedig nach Ungarn und ernannte ihn zum Herzog von Slavonien.

Die mit des Königs Handlungen, namentlich in Bezug auf ſein vertrautes Verhältniß zu den Kumanen und den Eingewanderten, unzufriedenen Magnaten führten Beſchwerde bei dem Papſte Honorius IV., welcher den König aufforderte, den Irrthümern der Tataren, Saracenen, Neugarer und Heiden zu entſagen, die Königin aber wieder aufzunehmen und nach Würden zu behandeln. Zugleich wurde ſowohl vom Papſte Honorius, wie nach deſſen Tode von den Cardinälen, der Erzbiſchof Wladimir von Gran beauftragt, die Königin aus ihrer Haft zu befreien, den König von ſeinen Verirrungen zurück zu bringen, wider die Tataren, Saracenen, Neugarer, Heiden und deren Beſchützer, falls dem chriſtlichen Glauben durch dieſelben Gefahr drohe, das Kreuz zu predigen und gegen Jeden, der ſich dagegen ſetzen würde, nöthigenfalls ſelbſt gegen den König, mit dem Banne zu verfahren. König Ladiſlaw fühlte ſich durch dieſe geiſtlichen Warnungen zwar tief erſchüttert; dennoch hatten ſie keine andere Folge, als daß er die Königin ihrer Haft entließ, ohne darum ſeine ungeſetzliche Ehe mit Edua, oder ſeinen Umgang mit den noghaiſchen Frauen aufzugeben.

Um des Königs Stellung zu verſchlimmern, erſchwerten ihm ſeine fremden Lieblinge ſelbſt das Spiel; denn als er (1288) eine Reiſe in das Zipſerland machte, wurde von den ihn begleitenden Ismaeliten, Kumanen

und Neugarer die Kirche der Propſtei St. Martin ausgeplündert. Dies ſteigerte den Haß der Ungarn gegen die unbequemen Fremdlinge und gab ihnen einen neuen Vorwand, mit ihren Klagen den apoſtoliſchen Stuhl zu beſtürmen. Der neue Papſt, Nikolaus IV., nahm dieſe Beſchwerden noch ernſthafter als ſein Vorgänger; er gab dem Erzbiſchof Wladimir Befehl, durch Ungarn und die benachbarten Länder einen Kreuzzug wider die Saracenen, Neugarer und Heiden verkünden zu laſſen. Hiermit war alſo für Ungarn die Loſung zu einem inneren Kriege gegeben, der den Feinden der Ordnung am willkommenſten ſeyn mußte. Wirklich ſtrömten zahlreiche Pöbelrotten herbei, die, den Kreuzzug als einen Vorwand für beabſichtigte Räubereien nehmend, ſich mit dem Kreuze bezeichneten und, weil ſie gegen die waffenkundigen Kumanen und Neugarer gar bald den Kürzeren zogen, ſich mit doppelter Plünderungswuth auf die Krongüter und anderes Eigenthum warfen. Die Magnaten ſelbſt, die durch ihre Klagen bei dem Papſte dieſe Folgen hervorgerufen hatten, mußten jetzt gegen die kreuzbezeichneten Räuber den Beiſtand des Königs ſuchen, der die Letzteren für Aufrührer erklärte, aber, bei ſofortiger Niederlegung der Waffen, ihnen Vergeſſen und Vergebung des Geſchehenen zuſicherte.

Kaum vermochte der König ſich der Anmaßungen mancher Magnaten zu erwehren, von welchen einige ſich im offenen Aufſtande verſuchten. Die beiden unruhigen Güſſinger Grafen, Johann und Peter, Letzterer Biſchof von Weſzprim, begnügten ſich nicht mit den Unordnungen, die ſie im eigenen Lande anſtifteten; ſie unternahmen auf eigene Fauſt auch räuberiſche Einfälle nach Oeſterreich, ſchlugen die von dort ihnen entgegen geſendeten Kriegsvölker, und drangen dem Herzoge Albrecht von Oeſterreich einen Vertrag ab, nach welchem er ihnen ſogar gegen ihren eigenen König beiſtehen ſollte, wenn ſie gegen Denſelben zögen. Aber Herzog Albrecht übernahm bald darauf ſelbſt die Strafe dieſer Empörer, indem er (1289) in die Eiſenburger Geſpanſchaft einbrach, den Güſſinger Grafen vier und dreißig Dörfer, Schlöſſer und feſte Plätze abkämpfte und endlich, nach hartnäckiger Belagerung, auch ihren Hauptort, Güns, in ſeine Gewalt brachte.

Der König mochte dieſe Demüthigung übermüthiger Vaſallen nicht ungern ſehen, wenn auch dadurch einem mächtigen Nachbar geſtattet wurde, auf gefährliche Weiſe in Ungarn Fuß zu faſſen. Aber auch in Dalmatien entſpannen ſich drohende Umtriebe gegen die ungariſche Herrſchaft, und der

König Milutin von Serbien hatte Ladislaw's Schweſter, die Dominikaner-nonne Eliſabeth, mit Gewalt zu ſeiner Gemalin gemacht und ihrem Bruder Bosnien mit Machow als Brautſchatz abgelockt. Ueberall löſeten ſich die Bande der Ordnung; das Anſehen des Reiches ſank herab, und der König, der auf einem Landtage bei Foen in der Torontaler Geſpanſchaft jenen Uebeln ſteuern wollte, machte ſich die Vornehmſten ſeiner Nation dadurch noch mehr abwendig, daß er einen getauften Ismaeliten, Myze, zum Palatin von Ungarn erhob.

Ein plötzliches, ſchauriges und in ſeinen Anläſſen unerklärtes Ereigniß wendete die Lage der Dinge, und begrub die allwärts ſich erhebende Gefahr in einem betäubenden Schrecken. Im Sommer 1290 ſtand König Ladislaw mit kumaniſchen und noghaiſchen Rotten im Lager zu Kereſztzeg am ſchnellen Körös; da überfielen ihn in der Nacht vom neunten zum zehnten Juli die drei kumaniſchen Häuptlinge Arbuz, Turtule und Kemencſe in ſeinem Zelte und ermordeten ihn mit vielen Dolchſtichen. Schrecklich rächte der Palatin Myze das Verbrechen an den Thätern und allen ihren Angehörigen, von denen ſelbſt die Säuglinge in der Wiege nicht verſchont wurden.

Nach dieſer furchtbaren Begebenheit raſ'te in den erſten Momenten die entfeſſelte Anarchie noch wilder durch das geſchwächte Reich. Der König Ladislaw, erſt acht und zwanzig Jahre alt, als die verruchten Hände der drei Kumanen ſein Blut vergoſſen, hatte aus ſeiner geſetzlichen, durch ſeine Schuld unglücklichen Ehe mit der ſiciliſchen Iſabella keine Leibeserben hinterlaſſen. Nur ein einziger männlicher Sprößling aus dem heimiſchen Königsſtamme der Arpaden war mehr vorhanden, nämlich der gedachte Andreas, des Königs Andreas II. Enkel, und Sohn Stephan's aus deſſen Ehe mit der venetianiſchen Patrizierin Tommaſina Moroſini. Die Freunde des Rechts und des Vaterlands beriefen ſogleich nach König Ladislaw's kläglichem Hintritte den Andreas auf den Thron; aber eine andere Partei ſetzte ſich dagegen, und als Andreas mit ſeiner Gemalin Fennena, der Tochter des Herzogs Ziemomisl von Cujavien, aus Dalmatien herbei zog, um die Krone Ungarns in Empfang zu nehmen, legte ihm Graf Johann von Güſſing einen Hinterhalt, nahm ihn gefangen, und ließ ihn erſt gegen Zuſicherung bedeutender Geldſummen und Bürgenſtellung frei. Bei des Andreas Ankunft in Stuhlweißenburg wollten die Empörer ihm Krone und Reichsinſignien vorenthalten; aber der Graner Erzbiſchof vereitelte dieſen

Anſchlag und ſetzte, am achtzehnten Tag nach Ladislaw's Ermordung, dem Könige Andreas feierlich die Krone auf das Haupt (28. Juli 1290). Auch jetzt noch waren die Friedensſtörer nicht ruhig. Sie ſtellten ihm einen falſchen Andreas, als angeblichen Bruder König Ladislaw's, entgegen; aber der neue König ſendete den getreuen und unüberwindlichen Meiſter Georg gegen den Betrüger aus, der, mit ſeinem Anhange geſchlagen, und bis über die Karpathen verfolgt, auf der Flucht nach Polen ertrank.

Doch nicht nur innere Factionen erſchwerten, gleich bei des Königs Andreas Regierungsantritt, deſſen Stellung; auch von außen her wurde er auf mancherlei Weiſe bedrängt. Dem Papſte Nikolaus ſchienen die Unordnungen in Ungarn eine paſſende Gelegenheit, um dieſes Reich unter römiſche Oberlehensherrlichkeit zu bringen, wobei er die früheren übertriebenen Beſchwerden über Ausbreitung kumaniſchen und tatariſchen Heidenthums, wie des Islams und der patareniſchen Ketzerei in Ungarn, als Anlaß geltend zu machen ſuchte. Dagegen hatte der römiſche König Rudolf, unter Beziehung auf die vom König Bela IV. dem Kaiſer Friedrich II. bedingungsweiſe geleiſtete und, bei der Nichterfüllung der geſtellten Bedingung, niemals in Wirkſamkeit getretene Huldigung, nach Ladislaw's Tode Ungarn als ein erledigtes Reichslehen erklärt und ſeinen Sohn Albrecht der Form nach damit belehnt. Zu Ungarns Glück trafen alſo die kirchliche und weltliche Obergewalt mit ihren Anſprüchen auf jenes Reich zuſammen. Während nun der Papſt ſowohl in Ungarn, wie gegen das deutſche Reichsoberhaupt ſeine vermeinten Anſprüche eifrig mit Gründen verfechten ließ, theilte der römiſche König, um noch einen anderen mächtigen Fürſten in ſein Intereſſe zu ziehen, Ungarn zwiſchen ſeinem Sohne Albrecht und dem Könige Wenzel von Böhmen, und zwar ſo, daß die Donau die Gränze beider Antheile bilden ſollte. Der Herzog Albrecht, der noch immer die, den Güſſinger Grafen abgenommenen Plätze und Burgen in ſeiner Gewalt, alſo bereits in Ungarn Fuß gefaßt hatte, nahm durch ſchnellen Einbruch in das Eiſenburger Comitat auch das königliche Bergſchloß St. Veit weg. Der Tod verhinderte den König Rudolf, ſeine Plane auf Ungarn zu verfolgen; den Herzog Albrecht aber hielten die in Oeſterreich ausgebrochenen Unruhen ab, tiefer in Ungarn vorzudringen.

Inzwiſchen ſtrebte König Andreas mit Entſchiedenheit und Umſicht, ſeine von ſo vielen Seiten zugleich angefochtene Stellung zu befeſtigen.

Vor Allem ſuchte er ſich der Treue des Clerus und der Magnaten zu verſichern und ihre Zuneigung zu gewinnen. Er zog bei Vergabungen von Gütern und Ehrenſtellen die ihm ergebenen Biſchöfe und Magnaten zu Rathe, beſtätigte ihnen, wie auch Klöſtern, Kirchen und Gemeinden, die Verleihungen ſeiner Vorfahren, und ſetzte, um auch in den Kronlanden auf Ergebenheit rechnen zu können, im Einverſtändniſſe mit den Venetern ſeinen Oheim, Albertin Moroſini, als Ban und Herzog über ganz Slavonien, während er, um ſeinen Hofſtaat zu verherrlichen, ſeine reiche Mutter Tommaſina an ſein Hoflager zog und ihr den Rang einer älteren Königin einräumte.

Nachdem Andreas auf ſolche Weiſe die königliche Partei enger und feſter um ſich vereinigt hatte, verſammelte er den Heerbann und zog mit demſelben an die Leitha. Von ſeinem Lager aus ließ er den Herzog Albrecht auffordern, den Günſer Landſtrich friedlich zurück zu ſtellen. Als dies verweigert wurde, überſchritt er mit ſeinen achzigtauſend Kriegern den Fluß, ſendete die Kumanen als Senger und Brenner voraus zur Verheerung der Gegend zwiſchen Wien und Neuſtadt, und verwendete die Ungarn und Siebenbürger zur Bezwingung der feſten Plätze längs der Leitha, unter welchen das zuletzt von Meiſter Georg's Verwandten bewältigte Rohrau am längſten widerſtand. Nachdem er ſämmtliche Burgen eingenommen, zog Andreas vor Wien, verbrannte die Vorſtädte und hielt die Stadt durch ſechs Wochen eingeſchloſſen. Da bot Albrecht, durch die Empörung in ſeinen Landen noch immer gedrängt und durch den Tod ſeines kaiſerlichen Vaters einer Hauptſtütze beraubt, die Hand zum Frieden, welche Andreas gern annahm. Der Herzog Albrecht entſagte allen, aus der erwähnten Belehnung hergeleiteten Anſprüchen auf Ungarn und ſtellte alle, in ſeine Gewalt gebrachten Plätze und Schlöſſer in dieſem Lande zurück; König Andreas räumte mit ſeinem Heere das öſterreichiſche Gebiet, gab alle Gefangenen frei und geſtattete die Schleifung der an Oeſterreichs Gränzen gelegenen Güſſinger Raubſchlöſſer.

Kaum hatte Andreas ſich des einen Nebenbuhlers erwehrt, ſo erſtand ihm ein anderer. König Stephan's V. Tochter, und Schweſter König Ladislaw's des Kumanen, die an den König Karl den Lahmen von Sicilien verheiratete Maria, glaubte nach ihres Bruders Ladislaw's Tode die nächſten Rechte an Ungarns Krone zu haben, und übertrug dieſelben urkundlich

an ihren Erſtgeborenen, Karl Martell, den ſie hiermit als König von Ungarn erklärte (6. Januar 1292). Maria rechnete dabei auf den Beiſtand des Papſtes Nikolaus, den ſeine beſtrittenen Lehensanſprüche auf Ungarn nothwendig für jenen Plan des Hauſes Anjou ſtimmen mußten, vornehmlich aber des, an ihrem Hofe verweilenden päpſtlichen Legaten, der nach des genannten Papſtes Tode, bei der über zwei Jahre währenden Erledigung des römiſchen Stuhles, um ſo freiere Hand gewann, in ihrem Sinne zu wirken.

Den Dalmatinern gab ſich Karl Martell zuerſt als ihr König zu erkennen; die Städte aber erwiederten, daß ſie bereits einem Könige von Ungarn gehuldigt und daß, wer ihr König heißen wolle, mit der ungariſchen Krone gekrönt ſeyn müſſe. Dagegen gewann Karl in Ungarn ſelbſt unter den Mißvergnügten und Friedensfeinden leichten Anhang, an der Spitze desſelben wiederum die unruhigen Güſſinger Grafen, dann der ſiebenbürger Woiwod Roland und die Grafen Subich von Brebir, die ſich durch Moroſini's Erhebung zum Herzoge Slavoniens gekränkt glaubten. Andreas verläugnete auch diesmal nicht ſeinen Muth und ſeine Beſonnenheit. Er ſammelte ſeine Getreuen. Der tapfere Graf Paul Modács eroberte für Andreas den Hauptſitz der Güſſinger, das befeſtigte Güns, zerſtörte es, und vertrieb dann den Grafen Niklas von Güſſingen auch aus Simegh. Eben ſo fielen die Adryaner Burg und die anderen feſten Plätze der Rolander in des Königs Gewalt. Dieſer benutzte ſeine Fortſchritte mit Mäßigung und Milde. Nur unterwarf er die veräußerten Krongüter einer ſorgfältigen Prüfung, und wo der Beſitz nicht geſetzlich ausgewieſen werden konnte, verfuhr er mit Einziehung oder Weiterverleihung. Auch trat er dem Schutz- und Trutzbündniſſe bei, welches der Herzog Albrecht von Oeſterreich, um ſich gegen die feindſeligen Abſichten des römiſchen Königs Adolf von Naſſau zu ſchützen und ſeine eigenen kühnen Plane zu verfolgen, mit dem Böhmenkönige Wenzel (1293) eingegangen war, und den Sieg Albrecht's bei Gelheim über König Adolf, welcher den Erſteren auf den Thron Deutſchlands führte, halfen auch ungariſche Schwerter erfechten (2. Juli 1298).

Kaum hatte, nach langem Interregnum, der Stifter des Cöleſtinerordens, Peter, unter dem Namen Cöleſtin V. (1294) den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, ſo erklärte ſich derſelbe offen für das Haus Anjou, und ſchlug nicht nur ſeinen Sitz in Neapel auf, ſondern erkannte auch des Königs

Sohn, Karl Martell, als Beherrſcher Ungarns an. Zwar ſtarb Karl Martell bereits im Jahre 1295, doch mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Karl Robert, auf welchen ſich die väterlichen Anſprüche, wie der päpſtliche Schutz vererbten.

Bald darauf verlor König Andreas auch ſeine Gemalin Fennena, die ihm nur eine Tochter, Eliſabeth, geboren hatte. Er ſchritt zu einer zweiten Ehe, und zwar mit Albrecht's von Oeſterreich Tochter, der frommen und ernſten Agnes, der er die Inſel Schütt als Witthum ausſetzte. Die Ehe blieb kinderlos, und der Stamm Arpád ohne neue Sproſſen.

Ein neues Mittel wurde von des Königs Feinden erſonnen, um ihm die Dalmatiner abwendig zu machen. Bei Erledigung des Erzbisthums von Spalatro hatten Cleriſei und Volk den Archidiakon Jakob auf den erzbiſchöflichen Sitz erhoben. Derſelbe hatte verſäumt, in der üblichen Friſt die Beſtätigung von Rom einzuholen, und der Papſt Bonifazius VIII., der in Bezug auf Neapel und Ungarn allmälig der Politik ſeines Vorgängers ſich anſchloß, ſetzte daher in der Perſon des Franciskanermönchs Peter, bisherigen Hofkaplans der Königin Maria von Neapel, einen neuen Erzbiſchof in Spalatro ein. Hiermit war dem neapolitaniſchen Einfluſſe der Eintritt in Dalmatien eröffnet, die Verbindung mit Italien durchgeſetzt, und das Küſtenland, vorher ſo ſtandhaft für die Sache des Königs Andreas geſinnt, hinfort Demſelben verloren.

Hatte fremde Habſucht dem Könige ſchon ſo viele Feinde erweckt, ſo erzog auch er ſelbſt ſich einen ſolchen, und zwar einen der gefährlichſten. Dies war Gregor Cſeeny, Propſt von Weißenburg, den der König ſelbſt zu ſeinem Vicekanzler erhob, ſpäter gar zum Erzbiſchof von Gran erheben ließ, und welcher dieſe einflußreiche Stellung dann zu keinem anderen Zwecke benutzte, als den Thron des Königs Andreas zu untergraben und für des zehnjährigen Gegenkönigs Karl Robert Anſprüche offen und heimlich zu wirken. Um das Anſehen des Graner Erzbiſchofs zu ſteigern, ernannte ihn der Papſt Bonifacius — welcher, mehr und mehr für die Anſprüche des Hauſes Anjou thätig, die Königin Maria von Neapel in einer Bulle als „Königin von Ungarn" aufführte — zum päpſtlichen Nuntius im ungariſchen Reiche.

Der König Andreas, von inneren und äußeren Feinden umgarnt, wendete ſich vertrauensvoll an die Treue der Beſſeren ſeiner Nation. Zu

Peſth hielt er im Auguſt 1298 einen Landtag zu Befeſtigung des königlichen Anſehens, Befreiung des Adels von dem Drucke der Magnaten, Sicherung der Kirchenfreiheit und Wiederherſtellung der Rechte aller Stände. Von den hier ausgegangenen Verordnungen gebot gleich die erſte: den König Andreas als Sprößling des königlichen Stammes und als natürlichen Herrn des Reichs zu verehren; zugleich wurde für das künftige Jahr ein neuer großer Landtag beſchloſſen und derſelbe im Mai 1299 auf dem Felde Rakos am linken Donauufer wirklich eröffnet, auch von dem Coloczer Erzbiſchof und königlichen Kanzler Johannes, von den Biſchöfen von Siebenbürgen, Erlau, Bosnien, Weſzprim und Fünfkirchen, vielen Pröpſten, Aebten, Domherren, Ordensoberen und Reichsbaronen beſucht. Der abtrünnige Erzbiſchof Gregor von Gran war, trotz der feierlich an ihn ergangenen Einladung, nicht erſchienen, ſondern hatte ſich, nachdem er die von ſeinem Vorgänger und den Diöceſanbiſchöfen mit dem Banne belegten Unruheſtifter und Freibeuter aus eigener Willkür losgeſprochen, mit dieſem ſeinen Anhange über die Drave und in das Kreuzer Gebiet zurück gezogen. Wider ihn wurde daher auf dem Felde Rakos von dem Könige und den verſammelten Reichsbaronen eine Appellation an den apoſtoliſchen Stuhl vollzogen, und der Großwardeiner Biſchof Emerich, als bevollmächtigter Sachwalter des Königs und der Stände in dieſer Angelegenheit, nach Rom geſendet, um dieſe Appellation dem heiligen Vater zu überbringen. Letzterer würde, wenn der König ſich ihm mehr hätte annähern und hingeben wollen, wahrſcheinlich für den rechtmäßigen Herrſcher zu ſtimmen geweſen ſein, den er früher auch ausdrücklich als ſolchen anerkannt hatte. Aber Andreas glaubte damit ſeiner Würde Etwas zu vergeben, und wollte nur ſein gutes Recht für ſich ſprechen laſſen. Dieſe ſtolze Zurückhaltung beleidigte den heiligen Vater, und ſtellte ihn auf die Seite des Hauſes Anjou. Ehe daher noch der Biſchof Emerich ſeine Reiſe nach Rom antreten konnte, hatte der Papſt den Knaben Karl Robert bereits zum Könige der Ungarn ernannt.

Die abtrünnigen Magnaten, welche, unter der Regierung eines Kindes, ihre Willkür freier zu entwickeln hofften, als unter jener des kraftvollen und männlichen Königs Andreas, betrieben ihre ungerechte Sache mit feurigem Eifer. Im März 1300 zog der Vrebirer Graf Georg nach Apulien, um den jungen Prätendenten Karl Robert zu übernehmen und nach Dalmatien zu führen, wo Alles ſchon zu ſeinen Gunſten bearbeite

war. Im Auguſt landete derſelbe zu Spalatro, wurde ſpäter nach Agram geleitet und hier im October von dem erwählten, aber noch nicht beſtätigten Erzbiſchof Gregor — natürlich nicht mit der heiligen Krone und auch ohne die Reichsinſignien — gekrönt. Kein ungariſcher Biſchof wohnte der ungeſetzlichen Feierlichkeit bei.

Andreas war entſchloſſen, als ein König um ſeine Krone zu kämpfen. Er rief den Heerbann auf zum Feldzuge für das nächſte Frühjahr; aber ehe dasſelbe heran kam, wölbte ſich das Grab zwiſchen ihm und dem Throne. Ein jäher Tod raffte, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung, ſchon am 14. Januar 1301 den König Andreas dahin, in der herrlichſten Manneskraft, und das edle Haupt, das würdig die ſorgenvolle Laſt der Krone getragen, das ſich entſchloſſen gegen Widerwärtigkeiten und Feinde erhoben, vor keiner irdiſchen oder geiſtlichen Gewalt ſich unköniglich gebeugt hatte, beugte ſich unerwartet dem allbeſiegenden Tode. Mit ihm erloſch die männliche Linie der Arpaden, welche das Volk der Magyaren aus dem rauhen Baſchkirien erobernd hereingeführt in das geſegnete Pannonien, ihm eine Reihe kühner Feldfürſten, ſpäter in einem dreihundertjährigen Zeitraume drei und zwanzig Könige gegeben hatte, darunter Helden, Staatsmänner und Geſetzgeber, auch zwei Heilige als Apoſtel ihres Volkes. Reich an großen und erhebenden Zügen iſt die Geſchichte ihrer Thaten, nur Weniges daran kleinlich oder unlöblich, und das Volk durchſchritt unter ihnen verhältnißmäßig ſchnell die weite Entfernung vom heidniſchen Barbarenthum zur chriſtlichen Ordnung, von der blinden Kampfgier zur geregelten Kraft, vom Krieg wider Alle zur wohlgerüſteten Obhut über Recht und eigene Würde.

Nach des Königs Tode wurden deſſen Witwe Agnes und ſeine Tochter erſter Ehe, die Prinzeſſin Eliſabeth, von dem Adel in Ofen unter ziemlich ſtrenger Aufſicht gehalten. Auf die Nachricht hiervon ſendete der Bruder der Königin, Herzog Rudolf, den Marſchall Hermann von Landenberg an der Spitze einer öſterreichiſchen Heerſchaar nach Ungarn, welcher St. Martinsſchloß bei Preßburg, das Leibgeding der Königin, eroberte und dann vor Ofen rückte. Durch Vermittelung des Stuhlweißenburger Grafen wurden hier dem Landenberger die königliche Witwe und deren Stieftochter Eliſabeth — Letztere jetzt die einzig rechtmäßige Erbin der ungariſchen Krone — übergeben und von ihm nach Wien geleitet. Eliſabeth ſollte ihre gerechten Anſprüche auf Ungarns Thron nie verwirklicht ſehen; eben ſo wenig als

ihre Verlobung mit König Wenzel von Böhmen je zur Ehe führte. Abgeſtoßen von der Welt und ihr entſagend, nahm ſie im Kloſter der Dominikanerinnen zu Töß in Schwaben den Nonnenſchleier. Die Königin Agnes blieb in Wien, Werke der Andacht übend, in denen ihr ernſter, dem Himmliſchen mehr, als dem Irdiſchen zugewendeter Geiſt ſeine ſchönſte Befriedigung fand, bis die ruchloſe Ermordung ihres königlichen Vaters ſie furchtbar aus ihrer frommen Ruhe aufſchreckte und auf die Wahlſtatt der Blutrache rief.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des zweiten Zeitraumes.

Der zweite Zeitraum der ungariſchen Geſchichte führt zu einem Scheidewege, wo der ganze Bau des Staates, beſonders nach oben hin, eine ſehr veränderte Geſtalt annimmt. Das oberſte Kriegsführeramt, aus welchem in Ungarn das Herrſcherthum hervor gegangen, hatte dem letzteren in ſeinem Beginne eine militäriſche Machtfülle angehängt, welche zwar, einem freien und tapferen Volke gegenüber, jederzeit mit Milde und Behutſamkeit ausgeübt wurde, dafür aber auch, zumal da bei fortwährenden Kriegen ihr Bedürfniß ſich doppelt fühlbar machte, um ſo unbedingter ſich Folge geleiſtet ſah. Der apoſtoliſche Nimbus, mit welchem durch Stephan den Heiligen das Königthum eingeführt wurde, kleidete die Herrſchergewalt in ein noch ehrwürdigeres Licht; aber je mehr ſie, während ihr urſprünglich blos kriegeriſcher Charakter dabei in den Hintergrund trat, ſich über alle Seiten des Staatslebens auszubreiten ſtrebte, deſto leichter vermochten auch einzelne Elemente, wenn auch nicht ihrem Einfluſſe ſich zu entziehen, doch in ein unbeſtimmteres, loſeres Verhältniß zu ihr ſich zu ſtellen. Schon knüpfte — was vorher, mit Ausnahme der nothwendigen Erbfolge, nicht der Fall geweſen — die Gewohnheit gewiſſe Bedingungen an die Uebernahme der Herrſchergewalt. Die feierliche K r ö n u n g, vorher keineswegs ſtreng gefordert, ward nach und nach unerläßlich, und zog, da ſie von erzbiſchöflicher Hand geſchah, die Hierarchie in eine entſchiedene Nähe zu dem Throne. Dennoch bewegte in vielem Weſentlichen das Königthum ſich noch durch geraume Zeit in ziemlich abſoluten Formen. Namentlich waren Reichswürden und Aemter noch nicht lebenslänglich, geſchweige denn erblich geworden

vielmehr wurden dieſelben von den Königen ausſchließend nach deren Gutdünken, bisweilen zwei an Einen Mann, verliehen und eben ſo willkürlich zurück genommen und weiter vergeben, ſo daß dem Könige hinlänglicher Raum blieb, um Treue zu belohnen, verdächtige Geſinnung einzuſchüchtern, oder durch Verurtheilung zur Unthätigkeit, wieder einflußlos und unſchädlich zu machen. Gleicherweiſe hatten die Magnaten keinen entſcheidenden Stimmenantheil, wenn der König Land und Weideplätze an fremde Einwanderer vergab. Der König handelte hierbei ganz aus eigener Machtvollkommenheit, und die Mitunterſchrift von Biſchöfen und Magnaten auf dahin bezüglichen Urkunden diente nur als Zeugenſchaft und Beglaubigung. Das Hoflager der Könige war noch nicht ſtätig. Sie zogen mit ihren Kanzlern und Notaren, meiſt Pröpſten und Gelehrten, von einem Orte zum anderen, je nachdem ihre perſönliche Gegenwart eben hier oder dort vonnöthen war, feierten jedes hohe Jahresfeſt auf einer anderen Burg und verweilten daſelbſt ſo lange, als es die beſonderen Angelegenheiten der Geſpanſchaft oder die allgemeinen des Volkes erforderten. Bei der damaligen Mangelhaftigkeit der Geſetze und der Regierungskunſt gewährten dieſe ſtäten Wanderungen der Könige namentlich d i e Vortheile: daß durch des Landesherrn öftere Gegenwart Domſtifter und Abteien in ſtrengerer Zucht und Ordnung, Grafen und andere Beamte der Geſpanſchaften nachdrücklicher in Zaum und Thätigkeit erhalten wurden, daß die ſo heilſame Fähigkeit der Fürſten, ſelbſt zu ſehen und ſelbſt zu hören, dabei erprobt und geübt wurde, und durch ihre eigene höchſte Rechtsverwaltung mancher Unterdrückte ſicherer zu ſeinem Rechte gelangte.

Zur Schwächung der königlichen Machtfülle, welche im letzten Jahrhunderte der arpadiſchen Periode eintrat, hatte Andreas II. noch als Herzog, durch ſeine Umtriebe und Angriffe gegen ſeinen Bruder Emerich, am meiſten beigetragen, und er war verdientermaßen der Erſte, der die nachtheiligen Früchte davon erntete. Die Maßregeln und Aushilfen, zu welchen er ſeinen königlichen Bruder drängte: Theilung der Herrſchaft, Beſchränkung der Macht, Schwächung des königlichen Anſehens, verſchwenderiſche Vergabung der Krongüter und Staatseinkünfte an Clerus und mächtige Magnaten, demüthige Fügung unter die Anſprüche und unter die Einmiſchung der Päpſte, trugen den Keim zum Verfall der Herrſchermacht in ſich, und wiederholten ſich, unter fortwirkenden und ähnlichen Urſachen, auch unter

den folgenden Königen. Andreas II. ſelbſt ſah, als der Tod ſeiner Verwandten ihn endlich auf den Thron führte, ſich zu einem Krönungseide angehalten, von welchem vor ihm nie die Rede geweſen war; denn dieſer König hatte, während ſeiner früheren widerrechtlichen Anſchläge, ſich gegen ſeinen Anhang zu ſehr bloßgegeben, als daß Letzterer ihn jetzt nicht die Wirkungen ſeines erlangten Einfluſſes hätte empfinden laſſen ſollen. Er mußte, der erſte unter Ungarns Königen, ſchwören: die Rechte des Reichs und die Würde der Krone unverletzt zu erhalten. Einmal in Anwendung gebracht, gewann dieſer Eid bei ſpäteren Wiederholungen auch immer an Ausdehnung, und den Ständen bot ſich hierbei ein natürlicher Anlaß, ihren Gehorſam von der Erfüllung jenes königlichen Eides abhängig zu machen, oder mit deſſen angeblicher Verletzung ihren gefliſſentlichen Ungehorſam zu beſchönigen. Der ſchon lange vorbereitete Kampf des Ariſtokratismus gegen die Monarchie, der bisher in die Form des Aufruhrs zu verfallen Gefahr gelaufen war und daher nur mit Vorſicht und einiger Schüchternheit hatte geführt werden können, wußte jetzt einen geſetzlichen Vorwand zu finden, und ſchritt auf dieſem Wege mit Gewißheit noch ungleich größeren Erfolgen entgegen. Dieſe verwirklichten ſich alsbald im ausgedehnteſten Sinne in der goldenen Bulle des Königs Andreas, welche durch des Letzteren darin abgenöthigte Erklärung: — als wären durch einige ſeiner Vorgänger die vom heiligen Könige Stephan dem Adel und den anderen Ständen des Reichs verliehenen Vorrechte und Freiheiten gekränkt und verkürzt worden — die bisherige Machtfülle der Könige ſeltſam genug und ohne alle Beweiſe dem Verdachte der Ungeſetzlichkeit preis gab.

Mancherlei wichtige Veränderungen gingen im Gefolge dieſer, durch die goldene Bulle bewirkten Verfaſſungsumwälzung. Der ſchon ſeit lange in Ungarns Gerichtshöfen eingeführte, von Bela III. noch weiter ausgebildete, ſchriftliche Prozeß wurde, weil den Herren und Rittern mißfällig, aufgehoben. Der König verpflichtete ſich, jährlich am St. Stephanstage an einem beſtimmten Orte, nämlich in Stuhlweißenburg — wodurch alſo auch die bisherige Gewohnheit des wandernden königlichen Gerichtshofes beſchränkt wurde — öffentlich Gericht zu halten und die mündlichen Beſchwerden der Parteien zu vernehmen; in außerordentlichen Behinderungsfällen vertrat den König der Palatin. Jeder Herr oder Ritter war befugt, ſich dabei einzufinden. Selbſt die Etiquette erfuhr dabei namhafte Umwand-

lungen; denn die, ſolchen hohen Gerichtstagen beiwohnenden Baronen und Herren ließen allmälig die Gewohnheit einſchleichen, in des Königs Gegenwart ſich zu ſetzen, ſitzend zu ihm zu ſprechen, und in dem großen königlichen Saale eigene Stühle für ſich zu bereiten. Zwar machte der kraftvollere Bela IV. noch einen Verſuch, einige der geſtürzten Formen wieder aufzurichten, indem er die Befugniß, in des Königs Gegenwart zu ſitzen, auf Erzbiſchöfe, Biſchöfe und die königliche Familie beſchränkte und zugleich den ſchriftlichen Rechtsgang vor der oberſten Behörde wieder herſtellte. Aber er ſtieß dabei auf ſo viel Widerwillen und Groll, daß er die letztgenannte Maßregel alsbald wieder aufhob und den Herren und Rittern wieder die mündliche Verhandlung ihrer Rechtsſachen geſtattete.

Dagegen beſchränkte Bela des Adels allgemeine Befugniß, dem Landtage beizuwohnen, dahin, daß aus jedem Comitate nur zwei, höchſtens drei Herren erſcheinen durften. Dieſe Einrichtung zog jedoch andere Folgen nach ſich, als Bela IV. gewollt und erwartet; denn unter ſeinen Nachfolgern, den Königen Stephan V. und Ladislaw IV., errangen die mächtigeren Reichsbaronen und Landherren hierdurch ein niederdrückendes Uebergewicht über die minder reiche Ritterſchaft, deren zwei oder drei Bevollmächtigte aus jedem Comitate auf den Landtagen entweder überſtimmt oder gar zu einem furchtſamen Schweigen verurtheilt wurden, ſo daß zuletzt die wohlhabenden Ritter kaum mehr ihrer Beſitzungen, die ärmeren kaum ihrer Freiheit ſicher waren. Dieſe waren daher eifrig bedacht, ihr früheres Recht, nämlich Mann für Mann den Landtagen beizuwohnen, wieder zu erlangen, und ſetzten es endlich unter Andreas III. ſo vollſtändig durch, daß ſie von Verſammlungen für allgemeine Landesangelegenheiten die Reichsbaronen ſogar ausſchließen konnten, wie dies auf dem großen Landtage zu Peſth (4. Auguſt 1298) geſchah. Damals erſchien die geſetzgebende Gewalt ſchon unter zwei Kammern vertheilt, deren eine aus den Prälaten, Geſpanſchaftsgrafen und der Ritterſchaft, die andere aus dem Könige und den Reichsbaronen beſtand. Jener gebührte, durch des Königs und der Reichsbaronen Genehmigung, die Entwerfung der Geſetze; dieſer, als dem höchſten königlichen Staatsrathe, das ausſchließende Recht der Beſtätigung.

Auch dieſer erwähnte Peſther Landtag brachte einige Beſchränkung der Macht des Königs mit ſich, indem er des Letzteren Willen in Gnadenſachen und in wichtigeren Angelegenheiten der Reichsverwaltung, an einen beſon-

dern, alle Quartale zu erneuernden Staatsrath band. Derſelbe beſtand aus zwei Biſchöfen, dem einen aus der Graner, dem anderen aus der Coloczer Provinz, von dem Könige, nach ihrer Ordnung wechſelnd, einberufen, und aus zwei edlen Herren, des geſammten Adels Stellvertretern und daher auch von dem Adel erwählt. Sie wurden von dem Könige beſoldet. Beträchtliche Schenkungen, Beförderungen zu höheren Ständen und Aemtern, und andere wichtige Entſcheidungen, ohne dieſes Staatsraths Zuziehung, galten als unſtatthaft und nichtig. Seither hatten die Könige bei ihrem fortwährenden Umherreiſen im Lande, bei wichtigen Vergabungen und Beförderungen nur die zufällig in ihrem Gefolge befindlichen Prälaten und Baronen zu Rathe gezogen und auf deren Genehmigung in ihren Handfeſten ſich bezogen, wobei manche Parteilichkeit und Einſeitigkeit nicht zu vermeiden war. Dieſem Nachtheile wollte der Peſther Landtag durch Begründung jenes Staatsrathes begegnen; in allem Uebrigen aber ließ er die königliche Machtfülle in Beförderung zu Reichswürden und Staatsämtern unverkürzt in der Art beſtehen, wie ſie Andreas II. ſelbſt beſchränkt hatte. Nach den Beſtimmungen desſelben ernannte der König, wie bisher, ſo auch künftig, alle Reichsbaronen und Geſpanſchaftsgrafen nach ſeinem Gutdünken. Blos wenn etwa der von ihm eingeſetzte Palatin Mißgriffe oder Ungerechtigkeiten beging, waren Erzbiſchöfe und Biſchöfe befugt, um Einſetzung eines tauglicheren zu bitten, und der König verbunden, ihre Bitte zu gewähren. Außer den vier Reichs-Jobagyen, dem Palatin, dem Ban, den Hofgrafen des Königs und der Königin, durften an Niemand mehr zwei Reichsämter verliehen, eben ſo wenig die Verwaltung der Geſpanſchaften an Familien erblich übertragen, geſchweige denn Ländereien und Beſitzungen außer Landes vergabt werden. Das Recht des Königs, in Ungarn anſäſſig gewordene edle Herren des Auslandes zu Reichsämtern zu befördern, wurde unter Andreas II. von der Genehmigung der Stände abhängig gemacht.

Der einſt ſo reich ſtrömende Quell königlicher Einkünfte war durch die übertriebene Freigebigkeit früherer Herrſcher ſehr in Stocken gerathen. Schon König Coloman ſah, um einigermaßen abzuhelfen, ſich zur Einziehung aller Mühlen, Fiſchteiche und Fiſchereigerechtigkeiten genöthigt, mit Ausnahme derjenigen, welche von dem heiligen Könige Stephan verſchenkt worden, oder zu dem täglichen Unterhalte der Kloſtergemeinden unentbehrlich waren. Beſitzungen der Laien, welche ſich auf Vergabung des heiligen

Stephan gründeten, ſollten nach unbeſchränktem Erbrechte jeder Nachkommenſchaft zufließen; Schenkungen der folgenden Könige hingegen nur vom Vater auf den Sohn, oder auf des Erſteren Bruder und deſſen Söhne kommen, bei deren Nichtvorhandenſeyn aber dem Könige heimfallen. Als auch dieſes Mittel nicht ausreichte, wurden ſpäter die drei jährlichen Geldſteuern häufig auch auf den Adel ausgedehnt, und dadurch mancher Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. In der Folge hatten Kriege, zweckwidrige Verwaltung oder gewiſſenloſe Unterſchleife die königliche Caſſe noch mehr erſchöpft, bis die einſichtsvollen Könige Bela IV. und Andreas III. durch emſigere und kunſtgerechtere Betreibung des Bergbaues in Ungarn und Siebenbürgen neue Quellen der Einkünfte öffneten. Uebrigens blieben ſie gewiſſenhaft bei Andreas II. Verordnung ſtehen, nach welcher die Geſpanſchaftsgrafen ſich mit dem dritten Theile der Comitatseinkünfte zu begnügen hatten, zwei Drittheile, nebſt dem ungetheilten Ertrage der Marktzölle, des Weinzobers und der Abgabe vom Rind, dem Könige zufloſſen. Unter König Emerich wurden auf dem Graner Markte tauſend Haſenbälge mit fünf Groſchen, ein Zentner (Masa) Kupfer mit zwei, ein Zentner Blei mit einem, eine Maſe Wachs, zwei hundert und zwanzig Mark im Gewichte, mit zwanzig Frieſachern verſteuert. Schmiede, Schuhmacher und andere Handwerker hatten für ein Fenſter wöchentlich einen halben, der Käufer eines Ochſen von der Weide einen, die Metzger von jedem Fleiſchtage einen halben Frieſacher, und die Sclavenhändler für jeden Kopf vierzig gewöhnliche Silberpfennige zu bezahlen. Die Kaufleute mußten bei dem Zollamte zu Uj-Falu in der Abaújvárer Geſpanſchaft für einen verkäuflichen Knecht vierzig Silberpfennige, für jeden Wagen, ſo wie für jedes Packet, Gefäß oder Kiſte einen Prager Groſchen entrichten; was einigen Begriff vom damaligen Steuer- und Zollweſen im Ganzen gibt.

Das Münzweſen wurde mit ziemlich geringem Eifer betrieben, da der Handel mit den Naturerzeugniſſen des Landes, ja ſelbſt mit den gewonnenen Metallen ſo viel auswärtiges Geld hereinſtrömen ließ, daß die Könige nicht für nöthig befanden, die Münzſtätten zu Stuhlweißenburg, Ofen und Hermannſtadt fleißiger zu beſchäftigen; nur als Scheidemünze ließen ſie Dick- und Hohlpfennige aus Silber, ohne Beſchickung, vier bis neun Grad an Gewicht ausprägen. Von auswärtigem Gelde waren byzantiniſche Ducaten, von den Namen der Kaiſer Romanati, Michaelati, Manuelati genannt, dann

Frieſacher (Frisatici), welche die ſalzburger Erziſchöfe zu Frieſach in Kärnten mit einem Zehntel Zuſatz ſchlagen ließen, Prager Groſchen, und bei den Flanderern oder Sachſen in Siebenbürgen auch Kölner Pfennige am häufigſten im Umlauf. Der Frieſacher ſtand dem ungariſchen Silberpfennige im Werthe gleich; fünf Frieſacher galten einen Silbergroſchen (Pondus; ungariſch Nehezék), und dieſer war der ſechſte Theil einer Unze, oder der achtunddreißigſte Theil einer Mark. An die Stelle der byzantiniſchen Ducaten traten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die florentiniſchen Goldgulden. Zölle, Steuern und Abgaben wurden nach der Ofener Mark, welche um einen halben Ferting oder um eine Unze und einen Kölner Pfennig ſchwerer, als die Hermannſtädter, wog, berechnet. Unter König Andreas II. wurden auch Banalpfennige, unter Stephan V. Agramer Pfennige, zu Agram, zu Szerem (Sirmium) und zu Veröcze für Kroatien und Slavonien geprägt. Fünf Penſen oder zwei hundert ſolcher Pfennige waren an Werth gleich einer Mark Silbers. Die Mark galt gegen das Ende des Zeitraumes vier Ferting, der Ferting einen Gulden. Zahlungen, welche Andreas II. zu leiſten hatte, verſprach er in guten Frieſacher Groſchen, oder in Silber mit einem Zehntel Zuſatz. Unter Stephan V. wurde das Silber bereits mit einem Fünftel Zuſatz ausgeprägt. So verordnete es auch unter Andreas III. der Peſther Landtag für zwei Jahre; dann aber ſollte jährlich nur Silber, mit einem Zehntel beſchickt, zu Münzen verwendet werden.

Die in anderen Ländern längſt übliche Abgabe für das jährliche Umprägen der kleinen und äußerſt dünnen Blech- oder Hohlmünzen (Monetagium, Cambium, in Ungarn Lucrum camerae) wurde von Bela III. auch in Ungarn eingeführt, und ihre Leiſtung war Pflicht für alle, durch beſondere Befreiung nicht ausgenommene Reichsgenoſſen. Auch die, von jeder anderen Beſteuerung freien Sachſen in Siebenbürgen mußten der neuen allgemeinen Laſt ſich unterwarfen. Die von dem ganzen Volke unter dem Titel des Geldumſatzes geforderte jährliche Summe war auf fünfhundert Mark Silber Ofener Gewichtes, die Mark zu vier und einem halben Ferting und einem Kölner Pfennig nach Hermannſtädter Währung, feſtgeſetzt. Dieſer jährliche Geldumſatz brachte, im Laufe der Zeit, der Schatzkammer bedeutenden Gewinn, während er dem Volke auf mannigfaltige Weiſe drückend und nachtheilig ſich erwies. Die Geldwechsler, gewöhnlich Juden oder Ismaeliten, reiſeten jährlich im Reiche herum, um die vorjährige Münze

gegen neugeprägte einzulöſen und den von ihnen oft willkürlich berechneten Kammergewinn (Monetagium) von den Gemeinden einzuſammeln. So lange dieſe Sammler in einer Gemeinde ſich aufhielten, mußten ihnen, nach des Königs Andreas II. Verfügung, zu ihrem Unterhalte täglich drei Loth Silber bezahlt werden; nach Stephan's V. Verordnung hatten ſie das Recht, bei den Zipſer Sachſen, wahrſcheinlich alſo auch in anderen Gegenden des Reichs, durch ſechs Wochen zu verweilen und für jede ausgewechſelte Mark Ein Pfund, d. i. einen Groſchen von ſechs Silberpfennigen, zu fordern.

Während des Einfalls der Mongolen gerieth nicht nur die Schatzkammer in die kläglichſte Erſchöpfung, ſondern auch der Bergbau und die Münzſtätten völlig in's Stocken. Bis letztere wieder in Gang kommen konnten, ließ Bela IV., nach dem Abzuge der Feinde, von ungeſchickten Byzantinern eine Unzahl Kupfermünzen von rohem Anſehen und geringem Werthe prägen und in Umlauf bringen. Auch für dieſe mußte, bei der Auswechslung gegen neue Münzen, Kammergewinn, anfänglich für das Maß von vier Garben (etwa Galon, gleich zwei Kannen), nach einiger Abnutzung des Silbergeldes für das Maß von drei Garben Ein Silberpfennig entrichtet werden. Mehre Kirchen, Gemeinden und edle Herren hatten unter früheren Königen das Vorrecht erworben, daß auf ihrem Gebiete kein Geldwechsler ſich niederlaſſen durfte. Aber der Peſther Landtag hob dieſe Befreiung in Bezug auf den Adel auf, indem er verordnete, daß derjenige Edelmann, welcher ſich weigerte, den Geldumſatz zu geſtatten, das Marktrecht verlieren ſollte. Wer ſich dem Umlaufe der neuen Münze auf ſeinem Gebiete widerſetzte, ſollte für jeden Ackerhof ſeines Gutes mit einem halben Ferting oder zwei Loth Silbers büßen. Der Kammergewinn war nach dem Verhältniſſe der Beſitzungen bemeſſen. Blieb daher ein Landeigenthümer mit Bezahlung desſelben in Rückſtand, ſo waren die Kammergrafen befugt, im Beiſeyn eines oder zweier Prälaten die mit Schuld behafteten Beſitzungen ſo lange in Beſchlag zu nehmen und die Früchte derſelben, ohne Verwüſtung des Grundſtückes, zu beziehen, bis, nach dem Gutachten dreier Geſchworenen, der ſchuldige Kammergewinn vollſtändig abgetragen war. — Falſche Münzer wurden mit Einziehung ihrer liegenden Gründe und ihres beweglichen Vermögens beſtraft, Beides unter den Richter und die Kammerbeamten, welche den Verbrecher entdeckt und über-

wieſen hatten, vertheilt. Der Peſther Landtag ließ noch andere Strafen hinzu treten. — Gold wurde in Ungarn noch nicht vermünzt, weil der Handel mit Landeserzeugniſſen hinreichende Goldmünze aus dem Auslande in das Reich brachte.

Die militäriſche Comitatsverfaſſung, die ſich ſo vortheilhaft und ſo ganz im Einklange mit der Nation und des Landes Eigenthümlichkeit gezeigt hatte, war allmälig durch mancherlei zuſammen wirkende Urſachen, namentlich durch übermäßige Vergabungen, Befreiungen und Standeserhebungen der Könige, wie durch den anhaltenden Kampf der Ariſtokratie gegen das königliche Anſehen, gänzlich in Verfall gerathen. Sobald Andreas II. ſich verleiten ließ, Krongüter zu veräußern, oder als vollkommenes erbliches Eigenthum zu vergeben, war es den Empfängern derſelben, bald darauf auch der lehenhaft begüterten Ritterſchaft ein Leichtes, ſich dem Waffendienſte, als Pflicht und auf eigene Koſten, zu entziehen. Selbſt die goldene Bulle war dieſem Beſtreben günſtig, indem ſie feſtſetzte, daß der Waffendienſt auf eigene Koſten nicht weiter, als bis an des Reiches Gränzen, verpflichten, jenſeits derſelben aber ſowohl die Ritterſchaft, des Königs eigenthümlicher Heerbann, als auch die Comitatspaniere von dem Könige beſoldet werden ſollten. Es blieb alſo der Willkür der Landherren (Nobiles) überlaſſen, ob ſie dem Könige über des Reiches Gränzen freiwillig, oder auch für Sold Heerfolge leiſten wollten. Die Geſpanſchaftsgrafen, die Dienſtmänner (**Servientes**, Ritterſchaft), die Söldner, die Beſitzer großer Lehengüter, ja ſogar die Burg-Jobagyen, waren nicht anders, als unter der Bedingung königlichen Soldes, dazu verpflichtet. Nur wenn Feinde in das Reich eingefallen waren, hatten ſämmtliche Landherren, gleich den Dienſtmännern, die unerläßliche Pflicht, auf eigene Koſten mit ihren Dienſtleuten (**Praediales, Populi**) aufzuſitzen und den zurück getriebenen Feind auch jenſeits der Gränzen zu verfolgen. Aus dieſer Einrichtung erkennt man am beſten, wie die frühere erobernde Politik Ungarns bereits ganz in den Hintergrund getreten, und dem Syſteme der Vertheidigung des Reiches und ſeiner Bewohner gewichen war. — Auch die ungariſche Kriegsweiſe an ſich hatte ziemliche Veränderungen erfahren; ſie hatte die frühere aſiatiſche Eigenthümlichkeit dergeſtalt abgeſtreift und vergeſſen, daß ſie derſelben ſogar an dem Feinde nicht mehr zu begegnen wußte; daher Kumanen und Mongolen jetzt mehrmals über die Ungarn durch dieſelbe aſiatiſche Fechtweiſe,

durch dieſelben kriegeriſchen Künſte und Liſten ſiegten, welche ehemals die Ungarn zu Siegern über europäiſche Völker gemacht hatten. Sie waren nicht mehr leicht bewaffnet und leicht beritten, wie ehedem, ſondern zogen, nach der Art der Deutſchen, der Italiener und Byzantiner, vollkommen gerüſtet und gepanzert zu Felde; ſelbſt ihre Pferde waren an Kopf, Hals, Bruſt und Vorderbeinen mit Eiſenſchienen bedeckt. Auch hatten ſie ſchon Feldmuſik. Sie ſtritten nicht mehr, wie früher, blos gern aus der Ferne mit Pfeil und Bogen, ſondern, die Lanze führend, hielten ſie jetzt Stand im geordneten Kampfe, und ſtellten ſich, ſtatt in getrennten Haufen, nun auch in dichter und geſchloſſener Schlachtordnung auf, wie z. B. unter Dionys im Kampfe gegen die Griechen, wo der Ungarn Hauptbanner, mittels einer hohen, dicken Stange auf einen, von acht Ochſen gezogenen Wagen gepflanzt, in den Lüften wehte. — Als ſie in Pannonien einwanderten, waren ſie wenig erfahren in der Kunſt der Belagerung, daher feſte Plätze meiſt vor ihnen ſicher. In ſpäterer Zeit aber zeigten ſie im Berennen und Belagern ſich ihren Nachbarn vollſtändig gewachſen, und bei der Belagerung von Jadra (1105) waren ihre Werkzeuge ſo kunſtvoll, namentlich die Schutzdächer ihrer Mauerböcke ſo gerichtet, daß alle Steine, welche die Jadrenſer hinaus warfen, in die Stadt wieder zurück prallten und die Maſchinen der Belagerten zerſchmettern mußten, während die Ungarn die ihrigen ungehindert ſpielen ließen. Allmälig erloſch auch die alte, von den erſten arpadiſchen Feldfürſten ererbte Sitte, daß die ungariſchen Könige bei einem Kriege ſich perſönlich an die Spitze des Heerbannes ſtellten. Coloman und Stephan II. führten ihre Heere noch ſelbſt an; ſpäter aber, wahrſcheinlich ſeit Bela II., wurde es Sitte, einem Heerführer, obwohl unter den Augen des Königs, die Kriegführung zu überlaſſen

Durch die Grundgeſetze der Könige Andreas II. und Bela IV., und des Peſther Landtages werden verſchiedene Claſſen des Adels ſtaatsrechtlich unterſchieden, und zwar: Reichsbaronen (Jobagyen, Reichsbeamte), Eigenthümer großer Herrſchaften (Potentes, mächtige Herren), Freiherren, Reichsgrafen, d. i. lehenfreie Landbeſitzer mit eigener Gerichtsbarkeit (Nobiles, Comites liberi) und Dienſtmänner, lehenhafte Landbeſitzer (Servientes, Ritterſchaft). Die Benennung Graf war früher, wie in den fränkiſchen und deutſchen Ländern, ſo auch in Ungarn, bloßer Amtstitel; unter Andreas II. wurde ſie auch Titel des Standes; da dieſer König bloße

Edle zu Freigrafen erhob, mit allen Rechten, Befreiungen und Vorzügen, welche den wahren, erlauchten, freien Grafen in Ungarn zuſtänden.

Die perſönlichen Rechte waren ſcharf beſtimmt und in ihrem vollen Umfange geſetzlich geſchützt. Kein Edelmann, kein Freier durfte, einem Mächtigen zu Gefallen, oder auf heimliche Angebung verhaftet, Niemand ungehört verurtheilt, oder außergerichtlich an Perſon und Eigenthum benachtheiligt werden. Ladislaw's I. Verordnung, nach welcher ganze Dorfgemeinden jeden ihrer Inſaſſen der Dieberei bezichtigen durften, und dafür von dem Vermögen des Beſchuldigten und Ueberführten den vierten Theil erhielten, wurde, weil dies der Verläumdung und Verdrehung Schloß und Thor öffnete, unter Andreas II. abgeſchafft. Aermere Edelleute konnten dienen, wem ſie wollten; welcher Mächtige aber einen ſolchen durch Gewalt und Ränke ſich dienſtbar machte, verfiel ſofort in die Strafe des Bannes. Burg-Jobagyen und Gäſte, von welchem Volke Letztere ſeyn mochten, wurden im Genuſſe der, durch den heiligen Stephan ihnen zugeſtandenen Freiheit kräftig geſchützt. Alle widerrechtlich entriſſenen Burgländereien mußten den Burgen und den daſelbſt eingeſetzten Hofleuten des Königs oder der Königin zurück geſtellt werden; dort waren ſie den freien Gäſten an Freiheit gleich. Von zwei oder mehren Brüdern, welche in ungetheilten Erbgütern gemeinſchaftlich lebten, war nur Einer zu der Heerfolge verpflichtet und, wenn er ſich derſelben entzog, auch Alle zuſammen nur der Geldbuße für Einen ſchuldig.

Seiner rechtmäßig erlangten Beſitzung durfte, nach Verordnung des Grundgeſetzes, Niemand beraubt werden. Hatte ein edler Herr keine männlichen Leibeserben, ſo gehörte der vierte Theil ſeiner Beſitzungen ſeiner Tochter; über den Reſt konnte von ihm, und, wenn der Tod ihn übereilte, von ſeinen Verwandten frei verfügt werden; wo dieſe fehlten, erbte der König. Von dem Peſther Landtage wurde der vierte Theil auch den Schweſtern, in Gemeinſchaft mit der Tochter des Verſtorbenen, zuerkannt. Der Gemalin des Abgeſchiedenen, im Zweikampfe Erlegten, oder zum Tode Verurtheilten durften ihre Mitgabe und ihr Witthum nicht entzogen, noch viel weniger die Frauen der Diebe und Räuber mit ihren Kindern für ihrer Väter Verbrechen zur Knechtſchaft verkauft werden.

Die Güter der edlen Herren und deren hörige Leute waren von Dienſtleiſtungen bei des Königs Forſtarbeiten, bei Graben, Gärten und königlichen Gebäuden frei. Von den biſchöflichen Zehenten entfiel dem Könige

ein Zwanzigſtel. Die Zehenten durften nicht in Geld erpreßt, ſondern mußten in Früchten angenommen werden; aber die Marderſteuer wurde jetzt in Geld, mit vier Groſchen für jeden Balg, entrichtet, und von dem Ertrage ein Drittel an den Grundherrn, zwei Drittel an den Landesherrn abgeführt. Den neuen, von Ladislaw IV. eingeführten, Dreißigſten ſchaffte der Peſther Landtag ab; das Grundſtück, wo er jetzt noch gefordert wurde, verfiel dem Fiscus. Der ohne Fracht und Waare reitende oder gehende Reiſende durfte an den Mauth- oder Dreißigſtämtern nicht aufgehalten werden; Zufuhr von Lebensmitteln für Prälaten, Baronen, edle Herren und Freie, zahlten nirgends Mauth noch Dreißigſt.

Die Baronen im Gefolge des Hofes ſollten — ſo verordnete das Grundgeſetz — die Landleute und Armen nicht bedrücken; der Hofgraf der Burg, welcher die Burghörigen preßte und drückte, ſollte ſein Amt verlieren und den Raub erſtatten. Nach dem Peſther Landtage wurden Raubſchlöſſer, ingleichen ohne des Königs Erlaubniß aufgeführte, oder an Ländereien verarmte Burgen niedergeriſſen; wer ſie behaupten wollte, galt als verbannt, und der Grund, auf welchem ſie ſtanden, verfiel dem Fiscus. Vier edle Herren mit einem vom Könige beſonders dazu abgeordneten Richter wurden in alle Geſpanſchaften ausgeſendet, um die Räubereien der Edelleute zu unterſuchen. Diejenigen Edlen, welche wegen Beſtechung, aus Furcht oder Gunſt die zu ihrer Kenntniß gekommenen Gewaltthaten verheimlichten oder beſchönigten, verfielen in den Bann und noch in beſondere Strafe. Kein Geiſtlicher durfte ſolchen Gebannten im Leben oder Tode Sacramente ausſpenden, kein Reichsbaron bei dem Könige für die aufgefundenen adelichen Räuber bittend einſchreiten.

Schon im Laufe des zwölften Jahrhunderts wurde der Stand der Knechtſchaft ſehr vermindert, indem die Könige Knechte in die Claſſe der Burg-Jobagyen verſetzten, um die Comitatspaniere zu ergänzen; große Güterbeſitzer, Biſchöfe und Aebte aber Knechte um Geld oder zur Belohnung für Verdienſte, oder um durch ſie die pflichtmäßigen Banderien herzuſtellen, freiließen. Auch wurde die in älteren Geſetzen verhängte Strafe der Knechtſchaft jetzt häufig in Todesſtrafe verwandelt. Die Dienſte und Laſten wirklicher Knechte blieben jedoch unverändert. Sie mußten ihrem Herrn ein Pferd halten, ihn fahren, unterwegs bedienen, ſeine Zelte aufſchlagen, zur Erntezeit durch drei bis vier Tage in der Woche Getreide ſchneiden,

mähen, die Pferde des Herrn hüten, Gras herbei ſchaffen, Holz hauen, und die Gemächer heizen. Bedingt Freigelaſſene hatten, außer dem Getreideſchneiden und Grasmähen, alle gedachten Dienſte mit Knechten gemein, und überdies die Verpflichtung, am St. Martinstage ihrem Herrn einen Zober (**Tsöbör, Cubulus**) Honig, ein Schaf, ſechs Zober Malz (**Brasium, Brace**), ſechs Zober Weizen (**Annona**) und ſechs Fuder Heu zu liefern. Von St. Martin bis zum Sonnabend vor dem Oſterfeſte mußten ſie mit der Axt auf dem Herrnhofe bleiben und Zimmerarbeit verrichten; wöchentlich abwechſelnd führte Einer von ihnen die Aufſicht über die Anderen. Noch mußten ſie Fuhren leiſten, wohin ihr Herr ſie ſenden wollte; und nur wenn Dieſer es geſtattete, durften ſie ihre Töchter an Freie, ihre Söhne mit freien Jungfrauen verheiraten, ohne daß dieſe dem Stande der Dienſtbarkeit verfielen.

Wie in Deutſchland die Kreuzzüge, ſo wirkten in Ungarn die Mongoleneinfälle, durch die ihnen folgende Entvölkerung des Reiches, für die Abnahme der Knechtſchaft; denn von da an durften Ackerleute und Jobagyen edler Herren, mit der Letzteren Genehmigung und nach Abtragung des etwa rückſtändigen Ackerzinſes (**Terragium**), zum Beſten der Landescultur und der Bevölkerung mit ihrer ganzen Habe abziehen und entweder Beſitzungen anderer Edelleute übernehmen, oder, wo es ihnen vortheilhaft ſchien, ſich niederlaſſen. Der Peſther Landtag ſprach ſolche Auswanderer von aller Abgabe und vom Abſchoſſe frei. Ließen ſich nun dergleichen Ackerleute und Jobagyen auf königlichem Grundeigenthume nieder, das die Mongolen wüſt gelegt hatten, ſo durften ſie vor Allem freien Stand und Eigenthum des Ackers fordern; ſo wurden Dienſthörige der Edelleute freie Leute des Königs und die Nächſten zu dem Stande der Jobagyen.

Derſelbe Anlaß ſchuf auch eine bedeutende Anzahl neuer adelicher Familien. Die Mongolenkämpfe hatten die Reihen der Ritter furchtbar gelichtet, zugleich aber auch den Burg-Jobagyen Gelegenheit gegeben, ſich im Felde auszuzeichnen. Letztere waren alſo am würdigſten, den Abgang der Ritterſchaft zu erſetzen, und ſo kam es, daß nach dem Abzuge der Mongolen viele Jobagyen durch des Königs Huld in den Stand der Adelichen hinauf rückten und von ihm mit erblichem Grundeigenthume begabt wurden, wogegen ſie ſich zur Heerfolge und zu einem verhältnißmäßigen Kriegscontingente aus ihren Dienſtleuten verpflichten mußten.

Noch war zwiſchen dem Adel und den Knechten kein eigentlicher mittlerer Stand freier Staatsbürger oder Reichsſaſſen mit ſtaatsrechtlichem Anſpruch auf Theilnahme an der Geſetzgebung und den allgemeinen Rechtsangelegenheiten vorhanden; doch wurde derſelbe durch Ausbildung des Städteweſens allmälig thätig vorbereitet. Die erſte Richtſchnur dazu gab des Königs Andreas II. Handfeſte für die kroatiſche Stadt Varasdin, obgleich in ihr, wie in allen folgenden, nur noch von Gäſten, nicht von wirklich eingebürgerten Reichsſaſſen, die Rede war.

Der Geſpanſchaftsgraf war, bis über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaus, oberſter und ordentlicher Richter ſeines ganzen Bezirkes; nur die Landgüter der Ritterſchaft, außer Münz- und Zehentſachen, ſtanden nicht unter ſeiner Gerichtsbarkeit. Die Burggrafen (Comites curiae parochiani) hatten blos den Burghörigen, Burg-Jobagyen und Hofdienern (Udvarnici) Recht zu ſprechen. König Bela III. ſetzte, zum Schutze der öffentlichen Sicherheit in allen Gegenden des Landes, den Oberſten und den Burggrafen in den Geſpanſchaften noch einen eigenen, anfänglich Jenen nicht untergeordneten Polizeibeamten, unter dem Namen eines königlichen Biloten, an die Seite, deſſen Amt darin beſtand, Straßenräuber zu verfolgen, die Burghörigen und die Burg-Jobagyen gegen Diebereien zu beſchützen, Räuber und Diebe zu richten. Unter Andreas II. wurde auch die Gerichtsbarkeit dieſer Biloten der Aufſicht der Geſpanſchaftsgrafen unterſtellt. — Des Königs Hofgraf war die erſte Gerichtsbehörde für das ganze Reich, ſo lange er an dem Hoflager verweilte. Die daſelbſt angefangene Verhandlung der Rechtsſachen durfte er an jedem anderen Orte ſeines Aufenthaltes fortſetzen; lebte er aber auf ſeinen Gütern, ſo war er nicht befugt, Vorladungen zu erlaſſen oder Präſtalden (Gerichtsboten und Vollzieher des Erkenntniſſes) zu ernennen. Früher waren Herren, Ritter und Reichsſaſſen durch unbefugte Präſtalden häufig gefährdet worden; jetzt mußten, vermöge eines von Andreas II. erlaſſenen Decrets, ihre Vorladungen und Vollziehungsaufträge, ſollten ſie rechtsbeſtändig ſeyn, in wichtigen Angelegenheiten von dem Diöceſan-Biſchofe oder von Domcapiteln, in minder wichtigen von dem nächſten Kloſter beglaubigt werden. Dies war der Urſprung der „glaubwürdigen Orte“ (Loca credibilia), bei welchen nun auch letztwillige Verfügungen, Adoptionen vorgenommen, Erbſchaften getheilt, allerlei Verträge geſchloſſen, und die darüber ausgefer-

tigten Urkunden niedergelegt wurden. Dergleichen glaubwürdige Orte waren die biſchöflichen Sitze, die königlichen Abteien und Propſteien. Vordem hatten ſich vermögende Reichsſaſſen beſtändige Präſtalden (Schiedsrichter) auf ihren Gütern gehalten; jetzt durfte Niemand mehr dergleichen, von des Herrn Freigebigkeit abhängige und daher durch ſie beſtechliche, Schiedsrichter durch ein Jahr, oder auf längere Zeit, als jede beſondere Rechtsſache es forderte, bei ſich haben. Wurden Prälaten und Biſchöfe in Rechtsſachen der Armen und Freigelaſſenen zu Vermittlern aufgerufen, ſo waren ſie, falls kein kanoniſches Hinderniß waltete, verbunden zu erſcheinen, und ſtatt der gerichtlichen Verhandlung den Dienſt der Liebe zu verrichten. — Die Gerichtsbarkeit des Palatin war bisher, außer dem Hoflager, nur auf die Hofdiener und auf Diejenigen, welche ſie freiwillig nachſuchten, beſchränkt; ſeit Andreas II. ward er die höhere Gerichtsbehörde in dem Reiche für Burghörige, Freie, Herren, Ritter und deren Unterthanen; nur die Cleriſei für ihre Perſonen, ingleichen Verlobungs- und Eheſachen, und andere, vor den königlichen Richterſtuhl gehörige, Angelegenheiten waren davon ausgenommen. Stellvertreter ſich halten durfte er nicht, außer Einen bei ſeinem Hofe; das Endurtheil über Criminalverbrechen des Adels, die Leben oder Vermögen verwirkt hatten, mußte er dem Könige unterſtellen. Die höchſte Gerichtsbehörde war der König, jährlich am St. Stephanstage bei Stuhlweißenburg, oder wenn er dort ſich einzufinden abgehalten war, der Palatin im Namen des Königs. Gegen Ende des Zeitraumes wurde noch ein beſonderes Palatinalgericht eingeſetzt. Dreimal jährlich, im Frühling, Sommer und Herbſt, mußte der Palatin in offenem Felde, auf aufgeworfenem Hügel, unter Zelten, nicht in Städten oder Dörfern, Gericht halten, und von dieſer Zeit an durfte ihm auch kein zweites Reichsamt mehr verliehen werden. Gegen ein gerichtliches Erkenntniß einen Verurtheilten zu vertheidigen oder zu beſchützen, war den mächtigen Herren ſtreng' verboten; dem Könige blieb vorbehalten, die Güter der Verbrecher, welche des Todes oder der Verbannung ſchuldig erkannt wurden, einzuziehen oder an Andere zu vergeben; nur ihre Dörfer durfte er nicht mehr, wie früher, abbrennen laſſen.

Ueber ſtreitigen Beſitz und über angeſchuldigte, aber nicht erweisliche Verbrechen wurde häufig durch die Feuer- oder Waſſerprobe, oder durch gerichtlichen Zweikampf entſchieden. Der Gebrauch dieſer Gottes-

urtheile war aus Deutſchland nach Ungarn gekommen. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden die Parteien vom Könige, vom Kronerben oder vom Palatin in eine Kathedral- oder Collegiatkirche, z. B. nach Preßburg, Neitra, Großwardein, ſpäter auch nach Alt-Ofen und Arad geſchickt, ihnen ein Präſtald, nebſt einem kurzen Beglaubigungsſchreiben beigegeben. Nachdem der Kläger ſeine Sache vorgebracht, und beide Theile ſich durch Gebet und Faſten vorbereitet hatten, nahm der mit ſeinem prieſterlichen Ornate angethane Geiſtliche das zu dieſem Zwecke neu verfertigte Eiſen vom Altar und legte es in's Feuer, über Eiſen und Feuer gewiſſe Formeln herſagend. Während das Eiſen glühend ward, las der Geiſtliche eine Meſſe, und gab beiden Parteien das geweihte Brot, mit der Warnung, es nicht zu ihrem Seelenverderben zu genießen. Hierauf wurde Gott wieder angerufen, ſeinen Willen zu offenbaren. Der Angeklagte wurde nochmals bei dem Heiligen aufgefordert, ſein Unrecht einzuſtehen. Beharrte er dann bei ſeiner Unſchuld, ſo mußte er das glühende Eiſen ſich in die Hand legen laſſen und dabei ſchwören: bei dem heute genommenen Leib Chriſti betheuere ich, daß ich ohne Zauberei und ohne alle Vorbereitung der Hand durch Kräuter, das Eiſen nehme. Hierauf wurde ſeine Hand mit Leinwand umwickelt, verſiegelt und ſo nach drei Tagen beſehen, ob ſie verbrannt war. War dies der Fall, ſo wurde er für ſchuldig erklärt, und mußte außerdem noch eine Taxe zahlen, wovon ein Theil dem Richter, der andere dem Präſtalden zufiel. Natürlich blieb, bei dieſen fürchterlichen Zubereitungen und der Gefahr, ſich zum Krüppel zu brennen, Mancher an dem feſtgeſetzten Tage aus und gab die Sache dem Gegner gewonnen oder anerkannte deſſen Anklagen, beſonders wenn Einer im Namen Mehrer abgeſendet war, für welche er die Feuerprobe auszuhalten keine Luſt hatte. Manche eines Verbrechens Beſchuldigte flohen vor dem Gottesgericht lieber in die Kirche. Manche, die blos von einem Reichsrichter zur Prawda (Recht, Urtheilsſpruch), d. i. zu einer ſolchen Reinigungsprobe, verwieſen waren, appellirten an den König und erwirkten einen richterlichen Befehl, daß der Prozeß bis zum nächſten St. Stephanstage aufgeſchoben ſey, um vor den König gebracht zu werden. Manche ſchickten, ſtatt ihrer, einen Entſchuldigungsboten, und ließen melden, ſie ſeyen ſo eben bei der königlichen Armee oder an das Hoflager berufen. Manche trieben Betrug, entweder durch früheres Behandeln der Hand mit gewiſſen, gegen das Verbrennen ſchützenden Kräu-

tern, oder dadurch, daß ſie das Siegel erbrachen, binnen den gegebenen drei Tagen die verbrannte Hand heilten, ſie auf's Neue umwickelten und ein falſches Siegel darauf drückten. Immer aber hatten Mächtigere dabei das leichtere Spiel; ſo kamen z. B. die Obergeſpäne mit einem Reinigungseide los, oder die wohlbegüterten Edelleute ſchickten, ſtatt ihrer, ihre Knechte. Den Frauen ſtand frei, Bevollmächtigte zu ſenden. Am leichteſten war es den Geiſtlichen gemacht; denn dieſe durften nur bei dem Grabe des heiligen Ladislaw oder bei Reliquien ſchwören, um ſich zu reinigen.

Zu dem gerichtlichen Zweikampfe wurden Zeit und Ort, entweder von dem Könige, oder von dem Palatin, oder von einem anderen Richter beſtimmt. Die Streitenden mußten den Kampf entweder in eigener Perſon, oder durch gedungene Kämpfer, nach richterlicher Vorſchrift, bald zu Pferde, bald zu Fuße, mit den angewieſenen Waffen beſtehen. Einem bewährten Kämpfer wurde ein ungeübter entgegen geſetzt, wenn der Streit über Anſchuldigung eines Verbrechens entſtanden war; ein gerüſteter dem nackten bei Anſchuldigung der beleidigten Majeſtät. Die im Kampfe unterliegende Partei wurde zur Geldbuße verurtheilt; dieſe hieß Birſág (Birsagium), Geldſtrafe, wenn ſie einfach; Követſég (Judicium dupli, Abfertigung), wenn ſie doppelt verhängt wurde. Schärfer war die Strafe des gedungenen Kämpfers, wenn derſelbe durch Wegwerfung der Waffen die Sache ſeiner Partei verrieth. Er wurde, nebſt Einziehung ſeines Vermögens, mit Frau und Kindern, den bereits geborenen und den künftigen, zu ewiger Knechtſchaft verurtheilt.

Ehedem konnten wichtigere Rechtshändel in Slavonien auf ſechs bis ſieben Tagſatzungen verzogen werden; ſpäter aber wurde der Beklagte nur dreimal vorgeladen, und wenn er nicht erſchien, als ſchuldig verurtheilt. Demgemäß mußten alle peinlichen Rechtsſachen in drei Tagſatzungen beendigt, die verhandelten Akten, ſo wie die vom Palatin oder vom königlichen Hofrichter geführten Criminalprozeſſe, bei dem Stuhle des Vicegeſpans zur Verwahrung niedergelegt werden. Die Zeugen mußten ihre Ausſage eidlich beſtätigen; wie viele Eide aber immer abgenommen wurden, ſo durften für alle zuſammen nicht mehr, denn vierzig Silberpfennige, als Gebühr gefordert werden.

Früher wurde der, eines peinlichen Verbrechens Verurtheilte ſeiner Güter beraubt, oder dieſelben der Verwüſtung anheim gegeben; ſeit König

Andreas II. trat an die Stelle der Verwüſtung, Ausplünderung. Seit dem Peſther Landtage wurde auch dieſe, noch immer barbariſche Geſetzesform verboten, und wenn ein edler Herr gewaltthätiger Handlungen, oder falſcher Anſchuldigung eines Verbrechens, der Vorlegung falſcher Urkunden oder eines anderen peinlichen Verbrechens ſich ſchuldig gemacht hatte, durfte von ſeinen Beſitzungen, unter Beiſtand eines der geſchworenen Herren, nur ſo viel in Beſchlag genommen werden, als nach gerechter Schätzung zur Befriedigung des Richters und der obſiegenden Partei ausreichend erſchien.

Den vorſätzlichen Mörder traf die Strafe des Schwertes; der König konnte ihn nur mit Bewilligung der Verwandten des Ermordeten begnadigen; aber ſein Vermögen wurde eingezogen und, nach einer Verfügung Bela's IV., zwei Drittel desſelben den gedachten Verwandten, eines dem Richter oder der Stadt zugetheilt. Den zufälligen Todtſchläger konnte der König begnadigen, wenn, nach dem Gutachten der Baronen, den Verwandten des Erſchlagenen Genugthuung geſchah. Dieſe beſtand in hundert Penſen an die Verwandten, und in zwanzig in die Gemeindecaſſe. Auch Jenen, welche gewaltthätiger Handlungen, falſcher Anſchuldigungen und ähnlicher Verbrechen überführt waren, konnte die königliche Gnade nur dann helfen, wenn dem Richter und der obſiegenden Partei Genüge geſchehen war. Ermordete Jemand ſeinen Bruder, Vetter, Verwandten oder Schwager, ſo fiel ſein wirkliches oder zu hoffendes Vermögen an die Erben des Ermordeten. Wer auf offenem Felde, außer Dörfern, oder auf der Landſtraße fremdes Gut an ſich geriſſen hatte, leiſtete zehnfachen Erſatz. Davon wurde vor Allem das geraubte Gut, oder in deſſen Ermangelung ſein ganzer Werth, dem Verletzten zurück geſtellt; der Reſt der Buße in zwei gleiche Theile getheilt, die eine ganze Hälfte gleichfalls dem Verletzten angewieſen, die andere Hälfte wieder in drei Theile getheilt, ein Drittel dem Verletzten, zwei Drittel dem ordentlichen Richter überlaſſen. Vermochte der Schuldige den zehnfachen Erſatz nicht zu leiſten, ſo wurde er eingekerkert und nach Gutachten der Richter beſtraft.

Der peinliche Prozeß wurde, als kurzer, in drei wirklichen Tagſatzungen entſchieden; der Streit über Rechte, Beſitz oder Eigenthum mußte, als langwieriger Rechtshandel, durch drei Rechtsklagen durchgeführt werden (hier alſo die erſte Feſtſetzung des Unterſchieds zwiſchen **Causa**

longae und Causa brevis litis); denn dem Angefochtenen war es geſtattet, des Richters Endurtheil zweimal durch Einrede aufzuhalten; weswegen Kläger ihn zum dritten Male vorzufordern hatte, worauf er erſt, wenn das Endurtheil für ihn ſprach, troß aller Widerrede des Verlierenden, in den Beſitz des Rechtes oder der Sache eingeſetzt werden konnte. Dieſe drei Durchführungen waren alſo wirkliche Prozeſſe über die eine Rechtsſache, nicht drei Tagſatzungen für den einen Prozeß. Die von dem Richter zur Verhandlung der Sache beſtimmten Tagſatzungen durfte die Willkür und Uebereinkunft der Parteien nicht ausſetzen. Zur Vorlegung der Urkunden und anderer Beweismittel wurden dem Angefochtenen und dem Kläger drei Tagſatzungen, jenem eine unbelaſtet, zwei mit der Laſt von drei Mark, dieſem jede mit derſelben Laſt, geſtattet. Der Rechtshandel ſelbſt mußte in den drei Durchführungen in Jahresfriſt völlig abgethan ſeyn. In der Zwiſchenzeit ſtand es von dem Geſetze aus den Parteien frei, ohne alle richterliche Dazwiſchenkunft ſich zu vergleichen; aber der Eigennutz der Richter wußte dieſe geſetzliche Freiheit gewöhnlich vorzuenthalten. Die Laſtgebühren mußten ſpäteſtens in der letzten Tagſatzung vor Gericht erlegt werden; vermochten dies die Parteien nicht, ſo wurde von ihren Beſitzungen ſo viel, als die rückſtändigen Gebühren betrugen, zur Sicherung des Richters und der obſiegenden Partei in Pfand genommen. Der Preis, für welchen der Gefallene oder ſeine Verwandten die mit gerichtlichem Verbote belegten Beſitzungen von dem Richter oder von der obſiegenden Partei auslöſen konnten, war geſetzlich auf drei Mark für ein Joch Acker, fünfzehn Mark für eine gethürmte, zehn für eine ungethürmte Kirche feſtgeſetzt, alſo niedriger, als die üblichen Kaufpreiſe, und dadurch für Denjenigen, den es traf, erleichternd.

Je unvollſtändiger die auf uns gekommenen Nachrichten über das erſte Auftreten und Wirken der Deutſchen in Ungarn ſind, deſto intereſſanter iſt es, einen Blick in ihre ſtädtiſchen Satzungen damaliger Zeit zu thun. Das alte Stadt- und Bergrecht der königlichen Frei- und Bergſtadt Schemnitz in Ungarn*), unbezweifelt eines der älteſten deutſchen Rechtsbücher in den ungariſchen Ländern, gibt hierzu Gelegenheit. Nach Dr. G.

*) Mitgetheilt von Dr. Guſtav Wenzel, o. ö. Profeſſor an der k. k. Thereſianiſchen Ritter-Akademie in Wien, im Anzeigeblatte zu 104. Bande der »Jahrbücher der Literatur;« Wien, 1843.

Wenzel's begründeter Anſicht gehört dasſelbe den Jahren unmittelbar nach der Mongolenverwüſtung an, und es ließe ſich ſonach jedenfalls noch die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als die Zeit annehmen, in der das Privilegium erlaſſen wurde, auf welches ſich das Recht ausdrücklich ſtützt, deſſen einzelne Beſtimmungen hierauf geſammelt worden ſeyn mögen, bis nach König Bela's IV. Tode die ſo geſammelten in die vorliegende Form gebracht wurden. Das Stadtrecht, um welches es ſich hier handelt, zerfällt in vierzig Abſchnitte, deren jeder ſeine eigene Ueberſchrift hat. Manche Abſchnitte charakteriſiren ſich ſchon hinlänglich durch dieſe, großentheils ziemlich umſtändlichen Ueberſchriften. Der Abſchnitt I. — „ſo zwiſchen zweien Eheleuten eines, oder Fremde mit Tod verſchieden" — handelt vom Erbrechte, ganz im Sinne anderer alten deutſchen Stadtrechte. Auch der Fremden iſt darin gedacht: Stirbt ein Fremder, ohne über ſein Eigenthum verfügt zu haben, ſo ſollen die Geſchworenen der Stadt ſolches in Verwahrung nehmen und es unter der Stadt Inſiegel Jahr und Tag behalten, und kommt in dieſer Friſt einer ſeiner Freunde mit gewiſſem Ausweiſe, der nehme das Gut; kommt aber in Jahresfriſt Niemand, ſo theile man das Gut in drei Theile, und gebe den erſten Theil für des Verſtorbenen Seele, den anderen zur Verbeſſerung der Brücken und Wege, den dritten zu der Stadt Nutzen. II. „Von eigener Willkür." Jeder Mann, der ſeine Volljährigkeit erlangt hat, darf mit ſeinem Eigenthume machen, was er will, und ob auch ſeine Hausfrau oder ſeine Kinder ihm widerſprechen, ſo bleibt ihm doch daran ſein freier Wille. Hat er aber, vor ehrbaren Zeugen, ſein Gut ſeiner Hausfrau zur Morgengabe gegeben, ſo darf er es nicht verkaufen noch veräußern ohne ſeiner Hausfrau Einwilligung. Verfiele er jedoch durch Unglück in Armuth, ſo daß ihm Nichts bliebe, um Frau und Kinder zu ernähren, ſo mag er, ehe er betteln ginge, das Gut nach ihrer beiderſeitigen Freunde Rath auf eine beſtimmte Zeit verſetzen. III. „Von Kirchfahrten über Land." Will ein Mann auf Gottes Wegen ziehen, als nach Rom, zu „Sand Jakob gen Compaſtell," oder ſonſt wohin wallfahrten, daran mag ihn ſeine Hausfrau hindern und es ihm wehren, ausgenommen über das Meer, als da iſt nach Jeruſalem, zu dem heiligen Grabe, dieſe Fahrt darf ſie ihm nicht wehren. IV. „Von Kauf- und Kaufmannſchaftsgewicht." V. „Von ungerechtem Maß, Ellen und Gewicht." Wer mit ungerechtem Maß, trockenem oder feuchtem, oder mit unrechter

Elle, Wage und Gewicht befunden wird, der ſoll den Geſchworenen Eine Mark geben; zum anderen Male ergriffen, zahle er zwei Mark; bei'm dritten Male hat er die Hand verwirkt, oder er löſe ſie mit zehn Mark, davon zwei Theile dem Richter, einer den Geſchworenen. VI. „Daß kein Kammergraf oder Anderer ohne dem Richter in einem Hauſe Fälſcher oder andere Uebelthäter ſuchen dürfe.“ VII. „Wie und wenn man Richter und Bürger ſetzen; auch wie ſie ſchwören und richten ſollen, ſowohl dem Armen, als dem Reichen.“ VIII. „Wenn man über einen Richter vor dem Gerichte klagt, ſo ſoll Derſelbe aufſtehen, einen anderen Richter ſetzen, ſich verantworten und einem Jeglichen einen Sachwalter erlauben.“ IX. „Wer um Geldſchuld beklagt wird.“ Läugnet der Beklagte die Schuld, ſo ſoll der Kläger über vierzehn Tage ſein Recht mit einem Eide erhärten. Bekennt Jener ſich zu der Schuld, ſo ſoll er in vierzehn Tagen Genüge leiſten mit Pfand und Pfennigen. X. „Noch eines wegen der Geldſchuld.“ Soll ein Mann Viel bezahlen und kann dies nur von ſeinem Erbe thun, und legt dies vor dem Richter und den Geſchworenen ein, ſo ſoll Derjenige, dem es zur Einlage gegeben iſt, es durch Jahr und Tag behalten, und wird es nicht in Zeiten eingelöſet oder verkauft, ſo ſoll er es ſo gut als möglich hingeben und verkaufen, und den Reſt heraus geben. Findet er aber keinen Käufer, ſo ſoll er Den, dem das Pfand gehört, oder einen Anderen um einen Zins in dem Erbe laſſen, bis daß die Schuld getilgt iſt ꝛc.“ XI. „Wer Erbe kauft, ſoll es vor dem Richter aufnehmen.“ XII. „Ein Jeder ſoll mit Willen des Richters ſeine Sache verhören laſſen.“ XIII. »In welcher Maße ein Geſchworener unrecht thut, danach ſoll er geſtraft werden.“ XIV. „Welche der Geſchworenen Urtheil ſtrafen.“ Welcher Geſchworene ein Urtheil ſtraft (tadelt) und ſpricht: er wolle ein beſſeres geben, und thut dies nachher nicht, der ſoll, was dadurch an Zehrung aufgeht, erſetzen, und dem Richter und Rathe noch überdies in eine Buße verfallen ſeyn. XV. „Von denen, welche rechtlich oder unrechtlich appelliren.“ XVI. „Wie ein Gottesſchänder ſoll beſtraft werden.“ Wer Gott und ſeiner werthen Mutter oder ſeinen Heiligen oder der heiligen Chriſtenheit übel ſpricht, der ſoll, nach geiſtlichem Rechte, an ſieben Sonntagen vor der Prozeſſion bis auf den Gürtel entblößt und barfuß um die Pfarrkirche getrieben und geſtrichen werden. XVII. „Von Zauberern und Zauberinnen.“ Dieſe ſollen, wenn man ſie auf wahrer

That begreift, verbrannt werden. (Hier bemerkt man ſchon den Uebergang zu dem ſpäteren grauſamen Herenverfahren; denn früher hatte man ähnliche Vergehen mit kirchlichen Bußen abgethan.) XVIII. „Wer Richter oder geſchworene Bürger freventlich ſchmäht.“ Wer dies thut, ſoll an drei Markttagen an dem Pranger ſtehen und öffentlich vor allen Leuten ſagen: „Was ich von dem Richter oder Geſchworenen geredet, das hab' ich als ein Böſewicht gelogen,“ und ſoll ſich mit ſeiner Hand auf das Maul ſchlagen. Gleicherweiſe auch Der, welcher von ehrbaren Leuten, Frauen und Jungfrauen Lügen wider ihre Ehre redet. XIX. „Von Dieben, Räubern, Mördern, Brennern und anderen Uebelthätern ꝛc., welchen Tod ein Jeder verſchuldet und erleiden ſoll.“ Wer um Dieberei oder Raub gefangen und wahrhaftig überwieſen wird, den ſoll man hängen. Wer über Raub und Mord ergriffen wird, den ſoll man ſchleifen und radbrechen. Wer wegen Brand eingefangen und überführt wird, den ſoll man verbrennen; eben ſo auch Den, der mit Brandlegung droht. Wer während eines Brandes ſtiehlt, was ſechs Pfennig werth iſt, den ſoll man hängen. Wer, während es brennt, Jemanden verwundet und mit ehrbarem Zeugniß überführt wird, den ſoll man enthaupten. Wer, während des Brandes, ein Schwert über Einen zuckt, dem ſoll man die Hand abſchlagen. XX. „Von flüchtigen Roſſen, wie man damit handeln ſoll.“ Wer ein verirrtes Roß oder anderes Thier auffängt, muß es innerhalb dreier Tage dem Gericht anzeigen, und dieſes ſoll es an dreien Markttagen ausrufen laſſen. Nimmt ſich dann Niemand darum an, ſo ſoll man es zu Nutzen der Stadt und der Kirche behalten. Wer es aber dem Gericht nicht anzeigt, wird gleich einem Diebe behandelt. XXI. „Von Kirchenräubern.“ Dieſe ſollen, wenn man ſie ergreift, geradbrecht oder verbrannt werden. XXII. „Daß Niemand auf Kirchengut leihen oder es behalten ſoll.“ Niemand ſoll eine Sache, die zu der Kirche gehört, zu Pfand nehmen und behalten, außer mit förmlicher Urkunde. Wer es thut, der ſoll für jeden Gulden, den er genommen, einen Gulden zahlen. Wird er zum dritten Male betroffen, ſo ſoll man ihm die Hand abſchlagen. XXIII. „Wer einer Jungfrau oder Frau Gewalt anthut.“ Klagt die Maid oder die Frau, es ſey ihr auf freiem Felde Gewalt geſchehen, ſo braucht ſie blos Einen Zeugen, er möge ein Hirt oder ein anderer Mann ſeyn. In der Stadt genügen ihr zwei Zeugen. Klagt aber die Beleidigte mit zerriſſenem

Gewande und zerrauftem Haar oder blutend, und hat keinen Zeugen, ſo ſoll Der, über welchen ſie Gericht begehrt, ſich durch zwei Zeugen reinigen. Klagt ſie aber gegen ihn mit ganzem Gewand und nicht blutend, ſo kann er allein ſich verantworten. **XXIV.** „Wenn Einer ſein Weib zu Tode ſchlägt." Dieſen ſoll man richten wie einen anderen Mörder. **XXV.** „Wer Diebe und Räuber beherbergt." Zum vierten Male deſſen überführt, ſoll er gerichtet werden, wie ein Dieb oder Schächer. **XXVI.** „Wenn Einer Einem ſeine Tochter entführt." Wird der Entführer aufgehalten, ſo ſoll der Richter die Geſchworenen und der Jungfrau Freunde verſammeln und die Maid frei, ohne allen Drang und Zwang, in die Mitte ſtellen. Der Entführer aber ſoll zugegen ſeyn und ſie zu ſich begehren nach ihrem freien Willen. Geht ſie zu dem Manne, ſo gilt kein Recht gegen ihn; geht ſie aber zu den Freunden, ſo ſoll man dem Entführer das Haupt abſchlagen. **XXVII.** „Wer Einem ſeinen Sohn oder ſeine Tochter verräth." Wer einem Menſchen ſeinen Sohn oder ſeine Tochter verräth, daß ſie verkauft werden, ohne ihrer Freunde Willen, den ſoll man radbrechen, und iſt es eine Frau, ſie ertränken. **XXVIII.** „Von Spielern." Wer nicht von ſeinem eigenen Brote und Erwerbe lebt, darf nicht mehr verſpielen, als er mit dem Gürtel umfängt, und wer ihm mehr abgewinnt, hat keinen Anſpruch auf Zahlung. Wer dem Anderen durch falſche Würfel abgewinnt, und mit zwei Zeugen deſſen überführt wird, dem ſchuldet der Verlierende Nichts, und man ſoll dem Fälſcher die Würfel durch die Hand ſchlagen. **XXIX.** „Von Heimſuchern" (Hausfriedensbrechern). Jeder Heimſucher ſoll enthauptet werden. Iſt er aber entflohen und will ſich von der Anklage reinigen, ſo ſoll er dies thun mit ſieben frommen Männern durch Eid auf das Kreuz. **XXX.** „Von Todtſchlägen und von Nothwehr." Wer eines Todtſchlags angeklagt wird, der ſoll zuerſt ſeine Unſchuld beſchwören. Dann ſollen Drei ſchwören, daß ſie ihn an der Sache unſchuldig geſehen, und wieder drei ſollen ſchwören, daß die vorderen Vier recht geſchworen haben. Eben ſo ſollen auch diejenigen ſchwören und gerichtet werden, die aus Nothwehr ihres Lebens einen Todtſchlag begingen. **XXXI.** „Wer eines Todtſchlags ſchuldig erkannt wird." Ein Solcher ſoll ohne Widerrede die Stadt meiden auf ein Jahr, nach deſſen Ablaufe mag er die Gnade der Richter erwerben und zur Sühnung kommen nach dem Beſchluſſe des Rathes. **XXXII.** „Wer eines Todtſchlags in der Trunkenheit angeklagt wird, und von Wunden." Wer bezich-

tigt wird, einen Todtſchlag in der Trunkenheit begangen zu haben, und nicht mit ehrbaren Zeugen überwieſen werden kann, der kann allein ſich reinigen durch Schwur auf das Kreuz. Wer von Einem verwundet oder in anderer Weiſe verletzt wird, und binnen drei Tagen Niemanden darum beklagt, der darf auch ſpäterhin Niemanden dieſerhalb beklagen. Wenn Einer den Anderen freventlich und böslich anläuft und ihn verſehrt oder verwundet oder ſonſt übel behandelt, und Dieſer wehrt ſich ſeines Leibes und Gutes gegen ihn und ſchlägt in der Nothwehr in oder vor einem Hauſe den Anläufer zu Tode, und beweiſet dann mit ehrbarem Zeugniß, daß man ihn angelaufen hat und er ſich wehren mußte, ſo leidet dieſer darum keine Buße. XXXIII. „Wer eines Richters gebotenen Frieden bricht.“ Wer den Frieden, der ihm von dem Richter geboten worden, mit That, durch Verwundung oder Todtſchlag bricht, und dies ihm durch fromme Leute oder einen Geſchworenen bewieſen wird, dem koſtet es, wenn er es freventlich gethan, ſeinen Hals. Wurde er aber mit böſen Worten dahin gebracht, ſo iſt er nach des Richters Ermeſſen zu beſtrafen. Gleicherweiſe auch Derjenige, der andere ehrbare Leute übel behandelt. XXXIV. „Wer an Markttagen den Frieden bricht.“ Wer am Markttage den Frieden bricht durch Verwundung, und deſſen überführt wird durch ehrbares Zeugniß, dem ſoll man die Hand abſchlagen. Wer an einem ſolchen Tage ein Schwert zieht auf des Anderen Schaden, ihm aber nicht ſchadet, und deſſen überwieſen wird, den ſoll man nach Gnaden der Herren mit Gefängniß ſtrafen. Wer ſein Gewehr gegen den Geſchworenen zückt oder Einem derſelben entweicht, der ſoll geſtraft werden, wie eben geſprochen wurde. Wer mit verbotenem Gewehr betreten wird, der iſt der oben gedachten Buße verfallen, und ſein Gewehr verloren. XXXV. „Wer Einem ſeine Frucht diebiſch ſtiehlt, und von Viehſchaden.“ Wer Einem ſeine Frucht von ſeinem Grund und Boden diebiſch nimmt, und wird deſſen überwieſen, der verliert ſeine Hand. Wird er aber bei nächtlicher Zeit ergriffen, ſo ſoll man ihn richten wie einen Dieb. Wenn ein Mann Vieh ergreift in ſeiner Frucht, der ſoll ſich den Schaden nach ehrbarer Leute Erkenntniß bezahlen laſſen und einſtweilen das Vieh in Pfand behalten. XXXVI. „Vom Pfänden wegen des Zinſes.“ Jeder darf mit Recht auch ohne des Richters und der Geſchworenen Wiſſen um ſeinen Zins pfänden, und wenn der Zinſer das Pfand nicht löſen will, ſo ſoll Jener mit des Richters und der Geſchworenen Wiſſen das Pfand verkümmern.

XXXVII. „Wegen ſechſerlei Dinge verliert Niemand ſein Recht." Es gibt ſechs ehrhaftige Nothſtände, um deretwillen Einer, wenn er die angeſetzten Rechtstage verſäumt, ſein Recht doch nicht verliert. Erſtlich kann eines Landes Herr oder ſein Gewaltträger eine jegliche Sache hindern; zweitens Feuer= und Waſſernoth; drittens gemeiner Landesunfriede; viertens Gefängniß oder Raub auf dem Wege zur Gerichtsſtelle; fünftens merkliche und beſchwerliche Krankheit; ſechſtens des Vaters oder der Mutter oder der Hausfrau Tod. XXXVIII. „Wenn Einer den Anderen lähmt." Wer dem Anderen ein geſundes Glied verſchneidet, oder abſchlägt oder abwirft, als ein Auge, die Naſe, eine Hand, einen Finger, einen Fuß oder ein anderes ehrliches Glied, und dieſerhalb beklagt wird, der reinige ſich mit vier Zeugen auf dem Kreuze, und leiſten ſie den Eid nicht, ſo iſt er der Sache verfallen. XXXIX. „Mehr vom Lähmen." Hat Jemand einem Anderen ein Glied unnütz gemacht, was man eine Lähmung nennt, auf welcherlei Art ſie immer geſchehen ſey, ſo muß der Beklagte ſich reinigen durch Eid zu Dreien. Soll er es in der Trunkenheit gethan haben, ſo kann er allein ſchwören auf das Kreuz. Wenn ein Mann einen anderen vor den Augen eines Geſchworenen verwundet hat und darum vor Gericht beklagt wird, und findet Gnaden bei Dem, den er verletzte, gewinnt aber, von Uebermuths wegen, nicht die Huld des Gerichtes, ſo iſt er beſtanden mit einer Hand. Wird ein Mann durch Beweis eines Geſchworenen um einen Knüttelſchlag oder einen Maulſchlag beklagt, ſo ſoll er durch vier Wochen im Stock ſitzen oder die Stadt meiden auf Jahr und Tag. Der Abſchnitt XL.: „Von Pfändern," beſchließt dieſes alte Schemnitzer Stadtrecht, dem auch die Formel voranſteht, nach welcher die dortigen neugewählten Richter damals ihren Eid ablegten und die, als Probe der Gerichtsſprache jener Zeit, hier Platz finden mag: „Ich ſwer Gott vnd vnſer lieben Frawen vnd allen Gottis Heyligen vnd vnſerm gnedigem Herren dem Konig, vnd vnſer gnedigen Frawen der Konigin. Allen getrewen Landherren, der gantzen gemain Arm vnd Reich eyn rechter Richter czuſein, vnd eyn Recht czeſtercken eyn Vnrecht czukrencken alzo helff mir Gott vnd das heylig Evangely."

Seit Stephan's des Heiligen Zeit rang Ungarn dem damaligen Ideale eines chriſtlichen Staates beharrlich nach, und ließ ſich nicht wenig angelegen ſeyn, theils im Wege der Bekehrung, theils der Verfolgung, alle unchriſtlichen Elemente, beſonders die heidniſchen Ueberreſte der Väter, abzu=

ſtoßen. Vernachläſſigte oder verletzte Jemand die Vorſchriften des Chriſtenthums, ſo wurde er, nach Maßgabe ſeines Vergehens, von dem Biſchofe der Kirchenzucht entſprechend gerichtet. Widerſetzte er ſich der ihm zuerkannten Strafe, ſo wurde er von dem Biſchofe, wenn auch ſiebenmale, dazu angehalten. Weigerte er ſich auch dann noch der auferlegten Buße, ſo verfiel er dem Gerichte des Königs, als oberſten Vertheidigers der Kirche. Dieſer Verordnung König Stephan's blieben auch deſſen Nachfolger treu. Bei all' dem wucherte das Heidenthum noch durch geraume Zeit in Ungarn fort; manche ſeiner Anhänger ſchlichen zu Brunnen, Quellen, Felſen und Hainen, um nach der Weiſe der Väter ihre Andacht zu begehen. Dabei betreten, büßten ſie, nach des heiligen Ladislaw Verordnung, mit einem Ochſen.

Den durch Kaufmannsgeiſt und Gewinnſucht nach Ungarn gelockten Ismaeliten oder bulgariſchen Mohammedanern und Juden gönnte man allenfalls, ihren hergebrachten Glauben heimlich zu bewahren; aber äußerlich ſollten ſie, um Aergerniß und Abfall zu verhüten, ſich den chriſtlichen Formen anſchließen, ſich der äußerlichen Ausübung der Vorſchriften ihres nicht chriſtlichen Glaubens enthalten. Stieß man auf einen Ismaeliten, der nach mohammedaniſcher Weiſe faſtete, Schweinefleiſch verſchmähte und ſonſtige Gebräuche des Islams übte, ſo wurde er vor das königliche Gericht geführt und aus ſeinem Vermögen der Angeber belohnt, womit alſo ein ſtätiges Inquiſitionsgericht hergeſtellt und der Angeberei ein weites und erſprießliches Feld eröffnet war. In jedem, ganz von Ismaeliten bewohnten Dorfe wurde, auf Koſten Derſelben, eine Kirche erbaut und begabt. Nach vollendetem Baue mußte die eine Hälfte auswandern und in einem anderen Bezirke ſich niederlaſſen, die andere Hälfte aber zurückbleiben und mit den ihr beigeſellten chriſtlichen Familien zu Einer Dorfgemeinde ſich verbinden. Kein Ismaelit durfte ſeine Töchter an Männer ſeines Glaubens, oder an Nichtchriſten vermälen. Beſuchten ihn Gäſte oder feierte er ein Gaſtmahl, ſo mußte — dies gebot König Coloman — ſowohl für den Wirth, als für die Gäſte, Schweinefleiſch das Hauptgericht bilden, als Zeichen ſeiner Chriſtlichkeit! Der heilige König Ladislaw ließ jede eheliche Verbindung der Juden mit Chriſtinnen auflöſen; jede Herrſchaft Derſelben über chriſtliche Knechte und Mägde aufheben; der Knecht oder die Magd wurde freigelaſſen, der Kaufpreis dem Verkäufer weggenommen und zum Vortheile des Biſchofs eingezogen. Coloman milderte dieſes Verfahren in Etwas;

er ſetzte den Juden eine Friſt, in welcher ſie ihre chriſtlichen Knechte und Mägde verkaufen mußten, und der Kaufpreis blieb ihnen. Uebrigens aber erlitten ſie in ihrem Gewerbe mancherlei Beſchränkungen. Den Sonnabendsmärkten beizuwohnen verbot ihnen das moſaiſche Geſetz; Sonn- und Feiertage mußten ſie mit den Chriſten wenigſtens äußerlich beobachten, und ließ ſich ein Jude an ſolchen Tagen bei der Arbeit finden, ſo verlor er ſein Werkzeug. Später, unter Bela IV., beſſerte ſich die Lage der Juden beſonders in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht. Sie durften fortan nur in Sachen von größerer Wichtigkeit auf ihr Religionsbuch ſchwören und am Sabbath von Chriſten nicht gerichtlich belangt werden. Wer ſich an Judenſchulen vergriff, büßte mit Einer Mark und zwei Ferting an den Judenrichter; der Chriſt, welcher ein Judenkind raubte, wurde als ein Dieb behandelt.

Der päpſtliche Einfluß machte ſich in Ungarn vorſichtiger, als in irgend einem anderen Staate, geltend, und wurde von den Königen mit Beſcheidenheit hingenommen, aber auch mit Einſicht und Entſchiedenheit in ſeinen Gränzen gehalten. Selbſt der allgewaltige Gregor VIII., als er in ſeinem Sendſchreiben an Salomon das ungariſche Reich „ein Eigenthum der heiligen römiſchen Kirche" nannte, „indem es einſt der König Stephan dem heiligen Petrus mit allen ſeinen Rechten und Befugniſſen geopfert und übergeben," ſprach hier nur in der Form römiſcher Curialien und ausſchließend im kirchlichen Sinne, ohne dabei an ein wirkliches Verhältniß der Abhängigkeit zu denken; denn kurz darauf erklärte er in dem Sendſchreiben an Geiſa: „das ungariſche Reich müſſe im Zuſtande ſeiner eigenen Freiheit bleiben und dürfe nie einem Könige eines anderen Reiches unterthänig werden, außer der heiligen und allgemeinen Mutter, der römiſchen Kirche, welche ihre Untergebenen als Söhne, nicht als Knechte, behandle und pflege." In dieſen Schranken ſuchten auch die folgenden Könige den römiſchen Einfluß zu halten, und ſelbſt die Biſchöfe wachten entſchieden über die Freiheit der ungariſchen Kirche. Der Erzbiſchof Crescentius von Spalatro, welcher bei Uebernahme des Palliums dem päpſtlichen Legaten unter Anderem ſchwören ſollte: „die Aufträge, welche ihm der Papſt entweder durch Geſandtſchaft oder durch Briefe mittheilen werde, Niemanden zu offenbaren; das Papſtthum und die Regalien des heiligen Petrus wider Jedermann zu vertheidigen, und im erforderlichen Fall der römiſchen Kirche auch weltliche Heerfolge zu leiſten," — legte dieſe Eides-

formel dem Könige Coloman vor, der ſie mit den Vorrechten der ungariſchen Krone unvereinbar erklärte und dem Erzbiſchofe verbot, ſelbſt bei Verluſt des Palliums ſich zu ſolchem Inhalte zu verpflichten, wobei es auch verblieb. Weniger vorſichtig bewahrten ſpätere Könige ihre Selbſtändigkeit. Einige räumten ſogar unaufgefordert, aus eigener Frömmigkeit, dem römiſchen Stuhle Rechte und Anſprüche ein. Bela II. bewarb ſich ſelbſt bei dem Papſte Innocenz II. um das Pallium für den vom Clerus und Volk zu Spalatro gewählten Erzbiſchof Gaudius, und König Stephan III. beſtätigte durch Edict aus eigenem Antriebe die Verordnung ſeines Vaters Geiſa: kraft welcher Biſchöfe nie mehr ohne Mitwiſſen und Genehmigung des Papſtes abgeſetzt, oder aus einem Bisthume in das andere verſetzt werden ſollten. Ferner verſprach er für ſich und ſeine Nachkommen: von der Gewohnheit ſeiner Vorfahren abzuſtehen und nach dem Tode eines Biſchofs zur Verwaltung der biſchöflichen Einkünfte nie wieder Laien, ſondern ehrbare Geiſtliche zu beſtellen, damit dieſe, nach Abzug ihres nothdürftigen Unterhaltes, das Uebrige getreu und gewiſſenhaft zu Erhaltung der Kirchen und geiſtlichen Wohngebäude, zum Beſten der Armen, Witwen und Waiſen verwenden möchten. Ihm ſowohl, als ſeinen Nachkommen, ſollte es verboten ſeyn, von dieſem Ertrage irgend Etwas ſich anzueignen, außer bei gefahrvollem Feindeseinfalle und ſonſt dringender Nothwendigkeit, doch auch in ſolchem Falle nur mit Genehmigung der Biſchöfe. Nicht minder entſagte er für ſich und ſeine Nachkommen der bisherigen Gewohnheit, Pröpſte und Aebte der königlichen Stifter ihrer Würde zu entſetzen, ſie wären denn eines groben Verbrechens, in kanoniſcher Rechtsform, überwieſen, oder desſelben geſtändig. — Später wurde ſogar die ungariſche Krone gleichſam unter die Aufſicht des Papſtes geſtellt und dadurch ein römiſcher Einfluß auf die Krönung veranlaßt; denn unvorſichtig genug wurde geſtattet, daß der bis dahin zum Hüter der Krone und der Reichsinſignien beſtellte Propſt von Stuhlweißenburg, ſtatt von dem Könige und den Ständen, von dem Papſte Innocenz III. die Erlaubniß einholte, den ihm anvertrauten Schatz, größerer Sicherheit wegen, inskünftig anderen Wächtern übergeben zu dürfen.

Unter Bela III. begegnet man auch der erſten ſicheren Spur von der Steuerpflichtigkeit der ungariſchen Kirche an die päpſtliche Schatzkammer. Unter anderen war das Hoſpital St. Stephan im Graner Erzbisthume auf eine Unze Goldes, von den Ungarn damals „Obon“ genannt; das Klo-

ſter St. Salvator zu Skalitz auf zwei romanatiſche Ducaten; die Kirche St. Stephan zu Stuhlweißenburg, in der Weſzprimer Diöceſe, auf eine Mark Goldes; das Simegher Kloſter auf einen Ferting oder zwei Mark Goldes ungariſchen Gewichtes; das neue Haus der deutſchen Ordensritter zu Borſa, jenſeits dem Gnitgebirge, im ſiebenbürger Bisthume, auf eine Mark Goldes; die Kirche der heiligen Maria am Warmbrunnen, in der Agramer Diöceſe, auf einen romanatiſchen Ducaten jährlich geſchätzt und in dem Schätzungsbuche der römiſchen Kirche angeſetzt. — Der päpſtliche Einfluß in die Angelegenheiten des ungariſchen Episcopats war nicht mehr zurück zu halten, ſeitdem Papſt Gregor IX. die allgemeine Annahme eines neuen Decretalen-Rechtes durchgeſetzt hatte. Zwar nannten ſich die Prälaten der ungariſchen Kirche auch fortan Biſchöfe durch Gottes Gnade, Barmherzigkeit oder Vorſehung, der Agramer in ſeinem Siegel ſogar l e d i g l i c h durch Gottes Gnade Biſchof; aber im Grunde waren ſie jetzt bloße Stellvertreter des Papſtes geworden und in wichtigen, wie in unbedeutenden Angelegenheiten von ihm abhängig und ihm unterworfen. Zugleich lief, durch das unter Andreas II. dem Erzbiſchofe von Gran eingeräumte Interdictsrecht, das königliche Anſehen Gefahr, in dieſe biſchöfliche Abhängigkeit vom päpſtlichen Stuhle mittelbar ebenfalls verwickelt zu werden, und nur anderweite Ereigniſſe führten an dieſer Klippe vorüber.

Ungeachtet im nördlichen Siebenbürgen und in Ungarn bis an das linke Ufer der Theiß und der Donau, Ruſſen und Walachen in großer Anzahl wohnten, welche insgeſammt der griechiſchen Kirche angehörten, auch einige ungariſche Königinnen griechiſchen Glaubens Einfluß auf die Verwaltung des Reichs übten, ſo genoß gleichwohl das griechiſche Kirchenweſen in Ungarn keine große Begünſtigung, und die grauſame Verfolgung der Lateiner im byzantiniſchen Reiche, endlich die lockere Zucht der griechiſchen Mönche in Ungarn, beſonders in der Abtei St. Andreas bei Wiſſegrad, ſtimmten in Ungarn die öffentliche Meinung über das griechiſche Kirchen- und Mönchsweſen noch ungünſtiger. Papſt Innocenz III. ließ daher auf König Emerich's Wunſch eine Unterſuchung anſtellen, wie in den griechiſchen Klöſtern Zucht und Ordnung wieder hergeſtellt werden könnte. In den ſämmtlichen Kirchen Kroatiens und Dalmatiens, die mit ihren Bisthümern unter die drei Metropolen Spalatro, Jadra und Raguſa, gehörten, war römiſcher, nicht griechiſcher, Ritus üblich, nur hin

und wieder, vermöge alter Gewohnheit und ungeachtet päpſtlicher Verbote, in ſlaviſcher Sprache. Dagegen blieb in Bosnien, Serbien und Bulgarien das byzantiniſche Kirchen- und Mönchsweſen herrſchend, und nur mit Mühe erhielten hier die Päpſte die äußere Vereinigung der daſigen Kirchen mit der römiſchen, ſo wie die formelle Anerkennung des päpſtlichen Supremates, aufrecht, bis unter Stephan Neemanowitſch, der kurz zuvor vom Papſte Honorius III. ſich den ſerbiſchen Königstitel erſchlichen, Serbien ſich (1222) von der römiſchen Kirche losriß. In Ungarn beſchleunigte man den Verfall des griechiſchen Kirchenweſens ſo wenig, als man ihn aufzuhalten ſuchte, und ſo mußte es, an innerer und äußerer Unterſtützung darbend, mehr und mehr zuſammenſchwinden. Aus ähnlichen Gründen ging die erwähnte griechiſche Abtei St. Andreas dergeſtalt zurück, daß zuletzt die griechiſchen Mönche aus ihr entfernt und Benediktiner-Mönche daſelbſt eingeſetzt wurden.

Im Landbau und Kunſtfleiß gingen in Ungarn die Mönche mit erweckendem Beiſpiele voran, während die Könige durch Begünſtigungen und Freiheiten mehrfacher Art zu ähnlichem Streben aufmunterten. Die ſchreckliche Verheerung des Landes ſeit dem Abzuge der Mongolen brachte das Bedürfniß verdoppelter Anſtrengungen mit ſich, und ſteigerte nothwendiger Weiſe auch die Freigebigkeit der Könige in Vergabung zahlreicher Viehheerden, urbarer Aecker, Neubrüche, Neuländer, Mühlen, Obſtgärten und Weinberge; alle Kräfte mußten ſich auf das Aeußerſte anſpannen, um das grauſige Bild der Verwüſtung auszulöſchen, und ihre verderblichen Wirkungen abzukürzen. Durch die mörderiſche Entvölkerung, welche die Mongolen hinter ſich gelaſſen, fehlte es, im Verhältniſſe zu der Ausdehnung des Reiches, an Menſchenhänden, und dieſer Mangel mußte zunächſt aus den Nachbarländern gedeckt werden. Daher jene wichtigen Freiheiten und Vortheile, durch welche ſchon Bela IV. fleißige und gewerbkundige Fremde in großer Anzahl nach Ungarn lockte. Die Mühe des Bodenbaues war im Anfange um ſo größer, da es, nachdem die Raubſucht der Mongolen die Heerden davon getrieben hatte, an Zugvieh fehlte und die Menſchen großentheils zugleich auch die Arbeit der Laſtthiere mitübernehmen mußten; wie denn zu Ladislaw's des Kumanen Zeit das zweirädrige Fuhrwerk — vor welches ſich Menſchen, ſtatt des Viehes, ſpannten — der Wagen des Königs Ladislaw genannt wurde. Des zertretenen Weinbaues nahmen ſich vorzüglich die einwandernden Italiener an, und die weltberühmten Weinberge des

Tokayer Gebiets ſind noch ein Denkmal ihres Fleißes. Sie brachten die Weinſtöcke aus ihrem Vaterlande mit, beſonders die edelſte Gattung, Formint und Góhér (Malvaſier), von Formi und von Napoli di Malvaſia auf der Halbinſel Morea, und erhielten Patak, Petrahó, Olaſzi und Olaſzi-Liſzka zu Wohnplätzen angewieſen, von wo aus ſodann Weinpflanzer an die Erlauer, Piliſer und Oedenburger Berge zogen. Gar bald wurde die Güte dieſes Weines allgemein anerkannt und derſelbe in die Nähe und Ferne verfahren. Bei den Zollämtern zu Raab, Abda und Fizegru zahlte die Tonne Weines zehn Silberpfennige, wovon acht dem Könige, zwei dem Grafen gehörten. Dieſes Erzeugniß kam dergeſtalt in Anfnahme, und wurde für ſo gewinnbringend angeſehen, daß bisweilen ganze Güter gegen einen einzigen Weinberg vertauſcht wurden. Liegende Gründe wurden, kurz nach dem Mongolenabzuge, wegen der Schwierigkeit, die verwüſteten Felder wieder anzubauen, und wegen der Seltenheit baaren Geldes, zu äußerſt niedrigen Preiſen verkauft. Der Peſther Landtag (1298) ſah ſich daher veranlaßt, beſtimmte Vorſchriften über Güterverkauf oder Verpfändung zu geben. Wollte ein edler Herr ſeine Beſitzung im Ganzen oder theilweiſe veräußern, ſo mußten zuvörderſt ſeine Brüder, Verwandten, Mitbeſitzer und Gränznachbarn darum wiſſen, und es hatten Dieſelben den Vorkauf vor allen Fremden. Dabei wurde, ſeltſam genug, der Kaufpreis nur auf Hundert für Zehn des Ertrages feſtgeſtellt, ſo daß alſo der Vorkäufer für ein Gut, das jährlich tauſend Mark eintrug, nicht mehr als zehn tauſend Mark zu geben hatte.

Während der Ackerbau von Slaven, Deutſchen und Flanderern, der Weinbau vorzugsweiſe von Italienern betrieben wurde, fiel der Bergbau faſt ausſchließend den Deutſchen anheim. Für die geordnete Verfaſſung des Bergweſens zeugt das alte deutſche Bergrecht der Stadt Schemnitz aus dem dreizehnten Jahrhunderte, das dem bereits gedachten Stadtrechte jener Stadt (ſ. oben S. 250) ſich unmittelbar anſchließt. Berge und Stollen werden nach Lachtern und Lehn gemeſſen; das Berglachter zu drei Ellen, und ein Lehn zu ſieben Lachtern. Der Inhalt dieſes Bergrechtes ſpricht ſich ſchon in den Ueberſchriften der einzelnen Abſchnitte aus. Sie heißen: 1. Wie man Bergwerke empfahen, halten und bauen ſoll; 2. eine gemeine Regel der Bergwerke; 3. wer neue Bergwerke aufbringt und findet; 4. wie man verlegene Schachten oder Stollen verleihen ſoll; 5. vom Rechte der Erbſtollen; 6. von ertrunkenen und erſtickten Zechen; 7. von freien Schachten und Lehnſchaften; 8. wo

zwei Stollen zuhauf kommen (ſcharren); 9. eines Suchſtollen Gerechtigkeit; 10. wo zwei Lehn zuhauf ſchlagen; 11. von Richtſchachten und Legen- (tonnlägigen) Schachten; 12. von Markſcheid-Stämpeln; 13. vom Schürfen; 14. von Friſtung der Bergwerke; 15. von Lehnſchaften; 16. von Hütten und Mühlen auf fremden Hottern; 17. vom Verbot des Erzes auf dem Berge; 18. von zwei Schachten auf Einem Gang; 19. vom Ablaufen der Bergwerke; 20. von zwei Schachten, die zuſammen kommen.

In den wiederkehrenden Zeiten der Unordnung und inneren Parteienkämpfe hatten manche vornehme Familien ſich durch Raub und Plünderung an ihren Gegnern, oft auch an friedlichen Perſonen, vor Allem aber an Biſchöfen und Kloſtergemeinden, außerordentlich bereichert. Der ſchnell und leicht erworbene Ueberfluß wurde wieder für Gegenſtände des Luxus, für prachtvolle Gebäude, koſtbaren Hausrath, Geſchmeide und ſchöne Kleider, Rüſtungen und Waffen dahingegeben, und erhielt ſolchergeſtalt den Gewerbfleiß in den Städten in fortwährender Thätigkeit, welchem auch durch den Luxus der höheren Cleriſei, durch den in Kirchen und Altären, an heiligen Gefäßen und Gewändern üblichen Glanz, Beſchäftigung und Verdienſt zufloß. In den Städten war daher kein Mangel an Künſtlern und Handwerkern, und ſie fanden ſich auch, nach dem Ablaufe der Mongolenflut, bald wieder in hinreichender Anzahl ein, ſo ſchon unter Bela IV. Sporer, Drahtzieher, Goldſpinner, Kürſchner, Meſſerſchmiede und Schwertfeger. Wenig ſpäter iſt auch von Loh- und Weißgerbern in Gran die Rede. Am zahlreichſten waren Tuchmacher, Tuchhändler und Goldſchmiede, die erſteren namentlich in Stuhlweißenburg, Ofen, Peſth und Gran. In letztgenannter, zumeiſt von Franken und Lombarden bewohnter, Stadt gab es große Niederlagen in- und ausländiſcher Tücher, welche bei dem Mongolenüberfalle in Flammen aufgingen, aber bald wieder erſetzt worden zu ſeyn ſcheinen.

Der Geldmangel war dem Verkehre in vieler Beziehung hinderlich, denn er war ſo groß, daß in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein Knecht, um ſich zur völligen Freiheit auszulöſen, nicht mehr als dritthalb, höchſtens ſechs und eine Viertel Mark bedurfte, und auch ſpäter noch eine Magd mit ihrem Sohne um fünf Mark verkauft wurde. Gleichwohl war, da Ungarn bei weitem nicht alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt erzeugte, der Handel mit dem Auslande lebhaft genug; aber er nahm, bei der gedachten Seltenheit des baaren Geldes und bei des Landes vielfältigen eigenen Erzeugniſſen,

wenigſtens im Anfange mehr die Natur eines Tauſchhandels an. Zwölf Jahre nach dem Heimzuge der Horden Batu's war Gran ſchon wieder der Stapelplatz für einheimiſche und auswärtige Kaufleute. Letztere, aus Frankreich, Italien und Deutſchland, führten ſowohl die Tücher und anderen Waaren ihrer Heimat, wie auch die von ihnen in Stuhlweißenburg, Ofen und Peſth eingekauften ungariſchen Producte dorthin, und entrichteten dafür den Ein- und Ausfuhrzoll an das Graner Domcapitel. Der Binnenhandel wurde größtentheils zu Waſſer, und zwar von eigenen Schifferzünften, getrieben. Eine ſolche Schifferzunft für die Donau war zu Peſth und Jenö, zur Entrichtung des Schiffzolls im Gelde, in Salz oder anderen Waaren, an die Ofener Propſtei verpflichtet. Die Kaufleute, mochten ſie nun über Dorogh oder Banhida, von Ofen oder Peſth, bei Gran vorbei gehen, mußten damals vor den Graner Zollbeamten ihre Vorräthe öffnen und jeden Ballen von vier hundert Stück gefärbten Tuches mit Einer Mark verzollen. Die Kaufleute aus Venedig, Frankreich und den Gegenden jenſeits des Rheins verſtanden ſich willig hierzu; aber jene aus den Ländern diesſeits des Rheins, die Regensburger, die Wiener und ihre Nachbarn, nahmen meiſt Anſtand, ihre Ballen zu öffnen und für einen, mochte er auch über hundert Stücke enthalten, mehr als einen Groſchen zu bezahlen, wenn ſie anders nicht die Zollämter völlig umgingen und dadurch die Einkünfte der Graner Kirche noch mehr verkürzten. Hiergegen ergriff Ladislaw IV. Maßregeln, indem er durch ſtrenge Vorſchrift die, mit Umgehung des Graner Zollamts, über Dorogh oder Banhida nach Raab kommenden deutſchen Kaufleute daſelbſt zur Entrichtung des Zolles und zur Strafe der Zollbevortheilung anhalten ließ und überhaupt die deutſchen, böhmiſchen und polniſchen Handelsleute hinſichtlich der Zollverpflichtung den fränkiſchen und venetianiſchen durchaus gleichſtellte.

Von den Klöſtern ging, wie mannigfache Aneiferung zu Kunſtfleiß und Landbau, ſo auch hauptſächlich Volksunterricht und höhere Geiſtespflege aus; denn da nur Freie zu dem Mönchsſtande gelaſſen wurden, ſo war die Auswahl um ſo ſtrenger, und meiſt waren es gebildete und erfahrene Männer, welche ſich dort der Andacht und Frömmigkeit widmeten. Die ungariſchen Jünglinge fanden daher in den Schulen ihres Vaterlandes Gelegenheit, ſich vorzubereiten; die höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung aber ſuchten ſie dann auf den hohen Schulen des Auslandes, in Paris und Bologna. Von da brachten ſie reiche Lebenserfahrungen, neue und erweiterte

Kenntniſſe, auch wohl Handſchriften und Lehrbücher in ihr Vaterland zurück; im Auslande wurden die Erzieher, Lehrer und Kanzler der Könige und Königinnen zu Meiſtern der ſogenannten Künſte und zu Doctoren der Decretalen gebildet. Als Gelehrte jenes Zeitraumes haben ſich, nebſt manchen Anderen, die Graner Erzbiſchöfe Robert und Benedikt I., der Spalater Erzbiſchof Ugrin, die Agramer Biſchöfe Timotheus II. und Bruder Antonius, die Raaber, Georgius und Theodorus, der Siebenbürger, Raynald; als Chronographen und Schriftſteller Peter Forkas oder Vilcſina — der muthmaßliche Verfaſſer des unter dem Namen: „**Anonymi Belae Regis Notarii de gestis Hungarorum**," bekannten Buches — der Großwardeiner Domherr, der Spalater Erzbiſchof Roger, der Spalater Archidiakonus Thomas, der Propſt Simon von Keza; als Dichter, Mathematiker und Sternkundiger der geheimnißvolle Magus, Meiſter Nikolaus Klingsor aus Siebenbürgen, der Schiedsrichter und Sängerverſöhner auf Wartburg, berühmt gemacht. Hohe Achtung für Gelehrſamkeit hegten ſelbſt die Laien; daher ihre Vorliebe für den Magiſter- oder Meiſtertitel. Dieſer war ſeit Bela III. die eigenthümliche Ehrenbenennung königlicher Notarien und Kanzler geweſen; jetzt aber nannte ſich beinahe jeder edle Herr, welcher weder Grafſchaft noch Hofamt hatte, Meiſter, indem zur Annahme dieſes Prädicates es freilich genügte, wenn man leſen und ſchreiben, und das Latein der Zeit ſprechen und verſtehen gelernt hatte. — In einzelnen Wiſſenſchaften, namentlich in der Arzneikunde, theilte Ungarn die Unwiſſenheit und Barbarei mit anderen Ländern. Das Beiſpiel König Coloman's, dem ſein wälſcher Leibarzt ein beizendes Pflaſter auf das Ohr legte, und, ſtatt des Kopfwehs, ihm Gehirn und Säfte heraus zog, iſt ein greller Beitrag zur Geſchichte der Therapie jener Zeit.

Die lateiniſche Sprache hatte ſich zwar der Diplomatie und der Wiſſenſchaft bemächtigt, aber in das Geſchäfts- und Umgangsleben in Ungarn war ſie keineswegs eingedrungen; ſie blieb vielmehr ein Monopol der Gelehrten. Kanzler, Vicekanzler, Notare, Protonotare und Secretäre, welche die öffentlichen Geſchäfte leiteten und leiten halfen, verdankten ihrer Kunde der lateiniſchen Sprache eine doppelt geſicherte und abgeſchloſſene Stellung. Aber ſelbſt die Könige, Reichsbarone und Gerichtsbeiſitzer verſtanden nur ſelten Latein, und waren daher bei diplomatiſchen Vollziehungen auf Dolmetſcher angewieſen. Sie bedienten ſich in ihrem Kreiſe, eben ſo gut wie das Volk, der ungariſchen Landesſprache, welche nicht nur für das

gewöhnliche Leben vollkommen ausreichte, ſondern auch für feierliche Zwecke — wir beſitzen unter anderen zwei Leichenreden aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts — Schwung und Biegſamkeit genug in ſich ſchloß.

Dritter Zeitraum.

Ungarn ſeit dem Erlöſchen des Arpád'ſchen Mannsſtammes bis zum Tode König Ludwig's I.; von 1301 bis 1382.

Der magyariſche Grundvertrag Alom's war unter Verhältniſſen geſchloſſen worden, welche auf die ſeitdem eingetretenen kaum mehr eine Anwendung und Auslegung zuließen. Er war für die kriegeriſchen Zwecke eines, auf ferne Eroberungen bedachten aſiatiſchen Hordenvolkes aufgerichtet worden; ſein ganzer Wortlaut ſprach ſich ſo eilfertig und allgemein aus, wie die Ungeduld auf die vorhabende große Kriegsfahrt es eingegeben; auf die Fragen europäiſchen Staatsrechtes vermochte er nicht zu antworten. Darum waren auch die Meinungen ſehr getheilt, wem, nach nun eingetretenem Ausgange des einheimiſchen Herrſcherſtamms der Arpáden, die Krone Ungarns mit dem meiſten Rechte gebühre. Für Karl Robert, der als Prätendent bereits in Ungarn Fuß gefaßt, erhoben ſich manche Stimmen; aber ihm ſchadete des Papſtes Schutz mehr, als er ihm half, und aus Beſorgniß, daß mit ihm der römiſche Einfluß ein entſcheidender werden könnte, fielen die Meiſten von ihm ab. Bei ſolcher Bewandtniß richteten viele geiſtliche und weltliche Herren — unter ihnen der Erzbiſchof Johannes von Colocza, die Biſchöfe Andreas von Erlau, Emerich von Großwardein, Haab von Waizen, Benedikt von Weſzprim, Anton von Cſanad, Nikolaus von Bosnien, der Titularbiſchof Jakob von Zipſen, dann der Graf Matthäus von Trencſin und andere angeſehene Männer — ihre Blicke auf den König Wenzel II. von Böhmen, deſſen Abſtammung von einer Enkelin König Bela's IV. ihn um ſo mehr zur Krone Ungarns zu berechtigen ſchien, und deſſen gleichnamiger Sohn überdies mit der Prinzeſſin Eliſabeth, der Tochter des letzten Arpáden, verlobt war. Eine Geſandtſchaft zog im Juli 1301 nach Prag, dem Könige Wenzel die neue Krone anzutragen; aber Dieſer fühlte durch die Regierung ſeiner Stammlande und Polens ſeine Beſtimmung hinlänglich

ausgefüllt, und weigerte ſich daher, einen dritten Thron zu beſteigen. Er ſchlug jedoch den Ungarn ſeinen zwölfjährigen Erbprinzen Wenzel, den künftigen Gemahl der Tochter ihres letzten arpádiſchen Herrſchers, zum Könige vor, und die Geſandtſchaft nahm, auf ihre Vollmachten geſtützt, dieſe Aenderung an. Die Wahlurkunde wurde vollzogen, und der junge Wenzel zog mit glänzendem böhmiſchen Gefolge nach Stuhlweißenburg, wo der Erzbiſchof Johannes ihn (26. Auguſt) unter dem Namen Ladislaw ſalbte und mit der heiligen Krone krönte.

Gewaltig regte ſich dagegen die neapolitaniſche Partei des jungen Karl Robert, in Ungarn hauptſächlich durch den erwählten, aber nie beſtätigten noch geweihten Erzbiſchof Gregor von Gran und die unruhigen Güſſinger Grafen vertreten; ſie führte den jungen Prätendenten nach Gran und krönte ihn hier mit einer gewöhnlichen Krone, mußte ihn jedoch, als Wenzel ſich nach Ofen erhob, wieder nach Dalmatien entweichen ſehen, welche Provinz der Spalater Erzbiſchof Peter und andere Anhänger zu ſeinen Gunſten bearbeiteten. Jetzt aber ſtand der Papſt Bonifacius VIII. mit großem Eifer für den Gegenkönig Karl Robert auf. Er ſendete ſeinem Legaten in Ungarn, Nikolaus von Oſtia, nachdrückliche Anweiſungen, für Karl Robert zu wirken, und überhäufte den Erzbiſchof Johann von Colocza mit bitteren Vorwürfen. Zugleich verwies er auch dem Könige Wenzel II. von Böhmen ernſthaft, daß derſelbe, ohne ſeines Sohnes Anſprüche erſt dem apoſtoliſchen Stuhle zur Prüfung vorgelegt zu haben, Jenen den Thron Ungarns habe beſteigen laſſen, einen Thron, welchen der erſte König dieſes Reiches, Stephan der Heilige, durch göttliche Offenbarung belehrt, nicht anders, denn mit Genehmigung des heiligen Vaters, habe einnehmen wollen. Uebrigens ſollten König Wenzel's Anſprüche, wenn ſie gegründet, von dem Papſte nicht gekränkt werden. Aber der Legat Nikolaus ging über dieſe Zuſicherungen hinaus; in einer von ihm veranſtalteten Verſammlung zu Ofen erklärte er, kraft apoſtoliſcher Vollmacht, Wenzel's Krönung für ungiltig und legte es den Anweſenden als Pflicht auf, Karl Robert als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen. Als dieſe Zumuthung mit Entſchiedenheit zurückgewieſen wurde, ſprach der Legat über die Stadt Ofen das kirchliche Interdict aus. Hierüber entrüſtet, verkündigte die Ofener Cleriſei feierlich Bann und Acht gegen den Papſt und deſſen Legaten, ſo wie gegen alle Prieſter, die dem Gegenkönige Karl Robert ſich anſchließen würden. Nikolaus mußte

zu ſeiner perſönlichen Sicherheit nach Preßburg und Wien flüchten, und klagte von hier aus dem Papſte, was geſchehen.

Uneingeſchüchtert von dieſem Benehmen der Ungarn, verfolgte Papſt Bonifacius ſeine Plane nur um ſo beharrlicher. Er entſetzte den Coloczer Erzbiſchof Johannes ſeines Amtes, und berief zu demſelben einen eifrigen Anhänger Karl Robert's, Stephan III. An Wenzel ergingen neue päpſtliche Ermahnungen; den König Andreas III. erkannte der heilige Vater im Grabe noch nicht als König von Ungarn an, da ſchon damals, wie noch jetzt, das verwaiſ'te Ungarn Mariens und ihres Enkels rechtmäßiges Erbe geweſen ſey. Bonifacius, welcher durchaus als Richter über die Anſprüche der Parteien entſcheiden wollte, focht nun ſogar Wenzel's II. polniſchen Königstitel an, denn auch über den Beſitz dieſes Reiches ſollte zuvor der apoſtoliſche Stuhl ſeine Zuſtimmung geben. Zu der letzteren Anmaßung mochte die Anweſenheit des vertriebenen Polenherzogs, Wladislaw Loktiek, den Papſt bewogen haben. Zu gleicher Zeit forderte der Papſt den römiſchen König Albrecht, dem er bisher die Anerkennung ſo unerbittlich verweigert hatte, auf, ſeinem Blutsverwandten Karl Robert mit ſeiner ganzen Macht zur Behauptung des ungariſchen Thrones beizuſtehen, und an weltliche und geiſtliche Stände erging des heiligen Vaters Befehl, Marien als Königin, und ihren Enkel als König von Ungarn anzuerkennen und ihnen, als ſolchen, Treue und Gehorſam zu erweiſen, mit dem ſtrengen Verbote, dem Könige Böhmens oder deſſen Sohne den Namen eines Königs von Ungarn zu geben. Die damit im Widerſpruche ſtehenden früheren Eide und Verträge wurden für nichtig und ungiltig erklärt. Zum Scheine wurde jedoch dem Böhmenkönige und ſeinem Sohne noch eine Friſt von vier Monaten zugeſtanden, binnen welcher ſie ihre Anſprüche auf das ungariſche Reich vor dem römiſchen Stuhle erweiſen ſollten; nach Ablauf dieſer letzten Friſt ſollten ſie zu ewigem Schweigen verurtheilt ſeyn.

In Ungarn ſtieß die päpſtliche Bulle auf großen Widerſtand, und es waren nicht Rückſichten für dieſe, ſondern des jüngeren Wenzel's unkönigliche Eigenſchaften, die ihm manchen früheren Anhänger allmälig entführten und die Neigung für ihn erkalten ließen. Schneller ſtieg Karl Robert's Einfluß in Slavonien und Dalmatien, wo der neue Erzbiſchof von Colocza und jener von Agram nicht müde wurden, für ihn zu wirken, und wo alsbald alle öffentlichen Urkunden ſeinen Namen trugen.

Die Gräuelſcenen im römiſchen Gebiete ſchienen den Stand der Dinge verändern zu wollen. Der erzürnte König von Frankreich ließ den Papſt Bonifaz durch Nogaret und Sciarra Colonna überfallen und verhaften. Zwar befreieten, nach drei qualvollen Tagen, die Römer ihr Kirchenoberhaupt; aber Schrecken und Angſt hatten die ſtolze Kraft des ſechs und achtzigjährigen Greiſes gebrochen, und Papſt Bonifaz endete in Trübſinn ſein Leben (11. October 1303). Gregor von Gran, der in den ungariſchen Wirren eine ſo unheilvolle Rolle geſpielt hatte, und König Wenzel's unverſöhnlicher Feind, wurde in dem Tumulte durch Colonna erſchlagen.

Der neue Papſt, Benedikt XI., gab ſich die Miene, in die weltlichen Händel weder für die eine, noch für die andere Partei eingreifen zu wollen; aber indem er die erledigten Erzbisthümer von Gran und Agram mit zwei entſchiedenen Anhängern Karl Robert's beſetzte, führte er gegen die Stellung König Wenzel's einen neuen, empfindlichen Streich. Des Letzteren Anhang ſchmolz, großentheils auch durch ſeine eigene Schuld, immer mehr zuſammen. Da aber ſeine abgefallenen Anhänger nicht zu Karl Robert's Partei übergehen mochten, ſo ſannen ſie, einen Dritten als König einzudrängen. Ihre Wahl fiel auf Otto, Herzog von Niederbaiern, den Sohn Eliſabeth's, einer Tochter König Bela's IV., und ſomit einen arpádiſchen Sprößling in weiblicher Linie. Die Güſſinger Grafen, Johann und Heinrich, eilten im Auftrage ihrer Partei nach Baiern, um den Herzog Otto von ſeiner Erwählung in Kenntniß zu ſetzen. So ſtiegen alſo von zwei Seiten gegen den jungen König Wenzel drohende Gewitter auf; denn der Beitritt Oeſterreichs zur Sache Karl Robert's gab Dieſem neue Kraft. König Wenzel von Böhmen zitterte für die Sicherheit ſeines Sohnes, den er jetzt von zwei feindlichen Factionen zugleich umgeben wußte. Er zog mit Heeresmacht nach Ungarn, entführte glücklich den Sohn ſammt den Reichskleinodien, nahm Gran mit Waffengewalt, verjagte den Erzbiſchof, brachte das Archiv und den Kirchenſchatz in ſeine Hände und kehrte, mit dem geretteten Sohne und der gemachten Beute, nach Böhmen zurück. Dieſe Gewaltthat gab, wie voraus zu ſehen, die Loſung zum völligen Abfalle von Wenzel, deſſen Vater die gefahrvolle Krone Ungarns ohnehin aufzugeben beſchloſſen hatte. Deſto freier erhob ſich jetzt Otto, den die Umſtände plötzlich aus einem Nebenbuhler in einen Bundesgenoſſen Wenzel's verwandelten. Der Tod des älteren Königs Wenzel (21. Juni 1305) machte auf böhmiſcher Seite

allen Anſprüchen auf die Krone Ungarns ein Ende; denn ſein Sohn und Nachfolger, Wenzel III., begab ſich aller jener Rechte zu Gunſten Otto's, überlieferte Demſelben die entführten Reichskleinodien und machte ſogar ſeine Verlobung mit Eliſabeth von Ungarn rückgängig, die ihn bisher noch einigermaßen an dieſes Reich gekettet hatte. Sein kläglicher Untergang (4. Auguſt 1306) beſiegelte dieſe Verzichtleiſtung mit ſeinem Blute.

Otto mußte, um ſein Königthum anzutreten, mit der Rolle eines Abenteurers beginnen. Karl Robert und der Herzog Rudolf von Oeſterreich verlegten ihm die Wege nach Ungarn, ſo daß er auf Umwegen und als Kaufmann verkleidet, ſich in ſein Reich ſchleichen mußte. Ein ſchlimmes Vorzeichen war es, daß er auf dieſer Fahrt die Krone mit ſammt dem Fäßchen, in welchem ſie verborgen war, verlor; diesmal fand er ſie jedoch glücklich wieder und gelangte, nach mancher ausgeſtandenen Angſt, durch die Oedenburger Geſpanſchaft wohlbehalten nach Stuhlweißenburg, ließ ſich hier, Angeſichts ſeiner ziemlich kleinen Partei, von den Biſchöfen Benedikt von Weſzprim und Anton von Eſanad krönen, und hielt ſeinen feierlichen Einzug in Ofen (1306). Erzürnt, daß Otto ihm glücklich entgangen war, durchſtreifte Herzog Rudolf verheerend das Gebiet zwiſchen der Leitha und der Raab. Dafür ließ Otto von ſeinem Erblande Baiern aus, Einfälle nach Oeſterreich vorbereiten, und unterſtützte, nach Wenzel's III. Ermordung, Heinrich von Kärnten mit ſeinen Abſichten auf die böhmiſche Krone wider Rudolf von Oeſterreich, deſſen frühzeitiger Tod (1307) vorläufig in Böhmen die Rechte ſeines Hauſes vertagte und Heinrich's Hoffnungen verwirklichte.

Otto war nicht der Mann, die Gunſt des Augenblickes kräftig und zu ſeinem dauernden Nutzen zu erfaſſen. Seine Schwäche und Eitelkeit verſcherzte ihm die gebührende Achtung und Ehrfurcht. Als er nach Siebenbürgen kam, wagte der dortige Woiwod, Ladislaw Apór von Debregezth, deſſen Tochter Otto ehelichen wollte, ihm Krone und Reichskleinodien wegzunehmen und ihn gefangen zu ſetzen, um ſeinen Raub ſpäter gegen vortheilhafte Zugeſtändniſſe loszuſchlagen, oder um den Anſprüchen ſeines Eidams Wladislaw — eines Sohnes des ſerbiſchen Königs Stephan Dragutin und der Katharina, älteſten Tochter Stephan's V. — vorzuarbeiten. Ihm wie ſeinem Eidam war jedoch der griechiſche Glaube, zu welchem Beide ſich bekannten, zur Erwirkung der ungariſchen Krone hinderlich, und in

dieſer Vorausſetzung gab Ladislaw ſeinen hohen Gefangenen in Kurzem wieder frei. Otto erkannte aber die Unmöglichkeit, unter ſo widrigen Umſtänden, und mit ſo ſchwachen Kräften die ungariſche Krone anders als dem Namen nach, führen zu können. Er floh über Rothrußland, Preußen und Schleſien nach Baiern zurück, wurde unterwegs von dem Herzoge Heinrich von Glogau noch einmal gefangen geſetzt, und erhielt ſeine Freiheit nur wieder, indem er ſich mit deſſen Tochter Agnes vermälte. Fortan blieb ihm von ſeinem ungariſchen Königreiche Nichts als der Titel, deſſen unfruchtbare Ehre er ſich bis zu ſeinem Tode (1312) nicht nehmen ließ.

Während ſeines ohnmächtigen Waltens hatte der Parteigeiſt ſich in allen Gräueln der Wuth und des Uebermuths ungeſtört erſchöpfen können. Wenzel II. hatte den Ofener Bürgermeiſter, Ladislaw, wegen ſeiner offenen Anhänglichkeit an die neapolitaniſche Partei, in Prag gefangen geſetzt und ihm einen gewiſſen Petermann zum Nachfolger im Amte gegeben. Mit des Letzteren Zuſtimmung war das, vom Legaten Nikolaus erlaſſene Verbot des Gottesdienſtes von einigen Prieſtern für nichtig erklärt, der Papſt excommunicirt und die Fortübung des Gottesdienſtes erzwungen worden. Im Sommer 1307 entrann Ladislaw aus ſeinem Prager Kerker, ſchlich ſich in die Ofener Burg ein, und fiel dann mit ſeinen Genoſſen über die Gegner Karl Robert's her. Petermann entkam, aber viele Bürger wurden umgebracht, zwei der geſchworenen Zwölfmänner an Roßſchweifen durch die Straßen geſchleift, dann verbrannt und ihre Habe von Ladislaw eingezogen. Jene Prieſter, welche dazumal die Weiſungen des Legaten verſchmäht, wurden in Feſſeln dem Graner Erzbiſchof Thomas zugeſendet, der ſie in Hungerthürme werfen und verſchmachten ließ.

Der, nach Benedikt's Tode unter franzöſiſchem Einfluſſe eingeſetzte Papſt Clemens V. ſchritt auf den ſtarren Wegen des Bonifacius fort, und nahm in Ungarn die neapolitaniſche Sache ſtreng und ausſchließend in ſeinen Schutz. Allen Ständen Ungarns gebot er, von dem Herzoge Otto abzuſtehen und überhaupt ſich an Niemand zum Nachtheile Mariens und ihres Enkels anzuſchließen, bis der apoſtoliſche Stuhl über den Beſitz jenes Reiches ſich entſcheidend ausgeſprochen haben werde.

In Ungarn war man dieſes Umherſchwankens zwiſchen Königen und Gegenkönigen und der damit verbundenen widerſprechenden Machtanwendung allgemach müde geworden; man ſehnte ſich wieder nach einer Ein-

heit des Regiments, und dieſer Wunſch vereinigte endlich alle Parteien für Karl Robert. Man berief denſelben nach Ungarn zurück und verſammelte (8. October 1307) einen großen Landtag auf dem Rákos-Felde, welcher von den beiden Erzbiſchöfen, der Mehrzahl der Biſchöfe und Magnaten beſucht wurde. Hier wurde beſchloſſen, Herrn Karl und deſſen Nachkommenſchaft zum erblichen Herrn anzunehmen; wer ihm den Gehorſam verweigern würde, der ſolle als ein Feind des Vaterlandes gelten, in die Acht verfallen und ſeine Habe an den König verlieren. Als nun im folgenden Jahre der päpſtliche Legat, Cardinal Gentilis von Monteſiori, mit dem geheimen Auftrage, das ungariſche Reich zu einem päpſtlichen Lehen einzurichten, ankam, war Alles ſchon geordnet und geſchlichtet. Umſonſt ſuchte er auf dem großen Landtage bei Peſth die Verſammlung dahin zu ſtimmen, ihren König nach dem Willen und aus den Händen des Papſtes hinzunehmen. Alles was er erlangte, war, daß die verſammelten ungariſchen Herren ſich erboten, die von ihnen zu geſchehende freie Wahl ſpäter von dem apoſtoliſchen Stuhle beſtätigen zu laſſen. Der gemäßigte Legat erklärte ſich hiermit zufrieden, beſtätigte im Namen des Papſtes die Wahl, und ſo wurde der ſchöne jugendliche Karl mit Jubel zum Könige ausgerufen. Da die heilige Krone ſich noch in den Händen des Woiwoden Ladislaw von Siebenbürgen befand, ſo wurde Karl mit einer neuen Krone gekrönt.

Die Ordnung und Geſetzlichkeit, welche jetzt zurück zu kehren verſprach, war nicht Allen willkommen. Am heftigſten widerſetzte ſich der mächtige Graf Matthäus von Trencſin, welcher die beiden Landtage, auf welchen Karl die Wahl und die Krone erhalten hatte, für formwidrig, ihre Verfügungen für einſeitig erklärte, und daher, abgeſehen von ſeiner eigenen großen Macht, noch einflußreiche Verbündete warb. Dem Anhange Karl's erſchien es vor Allem unumgänglich, daß der König mit der wahren heiligen Krone gekrönt werde, da erſt dieſe ihm in den Augen der Mehrzahl die geſetzliche Weihe geben könnte. Nach vergeblichen Schritten, die heilige Krone von dem Woiwoden von Siebenbürgen zurück zu erhalten, wurde Letzterer von der Ofener Synode mit dem großen Kirchenbanne belegt, dann aber die Heiligkeit der alten Reichskrone für ſo lange als aufgehoben erklärt, als ſie in des Ladislaw profanen Händen ſich befinden werde, zugleich eine neue Krone angefertigt, dieſelbe von dem Legaten feierlich geweiht und an Heiligkeit und Würde der von Ladislaw vorenthaltenen

gleich erklärt. Mit dieſer wurde denn König Karl am 15. Juni 1309 in Ofen durch den Erzbiſchof Thomas von Gran zum dritten Male gekrönt. Aber der Anblick einer neuen Krone, die man an Kraft und Weihe der heiligen Krone Stephan's nun einmal nicht gleich achten wollte, machte nicht den erwünſchten Eindruck; denn zu tief war der Ungarn fromme Gewohnheit mit jener alten, ächten heiligen Krone verwachſen, dergeſtalt, daß ein nicht mit ihr gekrönter König ihnen auch kein rechtmäßiger zu ſeyn ſchien. Graf Matthäus, dieſe Mißſtimmung benutzend, lärmte Alles auf. Mit ſtürmender Hand brach er gegen Gran und Neutra auf, weithin zerſtörend und verwüſtend. Die Gefahr ward ſo dringend, daß der König, der Legat und die Biſchöfe ſich in Ofen nicht mehr ſicher wußten und nach Preßburg eilten, um von da aus nöthigenfalls nach Oeſterreich entweichen zu können. Viele Barone kündigten dem Könige den Gehorſam auf; die Bannſprüche des Legaten wurden nicht geachtet, und allgemeine Fehde tobte durch das Land. Endlich brachten des Königs Getreue den Woiwoden Ladislaw dahin, Jenem Treue und Unterwerfung zu geloben und, gegen die angetragene Belohnung, die heilige Krone ihnen auszuliefern (1. Juli 1310). Auf dem Rákoſer Felde wurde ein abermaliger Landtag gehalten, den diesmal, mit Ausnahme des Matthäus von Trencſin, alle Reichsbarone beſuchten, Karl Robert hier einſtimmig zum Könige ausgerufen, und ihm (27. Auguſt) in der herkömmlichen Krönungsſtadt Stuhlweißenburg die wahre heilige Krone auf das Haupt geſetzt. Es war Karl's vierte, aber in richtiger Form ſeine erſte Krönung, und mit ihr ſtieg nun das Haus Anjou für längere Dauer auf den Thron der Arpáden.

Der aufrühriſche Graf Matthäus legte die Waffen nicht aus der Hand. Nach Eroberung mehrer feſten Plätze nahm er Neutra, verbrannte die Kathedrale und die geiſtlichen Wohnungen, und nöthigte, indem er Gran ängſtigte, den Erzbiſchof Thomas zu einem Vergleiche, gegen welchen Derſelbe jedoch ſpäter, als erzwungen, proteſtirte, während der Biſchof von Neutra, wiewohl erfolglos, über alle Unterthanen des Grafen das Interdict ausſprach. Auch in das Zipſer Gebiet griffen die Unruhen hinein, und Matthäus verfolgte auch hier ſiegreich die Anhänger Königs Karl. In Kaſchau ging die Erbitterung ſo weit, daß die Bürger den Geſandten des Königs, den Palatin Omodé, umbrachten. Des Erſchlagenen

ſechs Söhne entſagten, als heimliche Anhänger des Trencſiners, jeder Rache und Rechtszuflucht und verſtärkten die Sache der Empörung.

Dem Könige blieb Nichts übrig, als männlich für ſeinen Thron und ſein Leben zu kämpfen. Er ſammelte ſeine Anhänger; die Johannesritter waren mit ihm. Die Saroſer und Abaujvárer Geſpanſchaft erſah er zum Kampfplatze, weil er hier die ihm ergebenen Zipſer am nächſten hatte. Der Anführer der königlichen Vorhut ſtieß bei Torna auf eine Rotte des Matthäus und fiel im Kampfe. Der König aber zog vor die, von des Matthäus Feldherrn Demetrius vertheidigte Saroſer Burg und ſetzte ihr heftig zu, bis ein von Matthäus geſendetes ſtarkes Entſatzcorps ihn die Belagerung aufzuheben nöthigte. Er zog die Zipſer an ſich und entfaltete ſeine Schlachtordnung in Roſzgoner Thale an der Tarcza, während die, durch böhmiſche Söldner verſtärkten Truppen des Grafen Matthäus ihre Stellung auf einem Berge nahmen. Nachdem das königliche Heer durch Gebet und Andacht ſich ermuthigt, zog es ſich längs der Tarcza weiter gegen Roſzgon zurück, um die Feinde aus ihrer geſicherten Stellung zu locken. Demetrius, dieſes Zurückweichen für Flucht haltend, brach hervor, und ein ſchreckliches Würgen begann, Ungarn gegen Ungarn. Der Sieg ſchien ſich den Empörern zuneigen zu wollen. Viele der vornehmſten Anhänger des Königs fielen gleich im Beginne der Schlacht; auch den Bannerherrn Georg traf ein Todesſtreich, und mit ihm ſank das Panier des Königs auf die blutige Erde nieder. Da meinten Viele der Schlacht für den König verloren und ſuchten ihr Heil in ſchimpflicher Flucht. Doch die Anderen harrten heldenmüthig aus; an der Stelle des geſunkenen königlichen das Ordensbanner erhebend, erneuerten ſie tapfer das Gefecht. Unter ihren Schwertern verbluteten Demetrius, des Trencſiners Feldherr, und zwei Söhne des Omodé, die den Manen ihres Vaters ſo ſchlechte Treue erwieſen. Da erbebten die Feinde und ließen dem Könige den ſo theuer erkauften Sieg (15. Juni 1312). Zwar unterwarf Matthäus auch nach dieſer Niederlage ſich noch nicht; aber der Ruf ſeiner Unbezwingbarkeit war gewichen. Seine Anhänger wurden nach und nach von dem Könige bezwungen, und ihr Verluſt an Gütern und Ehre ſchreckte die Uebrigen. Auch verſtärkte der König ſich durch das Bündniß mit Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, der, nach Kaiſer Heinrich's VII. Tode, dem deutſchen Königsthrone nachſtrebte und hierzu die Freundſchaft und Unterſtützung des

Ungarnkönigs ſuchte. Comorn, des Trencſiners feſteſter Stützpunkt, wurde genommen, und hiermit hatte die Macht dieſes Empörers ihr Ende. Auch die widerſpänſtigen Brüder Omodé unterwarfen ſich zuletzt durch Vergleich dem Könige.

In einzelnen Anſchlägen zuckte die gebändigte Empörung wirkungslos nach. Graf Peter, Herr des Schloſſes Boroſtyán im Zempliner Comitate, ging damit um, einen rutheniſchen Herzog als Gegenkönig hinzuſtellen. Nachdem ſein Plan geſcheitert und verrathen worden, verlor Peter ſeine Würden und ſeine Güter. Auch die Verſuche der ſerbiſchen Fürſten Dragutin und Milutin, mit Hülfe ſeldſchukiſcher Türken den König Karl aus ſeinem Reiche zu vertreiben und die Krone Ungarns an Serbien zu bringen, hatten keine ernſten Folgen und endeten mit einem kurzen räuberiſchen Einfalle der Seldſchuken, wider welche der Papſt Clemens das Kreuz predigen ließ.

Nachhaltiger waren die Unruhen in Dalmatien, zu welchen ſich während der erſten ſtürmiſchen Regierungsjahre König Karl's hinlänglich Stoff und Gelegenheit ergeben hatte. Dort hatte Graf Paul von Brebir durch kluge Benützung der Umſtände ſich zu großem Einfluß und Beſitz erhoben, und ſowohl ſich als ſeinem Sohne Mladin den Titel, Ban von Kroatien und Herr von Bosnien, beigelegt. Als nun die Veneter in Zerwürfniſſe mit dem Papſte geriethen, ergriffen die Grafen von Brebir die Partei des Letzteren, und ließen ſowohl den Venetern, als den Bewohnern Jadra's durch Kaper ihre Schiffe und Waaren wegnehmen. Statt ſich jetzt doppelt an die Republik anzuſchließen, nahmen die Jadratiner hiervon Anlaß, ſich abermals von Venedig loszureißen, indem ſie ſich der Burg bemächtigten, die venetiſche Beſatzung vertrieben und ihren vorherigen Gegner, den Ban Paul, zu ihrem Grafen erwählten. Zugleich ließen ſie ſich vom Könige Karl die ihnen von Bela IV. verliehenen Freiheiten beſtätigen und baten, hiermit ſeine Lehensherrlichkeit anerkennend, um ſeinen Schutz. Karl, damit einverſtanden, ermahnte die Veneter, Ungarns alte Rechte auf Jadra zu ehren, die Stadt nicht zu befehden und ihr den erlittenen Schaden zu vergüten. Doch Venedig erklärte, Jadra gehöre von jeher der Republik, und Ungarn habe von jener Stadt Nichts anzuſprechen, als was Bela IV. vertragsweiſe ſich geſichert, nämlich zwei Theile von dem Zolle des Stadtthores. Bei dieſer Erklärung blieb Venedig ſtehen, ungeachtet der

wiederholten Drohungen des Königs. Zugleich lief eine, mit zweitauſend Catalanen bemannte Flotte gegen Jadra aus, die jedoch durch Mladin's — ſeit ſeines Vaters Tode, zu deſſen Nachfolger ihn die Jadratiner erwählt hatten, nannte er ſich Ban von Kroatien, Graf von Jadra, Fürſt von Dalmatien und zweiten Ban von Bosnien — kluggewählte Maßregeln durch drei Monate in Unthätigkeit erhalten wurde. Ja, Mladin wußte durch Beſtechung ſogar die Catalanen für ſeinen Sold zu gewinnen. Giuſtiniani, der Befehlshaber der venetiſchen Flotte, fiel in die Hände der Jadratiner und endete im Gefängniſſe. Da jedoch von dem, damals noch durch die Empörung des Trencſiners bedrängten Ungarnkönig keine wirkſame Hilfe zu erwarten ſtand, ſo erklärten ſich die Jadratiner mit den Anerbietungen Venedigs einverſtanden, unterwarfen ſich neuerdings der Republik und erhielten dafür die Freiheit, ihren Grafen und drei Richter wählen zu dürfen. Mladin, der aus ſelbſtſüchtigen Gründen dieſen Vergleich unterſtützt hatte, wurde von Venedig mit der Patricierwürde belohnt.

Jetzt auf dem Gipfel ſeines Einfluſſes, glaubte ſich Mladin an keine Rückſicht, an kein Geſetz mehr gebunden. Seiner unerſättlichen Herrſchſucht und Habgier frei den Zügel laſſend, entfaltete er fortan ein Syſtem räuberiſcher Tyrannei. Mit den wilden Völkerſtämmen der Morlaken und Poglizzer verbündet, beraubte er Kirchen und Klöſter, vertrieb und inſtallirte willkürlich Biſchöfe und Aebte, brandſchatzte die Städte, ließ ſie um ſchweres Geld Ruhe erkaufen, und verbannte oder mordete Alle, welche für Recht und Freiheit aufzutreten wagten. Weil Traù ſeine aufgezwungenen Hoheitsrechte zurück wies, ſchloß Mladin die Stadt ein und verwüſtete ihre Aecker. Vergeblich klagten die Verletzten bei dem Könige Karl. Theils mochte derſelbe den wider Mladin erhobenen Beſchuldigungen keinen Glauben beimeſſen, theils bedurfte er des mächtigen Mannes wider die ſteigenden Anmaßungen Milutin's von Serbien. Die Vortheile, welche hier Mladin für den König erfocht, vermehrten ſeine Macht und ſeinen Einfluß, ſo daß ſeine grauſame Willkür fortan keine Schranken mehr kannte. Als aber zuletzt ein Vetter Mladin's den Scardoner Biſchof Paulin umzubringen wagte, ermannten ſich die Stadtgemeinden von Sebenico und Traù, verbanden ſich enger gegen den Bedrücker und begaben ſich unter den Schutz der Republik Venedig. Eifrig wurde nun dahin getrachtet, die feſten Stützpunkte der Brebirer Grafen in Almiſſa und Scardona zu brechen. Als

Mladin von dieſem wider ihn gerichteten Anſchlage hörte, ſendete er an den Ungarnkönig lügenhafte Berichte von Empörung der dalmatiſchen Städte, und bat um Hilfstruppen, um den angeblichen Aufſtand zu dämpfen. Zugleich zog er verwüſtend gegen die Städte Traù und Sebenico. Aber überall ſtieß er auf kräftigen Widerſtand; ja ſein eigener Bruder Paul, den jene Städte zum Capitano ihres Banners erwählt hatten, fiel ihm in den Rücken, während die Mannſchaften der Städte, durch Venetier und Spalater verſtärkt, Scardona und Almiſſa überfielen. Von allen Seiten gedrängt, flüchtete Mladin nach Cliſſa, hier der Ankunft der verlangten ungariſchen Hilfsvölker harrend. Dieſe führte ihm König Karl ſelbſt zu, und Mladin, hoffend, durch Beſtechungen ſich zu halten, zog mit ſeinem Raube nach Knin in das Lager des Königs. Hier angekommen, wurde er, auf des König Befehl, feſtgenommen und in ewige Gefangenſchaft geführt. An der Stelle des kühnen Frevlers wurde vom Könige der Graf Iwan Babonitſch als Ban in Slavonien eingeſetzt. Für Bosnien erhielt dieſe Würde Stephan, des bosniſchen Bans Stephan Kotromanowitſch älteſter Sohn, als Belohnung ſeiner gegen Mladin geleiſteten Dienſte.

Auch nach Mladin's Untergange waren die Unruhen in Dalmatien noch nicht geſtillt. Deſſen Bruder, Georg, befehdete die Spalater wegen ihrer Schilderhebung gegen Mladin. Die Befehdeten ſuchten Hilfe bei dem Ban Babonitſch, und als Dieſer ihnen nicht half, verklagten ſie ihn bei dem Könige der Treuloſigkeit. Der König entſetzte ihn, und ſendete den Grafen Niklas als Ban von Slavonien mit ungariſcher und kumaniſcher Heeresmacht. Letzterer verjagte den, ſich ihm widerſetzenden Babonitſch, und beſtätigte den verſammelten kroatiſchen Herren und Abgeordneten der dalmatiſchen Städte auf offenem Felde ihre Freiheiten. Dennoch erhielt er in Spalatro Kunde von verrätheriſchen Anſchlägen, welche die kroatiſchen Landherren im Bunde mit den Venetern wider ihn geſponnen, und konnte dem ihm drohenden Verderben nur durch ſchleunige Rückkehr nach Ungarn entgehen. Auch Georg von Brebir regte ſich wieder, ſprach den Friedrich Frangepani, Grafen von Zengh, und die Stadt Jadra um Waffenbeiſtand an, und hatte nichts Geringeres im Sinne, als Spalatro zu erobern, die Seeräuberei in Almiſſa zu erneuern und, dem Ungarnkönige zum Trotze, ſich den Dalmatinern und Kroaten als Ban aufzudrängen. Von Niemand unterſtützt und von dem Cettiner und Kniner Grafen Nilipitſch angegriffen und geſchla-

gen, wanderte er als Gefangener nach Spalatro. Nilipitſch hatte ſich in ihm nur eines Nebenbuhlers entledigen wollen, ohne Rückſicht auf den König von Ungarn. Von ſeiner Raubfeſte Kliucich herab, ängſtigte und plackte er die Kaufleute von Sebenico und Nona, bis dieſe Städte ſich dem Schutze Venedigs unterwarfen und, von dort unterſtützt, jenes Schloß brachen. Im nächſten Jahre (1326) ſendete der König den Grafen Michael als neuen Ban nach Kroatien und Dalmatien. Mit Hilfe der Truppen des Stephan Kotromanowitſch und des Friedrich Frangepani bezwang er die Feſten der Babonitſcher und ſetzte ſeine Anerkennung als Ban durch; aber ſämmtliche Raubſchlöſſer zu zerſtören, reichten ſeine Streitkräfte nicht aus und er mußte damit ſich begnügen, einen Theil ſeiner Mannſchaft nach Bihacs zu verlegen, während er mit dem Reſte nach Ungarn zurück ging. Durch ſeinen Abzug ſahen die dalmatiſchen Seeſtädte ſich abermals der Willkür der mächtigen Räuber preis gegeben, und unterwarfen in ihrer Bedrängniß ſich der Oberherrſchaft Venedigs. Doch auch dieſe half den Städten wenig, und ſie wendeten ſich daher wieder mit Klagen und Bitten an den König Karl, der, um mindeſt den Schein der ungariſchen Oberherrlichkeit in jener Provinz zu retten, den Grafen Paul von Brebir zum Ban von Dalmatien ernannte. Die Fehden und Unruhen dauerten dabei fort, bis durch Venedigs Vermittelung ein Bund der Seeſtädte mit den Brebirer und Guſſitſcher Grafen zu Stande kam und die Sicherheit herſtellte. Eine natürliche Folge dieſes auf venetiſches Anſtiften geſchloſſenen Bündniſſes war, daß das Anſehen Ungarns in jenen Gebieten merklich verfiel und bald die Oberherrlichkeit des Königs beinahe zu einem bloßen Schalle herab geſunken war.

In den Angelegenheiten der Nachbarſtaaten hatte während dieſer Zeit Ungarn einen nicht unwichtigen Einfluß ausgeübt. König Karl unterſtützte Friedrich den Schönen von Oeſterreich in ſeinen, freilich unglücklichen Bewerbungen um die deutſche Krone, und bei Mühldorf fochten für Dieſen wider den Gegenkönig Ludwig über zwei tauſend Ungarn und vier tauſend Kumanen. Friedrich wurde auch in ſeinem Unglücke von Karl nicht verlaſſen, und durch Letzteren ſpäter der Böhmenkönig Johann von dem Bündniſſe mit Ludwig abgezogen. Als nachmals der jüngſte der öſterreichiſchen Brüder, Herzog Otto, wegen der Theilung der Erblande mit ſeinen Brüdern, Friedrich und Albrecht, in Zwieſpalt gerieth, trat Karl entſchieden

für Denſelben auf und erzwang mit Waffengewalt eine für Otto vortheilhafte Auseinanderſetzung.

Bald darauf wäre König Karl, der damals den ſchnell hinter einander erfolgten Tod ſeiner beiden älteren Söhne, Karl und Ladislaw, zu beklagen hatte, beinahe das Opfer eines verruchten Mordanſchlages geworden. Der Anſtifter desſelben war ein bejahrter Ritter, Felician Záh, der früher dem Matthäus von Trencſin angehangen, dann aber zur Partei des Königs übergegangen war und durch Treue und Tapferkeit ſich bei demſelben in Gunſt und Anſehen geſetzt hatte. König Karl befand ſich mit ſeiner Gemalin Eliſabeth, Tochter des Krakauer Herzogs Wladislaw Loktiek, auf ſeiner Burg zu Wiſſegrad bei dem Mittagsmahle, als Felician, den ihm zuſtehenden freien Zutritt benutzend, mit gezogenem Säbel in den Saal ſtürzte, auf die Königin einhieb und ihr, als ſie mit bloßem Arme den Streich abwenden wollte, vier Finger von der rechten Hand abſchlug. Auch den dazwiſchen ſpringenden König verwundete der Mordſtahl an der Hand, und jetzt wendet Felician ſeine Waffe gegen die königlichen Knaben Ludwig und Andreas. Dieſe entfliehen unter dem Schutze ihrer Wärter, welche Letzteren dafür der Säbel des Mörders tödtlich trifft. Endlich wird Derſelbe von dem Vicetruchſeß der Königin, dem jungen Grafen Johannes Eſelén, gepackt, niedergeworfen, verwundet, und im nächſten Augenblicke von den herbei eilenden Wachen in Stücke gehauen (17. April 1330). Die zerſtückten Glieder des Ruchloſen wurden in mehren Städten warnend aufgeſteckt. Schrecklich wüthete die Blutrache gegen ſeine, wahrſcheinlich ſchuldloſen Hinterlaſſenen. Sein einziger Sohn wurde auf der Flucht nebſt ſeinem Diener eingeholt, Beide an Roßſchweifen durch die Straßen zu Tode geſchleift, die verſtümmelten Leichen den Hunden vorgeworfen. Felician's jüngere Tochter, Klara, ein Mädchen von bezaubernder Schönheit, wurde, nachdem man ihr Naſe, Lippen und Finger abgeſchnitten, auf ein Roß geſetzt und durch die Straßen geführt, wobei die Sterbende ſelbſt ausrufen mußte: Solches widerfahre Jedem, der ſich an dem Könige vergreift. Die ältere Tochter, Seba, wurde enthauptet; ihr Gatte, Kobay, ſtarb im Gefängniſſe den Hungertod. Eine Verſammlung des Adels ſprach über alle Angehörigen Felician's Acht und Todesurtheil, über die entfernteren Verwandten Knechtſchaft aus. — Was den Unglücklichen zu dem ſchrecklichen Verbrechen getrieben, iſt nicht ganz klar geworden. Nach Einigen ſoll der

König durch, Felician's ſchöner Tochter Klara angethane Unehre die Wuth des Vaters erregt haben; nach Anderen hatte ſich der Bruder der Königin Eliſabeth, der junge Herzog Kaſimir, jenes Vergehens gegen Klara ſchuldig gemacht, und die Königin ſtand im Verdachte, aus ſchweſterlicher Zärtlichkeit ihrem Bruder die Gelegenheit gegeben zu haben. Letztere Meinung ſcheint die gegründetere, da Felician's Grimm ſich zuerſt gegen die Königin richtete.

Dieſes Wüthen gegen alle Glieder einer Familie wurde dem Könige von vielen Seiten übel ausgelegt, und mancherlei Unglücksfälle, die nachmals ihn betroffen, ſchrieb man auf Rechnung der göttlichen Strafe. Ueber die Walachen diesſeits und jenſeits der Aluta gebot damals Michael Beſſarab als Fürſt. Er hatte ſich dem Ungarnkönige immer treu und anhänglich erwieſen, auch Dieſem den zugeſtandenen Jahrestribut jederzeit pünktlich abgeführt. Weil aber dem ſiebenbürgiſchen Woiwoden, Thomas Farkas, und dem königlichen Truchſeß, Dionys von Széch, nach den Beſitzungen des walachiſchen Fürſten gelüſtete, beredeten ſie den König, mit einem Heere gegen Beſſarab zu ziehen und ihn aus ſeinem Lande zu verjagen. Der König ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres (September 1330), nahm mit leichter Mühe die Zewriner Burg und verlieh das Zewriner Banat an Dionys. Beſſarab ſendete ihm Boten entgegen, bot ihm ſieben tauſend Mark als Erſatz für den Kriegszug, wie auch den Beſitz der Zewriner Burg, gelobte Fortentrichtung des Tributes, und wollte ſeine Söhne als Geiſeln ſtellen. Der König aber, durch die Einflüſterungen nun einmal in Zorn geſetzt, entgegnete: Beſſarab ſoll wiſſen, daß er nur der Hirt meiner Schafe iſt, und ich will ihn an ſeinem Barte aus ſeinem Verſtecke hervor ziehen. Vergebens redeten ihm Andere zur Güte. Er führte ſein Heer weiter vorwärts durch die unwirthliche Ebene, denn Beſſarab hatte zu ſeinem Schutze das flache Land veröden laſſen, und die Einwohner waren mit Heerden und Habe in die Wälder geflüchtet. Der König verfing ſich mit dem Heere zwiſchen Bergen und Schluchten, die Lebensmittel gingen aus, Hunger und Krankheiten begannen in dem Heere zu wüthen. Da verzagte der König; er geſtand dem Beſſarab die angetragenen Bedingungen zu, und verlangte nur, daß derſelbe ihn und die Seinigen ſicher nach Ungarn zurück geleiten laſſe. Beſſarab ſagte dies zu; aber ſeine ergrimmten Bojaren hatten dem Ungarnheere den Untergang geſchworen, ſie beſetzten mit ihren Leuten die Gebirgspäſſe, und als nun der König mit ſeinen Kriegern

durch eine ſich mehr und mehr verengende Thalſchlucht zog, da ſchlugen von den Höhen herab die Pfeile und Steinwürfe der lauernden Walachen ſchrecklich in die dichtgedrängten Maſſen der Ungarn. Kein Entkommen war möglich; den Eingang wie das Ende der Schlucht ſperrten die blutgierigen Feinde, und von den Bergen nieder wälzten ſich ihre Geſchoſſe zermalmend auf das eingeſchloſſene Heer, das, eingekeilt in dieſe fürchterliche Enge, keine Stellung faſſen, keine Waffen gebrauchen konnte gegen die durch ſteile Felswände geſchützten Dränger. Durch vier Tage währte das Morden mit Pfeilen und Schleudern aus der Höhe und der Ferne, und als jetzt das königliche Heer auf ermattete Trümmer zuſammen geſchmolzen war, brachen die Walachen mit Schwertern und Keulen hervor, um das Werk des Mordes zu vollenden. Unter ihren grauſamen Streichen erlag die Blüte der Ritter, die Mehrzahl der begleitenden Prieſter. Der König entrann dem ſchrecklichen Gewürge nur durch die Tapferkeit ſeiner Ritter, welche ihn gleich einem ehernen Walle umſtanden, und durch die aufopfernde Treue des Deſö, welcher mit dem Könige die Rüſtung tauſchte, für dieſen gehalten wurde und an ſeiner Statt blutete. Das reiche Lager der Ungarn lenkte endlich die raubgierigen Feinde vom weiteren Morden ab; eine ungeheuere Beute fiel in ihre Hände; die Gefangenen mußten ihnen den Raub davon tragen helfen. Während des Plünderns gelang es dem Könige und einigen ſeiner Begleiter, zu entkommen. Von dem großen, ſtattlichen Heere, an deſſen Spitze er ausgezogen, brachte er kaum ſo viele nach Temesvár zurück, als ihm ſonſt auf ſeinen Luſtjagden zu folgen pflegten.

Andere Hoffnungen und Unternehmungen verdrängten allmälig den Eindruck jener unheilvollen Heerfahrt aus des Königs Gedächtniſſe. Bereits nach dem Tode ſeines Großvaters, König Karl's II. des Lahmen von Sicilien (1309), hatte er, als einziger Sohn des Erſtgeborenen Karl Martell, die päpſtliche Belehnung mit dem Königreiche Neapel nachgeſucht. Gleichzeitig aber bot ſein Oheim, Robert, dritter Sohn des verſtorbenen Königs, bei dem Papſte Clemens V. in Avignon alle Mittel auf, um dieſe Belehnung für ſich zu erhalten, indem zu des Letzteren Gunſten zwar nicht das Recht der natürlichen Erbfolge, wohl aber eine willkürliche Verordnung des Papſtes Bonifacius VIII. ſprach, nach welcher dem Könige Karl II. auf dem Throne Neapels derjenige ſeiner Söhne folgen ſollte, welcher ihm bei ſeinem Tode dem Grade nach der nächſte ſein würde. Dies berückſichtigend,

hatte Karl II. verordnet, daß Robert ſein Nachfolger im Königreiche Neapel ſeyn, der König von Ungarn aber mit zwei tauſend Unzen Goldes abgefunden werden ſollte. Papſt Clemens, um ſeines Vorgängers Verfügung in Ehren zu halten und zugleich den in Italien einflußreichen Robert an ſein Intereſſe zu ketten, entſchied ſich für den Letztgenannten; König Karl von Ungarn aber, um des zu Befeſtigung ſeiner Herrſchaft ihm wichtigen päpſtlichen Schutzes nicht verluſtig zu gehen, ergab ſich in dieſen Ausſpruch, fuhr jedoch, um ſeine Anſprüche für eine gelegenere Zeit ſich zu wahren, fort, ſich in Urkunden auch den Namen eines Fürſten von Salerno und Herrn von Sant' Angelo beizulegen. Aber ſeinen Hoffnungen für die Zukunft ſtanden mehre blutsverwandte Mitbewerber entgegen. Zwar beſaß Robert einen einzigen Sohn, Karl Herzog von Calabrien, aber außerdem noch vier Brüder mit mehrfacher Nachkommenſchaft. Robert's Sohn, der genannte Herzog von Calabrien, ſtarb (1328) in der Blüte ſeiner Jahre, überlebt von zwei Töchtern, der unmündigen Johanna und der nachgeborenen Maria. In Folge der vom Papſte Bonifacius aufgeſtellten und von Clemens V. beſtätigten Erbfolgeordnung mußte alſo Johanna als Robert's Thronfolgerin angeſehen werden. Der Ungarnkönig forderte jetzt mit doppeltem Eifer den wirklichen Beſitz des Fürſtenthums Salerno und der Herrſchaft von Monte Sant' Angelo, als ſein, bisher ihm vorenthaltenes väterliches Erbe. Als Robert gleichwohl die Herausgabe verweigerte, bat König Karl den Papſt Johannes XXII. um ſeine Fürſprache. Dieſer wendete ſich mit Vorſtellungen an Robert, wobei er die Sache durch eine Heirat auszugleichen empfahl und für den Fall verwandtſchaftlicher Ehehinderniſſe den päpſtlichen Dispens zu ertheilen ſich erbot. Robert fühlte ſich ſowohl durch den bald darauf erfolgten Tod ſeines Bruders Philipp, Fürſten von Tarento und Titularkaiſers von Konſtantinopel, als durch die zweideutigen Sitten ſeiner übrigen Verwandten bewogen, auf jenen Vorſchlag einzugehen. Er lud den Ungarnkönig und deſſen jüngeren Sohn Andreas nach Neapel ein. Beide kamen (1333), wurden mit großen Ehren aufgenommen, und Prinz Andreas mit Robert's ſechsjähriger Enkelin Johanna, mit deren jüngerer Schweſter Maria aber König Karl's abweſender älterer Sohn Ludwig verlobt. Bei dieſer Gelegenheit wurde Andreas vom Könige Robert an Sohnes Statt angenommen, zum Herzoge von Calabrien ernannt, und in Gemeinſchaft mit Johanna zum Reichsnachfolger erklärt.

Andreas blieb, in Folge dieſes Verlobungsbündniſſes, jetzt in Neapel zurück, während König Karl, nach Feſtſtellung dieſer Familien- und Staatsangelegenheiten, nach Ungarn eilte, um von da aus den Gang der Dinge in Polen zu beobachten und zugleich ſeines Reiches Nordgränzen gegen die Streifzüge der Tataren und Ruſſen zu ſichern. Sein Schwiegervater, der König Wladislaw Loktiek von Polen, war in dieſem Jahre (1333) geſtorben, und der Mangel einer feſtgeſetzten Erbfolgeordnung drohte nun auch in jenem Reiche zu großen Irrungen zu führen. König Karl brachte es durch ſeine Geſandten in Polen dahin, daß der Bruder ſeiner Gemahlin, Kaſimir, Wladislaw's einziger Sohn, zu deſſen Nachfolger erwählt und zu Krakau gekrönt wurde. Durch ihn gewann Karl ſofort einen entſchiedenen Einfluß in den Angelegenheiten Polens. Kaſimir bedurfte eines Vermittlers für ſeine, ihm von ſeinem Vater hinterlaſſenen Gebietsſtreitigkeiten mit dem deutſchen Ritterorden, und wählte hiezu den König Karl, während König Johann von Böhmen ſich zum Schiedsrichter für den Orden herbei ließ. Die Vertheidigungsmaßregeln gegen die tatariſchen und ruſſiſchen Streifhorden gaben dem Könige Karl Gelegenheit, unvermerkt ſeine Streitkräfte zu vermehren und nöthigenfalls ſeinem Mittlergeſchäfte mehr Nachdruck verleihen zu können. Die Verhandlungen wurden, im Beiſeyn des Böhmenkönigs, zu Wiſſegrad vorgenommen, und hier dem Könige Kaſimir Cujavien und das Dobrziner Gebiet ſammt Zubehör, dem Orden aber das Land Pomerellen und das Kulmer und Thorner Gebiet zugeſprochen. Von da an trat jedoch auch König Karl's eifriges Beſtreben, die Krone Polens für ſein Haus zu erwerben, deutlicher hervor. Kaſimir, der männlichen Nachkommenſchaft entbehrend, und von Zärtlichkeit für ſeine Schweſter wie für deren Söhne geleitet, mag hierbei ſelbſt die Hand geboten haben, und es lag jetzt Alles daran, auch den kriegeriſchen und unternehmenden Böhmenkönig Johann für dieſen Plan zu gewinnen. Keine Geſchenke wurden geſpart, um dem immer geldbedürftigen Johann zu ſchmeicheln; jetzt wurde auch noch zu einer Familienverbindung geſchritten, um ſich ſeiner Geſinnungen noch beſſer zu verſichern. Karl ließ durch ſeine Geſandten in Prag für ſeinen Thronfolger Ludwig, auf deſſen frühere Verlobung mit Maria von Neapel nicht weiter Rückſicht genommen wurde, um die Hand Margarethens, der älteſten Tochter des Markgrafen Karl von Mähren (König Johanns Erſtgeborenen) werben, und der Ehevertrag kam glücklich zu Stande. Die Frucht desſelben war ein

anderweiter, auf der Wiſſegrader Burg (1. März 1338) geſchloſſener Vertrag, nach welchem der Markgraf Karl ſich eidlich verbindlich machte, ſeinem künftigen Eidam Ludwig oder deſſen Erben, falls König Kaſimir ohne männliche Erben verſtürbe, zu der Krone Polens behilflich zu ſeyn, wogegen der Ungarnkönig gelobte, dem Könige Kaſimir in keinem Unternehmen beizuſtehen, das die Rechte Böhmens in Polen gefährden könnte. Weder Ludwig noch ſeine Erben ſollten, wenn ſie ſpäter in den wirklichen Beſitz Polens gelangt ſeyn würden, böhmiſche Vaſallen an ſich ziehen oder deren freiwillige Huldigung annehmen dürfen.

Dieſe wichtigen Beſtrebungen wurden zeitweiſe von kleinen Sorgen und Störungen durchkreuzt. Dem Waffenbunde wider den Kaiſer Ludwig den Baiern, deſſen Seele König Johann von Böhmen, hatte König Karl bisher ſich nur beiläufig angeſchloſſen. Auch nachdem der Kaiſer durch Weiterverleihung Kärntens an die öſterreichiſchen Herzoge den Böhmenkönig auf das Aeußerſte erbittert, und Dieſer jenem Bündniſſe neue Kraft gegeben hatte, zögerte König Karl noch immer, denſelben in ſeinem ganzen Umfange beizutreten, indem ſein früher (1331) mit Oeſterreich eingegangenes Freundſchaftsbündniß ihm dies verbot. Als aber Kaiſer Ludwig die alte Chimäre, Ungarn als dem Reiche unterthan zu betrachten, wieder aufgriff, und den öſterreichiſchen Herzogen Vollmacht ertheilte, in Ungarn Lehen in des Kaiſers Namen zu vergeben, die Herzoge auch bereits landesflüchtige ungariſche Mißvergnügte bei ſich aufzunehmen begannen: da ſchritt Karl zum Ernſte und ſeine Kriegsſchaaren fielen verwüſtend in die ſüdlichen Gebiete Oeſterreichs ein (1336). Bald darauf wurde jedoch die kärntniſch-tiroliſche Streitfrage zwiſchen dem Böhmenkönige und den öſterreichiſchen Herzogen beigelegt, und Erſterer bewog nun auch den König Karl zu Einſtellung der Feindſeligkeiten. Die Gefangenen wurden wechſelſeitig ausgelöſet, den vornehmen Flüchtlingen die Wiederaufnahme in Ungarn und der ruhige Beſitz ihrer Güter geſichert, die zerſtörten Handelsverhältniſſe zwiſchen Ungarn und Oeſterreich wieder auf früheren Fuß gebracht.

In Polen arbeiteten die Ereigniſſe König Karl's Wünſchen vor. Kaſimir's Gemahlin verſchied (28. Juni 1339), und ihr Gatte, einer zweiten Heirat abgeneigt, mithin um ſo weniger befähigt, auf männliche Nachkommenſchaft zu hoffen, hatte noch vor Anna's Tode einen großen Reichstag zu Krakau verſammelt, um hier zu ermitteln, wer ihm nach

ſeinem Hintritte auf dem Throne Polens folgen ſollte. Anfangs erhoben ſich mehre Stimmen theils für die maſowiſchen Fürſten Szamowicz oder Johannes, theils für den piaſtiſchen Herzog Wladislaw von Oppeln; aber der Beredſamkeit des Königs Kaſimir und ſeiner, durch ungariſches Gold bereits geblendeten Räthe gelang es, die Verſammlung für Kaſimir's Neffen, den Prinzen Ludwig von Ungarn, zu ſtimmen, und ſo wurde Letzterer, mittelſt Reichstagsbeſchluſſes, zum künftigen Erben und Herrn der Krone Polen ernannt. Da König Kaſimir kurze Zeit ſpäter (1341), durch das Glück ſeiner Waffen und nachfolgenden Theilungsvertrag mit den lithauiſchen Fürſten, ſein Reich mit dem Lemberger Gebiete und dem Halitſcher Lande vergrößerte, ſo ſtellte ſich jene Anwartſchaft noch wichtiger heraus.

König Karl hatte alſo noch die Erfüllung ſeines theuerſten Wunſches erlebt. Er verſchied zu Wiſſegrad den 16. Juli 1342, in ſeinem vier und fünfzigſten Lebensjahre, und im zwei und vierzigſten ſeiner Regierung, wovon jedoch die erſten zehn Jahre Anfangs unter einer angemaßten, dann unter einer theils angefochtenen, theils getheilten Regierung verfloſſen. Viermal hatte er ſich vermält. Seine Gemalinnen waren: Katharina, Tochter Kaſimir's, Herzogs von Bidſchow und Teſchen; Maria, Tochter Kaſimir's von Polen; Maria, Tochter Kaiſer Heinrich's VII., und Eliſabeth, Tochter des Polenkönigs Wladislaw Loktiek. Seine drei erſten Ehen blieben kinderlos; mit Eliſabeth zeugte er fünf Söhne: Karl, Ladislaw, Ludwig, Andreas und Stephan, von denen die beiden erſten ſchon in zarter Kindheit (1329 und 1331) entſchlummerten. Sein Tod erweckte große Trauer im Volke, dem er durch ſeine Milde und Gerechtigkeit ſich theuer gemacht hatte. Die königliche Leiche wurde zu Wiſſegrad öffentlich aufgeſtellt, mit der Krone auf dem Haupte und im reich mit Edelſteinen gezierten Scharlachkleide. Nach gehaltenen Exequien wurde der Leichnam nach Ofen geführt und die Exequien erneuert. Während dieſer heiligen Handlung hielten drei Krieger auf des Königs mit Purpur und Silber gezäumten Leibroſſen und im Waffenſchmucke des Königs vor der Kirche; von dieſen drei, verſchiedenartig gekleideten Kriegern trug der eine des Königs Pfeile, der zweite war mit Turnierrüſtung, der dritte mit vollſtändiger Kriegsrüſtung angethan. Sodann wurde die Leiche nach Stuhlweißenburg gebracht und hier feierlich begraben. König Kaſimir leitete das Trauergepränge. Auch im Auslande ehrte man das Andenken des Königs Karl; zu Avignon widmete ihm

der Papſt Clemens V., in Kärnten der Herzog Albrecht eine würdige Todtenfeier.

König Karl beſaß nicht ſowohl große, als ehrenwerthe Eigenſchaften, und die Erreichung ſeiner Zwecke, die mannigfachen Segnungen ſeiner Regierung floſſen weniger aus einem kühnen und entſchloſſenen, als aus einem beharrlichen und wachſamen Gemüthe, das, ſelbſt bei augenblicklicher ſcheinbarer Verzichtleiſtung, ſeine Plane nicht aufgab, ſondern, was auf dem einen Wege nicht zu erreichen, mit Geduld und Umſicht auf einem anderen ſuchte und erlangte. Dieſer ſchonenden, nachgebenden und gleichwohl ihr Ziel unverrückt feſthaltenden Politik verdankte er ſeine wichtigen Erfolge in Neapel und Polen, die ſchon mehr als einmal auf dem Spiele ſtanden und von ihm dennoch, ohne das Wagniß eines Krieges, durch unblutige Mittel der Beredſamkeit ſo ſiegreich erkämpft wurden. Seine Beſtimmung war der Frieden, und er wurde ihr nur einmal, und zwar nicht ungeſtraft, abwendig, damals, als fremder Uebermuth ihn in den Kampf gegen den Fürſten der Walachen trieb. Der Vorwurf der Grauſamkeit gegen die unglückliche Familie des Königsmörders Felician Záh trifft weniger ihn, als ſeine Zeit; denn der Gedanke der Blutrache war damals ein geheiligter, und ſelbſt ſanftere Gemüther, fromme weibliche Seelen bebten, wie des ermordeten König Albrecht's Hinterlaſſene bewieſen, vor dieſer vermeinten Pflicht nicht zurück, wie blutig ſie ſich auch geſtalten mochte. Als er den Thron uſurpirte, war er ein Kind, ein Werkzeug in fremden Händen und über ſeine angeblichen Rechte gefliſſentlich im anmaßenden Irrthume erhalten; — nachdem er aber mit Recht und Giltigkeit jenen Thron erworben, hat er ſich desſelben durchgehends würdig gezeigt. Das Reich, welches er in Anarchie und Auflöſung übernommen, hinterließ er beruhigt, geordnet, in blühendem Zuſtande und in geſteigerter Kraft und Fülle. Ohne Krieg zu führen, verſtand er zu erobern, und der gehobene Schwung des Handels, der geſteigerte Wohlſtand der Städte, das geordnete Gerichts- und Münzweſen waren Siege, die nicht um den Preis von Wunden erkauft worden, Siege, doppelt herrlich in ſo blutvergeudender, ſtreitſüchtiger Zeit.

Am fünften Tage nach König Karl's Hintritte wurde deſſen älteſter Sohn, der ſiebzehnjährige Ludwig, zu Stuhlweißenburg gekrönt. Große Hoffnungen ſetzte die Nation auf den herrlich begabten Jüngling, und ſie wurden nicht getäuſcht. Gleich an ſeinem Krönungstage verſprach er, Alles, was der

ungariſchen Krone an Einkünften oder Ländereien bisher entäußert worden ſey, mit größtem Eifer zurück zu bringen, und bald darauf zeigte ſich, daß der junge König mit eigenen Augen ſehen und prüfen wollte. Der habſüchtige Woiwod in Siebenbürgen, Thomas Farkas, Derſelbe, welcher aus ähnlichem Geize den verſtorbenen König zu dem unglücklichen Feldzuge gegen die Walachen verleitet hatte, bedrückte die dortigen Deutſchen und muthete ihnen Abgaben und Laſten zu, die er von ihnen zu fordern nicht berechtigt war. Als ſie ſich derſelben weigerten, berichtete er dem Könige, ſie ſännen auf Widerſetzlichkeit, Aufruhr und Abfall. Um ſich von der Wahrheit dieſer Anklage zu überzeugen, zog der König, unter dem Vorwande einer Wallfahrt, in Perſon mit einem Heere nach Siebenbürgen, ſtieß aber nirgends auf Widerſtand und Unruhen, ſondern fand überall Treue und Gehorſam. Die Deutſchen klagten über die Bedrückungen des Woiwoden; daher verſetzte der König den Thomas Farkas und gab ihm Herrn Niklas Pecſeith aus dem Geſchlechte von Konth zum Nachfolger. Der Ruf von des jungen Königs Weisheit und Milde verbreitete ſich ſo ſchnell, daß der neue Fürſt der Walachen, Alexander Beſſarab, nachdem ſein Vorgänger durch neun Jahre gar keine fremde Lehenshoheit oder Schutzherrſchaft anerkannt hatte, freiwillig dem Ungarnkönige huldigte und ihm ſeine Unterwerfung darbrachte, in welcher er auch bis an ſeinen Tod treulich aushielt.

Das ſtammverwandte Neapel nahm alsbald des Königs Aufmerkſamkeit und Sorge in Anſpruch. Dort hatte König Robert als achtzigjähriger Greis endlich ſein ruhmvolles Leben beſchloſſen (16. Januar 1343). Er hatte verordnet, daß auf dem Throne Neapels Johanna ihm als einzige Erbin, und Dieſer, wenn ſie ohne Leibeserben ſtürbe, ihre jüngere Schweſter Maria folgen ſollte. Letzterer wurde, falls Ludwig's Verlobung mit der Tochter des Markgrafen Karl von Mähren vollzogen würde, Ludwig's jüngſter Bruder, Stephan, zum Gemahle beſtimmt, dem Gemahle Johannens aber das Fürſtenthum Salerno mit dem Jahresertrage von zwei tauſend Unzen Goldes zuerkannt. Johanna und Andreas, Beide damals erſt ſechzehnjährig, ſollten bis zu ihrem erfüllten fünf und zwanzigſten Jahre von der Regierung ausgeſchloſſen bleiben und dieſelbe bis dahin durch eine Regentſchaft ausgeübt werden.

Die damals am Hofe von Neapel eingeriſſene Sittenverderbniß hatte nur zu bald auch die ſchönen Schweſtern Johanna und Maria in ihre

Strudel hineingezogen, da jenes geiſtige Verderben argliſtig von Denen genährt und unterhalten wurde, welche Diejenigen leichter zu beherrſchen vermeinten, die ſchon das Laſter unterjocht hatte. Die Fäden des dunklen Gewebes der Verführung und Herrſchſucht hielt die, von der gemeinen Amme bis zur Großmarſchallsgemalin emporgeſtiegene Philippa la Cataneſe, ſammt ihrem Sohne, Robert Grafen von Eboli, ihrer Schwiegertochter Margaretha von Ceccano und ihrer Enkelin Sancia, in ihrer Hand. Durch die Künſte dieſer am Hofe mächtigen Perſonen und ihres Anhangs wurde das Verderben der ungariſchen Partei vorbereitet, die feurige Johanna zu dieſem Zwecke im Taumel der Wolluſt und Zerſtreuung umhergewiegt und dadurch mit ihrem Gemahle entzweiet, übrigens Alles aufgeboten, um Letzteren in der Meinung des Hofes und des Volkes herab zu ſetzen.

Es kamen nun verſchiedene Fractionen zum Vorſcheine, die theils einander mit allen Waffen der Intrigue bekämpften, theils zu ſelbſtſüchtigen Zwecken ſich vorüber gehend verbündeten. Die jungen Fürſten von Tarento und Durazzo glaubten durch Johanna's Vermälung mit einem Enkel ihres älteſten Oheims, Karl Martell, ſich in ihren Anſprüchen gefährdet; die Uebrigen, beſonders Philippa mit ihrem entarteten Anhange, nährten tiefen Haß gegen die Regentſchaft, die ihren Einfluß bedrohte, und Andreas endlich erklärte König Robert's Teſtament für ungerecht, weil dasſelbe ihm auf ſo langehin die Selbſtregierung verwehrte und ſeine Anſprüche auf die Krone Neapels nur von ſeiner Verbindung mit Johanna, nicht aber von ſeinem, durch Karl Martell und ſeinen Vater auf ihn übergegangenen Rechte der Erſtgeburt herleitete; dazu kamen noch die Einwendungen des Papſtes Clemens VI. gegen die Giltigkeit des Robert'ſchen Teſtamentes, indem nämlich nach dem urſprünglichen Lehensvertrag zwiſchen dem Papſte Clemens IV. und dem Könige Karl I., bei Minderjährigkeit des Thronfolgers die Reichsverwaltung dem päpſtlichen Stuhle vorbehalten bleiben ſollte und der Papſt daher dem Könige Robert das Recht beſtritt, eine vormundſchaftliche Regierung zu ernennen. Um hiergegen Verwahrung einzulegen und den Gang der Dinge an Ort und Stelle zu beobachten, wurde von dem heiligen Vater der gekrönte Dichter und Gelehrte, Francesco Petrarca, nach Neapel geſendet.

Mit Unruhe und Bekümmerniß überblickte indeſſen der König Ludwig die bedrohliche Lage ſeines Bruders Andreas in Neapel, wohin er, um nicht

ſowohl durch auffallende diplomatiſche Maßregeln, als vielmehr durch zarte weibliche Klugheit dort einzuſchreiten, ſeine Mutter, die ſieben und dreißigjährige, anmuthvolle und lebenskluge königliche Witwe Eliſabeth, ſendete. Daſelbſt angekommen, veranſtaltete Eliſabeth eine große Verſammlung der königlichen Familie und der Würdenträger, um über die Mittel zur Herſtellung der Ruhe zu berathen. Allen ſchien, wenn auch aus ſehr verſchiedenen Beweggründen, vonnöthen, daß Andreas und Johanna mündig erklärt würden und die Regierung anträten. Die ungariſche Partei glaubte auf dieſem Wege am ſicherſten das Erbrecht ihres Fürſtenſohnes zu retten, während die Gegner durch dieſelbe Maßregel zwiſchen Andreas und ſeiner Gemalin den Zankapfel um die Alleinregierung des einen wie des anderen Theils zu ſchleudern, und ſo die Verwirrung zu ſteigern hofften. Es wurden daher von ungariſcher, wie von neapolitaniſcher Seite Geſandte an den heiligen Vater nach Avignon abgeſchickt, um ſeine Einwilligung zu jenem Beſchluſſe zu erbitten.

Mittlerweile zog König Robert's Witwe, die fromme Sancha, der weltlichen Gährungen müde, ſich von der Regentſchaft, deren Mitglied ſie geweſen, in das Kloſter zurück. Durch ihren Rücktritt fühlte ſich Johanna einer läſtigen Wächterin ledig, und hing jetzt ihrer ſchrankenloſen Genußſucht um ſo freier nach, wobei ihre Neigung für Andreas mehr und mehr erkaltete. Dieſe Stimmung der jungen Königin benutzte die Witwe Philipp's von Tarento (des jüngſten Bruders Karl Martell's), Katharina von Valois, Titularkaiſerin von Konſtantinopel, um ihrem Sohne Ludwig Johanna's leichtbethörtes Herz zuzuwenden.

Während dieſe ihren geheimen Lüſten, die Anderen ihrer Unzufriedenheit oder ihren ehrgeizigen Umtrieben ſich hingaben, hatte des Andreas Lehrer, der ungariſche Franciscanermönch Robert, alles Anſehen bei Hofe und im Staatsrathe, kurz die ausübende Regierung ſelbſt, in ſeine Hände geſpielt, und war entſchloſſen, dieſe errungene Stellung ſich ſelbſt durch den Papſt nicht entwinden zu laſſen, welcher König Robert's Teſtament, die vormundſchaftliche Regierung, und ſomit den ganzen Stand der Dinge in Neapel für ungiltig erklärte, den Kardinal Aymerich zu ſeinem Legaten und Reichsverweſer ernannte und der Königin Johanna eine Jahresfriſt anſetzte, binnen welcher ſie dem apoſtoliſchen Stuhle den Lehenseid leiſten und den Zins von acht tauſend Unzen Goldes abführen ſollte. Zwar war durch des

Mönches Robert kraftvolles Auftreten der Einfluß der ungariſchen Partei vorläufig der überwiegende geworden; dennoch zogen unter ſo verworrenen Umſtänden und bei ſo widerſprechenden Intereſſen ſich von allen Seiten drohende Gewitter zuſammen, deren Ausbruch die Königin Eliſabeth durch vorſichtige, wenn auch feige Entſagung beſchwören wollte. Die beſorgte Mutter erklärte daher dem Hofe ihren Entſchluß, ihren Sohn Andreas nach Ungarn zurück kehren zu laſſen, aber ſie wurde ſowohl durch die Einreden der Anhänger ihres Sohnes, wie durch Johanna's erheuchelten Schmerz bewogen, jenen Entſchluß wieder aufzugeben.

Ohne daß er es ahnete, ſtiegen neue, dringendere Gefahren über des Andreas Haupte auf. Er hatte, durch Petrarca's Bitten, und ſeines Lehrers Robert Zureden bewogen, mehre vornehme Staatsgefangene, welchen ſeines Vorgängers Zorn ihre Freiheit und ihr Eigenthum abgeſprochen, losgegeben und in ihre Güter wieder eingeſetzt. Aber Dieſe hatten mächtige Feinde, denen ſie obendrein mit Uebermuth begegneten, und die, weil der König die Befreiten begünſtigte, jetzt ihren ganzen Haß auch gegen ihn kehrten. So kam es, daß nunmehr der Reichskämmerer Karl Artus und die Grafen Sanſeverino, von Melazzo und von Terlizzi mit Johanna in einen förmlichen geheimen Bund traten, um jene Günſtlinge des Königs zu verderben, ihm ſelbſt aber alle wirkliche Macht zu entreißen. Die ungariſche und die neapolitaniſche Partei ſtanden ſomit, obgleich in unſichtbarem Kampfe begriffen, doch auf den Tod gerüſtet einander gegenüber; denn während dieſe des Andreas königliches Anſehen auf einen bloßen Namen beſchränkt wiſſen wollte, hatte jene in Avignon geradewegs die Forderung geſtellt, Andreas ſolle nicht als Johanna's Gemal, ſondern als Enkel und Erbe des rechtmäßigſten Thronfolgers, Karl Martell, gekrönt und als König angeſehen werden, wobei ſie ſich auf den urſprünglichen Lehensbrief des Papſtes Clemens IV. ſtützten, deſſen Beſtimmung der Erbfolgeordnung Papſt Bonifacius VIII. zu verletzen nicht befugt geweſen, und nach welchem ſchon Robert unrechtmäßiger König war. Aber obgleich die ungariſchen Geſandten ihr Anliegen durch das Verſprechen, vierzig tauſend Mark Silbers an die päpſtliche Kammer abzuführen, unterſtützten, ſo geſtand Papſt Clemens dem Andreas doch nur den Königstitel und die Ehre der Krönung als Johanna's Gemal zu, wobei Derſelbe natürlich ohne alles Erbrecht blieb und Neapel, im Falle Johanna ohne Leibeserben ſtarb, an ihre Schweſter und deren Erben übergehen mußte.

Die päpſtliche Politik ſcheute Nichts ſo ſehr, als die Vereinigung der Kronen Ungarns und Neapels auf Einem Haupte.

Unter dieſen Verhältniſſen, die von ſo vielen Seiten die Hebel des Ehrgeizes in Bewegung ſetzten, entwarf auch Agnes von Perigord, verwitwete Herzogin von Durazzo, einen kühnen Plan zur Erhebung ihrer Familie, indem ſie ihren Sohn, Karl von Durazzo, mit Johanna's Schweſter, der bereits mit dem Könige Ludwig, und nach ihm mit deſſen Bruder, dem Herzoge Stephan, verlobten Maria, zu vermälen beſchloß. Ihr Bruder, der Kardinal Talleyrand, erwirkte ihr des Papſtes Einwilligung und Dispens zu dieſer Heirat, und da dieſer verwegene Entwurf, der übrigen Parteien wegen, nicht offen betrieben werden konnte, ſo entführte Karl zu nächtlicher Stunde die Prinzeſſin Maria aus dem Schloſſe in ſeinen Palaſt und ließ ſich hier mit ihr trauen. Andreas war ſchwach oder großmüthig genug, dieſen Eingriff in die Rechte ſeines Hauſes zu verzeihen, und Karl's einflußreiche Freunde brachten ſogar die Königin Johanna dahin, ihrer Schweſter die Grafſchaft Alba mit zwei und dreißig tauſend Unzen Goldes als Morgengabe darzubringen. Damals reichte auch Karl's von Durazzo jüngerer Bruder der Tochter des Grafen Robert von Sanſeverino, Margaretha, die Hand. Agnes hatte durch dieſe Verbindungen ihrem Hauſe das Uebergewicht über jenes von Tarento errungen; aber ſie ſelbſt fiel ein Opfer ihrer rachgierigen Verwandten; auf Katharina's Anſtiften ſtarb ſie an Gift. Agneſens eigener Sohn, Karl von Durazzo, ſoll darum gewußt und es haben geſchehen laſſen.

Johanna, nicht geſonnen, Rückſicht auf die Rechte ihres Gemals zu nehmen, erkannte den Kardinal Aymerich als Reichsverweſer an (28. Auguſt 1344) und ließ ſich von Demſelben im Namen des Papſtes belehnen. Andreas hatte dabei nichts Anderes zu thun, als die hierüber ausgeſetzten Urkunden unter dem Titel: König von Jeruſalem und Sicilien, zu unterſchreiben. Er befand ſich jetzt in der Mitte zweier Parteien, denn Johanna trachtete, durch Demuth gegen den Papſt ſich die Alleinherrſchaft zu verſchaffen, Karl von Durazzo aber ſeiner Gemalin das nächſte Erbrecht zu ſichern, aus welchem Grunde Letzterer auch die Ausfertigung der Krönungsbulle für Andreas ſo lange als möglich zu verzögern, zugleich auch Johanna in ihren argen Ausſchweifungen zu beſtärken ſuchte, um zwiſchen ihr und ihrem Gemale jedes Band der Liebe gänzlich zu zerreißen und

dadurch um ſo gewiſſer die Hoffnung auf eine königliche Nachkommenſchaft zu vereiteln.

Endlich erreichte Johanna durch Talleyrand ihren vornehmſten Zweck, indem der heilige Vater (18. November 1344) ſie mündig erklärte und den Reichsverweſer abrief. Sofort richtete ſie ihre Augen auf gänzliche Vernichtung des ungariſchen Einfluſſes, der ihrem Gemale eine entſchiedenere Stellung hätte verleihen können, und beſetzte in dieſer Abſicht die höchſten Reichswürden mit erklärten Gegnern des Andreas, der in der ſchimpflichſten Abhängigkeit und Unthätigkeit erhalten, ja ſogar unwürdigem Mangel preis gegeben wurde. König Ludwig, um ſeinen Bruder aus dieſer ſchmählichen Lage zu befreien, brachte mit ſchweren Opfern die der päpſtlichen Kammer für des Andreas Krönung zugeſagten vierzig tauſend Mark Silbers zuſammen, und ſo fertigte denn der Papſt (20. September 1345) die betreffenden Bullen aus, obwohl mit dem ſchon gedachten Vorbehalte, daß durch Krönung und Salbung dem Andreas kein Recht zur Nachfolge erwachſen ſolle.

Doch ſelbſt unter dieſen Beſchränkungen war des Andreas Krönung für ſeine Gemalin und für die Durazziſche, wie für die tarentiniſche Partei ein Ereigniß, das ihre ſelbſtſüchtigen Plane auf das Unbequemſte durchkreuzte. Eine grauſige Kataſtrophe war im Anzuge, denn Johanna trug ein Pfand wahrſcheinlich verbotener Liebe unter ihrem Herzen, und Andreas, düſter und ſchweigſam in ſeine Schande blickend, erſchien bei dem nächſten Turniere mit einer Fahne, die unter dem königlichen Wapen einen Block und ein Beil zeigte. Die blutige Drohung, welche dieſes Fahnenbild ſymboliſch ausſprach, ließ des Andreas Gegner und die Königin ſelbſt für ihre Sicherheit fürchten. Ihr Entſchluß war ſchnell gefaßt; ihre Rettung ſchien den Untergang des Andreas zu bedingen, und ſo ward das Verbrechen reif. Eine Luſtfahrt nach Averſa diente zum Vorwande, da die Verſchworenen ihren Anſchlag in der Hauptſtadt nicht auszuführen wagten. Andreas war dabei, und nahm, nichts Schlimmes ahnend, Theil an der fröhlichen Jagd, ſo wie ſpäter an dem Nachtmahle in dem, unweit der Stadt gelegenen Cöleſtinerkloſter San Piedro di Morrono. Nach Mitternacht weckte man den König Andreas, vorgebend, daß wichtige Botſchaft aus Neapel ihn erwarte. Arglos ging er im Nachtkleide in den Saal, wo die Verſchworenen ihn ſchnell umringten. Er ſchrie nach Hilfe und rang ſo mannhaft gegen die, durch Gewiſſensangſt entnervten Mörder, daß er ſich aus dem Saale flüchten konnte.

Er eilte nach ſeinem Schlafgemache, um ſeine Waffen zu holen; aber ein Mitverſchworner, der Notar Niklas von Milazzo, hatte es bereits abgeſchloſſen. Zurück kehrend, fand Andreas auch die Saalthüre verriegelt, und ſein Hilferuf hallte ſchrecklich durch die öden Gänge, die nur der Mord bewachte. Seine einſtige Amme, Yſold, hörte ihn um Hilfe rufen, und ihr entſetzliches Geſchrei raubte den Mördern auf Augenblicke den Muth. Auch die Königin vernahm in ihrem Gemache den Angſtruf des Gatten; doch ſie hatte mit im Rathe des Mordes geſeſſen und ſtellte ſich, Nichts zu hören. Die entmuthigten Verſchworenen ſtanden unſchlüſſig, aber ſie erkannten, daß es jetzt um ſie geſchehen ſey, wenn König Andreas am Leben bliebe, und ſo von Angſt und Wuth gleichſehr geſtachelt, ſtürzte ſich der Ritter Bertrand, des Reichskämmerers Karl Artus Sohn, auf den Wehrloſen, rang mit ihm und riß ihn zu Boden nieder. Ehe der König ſich ſeines Drängers erwehren konnte, warfen die herbei ſpringenden Mörder ihm eine mit Gold durchflochtene ſeidene Schnur — wie es heißt, ein Gewebe, von der Hand der Königin zu dieſem Zwecke bereitet — um den Hals, zerrten ihn auf den Balcon des Saales hinaus und erdroſſelten ihn. Als er zu athmen aufgehört, ſtürzten ſie den Leichnam in den Garten hinab (18. September 1345). Nach vollbrachter Gräuelthat verliefen ſich die Mörder. Die alte Yſold kam mit Licht herbei, weckte die Mönche und durchſuchte das Gebäude. Sie fanden den königlichen Leichnam im Garten unter dem Balcon, trugen ihn beſtürzt und jammernd in die Kirche und wachten neben ihm, bis der Morgen anbrach.

Schnell verbreitete ſich die Kunde der verruchten That und lärmte das Volk von Averſa auf, das ſchaarenweiſe nach dem Kloſter von San Piedro zog und voll Abſcheu nach den Thätern forſchte. Die Königin Johanna vergoß heuchleriſche Thränen und ſtellte ſich unwiſſend. Aber fürchtend, daß ihre Verſtellung ſie nicht auf lange ſichern möchte, hielt ſie, Schrecken und Schmerz vorſchützend, ſich in einer anderen Wohnung wohlverſchloſſen. Die Leiche des ermordeten Königs wurde nach Neapel in die Hauptkirche des heiligen Januarius gebracht und, da der Hof keine Schritte zu ihrer würdigen Beerdigung that, durch den Domherrn Urſil Minutolo und deſſen Freunde in der Kapelle des heiligen Ludwig beigeſetzt.

So endete der neunzehnjährige König Andreas, Sohn und Bruder eines Königs, von ſeinem Zeitgenoſſen Petrarca als „ein höchſt milder und unſchuldiger Menſch, als ein Jüngling von ſeltenen Anlagen und hoffnungs-

voller König“ gerühmt, und ſo mußte zuerſt an ſeinem ſchuldloſen Haupte ſich der Fluch erfüllen, den die Ermordung des erlauchten letzten hohenſtaufiſchen Sprößlings, des nicht minder ſchuldloſen Konradin von Schwaben, über das geſammte Haus Anjou herauf beſchworen hatte.

Der Hof von Neapel ſuchte den Eindruck der Schreckensthat in ſeinem Gewiſſen, wie in der Vorſtellung des Volkes, durch Feſtlichkeiten und Schaugepränge zu erſticken; aber der Großrichter, von der allgemeinen Stimme gedrängt, ſchritt ernſt und ſtreng an ſein Werk, die Mörder zu verfolgen. Karl von Durazzo, vielleicht zum Theil aus ſchuldigem Dankgefühle gegen das Andenken des Andreas, mehr aber wohl noch aus Bitterkeit gegen die Königin, die ſich geweigert hatte, ihn, als den Gemal der Prinzeſſin Maria, zum Herzoge von Calabrien zu ernennen, nicht minder aus Beſorgniß, daß Katharina von Valois einen ihrer Söhne mit der Witwe des Andreas zu vermälen eilen werde — bot hiebei thätig die Hand. Auf ſeinen Betrieb erwirkte ſein Oheim, der Kardinal Talleyrand, ein päpſtliches Sendſchreiben, welches der Königin Johanna verbot, ohne Wiſſen und Genehmigung des heiligen Vaters eine neue Heirat zu ſchließen. Zugleich ſendete Karl Boten an den Ungarnkönig, ſchilderte Dieſem die Königin Johanna als Mitanſtifterin der Ermordung ſeines Bruders, und forderte ihn, unter der Zuſage kräftiger Unterſtützung, auf, Neapel mit Waffengewalt in ſeinen Beſitz zu bringen.

Johanna, ſo ſchwer bedroht, konnte nur in der Gunſt und dem Schutze des heiligen Vaters ihre Rettung finden. An ihm erſchöpfte ſie daher all’ ihre Demuth. Als die Zeit ihrer Entbindung heran nahte, erging an den Papſt Clemens ihre Bitte, Pathe und Vater des noch vor ſeiner Geburt verwaiſ’ten Kindes zu ſeyn. Der Papſt willigte ein und bevollmächtigte ſie, unter den Baronen und Prälaten ihres Reiches einen Stellvertreter für ihn zu wählen. Ihre Wahl traf den, mit ihrem Benehmen unzufriedenen Biſchof von Cavaillon, ihren Großkanzler, der zwar der heiligen Handlung beiwohnte, dann aber, ſeinem Unwillen folgend, das Reich verließ, nachdem er ſein Amt ſchon früher niedergelegt. Der neugeborene Sohn der Königin, deſſen eheliche Geburt von vielen Seiten beſtritten wurde, erhielt in der Taufe den Namen Karl Martell.

Noch war die Rache für das vergoſſene königliche Blut nicht befriedigt. Die Bürger von Marſeille forderten den heiligen Vater laut auf, den uner-

hörten Frevel zu ſtrafen. König Ludwig von Ungarn aber, obwohl zu vorſichtig, um den leidenſchaftlichen, vielleicht nur heuchleriſchen Aufforderungen Karl's von Durazzo Folge zu leiſten, wendete ſich dennoch mit bitteren, nur zu gegründeten Klagen an den Papſt, bezeichnete die Königin Johanna ausdrücklich als Anſtifterin, die Titularkaiſerin Katharina aber und deren Söhne, wie auch den Kardinal Talleyrand und deſſen Neffen als Beförderer jenes Meuchelmordes, und verlangte, daß Johanna der Krone verluſtig erklärt, die Angeſchuldigten dem peinlichen Gerichte überwieſen, der neugeborene Prinz, Karl Martell, aber der Königin Eliſabeth zur Erziehung übergeben, und bis zu deſſen Mündigkeit die Verwaltung des Reiches ihm und ſeinem Bruder, dem Herzoge Stephan von Slavonien, übertragen werden ſollte. Der heilige Vater, welcher theils aus perſönlicher Gunſt an Johanna's Mitwiſſenſchaft um das Verbrechen nicht glauben mochte, theils das Aergerniß ſcheuete, welches dem Reiche und dem Volke nothwendig gegeben wurde, wenn Johanna als Gattenmörderin daſtand, erklärte in einer Bulle vom 2. Februar 1346 jenen Mord für ein, ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfenes Verbrechen, und ſprach Excommunication, Güterverluſt und bürgerlichen Tod über die Schuldigen aus, indem er zugleich eine Unterſuchungscommiſſion nach Neapel zu ſenden verſprach; aber ziemlich gleichzeitig ſchrieb er auch dem Könige von Ungarn, daß er unmöglich die weder verhörte noch überführte Königin einer Krone berauben könne, welche ihr rechtmäßig gebühre. Sollte ſie jedoch der Mitſchuld überwieſen werden, ſo ſollten der König von Ungarn und ſein Bruder, als Sprößlinge des Hauſes Anjou, auf ſeine beſondere Theilnahme rechnen können. Dabei nahm er den Kardinal Talleyrand gegen den ausgeſprochenen Verdacht eifrig in Schutz.

Der Papſt hoffte, den böſen Verdacht am beſten dadurch von Johanna wegzuwälzen, wenn er ſie, dem Anſcheine nach, einer Unterſuchung preis gäbe, und ſeine Legaten, welche er als Unterſuchungsrichter nach Neapel ſendete, und die zugleich die königliche Waiſe einſtweilen in Obhut nehmen ſollten, angeblich um ſie ſpäter der Königin Eliſabeth zu übergeben, hatten von ihm ſchon die nöthigen Weiſungen erhalten, um die Unterſuchung auf eine Weiſe zu leiten, daß Johanna Nichts dabei befürchten durfte. Doch Johanna's böſes Gewiſſen ſcheuete ſelbſt dieſen, ihr ſo günſtig geſtimmten päpſtlichen Gerichtshof, und den Legaten wurde daher, bei ihrer Ankunft in Neapel, die Vollführung ihres Auftrages ſtreng verboten.

Nicht ſo konnte die von dem gewiſſenhaften Großrichter des Reiches, Bertrand von Baur, Grafen von Monteſcaglioſo, bereits eingeleitete Unterſuchung aufgehalten werden. Die des Mordes zuerſt Verdächtigen, der königliche Kammerherr Tommaſi und der Notar Niklas von Milazzo, wurden eingezogen und, in Gegenwart vieler Zuſchauer aus dem Adel und dem Volke, der peinlichen Frage unterworfen. Als die Angeklagten, vor der Qual der Folter erbebend, umſtändlich zu bekennen gelobten, ſtürzte aus dem Zuſchauerhaufen der Graf Terlizzi auf Tommaſi hin, riß ihm die Zunge aus und entfloh im Getümmel. Tommaſi, dadurch ſprachlos und der Beſinnung beraubt, konnte keine Eröffnungen machen. Aber um ſo mehr bekannte Milazzo, welcher den Grafen Terlizzi als das Haupt der Verſchwörung, als Anſtifter der Unthat die Philippa nebſt ihrer Tochter Margaretha und ihrer Enkelin Sancia, als Hauptthäter aber den Ritter Bertrand bezeichnete. Sofort wurden Tommaſi und Milazzo vom Großrichter zum Tode verurtheilt, an Roßſchweifen durch die Stadt geſchleift und zuletzt aufgeknüpft.

Die Unterſuchung gegen die übrigen bezichtigten Perſonen hatte große Schwierigkeiten, da ſie Leute von Familie, Rang und Einfluß waren, überdies die päpſtliche Vorſchrift — Nichts zu berühren, was die Königin bloßſtellen könnte — den Verfolg der richterlichen Mittel beſchränkte. Der Großrichter entledigte ſich ſeiner ſchwierigen Pflicht mit Klugheit und Umſicht. Ohne alles Aufſehen wurden der Graf Terlizzi, dann die verworfene Philippa ſammt Tochter und Enkelin verhaftet und auf die Folter gebracht. Johanna, die Eröffnungen der Angeſchuldigten fürchtend, bot Alles auf, ſie zu retten, obſchon ſie keine offenen Schritte dazu thun konnte. Mit oder ohne ihr Wiſſen verlangte der Staatsrath Raimund von Catanea mit Heftigkeit die Freilaſſung der Verhafteten. Sein Eifer erregte Verdacht; er wurde feſtgehalten, gefoltert und bekannte unter der Marter, daß der Großſeneſchall, Robert von Cabanis, an des Königs Ermordung die größte Schuld trage. Dieſen zu verhaften fiel den Richtern ſchwer, ſchon wegen der ſtarken Leibwache, mit welcher er ſich zu umgeben pflegte. Aber das erbitterte Volk löſete dieſe Zweifel durch eine Gewaltthat, indem es den Palaſt des Seneſchals ſtürmte und Dieſen vor die Richter ſchleppte. Seine Ausſagen enthüllten nun den Richtern das grauſe Gewebe des Königsmordes in allen ſeinen Fäden; aber Niemand, außer dem Papſte, erfuhr von den Richtern die geheimnißvollen Ergebniſſe der Unterſuchung. Gegen des heiligen Vaters

Willen wurde jedoch durch den Großrichter auch der König von Ungarn von den Hauptpunkten unterrichtet. Karl Artus und ſein Sohn Bertrand waren durch frühzeitige Flucht der Unterſuchung entronnen, und hielten ſich auf dem feſten Bergſchloſſe Sant' Agata eingeſchloſſen; Philippa hatten die Qualen der Folter getödtet; Sancia, geſegneten Leibes von ihrem Buhlen Terlizzi, wurde bis zu ihrer Niederkunft im Gefängniſſe gehalten. Die übrigen Schuldigen wurden mit aufgeſpreiztem Munde — damit ſie Nichts, was man geheim halten wollte, an das Volk verrathen könnten — zum Tode geführt und ohne Unterſchied des Ranges lebendig verbrannt.

Andere frühere Gegner des Königs Andreas, um den Verdacht der Theilnahme von ſich zu entfernen, trugen ſelbſt zur Habhaftwerdung der Schuldigen bei. So Katharina von Valois, welche, theils um ſich in den Augen des Ungarnkönigs zu reinigen, theils aus geiziger Gier nach des entflohenen Karl Artus ungeheueren Schätzen, mit einer Schaar deutſcher und böhmiſcher Söldner vor Sant' Agata zog, durch Liſt ſich Eingang verſchaffte, Karl Artus und deſſen Sohn Bertrand feſtnahm und die Reichthümer der Ueberliſteten an ſich riß. Bertrand verſchmachtete im Kerker zu Melfi, Artus wurde umgebracht und ſein in Leder eingenähter Leichnam durch Katharina den päpſtlichen Beamten in Benevento überliefert. Triumphirend und mit des Artus Schätzen beladen, kehrte Katharina nach Neapel zurück, wo die Königin Johanna, im elften Monate nach ihres Gemals Ermordung und ohne die ihr zur Pflicht gemachte Einwilligung des heiligen Vaters abzuwarten, ſich mit Katharina's Sohne, Ludwig von Tarento, vermälte.

Wir kehren nun zu den Ereigniſſen in Ungarn zurück, wo mancherlei Vorfälle und Verwickelungen den König Ludwig bisher gehindert hatten, thatkräftiger in die Angelegenheiten Neapels einzugreifen. Der Aufruf des Hochmeiſters zum Heerzuge wider die heidniſchen Lithauer und Samländer, durch welche die Ordenslande ſo häufigen Einfällen ausgeſetzt waren; der große Ablaß, welchen Papſt Clemens VI. allen Streitern gegen jene Ungläubigen feierlich verkündete, wirkten mächtig auf den religiös-kriegeriſchen Sinn der Zeit. Viele deutſche Fürſten gehorchten dem päpſtlichen Gebote, und auch der jugendliche Ungarnkönig wollte hinter den Uebrigen nicht zurück bleiben. Darum zog er (1344) ebenfalls mit einer ausgewählten Ungarnſchaar nach Preußen, wo der kriegsfreudige Böhmenkönig Johann und ſein Sohn, der mähriſche Markgraf Karl, dann der Markgraf von

Brandenburg, die Grafen von Holland und von Holſtein, ſammt vielen deutſchen edlen Herren ſich bereits unter das Ordensbanner gereiht hatten. Der zweck- und ruhmloſe Ausgang dieſes Kreuzzuges iſt ſchon erzählt worden (ſ. Band III. S. 288).

Bei dem, zwiſchen dem Könige Johann von Böhmen und Kazimierz von Polen ausgebrochenen Kampfe trat König Ludwig, dazu aufgefordert, auf des Letzteren Seite. Die von ihm unter Anführung des Niklas von Széch und des Peter Pokarnok abgeſendeten ungariſchen Hilfsvölker nöthigten den König Johann, von der Belagerung Krakau's abzuſtehen, und ließen dann ſeinen Rückzug nur unter bedeutenden Verluſten an Mannſchaft Statt finden (1345).

In Kroatien und Dalmatien hatte ſich, weil man von des Königs Jugend keine kraftvolle Ahndung beſorgte, wieder der Geiſt der Widerſpänſtigkeit und des Abfalls geregt. Mehre der dortigen Herren hatten dem Könige die Huldigung geweigert. Wider ſie zog ſchon im Herbſte 1344 der Ban Niklas mit vier tauſend ſchwergerüſteten Fußgängern, und erzwang Ruhe und Gehorſam im Lande bis an die Kniner Burg. Aber hier trotzte auf unzugänglicher Felſenhöhe Wladislawa, des Grafen Nilipitſch Witwe, ſammt ihrem Sohne Johannes, verwegen dem Könige und ſeinen Machthabern. Die Feſtigkeit des Platzes ſchreckte den tapferen Ban nicht; er umzingelte die Burg, ſchlug alle Ausfälle zurück, und beugte den Trotz der Beſatzung durch Hunger und Mangel. Die ſtolze Burgfrau legte ſich auf Unterhandlungen; aber der Ban beſtand auf unbedingter Unterwerfung, bis der König das Geſchehene verzieh, worauf der Ban einige Mannſchaft in die Burg legte und dann mit ſeinen Kriegern abzog. Doch kaum hatte er die Save überſchritten, ſo wendete ſich Wladislawa wieder zum Unfrieden, und vertrieb, mit Unterſtützung des Corbaver Grafen Cyriak Guſſitſch, die ungariſche Beſatzung aus der Feſte und der Umgegend von Knin. Da zog der erzürnte König im Juli 1344 an der Spitze von zwanzig tauſend Mann Fußvolk nach Kroatien und ſtellte ſich bei Bihacz drohend auf. Dies ſchreckte und warnte. Die meiſten der Landherren, unter ihnen auch der übermüthige Johannes auf Knin und Graf Guſſitſch, eilten in das Lager des Königs, leiſteten dem Könige die Huldigung und nahmen ungariſche Beſatzung in ihre Schlöſſer. Nach einigem Bedenken, vorzüglich durch die Furcht vor der Macht der mit den Venetern verbündeten Brebirer Grafen erweckt, folgten auch die Städte Cliſſa, Oſtrowicza und Scardona dem Beiſpiele der Unterwerfung.

Die Bewohner von Jadra, wie ſo oft ſchon, abermals mit ihrer Oberherrin, der Republik Venedig, zerfallen, wollten ebenfalls dieſe Gelegenheit benutzen und dem Ungarnkönige ihre Unterwerfung anbieten. Ihre Geſandten ſuchten den König im Lager zu Bihacs, und, da er dasſelbe ſchon verlaſſen, zu Wiſſegrad auf. König Ludwig nahm, im Sinne ſeiner Vorgänger, dieſe Unterwerfung an.

Auf die Kunde davon erſchienen ſogleich fünf venetiſche Galeeren unter des Piedro Canale Anführung vor Jadra, und übten, Anfangs die Maske der Freundſchaft vorhaltend, alsbald arge Grauſamkeiten, obſchon die Bürger von Jadra in ihrer Noth ſich auf den alten Schutzvertrag mit Venedig beriefen. Die Republik beſtand darauf, daß Jadra ſeine Feſtungswerke ſchleifen und dem venetiſchen Grafen ſich unbedingt unterwerfen ſollte, bei Gefahr noch ſchlimmerer Behandlung. Da kam ein karthagiſcher Muth über die Bürger Jadra's, Alles ergriff die Waffen und half die Feſtungswerke ausbeſſern; Mundvorrath war vorhanden auf achtzehn Monate. Zugleich ging eine Geſandtſchaft an den König Ludwig ab, um ſeinen kräftigen Schutz für die ihm freiwillig unterworfene Stadt zu erbitten. Der König verſprach ihnen beizuſtehen mit ſeiner ganzen Macht, und befahl den Banen von Bosnien und Slavonien, alſogleich mit ihren Bannern der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen. Aber Dieſe ließen ſich durch venetiſches Gold blenden und rückten mit ihren Schaaren ſo langſam vorwärts, daß die Republik Zeit behielt, zwanzig tauſend Mann auszuſchiffen. Vergebens ſuchten die Geſandten Jadra's die ſäumigen Bane anzutreiben; der König ſelbſt aber war durch die neapolitaniſchen und andere Händel ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß die Jadratiner mit ihren wiederholten Klagen nur leere Vertröſtungen von ihm erzweckten. Die Veneter benutzten ihre Zeit eifrig; ſie ſprengten die den Hafen von Jadra ſperrende Kette, nahmen das Caſtell von St. Cosmas und Damian, ſchloſſen die Stadt enger ein, und deckten ſich nicht nur durch aufgeworfene Verſchanzungen, ſondern errichteten auch öſtlich von der Stadt eine feſte Citadelle.

In April 1346 ſtand endlich das für Jadra beſtimmte Heer von hundert tauſend Mann ſchlagfertig da; es beſtand zum größeren Theile aus Reiterei, mit welcher freilich auf jenem Kampfplatze weniger auszurichten war. Bei Similicz, ſieben Meilen vor Jadra, unterbrach der König ſeinen Zug; ſein Lager reichte von da bis Vrana. Dann näherte ſich Ludwig

mit zwei tauſend ausgewählten Rittern der Stadt, beſichtigte die Werke der Veneter und übertrug die Belagerung der mit ſechzehn tauſend Mann beſetzten Citadelle, ohne deren Eroberung kein Entſatz der Stadt denkbar war, dem Ban von Bosnien. Die Tapferkeit, mit welcher die Jadratiner einen Hauptſturm der Feinde zurück geſchlagen, erfreute den König dergeſtalt, daß er ſchwur, entweder die Stadt zu befreien oder für ſie zu fallen. Aus dieſem Grunde wies er auch die von den Venetern angetragenen Unterhandlungen zurück, und ſetzte der Citadelle durch eilf ungeheuere Wurfmaſchinen zu. Aber bald verſcherzten die Jadratiner des Königs Gunſt durch die wucheriſche Habgier, womit ſie ihre ungariſchen Befreier bei'm Verkaufe der Lebensmittel drückten und übertheuerten; die ganze Unternehmung ward ihm zuwider und er trachtete jetzt nur, den Kampf mit Ehre, und ſeinem Worte getreu, ſo bald als möglich zu Ende zu bringen. Darum ordnete er auf den 1. Juli einen Hauptſturm an; aber der Verrath des beſtochenen Ban's von Bosnien, welcher die Landung von dreißig venetiſchen Galeeren abſichtlich nicht hinderte, vereitelte den Erfolg. Während jener Landung unternahm Canale einen heftigen Ausfall, und jagte die Jadratiner in die Stadt zurück. Die Ungarn, jetzt in der Fronte wie im Rücken angegriffen, konnten nicht länger Stand halten und warfen, Kriegsmaſchinen und Gepäck zurück laſſend, ſich flüchtend in die Burg von Vrana. Die aufgegebenen Jadratiner konnten nach dieſer Wendung der Dinge den Ungarnkönig nur noch um ſeine Verwendung bei dem Senate der Republik wegen milder Behandlung bitten; aber dieſe Verwendung ward fruchtlos, da die ſiegreichen Veneter jetzt von dem Könige Nichts mehr zu beſorgen hatten, denn die durch Zuthun des bosniſchen Ban's ebenfalls von der Republik beſtochenen ungariſchen Magnaten drängten den König unaufhaltſam zum Abzuge, der ſofort angetreten wurde und das unglückliche Jadra gänzlich ſchutzlos in den Händen der erzürnten Republik ließ.

König Ludwig würde ſeine Hand minder ſchnell von Jadra abgezogen haben, hätte nicht ſeines Bruders Andreas verruchte Ermordung ihn mit aller Macht gegen Neapel hingetrieben, um dort als Rächer aufzutreten und zugleich als Eroberer die Krone von Johanna's ſchuldigem Haupte zu reißen. Ehe er noch zu einem Hauptſtreiche gegen Neapel ausholen konnte, warb ſein Gold ihm dort eine Partei, welche durch innere Empörung ihm den Kampfplatz vorbereiten ſollte. Am früheſten und thätigſten

wirkte dort für ihn der Graf zu Fondi, Nikolaus Cajetani, indem er plötzlich Terracina und die Burg Itri überfiel und für den König von Ungarn in Beſitz nahm. Dieſe Plane wurden von den gleichzeitigen Vorgängen in Deutſchland und Italien vielfach durchkreuzt. Dort war der mähriſche Markgraf Karl, nach einſeitiger Wahl, als Gegenkaiſer Ludwig's des Baiern aufgetreten, ohne jedoch zur Zeit von der Mehrzahl der Reichsſtände, noch von den Städten am Rhein, in Schwaben und Franken anerkannt zu werden. König Ludwig, obgleich Karl's Schwiegerſohn, verſagte Demſelben ebenfalls ſeine Anerkennung, theils weil er Ludwig den Baiern als des Reiches rechtmäßiges Oberhaupt anſah, theils weil die italieniſche Politik der Luxemburger ihm in ſeinen Abſichten auf Neapel hinderlich zu werden drohte. Nachdem Kaiſer Ludwig und der Ungarnkönig den friedliebenden und vorſichtigen Herzog Albrecht von Oeſterreich zwar nicht zur bewaffneten Theilnahme, wohl aber dazu bewogen hatten, daß er ihnen Werbung und freien Durchzug durch ſeine Lande zu geſtatten verſprach, reiſeten beide Ludwige nach Tirol, wo ſie mit Maſtino della Scala, Herrn von Verona und Vicenza, zuſammen trafen, der ſich durch ſie gegen ſeine Feinde, die Visconti von Mailand und die Gonzaga von Mantua, feſtzuſtellen hoffte und daher dem, von ihnen für das Spätjahr beſtimmten Einfalle in Italien allen möglichen Vorſchub zu leiſten ſich verbindlich machte.

Der Landtag beſchloß das erforderliche Aufgebot in Ungarn und bewilligte die Ausſchreibung einer außerordentlichen Abgabe zur Beſtreitung der Kriegskoſten, wobei die freien und königlichen Städte von beglaubigten Kammerbeamten geſchätzt und, nach Maßgabe ihres Vermögens, eine jede mit vier hundert Mark in guten Groſchen oder in Goldgulden beſteuert wurden. So vorbereitet, ſendete König Ludwig (1. April 1346) einen verläßlichen Edlen, Herrn Niklas Toth, genannt Konth, mit großen Geldſummen nach Italien, um die dort herrſchenden Geſinnungen zu erforſchen und dieſelben für den König zu bearbeiten. Einer der Erſten unter den Machthabern Italiens, welcher ſich für den Ungarnkönig erklärte, war Obizzo Eſte, Herr von Ferrara. Als dann die ungariſchen Geſandten die Gränzen Neapels betraten, unterwarf auch die Stadt Aquila, auf Betrieb des dortigen Grafen Lalli, ſich der ungariſchen Krone. Zwar zog Cavalcante, der Feldherr Katharinens von Valois, gegen die abgefallene Stadt, um ſie

zu züchtigen und wieder zu unterjochen; aber ſeine Niederlage befeſtigte die Stadt in ihrer angenommenen Stellung.

Die drohende Gefahr nöthigte ſowohl die Königin Johanna, als die ränkevolle Katharina, ſich ſcheinbar mit Karl von Durazzo auszuſöhnen, indem Jene ihm das bisher verweigerte Herzogthum Calabrien zuſagte. Er führte ein zahlreiches Heer gegen Aquileja; aber der Muth der Belagerten vereitelte drei Monate lang alle ſeine Angriffe. Noch glücklicher, als Ludwig's übrige Emiſſaire, war der von ihm mit ſtattlichem Gefolge und klingender Münze ebenfalls nach Italien geſchickte Nikolaus Henrici, Biſchof von Fünfkirchen. Seine Beredſamkeit und ſein Gold warben dem Könige neue mächtige Verbündete, obenan den Herrn von Foligno, Ugolino de' Trinci, und die einflußreichen Malateſti, Herren von Peſaro, Fani und Rimini. Durch ihre Mannſchaften anſehnlich verſtärkt, rückte Nikolaus vor Aquileja und zwang Karl von Durazzo, die Belagerung des Platzes gänzlich aufzugeben. Der kriegeriſche Biſchof aber unterwarf nach einander Sulmona (des Ovidius Wiege), Venafro, Tiano, Sarno, und ſomit einen beträchtlichen Theil des Landes ſeinem Könige.

Noch einmal verſuchte Ludwig den Weg gütlicher Entſcheidung, indem er dem damals auf der Höhe des Ruhmes und der Volksgunſt ſtehenden Tribun Rienzi ſeine Streitſache mit der Königin Johanna vorlegen und ſeinen ſchiedsrichterlichen Spruch verlangen ließ. Rienzi aber wies die Entſcheidung an den Papſt, deſſen Gunſt König Ludwig durch ſeine enge Verbindung mit dem, von dem Banne der Kirche verfolgten Kaiſer Ludwig dem Baiern längſt verſcherzt hatte. Da der König auf dieſem Wege auf kein unparteiliches Urtheil rechnen durfte, ſo beſchloß er, muthig auf der Bahn der Eroberung weiter zu ſchreiten, und brach, an der Spitze einer kleinen, doch auserleſenen Schaar nach Italien auf (November 1347).

Die Kunde ſeiner perſönlichen Annäherung erregte, nach den bereits voran gegangenen Erfolgen der ungariſchen Sache, in Italien Beſtürzung und Unruhe. Papſt Clemens ordnete ſogleich einen Legaten ab, um erſtlich für den Fall, daß Johanna ihr Reich verließe oder aus dem Leben ſchiede, dem unmündigen Sohne derſelben, Karl Martell, die Huldigung der Glieder des königlichen Hauſes und der Stände zu erwirken, dann aber ſchleunigſt dem Ungarnkönige entgegen zu ziehen und ihm Papſt Johann's XXII. Bannbullen wider alle Befehder Neapels vorzuhalten. Auch Johanna ſäumte in ihrer

Gewiſſensangſt nicht, dem Könige Ludwig den Biſchof von Tropea entgegen zu ſenden, um ihm ihre Unſchuld an der Ermordung ihres geliebten Gemals zu betheuern, worauf Ludwig jedoch eben ſo ungläubig, als zürnend und drohend antwortete, und ungeſtört ſeinen Zug gegen die Brenta fortſetzte.

In Padua verweilte er einige Tage bei dem Herrn dieſes Gebietes, dem ihm ergebenen Jakob von Carrara, welcher ihm acht hundert Reiter zuführte; drei hundert erwarteten ihn zu Verona unter den dortigen Herren Albert und Maſtino della Scala. Auch Philipp Gonzaga zu Mailand, und die Pepolo zu Romagna, ſchloſſen ſich mit ihren Schaaren ihm an und verſtärkten ſeine Kriegsmacht. Der Graf von Romagna, welcher, auf päpſtliches Geheiß, einen Verſuch machte, zu Imola und Faenza dem Könige den Durchzug zu verwehren, ſtand ſehr bald von dem unausführbaren Vorhaben ab. In Forli erwarteten ihn Geſandte der Florentiner mit reichen Geſchenken und begrüßten ihn als Erretter Italiens; alſo gab es ihnen ihr Haß gegen das Haus Anjou-Neapel ein, auch glaubten ſie den König im Einvernehmen mit Rienzi. Der Herr von Corti, Franz von Odelaffo, ſtieß mit drei hundert Rittern zu ihm. In Rimini ſtellten die Malateſti ihm zu Ehren prächtige Feſte an, und er ſchlug hier einige vornehme italiſche Jünglinge zu Rittern, darunter einen jungen Malateſta, der ſich, um dem Könige zu ſchmeicheln, den Beinamen Ungar zulegte.

Als der päpſtliche Legat vor den König trat, ihm die Schreckniſſe des kirchlichen Bannes androhend, wenn er weiter gegen Neapel zöge und die Herrſchaft dieſes Reiches an ſich riſſe, entgegnete Ludwig mit Feſtigkeit: die Krone von Neapel gebühre ihm nach dem Rechte ſeiner Väter, das man zu Avignon verletzt habe. Seine Lehenspflichten wolle er redlich gegen die Kirche erfüllen, aber ungerechten Bann nicht fürchten. Alle ferneren Verhandlungen mit dem Legaten abbrechend, zog er (24. December 1347) in Aquileja ein; vorgetragen wurde ihm eine ſchwarze Fahne mit dem Bildniſſe des ermordeten Andreas, um zu zeigen, daß er komme als ein Rächer blutiger Schuld. Nirgends wagte man ihm Widerſtand zu leiſten; nur der Königin Johanna Gemal, Ludwig von Tarento, und ſein Anhänger Nikolaus Acciajoli, legten ſich mit einigen Truppen vor Capua, um die Brücke und den die Stadt beſpülenden Volturno zu beſetzen. Karl von Durazzo, in ſeinem Gewiſſen nicht rein, ſetzte ſeine Burgen in Vertheidigungszuſtand und brachte ſeine Vorräthe nach Monte St. Angelo in Ver-

wahrung. Der wegen ſeiner Anhänglichkeit an König Ludwig in Neapel als Verräther geächtete Nikolaus Cajetani, Graf von Fondi, ging beherzt über den Volturno, verjagte Ludwig von Tarent und deſſen Truppen, und nahm Capua für den Ungarnkönig in Beſitz.

Dieſe Vorgänge raubten der Königin Johanna dergeſtalt allen Muth, daß ſie jeden Widerſtand aufzugeben, dem ſiegreichen Könige Ludwig die Schlüſſel der Städte freiwillig entgegen zu bringen befahl und, ihrem Reiche den Rücken kehrend, mit ihren Schätzen nach der Provence flüchtete. Ihr bei Capua geſchlagener Gemal wollte ihr dorthin folgen; aber die Provençalen, beunruhigt durch das Gerücht, Johanna wolle die Provence gegen ein anderes Gebiet in Frankreich vertauſchen, nahmen ſie gefangen und ſetzten ſie auf die Burg Arnaud zu Aix feſt.

Inzwiſchen war König Ludwig (11. Januar 1348) in Benevent eingetroffen, wo er ſeine Heeresmacht ſammelte, die ſich jetzt auf zahlreiches Fußvolk und mehr als ſechs tauſend Reiter belief. Er führte ſie über den Volturno und zog fünf Tage ſpäter in Averſa ein, hier im Kloſter San Piedro di Morrono dieſelben königlichen Gemächer beziehend, deren Boden das Blut ſeines Bruders getrunken. Die Mehrzahl der neapolitaniſchen Großen ſuchte ihn hier auf, um durch ihre dargebrachte Huldigung ſeinem Zorne zuvor zu kommen; auch die Stadt Neapel und die Provinzen ſendeten ihm Boten, um ihn ihrer Unterwerfung zu verſichern und ihn zum feſtlichen Einzuge in die Hauptſtadt einzuladen. Der König entbot ſeine Huld Allen, die keinen Antheil an der Ermordung ſeines Bruders gehabt. Auf dieſe Verſicherung hin verfügten ſich des Titularkaiſers Bruder, Philipp, und die Brüder Karl, Ludwig und Robert von Durazzo in das Lager des Königs. Den Karl von Durazzo aber hatte der vom Könige mit großem Vertrauen beehrte Erzbiſchof von Neapel bei Ludwig in das gehäſſigſte Licht geſtellt, ihn als Mitwiſſer und Mitanſtifter der Ränke Talleyrand's geſchildert und zu beweiſen geſucht, daß, ſo lange Karl von Durazzo lebe, dem Ungarnkönige in Neapel keine Sicherheit und kein Heil blühe. Die Aufhetzungen weckten in König Ludwig's ſonſt offenem Herzen einen finſteren Argwohn und tödtlichen Haß gegen Karl von Durazzo; er hielt einen Rath, was man mit Letzterem beginnen ſollte, und es wurden Diejenigen, welche zur Milde und Schonung riethen, von Denen überſtimmt, welche Karl's Untergang wollten. Die Wage ſank mit Karl's Todesloſe herab. Einige

Gutgeſinnte warnten den Prinzen vor dem Anſchlage auf ſein Leben; aber er hatte bei dem Könige bei ſeinem Kommen eine ſcheinbar ſo wohlwollende Aufnahme gefunden, daß er nichts Schlimmes glauben wollte. Arglos erſchien er bei dem Nachtmahle, zu welchem der König ihn geladen. Noch während der Tafel wurde er von einigen Seiten gewarnt und zum Fliehen aufgefordert; doch ſeine Stunde war gekommen und ſein Verhängniß machte ihn taub gegen die Stimme der Rettung. Als nun die Tafel aufgehoben wurde, wendete ſich der König zornſchnaubend an Karl, warf ihm vor, daß er in Gemeinſchaft mit Talleyrand Ränke gegen König Andreas geſponnen, deſſen Krönung gefliſſentlich verzögert, die Prinzeſſin Maria, die verlobte Braut des Königs oder ſeines Bruders, zur Heirat bethört, dann des Andreas Mörder nicht aus reinem Willen, ſondern aus Haß gegen die Königin, verfolgt; endlich ihn, den König, trügeriſch in das Land gerufen habe und dann doch bei Aquileja ihm mit den Waffen in der Hand entgegen getreten ſey. Karl entſchuldigte ſich und betheuerte ſeine Ergebenheit; doch der König eilte ergrimmt hinweg, und der Woiwod von Siebenbürgen, Stephan Apór, nahm den Prinzen gefangen. Am anderen Morgen hielt der König noch einmal Rath, welches Schickſal über den Herzog Karl von Durazzo zu verhängen ſey. Die Magnaten wiederholten den blutigen Spruch, und ſofort wurden zwei Ritter mit ihren Knappen zu Karl geſendet, um das Urtheil an ihm zu vollſtrecken. Ein Prieſter des Kloſters bereitete ihn zum Tode; dann wurde er auf denſelben Balcon geführt, wo Andreas ſeinen Geiſt hatte aufgeben müſſen, und hier enthauptet, ſein Leichnam, wie damals jener des ermordeten Königs, in den Garten hinab geſchleudert, wo er durch drei Tage unbeerdigt lag. Milder, als der unglückliche Herzog, deſſen Hinrichtung unter den vorhandenen Umſtänden ein unaustilgbarer Flecken im Leben König Ludwig's bleibt, wurden die übrigen Prinzen behandelt. Der Titularkaiſer Robert, deſſen Bruder, der Herzog Philipp von Tarento, dann des Enthaupteten Brüder, Ludwig und Robert, wurden nach Ungarn geſendet und in anſtändiger Haft auf der Wiſſegrader Burg gehalten. Karl's trauernde Witwe, die neunzehnjährige Maria, entfloh unter dem Schutze und in Begleitung des Biſchofs von Caſerta, mit ihren vier unmündigen Töchtern nach der Provence, nachdem nicht nur der Pöbel von Neapel, ſondern auch der Johanniter Moriale, auf die Kunde von dem Loſe der Prinzen, deren Paläſte geplündert hatten.

Nach jenem, wenn nicht ungerechten, doch übertriebenen und grauſamen Strafgerichte hielt der wieder beſänftigte König ſeinen Einzug in Neapel, die Feierlichkeiten ſtolz verſchmähend, welche Furcht und Heuchelei ihm zu bereiten trachteten. Er beruhigte das Volk, das eine Plünderung der Stadt befürchtet hatte, und beeilte ſich dann, aus der Staatsverwaltung Neapels jene Uebel zu entfernen, die wie ein Krebsſchaden ſo lange daran genagt hatten. Die Rechtspflege wurde in beſſeren Stand geſetzt, und der Willkür wie der Räuberei ſtreng' entgegen gearbeitet. Gegen die Mörder des Königs Andreas währte die Unterſuchung fort, und Keiner wurde begnadigt, den man der Mitſchuld überwies. Die verworfene Sancia, welche früher ihre Schwangerſchaft vor der Hinrichtung gerettet, wurde, nachdem ſie entbunden hatte, auf den Scheiterhaufen geführt; der Graf Konrad von Catanzaro, welcher überwieſen worden, zur Erdroſſelung des Andreas unmittelbar ſeine eigene Hand geboten zu haben, wurde unter ſo ſchrecklichen Martern hingerichtet, als die grauſame Erfindungsgabe des Zeitalters nur erſinnen konnte.

Die Unterwerfung des Landes Neapel war, mit geringen Ausnahmen, auf gütlichem Wege geſchehen. Um ſo mehr eilte König Ludwig, die Freibeuterbanden, mit welchen er zum Theil den Krieg begonnen hatte und die, nach hergeſtelltem Frieden, dem Lande eine Laſt und ein Schrecken waren, zu entlaſſen. So verbannte er den räuberiſchen Johannes Pipin, Grafen von Minervino, dem er, nach ſeiner Vertreibung aus Rom, eine Weile Zuflucht gewährt hatte, aus dem Reiche. Eben ſo verabſchiedete er den ſogenannten Herzog Werner, Condottiere der unter dem Namen der Compagnie des heiligen Georg berüchtigten Freibeuterbande, welche er eine Zeitlang in ſeinem Solde gehabt hatte, und verwies ihn aus dem neapolitaniſchen Gebiete. Die Verbannten warteten, wie voraus zu ſehen, ihre Gelegenheit ab, um dem Könige zu ſchaden.

Nach ſeiner Ankunft in Neapel trachtete der König, ſich in dauernden und geſetzlichen Beſitz des Landes zu bringen. Er nahm die Huldigungen der Reichsbaronen hin, die, mit Ausnahme des flüchtig gewordenen Grafen von Mileto, ſämmtlich zu dieſer Handlung erſchienen, und ſendete den zweijährigen Karl Martell, den er, ungeachtet ſeiner zweifelhaften Abkunft, als ſeines Bruders Andreas Sohn anerkannte und ihm die Würde eines Herzogs von Calabrien ertheilte, der Königin Eliſabeth nach Ungarn zur Pflege

und Erziehung. Von dem Papſte aber forderte er, nach geſchehener Huldigung, die Krönung als König von Neapel, ſo wie Unterſuchung und Urtheil gegen die des Gattenmordes offenkundig ſchuldige Johanna in der Provence. Der Kardinal-Legat Bertrand überbrachte ihm die Antwort des Papſtes, welche freilich mit ſeinen Wünſchen und Entwürfen ſehr im Widerſpruche ſtand. Hätte der Papſt nicht die Prinzen von Neapel in des Königs Händen gewußt, ſo würde er vielleicht noch entſchiedener und feindſeliger gegen ihn aufgetreten ſeyn; ſo aber begnügte er ſich, um das Schickſal der Gefangenen nicht zu verſchlimmern, mit Verweiſen und Ausflüchten. Johanna — ſo lautete die Erklärung des heiligen Vaters — beſitze den Thron Neapels kraft des Teſtaments ihres Großvaters, und der Papſt könne ſie desſelben, ohne überführende Beweiſe des ihr zur Laſt gelegten Verbrechens, nicht verluſtig erklären. Bereits ſeyen drei Kardinäle zur Unterſuchung der wider die Königin erhobenen Anklage ernannt, und der König möge zu gleichem Zwecke auch die Unterſuchungsakten des Großrichters einſenden. Immer aber bleibe es, ſelbſt wenn Johanna ſchuldig befunden würde, zweifelhaft, ob daraus ein Erbfolgerecht für den König von Ungarn oder den Herzog von Calabrien erwachſen werde, und ob nicht vielmehr dann das Reich Neapel dem apoſtoliſchen Stuhle anheim fallen müſſe. Aus dieſem Grunde hätte auch der König ſich dieſes Reiches niemals bemächtigen ſollen, und der heilige Vater werde auch nimmer es genehmigen. Die Hinrichtung des Herzogs von Durazzo ohne rechtliche Form ſey eine Gewaltthat und Ungerechtigkeit; auch habe der König, der doch den Papſt als Oberlehnsherrn von Neapel anſehen müſſe, nicht die Befugniß gehabt, ohne päpſtliche Einwilligung den unmündigen Herzog von Calabrien nach Ungarn zu ſenden. Die Gefangennahme der übrigen Prinzen des Hauſes ſey als offenbare Beleidigung des päpſtlichen Stuhles anzuſehen und verdiene als ſolche geahndet zu werden.

Wie ſehr der Papſt für Johanna und deren Anhang eingenommen war, ging aus dem glänzenden Empfange hervor, den er jener Königin, wie auch ihrem Gemale und ihrer Schweſter Maria, bei deren Einzuge in Avignon bereitete, und es ließ ſich voraus ſehen, daß unter ſolchen Umſtänden Johanna durch die, nur zum Scheine aufgeſtellten geiſtlichen Unterſuchungsrichter von jeder Schuld frei geſprochen werden würde. Da König Ludwig, obſchon die Folgerungen beſtreitend, doch die vermeinte Ober-

lehnsherrlichkeit des apoſtoliſchen Stuhles über Neapel als Thatſache gelten ließ, ſo war ſchwer abzuſehen, wie er von dieſem angenommenen Geſichts- punkte aus dennoch ſeine doppelte Abſicht: den Beſitz Neapels zu behaupten und Johanna als Verbrecherin gerichtlich zu verfolgen, durchführen werde können. Noch zweifelhafter geſtalteten ſich die Ausſichten, als Ludwig durch die allgemeine große Peſt ſich bewogen fand, Italien zu verlaſſen und, den Woiwoden Stephan Apór als Statthalter in Neapel einſetzend, nach Ungarn zurück kehrte (1348).

Aber auch nach ſeiner Heimkehr war des Königs Blick fortwährend auf Neapel gerichtet. Es kam ihm daher nicht unerwünſcht, daß Venedig die Hand zum Frieden bot. Die Republik ſtellte ihm die Wahl, ihr ent- weder ſeine Anſprüche auf die Seeſtädte Spalatro, Sebenico, Traw und Nona gegen eine verhältnißmäßige Summe abzutreten, oder, wenn er ſeine Oberherrlichkeit nicht aufgeben wollte, den Senat Venedigs mit jenen Städten zu belehnen. Zwar ging König Ludwig weder auf den einen, noch den anderen Vorſchlag ein; wohl aber geſtand er einen Waffenſtillſtand auf acht Jahre zu, der ihm nun für ſeine andere Angelegenheiten die Hände wieder doppelt frei ließ.

Gleichzeitig ließ König Ludwig ſeine Unterhandlungen mit dem Papſte fortſetzen, zu welchem Zwecke er den Neutraer Biſchof Nikolaus und den Eiſenburger Grafen Georg nach Avignon ſendete. Er ließ dem heiligen Vater ſeine Bitte um Belehnung mit Neapel und um gerechtes Urtheil über Johanna wiederholen, dabei vorſtellen, daß ſein Zug nach Neapel nicht einem ausdrücklichen päpſtlichen Verbote zuwider, und nur aus dem Grunde geſchehen ſey, um an den, bisher der Strafe entzogenen Mördern des Königs Andreas Vergeltung zu üben, keineswegs aber die Rechte der römiſchen Kirche zu verletzen. Er erbot ſich, Karl's von Durazzo Mit- ſchuld an dem Königsmorde, ja ſelbſt deſſen Anſchläge auf ſein, König Ludwig's, Leben zu erweiſen, die gefangenen Prinzen aber ſogleich in Freiheit zu ſetzen, wenn der Papſt ihr friedliches Verhalten in Neapel verbürgen wolle. Würde ihm der Papſt die Belehnung mit Neapel durch- aus verweigern, ſo ſey er bereit, ſich ſeiner Anſprüche auf dieſes Reich zu begeben und ſeine Heeresmacht von dort zurück zu ziehen; doch nur unter der Bedingung, daß der Gerechtigkeit gegen Johanna vollſtändiger Lauf geſtattet würde.

Gar bald zeigte ſich, wie viel Zeit und Vortheil der König durch ſeine Verhandlungen mit dem päpſtlichen Stuhle bereits verloren hatte, und dies Alles wegen eines Reiches, in deſſen thatſächlichen Beſitz ihn bereits die Gewalt der Waffen und die Gunſt der Umſtände gebracht hatte. Seit ſeiner Abreiſe war in Neapel ſchon Vieles zum Wiederabfalle von ihm vorbereitet worden, da der Unterhalt der ungariſchen Truppen den Neapolitanern ein Gegenſtand des Mißvergnügens war, und manche der vom Könige dort eingeſetzten Beamten die entſtehende Unzufriedenheit durch Uebermuth und Bedrückungen vermehrten. Johanna aber ließ durch den gewandten Acciajoli die Gemüther für ihre Zwecke bearbeiten und traf alle Maßregeln zur Rückkehr in ihr Reich. Da es ihr an Geld gebrach, verkaufte ſie ihre Juwelen an reiche Frauen, und an die römiſche Kirche ſogar die Stadt Avignon nebſt dem dazu gehörigen Gebiete. Um ihre Plane zu erleichtern, verlieh der Papſt ihrem Gemale den Königstitel. Zugleich verwilligten Baronen, Prälaten und Städte freiwillige Steuern; die Genueſer liehen auf vier Monate zehn Galeeren her; in der Provence und in Piemont wurde die Werbtrommel gerührt.

Ehe noch der vom Papſte zur Vornahme des Verhörs angeſetzte Tag erſchienen war, ging Johanna, in tiefer Heimlichkeit und anſcheinend ohne Wiſſen der Curie, in Marſeille an Bord und landete (im Auguſt 1348) vor Neapel. Der ſchon gedachte Condottiere Werner, ſeiner Verbannung wegen nicht wenig auf König Ludwig erzürnt, trat jetzt mit zwölf hundert Freibeutern in Johanna's Sold, und die Neapolitaner ließen ſich der Mehrzahl nach ſchnell für ihre ſchöne, jugendliche Königin begeiſtern, die mit dem Scheine unverſchuldeten Unglückes die Herzen zu rühren verſtand. Alsbald eroberten ihre Anhänger die, die Stadt Neapel beherrſchenden Caſtelle di Capua, Sant Elmo und dell' Uovo, dann die Stadt Acerra, deren Burg jedoch erſt nach längerer Belagerung den Ungarn abgenommen wurde; mit leichterer Mühe wurden Averſa und Capua, Arizzi jedoch erſt nach dem tapferſten Widerſtande genommen. Aber immer war Johanna der Beſitz der Hauptſtadt nicht geſichert, da die Ungarn unter dem tapferen Grafen Ulrich von Wolfhard noch im Beſitze des Caſtello nuovo waren, und von hier aus der Stadt heftig zuſetzten. Alle Angriffe ſchlug der Graf ſtandhaft zurück, und weder die verführeriſche Zuvorkommenheit der Königin, noch die durch ihre Umtriebe unter ſeiner Beſatzung angezettelten Meute-

reien, machten ihn in der Vertheidigung des Platzes irre. Erſt als die Lebensmittel aufgezehrt waren und nirgends eine Ausſicht auf Entſatz ſich zeigte, räumte der Graf das Caſtell und führte ſeine Schaar in der Nacht mit ſolcher Stille und Ordnung hinweg, daß ſein Abzug den Belagerern erſt nach ſechs Tagen kund wurde. In ungariſchen Händen war jetzt Nichts mehr, als Goglioniſi, Ortona, Trivento, Manfredonia, Monte Sant Angelo, das Caſtell von Lucera und einige Burgen in Calabrien, von denen jedoch, nachdem Aſtili durch Verrath übergegangen, Monteleone, Seminara und Nicotera ebenfalls verloren wurden.

Vortheilhafter ließ ſich der Feldzug des folgenden Jahres (1349) für die Ungarn an. Ludwig von Tarento holte vor Lucera in einer ſechsmonatlichen Belagerung ſich nur Schimpf und Wunden, ohne den Platz zur Uebergabe zu bringen; eben ſo ungünſtig fiel ein verſuchter Sturm auf Manfredonia aus. Glücklicher waren die Ungarn. Konrad Wolf nahm mit ſeinen Deutſchen Foggia weg, überfiel dann, in Gemeinſchaft mit Stephan Apór, das von dem Condottiere Werner vertheidigte Corneto, und nahm Dieſen ſelbſt gefangen. Die zu ſpät zum Entſatze eintreffenden Lombarden wurden, eben ſo wie Werner's deutſche Freibeuter, gezwungen, in ungariſche Dienſte zu treten. In der Provinz Capitanata hatte Johanna Nichts mehr im Beſitze; Ludwig von Tarento war genöthigt, ſich nach Neapel zurück zu ziehen, wohin ſeine vornehmen Anhänger ihm beſtürzt folgten.

Der Woiwode Stephan Apór übte, wohin er kam, ſtrenge, ja grauſame Rechtspflege. Zu Barletta ließ er den früheren Statthalter Jakob Cavalcante, wegen damals von ihm verſchuldeter Bedrückungen, aufknüpfen. Die Freude, Bedrücker des Volkes auf ſolche Weiſe beſtraft zu ſehen, bewog auch die Städte der Landſchaft Bari, ſich der ungariſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Da Johanna und ihr Gemal dem tapferen Woiwoden mit Waffengewalt nicht beizukommen wußten, nahmen ſie ihre Zuflucht zur Liſt. Es wurden ihm gefälſchte Schreiben überbracht, die ihn aufforderten, alſogleich aufzubrechen und die Unterwerfung der ganzen Terra di Lavoro anzunehmen. Der Zweck dieſer Liſt war, den Woiwoden und ſeine Kriegsſchaaren aus Bari und Capitanata wegzulocken und nach ſeinem Abzuge die Wiedereroberung dieſer Provinzen vorzunehmen. Zwar ging Stephan auf die Täuſchung ein, doch ohne daß die Anſtifter etwas dabei

gewannen. Er zog gegen die Terra di Lavoro, verwüſtete und plünderte unterwegs alle Städte, welche ſeinem Zuge ſich widerſetzen wollten, zerſtörte Capua faſt auf den Grund und ſchlug in Averſa, das, durch jene Beiſpiele gewarnt, ſich auf die erſte Aufforderung ergab, ſein Hauptquartier auf. Hier bot ihm Ludwig von Tarento die Schlacht, hoffend, ihn durch einen zum Scheine angetragenen Aufſchub zu täuſchen. Die Schlacht endete mit einer gänzlichen Niederlage der Neapolitaner, deren Heerestrümmer bis unter die Mauern Neapels verfolgt wurden; die neapolitaniſchen Feldherren, Raimund von Baur, Robert von Sanſeverino, Rogerone von Triarico und Adam Visconte, fielen in ungariſche Gefangenſchaft. Sie wurden von den deutſchen Söldnern, denen der Woiwode für den Augenblick ihren rückſtändigen Sold nicht zu zahlen fähig war, ſo lange grauſam gemartert, bis ſie ſich hundert tauſend Goldgulden abpreſſen ließen, worauf Stephan, gerührt durch ihre Leiden, ſie gegen das Verſprechen künftiger treuer Anhänglichkeit an den König von Ungarn in Freiheit ſetzte und den deutſchen Truppen ſeinen eigenen Sohn als Geiſel für die rückſtändige Löhnung übergab. Aber der Geiſt der Empörung war nun einmal unter die deutſchen Söldner gekommen; ſie hegten ſogar die Abſicht, den Woiwoden gefangen zu nehmen und gegen reichen Lohn an Neapel zu verkaufen. Um ſich zu retten, zog Stephan mit ſeinen Ungarn und denjenigen deutſchen Truppen, die ihm treu geblieben, mitten in der Nacht nach Manfredonia ab, und ſchiffte ſich hier nach Dalmatien ein.

Ein widriger Zufall, durch keine Feigheit verſchuldet und durch keine Tapferkeit wegzuräumen, hatte den Fortgang der ungariſchen Waffen im entſcheidendſten Augenblicke aufgehalten, und machte die früheren Siege beinahe fruchtlos. Verhandlungen traten wieder an die Stelle der kriegeriſchen Wagniſſe, und der Kampf zuckte nur an vereinzelten Punkten noch ſchwach fort. Konrad Wolf ſchloß mit den Neapolitanern eine Uebereinkunft, und mit Ludwig von Tarento einen Waffenſtillſtand. Jene erkauften ſich mit zwanzig tauſend Goldgulden die ungeſtörte Weinleſe; Dieſe mit hundert tauſend Gulden Waffenruhe bis zum nächſten Frühjahre. Käme bis dahin der Ungarnkönig in das neapolitaniſche Gebiet zurück, ſo ſollten die Deutſchen die Freiheit haben, wieder zu ſeiner Fahne zu ſtoßen; käme er nicht, ſo würden ſie dem Könige von Neapel für hundert tauſend Goldgulden alle eroberten Plätze in Terra di Lavoro einräumen und in ſeine

Dienſte übergehen. Der Mangel, welcher ſich in dem ausgeſaugten und verödeten Lande fühlbar machte, nöthigte auch den Condottiere Werner, mit dem Reſte ſeiner Freibeuterbande ſich nach der Romagna zurück zu ziehen. Konrad Wolf legte ſchwache Beſatzungen nach Averſa und Tiano, und zog mit ſeinen übrigen Kriegern in das Thal von Benevento hinab, wo andere ungariſche Schaaren ſich ihm anſchloſſen. Averſa ging bald darauf durch Hunger an die Truppen Ludwig's von Tarento verloren und wurde ſtark befeſtigt. Konrad Wolf's Erkrankung in Goglioniſi löſete noch mehr das Band der Ordnung. Die Mehrzahl ſeiner zügelloſen deutſchen Freibeuter zog ab, um unter eigens erwählten Führern Kampf und Raub auf eigene Fauſt fortzuſetzen. Sie trieben arge Gräuel im Lande, ſchonten keiner Partei, und ängſtigten Städte und Volk ſo ſchwer, daß gewiſſermaßen Freunde und Feinde ſich getröſtet fühlten, als Stephan Apór zurück kehrend mit drei hundert ungariſchen Reitern vor Manfredonia landete, um ſeines Königs baldige Ankunft mit erneuerter Heeresmacht zu verkündigen. War doch der offene Krieg dem Lande minder ſchrecklich, als die Gräuel jener räuberiſchen Freibeuter!

Vergebens hatte Papſt Clemens VI. kein Mittel unverſucht gelaſſen, um den Ungarnkönig an einem zweiten Zuge nach Neapel zu hindern. Alle ſeine Schritte, den Frieden mit Johanna zu vermitteln, ſcheiterten an Ludwig's Beharrlichkeit, der, nachdem der nachgeborene Karl Martell in Ofen verſtorben war, ſeine früheren Erbanſprüche auf das Königreich Neapel erneuerte, dieſelben auf ſeinen jüngeren Bruder Stephan übertrug und dabei vorſchlug, Letzteren nach König Robert's letztwilliger Verfügung mit der Prinzeſſin Maria, der Witwe Karl's von Durazzo, zu vermälen, wobei er jedoch nicht unterließ, ſtrengere Unterſuchung und Urtheilsſpruch wider Johanna zur abermaligen Bedingung zu machen. Die Antworten des Papſtes blieben die früheren: er könne Johanna vor ihrer rechtmäßigen Verurtheilung nicht des Reiches berauben, und nur wenn dieſelbe auf die letzte Vorladung nicht erſchiene, könnte über ſie, als eine Hartnäckige, abgeurtheilt und der richterliche Spruch an ihr vollſtreckt werden; für die Dauer der Unterſuchung laſſe ſich übrigens keine Friſt beſtimmen.

Solche Erklärungen machten weitere Verhandlungen unnütz; daher verließ der Legat im Februar 1350 Ungarn, und faſt gleichzeitig landete König Ludwig, von Ständen und Städten mit Truppen und Geld wohl

unterſtützt, vor Manfredonia. Die in Neapel zerſtreuten ungariſchen Streitkräfte ſtießen bei Barletta zu des Königs neu angekommenen Truppen. Die Stadt Trani unterwarf ſich auf einmalige Aufforderung dem Könige, desgleichen Bari nach wöchentlicher Belagerung; die Städte Polignano, Monopoli und Villanova ſchwuren den Eid der Treue. Des Königs Heer verſtärkte ſich durch die Fähnlein vieler neapolitaniſchen Landherren, ſo wie durch zahlreiche Freibeuterhaufen, welche unter ſeinen Bannern auf Lohn und Beute zählten. Der König beſchloß, zuvörderſt einen Theil ſeines Heeres nach Otranto zu führen, den anderen nach Baſilicata zu ſenden, und erſt wenn hier und in Calabrien ſeine Herrſchaft feſt ſtünde, ſich gegen Terra di Lavoro zu wenden. Aber bevor es noch zum Auszuge aus Barletta kam, brach unter dem ungleichartig zuſammen geſetzten Heere Empörung aus, indem die Deutſchen den Ort nicht eher verlaſſen wollten, bis ſie denſelben ausgeplündert hätten. Als der König ſeinen Befehl drohend wiederholte, gehorchte ein Theil der Deutſchen; die zurück bleibenden Meuterer griff der Woiwode Stephan Apór an der Spitze von zwei tauſend Ungarn mit dem Säbel in der Fauſt an. Sie wichen zwar für den Augenblick, ſammelten ſich aber bald wieder und zogen auf anderen Wegen in die Stadt zurück. Da ließ der erzürnte König heftig auf ſie einhauen, ſo daß die Mehrzahl der Empörer erſchlagen wurde und nur ein kleiner Reſt entkam.

Nach ſolcher Beſtrafung der ungehorſamen Freibeuter und Wiederherſtellung der Sicherheit, zog Ludwig vor Canoſa, nahm die Stadt mit Sturm, die ſtandhaft vertheidigte Burg zuletzt durch Capitulation, und kämpfte ſelbſt mit wie ein gemeiner Krieger, wo die Gefahr am größten war. Boten überbrachten ihm im Lager vor Canoſa die Huldigung der Städte Venoſa, Spinacciola, Corneto, Candela, Melfi, Atelle, Rapolla, Ascoli und Minervino; nur die Burg der letztgenannten Stadt und jene von Melfi zeigten ſich zum Widerſtande bereit.

Auf die Nachricht, daß der wichtige Platz Averſa ſich zur nachdrücklichſten Vertheidigung rüſte, ſendete der König ein Heer von Ungarn und Deutſchen dorthin, und lagerte ſich mit der Hauptmacht vor Melfi, um von dieſem Mittelpunkte aus die Fäden des Kampfes zu lenken. Hier kam ihm eine Ausforderung Ludwig's von Tarento zum Zweikampfe zu, um durch dieſes ritterliche Mittel den Ausgang des Krieges zu entſcheiden und

das Leben tapferer Krieger zu ſchonen; als Kampfplatz ſchlug der Ausforderer Paris, Perugia, Avignon oder Neapel vor. Der Ungarnkönig antwortete, er nehme den Zweikampf an; nur die genannten vier Plätze ſeyen ihm nicht genehm, weil ſie mehr oder minder unter dem Einfluſſe des Königs von Neapel ſtünden. Vielmehr trug er darauf an, den Zweikampf entweder vor dem über beiden Kämpfern erhabenen deutſchen Kaiſer, oder vor ihrem gemeinſamen Freunde, dem Könige von England, oder vor dem parteiloſen Patriarchen von Aquileja auszufechten. Sey Ludwig von Tarento mit dieſem Antrage einverſtanden, oder halte er ihn für eine bloße Ausflucht, ſo werde der Ungarnkönig nächſtens mit ſeiner ganzen Heeresmacht zu ihm kommen, und es könne dann über Ort und Umſtände des Zweikampfes nähere Berathung gepflogen werden.

Vor Melfi hielt den König die Feſtigkeit des Platzes und der Muth der Vertheidiger auf; darum brach er die Belagerung ab, und zög mit ſeinen verſtärkten Streitkräften in das jenſeitige Principato. Stadt und Gebiet von Conza ergaben ſich freiwillig; Conturſi verſuchte Widerſtand und büßte es mit allgemeiner Plünderung, welche der König ſeinen gereizten Soldaten nicht zu wehren vermochte. Als er über den Tanager (Negro) zog, befahl er einem Jünglinge, die Furt zu verſuchen, und als dieſer in einen Strudel gerieth und unterſank, ſtürzte ſich der König ſelbſt in die Flut und rettete den Sinkenden.

Der Plünderungswuth ſeiner Krieger that der König Einhalt ſo gut er konnte, und um ihnen die Gelegenheit zu rauben, führte er ſie durch keine Städte mehr. Salerno, das halb zu ihm, halb zu Neapel hielt und darüber im Bürgerſtreite lebte, brachte er durch ſein ſchnelles Erſcheinen ganz auf ſeine Seite. Die Treue ihm ergebener Magnaten belohnte er durch Belehnung mit Ländereien und Gütern, welche er ihm abwendig gewordenen neapolitaniſchen Herren entriß. Nachdem Somma in einem blutigen Sturme genommen und für ſeinen erbitterten Widerſtand durch Gemetzel und Plünderung beſtraft worden war, ſammelte der König ſein Heer vor Averſa, welches durch drei Monate der Belagerung Trotz bot. Der König ſelbſt wurde bei einem Sturme hart am Fuße verwundet. Später, als auf keinen Entſatz zu hoffen war, ergab ſich der Platz auf ehrenvolle Bedingungen.

Johanna und ihr Gemal ſahen ſich in Neapel nicht mehr ſicher; ſie flüchteten nach Gaeta, und da jetzt die Hauptſtadt ſich nicht länger gegen die

ſiegreichen Waffen des Ungarnkönigs halten konnte, ſo war Derſelbe als Herr des ganzen Reiches anzuſehen. Er ſicherte ſich die eroberten Provinzen und Städte durch Beſatzungen und verläßliche Befehlshaber, führte dann ſein Heer nach Neapel und nahm Caſtello nuovo in Beſitz.

Nachdem ſchon ſo viel verloren war, glaubte der Papſt mit größerer Entſchiedenheit handeln zu müſſen. Er gab ſeinen zwei Legaten in Neapel den Auftrag, den Ungarnkönig, wenn Derſelbe die Friedensanträge verſchmähe, mit dem Banne zu belegen. Hiermit in Verbindung ſtand eine unter dem Adel und dem Volke von Neapel ausbrechende Empörung, welche den, auf plötzlichen Angriff nicht vorbereiteten Ungarn den Untergang gebracht haben würde, hätte nicht ihrer Anführer Wachſamkeit ſie gerettet. Mit Mühe hielt der König die Wuth ſeiner Krieger zurück, die er, um ſie künftig beſſer zu ſichern und die Hauptſtadt im Zaume zu erhalten, in die vier befeſtigten Caſtelle Neapels vertheilte, den Grafen Niklas Drugeth zum oberſten Befehlshaber der Stadt, den tapferen Woiwoden Stephan Apór zum General-Capitano des Reiches ernannte, dann aber, aufgebracht gegen die Hauptſtadt und deren Bewohner, nach Capua ging.

Hieher folgten ihm die päpſtlichen Legaten, um abermals zum Frieden zu rathen. Der König, ſowohl durch den ihm drohenden, vielleicht ſchon ausgeſprochenen Kirchenbann, als auch durch die in Neapel beſtandene Gefahr nachgiebiger geſtimmt; endlich auch von dem Wunſche beſeelt, bald nach Ungarn zurück zu kehren, was nur bei völliger Beendigung des Krieges ſich ohne Nachtheil ausführen ließ, ſchenkte diesmal den Vorſchlägen der Legaten ein williges Gehör. Seine Bevollmächtigten ſchloſſen zu Gaeta Waffenſtillſtand bis zum erſten April des folgenden Jahres. Inzwiſchen ſollte der Prozeß gegen Johanna ſeinen Fortgang haben und, würde ſie ſchuldig befunden, der Ungarnkönig mit dem Reiche belehnt werden; dagegen verpflichtete ſich derſelbe, wenn Johanna frei geſprochen würde, ihr alle eroberten Plätze zurück zu ſtellen und ſich mit dreimal hundert tauſend Goldgulden, als Erſatz der Kriegskoſten, zu beruhigen. Unterdeſſen ſollten beide Theile im Beſitze des ihnen zugefallenen Landes bleiben, Johanna aber und ihr Gemal ſo gut als der Ungarnkönig ſich bis zur gänzlichen Beilegung der Sache aus dem Reiche entfernen.

Die letztere Bedingung erfüllte nur der Ungarnkönig, welcher ſofort eine Wallfahrt nach Rom unternahm, dort dem zweiten kirchlichen Jubel-

feſte beiwohnte und, auf Anordnung des heiligen Vaters, von dem Banne losgezählt wurde. Seine Hoheit und ſein Geiſtesadel ſprachen daſelbſt ſo ſehr an, daß ihm feierlich die Würde eines Herrn der Römer angetragen wurde. Doch war er zu weiſe, um dieſe gefahrvolle und unſichere Ehre anzunehmen, und kehrte, mit Hinterlaſſung reicher Opfergaben, über Verona in ſeine ungariſche Heimat zurück.

Nicht ſo gewiſſenhaft, wie er, zeigten ſich Johanna und ihr Gemal in Erfüllung ihres Verſprechens. Die Königin verließ Gaeta nicht; Ludwig von Tarent aber durchſtreifte, dem Vertrage zum Hohne, das Land mit den Waffen in der Hand. Zwar wurden ſeine verſuchten Angriffe auf die von Ungarn beſetzten Plätze durchgehends zurück geſchlagen; dagegen brachte er den ungariſchen Parteigänger Konrad Wolf dahin, ihm für fünfunddreißig tauſend Goldgulden Lucera und Goglioniſi zu räumen und mit ſeinen deutſchen Söldner aus dem Lande zu ziehen.

Der Prozeß Johanna's wurde, wie ſich voraus ſehen ließ, von der Curie weiter und weiter hinaus gezögert. Zu ſehr fürchtete das päpſtliche Intereſſe eine Vereinigung Ungarns und Neapels, als daß Johanna, trotz aller gegen ſie vorliegenden Belaſtungen, hätte ſchuldig befunden werden dürfen. Ja, als die ungariſchen Geſandten unwiderſtehlich auf Beendigung der Sache drangen, wurde zu einer Ausflucht der elendeſten Art geſchritten, deren Möglichkeit freilich nur in den verworrenen Begriffen des Zeitalters einen Stützpunkt finden konnte. Johanna erklärte nämlich: ſie ſey bezaubert und durch übernatürliche böſe Künſte mit Widerwillen gegen Andreas erfüllt worden. In dieſem außerordentlichen und unzurechnungsfähigen Zuſtande ſey die Hinrichtung ihres Gemals zur Reife und Ausführung gediehen. Dieſe erbärmliche Vertheidigung, durch erkaufte Zeugen beſtätigt, wurde von den Richtern als giltig angenommen, alle Schuld auf die Wirkung des fraglichen Zaubers gewälzt, und auf dieſen Grund hin die Königin für unſchuldig an der That und deren Folgen erkannt. Leider ließ ſich in jener Zeit, wo der Zweifel an die Möglichkeit der Verzauberung bereits der Ketzerei gleich geachtet zu werden begann, gegen ähnliche Entſcheidungsgründe nichts einwenden, und die ungariſchen Geſandten, außer Stande, das Urtheil in ſeiner Rechtsform anzufechten, ſahen ſich, zufolge ihrer Vollmachten, in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, den auf Johanna's ausgeſprochene Unſchuld begründeten Frieden im Namen ihres Königs zu unterzeichnen (11. October 1351). Zu

ſtolz, Gold zu nehmen in einer Sache, wo es gegolten hatte, die Manen eines ſchmählich hingewürgten Bruders zu rächen und zugleich ein heiliges Erbrecht zu verfechten, erließ der Ungarnkönig Johannen die als Erſatz der Kriegskoſten bedungenen dreimal hundert tauſend Goldgulden, überlieferte, mit Vorbehalt ſeiner Erbanſprüche an das Fürſtenthum Salerno, alle in Neapel eroberten Plätze, rief ſeine Statthalter und Beſatzungen von dort zurück, und ſetzte die auf Wiſſegrad gefangenen Prinzen in Freiheit. Die jahrelangen Anſtrengungen, die ſchmerzlichen Opfer an Menſchen und Geld hatten alſo für König Ludwig auch nicht die kleinſte Frucht getragen, und was er mit Blut und Mühe in längerer Zeit allmälig gewonnen, gab er, wie man ſagen kann, in einem Augenblick zurück.

Was der König durch freiwillige Großmuth auf dieſer Seite verlor, ſchien ihm die Gunſt des Zufalls auf einer anderen Seite erſetzen zu wollen. Der Polenkönig Kaſimir lag mit Welt und Kirche im Hader, hatte durch mancherlei Vergehungen den Bann auf ſich geladen und, von ſeinen erbitterten Unterthanen ſchlecht unterſtützt, Brzeſt, Chelm und Wladimir an die heidniſchen Lithauer verloren, ſo daß ihm nichts übrig blieb, als das Fürſtenthum Halitſch. Da ermannte er ſich, verwendete ſich um Löſung des Bannes und bat den Ungarnkönig um Beiſtand wider die Lithauer. Dieſer führte ihm (1351) ungeſäumt Hilfsvölker über die Karpathen zu, warf ſich mit ihm bei Wladimir auf die Lithauer und nahm deren Fürſten Kjeyſtut gefangen, der, nach dem Verluſte Wladimir's, dem Ungarnkönige als Oberherrn huldigen mußte und die Taufe anzunehmen verſprach.

Kaum war jedoch, nach jenem ſiegreichen Erfolge, König Ludwig mit ſeinen Schaaren heimgekehrt, ſo brach der, aus der Haft entronnene Kjeyſtut wieder in Rothrußland ein, überrumpelte Wladimir und verheerte das Land bis nach Halitſch hin. Im nächſten Frühjahre (1352) überfiel derſelbe, von ſeinen Brüdern unterſtützt, Sandomir, ließ Podolien verwüſten und die ihm verbündete Tatarenhorde aus den Steppen am Dnjepr gegen die Moldau und das öſtliche Siebenbürgen vordringen. Wieder ſuchte der bedrängte Kaſimir Hilfe bei dem Ungarnkönige, welcher im vorjährigen Feldzuge Rothrußland als Eigenthum der ungariſchen Krone erklärt hatte. Ludwig, der ſeine Streitkräfte ſelbſt bedurfte, um Siebenbürgen gegen die andrängenden Tataren zu ſchützen, konnte für den Augenblick keine Hilfsvölker ſenden. Wohl aber ſchloß er einen Vertrag mit Kaſimir, welchem er Rothrußland gegen eine

angemeſſene Summe übergab. Würde Letzterem ſpäter noch ein männlicher Leibeserbe geboren, ſo ſollte das Land, gegen Erlag von hundert tauſend Goldgulden, an Ungarn zurück fallen; verſtürbe dagegen Kaſimir ohne männliche Nachkommenſchaft, ſo ſollte Rothrußland eben ſo, wie Polens nach früheren Verträgen, an Ungarn heimfallen. Blos hinſichtlich Polen dürfte die Bedingung der Erbfolge erlöſchen, wenn weder Ludwig noch ſeines Bruders Stephan Sohn, Johannes, einen männlichen Leibeserben hinterließe, in welchem Falle die Stände jene fünf tauſend breiten Prager Groſchen, welche Kaſimir, bei Vermälung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Herzoge Johann von Baiern, zur Beſtreitung der Mitgift von König Ludwig's Vorgänger darlehensweiſe erhalten, an Ungarn zurück zahlen müßten. Für Ungarn war durch dieſen Vertrag in jedem Falle die Erwerbung Rothrußlands nach Kaſimir's Tode geſichert.

Während dieſe Vortheile für die Zukunft begründet wurden, ſiegte der von dem Könige wider die Tataren geſendete ſiebenbürger Woiwod Andreas Latzkófi von Apór in mehren Treffen über dieſe Horden, deren Khan Athlamos in Gefechte erſchlagen wurde. Der heilige Vater, welchen König Ludwig von ſeinem Zuge gegen die Ungläubigen benachrichtigt hatte, zeigte ſich darüber hocherfreut und verlieh dem Könige alles eroberte oder künftig den Tataren noch zu entreißende Land, in ſo weit keinem Rechtgläubigen von dem apoſtoliſchen Stuhle frühere Anſprüche darauf eingeräumt worden wären.

Dadurch aufgemuntert und die Sicherung Rothrußlands im Auge, beſchloß der König, ſeine Siege über die Lithauer und Tataren weiter zu verfolgen. Um bei dieſem Unternehmen keine Anfechtung zu erleiden, knüpfte er die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit dem Herzoge von Oeſterreich und mit Kaiſer Karl IV., Böhmens Könige, noch enger. Mit Jenem erneuerte er die älteren Bündniſſe; dieſem trat er ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer ab, welche ihm für den Brautſchatz ſeiner verſtorbenen Gemalin Margaretha, Kaiſer Karl's Tochter, verpfändet worden waren. Dagegen entſagte der Kaiſer allen Anſprüchen auf die polniſchen Herzogthümer Plocзk und Maſowien, wofür ihm König Ludwig, mit Kaſimir's Genehmigung und Vollmacht, die ſchleſiſchen Herrſchaften Beuthen und Kreuzburg überlieferte. Ludwig verſprach dem Kaiſer und deſſen Erben Beiſtand wider alle Feinde, mit Ausnahme des Polenkönigs und des Herzogs

Albrecht von Oeſterreich; auch verpflichtete er ſich, ſeine noch zu hoffenden Kinder nur mit Karl's Söhnen oder Töchtern zu vermälen.

In dieſer Zeit (Juni 1353) vermälte ſich König Ludwig zum zweiten Male, und zwar mit Eliſabeth, der reizenden Tochter des bosniſchen Ban's Stephan Kotromanowitſch, welcher auf der Reiſe zu dieſer Hochzeit plötzlich verſtarb.

Zu dem Zuge gegen die Ungläubigen hatten ſich auch viele Herren aus Italien, Böhmen, Oeſterreich und Deutſchland mit ihren Mannen eingefunden, und des Königs Heer, welches er über die Karpathen führte, ſoll durch die Verſtärkungen auf zweimal hundert tauſend Mann angewachſen ſeyn. Der Kampf hatte Statt zwiſchen dem Dnjeſter und dem Bog; die Lithauer wurden zurückgedrängt und gaben Wladimir, Volhynien und Podolien frei. Mehr wollte der König nicht.

Als mit den Lithauern Friede war, zogen die Könige Ludwig und Kaſimir mit ihren vereinigten Heeren über den Bog, um alles Land zwiſchen dieſes Stromes linkem und des Dnjepr's rechtem Ufer, von Kiew bis Oczakow hinab, von den Tataren zu ſäubern. Die Tataren wurden geworfen und zerſprengt (1354); ihre Flüchtlinge ließen ſich theils zwiſchen dem Dnjepr und dem Don, theils jenſeits der Donau auf den Ebenen nieder, welche ſpäter das Dobruczer Land benannt wurden. Der Khan jener tatariſchen Horde, welche vor zwei Jahren der ſiebenbürger Woiwode geſchlagen hatte, erkannte die Schutzhoheit des Ungarnkönigs an, gelobte Tribut und ließ ſich mit den Seinigen taufen.

Die Polen, welche, nach den getroffenen Verträgen, in Ludwig ihren künftigen König erblickten, legten ihm ſchon gewiſſe Bedingungen vor, welche den mißtrauiſchen und kargen Sinn Derer verriethen, von welchen ſie ausgegangen. Eine Geſandtſchaft polniſcher Reichsboten kam nach Ofen, und ließ ſich urkundlich von Ludwig verſprechen: daß er, im Falle nach Kaſimir's Tode die Regierung Polens an ihn käme, ſich mit denjenigen Einkünften, welche ſchon vor Wladislaw Loktiek der Krone angewieſen worden, begnügen, daher auch auf jene freiwilligen Gaben, welche ihm im Nothfalle etwa einige Stände, den Adel ausgenommen, bewilligen dürften, kein Recht bauen, ferner ohne der Stände Genehmigung nicht durch das Land ziehen, und, wenn es geſchehen müßte, keine Bewirthung fordern, ſondern auf eigene Koſten reiſen wolle.

Ungeduldig hatte der König dem Ablaufe des achtjährigen Waffenſtillſtandes mit Venedig entgegen geſehen, da er feſt entſchloſſen war, den Beſitz Dalmatiens von dieſer Republik zu erzwingen. Die Veneter, darauf gefaßt, hatten ſchon ſeit einiger Zeit mit den Städten Sebenico, Traw, Spalatro, Cliſſa und Scardona, desgleichen mit dem bosniſchen Ban, Stephan Twartko, des Stephan Kotromanowitſch Neffen, und mit dem ſerbiſchen Könige Stephan Duſchan, Schutz- und Trutzbündniſſe geſchloſſen, gleichwohl aber, da ſie dem Erfolge des Kampfes mißtraueten, bei dem Könige Ludwig um Verlängerung des Waffenſtillſtandes angeſucht und ihm für völlige Abtretung Dalmatiens beträchtliche Summen geboten. Der König, welcher nach kriegeriſcher Entſcheidung ſich ſehnte, ſtellte die unannehmbare Forderung eines jährlichen Tributs und verlangte noch überdies die Abführung eines weißen Pferdes. Als die venetiſchen Geſandten dies abſchlugen, gab er ihnen die Drohung auf den Weg, daß er eheſtens das Landgebiet der Republik feindlich überfallen werde. Venedigs Gold und des Kaiſers Vermittelung ließen ihn jedoch wenigſtens das Ende des Stillſtandes abwarten. Die Zeit bis dahin benutzte der König zu kraftvollen Rüſtungen, wobei er jedoch die Meinung verbreitete, er habe es auf die abtrünnigen Serbier abgeſehen, deren König, der Titularkaiſer Duſchan, dem Papſte den Uebertritt von der griechiſchen zur römiſchen Kirche verſprochen, und dann jene Zuſage gebrochen hatte. Selbſt Papſt Innocenz VI. ließ ſich durch dieſes Vorgeben täuſchen, lobte des Königs Glaubenseifer, ſchickte ihm eine geweihte Fahne zu und ließ ihm im Conſiſtorium den Ehrentitel eines Bannerherrn der Kirche beilegen. Um die Täuſchung zu vollenden, forderte Ludwig von Duſchan wirklich ſeinen und ſeiner Unterthanen wiederholt verſprochenen kirchlichen Uebertritt, zugleich auch völlige Räumung der ſogenannten Terra regis Stephani! Anerkennung der ungariſchen Oberherrlichkeit und Ueberlieferung ſeines Sohnes Uroſch als Geiſel, von welchen Zumuthungen jedoch Duſchan durch neue Verheißungen und Beſtechungen in Avignon ſich loszumachen hoffte.

Zu Anfang des Monats Juni 1356 ſtand König Ludwig mit einem aus Ungarn, Kumanen, Tataren und deutſchen Söldnern gebildeten, hundert tauſend Mann ſtarken Heere bereits in Kroatien, von Agram aus durch offene Rundſchreiben noch immer Serbien als das Ziel des Kampfes bezeichnend. Durch dieſes Vorgeben verlockte er, wie es ſeine Abſicht war, die Veneter, dem ſerbiſchen Könige Hilfsvölker zu ſenden, wodurch ſie nicht allein

ihre Streitkräfte ſchwächten, ſondern dem Ungarnkönige auch den Vorwand an die Hand gaben, ſie feindlicher Geſinnungen zu beſchuldigen und dieſerhalb anzugreifen, ohne daß ſie, hierdurch zu mittelbaren Gegnern der Kirche geſtämpelt, auf die Unterſtützung des heiligen Vaters zählen konnten. Zu dieſem Zwecke ſchickte der darauf vorbereitete König den Ban von Slavonien, Johannes Chuz, mit einem Theile des Heeres — wozu er, durch frühere Beiſpiele gewarnt, größtentheils Fußvolk, als für jenen Schauplatz am paſſendſten, ausgewählt hatte — nach Dalmatien zur Belagerung Jadra's ab, während er ſelbſt, gemeinſchaftlich mit dem Herzoge Albrecht, in die Treviſer Mark einfiel. Seinen Anſchlag begünſtigten die von ihm geſchloſſenen geheimen Bündniſſe mit Albrecht und Mainhard, Grafen von Görz, mit Nikolaus, dem Patriarchen zu Aquileja und Herrn von Friaul, ferner mit Franz Carrara, Herrn von Padua, mit dem Grafen von Collalto, Vonigo und anderen Burgherren der Umgegend. Nach Einnahme der Städte Aſolo, Ceneda und Conegliano gab Franz Carrara ſich öffentlich als Gegner der Republik zu erkennen und räumte Padua als Waffenplatz dem Könige ein, welcher ſofort zur Belagerung der feſten Stadt Treviſo ſchritt. Umſonſt klagte der Legat des heiligen Vaters über die veränderte Richtung des Zuges; Ludwig wälzte alle Schuld auf die Veneter, denen er nun erſt Dalmatien wieder entreißen müſſe, bevor er ohne eigene Gefahr den abtrünnigen Duſchan mit Krieg überziehen könne.

Schon hatte der König Treviſo von allen Seiten eingeſchloſſen, als der Befehlshaber dieſes Platzes, Johannes Delfino, zum Dogen von Venedig erwählt wurde. Großmüthig geſtattete der König demſelben, auf der Venetianer Bitte, freien Abzug. Die Republik erbot ſich nun zu weiteren Verwilligungen; ſie wollte die Stadt Jadra in ihre ehemalige Freiheit wieder einſetzen, von ihren übrigen Städten Dalmatiens nur mäßiges Jahrgeld erheben, einige derſelben völlig an Ungarn abtreten, und wenn ihnen nur die Schutzhoheit über Jadra verbliebe, ſelbſt die Kriegskoſten bezahlen. Doch unbeugſam blieb der König bei ſeiner Forderung: Räumung des ganzen Landes, ſtehen, und keine noch ſo große Schwierigkeit ſchreckte ihn ab, ſeinen Plan zu verfolgen. Die deutſchen Söldner, unter welchen wegen rückſtändiger Löhnung Meutereien ausbrochen waren, beruhigte er durch Zahlung und ſchickte ſie, um durch ſie nicht den Geiſt des Heeres zu verſchlimmern, in ihre Heimat zurück. Um aber die Verpflegung der übrigen Truppen zu

erleichtern, theilte er dieſelben in vier Haufen, die einander von drei zu drei Monaten dergeſtalt ablöſeten, daß immer nur einer im Felde ſtehen blieb. Die Belagerung von Treviſo wurde eifrig fortgeſetzt.

Der Herzog Albrecht von Oeſterreich, welcher für des Königs perſönliche Sicherheit bangte, bewog Denſelben endlich, den Kriegsſchauplatz zu verlaſſen und nach Ungarn zurück zu kehren. Durch ſeine Abweſenheit ermuthigt, verſuchten die Veneter Conegliano zu überwältigen, wurden aber zurück geſchlagen und verloren bald darauf auch Serravalle und Muſeſtre. Die erlittenen Nachtheile ließen die Republik abermals zu Friedensanträgen ſchreiten, wozu ſie auch der Papſt Innocenz ermahnte, nachdem er ihnen ihr Bündniß mit Duſchan von Serbien zum ſchweren Vorwurfe gemacht. Da jedoch die Republik bei ihren früheren Vorſchlägen ſtehen blieb, welche der König jetzt, wie damals, verwarf, ſo kam man zu keinem Ziele.

Damals hatte ein vornehmer Veneter, Julian Baldichino, ſich dem Senate der Republik erboten, den König lebendig oder todt einzuliefern. Der Senat wies den Antrag von ſich, ließ aber dieſe ſeine Edelthat durch ſeine Geſandten dem Könige hinterbringen, um dieſen günſtiger für ſich zu ſtimmen. Der König, welcher dies vielleicht für eine bloße Verabredung hielt, verlangte den kühnen Mann, welcher den Anſchlag wider ihn erſonnen, zu ſprechen und ſicherte ihm auf ſein königliches Wort ſicheres Geleite. Baldichino ſtellte ſich dem Könige und erzählte ihm offen, wie der Plan erſonnen geweſen. Er habe beobachtet, wie der König, während ſeines Aufenthaltes vor Treviſo, Abends häufig ganz allein in das Dorf Quinto luſtwandeln gegangen ſey, und bis in die Nacht an den Ufern des Sile verweilt habe. Da habe er den Gedanken gefaßt, zur Nachtzeit über den Fluß zu ſetzen, ſich im Gebüſch und Röhricht zu verbergen, dann den König plötzlich zu überfallen, zu binden und mit Hilfe zweier Genoſſen entweder lebend über den Fluß zu tragen oder im Waſſer zu ertränken. Von dem Senate habe er ſich zwölf tauſend Ducaten und dazu Caſtell' franco ausbedungen, ohne jedoch zu verrathen, auf welche Weiſe er den Anſchlag auszuführen gedächte. Der Senat aber habe ihm nur ſeinen Plan entlocken, die Belohnung jedoch zurück halten wollen, und ſo ſey die Ausführung unterblieben. Der König beſchenkte den Verwegenen mit ſchönen Pferden und entließ ihn gnädig.

Ehrerbietung für den zum Frieden mahnenden Geſandten des heiligen Vaters, den frommen Biſchof von Batti, Peter Thomas, bewog den König,

der Republik einen fünfmonatlichen Waffenſtillſtand, von Mitte Novembers 1356 bis Mitte Aprils des künftigen Jahres, zu bewilligen, überdies auch noch binnen zehn Jahren eine bewaffnete Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu verheißen. Dennoch hatte er im Herzen feſt die Demüthigung der ſtolzen Republik beſchloſſen, von welcher er entweder Dalmatiens völlige Räumung, oder jährliche Ablieferung eines weißen Pferdes verlangte, was ganz das Gepräge eines ſchimpflichen Tributes trug. Wie voraus zu ſehen, wurde der Antrag mit Entrüſtung zurück gewieſen, und nach abgelaufener Waffenruhe der Kampf, jedoch faſt durchgängig zum entſchiedenen Vortheile der Ungarn, fortgeſetzt. Ein Ausfall der venetiſchen Beſatzung von Treviſo wurde mit großem Verluſte zurück geſchlagen, bald darauf dem der Stadt zu Hilfe eilenden Dogen Delfino bei Narveſe beinahe ſeine ganze Mannſchaft aufgerieben und alles Gepäcke geraubt. Auch die deutſchen Söldner der Republik erlitten am linken Brentaufer eine ſchwere Niederlage; Caſtelfranco und die meiſten Städte und Burgen der Treviſer Mark fielen in der Ungarn Gewalt.

Noch ſchlimmer geſtalteten ſich die Dinge für Venedig; als die Bürger von Spalatro und Traù, erzürnt darüber, daß die Republik ſie ohne ihr Wiſſen dem Ungarnkönige für Jadra hingeben wollten, plötzlich ſich ebenfalls gegen Venedig wendeten und ſich freiwillig dem Könige Ludwig zu unterwerfen beſchloſſen, um der erzwungenen Unterwerfung zu entgehen. Die Spalater nahmen die venetiſche Beſatzung gefangen und vertrieben ihren venetiſchen Podeſta. Aehnliches geſchah in Traù. Niklas von Széch nahm beide Städte für ſeinen König in Beſitz. Mit Hilfe des, von Franz Carrara geſendeten, mit den Oertlichkeiten genau vertrauten deutſchen Hilfscorps wurden die Ungarn in einem kühnen Ueberfalle Meiſter der Stadt Jadra, und hielten die dortige Burg, in welche die Beſatzung ſich zurück gezogen, eng eingeſchloſſen. Jadra's Fall gab auch den Städten Brazza, Almiſſa, Leſina und Sebenico die Loſung zur Unterwerfung, und es blieben den Venetern nur noch Scardona und Nona als Zufluchtsorte, die jedoch ebenfalls ſich nicht lange mehr zu halten drohten.

Dies und Treviſo's dringende Gefahr brach den Trotz der Republik. Sie ſchickte Abgeordnete an den König, mit der Vollmacht, die Bedingungen des Friedens ſeiner Großmuth zu überlaſſen. Den Unterhandlungen gemäß verzichteten die Veneter für immer auf alle Anſprüche auf Dalmatien jenſeits des quarneriſchen Meerbuſens von dem öſtlichen Iſtrien bis an die Gränzen

des Gebietes von Durazzo, und es blieben ſonach den Ungarn an der Küſte: Novi, Zeng, Nona, Jadra, Scardona, Sebenico, Traù, Spalatro, Almiſſa und Raguſa; auf dem Meere die Inſeln Cherſo, Veglia, Arbe, Pazo, Brazza, Leſina und Curzola. Der Doge entſagte dem bisher gebrauchten Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien. Venedig machte ſich verbindlich, auf jedesmaliges Verlangen des Königs und auf ſeine Koſten vier und zwanzig Galeeren auszurüſten, wogegen Derſelbe ſämmtliche Eroberungen in der Treviſer Mark, in Friaul und im Ceneder Gebiete, der Republik abtrat. Allen politiſchen Parteien wurde Verzeihung ausgemacht; die Gefangenen erhielten ihre Freiheit. Beide Theile wollten in ihren Häfen keine Seeräuberei dulden. Franz Carrara wurde in den Frieden mit eingeſchloſſen, und des Letzteren Gewährleiſtung dem heiligen Vater übertragen. Der Vertrag wurde zu Venedig und zu Jadra feierlich beſchworen (Februar 1358).

Ohne Herſtellung einer paſſenden Seemacht war Dalmatiens Beſitz nicht zu behaupten; darum hatte der König im Friedensvertrage ſich die Ausrüſtung der gedachten vier und zwanzig Galeeren von Venedig bedungen und den edlen Jadratiner, Jakob von Ceſſano, vorläufig zu ſeinem Admirale ernannt. Die Hinderniſſe, welche hiebei die Veneter, als des Meeres eiferſüchtige Hüter, ihm fortwährend zu bereiten wußten, verſprachen jenem Frieden keine lange Dauer. Einſtweilen trachtete der König, die eroberte Provinz möglichſt eng' mit ſeinem Reiche zu verbinden und von ihrer Verwaltung gebührenden Nutzen zu ziehen. Da ſein jüngerer Bruder, Stephan, Herzog von Slavonien, Kroatien und Dalmatien, bereits ſeit vier Jahren im Grabe ruhte und deſſen einziger Sohn Johannes noch minderjährig war, ſo ſetzte er Herrn Leuſtach zum Statthalter über Slavonien, den Johannes Chuz aber zum Ban von Kroatien und Dalmatien; Beide nicht auf lange Zeit.

Nach Schlichtung dieſer wichtigen Angelegenheit mußte König Ludwig auch an ſein Verſprechen denken, welches er dem heiligen Vater in Bezug auf die abtrünnigen Serbier gegeben. Gleichzeitig galt es, den von Ludwig in der bosniſchen Banwürde beſtätigten Neffen des Stephan Kotromanowitſch, Twartko, gegen eine mächtige mißvergnügte Partei zu ſchützen, welche ſich bewaffnet wider ihn erhoben. Ludwig ſendete (1359) ein Heer nach Bosnien, welches die Meuterer theils verjagte, theils gefangen nahm, die von Aufſtändiſchen vertheidigte feſte Burg Sztrebernik aber nicht bewältigen konnte,

und daher über den Drino ging, um zu des Königs Hauptmacht in Oberſerbien zu ſtoßen. In Serbien erleichterte innerer Krieg und Aufruhr den Einfall der Ungarn. Der König Ludwig, über die Donau kommend, bemeiſterte ſich des ganzen ſirmier Landes, des vom Machower Banate abgeriſſenen Gebietes und der ſerbiſchen Ebenen. Der ſchwache junge Kaiſer Serbiens, Uroſch, des verſtorbenen ränkevollen Duſchan Sohn, flüchtete ſich auf die Gebirgshöhen, wohin Ludwig ihn nicht verfolgen konnte. Aber Lázár, der Statthalter des ſerbiſchen Donaugebietes, wurde genöthigt, ſich der ungariſchen Oberherrlichkeit zu unterwerfen.

Von den, unter König Ladislaw IV. im Gefolge der Nogajer Tataren in die Mármaroſer Geſpanſchaft aufgenommenen Walachen hatten, aus Abneigung gegen das ihnen aufgedrungene Kirchenweſen, ſich zahlreiche Familien in das von Tataren verlaſſene Schwarz-Kumanien, von nun an Moldau genannt, geflüchtet, wo zwiſchen der Moldau, dem Sireth und dem Pruth der Walache Bogdan Dragoſch einen kleinen unabhängigen Staat gegründet hatte. Um die noch immer fortwährenden Auswanderungen aus dem Mármaroſer Gebiete zu hemmen, und die bereits Ausgewanderten zur Rückkehr zu nöthigen, beſchloß König Ludwig einen Zug in das kleine Walachenreich. Im Frühjahre 1360 führte er ſein Heer über Biſztritz durch den Borgoer Paß in die Moldau. Als er jedoch die Beſchaffenheit dieſes Landes ſah, das, durch Bergſchluchten, Wälder und natürliche Bollwerke geſchützt, einem eindringenden feindlichen Heere leicht den Untergang bringen konnte, mochte ihm der unglückliche walachiſche Feldzug ſeines Vaters vor Augen ſchweben, und er ſuchte in friedliche Unterhandlungen mit dem Woiwoden zu treten, in deren Folge Dieſer und ſeine Nachfolger Ungarns Oberherrlichkeit anzuerkennen, einen jährlichen Schutzzins zu entrichten und bei ergehendem Aufgebote Waffendienſte zu leiſten verſprachen. In allen anderen Beziehungen ſollte er mit ſeinem Volke ſich einer vollſtändigen Freiheit und Unabhängigkeit erfreuen. Um aber das durch den Abzug der Walachen menſchenleer gewordene Mármaroſer Gebiet wieder zu bevölkern, ernannte der König ſeinen Schutzgenoſſen, den lithauiſchen Fürſten Theodor Koriatowitſch, zum Herzoge von Munkács, und forderte ihn auf, ſeine über die Karpathen ihm gefolgten Nowgoroder Ruſſen in jenes verlaſſene Gebiet zu führen.

In Italien erhob, unter dem ernſten Papſte Innocenz VI., die römiſche Kirche wieder mächtig ihr Haupt, um jene Gebietstheile, welche die kleinen

Tyrannen jenes Landes nach und nach von dem Erbe des heiligen Petrus abgeriſſen hatten, mit den ihr zu Gebote ſtehenden geiſtlichen und weltlichen Waffen zurück zu erkämpfen. Die meiſten jener Dynaſten hatten, durch Innocenzens und des Cardinals Egidio d'Albornoz gewaltige Kraftentwickelung eingeſchüchtert, ihren Raub wieder fahren laſſen. Nur die Macht der Visconti war noch ſtark und ungebrochen, und ihre Demüthigung war des kühnen Papſtes unwandelbarer Entſchluß. Der älteſte der Visconti, Matteo, war von ſeinen Brüdern hingerichtet worden, die ſich nun dergeſtalt in ſeine Ländereien theilten, daß der jüngere, Galeazzo, die Städte Piacenza, Bobbio, Monza, Vigevano und Abbiate, der ältere aber, der liſtige und grauſame Bernabo, Marignano, Pandino und Vaurio in Beſitz nahm. Ein unechter Verwandter der Brüder, Johannes von Oleggio, ſollte, nach einer mit Bernabo geſchloſſenen Uebereinkunft, Bologna unter des Letzteren Oberherrſchaft lebenslänglich verwalten. Heimlich aber trachtete Bernabo, den Oleggio gänzlich zu verdrängen und Bologna ſeiner unmittelbaren Herrſchaft zu unterwerfen, und nachdem es ihm gelungen, den lombardiſchen Bund zu trennen, ſchritt er zur Ausführung ſeines Planes, und ließ durch den aus Ferrara vertriebenen Markgrafen Franz von Eſte die Blockirung Bologna's beginnen. Oleggio wehrte ſich tapfer, unterſtützt von dem Cardinallegaten Albornoz, mit welchem er ſchon früher darüber einig geworden war, Bologna dem Papſte zu überlaſſen und dafür die lebenslängliche Herrſchaft über die Stadt Fermo zu übernehmen. Um Bernabo doppelt zu ſchrecken, hatte der Papſt Innocenz den König von Ungarn, als Bannerherrn der Kirche, zum Beiſtande aufgefordert. Dieſer ließ den Bernabo, unter Androhung des Krieges, gegen alle Angriffe auf das Gebiet der Kirche verwarnen, und Letzterer verſprach die Einſchließung Bologna's aufzugeben, jedoch ohne Wort zu halten. Selbſt nachdem der Papſt Bologna ausdrücklich in Beſitz genommen, ließ Bernabo durch ſeine Truppen die Feindſeligkeiten fortſetzen. Erſt die Ankunft der ungariſchen Vorhut bewog des Bernabo Söldner zum Rückzug auf dem Wege von Parma.

Unter Niklas Latzkóſi von Apór erſchienen über vier tauſend ungariſche Reiter ſammt vielen kumaniſchen und Szekler Bogenſchützen, welche der Cardinallegat Albornoz theils nach Parma und Modena abordnete, um dort den Visconti Schaden zuzufügen, theils den Bologneſern an die Seite gab, welchen ſie die Schanzen zu Caſtenaſo und Caſalechio erobern halfen.

Kaum aber hatten die zu Hilfe herbei gerufenen Ungarn auf einigen Punkten Fuß gefaßt, als von Seite ihrer eigenen Bundesgenoſſen Mißtrauen und Eiferſucht gegen ſie entſtand. Sie begehrten Caſalechio, das beſonders durch ihre Anſtrengung den Truppen Bernabo's entriſſen worden war, inne zu behalten; aber die Bologneſer machten ihnen den Platz ſtreitig. Albornoz entſchied zum Nachtheile der Ungarn, und erwirkte ſich vom Könige Ludwig Vollmachten, welche deſſen Leute zu unbedingtem Gehorſam gegen den Kardinal verpflichteten. Hierüber mißvergnügt, ſchloſſen ſich mehre ungariſche Ritter dem Condottiere Anichino di Mongardo an, welcher, von Albornoz durch eine Geldſumme beſchwichtigt, Romagna verließ und mit ſeinem beute- und verheerungsluſtigen Volke ſich gegen Abruzzo wendete.

Die zwiſchen den verbündeten Ungarn und Bologneſern ausbrechenden Mißhälligkeiten erfüllten Bernabo mit neuen Hoffnungen, und ſeine Thatkraft ſteigerte ſich. Durch Bedrückungen brachte er ſich in den Beſitz anſehnlicher Summen, erkaufte ſich damit die Dienſte des ſchwäbiſchen Abenteurers Landi und ſeiner Freibeuter, und ließ ſelbſt in Deutſchland Söldner anwerben. Auch manche, von den Bologneſern beleidigte Ungarn traten in Bernabo's Dienſte über, deſſen Mailänder Truppen ſich noch immer in Caſtelfranco, Serravalle und anderen feſten Plätzen des Bologneſer Gebiets behaupteten und von da aus die Hauptſtadt von Romagna neuerdings bedrohten. Albornoz ging den König von Ungarn um neue Hilfstruppen an, welche Dieſer, nach den letzten Erfahrungen, nicht ſo leicht zuſagen konnte. Alles, was Ludwig für den Augenblick zu thun vermochte, war, daß er jene ſeiner Unterthanen, welche bei Bernabo und anderen italieniſchen Herren in Dienſte getreten, abrief, um ſich unter dem ungariſchen Hauptbanner in Italien zu verſammeln. Bernabo that keine Schritte, ſie zurück zu halten, aber er brachte ſie, ehe ſie ihn verließen, durch Beſtechungen dergeſtalt auf ſeine Seite, daß ſie ihm in den Reihen der Feinde noch weit nützlicher werden mußten, als in ſeinen eigenen. Der Erfolg entſprach ſeinen Erwartungen. Das Schloß Monteveglio ging durch Verrath an ſeine Leute über, und nach der Eroberung Piumazzo's ließ er Bologna von drei Seiten einſchließen.

König Ludwig, unzufrieden mit den Fortſchritten ſeines bisherigen Feldherrn in Italien, rief ihn zurück und gab ihm den kriegserfahrenen Peter Cſudár zum Nachfolger, unter deſſen Banner bald auch diejenigen Ungarn zurück kehrten, welche vorher unter dem Condottiere Mongardo, und dann in

neapolitaniſchen Dienſten gefochten hatten. Es wurde jetzt von den vereinigten Ungarn und Bologneſern ein muthiger Ausfall unternommen, Bernabo's Bollwerke gebrochen und das ſo ſchwer bedrohte Bologna ſiegreich befreit (Juni 1361). Die Visconti verſchloſſen ſich geſchreckt in ihren Hauptplätzen; zugleich brach eine wüthende Peſt über Italien herein und ſchlug Sieger und Beſiegte mit Furcht und Angſt. Auch in anderer Beziehung wurden dieſe Jahre verhängnißvoll für das Haus Anjou; denn Johanna's Gemal, der unkönigliche König Ludwig von Neapel, ſtarb, von einer Wallfahrt zurück kehrend (16. Mai 1362), und ſeine Witwe, in ihrem fünf und dreißigſten Jahre noch immer ſchön und liebebedürftig, ſchloß, ſieben Monate nach ſeinem Tode, die dritte Heirat mit Jakob von Aragonien, Titularkönige von Malorca. Im nämlichen Jahre ſchied auch Papſt Innocenz, unter deſſen Regierung die Kirche ihre ſeit länger verläugnete Würde und Kraft wieder zu entwickeln begonnen hatte, aus dem Leben. Ihm folgte auf dem apoſtoliſchen Stuhle der ſittenſtrenge, ſchnell und entſcheidend eingreifende Urban V., von welchem ſelbſt der in den Händeln der Welt erfahrene Kardinal Talleyrand ſagte: jetzt haben wir endlich einen Papſt.

Die entweichende Peſt lockte auch den Bernarbo aus ſeinem Verſtecke, wo er ſo lange ohne öffentliche Lebensäußerung verweilt hatte, wieder hervor, indem er mit ungebeugtem Muthe abermals zur Eroberung Bologna's ſich rüſtete. Aber Papſt Urban ſchleuderte ihm den Bann entgegen, und der unermüdliche Albornoz eilte, den Markgrafen Nikolaus von Ferrara, Franz von Carrara, Herrn von Padua, und den Herrn von Reggio, Feltrino da Gonzaga, in das Bündniß wider die Visconti zu ziehen. Bernabo, alle Friedensanträge vermeſſen von ſich weiſend, büßte dieſen Trotz in der blutigen Schlacht bei Solara, welche ihm den Kern ſeines Heeres entriß und die vornehmſten ſeiner Bundesgenoſſen zum Abfalle bewog. Strenge kriegeriſche Drohungen des Ungarnkönigs kamen dazu, Bernabo's Zuverſicht zu entkräften; er begab ſich aller Anſprüche auf Bologna, räumte mehre Plätze und ſtellte ſich mit einer Summe von einer halben Million Goldgulden zufrieden, welche der Papſt ihm auszahlte. Letzterer dankte in einem überaus liebevollen Briefe dem Ungarnkönige, als dem „geliebteſten Sohne der Kirche Gottes," für ſeine Verdienſte um jene Erfolge und um dieſen Frieden.

Als Bernabo's fortgeſetzte Umtriebe gleichwohl ein bewaffnetes Zuſammenhalten nöthig machten, traten Kaiſer Karl IV. und König Ludwig an

die Spitze des Bundes (1366), welchen gleichwohl Bernabo's Beſtechungen und des Kaiſers Goldgier völlig wirkungslos machten, bis (1369) ein neuer Friede zwiſchen den Verbündeten und Bernabo Visconte die Beſorgniſſe ferneren Kampfes zu heben ſchien. Ludwig war mit dem kläglichen Auftreten des Bundes höchſt unzufrieden, und ſein ganzer Haß warf ſich auf Bernabo, deſſen Gold und Liſt den Kaiſer bis zur Vernachläſſigung ſeiner Würde verblendet hatte. Als daher zwiſchen den Florentinern und Bernabo ſich neuer Krieg entzünden wollte, ſagte Ludwig den Erſteren ſeinen kräftigſten Beiſtand zu. Bernabo aber wußte wieder dieſen Schlag abzuwenden, indem er durch verſtellte Nachgiebigkeit den Argwohn der Italiener gegen den König Ludwig erweckte, ſo daß der Heerfahrt der Ungarn nach Italien von hier aus Schwierigkeiten entgegen geſetzt wurden. Voll bitteren Unmuths über den Sieg der Argliſt verließ Papſt Urban Rom, und verlegte den päpſtlichen Sitz wieder nach Avignon, wo er, einer Prophezeiung gemäß, noch im nämlichen Jahre (19. December 1370) ſtarb.

Kurze Zeit vor dem Papſte hatte auch König Kaſimir von Polen der Natur den Tribut entrichtet (5. November 1370). Sein großer Sinn, gepaart mit vielen menſchlichen Schwächen, hatte, nebſt mancher ſegenreichen Schöpfung, zugleich alle Wehen eines ſchnellen Ueberganges über ſein Reich gebracht, die, als nun die Hand des Gründers und Lenkers erſtarrte, in gefährlichen Widerſprüchen ſich offenbarten. Große Verwirrung ſtand zu fürchten. Daher eilten der Krakauer Biſchof Florian von Mokrsko und der Reichskanzler Johannes Suchiwilk nach Wiſſegrad, um den König Ludwig auf den erledigten Thron Polens einzuladen, auf welchen Demſelben die gedachten älteren Verträge ein unmittelbares Anrecht gaben. Der König zögerte mit ſeinem Entſchluſſe, denn die Erfahrungen ſeiner neun und zwanzigjährigen Regierung belehrten ihn hinlänglich, welche ſchwere und ungewohnte neue Bürde er nothwendig mit jenem Reiche übernähme, deſſen Verhältniſſe ſo abweichend von jenen Ungarns, deſſen Bewohner ſchon dem Stamme nach, noch mehr aber durch Charakter, Sitten und Denkungsweiſe von dem magyariſchen Volke verſchieden waren. „Zwei ganz verſchiedene, von einander getrennte Heerden — ſagte der weiſe König — werden ſchwer von Einem Hirten gehütet; darum darf auch ein Biſchof nicht zweien Bisthümern zugleich vorſtehen. Waren für Rom, als daſſelbe noch aus wenigen Hütten beſtand, zwei Könige zu viel, ſo wird, fürchte ich, für zwei große Reiche Ein König zu wenig ſeyn.“

Doch von den Polen, wie von den Ungarn gleichſehr überredet, willigte er zuletzt ein, ſendete ſeine Mutter Eliſabeth, des verſtorbenen Königs Kaſimir Schweſter, nach Polen voraus, um ſeine Ankunft bei der Nation vorzubereiten, folgte dann perſönlich mit ſtattlichem Gefolge nach, und wurde von den Großen des Reiches wie von den Abgeordneten des Volkes glänzend eingeholt.

Nach ſeiner Ankunft in Krakau wurde ihm König Kaſimir's Teſtament zur Genehmigung vorgelegt. Dasſelbe beſtimmte unter anderen, daß des verſtorbenen Königs Tochterſohn, der junge Kaſimir von Stettin, die Herzogthümer Cujavien, Siradz, Lancicz und Dobrzin, nebſt den Schlöſſern Krußvich, Bidgoſt, Wlatow und Walcz; des Königs mit der ſchönen Jüdin Eſther erzeugte natürliche Söhne, Nyemierze und Johannes Bagudza, aber die Landgüter Kuthlaw, Jurczincz und Drugnya erhalten ſollten. Da jedoch einige berühmte polniſche Rechtsverſtändige dieſen Verfügungen des verſtorbenen Königs, weil ſie das Eigenthum der Krone ſchmälerten und die Integrität des Reiches verletzten, die Rechtsgiltigkeit beſtritten, ſo weigerte ſich Ludwig, jene Punkte zu erfüllen, ließ die Söhne der Eſther leer ausgehen und veranlaßte den Herzog von Stettin, für Belehnung mit Dobrzin, Bidgoſt, Wlatow und Walcz, auf Siradz, Lancicz, Cujavien und Krußvich Verzicht zu leiſten.

Nachdem eine Partei heftig für Gneſen geſtritten, wurde endlich Krakau, als von dem apoſtoliſchen Stuhle dazu beſtimmt, zur Krönungsſtadt auserſehen, und hier Ludwig in der Domkirche durch den Gneſener Erzbiſchof Jaroslaw Bogora von Skotnicki feierlich zum Könige von Polen gekrönt und geſalbt. Doch blieb eine mächtige Fraction, zumal auch Kaſimir von Stettin viele Anhänger zählte, dem neuen Könige abgeneigt, da voraus zu ſehen war, daß er dem Reiche nur eine getheilte Aufmerkſamkeit widmen würde, und er, mit der offenen Erklärung: daß Polen nie auf längere Zeit ſein Aufenthalt werden könne, ſeine Mutter Eliſabeth zur Statthalterin mit unbedingter Vollmacht einſetzte.

Eliſabeth, obgleich ſchon hochbejahrt, hatte dennoch auf die Freuden und Vergnügungen der Welt nicht verzichtet, und ihr genußbedürftiger Sinn drängte ſie zu immer neuen Zerſtreuungen. Dies wurde ihr von manchen Seiten übel ausgelegt, und ſelbſt der Kaiſer Karl IV. hatte früher einmal (1362) in einem Anfalle von Spottſucht ſich nicht enthalten können, der

rüſtigen Matrone unehrſame Dinge nachzuſagen. Die ungariſchen Geſandten, die Ehre der Mutter ihres Königs heilig haltend, hatten alſogleich den Kaiſer Lügen geſtraft, ja im ritterlichen Zorne ihn ſogar zum Zweikampfe gefordert. Weil er ſich weder perſönlich, noch durch Kämpfer ſtellte, ſo ſagten König Ludwig, Herzog Rudolf von Oeſterreich und der damals noch lebende König Kaſimir, als Bruder der Gekränkten, dem Kaiſer Fehde an, und ſchon ſtanden die Heere einander ſchlagfertig gegenüber, als der päpſtliche Legat Aufſchub der Feindſeligkeiten vermittelte und der Kaiſer, durch genügende Ehrenerklärung für Eliſabeth, die Urſache des Kampfes aus dem Wege räumte.

Auch als Statthalterin Polens entſagte Eliſabeth ihrem zerſtreuungsvollen Leben nicht, und ihr Hof wurde ein Sitz der Galanterie und des Lebensgenuſſes. Einige ältere Räthe begannen dagegen zu eifern, wurden aber von der Königin, welche keinen Geſchmack an ſolchen Einwürfen fand, aus ihren Dienſten entlaſſen und erhielten jüngere, der Luſt des Lebens günſtiger geſinnte Männer zu Nachfolgern. Dergleichen Maßregeln nährten in Großpolen den Sinn der Unzufriedenheit, der endlich zu ſtaatsverrätheriſchen Anſchlägen ſeine Zuflucht nahm.

Die Mißvergnügten richteten ihre Augen auf einen Enkel des Bruders Königs Wladislaw Loktiek, den einſtigen Herzog von Gniewkow, Wladislaw den Weißhaarigen, welcher, nachdem er in Anfällen von Andacht und Lebensmüdigkeit ſein Land an König Kaſimir verkauft, zuletzt als Laienbruder in den Benediktinerorden zu Dijon getreten war. Durch Hoffnungen auf die polniſche Krone wurde Wladislaw's erloſchene Liebe für irdiſche Angelegenheiten ſchnell wieder entzündet. Er reiſete nach Avignon, um den Papſt Gregor XI. zur Aufhebung ſeiner Ordensgelübde zu vermögen, und da ihm Dieſes nicht gelang, wußte er ſogar den König Ludwig, dem er freilich bloße Heiratsabſichten vorſpiegelte, dahin zu bringen, daß Derſelbe ſich bei dem heiligen Vater für ihn verwendete. Der Papſt verweigerte ihm auch diesmal ſein Begehren, und nun beſchloß Wladislaw, ſich mit Gewalt zu helfen. Er ging mit einigen Vertrauten nach Großpolen, lief zwar in Gneſen Gefahr, feſtgenommen und ausgeliefert zu werden, entkam aber glücklich, und brachte ſchnell nach einander Stadt und Schloß Wladislaw, dann die Schlöſſer Gniewkow, Szlotery und Scharley in ſeine Gewalt. Als aber viele mächtige polniſche Magnaten ſich wider ihn erhoben und die Mehrzahl ſeiner Anhänger, durch König Ludwig's Drohungen geſchreckt, von ihm abfiel,

verzagte er an dem Gelingen ſeines Unternehmens, übergab die eroberten Plätze an den Statthalter Sandivog von Szubin und empfahl ſich der Gnade des Königs, welcher ihn für Abtretung des Gniewkower Landes und Verzichtleiſtung auf alle ſeine Anſprüche mit zehn tauſend Gulden abfand, worauf Wladislaw, dem Irdiſchen zum zweiten Male Lebewohl ſagend, friedlich in ſein Kloſter zu Dijon zurück kehrte.

Während jener Aufſtände ernannte König Ludwig ſeinen Vetter, den Herzog Wladislaw von Oppeln und Wielun, zum Statthalter in Rothrußland, wobei er den doppelten Zweck vor Augen hatte, die Polen auf die, in dem oben gedachten Vertrage mit König Kaſimir begründete Einverleibung dieſer Provinz in das ungariſche Reich vorzubereiten und zugleich einen erfahrenen Rathgeber in die Nähe ſeiner Mutter zu bringen, mit deren Verwaltung man nun einmal ſich nicht befreunden konnte und welche gleichwohl der König, aus kindlicher Pietät, ihrer Stellung nicht berauben wollte. Zugleich nahm er jene Unzufriedenheit und die Begebenheiten in Großpolen zum Vorwande, den Reichstag, wie es ſein Wunſch war, nicht in Polen, ſondern in Ungarn zu verſammeln. Die polniſchen Stände wurden nach Kaſchau beſchieden und durch Huldbezeigungen mancherlei Art für des Königs Plane geſtimmt. Dagegen, daß der König dem Adel für immer zwei Drittheile der allgemeinen Landſteuer, Poradlne genannt, nachzulaſſen ſich bereit erklärte, verlangte er von den Baronen das Zugeſtändniß, daß die früher feſtgeſetzte Beſchränkung der Thronfolge auf männliche Leibeserben aufgehoben, und in Ermangelung der Letzteren das Erbfolgerecht auf des Königs Töchter, und zwar auf Diejenige, welche er, ſeine Mutter oder Gemalin dazu beſtimmen würde, vertragsweiſe ausgedehnt wurde. Der König verpflichtete ſich nur noch, ſowohl die polniſchen Herren, als deren Unterthanen mit keiner weiteren Steuer zu belegen, ferner die Reichswürden in ihrer bisherigen Art fortbeſtehen zu laſſen, und weder dieſe noch andere, mit Gerichtsbarkeit verbundene Aemter an Ausländer oder an Männer von herzoglicher Abkunft zu verleihen (1374).

Ludwig hatte eingreifende Reformen in Polen vor; aber um nicht auf Mißtrauen und Widerſtand zu ſtoßen, hütete er ſich wohl, zu ſchnell und auffallend zu Werke zu gehen. Vielmehr ließ er manche Uebelſtände abſichtlich fortdauern, damit man die Mangelhaftigkeit der dermaligen Verfaſſung um ſo ſicherer empfinden und ſeiner Zeit ſelbſt zu Umgeſtaltungen die Hand bieten möge.

Aus dieſem Grunde rief der König jetzt auch ſeine Mutter aus Polen zurück, überzeugt, daß ihr Abgang dort nur zu dem einhälligen Wunſche führen werde, ſie wieder zu beſitzen, wie viel man auch während ihres Dortſeyns an ihr zu tadeln gehabt hatte. Der König hatte ſich hierin nicht getäuſcht. Kaum war Eliſabeth aus Krakau fort, als ihr glänzender Hof, der Zauber der Feſte und Freuden, den ſie über die Stadt verbreitet hatte, empfindlich vermißt wurde. Von allen Seiten wurde ſie zur Rückkehr aufgefordert. Voreilig und gegen ihres Sohnes Wunſch ſchenkte ſie dieſen Einladungen Gehör, indem ſie nach Krakau zurück kehrte, wo ſie mit ungeheuerem Pomp empfangen wurde. Aber einige Tage ſpäter vermaßen ſich einige ungariſche Heiduken, die Getreidewagen eines polniſchen Edelmanns zu plündern. Seine Leute, die dies verhindern wollten, wurden mißhandelt, und zum Theil erſchlagen. Darüber brach ein allgemeines Scharmützel zwiſchen Ungarn und Polen aus. Der Stadthauptmann von Krakau, Johannes Kmitha, welchen die Königin hinſendete, um Ruhe zu gebieten, wurde von einem ungariſchen Wurfſpieße getödtet, und das Gemetzel nahm immer mehr überhand; die ergrimmten Polen erſchlugen über hundert und ſechzig Ungarn, und ſogar zwei Edelknaben aus der Leibwache der Königin. Dieſe hielt ſich durch drei Tage in ihrer Burg eingeſchloſſen, und kehrte dann nach Ungarn zurück, um die Statthalterſchaft auf immer niederzulegen. Seitdem ſetzte der König in Kleinpolen den Sandivog von Szubin, in Großpolen dem Domarat von Pyerchno, in Cujavien den Petraſch Malocha von Malochowo als Statthalter ein.

In dieſer Zeit waren Kjeyſtut, Fürſt von Podlachien, Lubart, wieder eingeſetzter Fürſt von Wladimir, und der polniſche Lehensmann Georg zu Belz, mit ihren Kriegshorden über den San gerückt und hatten das Gebiet längs den beiden Weichſelufern bis gegen Tarnow hin ausgeplündert. Der König erließ ein Aufgebot in Polen, und zog mit ungariſcher Kriegsmacht über das Sanoker Gebirge nach Sandomir, wo der polniſche Heerbann zu ihm ſtieß. Den letzteren ſendete er in das Chelmer Land, um die dortigen Schlöſſer den Lithauern abzujagen. Nachdem die Polen ſich der Schlöſſer von Chelm, Horodlo, Wſewoloſch und Hrabowl bemächtigt, kehrten ſie längs dem Bug zu dem Könige zurück, welcher belagernd vor dem, durch Georg hartnäckig vertheidigten Belz ſtand. Als der Platz zu fallen drohte, bat Kjeyſtut für ſeinen Neffen um Schonung. Der König gewährte nicht nur großmüthig den

Frieden, nach welchem das Chelmer und das Belzer Gebiet für immer an ihn abgetreten wurde, ſondern gewann auch durch Huld und freigebige Verleihungen die Gemüther jener ſtreitbaren Herren.

Der Tod des Herzogs Kaſimir von Stettin und der Heimfall ſeiner polniſchen Beſitzungen Dobrzin, Bidgoſt, Wlatow und Walcz an die Krone, beſchleunigte die Ausführung eines Planes, welcher dem Könige ſehr am Herzen lag, nämlich die der völligen Trennung Rothrußlands von Polen, um es als Provinz dem ungariſchen Reiche wieder einzuverleiben. Der Herzog Wladislaw von Oppeln unterſtützte ihn dabei, indem er bereitwillig Rothrußland räumte und nach Cujavien ging, wo ihn der König mit Kaſimir's erledigten Ländereien und mit dem Herzogthume Gniewkow entſchädigte. Rothrußland wurde ſeitdem durch ungariſche Baronen, als Bane oder Woiwoden, verwaltet, ohne daß die Polen, des alten Vertrags zwiſchen den Königen Ludwig und Kaſimir eingedenk, ſich dieſer Maßregel zu widerſetzen getrauten.

Nach dem Weggange des Königs brach in Polen ein Zuſtand allgemeiner Rechtloſigkeit aus; Parteien ſtießen und zerſchellten ſich an Parteien, der Uebermuth tobte oben, das Elend wüthete unten im Volke. Auf die Stimme des biederen Herzogs Wladislaw von Oppeln, welchen der König als Statthalter eingeſetzt, wurde nicht gehört; ja die Unzufriedenen drangen ſogar auf ſeine Abberufung, da der König auf dem Reichstage zu Kaſchau ausdrücklich verſprochen habe, keinen Statthalter herzoglicher Abkunft einzuſetzen. Der König mußte nachgeben, und gerne verließ der friedliebende Wladislaw das unruhige Land. Beſtürmt von den Klagen der polniſchen Prälaten, welche von den Rittern und Edlen unaufhörlich die gröbſten Räubereien zu erdulden hatten, ſchrieb der König den nächſten polniſchen Reichstag (1381) nach Ofen aus und zwang den Polen den Krakauer Biſchof Zawisza von Kurozwaki, deſſen Vater Dobieslaw von Kurozwaki, und den Kaliſcher Palatin und Krakauer Stadthauptmann Sandivog von Szubin als Statthalter und oberſte Richter mit unbeſchränkter Vollmacht auf, ohne dadurch die Ruhe herzuſtellen.

Während jener Vorgänge in Polen waren die ſüdlichen Provinzen des ungariſchen Reiches wiederholt der Schauplatz von König Ludwig's Thaten. Von dort aus empfand auch der Weſten Europa's die erſten Stöße jenes großen Zerſtörungs- und Unterjochungswerkes, womit der erobernde Stamm

der Osmanen dem erſchreckten Welttheile ſeine Ankunft verkündigte. Dieſes Volk, beſtimmt in Ungarn ſpäter eine ſo verhängnißvolle Rolle zu ſpielen, und, daſelbſt Fuß faſſend, dieſes Reich durch längere Zeit in die bangen Zweifelfragen zwiſchen Civiliſation und Barbarei, Chriſtenthum und Islam zu ſtürzen, kann hier in ſeinem Urſprunge nicht ganz unerwähnt bleiben.

Ein Häuptling des hochaſiatiſchen Stammes der Oghuſen, Salur, ein Abkömmling von Tak-Khan (dem Herrn des Berges), nahm, vierthalb hundert Jahre nach Mohammed (960), mit zwei tauſend Familien den Islam an, und nannte ſich ſeitdem Tſchanak oder Kara-Khan, ſein gläubiges Volk aber, zum Unterſchiede von den noch im Heidenthume befangenen übrigen türkiſchen Stämmen, Turkmanen, angeblich zuſammen gezogen aus Türke und Iman, d. i. Glauben. Die Seldſchuken, ein Zweig des oghuſiſchen Stammes, ſaßen zu Ende des zehnten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung um Buchara, wo Boghra-Khan Harun, der Sohn Suleiman's, ein Nachkomme Tſchanak's, herrſchte. Ueber dreißig Jahre ſpäter führte ſie Mahmud, der große Herrſcher von Ghasna, der Eroberer Indiens, über den Orus nach Choraſan. Suleiman-Schah, der Sohn Kaialp's aus dem Geſchlechte Kaji (den Hoeihe der Chineſen, und einem der edelſten Stämme der Oghuſen), welches ſeit ſeiner Auswanderung von der chineſiſchen Gränze (in der Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung) am Amur und der Selenga und um den Baikalſee geſeſſen, herrſchte über das eigentliche Turkiſtan, und verbreitete ſich dann bis nach Transorana und Choraſan. Aus dieſer Landſchaft durch die Einfälle der Mongolen Tſchengis-Khan's vertrieben, ertrank er bei ſeiner Wanderung nach Vorderaſien bei dem Schloſſe Dſchaaber in den Fluten des Euphrat, worauf drei ſeiner Söhne: Surkuntekin, Güntoghdi und Dündar, nach Choraſan zurück kehrten, der vierte aber, Namens Ertoghrul, d. i. der gerade Mann, ſich in den Alpen von Karadſchatag (Schwarzenberg), an der weſtlichen Gränze des Gebietes von Angora, im Dienſte des ſeldſchukiſchen Sultans Alaeddin anſiedelte. Hier wurde ihm in Jahre 1258 ſein älteſter Sohn Osman (d. i. der Beinbrecher, welchen Namen im Morgenlande der Königsgeier mit ihm theilt) geboren. Schon Ertoghrul träumte im Hauſe eines frommen Mannes von der künftigen Größe ſeines Hauſes, denn eine Stimme prophezeite ihm, daß ſeine Kinder und Kindskinder hochgeehrt ſeyn ſollen durch kommende Geſchlechter und Zeiten. Aber einen noch weit glänzenderen Traum ähnlicher Bedeutung hatte Osman im Hauſe des

frommen Scheichs Edebali aus Adana, welcher ihm ſeine Tochter, die ſchöne Malchatun, d. i. Schatzfrau, vermälte. Vor ſeinem ſchlummernden Auge ſtieg aus Edebali's Bruſt der wachſende Mond auf, der als Vollmond in Osman's Buſen verſank. Aus Osman's Lenden aber ſproßte ein Rieſenbaum empor, der ſeine Zweige und ſchwertförmig gebildeten Blätter über alle bekannten drei Theile der Erde verbreitete; ein Traum, der nachmals zum Verderben Europa's ſich ſchrecklich erfüllte. Osman, nach ſeiner dunklen Geſichtsfarbe der Schwarze genannt, war der Gränzhauptmann des Sultans der Seldſchuken wider die Streifereien der Tataren zu Melangeia, auf türkiſch Karadſchahiſſar, deſſen griechiſcher und türkiſcher Name eines und dasſelbe, nämlich das ſchwärzliche Schloß, bedeutet und mit deſſen Gebiete er mittels Fahne, Pauke und Roßſchweifes im Jahre 1289 belehnt wurde. Als Beg des ſchwärzlichen Schloſſes und der alten Stadt (Eskiſchehr, das Doryläum der Kreuzfahrer) ſtreifte Osman mit ſeinem Freunde, dem griechiſchen Renegaten Köſe Michel, d. i. Michael dem Spitzbart, bis jenſeits des Sangaris, eroberte Biledſchik (Belokoma) durch Liſt, raubte die ſchöne Griechin Lotosblume (auf griechiſch Nenuphar, auf türkiſch Nilufer genannt), die er ſeinem zwölfjährigen Sohne Urchan zur Gemalin beſtimmte, ſammt dem Schloſſe ihres Vaters, ſchlug ſeinen Sitz zur Jeniſchehr (Neuſtadt) auf und herrſchte in Inöni, heutzutage einem der ſiebzehn Sandſchake Kleinaſiens. Mörder ſeines alten Oheims Dündar vor der Eroberung von Köprihiſſar, d. i. Brückenſchloß, erklärte ſich Osman im vorletzten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts zum unabhängigen Herrſcher durch die Anordnung des Kanzelgebetes auf ſeinen Namen und durch die Beſtellung eines Marktvogtes; ſchon zwei Jahre hernach ſchlug er bei Kojunhiſſar (dem Bapheum des Pachimeres) den Hetäriarchen, d. i. Befehlshaber der byzantiniſchen Leibwachen — ein Vorſpiel der künftigen Unterjochung des öſtlichen Kaiſerthums durch Osman's Enkel; er vertrug ſich mit dem Befehlshaber von Ulubad (Lopadion), unterwarf ſich die Schlöſſer am Olympos und Sangaris, und ſtarb (1326) nach ſieben und zwanzigjähriger Regierung an demſelben Tage, wo Bruſa fiel und ſeinem Sohne und Nachfolger Urchan der Sohn und Nachfolger Murad geboren wurde, wie ihm Urchan am Tage der Eroberung von Karadſchahiſſar geboren worden war.

Urchan, der ſeinen Namen einem Kropfe danken mag, denn Ur heißt auf türkiſch ein Kropf, der Numa Pompilius des osmaniſchen Reiches, deſſen

Romulus ſein Vater Osman geweſen, ward der Geſetzgeber desſelben durch ſeinen Bruder Alaeddin, den erſten Weſir, d. i. Laſtträger der Geſchäfte. Nach ihm und Urchan's erſtgeborenem Sohne Suleiman, der 1358 am Platanenbaume des Eid umkam, begleiteten vier Dſchendereli dieſe oberſte Würde des Reiches, ein Beiſpiel der Erblichkeit der höchſten Machtvollkommenheit, das ſich im Laufe der ganzen osmaniſchen Geſchichte nur einmal, nämlich in den fünf Großweſiren Köprili, wiederholt hat. Urchan eroberte Semendra und Aidos, die im Angeſichte Konſtantinopels genommen wurden, und die bithyniſchen Hauptſtädte Nikomedien und Nikäa. Die Münze wurde auf Urchan's Namen geſchlagen (ob Osman dieſes Majeſtätsrecht des Islams ſchon ausgeübt, iſt zweifelhaft); er richtete eine Kleiderordnung ein und regelte das Heer. Die verſchiedenen Arten von Mützen waren die Hauptunterſchiede zwiſchen den Beamten des Lehr- und Wehrſtandes; die merkwürdigſte Einrichtung die der Janitſcharen (Jenitſcheri, d. i. neue Truppe), deren Vernichtung unſerer Zeit vorbehalten blieb. Nebſt ihnen wurden die Sipahi (Reiter), die Silihdare (Waffenträger), Ulufedſchi (Söldlinge) und Ghureba (Fremdlinge) in vier Rotten zur berittenen Schutzwache des Herrſchers, und in der Folge zu der in's Feld ziehenden heiligen Fahne (der Adlerſtandarte des Propheten) beſtellt. Die Sipahi wurden mit großen und kleinen Lehen (Siamet und Timar) belehnt. Das Fußvolk beſtand zum Theil in den Jaja, d. i. den Fußgängern, welche ſpäter, ſo wie ein Theil der Reiterei, den Namen der Moſelleman, d. i. der von Auflagen Befreiten, erhielten; ein anderer Theil des Fußvolkes waren die Aſab, d. i. die Ledigen; die auf Raubzügen ſtreifenden Reiter hießen Akindſchi (Renner und Streifer), die Sachegiatori der Italiener, die unter dem von dem letzten Worte hergeleiten deutſchen Namen des Sackmans noch drei Jahrhunderte der Schrecken Ungarns und Oeſterreichs als Renner und Brenner. Urchan ſtiftete die erſte hohe Schule des Reiches in der, in eine Moſchee verwandelten Kirche der in der Kirchengeſchichte ſo wichtigen ökumeniſchen Synode; am Fuße des Olympos, auf deſſen Gipfel ehemals die Zelten chriſtlicher Mönche, von denen der Berg noch heute der Mönchsberg heißt, erhoben ſich die Klöſter und Zelten von Derwiſchen und Abdalen (Santonen). Das am Fuße des Olympos gelegene Bruſa, ſchon in der älteſten Geſchichte nach dem Namen des älteſten bithyniſchen Königs Pruſias genannt, eine der ſchönſtgelegenen und waſſerreichſten Binnenſtädte der Welt, die Hauptſtadt des Reiches und die Grabſtätte

der Sultane bis zur Eroberung Konſtantinopels, berühmt durch die Heilkraft ſeiner warmen Bäder, durch die Klarheit ſeiner reinen Quellen, durch ſeine Natur- und Kunſterzeugniſſe, wie auch der Lieblingsaufenthalt von Gelehrten und Dichtern, von denen Scheichi, der erſte romantiſche Dichter der Osmanen, hier ſein Chosrew und Schirin inmitten des Geſangs der Bergquellen und des Geflüſters der Tannenwälder des Olympos ſang; um die Mauſoleen der ſechs erſten Sultane gruppirt ſich ein halbes Tauſend berühmter Weſire, Paſchen, Scheiche, Muderriſe (Profeſſoren), Redner, Aerzte, Dichter und Muſiker.

Nachdem ſeit dem Jahre 1263 in dem Verlaufe eines Jahrhunderts die Türken neunzehnmal über den Helleſpont geſetzt, beſchloß Suleiman-Paſcha, der Sohn und Weſir Urchan's, den zwanzigſten in einer ſchönen Mondnacht auf den Ruinen von Cycikus. Das kühne Unternehmen gelang; ein Erdbeben, unter welchem kurz vorher die Mauern von Kallipolis gelitten, hatte den Osmanen den Eingang zu dieſer Stadt und zu mehren anderen thrakiſchen geöffnet. Ein Sturz vom Pferde beraubte Suleiman-Paſcha mit dem Leben der Thronfolge, welche ſeinem Bruder Murad zu Theil ward, deſſen Ehrentitel Ghaſi, d. i. der Kämpe im heiligen Kriege, und Chudawendkiar, d. i. der Herr, das letzte hernach in Chunkiar zuſammen gezogen, gleichbedeutend mit Sultan, dem Titel der osmaniſchen Herrſcher. Den Sultanstitel führten aber weder Osman noch Urchan, ſondern erſt Bajeſid, der vierte Herrſcher, erhielt denſelben mittels eines Diploms von dem Schattenchalifen aus dem Hauſe Abbas zu Kairo, welchen ſeit Bagdads Eroberung durch die Mongolen und dem Sturze des Chalifates die Sultane der Mameluken in Aegypten blos als einen Titular-Schatten-Gottes auf Erden aufgeſtellt, um ſich von demſelben die Titel der Herrſchaft durch Diplome legitimiren zu laſſen. Murad, der Frohnkämpe, der Herr, dämpfte die Unruhen in Kleinaſien durch die Eroberung Angora's, und ſetzte durch jene Adrianopels ſich in Europa feſt.

Damals war es auch, wo zum erſten Male magyariſche Schwerter ſich mit osmaniſchen Säbeln maßen, die nachmals ſich ſo oft, und unter ſo wechſelnden Erfolgen, gekreuzt haben. Als Murad's eherner Halbmond tobend an die Pforten Europa's ſchlug, berührte er auch die Gränzen des Reiches der Serbier. Der ſerbiſche König Uroſch V., aufgefordert von dem zu ihm geflüchteten griechiſchen Befehlshaber von Philippopolis und von dem

Papſte Urban V., verbündete ſich mit den Königen von Ungarn und Bosnien und dem Fürſten der Walachen gegen die furchtbaren Fremdlinge. In Eilmärſchen rückte das Heer der Verbündeten an die Marizza, den einſtigen Hebrus. Der osmaniſche Beglerbeg Lalaſchahin, fürchtend, mit ſeinen geringen Streitkräften der Uebermacht der Chriſten nicht Stand halten zu können, ſendete den kühnen Hadſchi Ilbeki auf Kundſchaft und Fehde aus. Auch Dieſer getraute ſich nicht, das Chriſtenheer in offener Schlacht anzugreifen, aber er wartete die Nacht ab, und vollführte dann, begünſtigt durch die Dunkelheit, einen Ueberfall gegen das in Schlummer und Sorgloſigkeit verſunkene feindliche Lager. Das Geheul und die wilde Kriegsmuſik ſeiner anſtürmenden Banden ſchlug die Chriſten mit tödtlichem Schrecken; ſie ergriffen, wie der osmaniſche Geſchichtſchreiber ſagt: „gleich aus ihrem Lager aufgeſchreckten wilden Thieren, eiligſt die Flucht, ſtürmten gegen die Marizza hin, ſchnell wie der Wind hergeht vor der Glut, und ſanken unter in der Flut" (1363). Das Schlachtfeld wird noch jetzt Sbirf ßindüghi, d. i. der Serbier Niederlage, genannt. König Ludwig hatte dem wunderthätigen Marienbilde, welches er bei ſich trug und dem er ſeine Rettung beimaß, eine Kirche gelobt, und löſete ſein Wort durch die Erbauung Mariazells, des berühmteſten öſterreichiſchen Wallfahrtsortes, dem er auch jenes Wunderbild verehrte, welches früher ſeinen Hausaltar geſchmückt hatte. Dem Volke wurde wahrſcheinlich, um es nicht zu ſchrecken, die erlittene Niederlage verſchwiegen, und die bloße Rettung des Königs zu einem von Demſelben erfochtenen Siege gefabelt, und muthmaßlich verdankte dieſer Beſchönigung die Kircheninſchrift von Mariazell, welche beſagt, daß Ludwig den Bau zum Danke für einen über die Türken gewonnenen Sieg unternommen, ihren Urſprung.

Die Bedrängniß, in welche Sisman, der Kral der Bulgaren, durch den Einfall der Osmanen gerieth, glaubte König Ludwig benutzen zu müſſen, um die alten Rechte der ungariſchen Krone auf Bulgarien wieder aus der Vergeſſenheit zu ziehen. Im April 1365 verließ er mit ſeinem Heere Ofen, zog über Lippa, Lugos und Karanſebes an die Donau hinab, überſchritt dieſelbe bei Alt-Orſova, überwältigte Widdin durch Sturm und nahm den tapferen bulgariſchen Befehlshaber des Platzes, Strascimir, des walachiſchen Woiwoden Alexander Beſſarab Eidam und des bosniſchen Bans Twartko Schwiegervater, gefangen. Binnen drei Monaten war das ganze Widdiner Gebiet längs der Donau in König Ludwig's Händen, der die Verwaltung

desſelben dem ſiebenbürger Woiwoden Dionyſius von Apór, des Stephan Latzkóſi Sohne, übertrug.

Indeſſen hatte Sisman ſich dem Osmanen-Emir Murad, dem er nachmals ſogar ſeine Tochter zur Gattin gab, genähert, hoffend, durch den Beiſtand jenes gefürchteten Eroberers das Widdiner Land zurück zu erkämpfen. Im nächſten Frühjahre (1366) lagerte er mit zahlreichem Kriegsvolke vor Widdin. Aber die vereinigten Ungarn und Walachen, letztere durch ihren der ungariſchen Krone unterthänigen Woiwoden Wlaiko, des Alexander Beſſarab Sohn, dem Könige zugeführt, ſchlugen Sisman's Heer, das theils aus Bulgaren, theils aus Osmanen beſtand.

Bald darauf machte jedoch Wlaiko ſelbſt der Untreue ſich verdächtig, wüthete, als griechiſcher Eiferer, gegen die römiſchen Glaubensboten, welche der katholiſche Ludwig nach Kräften ſchützte und begünſtigte, vertrieb zuletzt die ungariſche Beſatzung aus Widdin und warf ſich zum Könige der Donau-Bulgarei auf. Der König zog eilig gegen Widdin, um dieſen Platz zurück zu erobern, und ſendete gleichzeitig, um den Gegner von zwei Seiten zu bedrängen, den Woiwoden Niklas von Apór mit den ſzekler und ſiebenbürger Banderien, unter Kronſtadt durch den Förcsburger Paß längs der Jalomitza hinab. Niklas ſchlug die ſich ihm entgegen ſtellenden Walachen, verfolgte ſie aber unvorſichtig in ihre Wälder und büßte dieſe Voreiligkeit durch ſeinen Tod und Vernichtung ſeines Heeres. Glücklicher war unterdeſſen der König Ludwig. Wie ſehr auch Wlaiko ſich bemühte, dem Könige den Donauübergang ſtreitig zu machen, ſo fiel Widdin doch in die Gewalt der Ungarn, welche ſich wohl hüteten, ſich von den fliehenden Walachen tiefer in das Land locken zu laſſen, vielmehr unter Anführung des Königs ſich längs dem linken Donauufer hinauf wendeten, um das Zewriner Banat und das umliegende unvertheidigte Land in Beſitz zu nehmen. Wlaiko ſuchte den Frieden, welchen der König, von dem Unfalle des Woiwoden Niklas erſchüttert, gern gewährte. Ludwig ſetzte Wlaiko's gefangenen Schwager Strascimir in Freiheit und übergab ihm die Statthalterſchaft über Widdin und die ungariſche Bulgarei; an Wlaiko aber verlieh er die neue Niederlaſſung im Fogaraſer Gebiete und das Zewriner Banat ſammt der gleichnamigen Burg.

Die Osmanengefahr, die zunächſt an dem längſt untergrabenen griechiſchen Reiche rüttelte und deſſen Fall unter wilden Zuckungen vorbereitete, ſchien dem Ungarnkönige reichliche Gelegenheit zu bieten, ſeine Macht und

ſeinen Einfluß in die ſinkende Wage jenes Reiches zu legen. Der byzantiniſche Kaiſer, Johannes Paläologus, hatte in ſeiner Angſt dem Papſte Innocenz VI. ſeine und ſeines Reiches Unterwerfung unter den apoſtoliſchen Stuhl angeboten und dagegen Hilfe zu Land und zur See wider die Osmanen verlangt. Schon zu oft hatte die byzantiniſche Staatsliſt in Augenblicken der Bedrängniß den heiligen Vater mit jenem Verſprechen der Rückkehr zur kirchlichen Gemeinſchaft getäuſcht, als daß der jetzt erneuerte Vorſchlag ernſtlichen Glauben verdient hätte. Papſt Innocenz kam zwar äußerlich dieſer Annäherung entgegen; aber die angeſprochene thätige Hilfe gewährte er nicht. In geſteigerter Beſorgniß wendete der Kaiſer Johannes ſich nun (1365) an den König Ludwig und ließ abermals durch ſeine Geſandten Vereinigung mit der römiſchen Kirche geloben, wenn der König theils mit eigener Macht, theils durch ſeinen Einfluß bei befreundeten Fürſten, Byzanz von der ſchrecklichen Gefahr befreien wolle. Ludwig, für das Große und Chriſtliche des Unternehmens erglühend, ſprach ſeine Hilfe zu und trat in Bündniß mit dem Könige von Cypern, der, während Ludwig zu Lande, die Osmanen zur See angreifen ſollte.

Der Papſt Urban V., welchen der König Ludwig von dieſen Verhandlungen in Kenntniß ſetzte, lobte zwar Ludwig's frommen Eifer, warnte ihn aber zugleich vor der Wortbrüchigkeit der Byzantiner und entband ihn, um deren Geſinnungen mittlerweile genauer zu erforſchen, auf Jahr und Tag von dem Eide, denſelben beizuſtehen. Der Kaiſer Johannes, um dieſem ungünſtigen Einfluſſe zu begegnen, ſtattete perſönlich dem Ungarnkönige einen Beſuch ab und nahm dieſen ſo lebhaft für ſich ein, daß Ludwig ſelbſt ihm des Papſtes Gunſt erwirkte. Der Kaiſer verſprach im folgenden Jahre nach Rom zu reiſen, um dem apoſtoliſchen Stuhle ſeine und ſeines Volkes Unterwerfung zu bezeugen; doch verzögerten mancherlei Umſtände die Ausführung des Vorſatzes bis zum Herbſte 1369, wo Johannes wirklich in Rom eintraf, in der heiligen Geiſtkirche allen von dem römiſch-katholiſchen Glauben abweichenden Lehren entſagte und ſich in die Gemeinſchaft der römiſchen Kirche aufnehmen ließ.

Johannes erlangte hiermit keineswegs, was er gehofft hatte; ſein Volk blieb nach wie vor von der römiſchen Kirche getrennt, und der Eifer jener Fürſten, welche Anfangs ſich zu ſeinem Schutze verbündet, war mittlerweile wieder abgekühlt. Ja auf ſeiner Heimkehr von Rom wagten die

Veneter, bei denen der Kaiſer das Geld zu ſeiner Reiſe geliehen und Denen er für den Augenblick keine Deckung zu geben vermochte, ihn ſogar in perſönliche Schuldenhaft zu nehmen, und ſein Sohn Andronikos, welchem er während ſeiner Abweſenheit die Regentſchaft übergeben hatte, ſendete aus Unvermögen oder böſem Willen kein Geld, um den Träger der öſtlichen Cäſarenkrone aus der ſchimpflichen Unfreiheit zu löſen, bis endlich ſein jüngerer Sohn durch Veräußerung aller Koſtbarkeiten und indem er für den unbezahlten Reſt ſich ſelbſt zum Pfande gab, den Vater befreite.

Johannes hatte aus Scham die wahre Urſache ſeines langen Aufenthaltes in Venedig verſchwiegen, und König Ludwig warf daher Verdacht auf ihn, er nehme Theil an geheimen Anſchlägen der Veneter auf Dalmatien. Doch wurde dem Ungarnkönige bei näherer Unterſuchung das Ungegründete dieſes Argwohnes alsbald einleuchtend.

Nach Konſtantinopel zurück gekehrt, erließ der Kaiſer neue flehende Schreiben an den Papſt, ihm ſchleunige Hilfe gegen die Osmanen zu ermitteln. Der heilige Papſt ließ es auch an Vorſtellungen und Aufforderungen bei den chriſtlichen Höfen nicht fehlen; aber allenthalben ſtieß er auf Unluſt und Gleichgiltigkeit. Nur den König von Ungarn bewog theils ſein frommer Eifer, theils die Gefahr, welche er für ſeine eigenen Reiche voraus ſah, — denn bereits ging das Gerücht von einer bevorſtehenden Vereinigung der Osmanen und Tataren zu dem Zwecke eines gemeinſamen Einfalls in Ungarn und Polen — den Gegenſtand ernſter und gewiſſenhafter aufzunehmen. Er erwirkte (1373) von dem Papſte für den Graner Erzbiſchof Thomas die Vollmacht, in Ungarn und Polen das Kreuz predigen zu laſſen. Die Unthätigkeit der weſtlichen Fürſten nöthigte ihn jedoch ſelbſt, die Ausführung ſeiner Unternehmungen zu verſchieben.

Unterdeſſen verſetzte weitere Ausbreitung der Osmanen diesſeits des Meeres das Griechenreich in noch dringendere Gefahr, ohne daß ſich ein ſchützender Arm für dasſelbe bewaffnen wollte. Der Papſt maß die Hauptſchuld des Ausbleibens chriſtlicher Hilfe der Hartnäckigkeit bei, womit die Griechen, ſelbſt nach dem Uebertritte ihres Kaiſers, in der Kirchentrennung beharrten. Der Kaiſer Johannes und ſein Sohn und Mitkaiſer Manuel mußten unter dieſen Umſtänden ſich Glück wünſchen, daß ein Zufall ihnen Anlaß gab, mit Murad Freundſchaft, und hiemit auch Frieden und ein beſtändiges Hilfsbündniß zu ſchließen, wodurch ſie ſich wenig-

ſtens den ruhigen Beſitz des Gebietes von Konſtantinopel und Theſſalonich ſicherten. Dieſes war um ſo mehr an der Zeit, da die wirkliche Ausrüſtung einer Hilfsflotte durch die eben eingetretenen Mißhälligkeiten zwiſchen dem Papſte und dem Ungarnkönige abermals vereitelt wurde.

Ludwig hatte nämlich die päpſtlichen Zehnten von den ungariſchen Pfründen und Kirchengütern zur Unterſtützung ſeiner Rüſtungen wider die Osmanen verlangt; der Papſt aber hatte ſie verweigert, um ſie zu den Fehden wider Bernabo Visconte zu verwenden. Hierüber entrüſtet, ſagte der König Ludwig ſich von aller Theilnahme am Kriege wider jene Feinde der Chriſtenheit los, und je weniger er überhaupt für gut fand, die Osmanen anzugreifen, ſo lange ſie von ſeinem Reiche noch weit genug entfernt wären und, um eine eingebildete Gefahr zu verhindern, eine wirkliche herbei zu rufen, deſto beſtimmter blieb er bei ſeinem Vorſatze ſtehen, ungeachtet der dringenden und wiederholten Anſinnen des Papſtes, welcher jetzt der Byzantiner ſich mit dem regſten Eifer annahm. Des heiligen Vaters Stimme erſcholl für die Unabhängigkeit des griechiſchen Reiches zu ſpät. Schon war der Kaiſer des Oſtens zum zinspflichtigen Fürſten des ſiegreichen Osmanenherrſchers herab geſunken, während der grollende Ungarnkönig Nichts that, das rollende Rad islamitiſcher Eroberung aufzuhalten.

Andere Feinde, als die Osmanen, waren es, über deren Demüthigung der König Ludwig brütete. Auch nach dem letzten Friedensſchluſſe hütete Venedig eiferſüchtig ſeine Meeresherrſchaft, welche Ludwig, obgleich jetzt im Beſitze Dalmatiens, aus Mangel einer ſelbſtändigen Seemacht nicht zu behaupten vermochte. Umſonſt hatte Letzterer ſeinen dem Kaiſer Johannes zugeſagten Beiſtand zum Vorwande genommen, um von Venedig die Ausrüſtung der in jenem Friedensvertrage ihm ausbedungenen vier und zwanzig Galeeren zu verlangen. Die Veneter fanden Ausflüchte, den Bau der vier und zwanzig Galeeren zu verweigern. Statt dieſer boten ſie ihm bereits fünf, fertig ſtehende an, welche zu ſeinem frommen Vorhaben ausreichen würden, und hielten ſpäter auch dieſe zurück, vorſchützend, der König wolle ſich ſeiner Seemacht nicht gegen die Osmanen, ſondern gegen den griechiſchen Kaiſer und die rasciſchen Fürſten bedienen, mit welchen die Veneter in befreundetem Einvernehmen ſtünden und daher einen Anſchlag gegen dieſelben nicht unterſtützen dürften. Der König beſchloß daher, den Uebermuth der Republik früher oder ſpäter zu beſtrafen.

Kaum war nun des Königs Bundesgenoſſe, Franz von Carrara, Herr von Padua, in abermalige Gränzſtreitigkeiten mit Venedig gerathen, als der König den ſiebenbürger Woiwoden Stephan Latzkóſi von Apór mit zwölf tauſend ungariſchen Reitern nach der Treviſer Mark ſendete. Die Republik beſchwerte ſich hierüber bitter als über Einen Friedensbruch; der König aber warf ihr vor, ſie habe Carrara's billige Friedensverträge mit Hohn zurück gewieſen, drohte mit Krieg zu Waſſer und zu Lande, und rief alle Völker zur Theilnahme an dem Kriege auf.

Schon hatte Carrara mehre Vortheile über die Veneter erfochten, rückte dann, mit dem Woiwoden vereinigt, an die Piave vor, nahm dort ein Beobachtungscorps der Veneter gefangen und brachte endlich bei Pieve di Sacco der Hauptmacht derſelben eine völlige Niederlage bei (Mai 1373). Von beiden Seiten erſchöpfte man ſich jetzt in Verheerungen und Ueberfällen zur See und zu Lande, deren Zweckloſigkeit zuletzt den König Ludwig dergeſtalt ermüdete, daß er ſelbſt in Venedig billige Friedensvorſchläge thun ließ. Als aber die Republik dieſelben verwarf, wurde der König heftig erbittert, und geſtattete einem Jeden, den Venetern zu Lande, wie zur See Schaden zuzufügen. Venedigs Küſten wurden nunmehr beſonders von Dalmatien aus ſchwer bedroht, wo der König ſeinen Vetter Karl, des Herzogs Ludwig von Durazzo einzigen Sohn, Gemal Margarethens, der Tochter des hingerichteten Karl von Durazzo, als Statthalter eingeſetzt hatte. Die Republik wehrte ſich verzweiflungsvoll und richtete zunächſt ihr Augenmerk auf die Rettung Treviſo's; ſie nahm ſogar fünf hundert osmaniſche Türken in ihren Sold, und des Dogen Andreas Sohn, Leonardo Dandolo, errichtete vor ſeinem verſchanzten Lager bei Pievo di Sacco eine neue Linie, welche der Woiwode Stephan vergebens zu durchbrechen ſtrebte. Bei einem wiederholten Angriffe auf jene Linien, fielen die Ungarn und Paduaner in einen von den türkiſchen Söldnern gelegten Hinterhalt und wurden ſchrecklich zuſammen gemetzelt. Der Woiwode, mit ihm tauſend Ungarn und viele italieniſche Edle, geriethen in die Gefangenſchaft der Veneter (1. Juli 1373). Die Ungarn zogen ſich auf paduaniſches Gebiet zurück, das ſie nicht eher zu verlaſſen drohten, bis Franz von Carrara den Woiwoden und ihre gefangenen Landsleute losgekauft hätte. König Ludwig beſtätigte dieſe Forderung, und drängte ſeinen Bundesgenoſſen, Franz von Carrara, unter allen Bedingungen Frieden mit der Republik

zu ſchließen. Des Letzteren Verlegenheit wurde noch größer, als die Anweſenheit der Ungarn und deren Anſinnen gefährliche Meutereien unter den Paduanern zur Folge hatte, welche die Republik durch heimliche Einverſtändniſſe förderte. So von allen Seiten bedrängt, mußte Franz von Carrara den harten und demüthigenden Frieden eingehen, welchen ihm die ſtolze Republik dictirte, während König Ludwig, diesmal durch die Gewalt der Umſtände von dem Kampfplatze weggeſchleudert, mit Ungeduld auf eine neue Gelegenheit harrte, um über ſeine Feinde Gericht mit dem Kriegsſchwerte zu halten.

Seine Anſprüche auf Neapel nährte der König, wie ſehr ihm auch die Verhältniſſe den Weg dazu verſtellten, als ein Ideal im Herzen, das er nie aufzugeben vermochte; immer umkreiſeten ſeine geheimen Wünſche jenes ſchönes Land, von welchem der Glanz ſeines Hauſes ausgegangen. Papſt Urban's V. ernſte Redlichkeit hatte den König ſchon vor einigen Jahren (1368) bewogen, Demſelben ſeine Rechte auf Neapel vor das Gedächtniß zu führen. Schon damals waren wichtige Beweggründe hierzu vorhanden. Um den Herzog von Anjou, Bruder des Königs Karl V. von Frankreich, von ſeinem Vorhaben, die Provence an ſich zu reißen, abzubringen, hatte die Königin Johanna erklärt, daß ſie, kinderlos, wie ſie ſey, ohnehin keinen Anderen zu ihrem Erben einſetzen werde, als den Herzog von Anjou oder ſonſt einen von dem Könige von Frankreich zu beſtimmenden Prinzen ſeines Hauſes. Kaum hatte König Ludwig von dieſen Unterhandlungen Kunde erhalten, als er bei dem Papſte Verwahrung dagegen einlegen ließ, erklärend, er werde zwar Johanna, ſo lange ſie lebe, ruhig im Beſitze Neapels laſſen, aber der Erbfolge in jenem Reiche und in der Grafſchaft Provence nach Johanna's Tode werde er für ſich und ſeine Erben unter keiner Bedingung entſagen. Der Papſt antwortete in ziemlich unbefriedigenden Ausdrücken, und nicht lange dauerte es, ſo wurden Ludwig's Hoffnungen noch ernſthafter erſchüttert.

Es ſchloß nämlich, vier Jahre ſpäter (1372), die Königin Johanna mit Friedrich von Aragonien einen, die Inſel Sicilien betreffenden Vergleich, welchen der Papſt Gregor XI. nicht nur beſtätigte, ſondern ſogar noch ausdehnte, um die päpſtliche Oberlehnsherrlichkeit über jenes Land beſſer zu befeſtigen. Dieſer Vertrag, indem er zufolge der darin feſtgeſetzten Erbordnung die Trennung Siciliens von Neapel verfügte, trat ebenfalls den Rechten des

Königs Ludwig auf das ungetheilte Reich beider Sicilien zu nahe, und Ludwig verlangte daher von dem heiligen Vater Aufhebung des Vergleichs und Widerrufung ſeiner Beſtätigung. Da der Papſt nicht darauf einging, wendete Ludwig's Politik ſich auf eine andere Seite. Er ſchickte eine Geſandtſchaft nach Frankreich und ließ dort wegen einer Vermälung des Grafen Ludwig von Valois, zweiten Sohnes des Königs Karl V., mit einer ſeiner Töchter unterhandeln. Von franzöſiſcher Seite ging man darauf ein, und es wurde verabredet, daß beide Könige den Papſt veranlaſſen ſollten, die Erbfolge in beiden Sicilien dem Ungarnkönige und deſſen Erben zuzuſprechen, worauf Letzterer ſeine Rechte und Anſprüche auf jenes Reich ſeiner Tochter, des Grafen von Valois künftiger Gemalin, zur Morgengabe überlaſſen würde. Hierauf ging König Ludwig's Geſandtſchaft nach Avignon, um ſeine Anſprüche auf das Fürſtenthum Salerno, auf die Herrſchaft Monte Sant Angelo, auf die Grafſchaften Provence, Forcalquier und Piemont rechtlich durchzuführen. Es wurde darauf hingedeutet, die in ihrem ſieben und vierzigſten Lebensjahre noch kinderloſe Johanna ſollte dem Könige von Ungarn urkundlich für ihren Erben erkennen, wogegen Derſelbe, ſo lange ſie lebe, ihr ein treuer Freund ſeyn, im Falle ihrer Weigerung aber ſtreng auf ſeiner Forderung beſtehen und jeder Vererbung des Reiches an Andere ernſthaft entgegentreten würde. Von Avignon gingen Ludwig's Geſandte nach Neapel, wo ſie, gemeinſchaftlich mit den Geſandten des Königs von Frankreich, der Königin Johanna die Verlobung des Grafen von Valois mit der ungariſchen Prinzeſſin Katharina eröffneten, und ſie baten, dieſe Beiden für ihre künftigen Erben anzuerkennen, wofür ſie ihr den mächtigen Beiſtand beider Könige wider alle ihre Feinde verſprachen.

Alle dieſe Verhandlungen zerfielen alsbald in Nichts durch den frühzeitigen Tod der Prinzeſſin Katharina (1374), welcher das Heiratsproject mit Frankreich auflöſete, indem König Ludwig jetzt vor Allem darnach trachtete, ſeinen anderen beiden Töchtern, Maria und Hedwig, die Erbfolge in Ungarn und Polen zu ſichern. Zudem erfuhr der König, daß Johanna im Begriffe ſtehe, den auch von ihm werth gehaltenen Gemal ihrer Nichte Margaretha, Karl von Durazzo, zu ihrem Erben und Nachfolger zu ernennen. Er ließ Letzteren zu dieſem Zwecke ſammt ſeiner Gemalin und ſeinen beiden Kindern, Johanna und Ladislaw, nach Neapel gehen, wo Johanna

eben ihre vierte Heirat mit dem Herzoge Otto von Braunſchweig ſchloß. Des Letzteren Einfluß in Deutſchland ließ fürchten, daß derſelbe nach Johanna's Tode ſich den Weg zur Königsgewalt bahnen könne; daher unterließ der ſchlaue und unternehmende Karl von Durazzo nicht, ſich in Neapel eine mächtige Partei zu gründen, zu welchem Grunde er dort, bei ſeiner Heimkehr nach Ungarn, ſeine Gemalin und ſeine Kinder zurück ließ, um an Ort und Stelle den Gang der Dinge zu beobachten und die Fäden ſeiner geheimen Einverſtändniſſe zu lenken.

Da die Angelegenheiten Neapels keine ſchnelle Wendung zu nehmen verſprachen, ſo arbeitete der König um ſo emſiger an neuen Anſchlägen gegen die, nach ihrem Siege über Franz von Carrara doppelt übermüthige Republik Venedig. In dieſer Abſicht ſchloß er, unter Bürgſchaft der Stände Ungarns, ein fünfzigjähriges Waffenbündniß mit dem Patriarchen von Aquileja, dem Franz von Carrara und dem Görzer Grafen Marquard. Als er nun zu Tyrnau die Verlobung ſeiner Tochter Maria mit Sigmund, dem Sohne Kaiſers Karl IV., feierte (1378), erſchienen Abgeordnete Genua's und boten ihm ein Waffenbündniß gegen die Veneter an, mit welchen ſie, wegen beiderſeitiger Einmiſchung in die Händel der byzantiniſchen Kaiſerfamilie, in Feindſchaft gerathen waren. Gleichzeitig übten die Veneter auch Feindſeligkeiten gegen Franz von Carrara, und beleidigten nebenbei auch den Ungarnkönig, indem ſie die Zufuhr des ungariſch-dalmatiſchen Salzes von der Inſel Pago nach Venedig unterſagten. Carrara ſtrafte ſie dafür, denn er ließ auf Schleichwegen Salz und andere Lebensmittel auf fünf Jahre aus Venedig ausführen. Zugleich lud er ſeine Bundesgenoſſen zu einem Kriegsrathe nach Padua ein, wo, in der Ausſicht auf freie Schiffahrt, auch die Gemeinden von Ancona und anderen Städten an der adriatiſchen Küſte dem Waffenbunde beitraten. Mehr zum Scheine, als in aufrichtiger Abſicht, wurden der Republik noch Friedensanträge gemacht. Als ſie ſtolze Antwort gab, ging der Woiwode Johannes Horváthi von Friaul aus ſchnell über die Piave, und ſtieß hier zu den doppelt ſo ſtarken Streitkräften des Franz von Carrara. Sie beſetzten zunächſt den Kanal von Merghera, um den Venetern die Zufuhr abzuſchneiden, aber ihre Stürme auf Meſtre wurden abgeſchlagen, wogegen ſie das Treviſer Land durch Streifzüge verheerten, eine von der Republik in Sold genommene Compagnie engliſcher Freibeuter aufrieben und dadurch den Bernabo

Visconte verhinderten, den Venetern zu Hilfe zu eilen. Bernabo erhielt auf ſein Erſuchen einen dreimonatlichen Waffenſtillſtand.

Vortheilhafter, als zu Lande, behaupteten ſich die Veneter zur See. Ihr Admiral Vittore Piſani brachte an der römiſchen Küſte dem Befehlshaber der genueſiſchen Flotte, Lodovico Fiesco, eine Niederlage bei und nahm ihm fünf Galeeren. Durch dieſen Erfolg ermuthigt, wagte er ſich mit ſechs und dreißig Galeeren gegen die dalmatiſche Küſte und forderte Jadra zur Uebergabe auf, wurde zwar hier entſchieden abgewieſen, brachte aber nach drei blutigen Stürmen Cattaro in ſeine Gewalt. Um die Veneter von den übrigen dalmatiſchen Seeplätzen abzuhalten, lief der genueſiſche Admiral Lucian Doria mit ſeiner Flotte in den Hafen von Traù ein, während andere genueſiſche Galeeren auf dem adriatiſchen Meere kreuzten und alle Schiffe, welche von Apulien Getreide nach Venedig führten, als gute Priſe behandelten. Jadra ſchützte Niklas von Széch durch von Sebenico aus verſtärkte Beſatzung. Die letztere Stadt wurde dadurch blosgegeben, daher von Piſani geſtürmt und geplündert. Derſelbe wagte dann, ungern und nur auf Befehl der Provveditori Venedigs, einen Hauptſturm auf Traù und die im dortigen Hafen aufgeſtellte Flotte Doria's, wurde aber, nach erlittenen großen Verluſten, davon abzuſtehen gezwungen, verſuchte dann noch einmal die Belagerung Jadra's und brachte, als dies abermals mißlungen, die Inſel Arbe in ſeine Gewalt. Von hier aus unternahm er noch einen Angriff auf Doria's Flotte, welcher wieder mißglückte, und zog ſich unverfolgt nach Pola zurück.

Der König Ludwig war mit dem planloſen Gange dieſes Krieges nicht ganz zufrieden; zudem wußte er ſein Unternehmen gegen Venedig durch hinreichende Bundesgenoſſen vertreten und verzichtete daher auf perſönliche Theilnahme an dem zweiten Feldzuge, um anderen Angelegenheiten ſeine Fürſorge zu widmen. Verhängnißvolle Ereigniſſe für Kirche und Staat waren eingetreten durch den Tod des Kirchenoberhauptes, des Papſtes Gregor, und des Reichsoberhauptes, Kaiſers Karl IV. Der aus Neapel gebürtige Erzbiſchof von Bari, Bartolomeo von Prignano, ein Gegner Johanna's von Neapel, wurde durch die einhällige Wahl der Cardinäle unter dem Namen Urban VI. auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben, aber durch ſeine fromme Strenge und Sittenreinheit dem entarteten Clerus ſeiner Zeit bald ein Gegenſtand des Haſſes. Auch Johanna, die in dem neuen

Papſte einen unerbittlichen Feind ihrer Laſter kannte, und König Karl V. von Frankreich, der es nicht dulden mochte, daß die Wahl auf keinen Franzoſen gefallen und der päpſtliche Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegt worden, ſchloſſen ſich alsbald der Zahl ſeiner Gegner an. Die nach Anagni entwichenen Cardinäle erklärten den Papſt Urban als einen Räuber des päpſtlichen Stuhles, für ausgeſchloſſen aus der kirchlichen Gemeinſchaft, ermahnten alle Gläubigen, ihm nicht mehr zu gehorchen, und riefen in Fondi den Biſchof von Cambray, Robert, Grafen von Genf, unter dem Namen Clemens VII. als Gegenpapſt aus. Die Loſung der großen Kirchenſpaltung, die für den ganzen chriſtlichen Weſten ſo zahlreiche Keime des Verderbens in ſich ſchloß, war hiermit gegeben.

Der politiſche Parteigeiſt bemächtigte ſich ſchnell dieſes Ereigniſſes, und was bisher weltlich getrennt geweſen, ſtürzte ſich begierig nun auch in die kirchliche Trennung hinein. Johanna gebot des Gegenpapſtes Clemens Anerkennung in ihrem Reiche durch ein Edict; auch Frankreich, Savoyen und Spanien erkannten denſelben an. Aber auf der Seite des rechtmäßigen Papſtes Urban ſtanden, nebſt dem übrigen Italien, auch Deutſchland, Böhmen, Ungarn, Polen, England und Portugal.

Papſt Urban's Unwille richtete ſich zunächſt gegen die Königin Johanna. Er ſendete ſeinen Kämmerer, Martin von Tarento, nach Ungarn, um dem Könige Ludwig die Krone von Neapel anzutragen, und falls Dieſer ſie nicht annehmen wollte, den Herzog Karl von Durazzo zu deren Eroberung aufzumuntern. Um ſich den König zu verbinden, ernannte Papſt Urban den Erzbiſchof Demetrius von Gran zum Cardinalprieſter zu dem Titel der vier gekrönten Märtirer. Ludwig, durch die eingetretenen Jahre beſonnener gemacht und mit der Laſt zweier Kronen ohnehin genugſam beſchwert, ſcheute ſich jetzt, nach jener dritten Krone zu greifen, welche er noch vor Kurzem ſo inbrünſtig begehrt, deren Beſitz ihm aber durch eine ſolche Erlangung nicht hinlänglich geſichert ſchien. Der unternehmende Karl von Durazzo wagte zwar, weil er ſeine Gemalin und ſeine Kinder in den Händen der Königin Johanna wußte, ebenfalls nicht ſogleich der Aufforderung des Papſtes zu folgen; indeſſen ließ er darum ſeine Hoffnungen nicht fahren, und gab deshalb um ſo williger die vom Könige Ludwig bei dieſer Gelegenheit ihm abgeforderte Erklärung: auf jedwede Erbſchaft im ungariſchen und polniſchen Reiche Verzicht zu leiſten, nie gegen Ludwig's Töchter

und deren Ehemänner und Erben eine Feindſeligkeit zu üben, noch in ein Bündniß gegen Dieſelben zu treten. Durch dieſe Vorſicht glaubte der König, Karl's von Durazzo ehrgeizige Abſichten mindeſt von dem Erbe ſeiner Töchter, den Kronen Ungarns und Polens, abzuwenden.

Nach dieſen Vorgängen und inmitten jener durchkreuzenden Fragen wurde der Krieg gegen Venedig mit dem früheren Eifer fortgeſetzt, und Karl von Durazzo zog mit der ungariſchen Heeresmacht in die Treviſer Mark. Bernabo Visconte entwickelte, als Bundesgenoſſe der Veneter, die an ihm gewohnte Thätigkeit. Seine engliſchen und deutſchen Söldner gingen über die Etſch und verheerten Verona, das den Herren von Scala, als Verbündeten des Franz von Carrara, gehörige Gebiet. Aber das glückliche und beutereiche Vordringen der Ungarn in dem Gebiete der Visconti, nöthigte jene Rotte zum Rückzuge, und Bernabo ſelbſt zum Friedensſchluſſe mit den Herren von Scala. Vergebens bemühten ſich die anderen Freibeuterhaufen der Venetianer, in das Gebiet von Modena und Bologna einzudringen; überall wurden ſie von den Ungarn mit Verluſt zurück gedrängt. Karl von Durazzo nahm auch in der Treviſer Mark mehre Städte und Schlöſſer, und ſchritt ſodann zur Belagerung von Treviſo ſelbſt. Lucian Doria lockte durch eine Kriegsliſt den Piſani mit ſeiner Flotte aus dem ſicheren Hafen von Pola auf die offene See hinaus, überfiel ihn hier mit ſeiner, vorher zum Theil hinter einem Vorgebirge verſteckt gehaltenen Hauptmacht, und erfocht einen vollſtändigen Sieg über ihn, den der Sieger ſelbſt mit ſeinem Leben erkaufte, welcher aber den Venetern fünfzehn Galeeren, gegen dritthalbtauſend Gefangene und große Geld- und Kriegsvorräthe entriß (7. Mai 1379).

Nachtheile reihten ſich an Nachtheile für die Veneter, und ſchon ging Genua, gemeinſchaftlich mit Franz von Carrara, mit dem kühnen Plane um, Venedig ſelbſt anzugreifen. Piedro Doria, Genua's neu ernannter Admiral, führte Verſtärkungen an Schiffen, Mannſchaft und Vorräthen herbei, und die Genueſer drangen in Klein-Chiozza ein, wo ſie zur Eroberung der Hauptinſel Chiozza auf den zugeſagten Beiſtand des Franz von Carrara warteten, welche Dieſer auch in reichlichem Maße brachte. Hierauf wurde, wieder mit ungeheuerem Verluſte für die Veneter, die Stadt Groß-Chiozza erſtürmt und ausgeplündert, gleich darauf Loreo und Torre delle Bebbe genommen; die feindlichen Schiffe ſtreiften bis zu dem,

von den Venetern verlaſſenen Malamocco hin. In Chiozza wurde die venetiſche Fahne zerriſſen, dafür die Fahnen Ungarns, Genua's und Padua's aufgeſteckt und Franz von Carrara durch Piedro Doria zum Herrn der Inſel erklärt.

Völlig entmuthigt durch ſo viele Unfälle, bat Venedig um Frieden, im voraus jede Bedingung genehmigend, welche nur mit der Freiheit der Stadt Venedig beſtehen könne. Franz von Carrara, die Lage der, auch in ihrem Unglücke noch furchtbaren Republik richtig beurtheilend, rieth, ihr einen billigen Frieden zu gewähren. Aber Genua, nur ſeinem durch den Uebermuth des Sieges geſchärften Haſſe gegen Venedig folgend, ließ durch Piedro Doria den venetiſchen Geſandten antworten: „erſt wollen wir Eure unbändigen Roſſe vom Thore St. Marcus zügeln und aufzäumen, und dann über Euer Schickſal nach unſerer Großmuth entſcheiden."

Dieſer vernichtende Stolz des Feindes gab der verzagenden Republik den Muth der Verzweiflung zurück. Alle Kräfte und Hilfsmittel Venedigs wurden aufgeboten, der ganze Patriotismus ſeiner Bürger in Anſpruch genommen, um die erlittene Schmach zu rächen, die Nachtheile der bisherigen Feldzüge wett zu machen. Piſani, ſeit ſeiner Niederlage gegen Doria in Haft und Unterſuchung gehalten, wurde freigegeben, in ſeinen Ehren und zum Admiral der Flotte unter dem Oberbefehle des Dogen Contarini wieder eingeſetzt. Zu Lande war der Republik nichts mehr übrig geblieben, als die Stadt Treviſo und der Fluß Sile; dabei litt ſie drückenden Mangel an Lebensbedarf. Aber zwiſchen Franz von Carrara und Piedro Doria entſtand Zwieſpalt wegen des Beſitzes der Inſel Chiozza; dies hatte zur Folge, daß Jener unmuthig nach Padua zurück kehrte, Doria's vereinzelter Angriff auf Venedig aber von Piſani nachdrücklich zurück geſchlagen wurde.

Durch die Mißverſtändniſſe der beiden feindlichen Hauptführer athmeten die Veneter wieder etwas leichter; aber es kamen auch noch andere Umſtände hinzu, um die faſt ſchon verlorene Sache der Republik aufzurichten. Der Papſt Urban ließ nicht ab, den Herzog Karl von Durazzo zur Eroberung Neapels zu ermuntern, beſchwichtigte deſſen Beſorgniſſe wegen ſeiner, bei Johanna befindlichen Familie, und weckte dadurch Karl's eifrige Sehnſucht nach jener ſchönen Krone. Als nun eine abermalige Geſandtſchaft der Veneter in das ungariſche Lager kam, und, unter dem Vorwande anderweiter Friedensanträge, mit Karl von Durazzo geheime Unterhandlungen

wegen Geſtattung einiger Zufuhr anſpann, fand ſie ihn dazu geneigt. Gegen einen verhältnißmäßigen Zoll von allem Einzuführenden erlaubte Karl den Venetern, ſowohl ihre Hauptſtadt, wie auch die belagerte Feſtung Treviſo und ſämmtliche Plätze der Treviſer Mark reichlich mit Lebensmitteln zu verſehen. Zwar ließ, auf des Franz von Carrara Klage, König Ludwig dem Herzoge jene Ueberſchreitung ſeiner Befugniſſe verweiſen; aber dieſer ließ ſich dadurch nicht irr' machen, und war, um ungeſtört ſeine Abſichten auf Neapel verfolgen zu können, vielmehr eifrig bemüht, ſowohl den mit den Genueſern zerfallenen Carrara, wie den Ungarnkönig zum Frieden mit Venedig zu ſtimmen. Dazu kam es jedoch wegen der Ueberſchwänglichkeit der geſtellten Bedingungen vor der Hand noch nicht; denn König Ludwig verlangte nichts Geringeres, als daß Venedig an allen Feſttagen die Hauptfahne des Königs von Ungarn auf dem St. Marcusplatze aufſtellen laſſen, zum Erſatze der Kriegskoſten ſogleich fünfzig tauſend, als Tribut jährlich fünf tauſend Ducaten entrichten, die Wahl der Dogen aber jederzeit dem Könige zur Beſtätigung vorlegen ſollte. In ihrer Art eben ſo ſchwierig waren die Bedingungen des Franz von Carrara.

Der Krieg nahm daher einſtweilen ſeinen Fortgang. Zwar war Venedig ſchon durch zwei Monate von den Genueſern eingeſchloſſen; aber Piſani machte den Belagerten Luft durch wiederholte gelungene Ausfälle. Andere vorüber gehende Nachtheile wurden durch die vom Glücke gekrönten Unternehmungen des Veneters Carlo Zeno aufgewogen, welcher die Küſten der Genueſer verheerte, ihnen viele Kauffahrteiſchiffe wegnahm, ſie ganz aus Konſtantinopel verdrängte, ihre Handelsplätze in der Levante zu Grunde richtete und jetzt mit Beute und Schiffen in Venedig ankam, ſo daß die Republik nun wieder über zwei und fünfzig Segel in beſtem Stande zu verfügen hatte.

Das Waffenglück hatte ſich gewendet und lächelte in dem dritten Feldzuge, welcher von Franz von Carrara und dem ungariſchen Befehlshaber (1380) mit der wiederholten Belagerung Treviſo's eröffnet wurde, den vorher ſo oft unterliegenden Venetern. Piſani bedrängte zur See die Genueſer in Brondolo, und vertrieb ſie, nachdem Piedro Doria im Kampfe gefallen, aus dieſem Platze nach Chiozza hin. Dem mit drei und zwanzig Galeeren eintreffenden neuen genueſiſchen Admirale Maruffo verlegten die Veneter alle Zugänge, ſo daß er nirgends landen konnte, ſondern planlos im Golfe umher zu kreuzen genöthigt war. Endlich mußten die von Allem entblößten Genueſer

in Chiozza ſich dem Dogen Contarini auf Gnade und Ungnade ergeben, und wurden gefangen nach Venedig geſendet; dabei fielen neunzehn Galeeren, viele Fahrzeuge mit Kriegsvorrath und Salz in der Veneter Hände. Die Stadt Capo d'Iſtria wurde von den Genueſern nur erobert, um einen Monat ſpäter wieder an die Veneter verloren zu gehen.

Alle Theile begehrten den Frieden, zu welchem nicht nur Papſt Urban VI., ſondern ſelbſt der König Ludwig ernſthaft ermahnte. In Cittadella hielten die Bevollmächtigten der kriegführenden Parteien eine Zuſammenkunft; aber die friedliche Einigung ſcheiterte auch diesmal an den übertriebenen Forderungen aller Parteien. Das Volk von Venedig ſchrie jedoch ſo laut nach Frieden, daß der dortige Senat im Winter die zu Cittadella abgebrochenen Verhandlungen wieder anknüpfte und faſt alle Forderungen König Ludwig's bewilligte. Aber Franz von Carrara vereitelte abermals den Abſchluß eines Friedens, und ſo nahm im nächſten Frühjahre (1381) der neue Feldzug ſeinen Anfang. Die ſtreitenden Parteien waren ermüdet, und nur der beſondere Haß zwiſchen Venedig und Genua brachte fortan Bewegung und Anſtrengung in den Kampf. Der Generalcapitän der venetiſchen Flotte, Carlo Zeno, beunruhigte die Genueſer zur See bis an ihre eigenen Küſten, wogegen dieſe an den Küſten ihrer Feinde argen Seeraub trieben. Treviſo wurde von den Paduanern ſo heftig bedrängt, daß Venedig, unfähig den Platz zu behaupten, die Stadt dem Herzoge Leopold von Oeſterreich ſchenkte, um ſie nur nicht in des Franz von Carrara Hände fallen zu laſſen. Mit Zuſtimmung des Königs Ludwig, der jedoch ſtrenge Neutralität gegen Franz von Carrara dem Herzoge Leopold zur Pflicht machte, nahm dieſer das Geſchenk an, und Carrara hob aus Rückſicht für den König die Belagerung der Stadt auf, in welche jetzt Herzog Leopold einzog und ſein und Ungarns Banner aufpflanzte.

Endlich bot ſich der, von Allen hochgeachtete Graf Amadeus VI. von Savoyen den kriegführenden Mächten zum Vermittler an und ſchlug Turin als Ort der Zuſammenkunft vor. Hier erſchienen die Bevollmächtigten aller Parteien und ſtellten ihre Angelegenheit der Entſcheidung des Grafen anheim, bei welcher Gelegenheit der König Ludwig in ſeiner Frömmigkeit die Republik Venedig um den Leichnam des heiligen Paulus, erſten Einſiedlers, erſuchen ließ. Am 8. Auguſt entſchied der Graf Amadeus dahin: Alle Parteien ſollten die Gefangenen freigeben, aber ihre Beute behalten; der Herr von Padua die eroberten Plätze Cavarzera, Moranza und den Thurm Curani der Repu-

blik einräumen; Gränzſtreitigkeiten durch Schiedsſpruch des Grafen von Savoyen und des Legaten der Florentiner geſchlichtet, das Patriarchat Aquileja, die Herren und Städtegemeinden Friauls in eben den Zuſtand, in welchem ſie vor dem Kriege ſich befunden, wieder eingeſetzt werden. Venedig ſollte dem Ungarnkönige durch fünf Jahre jährlich ſieben tauſend Ducaten entrichten, der König in Dalmatien und Slavonien keine Salzämter gründen, und ſeinem vermeinten Rechte auf die Stadt Pago entſagen. Die ungariſchen Unterthanen ſollten den adriatiſchen Meerbuſen von Capo d'Iſtria bis Rimini nicht befahren, ihre Waaren in dieſer Strecke nicht verführen, gleichergeſtalt auch die Veneter nicht in einem mit Ketten geſperrten Hafen des ungariſchen Dalmatiens einlaufen dürfen. Cattaro ſollte an Ungarn zurück fallen, aber der Werthesbetrag der von den Venetern dort errichteten Befeſtigungen nach anzuſtellender Schätzung von der nächſten Rate der ſieben tauſend Ducaten in Abzug kommen. Das Schloß von Tenedos, welchem hauptſächlich der Streit zwiſchen Venedig und Genua galt, ſollte, bis über ſeinen Beſitz entſchieden wäre, einſtweilen der Graf von Savoyen übernehmen. Zu Beſeitigung aller Anläſſe zu neuem Kriege ſollten ſowohl Venedig wie Genua dem Handel an der Mündung des Don und im azowiſchen Meere entſagen, einander gegenſeitig Geiſeln ſtellen, und Florenz die Bürgſchaft des Friedens übernehmen. Zwar unterzeichneten die ungariſchen Bevollmächtigten am 16. Auguſt dieſe Friedensurkunde, aber König Ludwig ſtand an, den Vertrag zu beſtätigen, indem er nicht nur auf Pago Verzicht zu leiſten ſich weigerte, ſondern auch in Errichtung der Salzämter ſich nicht beſchränken wollte, überdies, ſtatt der durch fünf Jahre zu erhaltenden ſieben tauſend Ducaten, deren einmalhundert tauſend forderte. Man einigte ſich dahin, daß Venedig zwar dieſen ganzen Schuldbetrag anerkannte, aber immer nur die Zinſen davon mit jährlich ſieben tauſend Ducaten an den König und deſſen Nachfolger zu zahlen ſich verpflichtete. Nach dieſen Zuſätzen wurde der Friedensvertrag von beiden Theilen eidlich bekräftigt und dabei ausgemacht, daß denſelben ſowohl die Könige Ungarns, wie die Dogen von Venedig jährlich wiederholen und beſtätigen ſollten.

Die neapolitaniſchen Angelegenheiten hatte inzwiſchen der König Ludwig gänzlich aus dem Auge verloren; deſto ernſthafter nahm dieſelben der Papſt Urban VI. und durch ihn der Herzog Karl von Durazzo auf. Schon im April 1380 hatte Urban durch päpſtliche Bulle die Königin Johanna, als der Ketzerei, der beleidigten Majeſtät und der Verſchwörung gegen ſeine

Perſon ſchuldig, ihres Reiches und ihrer Würden verluſtig erklärt und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue losgezählt. Johanna rief den König Karl V. von Frankreich zu ihrem Schutze auf und, wiſſend, daß Papſt Urban ihren Vetter, Karl von Durazzo, mit ihrem Reiche belehnen wolle, nahm ſie, durch förmliche Urkunde und mit Genehmigung des Gegenpapſtes Clemens, den Herzog Ludwig von Anjou, des Königs von Frankreich Bruder, an Sohnesſtatt an, erklärte ihn für ihren Erben im Königreiche und in den Grafſchaften Provence, Forcalquier und Piemont, ſetzte für den Fall ſeines Todes ſeine rechtmäßigen Kinder nach der Ordnung der Geburt und dem Vorzuge des Geſchlechtes ein, erhob ihn ſofort zum Herzoge von Calabrien und wies ihre Unterthanen an, ihm als künftigen Erben des Reiches zu huldigen.

Zum Vortheile für Karl von Durazzo verlor Ludwig von Anjou, ſtatt ſchleunig nach Neapel aufzubrechen und hier die Huldigung entgegen zu nehmen, ſeine Zeit unter Verhandlungen mit dem Gegenpapſte Clemens zu Avignon, und als er hiermit zu Stande war, ſtarb ſein Bruder, der König Karl von Frankreich, und Ludwig, zum Regenten für den minderjährigen Thronfolger ernannt, durfte in dieſer verhängnißvollen Zeit Frankreich nicht verlaſſen. Auch waren Karl's von Durazzo Schritte jetzt um ſo weniger gehemmt, da ſeine Gemahlin Margaretha zur rechten Stunde ſich mit ihren Kindern auf das Schloß Iſernia in der Grafſchaft Moliſe zurück gezogen hatte, wo die Königin Johanna ihr nichts anhaben konnte. Der Papſt Urban unterſtützte ihn, auf Koſten der römiſchen und anderer Kirchen, mit Geld, König Ludwig mit tauſend Mann Reiterei und fünf hundert Schützen unter Anführung des Johannes Horvathi. An der Spitze dieſer kleinen Heermacht zog Karl im Auguſt 1380 von Verona und durch das Gebiet von Eſte nach Bologna, wo Giannozzo von Salerno mit einigen Söldnerhaufen zu ihm ſtieß. Günſtig für ihn waren die vorangegangenen inneren Spaltungen in Florenz, denn die von dort verbannten Edlen gingen zu Karl über, welcher dieſerhalb ſich nach Rimini verfügt hatte, und forderten ihn auf, ſeinen Weg durch Toscana zu nehmen. Die Stadt Euſebio unterwarf ſich ihm freiwillig und ſteuerte ihm reiche Beiträge. In Arezzo, welche Stadt ihm vertrauensvoll ihre Thore öffnete, riß er die unumſchränkte Herrſchaft an ſich, und erhob dann von Siena, durch angedrohte Feindſeligkeiten, zwei tauſend Goldgulden und reichliche Mundvorräthe für ſein Heer. Florenz nöthigte er auf ähnliche Weiſe zu dem Verſprechen, der Königin Johanna keinen Beiſtand

zu leiſten, und zur Entrichtung von vierzig tauſend ungariſchen Ducaten. So ausgerüſtet, zog er nach Rom, wo er durch mehre Monate Unterhandlungen mit dem Papſte Urban pflog und endlich das Verſprechen gab: jederzeit ein treuer Vaſall des päpſtlichen Stuhles zu bleiben, Alles gut zu heißen und zu fördern, was Urban VI. wider den Gegenpapſt Clemens und die geweſene Königin Johanna verhängen würde, auch des Papſtes Neffen Franz Prignano im Beſitze ſeiner, vom heiligen Vater ihm verliehenen Gebiete zu laſſen. Nachdem er zu dieſem Allen ſich urkundlich verbindlich gemacht, wurde er zum Senator von Rom ernannt, mit dem Königreiche Neapel belehnt, und von dem heiligen Vater ſelbſt zum Könige gekrönt (Juni 1381).

Sechs Wochen ſpäter ſtand Karl mit ſeinem Heere und ſeinen Anhängern vor Neapel, deſſen Thore der Herzog Otto von Braunſchweig, Johanna's Gemal, an der Spitze eines Heeres und mehrer, der Königin treu gebliebenen Baronen bewachte. Im Inneren der Stadt wüthete der Aufruhr, denn das Volk erhob ſich theils für die Königin, theils für Karl; noch Andere begehrten den Papſt zu ihrem Herrn. Die Königin hatte vor dem wilden Aufſtande ſich in das feſte Caſtello nuovo gerettet. Von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, ließ Karl einige ſeiner Reiter an Neapel heran eilen und Eingang ſuchen. Sie fanden eines der Thore geöffnet, ritten auf den Markt und ſtimmten hier ein Lebehoch für Karl an. Das aufgeregte Volk pflichtete ihnen bei, und der Tumult wurde ſo unwiderſtehlich, daß der Befehlshaber der Stadt ſich zu der Königin in das Caſtell flüchten mußte. Das Thor del Mercato wurde geöffnet, und am Abende des 16. Juli hielt Karl unter dem tobenden Freudengeſchrei des Volkes ſeinen Einzug in die Stadt. Als Herzog Otto ihn aufzuhalten verſuchte, war es ſchon zu ſpät; umſonſt ſuchte Derſelbe, durch irgend ein Thor in die Stadt zu dringen; gegen ihn, als Ausländer, waren alle Parteien gleich ſehr erbittert, und er mußte ſich nach Averſa zurück ziehen. Von hier brach er (25. Aug.) mit vermehrten Streitkräften hervor, um das von Karl belagerte Caſtello nuovo zu entſetzen. Karl rückte ihm entgegen, und es entbrannte ein mörderiſches Gefecht, das lange unentſchieden blieb, aber zuletzt mit Herzog Otto's Gefangennahme und der Flucht ſeiner Truppen endete. Am anderen Tage übergab Johanna das Caſtell und ihre Perſon an die Sieger. Karl behandelte ſie mit Auszeichnung, und befahl, daß ſie in dem Caſtelle nicht als Gefangene, ſondern als Königin gehalten werden ſollte.

Wenige Tage ſpäter langte jedoch der Graf von Caſerta mit zehn Galeeren voll provençaliſcher Truppen im Hafen von Neapel an, und drohte dem Sieger den Beſitz der Eroberung wieder ſtreitig zu machen. Karl wünſchte, was das Glück in ſeine Hand gegeben, möglichſt ohne blutige Gewalt zu behaupten. Er eilte zur Königin, beſchwor ſie, ihn in Frieden zu ihrem Erben zu erklären, ihm die Krone Neapels und die Grafſchaften in Frankreich abzutreten und den gekommenen Provençalen friedlichen Einzug zu gebieten. Sie verſprach dies, und Karl ſendete daher die Anführer der provençaliſchen Truppen zu ihr, um jene Befehle aus ihrem Munde zu vernehmen. Statt aber ihre Zuſage zu erfüllen, forderte ſie die Provençalen vielmehr auf, ſtets nur Ludwig von Anjou, nie aber Karl von Durazzo, als ihrem Erben zu huldigen und für ihn zu fechten. Erbittert über dieſe Doppelzüngigkeit, ließ Karl die Provençalen mit Waffengewalt aus dem Hafen verjagen, die Königin aber zuerſt auf das Schloß Muro in Baſilicata, ſpäter auf das Schloß Monte Sant' Angelo in ſchärfere Haft abführen.

Um ſeinem Gönner, dem Papſte Urban VI., ſich gefällig zu zeigen, hielt Karl ein ſtrenges Strafgericht über jene Kardinäle und Prälaten, welche der Partei des Gegenpapſtes anhingen. Gleichwohl weigerte er ſich, dem Neffen Urban's, Franz von Prignano, die Belehnung mit den zugeſicherten Ländereien zu ertheilen, erklärend, daß ſein Gewiſſen ihm jenen Eid zu erfüllen verbiete, welchen Papſt Urban ihm abgedrungen. Eben ſo dämpfte er durch entſchloſſene Verweigerung die maßloſen Anſprüche der Baronen, deren viele dieſerhalb von ihm abfielen und ſich der Partei Ludwig's von Anjou zuwendeten.

König Karl's Lage wurde bedenklich, denn Ludwig von Anjou begann jetzt ſeine Anſprüche mit Ernſt zu verfolgen. Er ließ ſich in Avignon von dem Gegenpapſte mit Neapel belehnen und als König krönen, erwarb ſich durch die Abtretung Piemont's von dem Grafen Amadeus Unterſtützung an Geld und Truppen, und erhielt von Bernabo Visconte die Zuſicherung freien Durchzuges durch deſſen Gebiet, wie auch eines Beiſtandes von zwei tauſend Lanzen. Die Nachricht von Ludwig's Rüſtungen bewog noch manche Baronen, Karl's Partei zu verlaſſen. Am meiſten Gefahr aber brachte es dem Letztgenannten, daß, durch ſein Benehmen gegen Franz von Prignano entrüſtet, auch der Papſt Urban in ſeiner Gunſt für Karl wankend wurde, ja ſogar den Plan laut werden ließ, Neapels Krone einem anderen Fürſten zuzuwen-

den, wo dann, wie man allgemein vermuthete, die Wahl des heiligen Vaters entweder auf den Grafen Robert von Artois, Gemal Johanna's von Durazzo, oder auf Jakob von Baux, Fürſten von Tarento, Agneſens Gemal, fallen konnte. Beide Fürſtinnen, Maria's ältere Töchter, hatten vor ihrer jüngſten Schweſter Margaretha, der Gemalin König Karl's, ein näheres Recht anzuſprechen.

So von allen Seiten bedroht, ſuchte Karl, ſonſt milderen Maßregeln nicht abgeneigt, ſeine Zuflucht in einem Syſteme des Schreckens. Er ließ ſeine Schwägerinnen Johanna und Agnes verhaften und verbergen, wo Niemand von ihrem Aufenthalte wußte, den gefangenen Herzog Otto auf der Burg Melforte ſtreng' verwahren, und endlich durch vier ungariſche Ritter, unter dem Vorwande der Rache für ihren Gattenmord, die Königin Johanna im Caſtell Sant Angelo erdroſſeln (22. Mai 1382), nachdem ſie fünf und vierzig Jahre gelebt, neun und dreißig geherrſcht hatte, unter allen Wechſeln des Schickſals. So endete die einſt ſchöne und hochgefeierte Königin, deren zauberiſcher Leibreiz ſelbſt die Strenge der Kirche gegen ihre Vergehungen entwaffnet, die, abwechſelnd ein Gegenſtand begeiſterter Verehrung und grauſen Abſcheu's, Kleinliches und Großartiges, Verbrecheriſches und Hohes in ihrem Weſen und Thun vereinigt und in ihren letzten Jahren nicht ohne Ruhm regiert hatte. Blutig büßte, für die Verirrungen eines heißen Blutes und einer verwahrloſeten Erziehung, Johanna, die Maria Stuart Neapels, wie Dieſe hingemordet durch Menſchen, die kein Recht hatten ſie zu richten, durch Feinde, die nicht ſtrafen, ſondern nur vertilgen wollten. — Den Leichnam der Königin ließ Karl in der Kirche Santa Chiara zu Neapel acht Tage lang öffentlich ausſtellen, damit Jeder von ihrem Tode ſich überzeugen und auf ihr vermeintes Daſeyn keine factioſen Hoffnungen mehr geſetzt werden könnten.

Ziemlich gleichzeitig zog Ludwig von Anjou mit großer Pracht aus Avignon ab, um, wie er ſagte, die Kirche von dem Antichriſten Urban, und die Königin Johanna aus der Gefangenſchaft zu befreien. Viele neapolitaniſche Große zogen ihm entgegen, um ihm als ihrem Könige zu huldigen. In ſeiner Bedrängniß wendete ſich Karl an den König von Ungarn mit der Bitte um ſchleunigen Waffenbeiſtand, welchen zu leiſten Dieſer auch ungeſäumt diejenigen Schritte that, welche in ſeiner Macht ſtanden. Doch auch mit dieſer Hilfe vermochte Karl nicht, den Einfall Ludwig's in Abruzzo zu

verhindern, bis Dieſen der einreißende Mangel an Lebensmitteln nach Apulien zurück zu kehren zwang, und endlich Ludwig's von Anjou Tod zu Bari (10. October 1384) den König Karl von dieſer Gefahr befreite.

König Ludwig war nicht mehr Zeuge jener ſpäteren Vorgänge. In den letzten Tagen ſeines Lebens entledigte er ſich noch einer ernſten Sorge für die Größe ſeines Hauſes, das ihn freilich nur in weiblichen Sprößlingen beerben ſollte. Er beſchied die Magnaten Polens am 25. Juli 1382 nach Altſohl auf ſein Jagdſchloß, und bewog ſie, unter Mitwirkung des Gneſener Erzbiſchofs Bodzanta, ſeiner Tochter, Maria, als ihrer künftigen Königin, und deren Bräutigam, dem Markgrafen Sigmund von Brandenburg, Kaiſer Karl's IV. hinterlaſſenem Sohne, als ihrem künftigen Könige, zu huldigen.

Kurze Zeit nach Erreichung dieſes Seelenwunſches ſtarb König Ludwig zu Tyrnau, den 11. September 1382, im ſieben und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, und nachdem er vierzig Jahre, einen Monat und zwei und zwanzig Tage regiert hatte. Er war zweimal vermält geweſen Seine erſte Gemalin, Margaretha, eine Tochter Kaiſer Karl's IV. und Blanca's von Frankreich, ſtarb, nach ſiebenjähriger Ehe, kinderlos (1349); ſeine zweite Gemalin war Eliſabeth, Tochter des bosniſchen Herzogs Stephan. Sie gebar ihm drei Töchter: Katharina, Maria und Hedwig. Katharina ſtarb 1374 als Braut Ludwig's, Grafen von Artois, des zweitgeborenen Sohnes Königs Karl V. von Frankreich. Maria war die Verlobte des jungen Markgrafen Sigmund von Brandenburg, nachmaligen deutſchen Kaiſers; Hedwig jene des Herzogs Wilhelm von Oeſterreich. Die Leiche des heimgegangenen Königs wurde nach Stuhlweißenburg gebracht und in der von ihm erbauten Kapelle an der Domkirche beigeſetzt.

König Ludwig's Aeußeres war nicht hervorſtechend, doch edel und einnehmend. Er war mittelgroß, ſeine Augen offen und lebhaft, ſeine Haar gelockt und ſein Bart kraus; er hatte etwas hohe Schultern und aufgeworfene Lippen. In ſeinem Weſen vereinigte ſich italieniſche Bildung mit ungariſcher Kraft. Seine Geiſtesgaben waren bedeutend, und wenn er auch den ſchöpferiſchen Sinn mehrer ſeiner großen arpädiſchen Vorgänger nicht erreichte, ſo mangelte es ihm doch nicht an hoher Umſicht und weiſer Beſonnenheit, welcher nur eine größere Feſtigkeit in ſeinen Entſchlüſſen und im Gange ſeiner Politik zu wünſchen geweſen wären. Zur Frömmig-

keit geneigt, doch ohne Beſchränktheit, hat er ſein Leben durch viele wahrhaft königliche Züge der Großmuth und Milde verherrlicht. Vielleicht nur Einmal in ſeinem Leben, nämlich im Verfahren gegen den unglücklichen älteren Karl von Durazzo, riſſen Argliſt und Verläumdung, verbunden mit dem betäubenden, keine Wahl geſtattenden Drange des Augenblickes, ihn zur Grauſamkeit hin, und nur der Uebermuth und Trotz des Senates von Venedig vermochte ihn einige Male zur Härte zu verleiten. Seine Politik trug merklich die Spuren ſeiner Jahre und ſeines eigenen Lebensalters; in der Jugend unternehmend, erwerbungsluſtig und beharrlich, gab er in ſpäteren Jahren manchen lange gehegten und verfolgten Plan auf und beſchränkte ſich auf Behauptung Deſſen, was er beſaß. Glänzender, als nach außen, war, wie wir im folgenden Culturabſchnitte ſehen werden, ſein Wirken im Inneren des Reiches. Seine zeitgemäßen, den Sitten der Nation und den Bedürfniſſen des Landes entſprechenden Geſetze, ſeine ſegensreichen Bemühungen für das Aufblühen der Städte, ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften, denen durch ihn in Ungarn eine neue Aera anbrach, haben ſein Andenken unvergeßlich gemacht und ihm mit Recht den Beinamen des „Großen" erworben.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des dritten Zeitraumes.

Die Berufung des franzöſiſch-italieniſchen Königsſtammes Anjou auf den Thron Ungarns gab der Politik dieſes Reiches zum Theile eine veränderte Richtung. Statt entſchieden gegen den Süden vorzudringen, in Bulgarien und Serbien den anſtürmenden Osmanen einen Schild entgegen zu halten und von da die Geſchicke des Oſtens zu lenken, wurde eben ſo fruchtlos als beharrlich an Neapels Erwerbung gearbeitet, und mit verhältnißmäßig geringen Opfern die leichter zu erringende, als zu behauptende Krone Polens den Umſtänden abgetrotzt. Nur gegen Venedig wurde das Ringen um den Mitbeſitz der Herrſchaft auf dem adriatiſchen Meere fortgeſetzt; doch ohne hiebei die Stätigkeit und Beharrlichkeit der Arpáden zu entwickeln, ließ man jetzt haſtige Anſtrengungen häufig mit lauem Hinzaudern wechſeln.

Der ariſtokratiſche Einfluß war im fortwährenden Steigen. Durch übertriebene Freigebigkeit dankbarer, aber nicht immer vorſichtiger Könige, mehr noch durch die Ausdehnung des Reiches, welche nöthig machte, daß zur Verwaltung und Behauptung entfernter Provinzen Männer aus berühmten Familien als Statthalter mit mächtigen Mitteln und faſt unbeſchränkten Vollmachten eingeſetzt wurden, hatte ſich auf verſchiedenen Punkten eine Claſſe gewaltiger Satrapen gebildet, die in ihrem Kreiſe die Herren ſpielten und oftmals ſelbſt dort Geſetze gaben, von wo ſie Geſetze empfangen ſollten. Die verwegene Kühnheit mancher hohen Geſchlechter, der Brebirer, Güſſinger und Trencſiner Grafen, die bedrohliche rückſichtloſe Macht mehrer Bane, Woiwoden und Palatine, haben wir im Laufe der Geſchichte kennen gelernt; mehr als Einmal begannen dieſe trotzigen Vaſallen und Miniſterialen einen Kampf, welcher das Königthum vorübergehend in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Der Ausgang des einheimiſchen Herrſcherſtammes hatte dieſe ariſtokratiſchen Beſtrebungen noch durch die Frage der Königswahl bereichert, und wir haben geſehen, wie verſchiedene Parteien gleichzeitig ſich ihre Könige und Gegenkönige erſchufen. Doch eben dieſe widerſtrebenden Wahlen arbeiteten, weil in ihnen keine Dauer lag und Laune oder Waffenglück willkürlich an ihnen modelten, in gewiſſem Sinne für die Legitimität, als deren Gegner ſie auftraten, und die endlich um ſo glorreicher über ſie ſiegen mußte. Die Krone Stephan's I., dieſes geheiligte Symbol der ungariſchen Königswürde, führte zuletzt immer zu dem Begriffe der Einheit und Rechtmäßigkeit zurück; denn wenn auch die Hierarchie, unter den weltlichen Parteien Platz ergreifend, aus geiſtlicher Machtvollkommenheit die Weihe jenes Diadems zeitweiſe zu widerrufen und auf nachgebildete Kronen zu übertragen verſuchte: der fromme Glaube der Nation blieb doch unbeirrt bei jener ächten, urſprünglichen apoſtoliſchen Krone ſtehen, mit welcher die Kirche das Haupt des heiligen Stephan's geziert hatte, und erkannte nur Denjenigen als wahren König Ungarns an, der im Beſitze dieſes unverfälſchten Kronenheiligthums war. Der dreimal gekrönte Karl Robert galt nur ſeiner Partei, nicht der Geſammtheit als König; erſt als, bei'm vierten Male, die wahre Krone Stephan's auf ſeiner Stirn glänzte, begrüßte ihn die Nation einhällig als ihren von Gott eingeſetzten Herrn, und die lange, heftige Spaltung erloſch im Strahle des geheiligten Kleinodes.

Es wucherte, obgleich gemildert durch die Zeit und durch manche herrliche Tugend verdeckt, an dem Stamme Anjou jener Zug der Eigenmächtigkeit und ſtolzen Willkür fort, welcher einſt den Thron Neapels mit dem Blute des rechtmäßigen Erben erkauft hatte. Fremden Urſprungs, waren die Könige jenes Hauſes auch nicht aufgewachſen und erzogen in der frommen Ehrfurcht vor dem Grundvertrage Alom's, von welcher die Arpáden in ihrem innerſten Leben durchdrungen geweſen. Karl Robert kannte nur den Wortlaut jenes Vertrags; aber der Geiſt desſelben blieb ihm fremd, und der Gegenſtand ſelbſt daher gleichgiltig und überflüſſig. Deshalb hielt er ſich auch weder an deſſen unmittelbare Verfügungen, welche des Volkes Stammhäuptern eine ſtäte Theilnahme an dem Rathe des Fürſten und an der Regierung ſelbſt zuſicherten, noch an deſſen Folgerungen gebunden, wie ſie, freilich mit willkürlicher und zum Nachtheile der Königsgewalt erweiterter Deutung, in der goldenen Bulle des Königs Andreas II. und deren Nachträgen zum Vorſcheine gekommen waren. Ein Glück für die Nation war es, daß dieſe Uebergriffe gleichwohl in der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit Karl Robert's und ſeines Nachfolgers Ludwig ihre natürlichen Beſchränkungen fanden und nur zum Guten und Edlen hingelenkt wurden.

Die Landtage hatten ſich unter den letzten Arpaden als zu ungeſtüme Nebenbuhler der Souverainetät gezeigt, als daß die Könige vom Stamme Anjou, bei ihrem Streben nach möglichſter Machtvollkommenheit, ſich denſelben hätten befreunden können. Ihr Beſtreben war daher, es möglichſt ſelten zu allgemeinen Landtagen kommen zu laſſen, wahrſcheinlich mit der Abſicht, ſie dadurch der Gewohnheit der Nation zu entfremden und, wenn nicht ganz aufzuheben, doch allmälig in ihrer Natur und Zuſammenſetzung zu ändern. Als Vorwand gegen Einzelne galt dabei vielleicht, daß, wie ein deutſcher Geſchichtſchreiber ſagt, die Verſammelten rauh und oft, leicht und ſchnell die Schärfe des Säbels, ſtatt der Schärfe der Gründe brauchten. Kleinere, lenkbarere und ruhigere Verſammlungen aufgeklärter Prälaten und ergebener Baronen, woraus ſich mit der Zeit ein Concilium, mächtiger als die Landtage, zu entwickeln verſprach, waren, bei ſolchen Abſichten, den Königen willkommener und bequemer. Es gelang der Klugheit Karl Robert's, während der erſten ſieben Jahre ſeiner Regierung die Abhaltung eines Landtages zu hintertreiben. Aber die Biſchöfe

mahnten ihn noch ernſter daran, als die weltlichen Stände, und der König ſah ſich genöthigt, ihnen ſo ſehr nachzugeben, daß er in offenen Briefen ſich ſelbſt und alle treuen Reichsſaſſen, bei Strafe des Kirchenbannes, verpflichtete, auf dem Landtage zu erſcheinen, welcher, zur Prüfung und Beſtätigung der Rechte der Kirche Gottes, des Königs, des Adels und aller anderen Stände, auf dem Rakoſer Felde verſammelt werden ſollte. Der Zufall aber, oder König Karl Robert's Maßregeln fügten es, daß dieſer Landtag durch die Ankunft ſeiner verlobten Braut, Beatrix von Luxemburg, aus Böhmen unterbrochen wurde, wobei alle Verſammelten, theils aus ritterlicher Aufmerkſamkeit, theils aus Neugier, der nahen Kaiſerstochter entgegen zogen und darüber den Zweck, der ſie hergeführt, vergaßen. Des Königs Abneigung gegen die Landtage machte ſich ſo auffallend, daß die ungariſchen Biſchöfe ſich ſogar bei dem Papſte Benedikt XII. darüber beſchwerten und jenem Umſtande den Verfall der Kirche und die Beeinträchtigung der Rechte und Freiheiten der ungariſchen Stände zuſchrieben. — Dadurch, daß der König auch kleinere Verſammlungen des Adels einzelner Geſpanſchaften oder einer Anzahl Reichsbaronen, von ſeiner Erlaubniß abhängig machte, vermehrte er ſeinen Einfluß nicht wenig, und bevormundete auf dieſe Weiſe den Geiſt und die Zwecke ſolcher Zuſammenkünfte zu ſeinem beſonderen Vortheile.

Dieſes Syſtem, von Karl Robert gegründet, und von ſeinem Nachfolger, Ludwig I., im Weſentlichen beibehalten, ſteigerte die unter den letzten Arpáden ſo ſehr beengte königliche Gewalt, wenn nicht dem Namen, doch der That nach, beinahe zur Unumſchränktheit. Karl Robert, nur in engerer Verſammlung mit ihm anhänglichen Biſchöfen und Magnaten ſich berathend, erließ nach deren unmaßgeblichem Gutachten Verordnungen, vergab Würden, Aemter, Güter, Adelsrechte und Privilegien, vollzog Bündniſſe und Verträge, und beſchloß Krieg oder Frieden, je wie er es ſeinem Vortheile angemeſſen fand. Weder er noch Ludwig verliehen Reichsämter oder Provinzen auf lebenslängliche Dauer, und indem ſie nach Willkür wechſelten und entſetzten, machten ſie die Würdenträger und Statthalter um ſo mehr von ſich abhängig und nöthigten ſie, durch Dienſteifer und Anhänglichkeit an des Königs Perſon ſich ihrer Stellung zu verſichern. Doch durften Palatine, Bane, Woiwoden und Grafen ihren Titel auch nach ihrem Rücktritte von dem Amte noch fortführen. Karl Robert ging

ſogar über das frühere Reichsgeſetz hinaus, welches die Verleihung meh-rer Aemter an Eine Perſon unterſagte, und belohnte ſeine Anhänger mit mehr als Einem Amte zugleich; aber Ludwig kehrte zu der Vorſchrift jenes Geſetzes zurück und brachte die nachtheilige Vereinigung mehrer Aemter in Einer Perſon, in Wegfall. Auch Ludwig ſtrebte, wie ſein Vorgänger, nach möglichſter Unabhängigkeit; aber er bewies dabei größere Achtung für Geſetz, Herkommen und Verfaſſung. Der amtliche Styl beider anjouiſchen Könige warf ſich in einen gebieteriſcheren Ton; Karl hing ſeinen Verord-nungen oft die, den Curialien orientaliſcher Herrſcher ähnliche Schluß-phraſe an: „Wenn dir an Unſerer Gnade gelegen iſt, wirſt du nicht anders thun;" Ludwig: „Welcher Unſerer Reichsſaſſen gegenwärtige Ver-ordnung nicht in Erfüllung bringt, ſoll unausbleiblich empfinden, daß er in Unſere königliche Ungnade verfallen ſey." Ludwig verlegte den könig-lichen Sitz, zu welchem ſein Vater Wiſſegrad ausgewählt hatte, auf die Ofener Burg. Das früher übliche Umherreiſen der Könige im Lande gaben ſie auf; von ihrer Hofhaltung machten ſie ihre Befehle durch Rundſchrei-ben bekannt, und ließen ſich durch vertraute Männer in den verſchiedenen Kreiſen und Provinzen Alles, was ihnen zu wiſſen nöthig, melden, ſo daß ſie, auch bei ſtätigem Aufenthalte, doch immer in gehöriger Kenntniß der Angelegenheiten ihres geſammten Reiches blieben. Auf einem 1351 zu Ofen verſammelten Landtage, dem einzigen, von welchem man Gewißheit hat, daß er unter Ludwig I. Statt gefunden, beſtätigte dieſer König des Andreas II. goldene Bulle als Reichsgeſetz und vermehrte ſie mit fünf und zwanzig Artikeln; aber er erkannte ſich auch das Recht zu, in beſonderen Fällen von den allgemeinen Geſetzen eine Ausnahme zu machen.

Karl diente ſeinem eigenen Vortheile dadurch, daß er ſeinen Krö-nungseid: was von den königlichen Einkünften ungeſetzlicher Weiſe weg-gekommen, wieder zurück zu bringen, mit allem Eifer wahr zu machen trachtete, nachdem während einer zehnjährigen Anarchie mächtige Edle durch Raub und Erpreſſung ſich unerhört bereichert hatten. Er ging hierin ſo weit, daß er ſogar alle Vergabungen des Königs Andreas III., der doch nie einer zweckloſen oder übertriebenen Freigebigkeit ſich ſchuldig gemacht hatte, durch Machtſpruch widerrief. Ludwig ahmte ihm hierin nach, und der geſchmälerten königlichen Kammer wurden dadurch wichtige Güter und Ge-fälle zurück gewonnen, freilich auch nicht immer ohne Grund der Keim

zu manchem Mißvergnügen gelegt, die Loſung zu mancher Ungerechtigkeit gegeben.

Die königlichen Freiſtädte waren ſeit ihrer Entſtehung Eigenthum des Königs; als nachmals ihr Wohlſtand ihre Wichtigkeit vergrößerte, wurden ſie der Oberaufſicht und Obergerichtsbarkeit des königlichen Schatzmeiſters unterworfen. Als Karl zur Regierung kam, hatten in Ungarn den Rang und die Vortheile königlicher Freiſtädte: Stuhlweißenburg, Preßburg, Gran, Ofen, Peſth, Karpfen, Kremnitz, Schemnitz, Kaſchau, Käsmark, Leutſchau, Zeben, Eperies, Alt- und Neuſohl, Skalitz, Sáros-Patak; die königlichen Freimärkte im Zipſerlande und in Kroatien: Warasdin, Agram, Kreuz, Petrina, Poſega und Szamobor. Unter König Karl kamen hinzu: Sárós, Tyrnau, Oedenburg, Bath in der Honter Geſpanſchaft, O-Bars, Tapoltſán und Trencſin. Ueberdies wurden, wegen ihrer einträglichen Salzquellen, fünf Marktflecken in der Mármaroſer Geſpanſchaft: Huſzt, Viſzk, Tecſö, Hoſzumezö und Szigeth mit beſonderen Privilegien begabt, in deren Folge ſie, zum Gute der heiligen Krone erhoben, ihren Magiſtrat frei wählten, keine Frohndienſte leiſteten, mäßigen Grundzins zahlten, freien Weinſchank trieben, peinliche Gerichtsbarkeit ausüben und in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten unter Vorſitz eines aus ihrem Mittel gewählten Oberrichters Berathſchlagungen und Gerichte halten durften. In dem Freibriefe war bemerkt worden, daß durch die Anfangsbuchſtaben der vier Marktflecken H(oſzumezö), V(iſzk), Sz(igeth) und T(ecſö) der fünfte, Huſzt, deſſen Schloß als Mittelpunkt der Kronherrſchaft galt, ausgeſprochen würde. Ludwig machte frei und königlich in Ungarn: Szent Márton in der Thuroczer, Libeth in der Sohler Geſpanſchaft; in Kroatien: Kapronza. Später zeichnete er auf dieſelbe Weiſe auch Bartfeld (Bartpha) aus, nachdem früher König Karl dieſe deutſche Pflanzung zu einer Stadt erhoben hatte.

Unter den Reichswürden ſtrebte hauptſächlich das Palatinat, den Kreis ſeines Einfluſſes zu erweitern. Graf Matthäus von Trencſin machte, als Palatin, Anſpruch auf das Recht, in Zeiten der Thronerledigung das Reich zu verwalten, und den Landtag auszuſchreiben. Auch erbloſe oder durch richterliche Strafurtheile erledigte Bauernhöfe bis auf zwei und dreißig an der Zahl zu vergaben, wurde dem Palatin zugeſtanden. Die Obliegenheiten des Hofrichters (Judex curiae) und des königlichen Oberſchatzmeiſters blieben während dieſes Zeitraumes im Weſentlichen unver-

ändert. Das angeſehenſte und wichtigſte Amt, zufolge ſeines Einfluſſes in die allgemeine Reichsverwaltung, war jenes des königlichen Kanzlers, gemeiniglich entweder dem Graner oder dem Colocžer Erbiſchofe übertragen. Derſelbe war Vorgeſetzter der nun ſchon aus mehren Beamten gebildeten Hof- und Reichskanzlei. Bis zum Jahre 1336 ſtand ihm zunächſt der Vicekanzler, wozu gewöhnlich ein Propſt berufen wurde. Dann aber wurde das Amt eines Grafen der königlichen Kapelle und Kanzlei-Sekretärs (Comes capellae regiae et secretarius cancellarius) gegründet, um die Geſchäfte und Arbeiten in der Reichskanzlei zu ordnen, dem königlichen Archive vorzuſtehen, von Urkunden glaubwürdige Abſchriften zu nehmen und mit dem königlichen Siegel zu verſehen. Derſelbe ging im Range dem Vicekanzler vor, Falls Letzterer kein Biſchof war. Jenen drei oberſten Vorgeſetzten der Hof- und Reichskanzlei waren untergeben: der regiorum secretorum Notarius, der Protonotarius, der Conservator Styli (Regiſtrator), der Specialis Notarius sigilli annularis regii, und eine Anzahl Notarien, gemeiniglich Geiſtliche, königliche Kapellane, zuweilen jedoch auch Männer aus dem Laienſtande. Der Kanzler diente nur der Ehre wegen; der Vicekanzler und die Notarien aber wurden aus der königlichen Kammer beſoldet, Jener mit dreißig Mark oder hundert und zwanzig Goldgulden jährlich; auch entfielen ihnen noch zufällige Einkünfte von den geſetzlichen Taxen. Unter Ludwig's Regierung erhielt nämlich für die Ausmittelung einer Beſitzung von zehn Mark der Vicekanzler eine Mark, der Notar einen Ferting, und ſofort in ſteigendem Verhältniſſe.

Der Kanzler oder der Vicekanzler, welcher von Beiden den König gerade auf ſeinen Reiſen begleitete, führte die Stämpel des großen königlichen und des Reichsſiegels mit ſich. Das in die eine Seite der Stämpel eingegrabene Reichswapen beſtand unter dem Könige Emerich blos in einem von vier ſilbernen Querbalken durchlaufenen rothen Schilde, in die andere Seite des Stämpels war des Königs Bild gegraben. König Andreas II. bediente ſich im Wapen bald des Querbalkens, bald eines doppelten oder patriarchaliſchen Kreuzes, durch letzteres auf ſeine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande hindeutend. In dem großen Doppelſiegel König Bela's IV. hatte das Kreuz noch keinen Unterſatz; aber in dem Siegel König Stephan's V. und in jenem der Zipſer Sachſen-Geſammtheit (von 1319) ſtand es ſchon auf drei Hügeln. König Karl hatte drei Siegel,

von denen er zwei für ungiltig erklärte, nachdem in dem unglücklichen walachiſchen Feldzuge die Feinde dem erſchlagenen Vicekanzler die Stämpel abgenommen hatten. Das dritte, mit welchem nun alle früheren Urkunden von Neuem beglaubigt werden mußten, führte in dem von zwei Drachen gehaltenen Schilde das doppelte Kreuz. König Ludwig vereinigte die vier Querbalken und das Doppelkreuz in einem, nach der Länge getheilten Schilde; jene ſtanden in des Schildes rechten, dieſes in dem linken Felde. Als die Stämpel davon bei Belagerung der Streberniker Burg in Verluſt geriethen, wurden weder Ludwig's, noch ſeines Vaters Karl ältere Urkunden vor Gericht für giltig erkannt, wenn nicht durch Hinzufügung des neuen Siegels ihre Echtheit dargethan war; denn die Glaubwürdigkeit der Urkunden mußte vornehmlich durch die Siegel bezeugt werden, indem dieſe für des Königs eigenhändige Unterſchrift galten.

Die Comitatseinrichtung, deren Trefflichkeit wir weiter oben (S. 81) geſehen haben, drohte unter König Karl, welcher nach Laune und eigenem Vortheile oft drei bis ſechs Geſpanſchaften an Einen Grafen verlieh, ihren heilſamen Zwecken gänzlich entfremdet zu werden; doch Ludwig's Weisheit, die ihm das Aufhäufen mehrer Amtslaſten auf Ein Haupt vermeiden hieß, ſteuerte jenem Mißgriffe und ſeinen nachtheiligen Folgen. Die Obliegenheit der Geſpanſchaftsgrafen war, nach König Ludwig's ausdrücklichem Willen: den Adel und die übrigen Inſaſſen eines Comitates in ihren Rechten und Freiheiten zu bewahren und zu vertheidigen, über getreuer Verwaltung der aus der Geſpanſchaft fließenden Einkünfte des Fiscus und der königlichen Kammer, ebenſo über genauer Erfüllung der königlichen Befehle und Anordnungen in dem Comitate zu wachen, endlich die freie Salzverſilberung, den Umlauf der königlichen Münze und die Verrichtungen der königlichen Beamten thätig zu befördern und zu beſchützen. In Rang, Rechten und Verpflichtungen ſtanden die Geſpanſchaftsgrafen einander völlig gleich; nur die Grafen von Preßburg, ſo wie ſpäter auch jene von Temesvár, genoſſen, als Beſchützer der Reichsgränzen, den Vorzug, unter die höheren Reichsbaronen gezählt zu werden und den Woiwoden und Banen im Range zu folgen. Die Geſpanſchaftsgrafen wurden, gleich den übrigen Hofbeamten, mit einer verhältnißmäßigen Quantität Salz beſoldet, das ſie verkaufen durften. Die Geſpanſchaften waren je nach ihrem Umfange und ihrer Bevölkerung in mehr oder weniger Bezirke (Processus), am häufigſten in vier,

getheilt, deren jeder ſeinen eigenen Stuhlrichter (Judex Nobilium) hatte; alle Stuhlrichter eines Comitates unterſtanden einem Oberrichter (Supremus Judex), wo dies nicht zugleich der Obergeſpan war; beigegeben war eine Anzahl Stuhlgeſchworener (Jurassores, Jurati assessores) und Fiscal⸗procuratoren. Sämmtliche Comitatsbeamte mußten edle Herren, in der Geſpanſchaft begütert und, mit Ausnahme des Ober⸗ und Vicegeſpans, von dem Comitatsadel gewählt ſeyn, deſſen General⸗Congregationen der Ober⸗geſpan, unter König Karl nur mit königlicher Erlaubniß, unter Ludwig aber ohne Anfrage und ſo oft die Angelegenheiten des Comitates es nöthig mach⸗ten, ausſchrieb; wer von den edlen Herren weder perſönlich erſchien, noch ſich durch einen geſetzlichen Anwalt vertreten ließ, zahlte eine Geldbuße von drei Mark. Es wurden daſelbſt Polizei⸗, Rechts⸗ und Landescultur⸗Sachen verhandelt, die Urkunden unter dem Siegel des Ober⸗ und Vicegeſpans oder des öffentlichen Notarius ausgefertigt. Der Dienſt öffentlicher Notarien ward in dieſem, die Führung eigenthümlicher Comitatswapen und Siegel im folgenden Zeitraume üblich; wo ſie fehlten, wurden öffentliche Urkunden durch Kapitel, Abteien, Propſteien und Klöſter, denen als glaubwürdigen Orten dieſe Befugniß zuſtand, urkundlich beglaubigt. Dieſe, wie auch mehre Städte, wie Stuhlweißenburg, Ofen, Preßburg, Gran, Kaſchau, Bartfeld, führten ſchon früher, als die Geſpanſchaften, ihre eigenen Siegel; aber den Siegeln der kleineren Klöſter und Convente ſprach König Ludwig die Glaub⸗würdigkeit vor Gerichtshöfen für alle Zeiten ab.

Die ungariſche Kriegsmacht beſtand bis gegen das Ende des vorigen Zeitraumes, außer der Ritterſchaft unter des Königs Banner, nach der Zahl der Geſpanſchaften aus zwei und ſiebzig Haufen, welche für den Beſitz ihrer Ländereien die Verpflichtung auf ſich genommen hatten, in Zeiten der Gefahr auf eigene Koſten ausgerüſtet und verpflegt ſich unter den Bannern ihrer Geſpanſchaftsgrafen zu ſammeln und das Reich gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen. Aber von jeher hatten ſie ſich entſchieden geweigert, auf ihre Koſten, oder unfreiwillig auch für königlichen Sold, dem Könige Heerfolge über des Reiches Gränzen hinaus zu leiſten, bis Andreas II. und Bela IV. ſie urkundlich von dieſer Verbindlichkeit loszählten. Dieſer Uebel⸗ſtand hatte ſich in der letzten Zeit, namentlich den Mongolen gegenüber, höchſt verderblich bewährt, zumal durch verſchwenderiſche Vergabungen der Könige auch die Comitatsverfaſſung in Verfall gerathen war, und König

Karl ſah daher die dringende Nothwendigkeit ein, zu einer umfaſſenden Reform der Kriegsverfaſſung zu ſchreiten, wenn anders das Reich in ſeiner Blüte und Kraft erhalten werden ſollte. Die ſeit früher auf den Burg-Jobagyen und anderen unadeligen Landbeſitzern in den Geſpanſchaften laſtende Verpflichtung, bei erfolgendem Aufgebote gerüſtet aufzubrechen, wurde beibehalten; aber dieſe Comitatsmiliz war kaum hinreichend zu des Reiches Vertheidigung, geſchweige zu Angriffen gegen Außen. Da gab die aus Italien ſtammende neue Benennung Bandiera, Banderium, und der glänzende Sinn reicher Prälaten und ſtolzer Baronen dem Könige Gelegenheit, die ungariſche Kriegsverfaſſung unvermerkt, und zwar ausſchließend auf Koſten der edlen Herren, umzugeſtalten. Vaterlandsliebe, Ehrgeiz und kriegeriſcher Sinn hatten ſchon ſeit längerer Zeit die Biſchöfe, Baronen und Herren veranlaßt, bei ergehendem Aufgebote mit ungleich zahlreicheren Haufen, als ſie verbunden geweſen wären, in's Feld zu rücken. Sie ſelbſt mußten ſich unter das Banner des Königs reihen, ihre mitgebrachten Mannſchaften aber wurden der Fahne jenes Grafen zugewieſen, unter deſſen Geſpanſchaft ſie gehörten. Noch eifriger geſchah dies in König Karl's Feldzügen wider den Grafen Matthäus von Trencſin von Denen, welche dem neuen Gebieter ihre beſondere Ergebenheit an den Tag zu legen wetteiferten, und Karl, dieſen Anlaß klug erfaſſend, gab ſich die Miene, nur ihr Verdienſt um ihn anzuerkennen und zu belohnen, indem er Jedem, welcher mindeſt mit tauſend Bewaffneten erſchienen war, den Vorzug einräumte, als beſondere Banderie zu beſtehen und ſeine Mannſchaft unter ſeinem eigenen Befehle und unter eigener Fahne in's Feld zu führen. Seitdem ſuchten Prälaten und Baronen einander gegenſeitig in zahlreicher und prachtvoller Ausrüſtung ihrer Banderien zu überbieten, deren Stellung Karl ihnen ſpäter, den Prälaten wegen ihrer Zehenten, den Baronen wegen ihrer Aemter und Salzeinkünfte, zur förmlichen Pflicht machte. Der Graner Erzbiſchof und der Erlauer Biſchof mußten jeder zwei Banderien, die übrigen Prälaten, Hofbeamten, Bane, Woiwoden und anderen Baronen jeder eine ſtellen; der König ſelbſt unterhielt von dem Ertrage des Kammergewinnes aus dem Münzregal nur eine für ſich, eine für die Königin. Obgleich auch unter Karl's Regierung die Biſchöfe ſich bei dem Papſte darüber beſchwert hatten, daß man ihnen jetzt zur Pflicht mache, was ſie früher freiwillig gethan, ſo blieb es doch auch unter Ludwig dabei. Um jedoch ſowohl ihnen, als den Baronen, dafür, daß ſie ihre Ban-

derien zu den italieniſchen Feldzügen geſtellt hatten, einen Erſatz zu gewähren, und ſie dazu auch bei künftigen Aufgeboten über des Reiches Gränzen zu verpflichten, ſetzte dieſer König feſt, daß die Prälaten von ihren Unterthanen, nach Empfang der Zehenten, künftig auch noch den Neunten aller Früchte; die Baronen und edlen Herren von ihren Jobagyen und Bauern, ſo wie er und die Königin von den ihrigen in allen Freidörfern und Freimärkten, von ſämmtlichen Ackerfrüchten und Weinbergen überhaupt den Neunten für ſich einfordern ſollten. Wollten Prälaten, Baronen oder Herren, im Widerſpruche mit dieſer Verordnung, jene Abgabe ihren Unterthanen erlaſſen, ſo drohte der König, den verordneten Neunten von ihren Ländereien ohne Nachlaß für ſich ſelbſt einzuziehen. So war die Laſt des Krieges von den Schultern des Königs hinweg auf jene ſeiner Großen, und endlich beſonders noch des fleißigen Nährſtandes gewälzt.

Eine wichtige Verbeſſerung im Kriegsweſen war es, daß Karl die Kumanen, welche bisher, gleich den Szeklern, in Kriegen ordnungslos zur Seite des Comitatsadels gefochten hatten, zu zweckmäßigerem Waffendienſte in zwei Haufen theilte; der eine beſtand aus lauter Pfeilſchützen (Jasziger, Jaszoner), von dem ungariſchen Ijasz (Pfeilſchütze); der andere aus Balliſtariern (Steinſchleuderern), was ſpäter durch falſche Ausſprache in Philiſtäer verſtümmelt wurde. In der Dienſtpflicht des Comitatsadels innerhalb der Gränzen des Reiches fiel keine Veränderung vor; er mußte unter Karl und Ludwig, vereinigt mit dem königlichen Banderium, in des Königs Heerſchaar dienen. Ernſte Aufmerkſamkeit widmete Karl auch dem Dienſte der Gränzwächter, deren Miliz (Spiculatores, Eörállok) durch Bela IV. nach dem Mongoleneinfalle gegründet worden war. Sie waren an den Gränzen in paſſenden Entfernungen von einander vertheilt, beſaßen daſelbſt, gleich den Burg-Jobagyen, Kronländereien mit der Verpflichtung des Waffendienſtes, gehörten nicht dem Adel an und ſtanden unter einem Hauptmanne (Eör-Nagy). Das Aufgebot zum Vertheidigungskampfe geſchah noch oft nach alter Sitte durch Herumtragung eines blutigen Säbels, oft aber auch durch ſchriftlichen Befehl, worin dem Ausbleibenden mit Verluſt des Kopfes gedroht wurde.

Die Einkünfte des Königs waren in dieſem Zeitraume durch keine neuen bereichert worden, aber die alten wurden mit größerer Kunſt ausgebeutet und daher ergiebiger gemacht. Nicht nur leiſtete hiebei, wie wir ſchon

oben geſehen, die Einziehung geraubter Krongüter und Gefälle gute Dienſte, ſondern Karl half ſich auch dadurch, daß er die Güter erledigter Bisthümer und Pfründen über die herkömmliche Zeit hinaus für den Fiscus verwalten ließ, und von den Erzbiſchöfen und Biſchöfen beträchtliche Geſchenke zum Neujahrstage (dies Strenarum) einforderte, indem zu dieſer Zeit jährlich die Erzbiſchöfe von Gran und Colocza jeder zwei hundert, die Biſchöfe jeder fünfzig Mark Silber darbringen mußten. Auch das dem Könige zufallende Drittel von den päpſtlichen Zehenten, welche zeitweiſe durch römiſche Sammler von ſämmtlichen Kirchen, Klöſtern und Pfründen Ungarns eingeſammelt wurden, war nicht unerheblich. Ueberdies wurde der Bergbau auf Gold und Silber emſiger betrieben und den Schätzen des Bodens mit größerem Eifer nachgeſpürt. Nicht minder ward die Vermehrung der königlichen Freiſtädte, welche neben den regelmäßigen Steuern ſich häufig noch außerordentlichen Auflagen fügen mußten, für die königliche Kammer einträglich.

Die ſchon früher übliche Verrufung des bisherigen Gepräges von fünf zu fünf Jahren ließ Karl fortbeſtehen; aber er wußte zugleich den Kammergewinn durch zweckmäßigere Einrichtung des Münz- und Steuerweſens merklich zu erhöhen. Unter den Königen Ungarns war er der erſte, welcher ungariſches Gold ausprägen und auch breite Silbergroſchen ſchlagen ließ. Seine Ducaten von reinſtem Golde, im Gewicht um zwei Gran ſchwerer, als die heutigen Kremnitzer, trugen ganz florentiniſches Gepräge, auf der Vorderſeite das Bild Johannes des Täufers, ſtehend, in Rock und Mantel gekleidet, in der linken Hand das Scepter in Kreuzesform an die Schulter gelehnt, mit der rechten ſegnend, am Ende der Umſchrift — S. Joannes B. — eine offene Krone. Auf der Kehrſeite die florentiniſche Lilie mit der Unterſchrift: Karolv Rex. König Ludwig behielt anfänglich das florentiniſche Gepräge bei, und ließ nur zu den Füßen des Heiligen einen kleinen Menſchenkopf, mit der Stirnbinde umwunden, beiprägen. Dann wurde, anſtatt des Täufers Johannes, das Bildniß des Königs Ladislaw; auf der Kehrſeite ein getheiltes Schild mit den ungariſchen vier Querbalken und den anjouiſchen fünf Lilien geſetzt, nachmals auch an dieſem Gepräge noch Manches verändert. Ludwig ließ ſpäter auch Ducaten und Banalſilbergroſchen mit ſeinem eigenen Bildniß prägen. Der Werth alles in Ungarn theils einheimiſchen, theils ausländiſchen Goldes wurde, entweder nach der Mark als

Gewicht, oder nach der Währung, jene nach ihrem Verhältniſſe zu dem Florentiner, oder nach dem ihm völlig gleichen ungariſchen Goldgulden (Ducaten) berechnet. Die Mark reinen Silbers, nach Ofener Gewicht, galt unwandelbar vier ungariſche Ducaten; die Mark legirten Silbers, wie es von Goldſchmieden verarbeitet wurde, nach dem wechſelnden Gehalt der Silberpfennige, bald drei und einen halben Ducaten, bald weniger. Dem Gewichte nach war eine Mark feinen Silbers, von vier und ſechzig breiten Prager Groſchen Ofener Gewichts, gleich vier; eine Mark legirten Silbers von vier hundert Wiener Denaren, oder von ſechs und fünfzig breiten Prager Groſchen gleich drei und einen halben; eine Mark desſelben Silbers, von hundert ſechs und ſiebzig Graner, oder von zwei hundert vierzig Fünfkirchner Banalpfennigen, gleich drei Ducaten. Nach dem Numeralwerthe machten ſechs und fünfzig breite Groſchen Eine Mark Ofener Währung; die Mark nach Raaber, Stuhlweißenburger, Siebenbürger Währung galt vierzig, nach Fünfkirchner Währung acht und vierzig, nach der Erlauer fünfzig, nach der Coloczer und Bacſer ſechzig, nach der Großwardeiner Währung ſechs und ſechzig breite Groſchen. — Ein breiter Groſchen war früher gleich ſechs Wiener oder acht kleinen Siebenbürger Denaren; in der Folge änderte ſich dies Verhältniß. Eine Penſe kleiner Stuhlweißenburger Pfennige machte vierzig Denare; ein ungariſcher Groſchen eine halbe Penſe oder zwanzig kleine Stuhlweißenburger Pfennige; achtzehn Karls-Schildgroſchen einen Ducaten; zwölf Penſen breite Groſchen eine Mark und vier und zwanzig Groſchen. Zwei hundert Agramer Pfennige, Misban genannt, galten nach Agramer Währung eine Mark, und dieſe war gleich zwei Ducaten. Der Numeralwerth des Groſchens nach Banalpfennigen war ungleich; bisweilen galt er vier, ein anderes Mal ſechs, zu Zeiten auch ſieben Banalpfennige. Der Ferting feinen Silbers war das Viertel einer Mark; ſein Werth richtete ſich nach der Geltung des Groſchens in Banalen; er galt vierzig, ſechzig, auch ſiebzig Banalpfennige. Ein Pfund war der acht und vierzigſte Theil einer Mark. Ein Kuntinus glich einem Quintel oder Groſchen. Ein Sectinus machte ein und ein halbes Pfund, oder zwei Kuntinus, oder zwei Groſchen, wovon vier und ſechzig einer Mark feinen Silbers gleich waren. Ein Lotto (Loth, halbe Unze) Silber galt eilf alte, auch zwei und zwanzig kleine Banalpfennige, oder zwei und zwanzig, vier und zwanzig, zwei und dreißig bis vier und dreißig kleine Denare. Eine

Mark reinen Goldes war gleich zwei und ſiebzig, eine Unze Goldes gleich einer Penſe Goldes, und dieſe gleich einem Ducaten.

Dieſe verwirrende Verſchiedenheit des Gewichtes, der Währung, des Numeralwerthes und der Münzſorten legte dem Könige Karl die Nothwendigkeit auf, den ungariſchen Münzfuß durch ein bleibendes Geſetz zu beſtimmen (1338), wenn er auch den Vortheil der königlichen Kammer zunächſt dabei im Auge hatte. Er theilte alſo das Reich, in Bezug auf das Münzweſen, nach Anzahl der Münzſtädte, in mehre Münzkammern, theilte einer jeden eine Anzahl Geſpanſchaften zu, und beſtellte darüber einen eigenen Kammergrafen, mit welchem er einen förmlichen Pachtvertrag einging. Ein ſolcher Kammergraf hatte dem Könige jährlich acht hundert Mark zu zahlen; dafür wurde ihm der ganze Kammergewinn von dem ſeit vier Jahren in Umlauf geſetzten, und auch von dem künftig auszuprägenden Gelde mit allen Einkünften ſeiner Münzkammer verpachtet und überlaſſen, wozu gewöhnlich auch noch andere Vortheile und Erleichterungen kamen. In Folge dieſes Vertrages mußte der Kammergraf aus zehn und zwei Drittel löthigem Silber, die Mark reinen Silbers zu zwölf Penſen, d. i. zu vier hundert achtzig ganzen Pfennigen, ausprägen. Davon mußte die Penſe oder vierzig Pfennige eine Unze wiegen, vier Penſen blieben Kammergewinn; acht Penſen oder drei hundert zwanzig Pfennige wurden für eine Mark Ofener Gewichtes ausgegeben und damit auch die Mark feinen Silbers in den Bergwerken von der Kammer eingelöſet. So hatte die Kammer von jeder Mark feinen Silbers ein Drittel Gewinn. — Gegen dieſe neuen Pfennige mußte nun alles ältere einheimiſche und ausländiſche Geld ausgewechſelt werden. Die Wechſelung geſchah von dem Kammergrafen oder von deſſen Kammerbeamten an Markttagen an öffentlichen Tiſchen, in Anweſenheit der verordneten Zeugen, des einen von dem Graner Erzbiſchofe, des anderen von dem königlichen Oberſchatzmeiſter, des dritten von dem Obergeſpan des Comitates, des vierten von dem Stuhlrichter des Bezirkes, des fünften von dem nächſten Kapitel. Wechſelplätze waren die Freiſtädte und Freimärkte des Königs und der Königin. Vier breite Wiener, oder auch fünfjährige und ältere ungariſche Pfennige von Wiener Beſchickung wurden gegen drei von neuem Schrot und Korn ausgewechſelt; ſechs von dieſen galten einen Silbergroſchen. Im Handel und Wandel wurden dreierlei Marken unterſchieden; die Mark nach Ofener

Gewicht, gerade acht Penſen; die Mark nach Ofener Währung, acht Penſen und ſechzehn Pfennigen; die Mark ſchweren Gewichtes, drei hundert ſechzig Pfennigen oder vier ungariſchen Ducaten gleich. Wenn bei irgend Jemanden, wäre es auch bei den Kammergrafen und deren Beamten geweſen, Pfennige von ſchlechterem Schrot und Korn, und Marken von geringerem oder ſchwererem Gewichte, als acht Penſen und drei bis vier Pfennige mehr oder weniger, gefunden wurden, ſo verfiel er in die Strafe der Münzverfälſchung. Es mußte daher in allen Städten und bei jedem Gerichtsſtuhl eine Wage mit beglaubigtem Gewichte gehalten werden, um dem überhand nehmenden Unfuge der Kaufleute, Bürger und Gäſte in Ausleſung zufällig ſchwererer Pfennige, oder in Beſchneidung derſelben zu begegnen. Zur Verhinderung aller Stockung im öffentlichen Verkehre wurde einem ſolchen Kammergrafen bei dem Abſchluſſe des Vertrages zur ſtrengſten Pflicht gemacht, bei jeder Münzkammer ſeines Bezirkes wenigſtens tauſend Mark Pfennige in Vorrath zu ſchaffen, wogegen ſämmtlichen Landherren Haltung ihrer eigenen Privatwechsler, unter Strafe an dem Vermögen und an der Ehre des Herrn, wie ſeines Wechslers, verboten wurde. — Der ungariſche Kammerducaten mußte im ganzen Reiche zu neunzig neugeprägten ganzen Pfennigen angenommen und ausgewechſelt werden. Sechs ſolcher Pfennige machten einen breiten Karlsgroſchen, deren fünfzehn jetzt einem Ducaten gleich, folglich von beſſerem Gehalte waren, als die älteren Groſchen, deren achtzehn auf einen Ducaten gingen. Für eine Mark Goldes nach Ofener Gewicht von zwölf Karat wurden ſieben Mark Pfennige desſelben Ofener Gewichtes aufgewogen. Solche Mark Goldes enthielt nur vier Unzen reines Gold, das übrige war Beimiſchung anderen Metalles. Für eine Mark reinen Goldes hätten alſo vierzehn Mark Silberpfennige gegeben werden müſſen; da jedoch auch die Mark Silberpfennige nur zwei Drittel reines Silber hatte, ſo war das Verhältniß reinen Goldes zu reinem Silber um dieſe Zeit nicht wie eines zu vierzehn, ſondern wie eines zu eilf und zwei Drittel. Einwechslung gemünzten Goldes für rohes Gold und Silber irgend anderswo, als bei königlichen Kammern, aller Handel mit älteren Münzſorten, beſonders mit kleinen und mittleren (breiten) Wiener Denaren, welche durchaus außer Umlauf geſetzt werden ſollten, auch mit reinem Golde oder Silber, ohne Mitwiſſenſchaft des Kammergrafen und der Beamten des Graner Erzbiſchofes und des

königlichen Schatzmeiſters, endlich Ausfuhr des rohen Goldes oder Silbers, war bei Verluſt der Waaren, des Vermögens und der Ehre verboten. Nur den Kammergrafen, wenn ſie Blei und andere zur Münze unentbehrliche Zuthat nicht anders erhalten konnten, war es erlaubt, im Einverſtändniſſe mit den Beamten des Erzbiſchofs, Schatzmeiſters, Comitats-Obergeſpans, Stuhlrichters und nächſten Kapitels, rohes Gold und Silber außer Land zu ſenden. Erſcheinung und Umlauf verfälſchten Goldes wurde dem Kammergrafen ſo zugerechnet, als wäre es aus ſeiner Münzkammer hervor gegangen. Darum ſollte er über Münzverfälſcher wachen, und die Schuldigen unter dem Zeugniſſe der fünf verordneten Beamten dem Könige namentlich angegeben.

Von jedem Thorwege (**Porta**, Bauernhof), durch welchen ein Heu- oder Erntewagen ein- und ausfuhr, er mochte drei, vier oder mehren Wirthen angehören, mußten durch das ganze Reich, als Kammergewinn für den jährlichen Geldumſatz, achtzehn Pfennige oder drei breite Groſchen an den Kammergrafen entrichtet werden. Befreit von dieſer Abgabe auf das Zeugniß der fünf abgeordneten Beamten, oder auf die eidliche Verſicherung des Grundherrn, waren wirklich Arme, Unvermögende, Knechte, Kriegsleute von königlichen oder von herrſchaftlichen Ländereien, Kirchen, Städte und andere privilegirte Reichsſaſſen. Dagegen aber waren königliche Städte, Freimärkte und begünſtigte Leute für ſich und ihre Jobagyen verpflichtet, die neue Münze den Wechſelverordnungen gemäß zu ihrem Gebrauche einzuwechſeln, anzunehmen und auszugeben, wobei den Kammergrafen oblag, Sorge zu tragen, daß auf allen Wechſelplätzen ihrer Geſpanſchaften die neue Münze zur Auswechslung in hinlänglicher Menge vorräthig war; denn überall, wo Mangel derſelben durch ihre Schuld erwieſen wurde, verloren ſie ihre Rechte und die Befugniß, den Kammergewinn für den Geldumſatz einzufordern. — In der Regel mußte die Zahlung des Kammergewinnes in neuen Pfennigen geleiſtet werden; geſchah ſie jedoch durch Ausgleichung in älterer oder in böhmiſcher, wieneriſcher, pacher (vielleicht ſerbiſcher, in Pechia geprägter) Münze, ſo waren die Kammergrafen gehalten, dieſes verrufene Geld einzuſchmelzen und es zu neuen Pfennigen auszuprägen. Wenn Jemand zur Zeit dieſer Steuererhebung mit Entrichtung derſelben im Rückſtande blieb, ſo waren die fünf verordneten Beamten angewieſen, ſich in die zahlungspflichtige Beſitzung einzulegen und, ohne derſelben Verwüſtung oder Plünderung, mit gemäßigtem Aufwande ſo lange daſelbſt zu verweilen, bis

die drei Groſchen Kammergewinn mit der Buße von drei Mark bezahlt wurden. Den Grafen der Geſpanſchaften und den Stuhlrichtern war verboten, ſie daran zu hindern oder die vorſätzlich ſchlechten Zahler gegen die Kammerbeamten zu beſchützen. In der Steuereinhebung war der Kammergraf an die gemeinſchaftliche Theilnahme und Mitwirkung der fünf verordneten Beamten ſo unbedingt gebunden, daß ihm bei eigenmächtigem und einſeitigem Verfahren, wider Gewalt oder andere üble Begegnung Schutz und Genugthuung abgeſprochen wurde. — In jedem Kammerbezirke waren die königlichen Freiſtädte mit einer beſtimmten Summe Marken neuer Pfennige angeſetzt, welche ſie jährlich mit eben ſo viel Marken reinen Silbers ſchlechterdings einwechſeln mußten. Um jedoch der Agiotage mit reinem Silber zu begegnen, ſtand ihnen frei, anſtatt der Einwechslung, ſo viel Marken neuer Pfennige, als ſie ganze Marken reinen Silbers für ganze Marken neuer Pfennige geben ſollten, an die Kammer zu bezahlen. In dem Kremnitzer Kammerbezirke waren die königlichen Freiſtädte Trencſin mit zehn, O-Várs mit fünfzehn, Tapolcſan mit zwanzig, Báth und Karpfen mit fünf und dreißig, Tyrnau mit hundert Mark angeſetzt, woraus ſich auf dieſer Städte höheren oder minderen Wohlſtand ſchließen läßt. Ihre Nachläſſigkeit in der Zahlung wurde mit Einlegung der Kammerbeamten und zwölf Mark Buße beſtraft. Edelleute mußten ſich über geſchehene Zahlung des Kammergewinns von ihren Beſitzungen mit ſchriftlichem Zeugniſſe von dem Kammergrafen verſehen, wofür ſie einen Groſchen zu entrichten hatten. — In jeder Stadt war ein königliches Haus beſtimmt, von Jedermann Gold und Silber zu Kauf, zum Schmelzen oder zum Wechſeln einzunehmen. Wer heimlich Gold und Silber verkaufte, ſchmelzte oder einwechſelte, wurde mit Einziehung ſeines Vermögens als Verräther beſtraft. Derſelben Strafe unterlag, wer die Goldprobe nachmachte. Alles Gold mußte in dem königlichen Hauſe von dem Kammerbeamten probirt, von ihm die Zahl der Karate darauf gepräget, mit dem königlichen Zeichen geſtämpelt und alſo zur Kammer gebracht werden. Kaufleuten und anderen Reiſenden war verboten, zu nothwendigen Ausgaben mehr als zwei Mark Pfennige in die Bergſtädte einzuführen. — Den Kammergrafen war zur Pflicht gemacht, den in ihrem Bezirke geſchlagenen Münzen das Zeichen ihres Namens aufzuprägen; ſie waren berechtigt, ihre treuloſen Münzbeamten überall, wo ſie ihrer habhaft werden konnten, einzufangen, die Richter, Geſchworenen, Städte- und Dorfgemeinden

verpflichtet, ihnen beizuſtehen, auf ihr Anſuchen die Verbrecher feſtzunehmen und ihnen auszuliefern. In allen Münzſtädten waren zwei Schränke, in deren einem die Münzſtämpel, in dem anderen die zugerichteten Gold- und Silberzainen, jene, wie dieſe, unter dreifachem Schlüſſel und Siegel des Graner Erzbiſchofs, des königlichen Schatzmeiſters und des Kammergrafen, aufbewahrt wurden und nicht anders, als in Gegenwart ihrer Beamten, eröffnet werden durften. Der Kammergraf, welcher in Beider, oder auch nur des Einen Abweſenheit Geld prägen ließ, war des Verbrechens der Falſchmünzer ſchuldig. Sie mußten bei Schmelzung und Beſchickung des Silbers gegenwärtig ſein und von jedem Münzſchlage hinterher noch eine Penſe oder vierzig Pfennige ſchmelzen, um auszumitteln, ob der Münzmeiſter nicht heimlich die Beſchickung vermehrt oder vermindert habe. — Sämmtliche Prälaten, Baronen, Herren und Reichsſaſſen waren verbunden, ihre Einkünfte an Zehenten, Zöllen, Abgaben, Zinſen und Kapitalszahlungen von ihren Jobagyen, Beamten, Unterthanen, Schuldnern, in den neuen Pfennigen oder in Ducaten einzufordern und anzunehmen, wozu ſich auch ſelbſt der König in Anſehung aller Steuern, Zölle und Dreißigſt-Einhebung verpflichtet hatte. So lange gemünzt wurde, hatten die Beamten des Graner Erzbiſchofs und des königlichen Schatzmeiſters täglich für die ausgeprägte Mark Pfennige, Erſterer ein Pfund (ſechs Pfennige), Letzterer einen halben Ferting (ſieben Groſchen), für die Mark eingehobenen Kammergewinnes, der Eine wie der Andere ein Pfund oder einen Groſchen von dem Kammergrafen zu empfangen; verweigerte oder verzögerte er dieſe Zahlung, ſo waren ſie berechtigt, ihm die Münzſtämpel zu verſchließen. Für den Markt, auf welchem der Münzwechſel in der Geſpanſchaft geſchehen mußte, gebührten dem Obergeſpan nicht mehr, nicht weniger, als drei Mark von acht Penſen neuer Pfennige. Herren und anderen mit Marktgerechtigkeit begabten Reichsſaſſen war verboten, für den Markt von dem Kammergrafen irgend Etwas zu fordern oder anzunehmen. Eben ſo wenig war es den Beamten des Graner Erzbiſchofs und des königlichen Schatzmeiſters erlaubt, ihre Gebühr von einem Pfund und von einem halben Ferting zu verkaufen oder zu verpachten. Der Graner Erzbiſchof und der königliche Schatzmeiſter waren angewieſen, anſäſſige und begüterte Männer, an welche man ſich halten konnte, wenn ſie ſtraffällig wurden, zu Kammerbeamten einzuſetzen. Die, von was immer für Uebertretern der Münzordnung eingetriebenen Strafgelder wurden

getheilt; zwei Drittel davon waren dem Kammergrafen, eines dem abgeordneten Beamten zuerkannt. Die Münzkammern wurden jährlich am Neujahrstage verpachtet, das Pachtgeld von acht hundert Mark in den Octaven: Johannis, Maria Geburt, Martini und Neujahr, jedes Mal mit zwei hundert Mark abgeführt, der nicht eingehaltene Termin mit verdoppelter Summe des Rückſtands gebüßt.

König Ludwig beſtätigte im Ganzen dieſe Münzordnung ſeines Vaters und Vorgängers; nur die Wiener Denare ließ er wieder im Umlaufe gelten, und ſelbſt neue Pfennige nach Wiener Währung, ferner Ducaten aus der Mark von ſechzehn Karat, Banalgroſchen und halbe Pfennige von zehn zwei Drittel-, und von zwölf vier Fünftellöthigem Silber, jene, wie dieſe, mit ſeinem Bildniſſe ausprägen; in allem Uebrigen blieben Münzfuß und Kammergewinn-Steuer unverändert. Die Münzkammern der nordöſtlichen Geſpanſchaften waren in der Zeit des königlichen Oberſchatzmeiſters Oliver an Meiſter Niklas Churz übertragen; die Münzkammer von ganz Slavonien an Jakob, Ulfard's Sohn, vom Grätzberge (königlich Agram), für drei hundert Mark neuer Pfennige jährlich, die Mark für das Jahr 1344 zu fünf Penſen berechnet, in Pacht gegeben. Damals wurden an Slavonien, als Kammergewinn-Steuer, ſieben Banalpfennige; anſtatt der Abgabe von Marderfellen zwölf ſolcher Pfennige eingefordert. Von erſterer Steuer war der ſlavoniſche Adel frei; die letztere mußte er bezahlen (Vgl. Feßler's Geſchichte der Ungarn, III. S. 655 u. f.).

In der Rechtspflege ſchritten die Verbeſſerungen eifrig vorwärts. Die Ungebühr der Feuer- und Waſſerprobe war, in Uebereinſtimmung mit den päpſtlichen Vorſchriften, ſchon früher allgemach in Wegfall gekommen und hatte, bei zunehmender Gelehrſamkeit, würdigeren Prozeßformen weichen müſſen. Nicht ſo leicht war unter einem kriegeriſchen Volke, wie die Ungarn, der gerichtliche Zweikampf aus dem Gebrauche zu bringen, obſchon auch gegen dieſen ſchon ſeit lange die Stimme der Kirche ſich eifernd erhob. Er fand vor dem bürgerlichen Richterſtuhle Statt, jedoch ohne Waffenweihe, Einſegnung der Prieſter oder andere prieſterliche Mitwirkung. Die Könige Karl und Ludwig behielten ihn nicht nur bei, ſondern der Erſtere erkannte ihn, im Widerſpruche mit dem kanoniſchen Verbote, ſogar Biſchöfen zu, daher Dieſelben auch bei dem Papſte Benedikt XII. Beſchwerde hierüber führten. Selten fochten die ſtreitenden Parteien den gerichtlichen Zweikampf in eigener

Perſon aus, ſondern gewöhnlich ließen ſie ſich durch Fürfechter vertreten, und namentlich geſchah dies bei Biſchöfen, Aebten und Pröpſten in allen Fällen. Wer ſeine Rechtsſache, ſeines Gegners Schuld oder ſeine eigene Unſchuld durch Zweikampf darthun wollte, brachte einen hölzernen Keil vor den Richterſtuhl und überreichte ihn, als Zeichen der Ausforderung, mit feindſeliger Miene dem Gegner. Dieſer, wenn anders kein Rechtsgrund ihm die Ablehnung geſtattete, mußte die Ausforderung annehmen, und die Richter beſtimmten nun in offenem Briefe Tag, Ort und Waffen, auch ob die Streitenden in Perſon oder durch Fürfechter, zu Roſſe oder zu Fuße den Kampf beſtehen ſollten. Es blieb ihnen geſtattet, unmittelbar vor dem Kampfe ſich gütlich mit einander zu vertragen; doch mußten ſie die Geldbuße (Birság) vor dem Richterſtuhle erlegen. Ein des Hochverraths gegen den König, oder der Treuloſigkeit gegen ſeinen Herrn und Vorgeſetzten Beſchuldigter, der weder zum Geſtändniſſe gebracht, noch durch Zeugen überführt werden konnte, mußte ſich dem königlichen oder oberherrlichen, wohlgerüſteten und geübten Fürfechter perſönlich in bloßem Hemde und mit ſchlechtem Schwerte auf Leben und Tod zum Kampfe ſtellen. Sonſt pflegte auch mit anderen Waffen, z. B. mit Lanzen und ſogenannten bulgariſchen Keulen (Clavae bulgaricales), gekämpft zu werden.

Die Gerichtsbehörden blieben in demſelben Zuſtande, wie im vorigen Zeitraume. In Dörfern der Schultheiß und die Aelteſten, bei weiterem Rechtszuge der edle Grundherr, Biſchof, Kapitel, Abt, Propſt oder Prior (Sedes dominalis); in königlichen Freiſtädten und Freimärkten der Richter mit ſechs oder zwölf Schöppen (Scabini, Jurati) und Bürgern, bei weiterem Rechtszuge entweder der königliche Oberſchatzmeiſter mit einigen Stadtverordneten (Sedes tavernicalis), oder der Personalis praesentiae regiae mit willkürlich von ihm gewählten Beiſitzern; in den Geſpanſchaften für den Adel der Vicegeſpan mit vier Stuhlrichtern (Judices nobilium), bei weiterem Rechtszuge die Verſammlung der Comitatsbeamten unter des Obergeſpans (Sedes judiciaria), oder die Generalverſammlung des Comitatsadels unter des Palatins oder königlichen Hofrichters Vorſitz; die Octavalgerichte, das wandernde, dreimal im Jahre verordnete Palatinalgericht, und endlich der Thron des Königs verwalteten die Gerechtigkeit bei dem ungariſchen Volke. Auch das öffentliche, feierliche, durch des Königs Andreas II. dreimal beſtätigte Grundgeſetz jährlich auf St. Stephan's Feſt zu

Stuhlweißenburg verordnete Gericht, von welchem König Karl's Zeit keine ſichere Spur aufweiſet, wurde unter König Ludwig wieder regelmäßiger abgehalten. — Für den rechtsförmigen Verfolg der Prozeſſe aller Art beſtand bereits eine ſchriftliche Gerichtsordnung, die jedoch, aus Unkenntniß der lateiniſchen Sprache, oder auch aus Willkür, von den Richtern nicht immer ſtreng befolgt wurde. Wahrſcheinlich machten die Verhandlungen des großen Peſther Landtags unter Andreas III. einen Hauptbeſtandtheil dieſer Gerichtsordnung aus, welche dann mit einigen Verordnungen König Karl's bereichert worden waren. Ludwig erneuerte die Vorſchrift, welche den Kläger bei Verfolgung ſeiner Rechtsſache an die Gerichtsbehörden des Beklagten wies. Wer ſeine Sache vor irgend einem Gerichtshofe nicht ſelbſt verfechten konnte oder wollte, mußte einen oder mehre, mit gerichtlicher Vollmacht (Literae procuratoriae) verſehene Anwalte für ſich ſtellen. Solche Vollmachten wurden unter des Königs Namen vollzogen von dem Kanzler, von dem Comes capellae regiae, von dem Vicekanzler, von dem Oberſchatzmeiſter; eben ſo unter dem Namen der Königin von ihren Hofbaronen; unter ihrem eigenen Namen von dem Reichspalatin und dem Judex curiae. Auch allen Biſchöfen, Aebten, Pröpſten, Kapiteln und Stadtrichtern ſtand die Befugniß zu, dergleichen rechtskräftige Vollmachten für eigene und fremde Angelegenheiten auszufertigen; Comitatsgrafen, Vicegrafen und Stuhlrichter durften dies nur für fremde Angelegenheiten thun. Immer aber mußten ſich Ertheiler wie Empfänger der Vollmacht in Perſon vor der ausfertigenden Behörde geſtellt und ihren Willen hinſichtlich der zu gebenden oder zu empfangenden Vollmacht deutlich ausgeſprochen haben. Der Notarius hatte dabei jeden Mangel in der Form, jeden Schreibfehler in den Eigennamen der Perſonen und Ortſchaften, jede Ausſchabung und Durchſtreichung (Rasura, Cancellatio) in Buchſtaben oder Worten auf das Sorgfältigſte zu vermeiden, weil dies die Vollmacht ungiltig machte und den Rechtsführer in Gefahr ſetzte, nicht nur ſachfällig, ſondern auch zur Genugthuung verurtheilt zu werden.

War der Rechtshandel wegen eines Beſitzes, oder wegen des Eigenthumes, oder wegen Gewaltthätigkeit, durch Einreichung der Klageſchrift bei dem gehörigen Gerichtshofe anhängig gemacht worden, ſo wurde die Vorladung, die Unterſuchung der Sache, das Zeugenverhör und, wo es erforderlich ſchien, die Abnehmung des Eides, in Händeln der Städter von dem Stadtmagiſtrate ſelbſt vorgenommen, in Sachen des Adels und der begüterten Cle-

riſei aber von dem Palatin oder dem Judex curiae dem nächſten Kapitel oder Propſteiconvente im Beiſeyn abgeordneter königlicher Beamten ſchriftlich übertragen und Bericht gefordert. Ludwig verordnete, daß zu ſolchen königlichen Männern nur adelige Inſaſſen des Comitates oder Bezirkes, welchem auch der Beklagte angehörte, und zu Verordneten des Kapitels oder Convents keine anderen, als bewürdete Männer, gewählt werden durften. Unternahmen Dieſe die nöthigen Reiſen mit den Pferden des Kapitels, ſo gebührten ihnen für den Tag zwei, mit den Pferden des Beklagten oder Klägers für den Tag ein Groſchen. Zu der Unterſuchung, die immer ſehr genau und ſorgfältig geſchah, mußte der geſammte Adel des Comitates oder Bezirkes verſammelt werden. Zu dem Zeugenverhöre mußten Kläger und Beklagter vor dem Kapitel oder Convent erſcheinen. Der Beweisführer ließ von den mitgebrachten Zeugen die drei redekundigſten vortreten und einem nach dem anderen das Zeugniß ablegen; nach der Ausſage des dritten erhoben die übrigen ihre Hände, ſtreckten die Finger aus und riefen einzeln und insgeſammt, daß auch ſie die Sache gerade nur ſo wüßten, geſehen oder gehört hätten, wie ſie von den erſten drei Zeugen angegeben worden. Dies geſchah in Uebereinſtimmung mit dem Landsherkommen, deſſen Nachtheile ſchon damals erkannt und gerügt wurden. In dem über das Verhör ausgefertigten Berichte des Kapitels oder Convents an den Richter mußten, außer den drei Zeugen, auch die übrigen, und überhaupt zwölf von den anweſenden Edelleuten nach ihren und ihres Vaters Namen, mit Angabe ihrer Beſitzung, aufgeführt werden. Der geringſte Mangel in dieſer Form machte den Bericht ungiltig, den Zeugenſteller ſachfällig.

Wie ſchon bemerkt, mußte Jeder, der eine Sache rechtlich anhängig machen wollte, dieſelbe vor den gehörigen Gerichtshof ſeines Gegners bringen. Dem Kläger ſowohl, als dem Beklagten, war rechtliche Schutzwehr wider den ordentlichen Richter (Recusatio judicis) geſtattet, wenn Dieſer, wegen Verwandtſchaft mit dem Kläger, der Parteilichkeit gegen den Verklagten verdächtig war. In ſolchem Falle geſchah die Einrede wider ihn öffentlich vor den Beiſitzern des Gerichtes oder vor anderen glaubwürdigen Zeugen, mit deutlicher und beſtimmter Angabe der Gründe des Verdachtes. Ueber die Angaben des Einreders wurde eine Urkunde angefertigt, welche die Notarien und Beiſitzer mit Siegel und Unterſchrift beglaubigten. Eben dies wurde beobachtet, wenn der Gefährdete ſeine Einrede vor einem Kapitel oder vor

einer Kloſtergemeinde angemeldet hatte. Trat der Verdächtige und Verſchmähte freiwillig zurück, die gerichtliche Verhandlung zur Zufriedenheit des Einreders einem Anderen übertragend, ſo bedurfte es keiner weiteren Maßregeln; wo nicht, ſo war der Gefährdete befugt, bei des Richters Obrigkeit, mit Beibringung der Urkunde über Geſetzmäßigkeit ſeiner Einrede, die rechtliche Schutzwehr nachzuſuchen. Gedieh die gerichtliche Verhandlung ohne Einrede wider den Richter bis zum Endurtheile (Sententia definitiva), und die eine oder andere Partei war damit unzufrieden, ſo mußte die Appellation in Friſt von zehn Tagen eingelegt und eben ſo, wie die Einrede, von Notarien, Beiſitzern, Kapiteln oder Kloſtergemeinden, urkundlich bezeugt werden; außerdem ging, nach ſchriftlicher Gerichtsordnung, das Endurtheil in unwiderruflich entſchiedene Sache über, wogegen keine weitere Berufung mehr Statt fand. Der früher häufig verſuchten unpaſſenden Anwendung kirchlicher Gewalt von Seite der Biſchöfe, welche mit edlen Herren vor weltlichen Richtern in Streit befangen waren, ſteuerte Ludwig durch das Verbot, im Laufe der Verhandlungen, ohne Wiſſen und Genehmigung des Königs, Interdict oder Kirchenbann über die Gegenpartei zu verhängen, wobei beſtimmt war, daß, wenn ſie vor dem weltlichen Richter ſachfällig wurden, ſie in eben die Strafe oder Buße verfielen, welche ſie ihren Gegnern zuzuziehen getrachtet hatten.

Wenn Jemand in gerichtlichem Zweikampfe beſiegt, oder einer Gewaltthat, einer falſchen Anklage, falſchen Zeugniſſes, oder der Vorlegung falſcher Urkunden gerichtlich überführt und halspeinlich verurtheilt war, ſo lag dem Richter ob, ihn für drei Tage wieder in Stand zu ſetzen und die Ermittelung eines friedlichen Vergleiches zwiſchen ihm und ſeinem Gegner zu verſuchen; wenn der Verſuch gelang, ſo war der Richter befugt, von dem Verurtheilten zu angeordneter Tagſatzung fünfzig Mark (zwei hundert Ducaten) zu fordern, bei nicht erfolgter Zahlung ſo viel, als die Schuld betrug, von deſſen Habe und Gut in Beſchlag zu nehmen, und es bis zur Auslöſung mit fünfzig Mark zu beſitzen. Blieb der Verſuch zur Einigung der Parteien unwirkſam, ſo mußte der Schuldige und Verurtheilte ſeinem Gegner überliefert werden, und wenn Dieſer an ihm die Todes- oder ſonſtige landesübliche Strafe rechtlich vollzog, hatte weder der Richter noch die Gegenpartei irgend einen giltigen Anſpruch auf des Getödteten Vermögen und Güter, in deren ruhigem Beſitze die Witwe, Söhne, Brüder, Schweſtern und Ver-

wandten deſſelben Niemand anfechten oder beläſtigen durfte. So hatte König Ludwig verordnet. Ueberhaupt durften Kinder für ihrer Eltern Vergehen weder an ihrer Perſon, noch an Habe und Gut geſtraft werden; aber den eigentlichen Verbrecher konnte ſelbſt die Kirche der geſetzlichen Strafe nicht überall mehr entziehen. Der Richter, die Geſchworenen und die Bürgergeſammtheit von Preßburg, wie wahrſcheinlich von mehren königlichen Freiſtädten, hatten durch Ludwig die Befugniß erhalten, Räuber und Mörder aus Kirchen, Kirchhöfen und Klöſtern, wohin ſie etwa ſich geflüchtet hätten, ungeachtet aller Einſprüche und Verbote der Prieſterſchaft, mit Gewalt heraus zu ziehen, zu verurtheilen und geſetzlich zu beſtrafen. Mörder wurden durch das Schwert hingerichtet, Falſchmünzer und Urheber falſcher Urkunden nach alter Reichsgewohnheit lebendig verbrannt. Die Könige Karl und Ludwig, um die Anwendung des Rechtes in ihrem Reiche zu befördern, verliehen nicht nur Magiſtraten königlicher Freiſtädte, ſondern häufig auch einzelnen edlen Herren auf ihren Gütern die halspeinliche Gerichtsbarkeit.

Hinſichtlich der Eintreibung der Geldbußen (Judiciorum, Birság) hatte König Karl ausdrückliche Vorſchriften erlaſſen. Der Abgeordnete des Richters erſchien mit einem königlichen Schreiben und mit dem Zeugniſſe des Convents einer glaubwürdigen Propſtei, begab ſich, in Begleitung eines königlichen und eines Capitularbeamten, vor das Stuhlgericht der Geſpanſchaft, vermeldete daſelbſt das königliche Schreiben und das Verzeichniß ſämmtlicher Straffälligen, ließ Beides dem verſammelten Adel in der Landesſprache kundmachen, und beſtimmte die Tagſatzung, auf welcher die Schuldigen mit Erlegung der Geldbuße dem Judex curiae, dem Palatin oder dem Obergeſpan und den Stuhlrichtern gerecht werden müßten. Wer noch vor derſelben die Geldbuße entrichtete, wurde in Gegenwart des königlichen und des Capitularbeamten aus dem Verzeichniſſe geſtrichen, und erhielt eine Quittung, welche er, zu größerer Sicherheit, bei dem nächſten Kapitel oder Convent beglaubigen ließ. Blieben aber die Straffälligen von anberaumter Tagſatzung mit der Zahlung zurück, ſo zogen der Gerichtsbote, der königliche und der Capitularbeamte an den Wohnort der Schuldigen, ſteckten vor dem Dorfe, zum Zeichen des Friedens und der Gerechtigkeit, einen Spieß mit der eiſernen Spitze in die Erde, verweilten daſelbſt noch drei Tage, zur Zahlung ermahnend und Nichts weiter, als ihre nothdürftige Verpflegung fordernd. Geleiſtete Zahlung wurde dem Schuldner mit Streichung ſeines

Namens und mit ſchriftlichem Zeugniſſe beſtätiget; verweigerte, nach dem dritten Tage durch Pfändung an Habe und Gut im Verhältniſſe zur Schuld erzwungen.

Unter König Ludwig hörte die bisherige Standesſonderung der Adelsclaſſen unter einander auf, indem jener König, zum Danke für die von den edlen Herren wider Neapel ihm geleiſtete Hilfe, den geſammten ungariſchen Adel an perſönlichen Rechten und Vorzügen gleichſtellte (11. Dec. 1351), womit freilich dem älteren und höheren Adel weniger gedient war, als dem neueren und niedrigeren. Dadurch fiel fortan der Unterſchied hinweg, welcher zwiſchen den, von den heiligen Königen Stephan und Ladislaw und den übrigen von ihren Nachfolgern erhobenen Geſchlechtern, zwiſchen Reichs-Jobagyen, Rittern, Hofvertrauten und Servienten bisher beſtanden hatte, und der von den mächtigen Herren ſo oft zu Bedrückung des ärmeren Adels benutzt worden war. Es wurde daher nur auf dieſes Unterſchieds Aufhebung hingedeutet, wenn in der Folge durch adelnde Handfeſten dem erhöhten Verdienſte ganz dieſelben Rechte und Vorzüge, deren der älteſte Reichsadel durch die Gnade jener Könige und ihrer Nachfolger ſich freute, zuerkannt wurden, und die in Uebung gebliebenen Benennungen **Barones, Proceres, Nobiles**, bezeichneten nicht mehr Abſtufungen in adelicher Standſchaft, ſondern nur verſchiedene Amtsverhältniſſe, hohe Hof- und Reichswürden, Geſpanſchaftsgrafen und Comitatsadel. Bereits unter des Königs Karl Regierung wurde die Anzahl edler Herren in Ungarn beträchtlich vermehrt, nicht immer aus Belohnung des Verdienſtes, ſondern oft ohne Weiteres durch begünſtigte Einwanderung ausländiſcher Familien, beſonders aus den Stammländern der Anjou, aus Neapel und der Provence, oft auch durch des Königs glänzenden Sinn. So wird berichtet, daß er häufig Männer, welche mit ungewöhnlichem Pompe an ſeinem Hofe auftraten, Grafen genannt habe, ohne Rückſicht auf Dienſt oder Beſitzung, und weil des Königs Wort für heilig und unwiderruflich galt, ſo fanden dergleichen Nominalgrafen ohne Geſpanſchaft oder Amt bald auch Gelegenheit, ſich in dem wörtlich erlangten Range fort zu behaupten. Jedoch durch förmliche Verbriefung wurde im Laufe dieſes Zeitraums noch Niemand in den Stand der edlen Herren erhoben, ohne Dotation mit Gütern, oder wenigſtens mit dem Rechte, Güter zu beſitzen, und wenn ein ſolcher Erhöheter durch frühere Schenkung, Kauf oder Erbſchaft liegender Gründe bereits angeſeſſen war, ſo wurden ſeinen Ländereien auch alle Befreiungen adeliger Güter zuerkannt.

Indem nach altem Herkommen die ungariſchen Prälaten, Baronen und Herren ihre Güter nicht willkürlich veräußern, ohne königliche Genehmigung weder unter den Lebendigen noch für den Fall ihres Abſterbens Schenkungen machen, auch bei unbeerbtem Ausgange nicht letztwillig darüber verfügen durften, ſo betrachteten ſich die Könige von Ungarn ſtets als Obereigenthümer der von ihnen und ihren Vorfahren verliehenen Güter, dergeſtalt, daß ſie den adeligen Empfängern nur Beſitz und Nutznießung, nicht aber auch die Oberherrlichkeit gewährt hatten. Aus dieſem Grunde war es gekommen, daß die Könige, trotz der Giltigkeit früherer Vergabungen und des rechtmäßigen Beſitzes, blos nach Willkür ganze Herrſchaften des Adels zu ihrem Gebrauche verwendeten, und die eingezogenen Güter nur unter dem Titel der Gnade, nicht der Pflicht und des Rechtes, mit anderen Ländereien erſetzten. Aus gleicher Ueberzeugung königlicher Oberherrlichkeit über die Güter des Adels glaubte König Ludwig ſich berechtigt, die gutsherrlichen Rechte und die Verpflichtungen der Bauern zu ordnen, und zum Vortheile der Letzteren zu beſtimmen. Für dieſe ſowohl, als für ihre Herren, wurde die herkömmliche Abgabe einer Mark an königliche oder herrſchaftliche Zollämter, wenn ſie außer ihrem Wohnorte ſich verehelichten, und ihre Frauen heimführten, aufgehoben. Die Verordnung des großen Peſther Landtags, kraft welcher Bauern und Jobagyen (Servi domiciliati und Servi conditionarii) völlige Freiheit, ihre Grundherren zu verlaſſen, und auf den Gütern Anderer ſich anzuſiedeln, erhielten, und von allem Abſchoß freigeſprochen wurden, kam unter Ludwig in völlige Kraft und Wirkſamkeit. Viele erhielten, Andere erſchlichen, Mehre erzwangen von den Herren die Erlaubniß zu ſolchen Abzügen; Wohlhabendere ſtellten ſich unter die Banderien ihrer Herren, zum königlichen Waffendienſte, und erhielten dadurch nicht nur Freiheit, ſondern auch des älteren und angeborenen Adels gleiche Rechte und Vorzüge. Dadurch wurde der Stand der Knechtſchaft mehr und mehr verringert, und Freie wurden nur noch aus Kriegsgefangenen, die unvermögend waren, ſich mit Geld auszulöſen, aus Theilnehmern an Aufruhr wider den König, wegen todtſchuldigen Verbrechen zu Knechten gemacht. Aber ſtreng wurde noch darauf gehalten, daß entlaufene Knechte excommunicirt blieben, noch weit weniger durften ſie ohne Bewilligung ihrer Herren in die Kirchen oder Klöſter aufgenommen werden.

König Ludwig ſicherte durch mehre Verordnungen dem Adel die Freiheit der Perſon; er befreite ihn von den Ueberhebungen mächtiger Herren,

welche auf ihren ausgebreiteten Herrſchaften willkürlich Zölle angelegt, und reiſende Edle zu deren Entrichtung angehalten hatten. Weder Edelleute noch Jobagyen, wem dieſe auch angehören mochten, durften begangener Verbrechen wegen außer dem Gerichtshofe ihres Wohnſitzes oder ihrer Herren verhaftet, gerichtet und an Vermögen oder Leib beſtraft werden. Es hielt nicht ſchwer, gegen Verletzung der Rechte alsbald den Schutz der Gerechtigkeit zu erlangen. Auch die Landſtandſchaft der königlichen Freiſtädte wurde im Laufe dieſes Zeitraums durch königliche Begünſtigungen, mehr noch durch eigene Freimüthigkeit, womit ſie Eingriffen in ihre Rechte begegneten, wirkſam vorbereitet. Unter dem Schutze des Königs, deſſen gerechter Sinn ſolche Vermehrungen geſetzlicher Freiheit gern unterſtützte, beförderte den Wohlſtand der Städte auch die Befugniß, Gäſte bei ſich aufzunehmen und ihnen Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten und Vortheilen zu verleihen. Die von Richtern, Geſchworenen und der Geſammtheit darüber ausgefertigten Urkunden verbrieften gewöhnlich folgende Vortheile: Der Gaſt war auf eine Anzahl Jahre frei von Grundzins und von Beiträgen zu den Abgaben der Stadt an den König. Es wurde ihm erlaubt, auf dem Stadtgebiete, nach dem Verhältniſſe ſeines Vermögens, trotz jedem Widerſpruche, wüſte Ländereien urbar zu machen, Obſt- und Weingärten anzulegen, ſeine Erzeugniſſe und Waaren auf den Wochen- und Jahrmärkten der Stadt feil zu bieten. Hatte er ein halspeinliches Verbrechen begangen und die Flucht genommen, ſo durfte kein Gerichtsbeamter ſein Haus überfallen und ſeines Vermögens ſich bemächtigen, vielmehr wurde letzteres gerichtlich unter die Familie getheilt, und nur der dem Verbrecher zufallende Theil von dem Richter eingezogen. Nach dreijährigem Aufenthalte trat der eingebürgerte Gaſt in alle übrigen Rechte der älteren oder eingeborenen Bürger; wollte er aber mit der Zeit ſeinen Wohnſitz verändern, ſo war ihm nach Entrichtung des Grundzinſes geſtattet, ſeine Grundſtücke zu verkaufen, und mit ſeinem Vermögen ohne Abſchoß wegzuziehen. Eben ſo wie die Rechte und Vortheile, waren auch die Laſten unter ſämmtliche Bewohner der königlichen Freiſtädte, unter Gäſte und eingeborene Ungarn gleichmäßig vertheilt, und wenn Letztere ſich denſelben entziehen wollten, wurden ſie von den Königen unnachſichtlich dazu angehalten.

Bei Unterſuchung von Gränzſtreitigkeiten des Grundes erſchienen die Zeugen oder Gränzſcheider nach altem Brauche mit bloßen Füßen und aufgelöſ'ten Gürteln, legten einen Klumpen Erde auf ihr Haupt und ſchwuren:

ſo wahr ſie von der Erde nicht verſchlungen werden wollten, gehöre das von ihnen abgeſchrittene und abgemarkte Gebiet zu der angefochtenen Beſitzung. Sollte der beſtrittene Beſitz liegender Gründe auf dem Wege des Rechts durchgeführt werden, ſo wurde vor der allgemeinen Verſammlung des Comitatsadels unter dem Vorſitze des Palatins oder des **Judex curiae** der Beſitztitel nach Maßgabe der ihn erweiſenden Urkunden geprüft, dann wegen der Gränzen die anſäßige Nachbarſchaft verhört, das Grundſtück abgeſchritten, und von Neuem abgemarkt, worauf das richterliche Erkenntniß, die königliche Beſtätigung und Niederlegung der Urkunde bei einem glaubwürdigen Orte, Kapitel oder Convente erfolgte. Kein Beſitz liegender Gründe war ſicher ohne feierliche, rechtskräftige Einſetzung (**Statutio**), welche an Ort und Stelle von einem königlichen Beamten, in Begleitung eines verordneten Zeugen aus dem nächſten Kapitel oder Convente, an Käufer, Erbnehmer, königliche Donatarien oder ihre gerichtlich bevollmächtigten Anwälte durch Abſchreitung, Abmarkung und Uebergabe des Grundſtückes geſchah. Die benachbarten Eigenthümer wurden zur Anmeldung ihrer möglichen und erweislichen Einſprüche eingeladen, und wenn dergleichen ſich hören ließen, mußte die Einſetzung unterbleiben, und den Parteien eine Tagſatzung zur Durchführung ihrer Rechte vor dem ordentlichen Gerichtshofe beſtimmt werden. Bei rechtlich anerkannter Giltigkeit ſolcher Einſprüche verloren ſelbſt königliche Schenkungen ihre Kraft; der Empfänger war durch Ludwig's Verordnung angewieſen, den Prozeß gegen ſeine Widerſacher ganz allein, ohne Berufung auf königliche Gnade oder Macht, durchzuführen; nicht einmal die gerichtliche Vollmacht dazu wurde von dem Könige vollzogen, deſſen Name in der ganzen Verhandlung der Sache gar nicht genannt werden durfte.

Wenn ein Grundeigenthümer auf ſeiner Beſitzung Gold-, Silber- oder andere Erzminen entdeckt hatte, ſo war der König berechtigt, dieſelben gegen vollgiltige Entſchädigung mit anderen Gütern für ſeine Kammer einzuziehen; ohne ſolchen geſetzlichen Tauſch blieb der Eigenthümer in dem ungeſtörten Beſitze der Minen, und entrichtete an den König nur den Zehenten (**Urburas**) von ihrem Ertrage. Seit den Zeiten des Königs Andreas **II.** waren edle Herren durch mehre königliche Erklärungen befugt, im Mangel männlicher Leibeserben ihre Güter an Kirchen, Klöſter oder an wen ſie wollten, zu veräußern oder zu vermachen. König Ludwig hob dieſe Befugniß auf, und ſetzte feſt, daß in Zukunft die Verlaſſenſchaft des erblos Hingeſchiedenen ſeinen

Brüdern, Vettern und Verwandten von Rechtswegen geradezu und ohne allen Widerſpruch anheim fallen müſſe.

Die Kumanen, als ſchon ſeit länger in Ungarn eingebürgert, erfuhren in ihrer ſtaatsbürgerlichen Stellung keine Veränderung. Nur jener Theil dieſes Volkes, welcher von ſeiner Gewandtheit im Pfeilſchießen Jaſzoner, und im Steinſchleudern Baleſtarier hieß, wie wir ſchon oben bei der Schilderung der Kriegsverfaſſung geſehen haben, wurde durch König Karl mit Beibehaltung ſeiner adelichen Vorzüge in häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten von der Geſammtheit der edlen Kumanen abgeſondert. Die Wohnſitze der Jaſzoner lagen diesſeits der Theiß, gegen Norden und Oſten von der Heveſer und äußern Szolnoker, gegen Süden und Weſten von der Peſther Geſpanſchaft im Umfange von achtzehn Quadratmeilen eingeſchloſſen, und eingetheilt in mehre Gerichtsſtühle, deren jedem eine Anzahl Szálláſe, (Herbergen) mit ihren Kapitanen, wie dieſe dem Woiwoden der Jaſzoner Geſammtheit, unterordnet waren. Belén-Szállás, jetzt Jáſzbereny, war der Hauptſtuhl, woſelbſt der Jaſzoner Woiwod ſaß. Auch Jáſz-Apáthi, Kiſſér, Négy-Szállás, Arok-Szállás am Czörſzer Walle, und Fénſzaru an der Zagyva, wo ſie der Kis-Aroker Wall durchſchneidet, waren damals ſchon wohlbeſetzte Stühle und Herbergen, in welchen die Jaſzoner, freie Eigenthümer ihrer Ländereien, durchaus eigenen freien Gerichtsſtandes und zollfreien Handels im Lande genoſſen. Ludwig beſtätigte die Freiheiten der Kumanen und Jaſzoner; der Erſteren Hauptſtühle waren Miſze (Majſa), Ketskemet, Kalbáß und Hallás.

Die Sachſen in Siebenbürgen waren jene Landſaſſen, welche durch ihre Verdienſte um ihr neues ungariſches Vaterland und königlichen Dank, in Begründung und Ausbildung ihres ſtaatsbürgerlichen Zuſtandes während jenes Zeitraumes am weiteſten vorgeſchritten waren. Der Mongolen Wuth hatte die ungariſchen Geſpanſchaften Siebenbürgens weit heftiger verheert, als die dortigen Gebiete der Sachſen, wo feſte Städte und Kirchen mit Ringmauern den Verderbern häufig Trotz boten. Es wurden daher von den edlen Herren an den Flüſſen Maros und Aranyos, beſonders in der Küküllőer Geſpanſchaft, aus den benachbarten ſächſiſchen Stühlen Ackersleute in großer Anzahl eingeladen, ſich bei ihnen niederzulaſſen, ihre wüſtliegenden Felder anzubauen, und dafür auch ſo viel Land, als ſie Luſt hätten und beſtreiten könnten, für ſich ſelbſt urbar zu machen. Auf dieſe Weiſe waren eine Menge

Sachſen auf adeligem Grund und Boden anſäſſig, Erbauer volkreicher deutſchen Dörfer, in der Folge aber durch den Druck der Mächtigen Leibeigene geworden, ſo wie auch die auf dem Gebiete der ſächſiſchen Geſammtheit Zurückgebliebenen durch die Willkür der Woiwoden öfter in ihrer Freiheit und in ihren Rechten bedroht wurden. König Karl machte dieſen Uebelſtänden ein Ende, indem er den Sachſen (1317) feierlich den von Andreas II. verliehenen Freibrief beſtätigte. Er nannte das Volk nicht mehr Gäſte, ſondern „Geſammtheit der Sachſen von Hermannſtadt," und ſie wurden ſeitdem gegen alle Bedrückungsverſuche der Woiwoden kräftig geſchützt, zu welchem Behufe König Ludwig den rechtserfahrenen Fünfkirchner Biſchof Wilhelm unter dem Titel eines königl. Generalſtatthalters einſetzte. — Den Kronſtädtern, welche während der Kriegsdrangſale ihre Urkunden verloren hatten, beſtätigte König Ludwig ebenfalls ihre alten Freiheiten, wofür ſie jedoch, wenn er gegen Oſten zu Felde zöge, insgeſammt, jeder nach ſeinem Vermögen, beritten oder zu Fuße auf eigene Koſten ihm Heerfolge leiſten, und wenn er in Perſon gegen Weſten in's Feld rücke, fünfzig gerüſtete und bewaffnete Reiter ihm ſtellen ſollten. Später, als die Deutſchen in Röſen über Kränkung ihrer alten Freiheiten, über Zwang bei jährlichen Wahlen ihrer Richter und Rathsmänner klagten, erhielten ſie von Ludwig (1366) einen Freibrief, vermöge deſſen künftig Nichts mehr ſie hindern ſollte, ihre Richter und Geſchworenen jährlich aus ihrer Mitte zu wählen. Gleiche Freiheit ſollten die Dorfgemeinden, jedoch mit Beiſtimmung des Röſener Richters und Rathes, in der Wahl ihrer Vögte und Herren genießen. Mehre ſiebenbürgiſche Städte erfuhren die Gnade des Königs. Die Bürger von Zalathna (Kleinſchlatten) erhielten die Freiheiten der übrigen Bergſtädte; Kronſtadt gewann die Marktgerechtigkeit und wurde ſpäter (1377) für die Anhänglichkeit und den Fleiß ſeiner Bewohner zum Haupte des ganzen Burzenlandes erhoben. Eben ſo verlieh Ludwig den Hermannſtädtern, die durch Erbauung der Burg Landskron neuerdings ſeine Zufriedenheit erworben, das neue Siegel, drei Schilder unter offener Krone, mit der Umſchrift: **Sigillum Cibiniensis Provinciae ad retinendam Coronam.** Im Jahre 1376 wurde auf königlichen Befehl durch die Vertreter der ſieben Stühle der ſächſiſchen Geſammtheit den dortigen Handwerkszünften eine beſſere Einrichtung gegeben, und als drei Jahre ſpäter in den Gemeinden der Siebenbürger Sachſen Zwieſpalt ausgebrochen war, verordnete Ludwig zur Wiederherſtellung und Befeſtigung der Einigkeit, daß

Richter, Aelteſte, Geſchworene, Zunftmeiſter mit einem Theile des gemeinen Volkes unverzüglich nach ihrer alten Gewohnheit auf freiem Felde zu einem Landtage ſich verſammeln, vor den königlichen Stellvertretern aus dem Mittel der Prälaten und Baronen ihre älteren und neueren Freibriefe und Handveſten beibringen und vorleſen, dann durch ihre Abgeordneten Bericht über den Inhalt ſämmtlicher Urkunden an ihn erſtatten ſollten, wogegen er ihnen verſprach, alles ihren alten Vorrechten und Freiheiten Widerſtreitende nach Möglichkeit zu entfernen, und zu ihren Gunſten einzurichten.

Nicht minder hatten durch Anhänglichkeit, Treue und muthigen Beiſtand wider den aufrühriſchen Grafen Matthäus von Trencſin die Deutſchen von der Geſammtheit der vier und zwanzig königlichen Ortſchaften im Zipſerlande ſich die Gnade des Königs Karl erworben. Daher beſtätigte ihnen Derſelbe die von ſeinen Vorfahren verliehenen Rechte. Zwar wurde, in Folge ihrer vermehrten Bevölkerung und ihres vergrößerten Wohlſtandes, ihr jährlicher Zins von drei hundert auf vier hundert Mark erhöht; dafür aber wurden ſie von allen anderen Abgaben und Laſten, ſelbſt von des Königs Bewirthung und von der Pflicht zur Heerfolge in und aus dem Lande befreit; nur das Zipſerland und deſſen Gränzen ſollten ſie ſchützen und vertheidigen. In keinem Rechtshandel durften ſie aus ihrem Gebiete vor des Königs Gerichtshof gefordert werden; der Obergeſpan oder ſein Stellvertreter, und der Graf der Zipſer Burg waren angewieſen, in Gemeinſchaft mit dem Grafen der deutſchen Geſammtheit zu Leutſchau in allerlei Sachen nach ihres Landes Freithum und ihrer alten Gewohnheit Recht zu ſprechen. Von den Gerichtsgebühren und Geldbußen waren zwei Drittel dem Obergeſpan, eines dem Landgrafen und den deutſchen Beiſitzern zuerkannt. Um ihnen ihr Grundeigenthum gehörig zu ſichern, beſtimmte der König ausdrücklich ſämmtliche Städte, Marktflecken, Dörfer, Vorwerke und Meierhöfe, welche ihnen eigenthümlich zugehören ſollten. Es waren: Die Hauptſtadt Leutſchau mit ihren Vorwerken und Höfen, Käsmark, Rißdorf, Eisdorf, Mathsdorf, Felk, Michelsdorf, Mühlenbach, Deutſchendorf, Leibitz, Durlsdorf, Bela, Menhardsdorf, Georgenberg, Schlagendorf, Donnersmark, Kabsdorf, Odorin, Kirchdorf, Sperndorf, St. Kirn, Wallendorf, Eulenbach und Neudorf mit ſeinen Meierhöfen und Bergwerken. In mehren ſtreitigen Fällen und ſo oft die Rechte der Zipſer Geſammtheit auf irgend eine Weiſe angetaſtet wurden, unterließ der König nicht, ihre Freiheiten zu beſtätigen, näher zu beſtimmen,

und vor deren Verletzung zu verwahren. Mit königlicher Genehmigung verſammelten ſich endlich (1370) die Richter, Geſchworenen und Aelteſten der Zipſer Geſammtheit, um die ihnen ſeit Stiftung der Provinz überlieferten Gebräuche und Satzungen ihrer Väter zu einer ſchriftlichen und bleibenden „Willkür der Sachſen in der Zips" zu ſammeln, damit hinfort einem Jeden unter ihnen gleiches Recht widerfahren könne. In drei und neunzig Abſchnitten beſtimmt die Willkür, was die Geſammtheit in ehelichen, älterlichen und kindlichen Verhältniſſen, bei letztwilligen Verfügungen und Theilungen des Vermögens, in Bürgſchaften, Schuld- und Geldſachen, Gewerb und Handel, Maß und Gewicht, Zeugniſſen und Eiden, Herr- und Dienerſchaft, in Verbrechen gegen öffentliche Sicherheit und Eigenthum, bei Klagen, gerichtlichen Zweikämpfen, richterlichen Gebühren und Geldbußen, für Recht erkannt hatte. Als Grundlage des ganzen „Leutſchauer Rechtsbuches" — denn auch dieſen Titel führte die Willkür — ſtand oben an der Zipſer Sachſen Recht durch königliche Gnade von Anbeginn: daß Niemand befugt wäre, in irgend einer Sache ſie vor Hof zu laden, ſondern Jeder Recht wider ſie ſuchen müßte vor des Königs Grafen, Burgherrn in der Zips, vor dem Landgrafen, den Richtern und Aelteſten, welche zu den Rechten geſchworen hätten, Jedermann ſtrenges Recht zu thun, ohne Gefährde nach ihrem Landrechte, welches ihnen überliefert wäre von der Zeit, als der Zipſer Bund geſtiftet worden, und womit ihn die Könige von Alters her bis auf den heutigen Tag begnadigt hätten. Ueber die Wahl des Landgrafen war verordnet, daß derſelbe zu feſtgeſetzter Zeit ſein Amt in dem Rathe niederlegen und abtreten ſolle. Wollte er dennoch in dem Rathe bleiben, ſo verlor er für immer die Wahlfähigkeit. Die hundert vier und zwanzig Richter ſollten in dem Verſammlungsorte das Grafenamt in Ruhe und Frieden vergeben, bei drei Mark Buße unbewaffnet erſcheinen, nicht mit einander raufen, oder ſich bei den Kleidern reißen (dergleichen mochte alſo doch zu Zeiten vorkommen), und auf wen die Mehrheit der Stimmen fiele, der ſollte Landgraf ſeyn.

Ohne Beziehung zu den vier und zwanzig königlichen Städten, doch unter ähnlichen Freiheiten des eigenthümlichen Gerichtsſtandes, trieben in den vom Könige angelegten und begünſtigten Zipſer Marktflecken Gölnitz, Schmölnitz, Wagendrüſſel und Stilbach ſächſiſche Pflanzbürger den Bergbau, nicht ohne mancherlei Anfechtungen an ihrem Recht und Eigenthum von Seite ungariſcher Prälaten und Herren. Den Schmölnitzern ließ König Karl (1332)

ein Gebiet von zwei Meilen im Umfange abmarken und zu bleibendem Beſitze übergeben. Wer dagegen Einſpruch machen wollte, war von den königlichen Abgeordneten angewieſen, ſeine Rechte auf das vergabte Land zu angeordneter Tagſatzung vor dem Könige zu erweiſen, und zum Erſatze nach Beſchaffenheit ſeiner Rechtsanſprüche Verleihung beſſerer oder gleicher Ländereien in anderen Gegenden zu erwarten. Auch Schwedler und Einſiedel zog Karl ein, vergab ſie an jene deutſchen Gäſte zu Gölnitz und Schmölnitz, und verſprach, die adelichen Beſitzer geſetzlicher Weiſe anderswo mit Gütern zu entſchädigen. — Wenn ungariſche Edelleute ebenfalls ihre weitläufigen Herrſchaften zerſtückeln, und beſſerer Einkünfte wegen an deutſche Gäſte veräußern wollten, ſo bedingten ſich Letztere ſtets vorzugsweiſe Zuſicherung der Freiheiten und Rechte nach Weiſe der Zipſer Sachſen. Unter gleichen Zugeſtändniſſen ließ ſich z. B. Konrad, Sohn des Schlagendorfer Schultheißen Hermann, von dem Zipſer Burgherrn, Meiſter Thomas von Sempſe, einen großen Wald bei Schlagendorf zum Anbau eines Dorfes verleihen. Hiemit erhielt er zugleich zwei freie Ackerhufen, und ſowohl für ſich als ſeine Erben die Schultheißerei-Gerechtigkeit über die Pflanzbürger. In Rechtsſachen über Beſitz und Eigenthum erkannte er ganz allein, Gebühren und Geldbußen blieben ungetheilt ihm; nur über Räuber, Mörder und Todtſchläger ſprach er mit des Meiſters Thomas Beamten gemeinſchaftlich Recht, und von den Gebühren gehörten zwei Drittel dem Meiſter Thomas, Eines dem Schultheißen. Mühlen an dem Rohrbache konnte er auf eigene Koſten anlegen ſo viel er wollte, und ſie durch zwölf Jahre ohne alle Abgabe benutzen; aber nach Ablauf derſelben fiel die eine Hälfte derſelben mit allen Nutzungen dem Edelmanne, die andere dem Konrad und ſeinen Erben zu. Die daſelbſt ſich anbauenden Pflanzbürger waren durch zwölf Jahre von allen Abgaben und Leiſtungen frei; nach dieſer Zeit aber hatten ſie jährlich am St. Martinstage für eine ganze Hufe an Meiſter Thomas einen Ferting als Grundzins zu entrichten, wovon ein Sechſtel dem Schultheißen und deſſen Erben zufloß. Anſtatt der Bewirthung des Herrn mußten ſie jährlich zu Maria Geburt eine Tonne Bier und ein Schwein, an Werth einem Ferting gleich, Namens der Dorfgemeinde, einen Kübel Hafer, zwei Kuchen und ein Huhn für jegliches Joch (Laneus) Acker liefern. Dafür hatten ſie unbedingtes Recht, im Dorfe eine Kirche zu bauen, ihren Pfarrer ſich zu wählen, und freie Zehenten ihm zu reichen, in Gewäſſern zu fiſchen, im Forſte auf die

Jagd ziehen, Bräuerei, Bäckerei und Schank zu treiben, außer den Mühlen ihre Gebäude und Grundſtücke zu veräußern, wenn ſie wegziehen wollten; auch bei fehlenden Leibeserben und Verwandten, zu welchen Gunſten ſie immer wollten, letztwillig zu verfügen, wenn ſie blieben. So war der Urſprung von Klein-Schlagendorf; unter ähnlichen Rechten und Pflichten entſtand auch die deutſche Pflanzung Kunchdorf (Helczmanocz); welche der Groß-Schlagendorfer Schultheiß Kunchmann auf dem Gebiete des Meiſter Thomas im Thale längs dem Gölnitzer Bache gründete. Viele andere Orte wurden unter ähnlichen Verhältniſſen angelegt, oder zu größerer Blüte gebracht.

In der Gömörer Geſpanſchaft waren damals Corono-Banya am Fuße des Szineczer Berges, Berzéthe bei Roſenau im Thale, Bettler auf einem Hügel des Ochſenberges, Cſetnek und Ochtina mit reichem Eiſenerze von dem Hradeker Berge, Jelſchau und Pelſöcz in der Nähe ergiebiger Marmorbrüche, wohlhabende und bevölkerte Marktflecken, von betriebſamen Deutſchen bewohnt, welche ſich mit Bergbau auf Gold und Eiſen beſchäftigten, und für ihren Fleiß erſpießlichen Lohn fanden. König Karl verlieh ihnen (1326) dieſelben Freiheiten, welche Bela IV. der deutſchen Geſammtheit von Karpfen geſchenkt hatte; den Marktflecken Cſetnek und Pelſöcz auch das Recht, über Verbrecher ihres Gebietes die Todesſtrafe zu verhängen.

Die Aufnahme des aus rutheniſchem Geſchlechte ſtammenden Herzogs Wladislaw von Oppeln und des lithauiſchen Fürſten Theodor Koriatowitſch und ihres zahlreichen Gefolges in Ungarn bewirkte, daß auch die rutheniſchen Colonien im nordöſtlichen Ungarn anſehnlich vermehrt wurden. Ihre vorzüglichſten Wohnſitze waren in den Thälern des Bezkéder Gebirges, in der Unghvárer und Zempliner Geſpanſchaft. Nicht ſo frei, wie die deutſchen Gäſte, von dieſen durch kirchliche Gebräuche und Sitten unterſchieden, auch an Fleiß und Geſchicklichkeit ihnen nachſtehend, hatten ſie dennoch ihren eigenen Gerichtsſtand unter freigewählten Richtern aus ihrer Mitte, welche von den Gränzen (Kranjnya), zu deren Bewachung ſie angewieſen waren, Krajnik genannt wurden. Ihre zinsfreien Beſitzungen, beſonders Mühlen, hießen Schultheißereien (Sculletiales); dafür leiſteten ſie den Grundherren Meierdienſte, und vollzogen die gerichtlichen Aufträge der Comitatsbeamten.

Unter den beiden anjouiſchen Königen Karl und Ludwig waren auch viele Italiener eingewandert, die jedoch ihrer nationalen Gewohnheit folg-

ten, weniger dem Bodenbau, wie die Deutſchen, ſondern mehr dem Handel nachhingen. Mehre ihrer Häupter genoſſen zu Gran volles Bürgerrecht, und ihre Geſammtheit beglaubigte rechtliche Urkunden durch ihr eigenes Siegel mit der Umſchrift auf der einen Seite: **Sigillum Latinorum civitatis Strigoniensis**, auf der andern: **Secretum Latinorum civitatis Strigoniensis.**

Die Juden, jetzt zwar nicht mehr Kammer-, Salz- und Münzgrafen, wie ehedem, doch durch Bela's IV. Freibrief noch immer hinlänglich begünſtigt, mochten theils durch Wucher, theils durch ihr beharrliches Widerſtreben gegen chriſtliches Kirchenweſen, Ludwig's Ungnade ſich zugezogen haben. Als daher viele Verſuche ihrer Bekehrung geſcheitert waren, verbannte er ſie in großen Haufen mit unerbittlicher Strenge aus dem Reiche. Sie fanden um ſo günſtigere Aufnahme in Polen bei dem Könige Kaſimir, deſſen Liebesverhältniſſe mit der ſchönen Jüdin Eſther ihn doppelt gnädig für dieſes Volk ſtimmten.

Die von dem letztgenannten Könige nach Galizien eingeladenen, und bei Przeworsk, Przemysl, Sanok, Jaroslaw angeſiedelten deutſchen Pflanzbürger genoſſen gleiche Freiheiten mit den Zipſer Deutſchen. Die Bürgerſchaft Lembergs hatte von Kaſimir die Befugniß erhalten, ihren eigenen Vorſteher unter dem Titel Schirmvogt aus ihrem Mittel zu wählen, und in allen Angelegenheiten nur vor ihm zu rechten. Durch des Königs Verleihung beſaß ſie ſiebzig Hufen Land als Grundeigenthum, wovon zehn, von Abgaben frei, zur Gemeinweide beſtimmt waren; für jede der übrigen wurden jährlich vier und zwanzig ruſſiſche Groſchen an die königliche Kammer entrichtet. Ausſchließender Schank des Weines, Methes, Bieres und Getreidebranntweines ſicherte ihr die Koſten der Stadtverwaltung; im Umkreiſe einer Meile um die Stadt war Anlegung einer Schänke, außer der Lemberger Bürgerſchaft, Jedermann verboten. Die Kunſt, aus Korn Branntwein zu brennen, war in Polen, Ungarn und Galizien zuerſt von Juden gelehrt und getrieben worden. Zu Beförderung des Handels war den Armeniern, Ruſſen, Juden und Tataren freier Aufenthalt und Anſäſſigkeit in der Stadt gewährt, ja ihnen ſogar, je nachdem ihr Vortheil es erheiſchte, geſtattet, entweder nach ruſſiſcher oder nach neuer Magdeburgiſcher Weiſe Recht zu nehmen; doch mußte ihren gerichtlichen Verhandlungen jederzeit der Schirmvogt der Stadt beiwohnen. Galizien hatte ſeinen eigenen Kanzler, und die Lemberger

Landſchaft leiſtete dem Könige Heerfolge, gleich der Krakauer und Sandomirer unter eigenem Banner, deſſen Zeichen ein aus einer Krone hervor ſpringender Löwe war. Nachdem jedoch Ludwig, als König von Polen, in Folge früherer Verträge Galizien dem ungariſchen Reiche einverleibt und ungariſche Baronen zu Verwaltern dieſer Provinz eingeſetzt hatte, wurden alle jene Verhältniſſe gänzlich umgeſtaltet.

Der Adel Slavoniens, Kroatiens und Dalmatiens war durch König Ludwig's Verfügung im Allgemeinen dem Adel Ungarns völlig gleichgeſtellt, daher wie dieſer von künftiger Entrichtung der Marderſteuer losgezählt, wenn er das jährliche Schlagſchatzgeld entrichten wollte. Den edlen Herren des Turopolyer Feldes bei Kroatien beſtätigten Karl und Ludwig die beſonderen Freiheiten, welche ſie von Bela IV. erhalten hatten. Ihre Geſammtheit verwaltete ein Landgraf (Comes terrestris) aus ihrem Mittel mit zwölf Beiſitzern, deren einer zum Untergrafen, der andere zum Notar, ein dritter zum Rentmeiſter beſtellt war, und jährlich in allgemeiner Landesverſammlung zu Ober-Lukawecz gewählt wurden. Die Geſammtheit vertraten vier und zwanzig Vicebeiſitzer, und die Richter von den zwei und zwanzig Ortſchaften dieſes Gebietes. Die Bürgergemeinden der königlichen Freiſtädte hatten mit den ungariſchen gleiche Vorrechte. Die Stadt Zengh, durch Handel und den Muth ihrer Bürger berühmt, wurde von Ludwig zur Hauptmannſchaft erhoben, und die Statthalter der drei Provinzen rechneten ſich den Titel, Capitän von Zengh, zur Ehre an. Fiume, welches durch den Friedensſchluß mit Venedig (1358) ebenfalls zu dem ungariſchen Reiche gehörte, genoß mit den übrigen königlichen Freiſtädten gleiche Rechte und Vortheile; die übrigen Städte Dalmatiens behaupteten nach dem Frieden noch auf kurze Zeit ihre Freiheiten und ihre Municipalverfaſſung. Aber gar bald traten ſie, als die Provinz inniger mit dem ungariſchen Reiche verknüpft wurde, aus dieſer Selbſtändigkeit heraus, ohne Rückſicht auf ihre Freibriefe, die mehr und mehr außer Anwendung kamen. Die Freiheit der Bürgergemeinden, ihre Grafen zu wählen, erlitt Beſchränkung; Vorrechte, welche die königliche Gewalt beeinträchtigen konnten, wurden aufgehoben, der Salzhandel und die Zölle des dreißigſten Pfennigs, bisher den Landeigenthümern und Stadtgemeinden gehörig, zu des Königs Einkünften geſchlagen, die genaue Verwaltung derſelben zwei Kammern übertragen. Die Gerichtsverfaſſung der Städte im erſten Rechtsſtande ließ man im Ganzen unangefochten; aber die

Berufung von ſeinen Ausſprüchen an den König durfte nicht mehr zurück gewieſen werden; dieſer erlaubte hernach den Parteien, ihre Streitſachen vor die Gerichtshöfe zu Padua, Bologna und Perugia zu bringen, und, ohne Rückſicht auf dalmatiſche Stadtordnungen, nach dem römiſchen Rechte entſcheiden zu laſſen. Nicht ſelten wurden einzelne Bürger aller Gerichtsbarkeit des Magiſtrates entnommen, und von dieſem Verwieſene durch königlichen Machtſpruch in ihre Gewerbe eingeſetzt und in ihrer Anſäſſigkeit geſchützt.

Raguſa, das ſein Stadtgebiet durch Ankauf der Halbinſel Punta mit dem Hafen und der feſten Stadt Stagno von dem Ban von Bosnien erweitert hatte, ſchloß, der venetianiſchen Oberherrſchaft müde, (1357) mit Ludwig einen Vertrag, nach welchem es künftig gegen ein jährliches Schutzgeld von fünf hundert Ducaten unter der Hoheit der ungariſchen Krone ſtehen, doch von ungariſcher Beſatzung und ungariſchen Grafen befreit bleiben, und in dem ganzen Reiche unbeſchränkte Handelsfreiheit genießen ſollte; aus Vorſicht lehnte es die zur Sicherung ſeines Handels angebotene ungariſche Flagge ab. Raguſa's Verfaſſung blieb unter der ungariſchen Herrſchaft größtentheils unverändert; nur das Rectorat wechſelte und wurde in ſeinen Befugniſſen von dem großen Rathe mehr eingeſchränkt. Die von dem Senate beſoldete Beſatzung beſtand meiſt aus ungariſchen und bosniſchen Söldnern unter raguſaniſchen Befehlshabern. Im zweiten Jahre der ungariſchen Herrſchaft (1358) wurde für Raguſa ein neues Buch, grün gebunden, und darum das „grüne Buch" genannt, eröffnet, zur Eintragung künftiger Rathsbeſchlüſſe und Geſetze, unter welchen das denkwürdigſte war, daß kein einzelner Patrizier oder Bürger für ſich, ſondern nur die Republik im Ganzen, Ländereien von Fremden erwerben dürfe.

Die ernſten Kämpfe der Zeit und ſteigender Luxus in anderen Dingen hatten theils den Sinn, theils die Mittel für koſtſpieligere geiſtliche Stiftungen geſchmälert; darum war in dieſem Zeitraume der Zuwachs an Benediktiner-, Prämonſtratenſer- und Ciſterzienſer-Abteien, weil dieſelben eine beträchtliche Ausſteuer an Ländereien erforderten, verhältnißmäßig nicht groß. Im Zipſerlande ſtifteten (1314) Eberlaw von Georgenberg, Graf zu Stupany, und Mainhard, Pfarrer von Sionsdorf, zwiſchen Groß-Schlagendorf und Stollen, die Benediktinerabtei zur heiligen Jungfrau von Stohla. Unter den Prämonſtratenſer-Abteien ragten hervor: die Propſteien St. Stephan auf dem Großwardeiner Vorgebirge, und die zum heiligen Kreuze auf dem

Leleſzer Felde. Der Ciſterzienſerorden, von den anjouiſchen Königen beſonders geachtet, weil die Mitglieder desſelben während der Thronkämpfe Partei für Karl Robert ergriffen, und ihm in der Belefontaner-Abtei im Weßprimer Sprengel durch mehre Jahre Zuflucht gewährt hatten, wurde (1303) bereichert mit der Abtei der heiligen Dreieinigkeit bei Siklós in der Baranyer Geſpanſchaft, bisher ein Sitz von Benediktinermönchen, welche aber, weil ſie in Andacht und Sitte nachgelaſſen, durch den Erben der Stifter, den Grafen Peter von Siklós, weggewieſen und durch Ciſterzienſer aus der Abtei zum heiligen Kreuz erſetzt wurden. Neben ihrer geiſtlichen Beſtimmung, ja häufig wohl auch auf Koſten derſelben, nahmen auch weltliche Angelegenheiten mancher Art die Thätigkeit dieſer Orden in Anſpruch. Sie dienten dem Staate als Archivare in Aufbewahrung der Rechts-, Comitats- und Familienurkunden; als beglaubigende Notäre bei Ausſtellung gerichtlicher Vollmachten, bei Auslieferung rechtskräftiger Documente, bei Schließung und Eintragung von allerlei Kauf-, Tauſch- und Schenkungsverträgen, bei Aufnahme anzubringender Einreden, als Zeugen bei Ausmeſſung und Abmarkung vergabter oder ſtreitiger Ländereien.

Von Eingriffen in weltliche Fragen ausgeſchloſſen, beſonders nachdem Ludwig den kleineren Conventen die Befugniß, glaubwürdige Urkunden auszuſtellen, und ihren Siegeln die Rechtskräftigkeit entzogen hatte, mithin mehr auf ihre kirchlichen Zwecke beſchränkt, blieben die Bettelorden der Franciskaner und Dominikaner, deren Gemeinden mit geringeren Koſten zu gründen waren, und daher während dieſes Zeitraumes beträchtlich vermehrt wurden. König Karl erbaute (1325) zu Ehren ſeines durch Papſt Johann XXII. heilig geſprochenen Oheims, des Biſchofs Ludwig von Toulouſe, Sohnes der ungariſchen Maria, Königin von Neapel, den Franciskanern Kloſter und Kirche bei der feſten Burg Lippa, am linken Márosufer in der Temeſer Geſpanſchaft. Die Königin Eliſabeth verpflanzte dieſe Ordensmänner nach Arad, nach Szathmár-Némethi, nach Száz-Város, nach Veröcze und nach Bereghſzáſz. Zu Nöſen erbaute der ſiebenbürgiſche Biſchof Andreas den Franciskanern eine Kirche ſammt Zellen. Von dem Biſchofe Nikolaus wurden ſie in die ihm gehörige Stadt Neutra, von dem Graner Erzbiſchofe Stephan Cſánady nach Thelegd, von dem Raaber Biſchof Coloman, Karl's natürlichem Sohne, zu Stein am Anger eingeführt. Johannes Chuz ſtiftete ihnen das Kloſter zu Ludberg; der Zipſer Graf und königliche Truchſeß, Niklas

von Perén, das Kloſter Szent-Kereſzt in der Sároſer Geſpanſchaft; die Edlen von Berényi das Kloſter zu Kaſchau; die Familie von Eſerody das Kloſter zu Fünfkirchen.

Die Wilhelmiten und der Einſiedlerorden des heiligen Auguſtinus hatten ſchon unter Bela's IV. Regierung Aufnahme in Ungarn gefunden; jene hatten zu Körmend in der Eiſenburger Geſpanſchaft ein vom Palatin Dionyſius von Oklitſch geſtiftetes Priorat; dieſe waren anſäßig zu Dées in Siebenbürgen, zu Sáros, zu Bartfeld, zu Kirchdorf im Zipſerlande, und zu Ehrabko; hatten aber bei ihrer Ausbreitung heftige Anfechtungen von Seite der Dominikaner und Franciskaner zu beſtehen. Auch die größere Verbreitung der Carmeliten ſtieß auf Hinderniſſe, und von ihrem einzigen Kloſter zu Ofen aus vermochten ſie nur noch in Fünfkirchen ſich einen Sitz zu gründen. Der Fleiß der königlichen Pfarrer im Zipſerlande ſetzte die Karthauſe des heiligen Johann auf dem Zufluchtsfelſen (Lapis refugii) in bewohnbaren Zuſtand. Die (1307) dort einziehenden Karthäuſer blieben anfänglich auf den Umfang ihres Felſenberges beſchränkt, bis König Karl ihnen ſo viel Land ſchenkte, als ſie mit drei Pfeilſchüſſen erreichen konnten, und fromme Schenkungen ſpäter die Einkünfte des Ordens bis zum Ueberfluſſe ſteigerten. Zwölf Jahre ſpäter (1319) entſtand durch Stiftung des Meiſters Kakaſz eine zweite, dem heil. Abte Antonius geweihte Karthauſe am Dunajetz; eine dritte endlich durch König Ludwig bei Leweld im Bakonyer Walde. Dem ungariſchen Eremitenorden des h. Paulus, erſten Einſiedlers, erwirkte König Karl (1328) die päpſtliche Beſtätigung. Ludwig, welcher dieſen vaterländiſchen Orden vorzugsweiſe begünſtigte, erbaute demſelben zwei ſchöne Eremitorien, das eine in der Nähe ſeines Hoflagers auf Wiſſegrád in dem Thale bei Noſztre, zwiſchen den Pilſener Bergen in der Groß-Honter Geſpanſchaft (1352), das zweite zu Mariathal bei Preßburg (1377). Des Königs Beiſpiel veranlaßte auch Andere, den frommen Orden zu begünſtigen, und ſo entſtanden im Laufe dieſes Zeitraumes noch achtzehn Eremitorien in Ungarn, von denen das letzte, St. Lorenz, auf dem Berge bei Ofen, durch den König Ludwig mit dem Leichname des heiligen Paulus (1381), den er im Friedensſchluſſe ſich von den Venetern bedingt hatte, beſchenkt wurde. Seitdem vertauſchte der Orden die ſchwarze Farbe des Kleides mit der weißen, und nur der ſchwarze Mantel wurde beibehalten. Der Templerorden, deſſen Hauptſitz für Ungarn zu Vrana in Dalmatien war, erlitt hier nicht jene

grauſamen Verfolgungen, mit welchen er, ſeit ſeiner kirchlichen Ungnade, in anderen Ländern heimgeſucht wurde. Ludwig willigte war in die Aufhebung dieſes Ordens, doch ohne Unterſuchung oder Kränkung über die einzelnen Ritter zu verhängen. Ihre Häuſer und Güter wurden, nach Vorſchrift der päpſtlichen Auflöſungsbulle, zum Theil an Klöſter, die wenigſten an die St. Johannes-Ritter verliehen.

Das Wahlrecht zu Bisthümern und Propſteien übten, obſchon unter manchem Einwurfe von Seite der Päpſte, wie bisweilen auch der Könige, in der Regel noch immer die Domkapitel aus. So lange König Karl ſich der Cleriſei zu Befeſtigung ſeiner Herrſchaft benöthigt wußte, geſtattete er ſich hierin keine Eingriffe; ſeitdem aber ſein Thron geſichert war, ließ er auch in kirchlichen Dingen ſeine Majeſtätsrechte fühlen. So ließ er z. B. bisweilen erledigte Bisthümer länger, als ihm nach kanoniſchem Rechte geſtattet war, unbeſetzt, um mit ihren Einkünften ſeine Kammer zu bereichern; noch häufiger vergab er ſie ſchon lange vor ihrer Erledigung, und es pflegten, ſtatt kanoniſcher Wahlen, königliche Befehle zu entſcheiden. Die Klagen, welche dieſerhalb einige ungariſche Kirchenfürſten an den Papſt Benedikt XII. richteten, hatten keinen Erfolg. König Ludwig, gemäßigter, als ſein Vater, ließ in Ungarn die Wahlbefugniß der Kapitel unangetaſtet, behauptete aber dafür in Polen das königliche Patronatrecht bisweilen mit Strenge.

In der Walachei, in der Moldau und in Galizien, Provinzen des ungariſchen Reiches, entſtanden in dieſem Zeitraume neue Bisthümer. Der walachiſche Woiwode Wlaiko, obgleich zum griechiſchen Kirchenweſen ſich bekennend, bewilligte, aus Rückſicht und Furcht vor Ludwig, den Franciskanern Niederlaſſung in ſeinem Lande, und die Stadt Milkow zum Wohnſitze eines lateiniſchen Biſchofs. Die ſpäteren Biſchöfe hatten ihren Sitz bald in Ardſchiſch (Argis), bald in Milkow, und waren Vicarien des Graner Erzbiſchofs. Theils ebenfalls aus Furcht vor Ludwig, theils auf eine erleichterte Scheidung von ſeiner Gemahlin hoffend, trat der walachiſche Woiwode Laczko in der Moldau, Wlaiko's Nachbar, zur römiſchen Kirche über, und ließ durch den Papſt einen lateiniſchen Biſchof von der Kathedralkirche des heil. Täufers Johannes zu Sereth einſetzen (1370), von wo ſpäterhin der Biſchofsſitz nach Bakow verlegt wurde.

In Polen, wie in Rothrußland, nachdem ihm letzteres von Ludwig überlaſſen worden, ſtrebte Kaſimir das griechiſche Kirchenweſen einzuſchränken,

und das römiſche zu heben. Doch ein lateiniſches Bisthum zu gründen, gelang ihm nur in Lemberg, wo auf ſeinen Betrieb der Gneſener Erzbiſchof die Einſetzung der Metropolitankirche vollzog, und den erſten Erzbiſchof von Lemberg weihte (1361). Sechs Jahre darauf wurde dieſe Stadt auch dem armeniſchen Biſchofe zum Mittelpunkte ſeines Kirchenweſens in Galizien angewieſen. Nachdem Ludwig, als König von Polen, Galizien dem ungariſchen Reiche einverleibt hatte, war er bedacht, auch die kirchlichen Verhältniſſe dieſer Provinzen von Polen gänzlich abzuſondern. Er verlangte daher von dem Papſte Gregor XI. (1376) die Befugniß, zu Halicz ein Erzbisthum, und trotz der Einreden des Biſchofs von Leubus, zu deſſen Sprengel Rothrußland gehörte, zu Wladimir, Przemisl und Kaminiek die von Kaſimir nicht zu Stande gebrachten Bisthümer zu errichten, und dieſelben dem Haliczer Metropolitan zu unterordnen. Der Papſt willigte freudig ein, und vollzog die Weihen. Die Metropolitankirchen von Lemberg und Halicz wurden nachmals (1414) zu Einer vereinigt. Die Kirche des ungariſchen Reiches, Dalmatien und Bosnien mit eingeſchloſſen, wurde während dieſes Zeitraumes von dreißig Erzbiſchöfen und hundert acht Biſchöfen verwaltet.

Zu nahe an Ungarns Gränzen klaffte der Riß der großen Kirchenſpaltung, als daß ſie nicht auch in dieſem Reiche mächtige Einflüſſe geübt haben ſollte. Das griechiſche Kirchenweſen war durch das ungariſche Bulgarien, Nieder-Serbien, Bosnien, durch Ungarn diesſeits und jenſeits der Theiß, durch Siebenbürgen, durch das Zewriner Banat, durch die Moldau und Walachei, durch Galizien und Polen, theils vorlängſt von eingewanderten Ruſſen, theils in ſpäterer Zeit von aufgenommenen Walachen, Bulgaren und Lithauern in großer Anzahl verbreitet, wiewohl es im ganzen ungariſchen Reiche noch nirgends einen eigenen Biſchof beſaß. Die lateiniſchen Biſchöfe hatten dafür zu ſorgen, daß den Genoſſen der griechiſchen Kirche von rechtgläubigen Prieſtern derſelben in ihrer Sprache und nach ihren Gebräuchen die Sacramente ausgeſpendet würden. Weil ſie aber ſolche Prieſter aus den benachbarten, von der römiſchen Kirche getrennten Provinzen berufen mußten, ſo kam es häufig vor, daß, ungeachtet aller Wachſamkeit der ungariſchen Biſchöfe, geheime Schismatiker ſich einſchlichen und die kirchliche Spaltung im ungariſchen Reiche bald im Verborgenen unterhielten, bald offen ſich dazu bekannten, beſonders wenn ſie vor biſchöfliche Synoden gefordert, oder ihre Gemeinden zur Entrichtung der vorenthaltenen Zehenten an

Biſchöfe und Klöſter ſtrenger angehalten wurden. Ludwig gebot den Abtrünnigen Vereinigung, und ließ kein Mittel, ſelbſt der Gewalt, unverſucht, ſie zu bewirken. So wurden die zahlreichen Gemeinden der Slaven in dem Lippaer Bezirke gezwungen, ihre ſchismatiſchen Popen zu verlaſſen, und von griechiſch-unirten Prieſtern Seelenpflege anzunehmen. Als ſie gleichwohl nach einiger Zeit zur Spaltung zurück kehrten, ließ Ludwig in den Geſpanſchaften von Kraſſowa und Kevi ſämmtliche Prieſter der griechiſch-gläubigen Slaven aufgreifen, dem Obergeſpane zur Unterſuchung übergeben, und Diejenigen, welche dem Lehrbegriffe der römiſchen Kirche zuwider gelehrt hatten, aus dem Reiche verbannen (1366). Der bisher fühlbare Mangel an griechiſch-unirten Pfarrern ward zum Theil gehoben, als der eingewanderte lithauiſche Fürſt Theodor Koriatowitſch auf dem Cſerneker Berge bei Munkács, zu Ehren des heiligen Nikolaus, ein griechiſch-unirtes Kloſter ſtiftete, und es mit Ordensmännern nach der Regel des heiligen Baſilius beſetzte. Dieſer Orden verbreitete ſich in kurzer Zeit durch die Marmaroſer und Zempliner Geſpanſchaften; dort hatte er zu Körtvélyes am rechten Ufer der Theiß, zu Uglya im Thale und bei Berezna am rechten Ufer der Nagyágy; hier auf dem Berge Sinai bei Szinna und in dem Walde zwiſchen Kraßnibród und in Cſebin Klöſter, in welchen Mönche zu Pfarrern, und junge Männer, wenn ſie ihrer Kirche nur als verehelichte Prieſter dienen wollten, zu Popen erzogen und unterrichtet wurden. Die Weihen empfingen ſie in Galizien von dem griechiſch-unirten Biſchofe zu Przemyſl, welcher dem gleichfalls unirten Kiewer Metropoliten mit den übrigen unirten Biſchöfen von Halicz, Wladimir, Lutzk, Turow, Chelm und Smolensk in Roth- und Kleinrußland untergeordnet war. Nur der Haliczer hatte ſich gegen das Ende des vorigen Zeitraumes dieſer Unterordnung entzogen, und für ſeine Anhänglichkeit an die griechiſche Spaltung von dem Konſtantinopler Patriarchen unter deſſen Obergewalt die Vorrechte eines Metropoliten erhalten.

Mehre günſtige Umſtände wirkten zuſammen, um in dieſer Zeit den Werth des Grundeigenthums zu erhöhen, die Aufmerkſamkeit und Achtung dafür zu ſteigern und zugleich demſelben eine immer größere Menge thätiger Hände zuzuwenden. Durch Abnahme der Leibeigenſchaft, Vermehrung der Städte, häufige, aber kleinere Vergabungen der Könige, und ſteigenden Zuwachs neuer, theils freier, theils adeliger Familien, wurde das nutzbare Grundeigenthum unter mehre Beſitzer vertheilt, und ſo deſſen Bewirthſchaftung

erleichtert. Die zunehmende Zahl der Klöſter wirkte ebenfalls ſehr für dieſen Zweck; beſonders ließen die begüterten Abteien der Benediktiner, Ciſterzienſer und Prämonſtratenſer es ſich angelegen ſeyn, ihre wüſt liegenden Ländereien zu Anlegung neuer Dörfer unter fleißige Pflanzbürger für erträgliche Leiſtungen erb- und eigenthümlich zu vertheilen. Der erhöhte Ertrag des Bodens ſteigerte auch die Gütergründe mit jedem Jahre.

Den Handel begünſtigte König Ludwig mit ausnehmender Huld, und gewährte ihm die möglichſte Freiheit; es gab nur mäßige Zölle und keine Prohibitivgeſetze. Die Erwerbung Dalmatiens und Neapels, letztere an der Ungunſt der Umſtände und des Königs Mäßigung geſcheitert, ſollte dem Handel neue große Bahnen eröffnen. Die unbefugt eingeführten Land- und Waſſerzölle wurden von Ludwig abgeſchafft; nur Brücken- und Fährgelder durften gefordert werden. Darunter gehörten auch diejenigen Zölle, welche von Königen an edle Herren zur Belohnung geleiſteter Dienſte verliehen worden waren. Da das Vorgebirge der guten Hoffnung noch nicht entdeckt war, und die Türken auch erſt im achten Decennium des vierzehnten Jahrhunderts in Europa um ſich zu greifen begannen, die Veneter in häufige Kriege verwickelt waren, ſo ging der Zug faſt des geſammten morgenländiſchen Handels über Ungarn. Von der anderen Seite brachten es die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Oeſterreich, Böhmen und Polen mit ſich, daß der König den Tauſchhandel, den die Kaufleute dieſer Länder in Ungarn zum großen Vortheile des Reiches trieben, nach Kräften begünſtigte. Die Kaufleute von Breslau, Prag und Nürnberg nahm der König (1365) unter beſonderes königliches Geleite, und ſie durften im ganzen Lande frei kaufen und verkaufen, wenn ſie nur den Dreißigſt und die Mauth entrichteten. Gleiche Vortheile genoſſen die ungariſchen Handelsleute in Böhmen und Oeſterreich. Die Breslauer und andere Kaufleute brachten nach Ungarn Pelzwerke, Strigauer und Görlitzer Tuch, und nahmen dafür Kupfer, Salz, Wein und Pfeffer. Nebenvortheil für ſie war die ſichere Straße durch Ungarn, Kroatien und Dalmatien nach Venedig, von wo ſie alle aus Indien durch Aegypten dahingebrachten Waaren holten, und zum Theile auf dem Rückwege an die Ungarn mit beträchtlichem Gewinne wieder abſetzten. Für den polniſchen und rothruſſiſchen Handel wurden die Städte Leutſchau, Zeben, Bartfeld, Eperies und Kaſchau Legſtädte. Kaſchau erlangte dieſe Gnade 1368 vorzüglich wegen ſeiner Anhänglichkeit an Karl Robert, und ſie ward bald den nördlicher,

als Kaſchau, liegenden Städten gemein. Die polniſchen und rothruſſiſchen Kaufleute durften mit ihren Waaren nicht weiter, als bis Kaſchau, und jenen nordungariſchen Städten kam daher der geſammte Speditionshandel zwiſchen dem Norden und Süden zu Statten. Darum bauten ſie ihre Häuſer ſo, daß vor den Fenſtern des unteren Wohnzimmers Bogengänge (Löben, Lauben) angebracht wurden, die damals mit Waaren reichlich gefüllt waren. Welchen Ueberfluß auch Ungarn und Siebenbürgen an Salz hatten, ſo erlaubte doch Ludwig polniſchen Handelsleuten, ihr Salz bis Sáros und Liptó einzuführen, weil die Bearbeitung der einheimiſchen Salzwerke mehr Anſtrengung und Koſten erforderte, als der Werth des Weines und anderer Erzeugniſſe, welche die Polen für ihr Salz in Tauſch nahmen, betrug. Oedenburg und Güns wetteiferten mit einander in Ausführung der Weine nach Deutſchland. Durch Verlegung der königlichen Reſidenz von Stuhlweißenburg und Wiſſegrád nach Neu-Ofen, ward Ofens und Peſths Größe gegründet. Agram war ein Haupthandelsort gegen das Littorale. Aber am lebhafteſten war der Handel von Hermannſtadt und Kronſtadt gegen die Walachei, und von Biſtritz gegen die Moldau. Ueber dieſe, zum Theil der Krone unterworfenen Länder ging der orientaliſche Handel. Hermannſtadt war ſeit 1382 die Legſtadt für alle Waaren, die weiter nach der Walachei über den rothen Thurmpaß gehen ſollten. Kronſtadt war damals ein vorzüglicher Handelsplatz; man ſah Siebenbürger Sachſen mit ihren Waaren nach Wien, Prag, Venedig, Zara, Krakau und Bukareſt ziehen. Producte der Siebenbürger Sachſen, beſonders die hölzernen Flaſchen und andere Holz- und Hanfwaaren der Kronſtädter, gingen nach Smyrna, Arabien und Aegypten. Die Armenier, welche nach Siebenbürgen und dem dortigen großen Marktplatze Hermannſtadt handelten, wollten ſich am Ende nicht mehr mit der ihnen gegebenen Erlaubniß, ihre Waaren: Safran, Pfeffer, und andere Gewürze und Specereien, im Großen abzuſetzen begnügen; ſie trieben, zum Nachtheile ſtädtiſcher Kaufleute, den Kleinhandel, nicht ſelten mit betrügeriſchem Maße und Gewichte, und wenn man ihnen dies verwehren wollte, ſo zogen ſie mit ihren bereits unentbehrlich gewordenen Waaren in die Walachei ab. Als die ſächſiſche Geſammtheit ſich hierüber bei dem Könige Ludwig beſchwerte, unterſagte dieſer (1382), bei Strafe des Waarenverluſtes, den Kleinhandel und die Wegführung der einmal hingebrachten Waaren; nur der Verkauf im Großen auf ordentlichen Jahrmärkten blieb den Armeniern geſtattet.

Bei ſolcher Regſamkeit des Unternehmungsgeiſtes fehlte es auch nicht an Handwerken und anderen Gewerben, welche für die damaligen Bedürfniſſe der Zeit arbeiteten. Die Handwerker waren faſt überall freie Stadtbürger, zu Grundbeſitz und öffentlichen Aemtern berechtigt, zünftig nach eingeführten Innungsgeſetzen, wie in Siebenbürgen. Daſelbſt koſtete die Aufnahme zehn Hermannſtädter Gulden bei der Fleiſchhauer-, ſechs bei der Bäcker-, eben ſo viel bei der Weißgärber-, Schuſter- und Schmiedezunft, worunter Nadler, Kupferſchmiede, Wagner, Gürtler, Schwertfeger und Schloſſer gehörten; bei der Kürſchner-, Wollweber- und Meſſerſchmiedezunft einen; bei der Handſchuhmacher-, Leinweber-, Faßbinder-, Töpfer-, Bogenmacher-, Schneider- und Beutelmacherzunft zwei; bei der Seilerzunft einen Gulden; überdies bei jeder zwei Pfund Wachs, zwei Eimer Wein und eine Mittagsmahlzeit; nur die Lederzunft forderte, außer der Mahlzeit und acht Gulden, vier Pfund Wachs und einen Eimer Wein. Auf Kauf und Schlachtung geſtohlenen Viehes ſtand ein Gulden Buße und Verbot des Verkaufes durch vier Wochen. Willkürlich unterlaſſenes Brotbacken wurde mit einem Gulden, mit eben ſo viel und mit Einſtellung der Backgerechtigkeit auf acht Wochen Verkauf des ſchwarzen Brotes für weißes gebüßt. Schlecht ausgearbeitete Felle wurden vom Zunftmeiſter weggenommen. Verletzte der Schmied ein Pferd im Beſchlagen oder Aderöffnen, ſo mußte er es unentgeltlich heilen; das Futter zahlte der Beſitzer. Verfälſchte Kürſchnerarbeit wurde zum Vortheile des heiligen Erzengels Michael, deſſen Altar ſich in Hermannſtadt befand, eingezogen. Handſchuhmacher durften weder weißgegerbte Felle zum Verkauf bringen, noch deren mehr gerben, als ſie zu ihrem Gewerbe bedurften. Wer zu kurzes oder zu ſchmales Tuch verkaufte, verlor das Stück; wer verfälſchtes machte, ſeine geſammte bewegliche Habe. Wahrſcheinlich waren dieſe Innungsverordnungen auch von der Geſammtheit der Sachſen angenommen worden, und von da allmälig auf die übrigen ungariſchen Städte übergegangen. Jene Nachrichten lehren uns zugleich die damals in Ungarn gangbaren Gewerbe kennen. Außerdem kommen ſeit 1329 in Ungarn auch Glaſer vor. Wagen und Fuhrweſen hatten die Ungarn von jeher mit andern Völkern gemein, aber die Erfindung der Kutſchen — deren Namen man bekanntlich von dem Marktflecken Kittſee in der Wieſelburger Geſpanſchaft ableitet — wird nicht ohne Wahrſcheinlichkeit den Ungarn beigeſchrieben. Mit Ausnahme Deutſchlands, wo fürſtliche Perſonen ſich ſchon im fünfzehnten Jahrhunderte der

Kutſchen bedienten, waren dieſelben, außer in Ungarn, vor dem ſechzehnten Jahrhunderte in keinem Lande Europa's gebräuchlich, und ſelbſt das betriebſame England lernte ſie erſt um 1580 von Deutſchland aus kennen. In Ungarn dagegen fuhr man bereits zu Karl Robert's Zeiten in Kutſchen, und dem Leichenbegängniſſe dieſes Königs folgte die königliche Staatskutſche (Sartaneus currus), wahrſcheinlich ſchon in Riemen hangend (mobilis). Eliſabeth, König Ludwig's Mutter, hatte mehre Staatskutſchen, und zu jeder eigene ſechs Zugpferde. Gar bald wurden die Kutſchen zugleich Gegenſtände der höchſten Pracht; denn ſchon drei Jahre nach Ludwig's Tode fuhr die königliche Witwe mit ihrer Tochter bei feſtlichem Anlaſſe in einer vergoldeten Staatskutſche.

Gleicher Luxus waltete auch bei anderen Gegenſtänden des Gebrauches und Bedürfniſſes, oder der Mode, und von koſtbaren Kunſtwerken, Putz- und Schmuckſachen iſt häufig die Rede. Beſonders wurde in Ausſchmückung von Kirchen kein Aufwand geſcheut, und Bildhauer, Goldarbeiter und andere geſchickte Männer erhielten hier vollauf Gelegenheit, ihre Kunſt zu zeigen. Zu den bemerkenswerthen Gebäuden gehörte der fünfzig Ellen hohe Glockenthurm über der Leleſzer Prämonſtratenſer-Abtei, welchen ein Ofener Steinmetz (1355) für zwei hundert Goldgulden aufgeführt hatte. Um dieſelbe Zeit waren die Meiſter Martin und Georg, Söhne des Malers Niklas zu Klauſenburg, weit und breit berühmte Künſtler in der Bilder- und Rothgießerei; von ihnen rührten die ehernen Bildſäulen des heiligen Stephan, Emerich und Ladislaw an der Großwardeiner Burg her. Die Kunſtfertigkeit war ſchon ſo ausgebildet, daß ſie ſich bereits auch auf unlöbliche Seiten wendete. So z. B. verſtanden Manche, Urkunden und Siegel auf das Täuſchendſte nachzuahmen, und dadurch nicht ſelten gefährlichen Betrug zu üben.

Unter den Anjou's, welche mit dem ſanfteren Italien und dem verfeinerten Frankreich bluts- und wahlverwandt waren, wuchs auch die Geſchmacksrichtung voller auf, und mit ihr der gelehrte Trieb. Die Turniere, die Wappenbriefe, die Chevalerie, die Ritterorden, die Galanterie, erhielten einen neuen Schwung, wenigſtens bei Hofe. Die Wiſſenſchaften, obgleich hauptſächlich in den Klöſtern gepflegt, begannen doch allmälig auch in das Leben hervor zu treten, beſonders unter dem hochgebildeten Könige Ludwig, welcher ſelbſt mehre Sprachen, beſonders auch die deutſche — wie er denn überhaupt die Deutſchen vorzugsweiſe begünſtigte und auszeichnete — ſprach und die

Aſtronomie eifrig ſchätzte. In Großwardein beſtand bereits eine Schule; aber Ludwig's großer Sinn drängte ihn, ſeinem Reiche den Ruhm zuzuwenden, den Prag und Wien durch Gründung ihrer Hochſchulen ſchon erworben hatten, und er verlangte daher von dem Papſte Urban V. (1367) die Genehmigung zur Errichtung einer hohen Schule in Ungarn; zum Sitze derſelben beſtimmte er Fünfkirchen. Am 1. September vollzog der Papſt die verlangte Bulle, kraft welcher von nun an zu Fünfkirchen ein Generalſtudium in kirchlicher und bürgerlicher Rechtswiſſenſchaft, auch jeder anderen üblichen Facultät, mit Ausnahme der theologiſchen, beſtehen; Lehrer und Schüler daſelbſt, mit den Doctoren, Lehrern und Schülern aller andern Generalſtudien, gleicher Rechte, Freiheiten und Vorzüge, genießen, zu Doctoren oder Magiſtern von dem Fünfkirchner Biſchofe oder deſſen Vicar Beförderte befugt ſeyn ſollten, dort, wie auf jeder anderen hohen Schule, frei von neuer Prüfung, ohne weitere Genehmigung zu lehren. Bedingt in der Bulle war ein angemeſſener Sold der Magiſter und Doctoren, wofür der König zu ſorgen hatte. Der Fünfkirchner Biſchof, Wilhelm Hamer, kam der neuen Stiftung mit eigener großmüthiger Bereitwilligkeit entgegen, indem er den erſten Rector und Rechtslehrer der ungariſchen hohen Schule, Galvano Betini von Bologna, aus ſeinen Tafeleinkünften lebenslänglich ſechs hundert Ducaten anwies, dazu noch das Haus, welches er in der Stadt bewohnte, und das Dorf Irugh, beides zur biſchöflichen Tafel gehörig, mit den Zehenten, ſiebzig Ducaten werth, und allen übrigen Gerechtigkeiten erb- und eigenthümlich ſchenkte. Papſt Gregor XI. genehmigte Anweiſung und Schenkung, doch Letztere nur auf Betini's Lebenszeit. Derſelbe Papſt bewilligte Domherren, Archidiakonen, Pfarrern und Prieſtern, welche auf der hohen Schule zu Fünfkirchen entweder als Lehrer oder als Hörer auftraten, fünfjährige Abweſenheit von ihren Pfründen und, mit Ausnahme der täglichen Spenden, den ungeſchmälerten Genuß ihrer Früchte. So von den einflußreichſten Seiten unterſtützt und bevorrechtet, zählte dieſe hohe Schule von da an bis zu dem verderbenvollen Tage von Mohács oft gegen vier tauſend, nie aber unter zwei tauſend Schüler.

Die um ſich greifende Gelehrſamkeit befeſtigte freilich die Herrſchaft der lateiniſchen Sprache in den einmal von ihr eroberten Gebieten der Diplomatie und Wiſſenſchaft noch mehr; doch wurde darüber die Uebung und Veredlung der Landesſprache nicht gänzlich vernachläſſigt; wie denn bereits im Jahre 1382 eine, auf Befehl der Königin Maria, von einem Franciska-

ner angefangene, ziemlich correcte Bibelüberſetzung in ungariſcher Sprache erſchien.

Wie König Ludwig durch Stiftung der Fünfkirchner Hochſchule überhaupt eine neue Morgenröthe der Wiſſenſchaften über Ungarn herauf rief, ſo wurde durch ihn auch der Sinn für Geſchichte und Geſchichtſchreibung, zumal vaterländiſche, geweckt, und man fing an, die wenigen alten Chroniken der Nation hervor zu ſuchen, ſie im Geſchmacke der Zeit aufzuſchmücken, fortzuſetzen und ſogar in Verſe zu bringen. Unter Karl Robert war in dieſer Hinſicht wenig geleiſtet worden; denn die Verfaſſer des Chronicon sub Carlo Roberto confectum, deſſen Manuſcript aus dem Beſitze des ungariſchen Livius, Georg Pray, in jenen der Bibliothek des Preßburger Collegiatkapitels übergegangen iſt, und des Chronicon M. S. der Hofbibliothek vom Jahre 1358 (Schwandtner I. Vorr. XII.), das bis zum Bazarathiſchen Feldzuge Karl Robert's geht und wahrſcheinlich unter dieſem Könige begonnen wurde, ſind nur als Abſchreiber und Fortſetzer des zu den Zeiten Ladislaw's III. des Kumanen verfaßten Werkes von Simon Kéza zu betrachten. Weiter gehören in dieſen Zeitraum: der handſchriftliche Nachlaß des Johannes, Archidiakons zu Guerche in der Agramer Diöceſe († 1354); das Werk des Johannes von Kiküllew, königlichen geheimen Notärs, welcher von König Ludwig's Thaten verzeichnete, was ihm davon als Augenzeugen oder durch Erzählungen Anderer kund geworden war, freilich im ganz ſcholaſtiſchen Geiſt und ohne chronologiſchen Zuſammenhang; die im Jahre 1358 von einem Ungenannten begonnene, aus älteren Quellen geſchöpfte „Chronica de gestis Hungarorum antiquis et novissimis, ortu et progressu, victoria eorundem et audacia" etc. und eine lateiniſche Reimchronik ungariſcher Geſchichten von der Hunnen Urſprung bis auf König Salomon, Werk eines ungenannten deutſchen Hofkaplans König Ludwig's und eigentlich nur eine Verſification des Werkes Kéza's. Paulus de Paulo, Verfaſſer der Denkwürdigkeiten (Memoriale) ſeiner Zeit (1371—1408), und Michas Madius, Erzähler dalmatiſcher Begebenheiten im Laufe von vierzig Jahren (1290—1330), gehören Dalmatien an.

Die Geſchichte Ungarns hatte, wie die Begebenheiten uns belehrt haben, während dieſes Zeitraumes einen von den früheren weſentlich veränderten Charakter angenommen; ſie war durch die ſelbſtherrſchende und weit ausgreifende Politik der beiden Könige aus dem Hauſe Anjou mehr zu einer

Regenten=, als zu einer Volksgeſchichte geworden, und erſt unter nachfolgenden, an Geiſt und Einfluß minder mächtigen Herrſchern trat die berathende und mitwirkende Theilnahme der Volksvertretung wieder in ihre alte Stellung neben dem Throne, und drückte dadurch auch der Geſchichte Ungarns wieder ein nationales Gepräge auf.

Vierter Zeitraum.

Ungarn nach dem Ausgange des Mannsſtammes Anjou unter Königen aus verſchiedenen Häuſern, bis zum Tode König Ladislaw's des Nachgeborenen; von 1382 bis 1457.

Ehrwürdig war den Ungarn König Ludwig's des Großen Andenken, doppelt heilig, bei noch ſo friſchem Schmerze um ſeinen Verluſt, ſein letzter Wille. Einhellig wurde ſeine zwölfjährige Tochter Maria als Nachfolgerin ihres Vaters anerkannt, im hohen Dome zu Stuhlweißenburg (17. Sept. 1382) von dem Graner Erzbiſchofe Demetrius mit der heiligen Krone gekrönt, von dem Weſzprimer Biſchofe Benedikt geſalbt, und von geiſtlichen und weltlichen Ständen als „König" begrüßt. Maria's Mutter, Eliſabeth, eine Frau von Leidenſchaft und Verſtellung, führte, nach des verſtorbenen Königs Willen, die Regentſchaft für die minderjährige Tochter; ihr zur Seite ſtand der Palatin Niklas Gara, ein Slavonier von Geburt, kraftvoll, muthig und rechtlich, aber auch übereilt und rachſüchtig, und daher oft mit, oft ohne ſeinen Willen verletzend und Feindſchaft weckend. Eliſabeth's ehrgeizige Umtriebe, des Palatins Strenge und Uebermuth, machten gar bald Viele dem weiblichen Regimente abgeneigt; es erhob ſich eine Partei mächtiger Mißvergnügten, an ihrer Spitze die Gebrüder Horváthy: Paul, Biſchof von Agram, Johannes, Ladislaus und Stephan, ſammt dem Johannesritter und Prior von Vrana, Johannes von Paliſzna, Alle durch Ludwig's Gunſt aus Niedrigkeit oder Dunkelheit hervor gehoben. Mit verderblicher Klugheit und Vorſicht betrieben die Unzufriedenen ihre Plane, die nichts Anderes bezweckten, als die weibliche Thronfolge umzuſtoßen und die Krone Ungarns auf das Haupt Karl's von Durazzo, Königs von Neapel, zu ſetzen, welcher — und dies ſollte den Verſchworenen als Vorwand gelten — der Tochter Stephan's V., Maria, der arpádiſchen Stammfrau der anjouiſchen Dynaſtie in Ungarn, um

einen Grad der Verwandtſchaft näher ſtand, als Ludwig's Tochter. Die Königinnen ſowohl, als der Palatin, ahnten ſo wenig Etwas von der leiſe durch das Reich hinſchleichenden Verſchwörung, daß, als Karl von Durazzo, von ſeinem Bruder, Ludwig von Anjou, im Beſitze Neapels angefochten, von der Königin Maria und ihrer Mutter ſich ungariſche Hilfsvölker erbat, Dieſe ihm auf Gara's argloſe Zuſtimmung gewährt und unter Anführung des Johannes Horváthy ihm nach Apulien hingeſendet wurden.

Die Lage der jungen Königin war um ſo verhängnißvoller, da in Dalmatien und Kroatien bedenkliche Gährungen ſich regten, unterhalten und gefördert durch den bosniſchen König Stephan Twartko, welcher nicht nur ſogleich nach Ludwig's Tode das Chulmer Gebiet, Erbgut der Königin Witwe, an ſich geriſſen hatte, ſondern nun auch, in Gemeinſchaft mit dem Vraner Biſchofe Johannes Paliſzna, mehre Städte Dalmatiens zum Abfalle von Ungarn einlud. Schon glaubte der zur Beſchwörung dieſer Gefahr hingeſendete Weſzprimer Obergeſpan, Johannes Beſſenyei, dem Ausbruche der Unruhe vorgebeugt zu haben, als plötzlich auf der Vraner Burg die Fahne der Empörung, als Loſung für ganz Dalmatien, aufgepflanzt wurde. Doch gelang es, die mächtige Geſammtheit von Jadra der Königin treu zu erhalten und dort eine Stütze gegen den vorſchreitenden Aufſtand zu gewinnen, und um dieſen kräftig zu überwachen, wurde auf Gara's Betrieb der Siebenbürger Woiwode, Stephan Latzkóſi, als Ban nach Dalmatien geſendet. Aber dieſer, insgeheim des Palatins Feind, trat, bald nach ſeiner Ankunft in Jadra, in Verbindung mit dem Vraner Prior, und förderte die Sache der Empörung, ſtatt ſie zu unterdrücken. Die Königin eilte mit ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schweſter Hedwig in Perſon nach Jadra, und die Anweſenheit der königlichen Frauen ſchien alle Gemüther zu beruhigen, denn die Vraner Burg kehrte zum Gehorſam zurück und vertrieb den treuloſen Prior. Kaum waren jedoch die Königinnen wieder abgereiſet, als die Unruhen ſich erneuerten, zu deren Unterdrückung Gara den Ban Laczkóſi ſeines Amtes enthob, und ihn durch Thomas Templin erſetzte. Dieſer dämpfte für den Augenblick die bereits ermattende Gährung, und um wenigſtens in Ungarn die Gemüther für ſich zu gewinnen, beſtätigte, durch Gara dazu veranlaßt, die Königin Maria (23. Juli 1384) unaufgefordert des Andreas II. goldene Bulle.

Gleichzeitig nahmen die Angelegenheiten Polens einen drohenden Charakter an. Maria's Verlobter, Sigmund von Böhmen, bei Ludwig's Tode

erſt fünfzehnjährig, war gleich bei ſeiner Ankunft in Polen mit den damaligen Baronen in heftigen Zwieſpalt gerathen. Als er, auf die Nachricht vom Hintritte König Ludwig's, nach Poſen eilte, um ſich daſelbſt als König von Polen huldigen zu laſſen, hatte man ihm zur Bedingung gemacht, den von Vielen gehaßten Domarath von Pierzchno der Statthalterſchaft zu entſetzen, und ſein Hoflager in Polen zu wählen. In jugendlicher Unbedachtſamkeit ſchlug er dieſe Forderung entſchieden ab und beſtand auf unbedingter Huldigung. Schon vorher waren die Polen in großen Zorn darüber gerathen, daß einige ungariſche Befehlshaber in Rothrußland die mächtigen Burgen Olesko, Przemyſl, Horodlo, Lopatin, Snjatin und Kaminiecz an den lithauiſchen Fürſten Lubart verkauft hatten, ihre Treuloſigkeit durch den Vorwand beſchönigend, dieſe ſchwer zu behauptenden Plätze den Polen zu entziehen. Die ſtrenge Beſtrafung der Schuldigen durch Gara vermochte den argwöhniſchen Groll nicht zu beſchwichtigen, und um ſo mehr goß jetzt Sigmund's Benehmen Oel in die ſchon vorhandene Flamme. Die aufgebrachten polniſchen Magnaten hielten einen Reichstag zu Radom, wo man Anfangs damit umging, den maſoviſchen Herzog Szemowit zum Könige auszurufen, dann aber den Beſchluß faßte, Ludwig's Töchtern zwar den Eid der Treue zu halten, die polniſche Krone aber nur Derjenigen zu verleihen, deren Gemal ſeinen Wohnſitz in Polen aufzuſchlagen ſich verbindlich machen werde.

Dieſer Beſchluß, durch welchen Sigmund mit Einemmale ſeine Ausſicht auf den Thron Polens verſchloſſen ſah, wurde auf einem ſpäteren Reichstage zu Wislicza (6. Dec. 1382) beſtätigt. Die königliche Witwe Eliſabeth, welche bei ſolchem Drange der Umſtände nur durch möglichſte Nachgiebigkeit ihren Töchtern den Beſitz Polens ſichern zu können glaubte, gab durch ihre Geſandten auf dieſem Reichstage den Polen zu erkennen: ſie wolle denſelben nicht zumuthen, irgend einem Fürſten zu huldigen, bevor ſie nicht über die künftige Beſtimmung ihrer Töchter völlig im Klaren ſey, und drückte dadurch den Beſchlüſſen dieſer Verſammlung, zum Nachtheile Sigmund's, gleichſam das Siegel der Geſetzlichkeit auf. Die Polen, durch dieſe Nachgiebigkeit geſchmeichelt, räumte dafür der Königin Eliſabeth jenen Einfluß ein, welchen Letztere durch dieſes Benehmen wahrſcheinlich hatte erlangen wollen; denn durch eine polniſche Geſandtſchaft wurde ſie erſucht, die eine oder die andere ihrer Töchter zur Krönung und zur Verlobung mit einem anderen, den Polen anſtändigen Fürſten auf den künftigen Landtag nach Sieradz zu ſenden. Ihre

eigentlichen Plane klug verhüllend und vor Allem darauf bedacht, Zeit zu gewinnen, beſchickte die Königin jenen Sieradzer Reichstag durch den Biſchof Benedikt von Weſzprim, und ließ hier die polniſchen Stände aller eidlichen Verpflichtung gegen ihre Tochter Maria und deren Bräutigam, den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, entbinden. Statt Marien ſollte am nächſten Oſterfeſte (1383) deren jüngere Schweſter Hedwig, Verlobte des Herzogs Wilhelm von Oeſterreich, als Königin nach Polen kommen, unter der Bedingung, daß die Stände dieſes Reiches ſich ſogleich eidlich verbindlich machten, die Prinzeſſin unverzüglich zu krönen und dann nach Ungarn zurück kehren zu laſſen, um dort noch drei Jahre der mütterlichen Obhut und Erziehung anvertraut zu bleiben. Dieſer Antrag drohte, ſtatt die Gemüther zu vereinigen, nur neuen Zwieſpalt unter die Polen zu ſchleudern. Die Meiſten verlangten ſtürmiſch, daß der maſoviſche Szemovit ſogleich als König ausgerufen und gekrönt, und dann mit Hedwig vermält würde. Endlich aber drang der Woyniczer Kaſtellan, Jaſchko von Tanczin, mit ſeiner Meinung durch, die Königswahl bis zum nächſten Pfingſtfeſte auszuſetzen; an dieſem Termine ſollte Hedwig entweder nach Polen kommen und mit dem von ihr erwählten, der Nation gefälligen Gemale dort ihren immerwährenden Aufenthalt nehmen, oder des Thrones verluſtig gehen. Unter nichtigen Ausreden ließ jedoch Eliſabeth zur beſtimmten Zeit ihre Tochter Hedwig nur bis Kaſchau reiſen, wo eine polniſche Geſandtſchaft ihr entgegen kam. Mittlerweile wurde die Nachricht hinterbracht, Szemovit wolle den vom Sieradzer Reichstage ihm beſtimmten Thron Polens an ſich reißen, und lauere in den Gebirgspäſſen, um Hedwig mit Gewalt zu entführen und ſich anzutrauen. Auf dieſes Gerücht hin ſchloſſen die polniſchen Abgeordneten mit der Königin Eliſabeth folgenden Vertrag: Die Prinzeſſin Hedwig ſollte am nächſten Martinstage nach Krakau kommen, und mit demjenigen Fürſten, welchen die Stände Polens aus Staatsgründen ihr zuführen würden, vermält werden. Stürbe ſie ohne Leibeserben, ſo ſollte das Königreich Polen ihrer Schweſter Maria zufallen; eben ſo, wenn dieſe kinderlos verſchiede, Ungarn das Erbtheil Hedwig's und ihrer Kinder ſeyn. Beide Reiche ſollten ſo lange vereinigt bleiben, bis ein Erbe der einen oder der anderen Königin in jedem folgen könne.

Szemovit bezeigte keine Luſt, den Thron Polens, mit deſſen Erwerbung er ſich nun einmal geſchmeichelt hatte, ſo leicht aufzugeben. Er bemächtigte ſich Kujaviens, und ſchrieb einen neuen Reichstag nach Sieradz aus, den zwar

nur wenige polniſche Herren beſuchten, wo aber gleichwohl der Gneſener Erzbiſchof Bodzanta ihn zum Könige ausrief, und nur mit Mühe ſich abhalten ließ, ihn auch ſogleich zu krönen. Jetzt brach zwiſchen den Anhängern Szemovit's und der entgegen geſetzten Partei ein erbitterter Kampf im Kleinen los, welcher der Königin Eliſabeth neuen Anlaß zu geben ſchien, ihre ſorgfältig verheimlichten Plane zu verfolgen, die dahin zweckten, den Polen den ihr läſtigen Sigmund dennoch aufzudringen, und dagegen die vorzugsweiſe ihr theure Hedwig in Ungarn zu behalten. Sie hoffte, Sigmund ſollte durch tapfere Beſiegung Szemovit's ſich den Dank und die Liebe der kriegeriſchen Polen erwecken und jene Ungunſt vergeſſen machen, die ſein früheres Benehmen bei ihnen erworben. Daher ſtellte ſie jetzt Sigmund an die Spitze eines Heeres von zwölf tauſend Mann, das bei Neu-Sandecz durch die Banner der Krakauer und Sandomirer Ritterſchaft verſtärkt wurde, und mit welchem der junge Markgraf Szemovit's maſoviſches Gebiet überfiel, und dasſelbe, da Letzterer nirgends Stand hielt, ſchrecklich verheerte. Nicht minder übel erging es den Beſitzungen der Anhänger Szemovit's. Schon ſchritten die Ungarn zur Belagerung der befeſtigten Stadt Brſeſtz; da vermittelte Wladislaw, Herzog von Oppeln und Dobrzin (7. October 1383) einen Waffenſtillſtand zwiſchen Sigmund und Szemovit bis zum nächſten Oſterfeſte womit der Palatin Gara ſehr unzufrieden war.

Dieſe kriegeriſchen Unruhen nahm Eliſabeth zum Vorwande, Hedwig's verſprochene Reiſe nach Polen noch immer zu verzögern. Als aber der polniſche Abgeordnete, Sandiwoy von Subin, jetzt auch Befehlshaber von Krakau, in Jadra der Königin Mutter ernſthaft zuſetzte, ihr Verſprechen endlich zu erfüllen und die Polen nicht länger mit leeren Ausflüchten und Täuſchungen hinzuhalten, fiel ſie, in ihrer vermeinten Klugheit zu weit gehend, aus der Rolle. Sie ließ einen Verſuch machen, ſich der Krakauer Burg zu bemächtigen, welcher vereitelt wurde; eben ſo mißlang ihr der Anſchlag, den Sandiwoy mit Gewalt in Jadra zurück zu halten; nur die von ihm mitgebrachten Geiſeln, welche für Hedwig's ungehinderte Abreiſe aus Polen nach geſchehener Krönung einſtehen ſollten, blieben in Eliſabeth's Händen.

Als der nach Polen zurück gekehrte Sandiwoy dort das Vorgefallene erzählte, war unter allen Parteien nur Eine Stimme des Unwillens gegen die Königin Eliſabeth; man beſchloß, eine letzte Botſchaft an ſie zu ſenden, wozu diesmal kein Magnat, ſondern, um die allgemeine Mißbilligung zu

erkennen zu geben, ein gemeiner Ritter auserſehen wurde, welcher der Königin Witwe in entſchiedener Sprache das Unangemeſſene ihres Betragens vorhielt, und ſie bedeutete, daß, wenn Hedwig nicht unausbleiblich bis zum 8. Mai (1384) in Krakau eintreffe, die Polen ſich ſofort einen anderen König wählen würden. Aller weiteren Ausflüchte baar, und doch hartnäckig an ihrem Plane hangend, wollte Eliſabeth jetzt mit Gewalt durchſetzen, wozu die Liſt ihr keine Mittel mehr bot. Sigmund, von ihr mit Truppen und Geld verſehen, ſollte unerwartet in Polen einbrechen, um angeblich als Statthalter bis zu Hedwig's Volljährigkeit dieſes Reich zu beherrſchen. Aber in Polen war dieſer Anſchlag noch zu rechter Zeit kund geworden, und Sigmund gelangte daher mit ſeinem Kriegsvolke nur bis Lublau im Zipſerlande, wohin ihm die bei Sandecz gelagerten Krakauer Landherren die Drohung entgegen ſandten, daß er nicht wagen möchte, ihr Gebiet zu betreten, weil ſie ihm weder als König noch als Statthalter den Eingang geſtatten, ſondern ihn mit Waffengewalt zurück treiben würden. Sigmund, dadurch eingeſchüchtert, beſchränkte ſich auf Unterhandlungen, erwirkte für Hedwig's Eintreffen eine Verlängerung der Friſt bis zum nächſten Pfingſtfeſte, und verſprach dafür die ſchleunige Entlaſſung der von Eliſabeth zurück gehaltenen polniſchen Geiſeln. Dieſe Königin erſchöpfte ſich dafür in Vorwürfen gegen Sigmund, deſſen Lage in Ungarn ſo peinlich wurde, daß er froh war, nach Böhmen zurück kehren zu können, um vorgeblich die Angelegenheiten ſeines Erblandes zu ordnen.

Inzwiſchen währten die Parteiungen in Polen fort, noch geſteigert durch einen verwüſtenden Einfall des tapferen lithauiſchen Großfürſten Jagjel in Maſovien. Dieſe Bedrängniß von innen und außen war auch Urſache, daß man von polniſcher Seite noch immer anſtand, mit Eliſabeth völlig zu brechen, und daß Sandiwoy noch einmal nach Ungarn kam, um mit der Königin zu unterhandeln. Seine Rede, noch mehr aber ſeine unabweisbaren Gründe der Nothwendigkeit, überzeugten Eliſabeth endlich, daß für Sigmund nie mehr etwas in Polen zu hoffen ſey, und daß, wenn dieſes Reich ihren Kindern nicht gänzlich verloren gehen ſollte, Hedwig den Polen nicht länger vorenthalten werden dürfe.

Die Ankunft der jungen ſchönen Königin wirkte begeiſternd auf die Polen, und in der erſten Zeit hatte alle Parteiung ein Ende. Nur wurde Hedwig's Krönung um ſechzehn Monate hinaus geſchoben, wiewohl aus keinem anderen Grunde, als um das ihrer Mutter geleiſtete Verſprechen zu

umgehen, Hedwig nach geſchehener Krönung wieder auf einige Zeit nach Ungarn zurück kehren zu laſſen. Um ſich hiefür eine Genugthuung zu verſchaffen, beſtätigte Eliſabeth (29. Juli 1385) zu Ofen im Beiſeyn des Herzogs Leopold von Oeſterreich das ſchon früher geſchloſſene Verlöbniß ſeines Sohnes Wilhelm mit ihrer Tochter Hedwig. Aber die Polen hielten ſich an dieſen Vertrag, bei welchem man ihre Genehmigung übergangen hatte, nicht gebunden, und ließen noch im nämlichen Jahre, am Namensfeſte der Königin, dem Feſte der heiligen Hedwig, Schutzpatronin des Reiches (15. October), ihre junge Herrin im hohen Dome zu Krakau durch den Erzbiſchof Bodzanta von Gneſen als Königin krönen.

Kurze Zeit darauf ſchickte der gefürchtete lithauiſche Großfürſt Jagjel eine glänzende Geſandtſchaft nach Krakau und ließ für ſich um die Hand der neugekrönten Königin werben, dabei gelobend, noch vor der Vermählung mit ſeinem Volke den chriſtlichen Glauben anzunehmen, alle ſeine Länder dem polniſchen Reiche einzuverleiben, allen chriſtlichen Gefangenen die Freiheit zu ſchenken, die von Polen losgeriſſenen Länder, Schleſien, Pommern und Preußen, zurück zu erobern, ſeine Reichthümer für Polens Wohlfahrt zu opfern, und dem Herzoge Wilhelm von Oeſterreich für ſeinen Rücktritt von der Verlobung mit der Königin zweimal hundert tauſend Goldgulden auszuzahlen. Einhällig wünſchten die Polen die Verwirklichung jenes Planes, der den furchtbaren Nachbarn Jagjel in einen Freund und mächtigen Beſchützer umzuwandeln verſprach. Hedwig, ihre eigenen Gefühle dem Drange der Umſtände unterordnend, ſtellte die Entſcheidung ihrer Mutter anheim, an welche zu dieſem Zwecke eine polniſch-lithauiſche Geſandtſchaft abging. Eliſabeth, in Uebereinſtimmung mit ihren Räthen, diesmal ebenfalls der Nothwendigkeit weichend, erklärte ſich mit Allem einverſtanden, was Polens Heil fördern könne. Herzog Wilhelm's Reiſe nach Polen, durch welche er ſeine Hoffnungen auf Hedwig's Hand noch durchzuſetzen hoffte, blieb bei ſolcher Bewandtniß ohne Erfolg, und, tiefes Weh im Herzen, trennte er ſich von der ihm verlorenen theuren Braut. Jagjel aber hielt (Februar 1386) ſeinen feierlichen Einzug in Krakau, und wurde hier ſammt ſeinen Brüdern und Vettern getauft, wobei er den Namen Wladislaw annahm, und die übrigen lithauiſchen Fürſten, bisher zum griechiſchen Kirchenthume ſich bekennend, zum römiſchen übertraten. Dann wurde er mit der Königin Hedwig vermält und als ihr Mitregent und König gekrönt.

Eliſabeth, nachdem ihr Plan, den ihr mißfälligen Sigmund nach Polen zu entfernen, geſcheitert war, wünſchte nunmehr auch deſſen Anſprüche auf Maria's Hand und Ungarns Beſitz zu beſeitigen, und machte deshalb dem Könige Karl VI. von Frankreich den Antrag, ſeinen Bruder, den Herzog Ludwig von Orleans, mit Maria zu vermälen, und demſelben die Krone Ungarns als Brautſchatz zuzuwenden. Aber dieſer hatte ſich kurz vorher mit Valentina, der Tochter des Galeazzo Visconte, Herrn von Mailand, verlobt, und ſo blieb auch dieſe Hoffnung der Königin Mutter unerfüllt.

Während jener Vorfälle waren die Anſchläge der Verſchworenen in Kroatien, Dalmatien und Bosnien immer mehr zur Reife gediehen, und auch viele ungariſche Magnaten für ihr Unternehmen gewonnen worden. Der Agramer Biſchof, Paul Horváthy, ging, eine Wallfahrt nach Rom vorſchützend, als Bevollmächtigter der Verſchworenen nach Neapel, und bot, vorgeblich im Namen der Stände, dem dortigen Könige, Karl von Durazzo, die ungariſche Krone an. Anfangs zögerte derſelbe, ſie anzunehmen, denn er gedachte ſeines, dem Könige Ludwig geleiſteten Verſprechens, jene Krone niemals zum Nachtheile der königlichen Kinder an ſich zu reißen; auch rieth ſeine Gemalin Margaretha dringend davon ab. Als aber der Biſchof ſeine Gewiſſensſcrupel klug zu beſchwichtigen wußte, und ihm das glänzende Ziel in allerhand verführeriſchen Farben malte, konnte Karl der Verſuchung nicht länger widerſtehen, ging mit geringer Begleitung bei Barletta an Bord, und gelangte in den Hafen vor Zengh (September 1385), wo er jedoch, weil man ſowohl in Jadra, als in den anderen Städten Dalmatiens ihm die Anerkennung weigerte, nur kurze Zeit verweilte, und von da nach Agram, dem Hauptſitze des Bundes, vorrückte. Von hier aus wurden Vornehme und Geringe im Reiche durch ausgeſendete Geheimboten bearbeitet, wobei man den Anhängern der rechtmäßigen Königin vorſpiegelte, Karl ſey nur gekommen, um Marien der Willkür und Tyrannei des Palatins Gara zu entreißen.

Der kühne Gara nahm die Gefahr zu leicht; er begnügte ſich einen Landtag nach Ofen auszuſchreiben, wo Maria, um den ungariſchen Adel in ſeiner Anhänglichkeit an den Thron zu befeſtigen, nicht nur zum zweiten Male die goldene Bulle des Andreas II., ſondern auch ſämmtliche Rechte, Freiheiten und Beſitzungen, wie ſie die heiligen Könige und ihre Nachfolger bis auf Ludwig verliehen, beſtätigte. Dieſer Act, der, weil er keine neuen Vortheile gewährte, einer bloßen Förmlichkeit gleichſah, machte geringe Wirkung, und

wurde durch die mit Worten freigebigen Verheißungen Karl's weit überwogen.

Bei dem drohenden Abfalle vieler ihrer Anhänger mußten die Königinnen ſich nach einer neuen Stütze umſehen, und willkommen waren ihnen daher die annähernden Schritte des deutſchen und böhmiſchen Königs Wenzel, der alles Mögliche aufbot, um die Königin mit ſeinen Bruder Sigmund auszuſöhnen, und ſie zu vermögen, Letzteren als Tutor des Reiches nach Ungarn zurück zu rufen. Es geſchah; Sigmund traf in Ungarn ein und wurde, wiewohl ohne öffentliche Feierlichkeiten, ſogleich mit der Königin Maria verheiratet. Aber Sigmund war in Ungarn nicht beliebt, und ſo hatte auch jener in der Angſt geſchehene Schritt keineswegs den gehofften Erfolg; ja viele Magnaten wurden vielmehr dadurch der Sache der Königin entfremdet.

Karl's Partei erhob jetzt zuverſichtlicher, als vorher, ihr Haupt, und von allen Seiten wurde Derſelbe aufgefordert, die Zügel der Herrſchaft in Ungarn wirklich als König zu ergreifen. Da auch Karl die Zeit dazu gekommen glaubte, brach er nach dreimonatlichem Verweilen von Agram auf, um an der Spitze ſeiner durch Zulauf anſehnlich verſtärkten Heeresmacht in Ungarn einzufallen. Als er drohend an der Drave ſtand, eilte Sigmund, ohne ſeine Gemalin mitzunehmen, nach Böhmen, um dort ein Heer zu ſammeln. Zwiſchen den Hauptperſonen der zum Kampfe gerüſteten Parteien entſpann ſich nun ein Wechſelſpiel gegenſeitiger Verſtellung, und ehe man zu der Entſcheidung durch die Waffen zu ſchreiten wagte, ſuchte man einander durch Ueberliſtung den Vortheil abzugewinnen. Eliſabeth gab ſich die Miene, in Karl's bewaffneter Ankunft nur friedliche und wohlwollende Zwecke zu erblicken; Karl, nur ſeine Baſe auf ihrem Throne beſchützen und dem Reiche den Frieden gegen die Gährungen der Factionen verſchaffen zu wollen. Die Königinnen holten ihren Verwandten Karl in einer vergoldeten Staatskutſche pomphaft ein, und boten ihm die Burg als Wohnung an, welche er nicht minder artig ablehnte und beſcheiden ein Bürgerhaus bezog. Gleichwohl verſchmähte er bald darauf nicht, den Titel eines Reichsgubernators, und als ſolcher auch die Wohnung in der Burg anzunehmen. Seine Sendlinge verſäumten inzwiſchen kein Mittel, alle Gemüther für ihn zu ſtimmen, und die Folgen davon zeigten ſich auf dem zu Weihnachten durch ihn verſammelten Landtage, wo Stände und Volk, bittere Schmähungen gegen den „weiblichen König" ausſtoßend, Karl ſtürmiſch als König Ungarns ausriefen. Marien

wurde durch Abgeordnete des Landtags verkündigt, ſie ſey durch gemeinſamen Beſchluß der Stände des Thrones entſetzt worden und habe demſelben zu entſagen. Aber die jugendliche Königin erklärte mit würdevoller Beſtimmtheit, daß Nichts ſie vermögen werde, eine rechtmäßig ihr gebührende Krone und unbeſtreitbare Erbrechte aufzugeben; zugleich verlangte ſie ſicheren und freien Abzug nach Böhmen zu ihrem Gemale. Eliſabeth, die in einer ſolchen Antwort nur Gefahr, aber keinen Zweck ſah, und in allen verhängnißvollen Lagen am liebſten nach Liſt und Verſtellung griff, widerrief die Worte ihrer Tochter; ſie geſtand vielmehr zu, daß eine weibliche Hand zu ſchwach ſey, die ſchweren Zügel der Herrſchaft zu lenken, und entſagte, ohne Aufrichtigkeit im Herzen, für ſich und ihre Tochter dem Throne zu Gunſten des theuren Verwandten Karl. Dieſer nahm die erheuchelte Nachgiebigkeit mit erheucheltem Vertrauen auf; es wurde öffentlich verkündigt, Maria habe Krone und Scepter freiwillig zu Gunſten Karl's niedergelegt; die Königinnen folgten demſelben ſogar nach Stuhlweißenburg, wo in ihrer Gegenwart der Graner Erzbiſchof, Kardinal Demetrius, an ihm die Krönung vollzog. Der Anblick der trauernden königlichen Frauen, die ihrer eigenen, zu einer feierlichen Ceremonie verzerrten Beraubung beizuwohnen verurtheilt waren, rührte das abtrünnige Volk, das nur ſchwach ſeine Stimme für den Prätendenten erſchallen ließ. Als Karl im prunkvollen Zuge die Krönungskirche wieder verließ, blieb die ihm vorgetragene Fahne des heiligen Stephan an dem Thorpfoſten hängen und zerriß in mehre Stücke. Noch in anderen üblen Vorzeichen glaubte das Volk die Drohung des zürnenden Himmels zu erkennen. Sturm und Erdbeben erſchütterten zwei Tage nach Karl's königlichem Einzuge in der Ofener Burg die Gebäude und richteten grauſe Verheerung an, und Schwärme todverkündender Raben umſchwirrten kreiſchend die königliche Wohnung. Mehr, als ſolche bange Zufälle, beunruhigte den eingedrungenen König die Umſtimmung des Volkes, das bereits den Undank erkannte, welchen es den Manen ſeines Wohlthäters, des großen Königs Ludwig, durch Mißhandlung ſeiner Witwe und ſeines Kindes zugefügt, und in der Bethätigung ſeiner Reue nicht weniger ſchnell ſeyn wollte, als im Ausbruche ſeiner Thorheit und Leidenſchaft. Karl verſtärkte ſeine italieniſchen Leibwachen; aber ſeine heran nahende böſe Stunde konnten die Lanzen der Söldlinge nicht abwehren.

Seit neun und dreißig Tagen ſaß Karl auf dem geraubten Throne Ungarns; da ließ ihn eines Abends (6. Febr. 1386) die Königin Eliſabeth

zu ſich bitten, vorwendend, es ſeyen Briefe von Sigmund eingegangen, die ſchleunige Beſprechung wegen eines Vergleichs zwiſchen dem Könige und dem Briefſteller nöthig machten. Karl ging hin, in Begleitung des Oberſten ſeiner Leibwache, Grafen Alberich. Gleich nach ihm erſchienen der Obermundſchenk der Königin, Blaſius Forgács, und der Palatin Niklas Gara, Letzterer einen Urlaub zur Vermälungsfeier ſeiner Tochter erbittend, zu deren angeblicher Verherrlichung er ſeine Banderie vor den Thoren der Burg verſammelt hatte. Als nun die Verhandlungen mit der Königin Eliſabeth begannen, ließ Karl den Grafen Alberich mit den Wachen abtreten, und dieſe zerſtreuten ſich in den Gängen und in den benachbarten Straßen. Da gab Gara dem Obermundſchenken Forgács ein Zeichen, und raſch zog derſelbe den unter ſeinem Kleide verborgenen Cſákán hervor, und verſetzte damit dem Könige mehre Schläge über den Kopf. Karl, obgleich hart verletzt, wehrte ſich verzweiflungsvoll, verwundete ſogar den Mörder und ſchwankte blutend in ſeine Gemächer. Die italieniſchen Wachen eilten herbei, aber der verwegene Forgács hieb ſo wüthend um ſich, daß er ſich durch alle Wachen bis zu Gara's Banderie hindrängte, und mit derſelben den Burghof beſetzte. Die italieniſchen Wachen, vom Schrecken noch mehr, als von den Schwertern der Gegner geſchlagen, flohen aus der Burg, und als Alberich mit verſtärkter Mannſchaft wieder heran zu dringen verſuchte, war es ſchon zu ſpät, und Burg wie Stadt für ihn verloren. Er mußte ſich Glück wünſchen, mit ſeinen Söldnern aus der Stadt zu entkommen, wo Alles Partei und Waffen für die Königin ergriff. Auch der Ban Johannes Horváthy mußte mit ſeinen Kroaten ſich flüchten, und mit dem Schwerte ſich den Weg in die Heimat bahnen. Der todtwunde Karl wurde aus Ofen auf die Wiſſegráder Burg in ſtrenge Haft geführt. Hier beſchloß er, achtzehn Tage nach dem Attentate, vielleicht an den Folgen ſeiner Verwundung, vielleicht durch Gara's Anſtiften erdroſſelt, ſein Leben (24. Februar). Seine Leiche blieb, weil er im Kirchenbanne verſtorben, durch mehre Jahre im St. Andreaskloſter unweit Wiſſegrád unbeerdigt. Er zählte erſt vierzig Jahre, als die Vergeltung für den Mord einer Königin in Neapel, für Eidbruch und Thronraub in Ungarn, ihn alſo blutig ereilte. Von Geſtalt war König Karl klein, ſein Haar blond, ſeine Züge angenehm, ſeine Haltung edel; ſeiner franzöſiſch-italieniſchen Abkunft angemeſſen, kannte und liebte er die Dichtkunſt und die Wiſſenſchaft der Geſchichte. Sein Mörder, der verwegene Forgács, wurde durch reiche Schenkungen belohnt.

Die Verſchworenen in Kroatien, deren Haupt mit Karl gefallen, wollten ihn nicht ungerächt laſſen, und warfen ſich vorerſt auf die, Marien treugebliebenen, dalmatiſchen Städte. Der Palatin Gara, kraftvoll, aber auch ſorglos, achtete die Gefahr ſo gering, daß er ſich ſchmeichelte, die bloße Gegenwart der Königin werde hinreichen, die Ruhe in jenen Gebieten herzuſtellen. In dieſer Ueberzeugung lud er die königlichen Frauen zu einer Luſtfahrt nach ſeinem ſlavoniſchen Stammſchloſſe Gara (Gorian) ein. Nur einige Söhne und Verwandte Gara's, auch der Obermundſchenk Forgács mit mehren vornehmen Herren und Frauen, begleiteten die Reiſenden; doch jede bewaffnete Bedeckung fehlte. So gelangten ſie (25. Juli) vor Diakovár, eine kleine Meile von Burg Gara. Hier aber wurden ſie von Johannes Horváthy, der, von glühender Rachſucht geſtachelt, ihnen aufgelauert hatte, mit einem Haufen Kroaten umzingelt. Die unbewaffneten Begleiter der Königin, die Uebermacht vor ſich ſehend, entflohen dem ungleichen Kampfe. Nur Forgács und Gara hielten muthig aus, und vertheidigten den Wagen, der die Königinnen führte. Beiden ward Gelegenheit, die Blutſchuld, die auf ihrem Leben laſtete, durch mannhaft edlen Tod zu ſühnen, und wie ſie vorher für die Königin gefrevelt, nun auch ſtandhaft für Dieſelbe zu fallen. Den Forgács warf, als er tapfer gegen die Menge kämpfte, ein Lanzenſtoß vom Pferde; er wurde übermannt und ſogleich im Angeſichte der zitternden Frauen enthauptet. Der Palatin focht, auf den Tritt des Wagens tretend, unerſchrocken fort mit übermenſchlicher Kraft und Anſtrengung. Keiner der Angreifenden wagte ſich in die Nähe des greiſen Helden; aus der Ferne ſchoſſen ſie mit Pfeilen nach ihm; mehre davon trafen, doch er achtete des Schmerzes nicht, ſondern brach die Pfeile in ſeiner Wunde ab, damit ſie ihm nicht im Fechten hinderlich wären. Zuletzt kroch ein Kroate ungeſehen unter dem Wagen heran, umklammerte die Füße des tapferen Palatins und riß ihn zu Boden, wo man ihm, ehe er ſich wieder aufraffen konnte, den Kopf abſchlug. Die hilfloſen Königinnen wurden aus dem Wagen geriſſen, und von Horváthy auf die zum Vraner Priorate gehörige Burg Kruppa, im Liczaer Gebirge, in enge Haft geſendet.

Der Mitverſchworene Paliſzna brachte die Köpfe Gara's und des Forgács zu Margarethen, der Witwe König Karl's, nach Apulien, forderte Waffenhilfe von ihr, und verſprach dagegen, das ungariſche Reich für ihren und König Karl's Sohn, Ladislaw, zu erobern. Margarethe, nur ihrem Rache-

durſte folgend, verhieß Beiſtand, wenn die gefangenen Königinnen ihr lebend überliefert würden. Um dies zu bewerkſtelligen, wurden Maria und ihre Mutter näher zu der Küſte, auf das Bergſchloß bei Novigrád geführt, von wo man ſie dann nach Apulien einzuſchiffen gedachte. Zum Glücke für die Gefangenen miſchten, freilich zugleich aus ſelbſtſüchtigen Gründen und in der Hoffnung, bei dieſem Anlaſſe das verlorene Dalmatien wieder zu gewinnen, die Veneter ſich ein, indem ſie durch ihre Flotte Alles, was in den dalmatiſchen Häfen an Bord gebracht wurde, beobachten, und Novigrád ſodann belagern ließen.

Während ſo die Veneter den treuloſen Prior Paliſzna in Novigrád eingeſchloſſen hielten und die Entführung der Königinnen nach Apulien hintertrieben, der Zewriner Ban und Generalkapitän von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, Ladislaw von Loſzoncz, aber, in Gemeinſchaft mit mehren treugebliebenen Magnaten, die Horváth'ſche Partei in Kroatien und Slavonien heftig bedrängte, verſammelten ſich die übrigen ungariſchen Magnaten in Ofen; zunächſt darauf bedacht, dem verwaiſ'ten Reiche ein leitendes Oberhaupt aufzufinden. Zu dieſem Zwecke ernannten ſie den Gemal ihrer Königin, den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, zum Kapitän von Ungarn und forderten ihn zu ſchleuniger Herreiſe auf. Er aber, zunächſt die Befreiung ſeiner Gemalin vor Augen, zog mit einem in Böhmen zuſammen geworbenen Heere nach Kroatien. Seine Ankunft machte den Venetern Muth, der Burg von Novigrád noch heftiger zuzuſetzen. Sie wurden zurück getrieben, und der grauſame Vraner Prior, Paliſzna, ließ in ſeinem Grimme die Königin Eliſabeth erdroſſeln (Januar 1387). Der Leichnam der unglücklichen Fürſtin, die durch Liſt und Verſtellung erſt das Grab ihres Feindes, dann ihr eigenes gehöhlt hatte, wurde nach Jadra gebracht und in der Abtei St. Chryſogonus beigeſetzt.

Fürchtend, durch voreiliges Handeln auch ſeine Gemalin zu verderben, trat der ohnedies zu thatkräftigem Walten nicht berufene Sigmund von Kaproncza aus ſeinen Rückzug an. Indem er Mariens Befreiung, wenn nicht dem Zufalle, doch einer gelegenen Zeit überließ, gab er für den Augenblick ſich jenen Angelegenheiten hin, die mehr ſeinem perſönlichen Vortheile galten; denn es hatten bereits mehre edle Herren aus dem Sümegher, Szalader und Eiſenburger Comitate ſich an ihn angeſchloſſen, und in ihm die Hoffnung erweckt, die ungariſche Krone unmittelbar auf ſein Haupt zu ſetzen. In dieſer Ausſicht ging er nach Ofen, wo man ihn ungehindert in die königliche Burg

einziehen ließ. Auf ſeine Veranſtaltung verſammelte ſich hier eine Anzahl Landherren, deren größten Theil er durch Verheißungen gewonnen hatte. Alle erkannten die Nothwendigkeit eines Oberherrn, denn von allen Seiten wütheten Kampf und Unruhe, und man wußte nicht einmal, ob Maria, die rechtmäßige Königin, noch am Leben ſey. Der Rechte ihrer Schweſter Hedwig auf die Nachfolge in Ungarn wurde vergeſſen; Sigmund's Anhang drang durch, und, vorzüglich durch die Beredſamkeit des venetiſchen Geſandten, wurde der zwanzigjährige Fürſt, ohne allgemeinen Landtag und ohne daß, für den Fall der Wiederkehr der Königin, ein ſeine Macht beſchränkender Rückhalt in Vorſchlag kam, als ſelbſtändiger König in Ungarn ausgerufen, und, in Erledigung des Graner Erzbisthums, mit Umgehung des Coloczer Erzbiſchofs, durch den Weſzprimer Biſchof Benedikt in Stuhlweißenburg feierlich gekrönt (31. März 1387).

Der neugewählte König ſtrebte ſofort eifrig, ſeine Partei zu verſtärken und ſeinen Einfluß zu befeſtigen, zu welchem Ende er die wichtigſten geiſtlichen und weltlichen Würden des Reiches an ſeine Anhänger vergab. Sein nächſtes Ziel war die Beſiegung der Horváthy'ſchen Partei, gegen welche er den Machover Ban, Niklas Gara, gleichnamigen Sohn des ermordeten Palatins, mit böhmiſchen Kriegsvolke ſendete. Er ſelbſt ſchloß ſich dem Zuge an, reinigte das Temeſer Gebiet von Feinden, ſetzte über die Donau, verjagte den Rebellenhäuptling Johannes Horváthy aus Sirmien, erſtürmte die Burg Ujſzak, wo mehre vornehme Aufrührer in ſeine Hände fielen, und rückte dann vor Poſega, den Zufluchtsort des Johannes Horváthy. Der Platz fiel, aber Horváthy ſelbſt entkam, durch die Unachtſamkeit oder die Verrätherei einiger Leute Sigmund's, nach Bosnien zu dem Könige Twartko, der, immer feindſelig gegen Ungarn, ihn freundlich aufnahm. Als er mit bosniſcher Hilfe auf den Kampfplatz zurück zu kehren wagte, wurde er bei Pachitel, drei Meilen von Novigrád, von Anhängern des Königs angegriffen, geſchlagen und gefangen, aber nach Novigrád entlaſſen, um bei dem Vraner Exprior Paliſzna die Befreiung der Königin zu ermitteln. Paliſzna, in Novigrád durch die Veneter immer heftiger bedrängt, ſah ſich endlich genöthigt, ſowohl den Platz, als die gefangene Königin (4. Juni) an den Führer der venetiſchen Flotte, Johannes Barbadico, zu übergeben, und Maria begrüßte, nach mehr als zehnmonatlicher Haft, wieder die Freiheit. Von den Venetern auf das Ehrenvollſte geleitet, gelangte ſie über Nova und Zengh nach Agram, wohin ihr Gemal

Sigmund ihr entgegen kam und ſie unter dem Jubel der Menge nach Ofen führte.

Aus Zartgefühl oder Schwäche überließ Sigmund, obgleich bei ſeiner Erwählung mit voller königlicher Macht bekleidet, doch ſeiner Gemalin die uneingeſchränkte Ausübung der Regierungsgewalt, und begnügte ſich, ihren Verfügungen ſeinen Namen als Mitregent beizufügen. Nachdem ſo viel errungen worden, galt es jetzt, die letzte Stütze der Horváthy'ſchen Faction zu brechen. Mehre ihrer Hauptplätze, darunter die feſte Medverburg, die Schlöſſer Churugh, Dyako, Közvár und Sumneth, wurden erobert; der aufrühreriſche kroatiſche Landherr, Johann Korpád, gefangen genommen, nach Ofen gebracht, hier am Schweife eines Roſſes durch die Straßen geſchleift, enthauptet und geviertheilt. Sein Schickſal erfuhren auch andere gefangene vornehme Aufrührer. Ein ähnliches Los fürchtend, flohen viele der Verſchworenen nach Bosnien zu Twartko, der unterdeſſen mit aller Kraft an der Eroberung Dalmatiens arbeitete. Schon hatte er ſich Cattaro's bemächtigt; Spalatro, Sebenico, Scardona und Traù wurden von ihm zur See, von den kroatiſchen Empörern zu Lande bedrängt. Von Sigmund ohne Beiſtand gelaſſen, ſchloſſen die Spalater mit den übrigen Seeſtädten ein Waffenbündniß wider ihre gemeinſamen Feinde, das jedoch gegen die angreifende Uebermacht nicht ausreichend war.

Diesmal verwehrten dem nie thatkräftigen Sigmund vollends die Umſtände, mit ſeiner Hilfe bei der Hand zu ſeyn; denn, obgleich dem Namen nach König von Ungarn, waren ihm doch von den meiſten Seiten die Hände gebunden. Theils durch üble Wirthſchaft, theils durch ſeine früheren koſtſpieligen Truppenwerbungen, hatte er ſeine Vermögensumſtände gänzlich zerrüttet, ja endlich alle ſeine Geldquellen verſtopft. Nachdem er ſeinen Brüdern nicht nur die ganze Mark Brandenburg, ſondern ſelbſt ſeinen Antheil an der Kuttenberger Ausbeute, zuletzt ſogar ſein Erbnäherrecht an Böhmen verpfändet hatte, war er ohne Land und Einkünfte, während die Umſtände fortwährend Geld von ihm forderten. Ungarn aber vermochte unter den waltenden Verhältniſſen ihm keinen Erſatz für ſeine veräußerten Stammgüter und die hingegebene Hausmacht zu gewähren, denn er war weder von dem Volke, noch von ſeiner Gemalin geliebt, und ſeit der Letzteren Rückkehr zu einer bloßen Schattenherrſchaft verurtheilt. Auch ſeine Schwägerin, die Königin Hedwig von Polen, war ihm nicht hold; ſie hatte den moldauiſchen Woiwoden, Peter,

beredet, ſich der ungariſchen Oberherrſchaft zu entziehen und ſich der Krone Polens zu unterwerfen, und ein Gleiches war jetzt mit Myrtſche, dem Woiwoden der Walachei, im Werke. Zugleich drängte die Osmanengefahr mächtiger, als jemals, heran. Die auch von ungariſchen Hilfsvölkern mitgefochtene blutige Schlacht auf dem Koſſover Felde in Oberſerbien (15. Juni 1389), wo, nach des morgenländiſchen Geſchichtſchreibers Worten, „durch Ströme von Blut die diamantenen Klingen in hyazinthene, der Speere ſpiegelnder Stahl in Rubin, und durch die Menge der abgeſchlagenen Köpfe und rollenden Turbane das Schlachtfeld in ein vielfärbiges Tulpenbeet verwandelt wurden“ — brachte zwar dem Emir der Osmanen, Murad I., den Tod durch den Mordſtahl des Serbiers Miloſch Kobilovitſch, aber ſie koſtete auch dem Kral der Serbier, Lazar, Freiheit und Leben, und zwang deſſen Sohn und Nachfolger, Stephan, ſich den Osmanen zur Heeresfolge und zum Tribute zu verpflichten. Auch der bosniſche Twartko, obgleich gegen die Traùer ſich des Sieges über Murad rühmend, und Dalmatien zum Abfalle von Ungarn auffordernd, eilte nach der Koſſover Schlacht, ſich dem Nachfolger Murad's, Bajeſid I., als Vaſall zu unterwerfen, und wurde dafür von Letzterem mit Truppen gegen Dalmatien unterſtützt.

Sigmund ſchien aus ſeiner Unthätigkeit erwachen zu wollen. Er ſendete Truppen in das Machover Banat, um es gegen Angriffe von osmaniſcher oder walachiſcher Seite zu vertheidigen, und gegen Vrana, wo Johannes von Paliſzna ſich abermals feſtgeſetzt hatte. Er ſelbſt zog an der Spitze der übrigen Heeresmacht über die Save nach Bosnien, und kam durch den Muth ſeiner Feldherren in den Beſitz der feſten Schlöſſer Borith und Zettin. Als aber eine ſeiner Heeresabtheilungen, vor Vrana durch Twartko geſchlagen, ſich nach Nona hatte zurück ziehen müſſen, war auch Sigmund's Muth dahin, und ſtatt ſich auf den bis Jadra ſtreifenden Feind zu werfen, ging er eilig über die Save zurück, wodurch Twartko Meiſter des Feldes wurde, und nicht nur Cliſſa, Oſtrowitza und Almiſſa ſchnell hinter einander eroberte, ſondern auch zu Anfang des folgenden Jahres (1390) die durch Sigmund unbeſchützt gelaſſenen Städte Spalatro, Sebenico und Traù, nebſt den Inſeln Leſina und Brazza, zur Unterwerfung zwang. Nur Jadra hielt mit unverbrüchlicher Treue zu Ungarn. Ein neuer größerer Verluſt kam dazu; denn als Sigmund Anſtalten traf, um den moldauiſchen Woiwoden für ſeinen Uebertritt zu Polen zu beſtrafen, fiel die junge polniſche Königin Hedwig mit einem Heere in Galizien

ein und vertrieb die ungariſchen Beſatzungen. Seitdem blieb Galizien durch drei hundert zwei und achtzig Jahre für die ungariſche Krone verloren. Zwar gelang dem Könige Sigmund die Demüthigung des moldauiſchen Woiwoden Stephan, ſo, daß derſelbe ſammt ſeinen Bojaren ihm den Huldigungseid ſchwören mußte; aber zwei Jahre ſpäter verlor Stephan durch eine Empörung die Herrſchaft, und die Stellung der Moldau zu Ungarn blieb, nach wie vor, ſchwankend und verworren.

Mit reißender Schnelligkeit breitete ſich die Macht der osmaniſchen Türken an den öſtlichen Nachbarländern Ungarns aus. Die Bulgarei war, mit Ausnahme weniger Plätze, in den Händen der islamitiſchen Sieger; der bulgariſche Kral, Sisman, hatte, vom Schrecken gelähmt, ſeine Perſon den Osmanen übergeben und endete im Gefängniſſe zu Philippopolis, während ſein gleichnamiger älterer Sohn ſich das Leben und die Freiheit durch Uebertritt zum Islam erkaufte und in Aſien ſich mit einer türkiſchen Statthalterſchaft begnügte. Nach Bulgariens Unterjochung ſtreiften die Türken gegen Sirmien, und bedrohten das Machover Banat. Aber in Sirmien unterlagen ſie zu wiederholten Malen den Waffen der Ungarn; eben ſo wurden ſie aus dem bereits von ihnen eingenommenen Bergſchloſſe Kolumbatz am rechten Donauufer, zugleich auch aus dem Machover Gebiete und aus der ſlavoniſchen Klein-Walachei wieder vertrieben. Auch auf anderer Seite ſchienen ſich die Ausſichten für Sigmund lichten zu wollen; denn zwei ſeiner gefürchtetſten Feinde, der Vraner Exprior, Johannes von Paliſzna, und der bosniſche Deſpot, Stephan Twartko, ſtarben kurz nach einander (1392). Die durch dieſen Todesfall in Bosnien, wo der zum Könige ausgerufene Stephan Dabiſchia und Twartko's unehelicher Sohn, Twartkoſchura, einander die Herrſchaft ſtreitig machten, verurſachten innere Gährungen, beſeitigten vor der Hand dort jede Gefahr für Ungarn, und auch die verſuchte türkiſche Einmiſchung wurde mit ungariſcher Hilfe zurück gewieſen.

Nach Twartko's Tode war Sigmund bedacht, die von dem Verſtorbenen eingenommenen dalmatiſchen Städte zurück zu erobern, und die kroatiſchen Verſchworenen, die an Jenem ihren ſtreitfertigen Arm verloren hatten, zu Paaren zu treiben. Niklas Gara, zum Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien ernannt, ſiegte über den bosniſchen Woiwoden Wruk Hrana, und brachte Knin, ſammt einigen Seeſtädten, in ſeine Gewalt. Die jetzt ernſthaft bedrohten Häupter der Verſchworenen warfen ſich in die feſte Burg Dobor

am linken Ufer der Bosna in der Landſchaft Uſzora, gegen welche ſofort die Brüder Niklas und Johannes Gara mit ihren Mannſchaften ſich in Bewegung ſetzten, und, nachdem auch der König bei ihnen eingetroffen, zur Belagerung des Platzes ſchritten. Ehe derſelbe noch völlig eingeſchloſſen war, entkam Johannes Horváthy, die Seele der Verſchwörung, aus der Burg, wurde aber im Gebirge aufgefangen und gefeſſelt zu dem Könige gebracht. Bald darauf ergab ſich der Platz; aber die Häupter des Bundes, unter ihnen auch der Biſchof Paul Horváthy, hatten ſich noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dieſer Sieg des Königs ſetzte ganz Bosnien in Furcht; der dortige Herrſcher, Dabiſchia, kam perſönlich zu Sigmund, huldigte demſelben als Oberherrn und wurde von ihm im lebenslänglichen Beſitze beſtätigt; nach ſeinem Tode ſollte jedoch Bosnien an Ungarn zurück fallen. Es gelang auch, die entflohenen Anführer der Rebellen aufzugreifen. Sie wurden insgeſammt nach Fünfkirchen geführt und daſelbſt enthauptet; Johannes Horváthy aber, nach Reichsgewohnheit und dem Ausſpruche der Baronen gemäß, mit glühenden Zangen gezwickt, am Pferdeſchweife durch die Straßen geſchleppt, zuletzt geviertheilt und die Stücke des Leichnams an den Thoren der Stadt feſtgenagelt. Noch andere zwei und dreißig edle Herren, Theilnehmer des Aufſtandes, wurden von Georg Waydaſy überfallen und ergaben ſich ohne Widerſtand gegen das Verſprechen königlicher Gnade. Zu Karom aber erklärte er ſie für Majeſtätsverbrecher und ließ ſie in Ketten legen. Empört über ſolchen Wortbruch, nahmen ſie einander das Gelübde ab, daß Keiner durch Bitten oder Unterwerfung ſich vor dem Könige demüthigen wolle. Stumm, trotzig, ohne Gruß und Kniebeugung, erſchienen ſie vor dem zürnenden Sigmund, der ſie ohne Ausnahme zum Tode verurtheilte. Sie erlitten ihr Schickſal mit großer Standhaftigkeit, einer beſſeren Sache würdig; Stephan Konth legte, ſtatt mit dem Geſicht, ſich mit dem Nacken auf den Block, weil er gewohnt ſey, dem Tode in's Angeſicht zu blicken; ſein Edelknabe, Cſowka, dem der König Gnade anbieten ließ, gab die fanatiſche Antwort: er wolle lieber ſterben, denn einem Böhmen dienſtbar ſeyn, und wählte den Tod ſtatt des Lebens (1393). So bluttriefend endete das Trauerſpiel der Horváthy'ſchen Verſchwörung, welches Ungarn allen Gräueln des Bürgerkrieges preis gegeben, Provinzen losgeriſſen, des Reiches Feinden Triumphe bereitet, zwei Königinnen gefeſſelt und eine gemordet hatte. Zu beklagen war nur, daß Wortbruch und Grauſamkeit den Sieg der gerechten Sache befleckte.

Die Gemüther gewann ſich Sigmund mit dieſer Strenge nicht; die Empörung war nicht ſowohl gedämpft, als zum Schweigen gebracht, und, ſtatt auf offenen Kampf, auf Schleichwege und Heimlichkeit angewieſen. Ein von Sigmund vorgeſchlagener Erbvertrag mit ſeinem Bruder Wenzel, durch welchen dieſer bei Sigmund's unbeerbtem Tode die Nachfolge in Ungarn haben ſollte, erbitterte die Ungarn, welche nicht ſo ungefragt über ſich verfügen laſſen wollten, noch mehr; mehre Magnaten ſchloſſen ſich insgeheim an Hedwig und deren Gemal, Wladislaw Jagjel, an; Andere ſetzten ſich in Einvernehmen mit dem jungen Könige Ladislaw von Neapel, Sohn des ermordeten Karl von Durazzo, und forderten ihn auf, Ungarn als ſein väterliches Erbe in Beſitz zu nehmen, welchen Anſchlag der Papſt Bonifacius IX. ſo ſehr begünſtigte, daß er ſogar in Dalmatien, Kroatien und Slavonien wider Ladislaw's Feinde das Kreuz zu predigen gebot, was Sigmund nur durch ſeine perſönliche Hinkunft zu hindern vermochte.

Neben dieſen verwickelten Sorgen nahmen die immer drohenderen Fortſchritte der Türken des Königs ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Noch während er den Todesſtreich gegen die Trümmer der Horváthy in Dobor vorbereitete, war er, begleitet von dem Herzoge Bolko von Oppeln, dem böhmiſchen Edlen von Sternberg, dem polniſchen Magnaten und Preßburger Grafen Stibor von Stiborzicz und dem Grafen Wilhelm von Cilly, an das linke Donauufer bei Kewi gezogen, um die gegenüber bei Semendra gelagerten Türken vom Uebergange über den Strom abzuhalten. Als die türkiſche Hauptmacht unter Sultan Bajeſid ſich nach Thrakien zurück zog, ſetzten die Ungarn über die Donau und verjagten die einzelnen türkiſchen Streifparteien aus dem Machover Banate. König Sigmund wurde bei ſolcher Gelegenheit einmal von ſeinen Begleitern getrennt. Ein Türke fiel ihn wüthend an, und würde ihn niedergehauen haben, hätte nicht der herbei eilende Ritter Blaſius Cſerey von Baroth den Streich aufgefangen und den Türken getödtet. Blaſius brachte ſodann in einem Nachen den König über den Strom zurück und ſtillte deſſen Hunger mit Getreidekörnern. Ehe die Ungarn nach Bosnien zur Belagerung der Feſte Dobor abzogen, verheerten ſie das den Türken zinsbar gewordene Serbien bis in die Gegend von Izdril.

Nachdem die Macht der Horváthy gebrochen, verfolgte Sigmund ſeine Unternehmungen gegen die Türken mit größerem Nachdrucke. Im Februar 1395 ſtand er mit ſeinem Heere in Siebenbürgen, Willens, die Bulgarei

von den Türken zu ſäubern und ihre gefährliche Nähe zurück zu werfen. Zu dieſem Zwecke hatte er mit dem byzantiniſchen Kaiſer Manuel Paläologus ein Bündniß geſchloſſen, auch den König Karl VI. von Frankreich zur Theilnahme einladen laſſen. Eben ſo war es nöthig, ſich der Treue des walachiſchen Woiwoden Myrtſche zu verſichern, und wirklich wurde derſelbe dahin vermocht, daß er dem Könige Beiſtand wider die Türken, freien Durchzug durch ſein Land und Verſorgung der Truppen gelobte. Während nun das ungariſche Heer durch den Türczburger Paß zog und in der Walachei längs der Aluta vorrückte, hatten die Türken ſich ſchon am linken Donauufer in einem verſchanzten Lager vor dem von ihnen beſetzten feſten Platze Klein-Nikopolis (jetzt Turnul) aufgeſtellt, und verwüſteten von da aus die Umgegend bis Zewrin hin. Als aber die Ungarn mit überlegener Macht gegen ſie anrückten, flohen ſie in Verwirrung über den Strom zurück und verloren auf der Flucht eine Menge Leute durch die Schwerter der heftig nachſetzenden Ungarn. Nach hartnäckiger Vertheidigung fiel auch Klein-Nikopolis in die Gewalt der ſtürmenden Chriſten. Die Siegesfreude wurde bitter getrübt durch die eintreffende Trauerkunde von dem Tode der Königin Maria, welche in der Blüte ihrer Tage, ſechs und zwanzig Jahre alt, ihr an ſchweren Erfahrungen reiches Leben beſchloſſen hatte (17. Mai 1395). Sigmund ſendete den Graner Erzbiſchof zurück, um die Leiche Mariens in der Gruft des heiligen Ladislaw in Großwardein zu beſtatten, und in dieſer entſcheidenden Kriſis für ihn zu wirken.

Für Sigmund ſtand jetzt Alles auf dem Spiele; denn das Hinſcheiden der kinderloſen Königin munterte die Prätendenten der verſchiedenen Parteien zu neuen Unternehmungen auf. Am ſchnellſten handelten Hedwig von Polen und ihr königlicher Gemal Wladislaw; ſie eilten mit hinlänglicher Heeresmacht über die Gränze, um das ungariſche Reich, welches ſie erledigt nannten, als ein der Krone Polen anheimgefallenes Erbtheil in Beſitz zu nehmen. Für Beide hatten ſich, aus Widerwillen gegen Sigmund, die meiſten ungariſchen Herren in den nördlichen Comitaten erklärt; aber das Glück entſchied diesmal für Sigmund. Der Graner Erzbiſchof, Johannes Kaniſay, verwehrte mit einigen ſchnell zuſammen gerafften Truppen den Polen, tiefer im Reiche vorzudringen, und ſchüchterte durch angedrohten Kirchenbann die Königin Hedwig und deren Gemal dergeſtalt ein, daß ſie von allen Anſprüchen auf die ungariſche Krone abſtanden. Ladislaw aber fühlte ſich in Neapel ſelbſt noch ſo wenig feſt, daß er nicht daran denken mochte, auch noch die ſchwierige

Frage für Ungarn aufzunehmen. Sigmund zog nach Ungarn zurück; die Gebrüder Gara und Graf Peter von Perén zogen mit einer auserleſenen Schaar dem Heere voran. Der treuloſe Myrtſche hatte, um Sultan Bajeſid's Gunſt zu erwerben, in den Belgrader Bergpäſſen walachiſche Scharfſchützen in Hinterhalt gelegt, welche, als der König jene Straße zog, ihn mit vergifteten Pfeilen begrüßten. Aber die Ritter deckten den König mit ihren Schildern, und die Grafen drangen mit ihren Leuten in die beſetzten Schluchten hinein und verjagten die walachiſchen Wegelagerer.

Der Zufall hatte in Ungarn ſo viel für Sigmund gethan, daß derſelbe noch hinlängliche Zeit zu gehäſſigen Umtrieben gegen ſeinen Bruder, den deutſchen und böhmiſchen König Wenzel, behielt, gegen welchen er mit dem Herzoge Albrecht III. von Oeſterreich, dem Markgrafen Jodok von Mähren und dem Markgrafen Wilhelm dem Einäugigen von Meißen ein heimliches Schutz- und Trutzbündniß errichtete, auch die Unruhen unter den böhmiſchen Landherren ſelbſt unterhielt und Wenzel's erſte Gefangenſchaft veranlaßte. Durch dieſes trübe Spiel nöthigte er zuletzt den König Wenzel, ſich ihm, ſeinem argliſtigen Feinde, in die Arme zu werfen und ſeine Vermittlung anzurufen. Sigmund ging nach Böhmen, ſtiftete hier nothdürftig Ruhe, und erwirkte Erneuerung des ſchon vor drei Jahren mit ſeinem Bruder geſchloſſenen Erbvertrags, nach welchem, im Ueberlebungsfalle, Wenzel in Ungarn, Sigmund in Böhmen nachfolgen ſollte. Namentlich erreichte der bereits eifrig der römiſchen Krone nachſtrebende Sigmund, daß Wenzel ihm (1396) das Vicariat über den ganzen Umfang des römiſchen Reiches auf Lebenszeit und mit faſt unumſchränkter Gewalt übertrug.

In Böhmen wie im deutſchen Reiche hatte Sigmund alſo glücklich die Unterlagen ſeines ehrgeizigen Gebäudes gegründet; jetzt aber rief ihn die Nothwendigkeit wieder auf das Schlachtfeld wider die Schaaren Bajeſid's. Des Königs Aufruf an andere Fürſten und Herren hatte auf vielen Seiten Anklang gefunden, beſonders in Frankreich, Burgund und England. Im Hafen von Nona landeten des burgundiſchen Herzogs Philipp des Kühnen Sohn, der Graf von Nevers, der Connetable Graf d'Eu, Heinrich und Philipp de Bar, Guy de la Tremouille, der Admiral Jean de Vienne, der Marſchall Boucicault welcher auf ſeiner Rückreiſe aus dem Oriente durch Ungarn den König Sigmund zu neuen Unternehmungen gegen die Türken ermuthigt hatte, der berühmte Feldherr Graf von Coucy und andere edle Herren mit tauſend franzöſiſchen

Rittern, eben ſo vielen Knappen und ſechs tauſend Söldnern. Ihnen hatte ſich am Wege angeſchloſſen: Graf Friedrich von Hohenzollern, Großprior in Deutſchland, an der Spitze deutſcher Herren, und von Rhodos kam in das Lager zu Sigmund der Großmeiſter der Johanniter, Philibert von Naillac, mit vielen ſeiner Ritter. Auch baieriſche Ritter kamen herbei gezogen unter der Anführung des Kurfürſten von der Pfalz, des Grafen von Mümpelgard, Burgvogtes zu Nürnberg; ſteyermärkiſche unter dem Befehle Hermann's II., Grafen von Cilli, und walachiſche Truppen, von ihrem Woiwoden Myrtſche befehligt. Gegen die Pfingſtzeit hatte eine Zuſammentretung in Wien Statt, von wo ſiebzig große Schiffe, mit Wein, Mehl und Hafer befrachtet, die Donau hinab fuhren. Plündernd zog das ungariſche Heer durch Serbien; die franzöſiſchen Hilfsvölker nahmen ihren Weg über Siebenbürgen und die Walachei. König Sigmund rückte durch den Paß des eiſernen Thores und beſetzte Widdin und Orſova, jenes mit drei hundert, dieſes mit zwei hundert Mann. Das erſte hatte ſich freiwillig ergeben; das zweite fünf Tage lang ſich gewehrt, worauf die chriſtlichen Einwohner die türkiſche Beſatzung mit Gewalt vertrieben. Raco wurde berennt, und die Beſatzung, nachdem ſie ſich ergeben, niedergemetzelt; denn der Fanatismus der Chriſten kannte keine Schonung und keine Worttreue gegen die Ungläubigen. Das geſammte, an ſechzig tauſend Mann ſtarke, verbündete Heer vereinigte ſich zu Nikopolis, welches ſechs Tage lang zu Waſſer und zu Lande belagert, aber von Toghanbeg, der mit Beſtimmtheit auf nahen Entſatz rechnete, beharrlich vertheidigt wurde. Die Verbündeten, namentlich die Franzoſen, durch das Bewußtſeyn ihrer Stärke in thörichte Sicherheit gewiegt, fröhnten ſorglos ihrer Luſt im Weine und in der Liebe, denn ſie führten Schaaren leichtfertiger Dirnen bei ſich. Von ihrem Gegner, Bajeſid, ſprachen ſie mit Hohn und Geringſchätzung, bezweifelten, daß er den Muth haben werde, über den Bosporos zu ſetzen, und maßen der von Streifern eingebrachten Botſchaft, daß das türkiſche Heer nur noch ſechs Stunden weit entfernt wäre, keinen Glauben bei. Der Marſchall Boucicault drohte ſogar den Männern, welche jene Nachricht brachten, als falſchen Lärmmachern die Ohren abſchneiden zu laſſen, und ſeine Ritter rühmten ſich, den Himmel, wenn er einfiele, mit ihren Speeren aufhalten zu wollen; während auf türkiſcher Seite Bajeſid, eben ſo vermeſſen, doch ſeiner Uebermacht bewußt, prahlte, daß ſein Roß nächſtens auf dem Hochaltare der Peterskirche zu Rom Hafer freſſen ſollte.

Als man der erſten türkiſchen Streifer, der Aſaben, in der Ebene anſichtig wurde, beſtand der Graf von Nevers darauf, daß die franzöſiſche Reiterei die Ehre des erſten Angriffes haben müßte. Umſonſt ſtellte der König Sigmund, mit der Türken Kriegsweiſe bereits aus eigener Erfahrung vertraut, ihm vor, daß gegen dieſes ſchlechtbewaffnete Volk nur leichte Truppen nöthig wären, die chriſtlichen Kerntruppen aber gegen jene des Feindes, gegen die Janitſcharen und Sipahi, aufgeſpart werden müßten. Seinem Einwurfe pflichteten der Graf von Coucy und der Admiral de Vienne bei; aber der Connetable und der Marſchall von Frankreich, gereizt, daß Sigmund jene Beiden früher um ihre Meinung gefragt habe, als ſie, widerſtritten ihm mit Heftigkeit, und bemerkten beißend, daß franzöſiſche Reiterei unmöglich ungariſchem Fußvolke nachſtehen dürfe, und daß auf den Ehrenplatz des Treffens die Franzoſen Anſpruch hätten. Der König mußte nachgeben, zum Verdruſſe ſeiner Ungarn, deren kriegeriſcher Ehrgeiz dieſe Zurückſetzung beleidigte. Als Einleitung der Schlacht hieben die Franzoſen die auf Treue und Glauben übernommenen türkiſchen Gefangenen nieder. Alsbald entbrannte nun die Schlacht, welche den Chriſten ſo verderblich werden ſollte (28. Sept. 1396). Der Anfang war beſſer, als das Ende. Die aſabiſche Vorhut der Türken wurde von den Franzoſen auseinander geſtäubt; ſelbſt die Janitſcharen mußten der ungeſtümen Tapferkeit der Franken weichen, und nachdem ſie zehn tauſend Mann verloren hatten, rettete ſich der Reſt hinter die Sipahi. Wüthend hieben die franzöſiſchen Reiter jetzt auf die türkiſchen ein, und tödteten ihnen fünf tauſend Mann. Wenn die Franzoſen der Meinung Coucy's oder des Admirals gefolgt wären, Halt gemacht, ihre Geſchwader friſch geordnet und das ungariſche Fußvolk erwartet hätten, ſo wäre der Sieg den Chriſten nicht zu entwinden geweſen. Aber in unbedachter Hitze ſprengten die franzöſiſchen Reiter, in Verfolgung der fliehenden Sipahi, eine Anhöhe hinan, wo unerwartet der Kern des türkiſchen Heeres, von Bajeſid ſelbſt geführt, ihnen mit vierzig tauſend Lanzen entgegen ſtarrte. Sie wollten umlenken und in das Lager zurück fliehen; aber die türkiſche Reiterei ſchnitt ihnen den Rückweg ab. Schon wollte der Admiral de Vienne ſich zur Flucht wenden, als er, der Ehre ſeiner Nation ſich opfernd, den ihn umgebenden zwölf Rittern zurief: das Leben dürfe nicht erkauft werden um den Preis der Ehre; es gelte ſich zu vertheidigen oder auf dem Felde des Ruhmes zu ſterben! Sie warfen ſich den Speeren der Türken entgegen und fielen als Helden. Der Graf von Nevers

und vier und zwanzig ſeiner vornehmſten Waffengefährten wurden gefangen; darunter des Königs von Frankreich Vetter, Prinz Heinrich de Bar, der edle Coucy und de la Tremouille. Nur tauſend Schritte hinter den Franzoſen ſtand das ungariſche Heer, auf dem rechten Flügel die Ungarn, von Stephan Latzkovich, auf dem linken die Walachen, von ihrem Woiwoden Myrtſche angeführt; im Centrum Hermann von Cilli mit den Steyermärkern und Baiern, die Brüder Gara und König Sigmund ſelbſt. Als man den kläglichen Untergang der franzöſiſchen Ritter ſah, kam Beſtürzung und Schrecken über das Heer, und der rechte und linke Flügel desſelben ſuchte ſein Heil in der Flucht. Stephan Latzkovich, ein geheimer Feind, floh mit den Ungarn, der wiederholt treuloſe Myrtſche mit den Walachen. Nur das Mitteltreffen, des Königs auserleſene Ritter unter Gara, die Steyermärker unter Hermann von Cilli, und die Baiern unter dem Kurfürſten von der Pfalz, hielten muthig aus, boten den Trümmern der zerſprengten franzöſiſchen Schaar einen Stützpunkt, und gingen, zwölf tauſend Mann ſtark, auf die Türken los. Es gelang den Tapferen, die Janitſcharen zurück zu ſchlagen, und ſie waren nahe daran, auch die Sipahi zu werfen; da flog der Fürſt von Serbien, zum türkiſchen Vaſallen herab geſunken, mit ſeinen Kriegern zu Bajeſid's Rettung herbei und erkämpfte für ſeinen Tyrannen den Sieg. Das Banner Sigmund's wurde geworfen; die ſteyermärkiſchen und baieriſchen Ritter weihten ſich hochherzig dem Tode, um den König zu retten. Hermann von Cilli und der Graf von Mümpelgard nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn aus dem Gemetzel der Schlacht auf ein Schiff, das er mit dem treuen Erzbiſchof von Gran und deſſen Bruder Stephan von Kaniſay beſtieg. Sie erreichten mit dem Großmeiſter der Johanniter glücklich die vereinigte venetianiſche und rhodiſche Flotte der Kreuzfahrer, welche an der Mündung des Iſters lag, und ſie über Konſtantinopel und Rhodos nach Dalmatien brachte. Als ſie bei Galipoli vorbei fuhren, wo Bajeſid die von dem allgemeinen Gefangenenmorde ausgenommenen franzöſiſchen Prinzen und Herren verwahren ließ, ſtellten die Türken, deren kleine Fahrzeuge der Flotte der Kreuzfahrer nichts Ernſtliches anhaben konnten, jene Gefangenen am Ufer des Meeres zur Schau aus und riefen dem vorbei ſegelnden Könige ſpottend zu: er möge ſie auswechſeln. Sigmund lenkte bald darauf dieſen Spott von ſich ab, indem er die von dem Subſidienvertrage mit Venedig ihm entfallende nächſte Zahlung von ſieben tauſend Ducaten zur Auslöſung der franzöſiſchen Ritter anwies. Die Gefangenen wurden

endlich zu Bruſa ausgelöſet; der Admiral von Frankreich war im Kampfe bei Nikopolis gefallen, der Connetable und der Graf von Coucy in der Haft zu Bruſa geſtorben; aber die Uebrigen, unter ihnen der Marſchall Boucicault und Guy de la Tremouille, begrüßten glücklich den Tag ihrer Freiheit.

Des Königs Niederlage und Feldflucht hatte natürlich nicht dazu gedient, ſein Anſehen in Ungarn zu heben. Auch die Verzögerung ſeiner Heimkehr in ſo verhängnißvollem Augenblicke, wo Bajeſid Ungarn — das nach dem blutigen Tage von Nikopolis nunmehr durch drei hundert fünf und neunzig Jahre ein Ziel türkiſcher Eroberung blieb — mit einem Einfalle bedrohte, wurde ihm übel ausgelegt. Wiederum drohten ihm auf vielen Seiten Abfall und Angriff. Bosnien riß ſich, nach König Dabiſchia's Tode, gänzlich von Ungarn los, indem die beiden Nebenbuhler der bosniſchen Krone, Twartkoſchura und der Bojar Oſtojo, Jener unter Bajeſid's, Dieſer unter Neapels Schutz ſich begaben. An Oſtojo ſchloſſen ſich die zahlreichen mißvergnügten ungariſchen Herren, verſtärkt durch die Familien der hingerichteten Mitverſchworenen der Horváthy, an, indem ſie ausſprengten, Sigmund ſey bei Nikopolis entweder umgekommen oder in Gefangenſchaft gerathen; in jedem Falle aber ſey Derſelbe nur durch einſeitige Wahl, nicht nach verfaſſungsmäßigem Hergange auf den Thron erhoben worden, und nach Maria's Tode ſein Recht erloſchen; zudem habe Sigmund ungariſches Gebiet ohne Genehmigung der Stände an ſeine Verwandten verpfändet, die Ausländer bevorzugt, und ſich unvermögend gezeigt, das Vaterland in Zeiten der Gefahr zu beſchützen. In ſolcher Vorausſetzung erklärten ſie den Thron für erledigt, und den König Ladislaw von Neapel als deſſen geſetzlichen Erben.

Ladislaw aber, von Ludwig von Anjou fortwährend bedrängt, fühlte ſich noch immer nicht ſicher auf dem Throne von Neapel, und konnte ſich daher nicht ſo ſchnell entſchließen, ſein Reich zu verlaſſen. Er gab den Abgeordneten der Mißvergnügten vertröſtende Antwort, ließ aber gleichwohl die Unterhandlungen fortſetzen, und ernannte endlich die beiden Häupter jener Partei, den Woiwoden Stephan Laczkófi und Herrn Stephan von Simontornya, auf ihr Verlangen zu ſeinen bevollmächtigten Statthaltern und Feldherren in Ungarn, mit der urkundlichen Erklärung, daß er künftig als König der Ungarn Alles, was jene Beiden in ſeinem Namen verfügen würden, beſtätigen wolle.

Hierauf wurde ein Tag nach Knin ausgeſchrieben, welchen Oſtojo, die meiſten Landherren Kroatiens und des ſüdlichen Bosniens, die Führer der

ungariſchen Mißvergnügten und die Bevollmächtigten der dalmatiſchen Seeſtädte beſuchten. Einſtimmig erklärte ſich die Verſammlung für Ladislaw; am ſchnellſten wurde derſelbe anerkannt von den Bewohnern der Stadt Jadra, weil Sigmund bei einem Streite zwiſchen dieſer Stadt und der Inſel Pago zum Nachtheile der erſteren entſchieden hatte; auch Oſtojo kündigte den Bevollmächtigten Ladislaw's ſeine Unterwerfung an, und mit aller Macht wurden nun in Ungarn Anhänger für den Neapolitaner geworben. Myrtſche ſagte ſich von aller Lehensverbindung mit Ungarn los, obgleich er ſeinen Sohn Wlad dem Könige als Geiſel ſeiner Treue geſtellt hatte.

Als Sigmund, der Gefahr türkiſcher Gefangenſchaft glücklich entronnen, nach Dalmatien kam, ſchrieb er einen allgemeinen Landtag nach Temesvár aus, und blieb ſo lange in Knin, bis Niklas Gara und Johannes von Mároth einen Theil Bosniens zurück erobert und ihm dadurch einen ſicheren Weg nach Ungarn geöffnet hatten, worauf er aus dem eingenommenen Bezirke am Bosnaſtrome ein Banat errichtete. Wider Erwarten wurde der ausgeſchriebene Landtag zu Temesvár zahlreich beſucht und am 25. October 1397 eröffnet. Doch wurde wenig ausgerichtet; denn der König und die Stände forderten gegenſeitig von einander, was Keiner gewähren konnte oder wollte: er Geld, ſie die ſchleunige Einlöſung aller von ihm verpfändeten Burgen, Städte und Krongüter von ſeinen Kammereinkünften.

Von hier wollte der König nach Zengg gehen, um dort einen Congreß für die Abgeordneten ſämmtlicher dalmatiſcher Städte zu halten. Aber während deſſen hatte ſich in Dalmatien Alles zu Gunſten Ladislaw's erhoben, und das Vordringen der Bosnier machte dort die Straße nach Ungarn unſicher. Schon war der König auf dem Wege nach Zengg; da kam ihm die troſtloſe Botſchaft entgegen, Johannes Hervoja ſey zur Partei des Oſtojo für König Ladislaw übergegangen, und habe ſich zu Jaicza durch türkiſche Truppen verſtärkt; zahlreiche türkiſche Rotten hätten bei Zwornik den Drino überſchritten und wären theils, mit Twartkoſchura's Banden vereinigt, in das Gebiet von Poſega, theils unter Latzkóſi's und Simontornya's Anführung in Sirmien eingefallen; Matko von Szent-Márton, königlicher Befehlshaber zu St. Demeter (Mitrovicz) an der Save, habe die Stadt an die Feinde verrathen und alles Land zwiſchen der Donau, der Save und der Drave ſey von den vereinigten Türken und Aufſtändiſchen furchtbar verwüſtet worden.

Schnell widerrief, nach dieſen Vorgängen, Sigmund den Zengger Landtag und verlegte ihn nach Kreutz in Kroatien (Februar 1398). Hier wagten ſogar Latzkóſi und Simontornya, Erſterer bewaffnet, zu erſcheinen; aber mitten unter den Verhandlungen ließ Sigmund Beide ergreifen und ſogleich enthaupten, und ihre Leichname aus den Fenſtern hinab ſtürzen. Dieſe Blutthat hatte unter den Anweſenden die Erſtarrung des Schreckens, aber keine Sinnesänderung zur Folge. Die Anhänger und Söldner der Ermordeten wagten keine augenblickliche Rache zu nehmen, aber ſie gaben ſie nicht auf.

Nach vielen Schwierigkeiten konnte der König endlich mit einiger Heeresmacht über die Drave gehen, die Bosnier bedrohen und ſpäter, nachdem Maroth den Twartkoſchura über die Save zurück getrieben hatte, bei Poſega ſich lagern. Von hier aus erſuchte er die Bewohner von Traù um Belagerungsgeſchütz, um die bosniſchen feſten Plätze zu bewältigen; aber die Forderung wurde unter mancherlei Vorwänden verweigert. Für den König war hier alſo vor der Hand Nichts weiter zu thun, und auch von den Türken für den Augenblick Nichts zu befürchten, indem dieſelben eben die Walachen bedrohten und den erſchrockenen Myrtſche nöthigten, den Beiſtand des oft getäuſchten Königs anzuflehen. Dieſer benützte daher die Zeit zu einem Ausfluge nach Polen, um ſich der Königin Hedwig und deren Gemal Wladislaw geneigter zu machen.

Sigmund hatte auf dieſer Reiſe, von welcher er noch geldarmer zurück kehrte, als er hingegangen, und daher abermals ſeine Zuflucht zu Veräußerung von Krongütern nahm, die ſchöne jugendliche Königin Hedwig zum letzten Male geſehen; denn dieſe verſchied am 17. Juli 1399 an der Folge ihrer Entbindung mit einer, kurz nach der Geburt wieder verſtorbenen Tochter, und ſo war denn der ungariſche Zweig des Hauſes Anjou, wie mit König Ludwig in der männlichen, nun auch in der weiblichen Linie erloſchen. Ihr Gemal Wladislaw, Anfangs die Miene annehmend, als halte er durch den Tod der kinderloſen Hedwig ſeine Anſprüche an Polen für vernichtet, und wolle dieſem Throne entſagen, ließ ſich, auf den Wunſch der Nation, herbei, des Grafen Wilhelm von Cilli verwaiſete Tochter Anna, König Kaſimir's Enkelin, zu heiraten und die Krone zu behalten.

Die einſeitige Erwählung eines deutſchen Gegenkönigs in der Perſon des Kurfürſten Ruprecht von der Pfalz durchkreuzte Sigmund's Hoffnungen auf die römiſche Krone; noch näher aber ſtand ihm die Sorge ſeiner Geldnoth,

der er vorläufig dadurch abhalf, daß er, gegen beträchtliche Geldſummen, ſeinem Vetter, dem Markgrafen Jodok von Brandenburg und Mähren, die Erbfolge in Ungarn zuſicherte. Als dieſer Vertrag in Ungarn laut wurde, mehrte ſich die Erbitterung gegen den König, dem man zu ſeinen übrigen Fehlern auch noch den Vorwurf machte, daß er den ſchönen Töchtern der Landesedlen unziemlich nachſtelle. Der allgemeine Groll, bisher nur in Umtrieben und Parteikämpfen aufathmend, brach jetzt offen gegen ihn los. Am 28. April 1401 verſammelte ſich ein großer Theil der Prälaten und Baronen bewaffnet vor der Ofener Burg, angeführt von dem Palatin Dietrich Bebek und dem Braner Prior Emerich Bebek. Plötzlich ſtanden ſie in den königlichen Gemächern vor dem darauf nicht gefaßten Sigmund, und verlangten mit ihm zu ſprechen. In der Hoffnung, ſie zu beſchwichtigen, und auf ſeine Beredſamkeit wie auf den Adel ſeiner Erſcheinung zählend, trat er unbefangen unter ſie, den bloßen Säbel in der Fauſt. Auch ſie zogen ihre Säbel und deuteten auf ihre Ueberzahl. Den Menſchen gegenüber beſſer entſchloſſen, als gegenüber den Umſtänden, ſprach Sigmund furchtlos: Wer von Euch will wagen, mich, ſeinen König, anzutaſten? Glaubt Einer ſich von mir gekränkt, der trete hervor und biete mir allein den Kampf nach dem Geſetze der Ehre! Keiner regte ſich; nur der greiſe Emerich Bebek redete ihn ernſt und vorwurfsvoll an, ſchilderte ihm die Verletzung ſeiner königlichen Pflichten und warum man ihn des Thrones unwürdig erkenne. Da entbrannte der König in Zorn, rief ſeine umſtehenden Anhänger herbei und wollte den Sprecher niederhauen. Doch nicht Ein Arm erhob ſich zu ſeinem Beiſtande; nur auf Bitten um Schonung des Königs verlegten ſich ſeine Freunde. Dieſe Theilnahmloſigkeit lähmte den Muth des Königs; er gab ſich gefangen, und wurde, ohne daß Etwas zu ſeiner Rettung geſchehen wäre, in feſte Verwahrung auf die Wiſſegräder Burg gebracht, um hier abzuwarten, was im Rathe der Empörung über ihn beſchloſſen werden würde.

Sigmund's Abſetzung war einhällig von Allen beſchloſſen; aber darüber, wer nach ihm König ſeyn ſollte, theilten ſich die Meinungen, und an dieſer Frage zerſplitterte die furchtbare Eintracht des Aufſtandes. Es ſchieden ſich endlich vier Parteien aus, eine die andere bekämpfend, und ſomit alle feindlich gegen alle. Die Cleriſei und der Adel der nördlichen Comitate erhoben ſich für König Wladislaw von Polen und ließen ihm die Krone Ungarns antragen; die weſtlichen Geſpanſchaften ſtimmten für den Herzog

Albrecht IV. von Oeſterreich; im Süden des Reiches blickte man verlangend auf Ladislaw von Neapel hin, deſſen Anhang der Mordſtreich von Kreutz gelichtet hatte; die vierte Partei endlich, die kleinſte und beſonnenſte, warf Anfangs ihre Augen auf die alten einheimiſchen Stammgeſchlechter, und als ſie dieſelben theils erloſchen, theils an Einfluß und Reichthum herab gekommen fand, und den von einer ſolchen Wahl unzertrennlichen Bürgerkrieg erwog, kehrte ſie zu demſelben Punkte zurück, von welchem ſie ausgegangen, und arbeitete insgeheim an Sigmund's Befreiung und Wiedereinſetzung. Indem die Theilnehmer der letzteren Partei ihre wahren Abſichten klug verhehlten und äußerlich ſich als erbitterte Gegner Sigmund's geberdeten, gelang es ihnen, die Perſon des gefangenen Königs unter ihre Obhut zu bekommen; denn als der Polenkönig die nördlichen Gränzen des Reiches bedrohte, Jodok und Prokop von Mähren, Sigmund's Vettern, in das Land zwiſchen der Donau und der Waag, Albrecht von Oeſterreich in die Wieſelburger und Oedenburger Geſpanſchaften eingefallen waren, achtete man den hohen Gefangenen auf Wiſſegrád nicht mehr ſicher genug, und übergab ihn ſeinem vermeintlichen Gegner, Niklas Gara, zu ſtrenger Verwahrung auf der Felſenfeſte Siklós, wogegen dieſer ſeinen Sohn und ſeinen Bruder als Geiſeln ſtellte. Der lostobende Parteikampf übertäubte die geheimen Anſchläge, welche mittlerweile zu Sigmund's Gunſten unternommen wurden, und ließ Nichts davon laut werden. Johannes Hervoja, mit dem Titel eines oberſten Woiwoden von Bosnien und Generalſtatthalters der Könige Ladislaw und Oſtojo ſich bekleidend, hatte mit der Stadt Jadra ein Bündniß wechſelſeitiger Vertheidigung geſchloſſen; letztere Stadt die Fahne Ladislaw's, als Königs von Ungarn, aufgepflanzt; Ladislaw ſelbſt aber, in ſeiner Herrſchaft über Neapel jetzt beſſer befeſtigt, ſich, auf Zureden ſeiner Anhänger, zur Annahme der ungariſchen Krone entſchloſſen und, um ſich freie Ueberfahrt nach Dalmatien zu verſchaffen, den Venetern die Inſel Corfu verkauft. Während nun die übrigen Parteien einander heftig befehdeten, that Niklas Gara ſeine Schritte zu des Königs Befreiung. Dieſem wurden ſeine bisherigen Mißgriffe noch einmal vorgehalten; er gelobte Beſſerung und Verzichtleiſtung auf alle Rache, und Gara kündigte ihm im Namen der Uebrigen Verſöhnung und Vergeſſen des Geſchehenen an. Nach achtzehnwöchentlichem Aufenthalte in der Siklóſer Haft wurde Sigmund frei gegeben und nach Pápa im Weſzprimer Comitate geführt, um im Beiſeyn der Prälaten und Barone die Urkunde gegenſeitiger

Verzeihung und unverletzlichen Friedens zu vollziehen. Hier gelobte er (27. October), mit Berührung des heiligen Kreuzes, wegen vor und während ſeiner Gefangenſchaft vorgefallener Fehden und Angriffe wider Niemand feindlich zu verfahren oder Vorwürfe darüber zu machen. Nur wer ohne Genehmigung der Prälaten und Baronen während jener Zeit königliche Beſitzungen oder Einkünfte an ſich geriſſen hätte, müſſe ſie zurückſtellen oder verhältnißmäßigen Erſatz dafür leiſten.

Einflußreiche Verbindungen nach außen ſollten, wie der König meinte, ſein herab gewürdigtes Anſehen wieder befeſtigen, und eine zweite Heirat die Ungarn über den ihm vorgeworfenen Hang zu Liebesabenteuern beruhigen. In dieſer Abſicht verlobte er ſich mit Barbara, der ſchönen, aber nachmals ſittenloſen Tochter des reichen Grafen Hermann von Cilli, deren Schweſter Anna mit Niklas Gara, und deren Baſe mit Wladislaw von Polen verheiratet war. Die Vermälung kam jedoch erſt ſieben Jahre ſpäter (1408) zu Stande.

Hatte bisher, aus ſelbſtſüchtigen Gründen, Sigmund an dem Anſehen ſeines Bruders, Königs Wenzel, gerüttelt, ſo nöthigte ihn jetzt der Trieb der Selbſterhaltung, für denſelben aufzutreten, als in Folge der angeſchürten Gährungen in Böhmen wie im deutſchen Reiche, und durch die Gegenwahl Ruprecht's, das luxemburgiſche Haus der Kaiſerkrone verluſtig zu gehen drohte. Nachdem Wenzel durch den Herrenfrieden ſich ſpärliche Ruhe im Innern ſeines Landes verſchafft hatte, eilte Sigmund mit einigem kriegeriſchen Gefolge nach Kuttenberg, um hier das Nöthige wegen Wenzel's Romfahrt zu ordnen. Bei dieſer Gelegenheit ließ Sigmund ſich das Reichsvicariat diesſeits und jenſeits der Alpen beſtätigen; zugleich wurde ihm die unbeſchränkte Statthalterſchaft in Böhmen eingeräumt und Wenzel dadurch gänzlich von ihm abhängig gemacht (ſ. die Geſchichte Böhmens). Von ſeiner Vollmacht über Böhmen machte Sigmund alsbald vollen Gebrauch, indem er ſeine widerſpänſtigen Vettern, die mähriſchen Markgrafen Jodok und Prokop, Jenen zur Flucht zwang, Dieſem ſeine Schlöſſer abnahm und ihn gefangen ſetzte. Ja, König Wenzel ſelbſt mußte am ſchwerſten die Hand des brüderlichen Gubernators empfinden, denn Sigmund hielt ihn auf einem Prager Thurme in Haft und gab ihm dann nur eine Scheinfreiheit wieder, um ſich ſeiner zur Unterzeichnung ihm abgezwungener Urkunden zu bedienen. Dann wollte er ſeinen gefangenen und aller Macht entkleideten Bruder ſogar in Rom als Kaiſer krönen laſſen, um ſein eigenes deſpotiſches Handeln mit dem Glanze der Kaiſerkrone

zu verhüllen; aber die Reiſe ſtieß auf Hinderniſſe und ſo begnügte er ſich, den gefangenen Böhmenkönig den öſterreichiſchen Herzogen Wilhelm, Albrecht und Ernſt zur Verwahrung in Wien zu übergeben, während er den ebenfalls gefangenen Markgrafen Prokop in Preßburg feſtſetzte. Zugleich erpreßte Sigmund dadurch, daß er von den, dem Markgrafen Jodok gehörigen brandenburgiſchen Beſitzungen die Neumark jenſeits der Oder an den deutſchen Orden verpfändete, Geld zu ſeinen Rüſtungen wider Wenzel's und Jodok's Anhänger und wider den deutſchen Gegenkönig Ruprecht. Je mehr Sigmund in Ungarn durch die Macht der Barone ſeine Hände gebunden wußte, deſto willkürlicher und habgieriger waltete er in Böhmen, wo er nicht müde wurde, durch Confiscationen, Verpfändungen und Veruntreuung königlichen Gutes ſeinen Säckel zu füllen. Eine Stütze für ſeine gewaltſamen Maßregeln ſollte ihm das habsburgiſche Haus gewähren, welchem er fortan auf alle Weiſe ſchmeichelte, indem er den Herzogen von Oeſterreich nicht nur, ohne Rückſicht auf die früheren Verträge mit Jodok, die Nachfolge in Ungarn und die Verwaltung der Mark Brandenburg verſprach, ſondern auch ſpäter den Herzog Albrecht zu ſeinem Vicar für Ungarn ernannte.

Nach Ungarn zurück gekehrt, theilte Sigmund ſein Vorhaben nur ſeinen vertrauteſten und zuverläſſigſten Anhängern mit; dann aber legte er auf dem Landtage zu Preßburg den verſammelten Prälaten und Baronen folgende Urkunde vor: Daß, im Falle Sigmund ohne rechtmäßige Leibeserben männlichen Geſchlechtes verſtürbe, das ungariſche Reich mit allem Zubehör ſeinem Schweſtermanne, Herzog Albrecht IV. von Oeſterreich, als rechtmäßigem Erben und Thronfolger, zufallen ſolle. Würde aber Sigmund bei ſeinem Tode eine oder mehre Töchter hinterlaſſen, ſo ſollte der Herzog und Reichserbe verpflichtet ſeyn, dieſelben durch ſtandesgemäße Heiraten zu verſorgen, und einer Jeden hundert tauſend ungariſche Ducaten zur Ausſteuer zu geben. Indem Sigmund hierdurch die weibliche Erbfolge in Ungarn aufhob, hoffte er am ſicherſten Ladislaw's Anſprüche auf dieſes Reich, welche auf das Recht der weiblichen Nachfolge ſich gründeten, zu vernichten; obſchon er dabei vergaß, daß ſeine eigene Berufung zu dem ungariſchen Throne ſich auf eben jenes Recht ſtützte, welches er jetzt außer Kraft ſetzte. Es gelang dem Könige, die Unterſchriften der Stände, hundert und zwölf an der Zahl, für dieſe Urkunde zu gewinnen (21. September 1402), und ſo war mit Einemmale das Reichsherkommen in ſeinen Grundlagen verändert.

Sigmund verfügte für ſeinen Todesfall über ein Reich, das ihm, dem Lebenden, noch keineswegs ſicher war; denn in Dalmatien faßte Ladislaw's Einfluß mit jedem Tage feſteren Fuß, und vor Jadra landete ſogar Luigi Aldemarisco, Marſchall des Reiches Sicilien, Admiral und Ladislaw's bevollmächtigter Statthalter in Ungarn, Dalmatien und Kroatien, mit fünf Galeeren und einer Brigantine, und empfing von den Bürgern Jadra's den Eid der Treue für Ladislaw, der von nun an dort in allen Urkunden als König von Ungarn, Sicilien und Jeruſalem aufgeführt wurde. Ueberdies wurde Böhmen durch den Markgrafen Wilhelm von Meißen, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Herzog Stephan von Baiern, als Verbündete Ruprecht's, mit feindlichem Anfalle bedroht.

Wahrſcheinlich aus Gefälligkeit für Erſteren und um denſelben ſich geneigter zu machen, opferte damals Sigmund den zu ihm geflüchteten, unruhigen meißniſchen Vaſallen, Burggrafen Jeſchke von Dohna, einen kühnen, ritterlichen Mann, der, auf den Grund eines früheren Vertrages der dohnaſchen Burggrafen mit dem Böhmenkönige Johann, ſich, dem Markgrafen Wilhelm zum Trotze, als Vaſallen der Krone Böhmen anzuſehen pflegte. Die Veranlaſſung zum völligen Bruche hatte ein ſogenannter Adelstanz auf dem Alt-Dresdener Rathhauſe (1401) gegeben, wo Burggraf Jeſchke an dem ihm feindlichen Ritter Rudolph von Körbitz, der ihm im Tanze ein Bein geſtellt hatte, mit einer Ohrfeige ſich rächte. Die daraus entſtandene verwüſtende Fehde benutzte der Markgraf, den widerſpänſtigen Burggrafen, unter dem Vorwande der Felonie, zu vertreiben. Jeſchke, nachdem er dem Markgrafen abgeſagt und ſich tapfer gegen ihn gewehrt hatte, mußte zuletzt der Uebermacht weichen und floh nach Böhmen, von da nach Ofen zu Sigmund. Markgraf Wilhelm drang auf Beſtrafung des Flüchtlings, welchen Sigmund Anfangs zu ſchonen ſuchte und deshalb durch Albrecht von Anhalt mit dem Markgrafen unterhandeln ließ. Aber Dieſer blieb unerbittlich, und um ihm ſeinen Willen zu thun, ließ Sigmund den unglücklichen Burggrafen als Landfriedensbrecher zu Ofen enthaupten. (Vergl. Bartſch's Hiſtorie der alten Burg und des Städtchens Dohna; Dresden und Leipzig, 1735.)

Ueber den Angelegenheiten Böhmens lief Sigmund Gefahr, ſeinen Erbthron in Ungarn zu verlieren. Um ſeinem gefangenen Bruder Wenzel neue Zugeſtändniſſe zu entlocken, ging er nach Wien, von da aber mit Heeresmacht nach Böhmen zur Bekämpfung der Anhänger Ruprecht's. Kaum

hatte er Ungarn verlaſſen, ſo brach daſelbſt der bisher verhaltene Unwille über ſeine Verletzung des Reichsgrundgeſetzes los. Die Stände traten zuſammen und erklärten: da Sigmund das königliche Erbrecht, der Grundverfaſſung des Reiches entgegen, ohne geſetzliche Berathung mit den Ständen und ohne deren rechtsförmige Zuſtimmung, willkürlich an einen Fremden vergeben hätte, ſo ſey der Thron erledigt und ihnen die Befugniß gegeben, einen neuen König zu erwählen. Diejenigen, welche vorher am ſtandhafteſten zu Sigmund gehalten, traten jetzt am heftigſten gegen ihn auf, und gingen zu Ladislaw's Partei über. Der Prior Emerich Bebek übergab die Vraner Burg an Ladislaw's Statthalter; in Traù, wie in Sebenico und Spalatro, wurde Ladislaw's Banner aufgepflanzt; Gran, Erlau und Ofen wurden für Ladislaw zu Waffenplätzen eingerichtet und mit Beſatzungen verſehen. Im ganzen Reiche erging der Ruf zum Abfalle von Sigmund, und die Beſitzungen ſeiner wenigen Treugebliebenen mußten arge Verheerungen erdulden. Das Unglück zu vollenden, erlitten die durch den Ban Paul Beſſenyei von Ezghede befehligten Banderien der Anhänger Sigmund's bei Bihács (4. Februar 1403) eine gänzliche Niederlage gegen Emerich Bebek's Johannesritter und Johannes Hervoja's Schaaren, und der Ban ſelbſt wurde gefangen genommen. Nur Ladislaw's Gegenwart fehlte, um Sigmund's Sache gänzlich verloren zu machen. Auf einem zu Zalatnak in Kroatien veranſtalteten Tage der ungariſchen Herren, welchem auch polniſche Bevollmächtigte beiwohnten, wurde Sigmund's Erbverſchreibung an Herzog Albrecht, und die, wie man behauptete, widerrechtlich geſchehene Unterzeichnung der hundert und zwölf Baronen und Abgeordneten für ungiltig erklärt, der alte Vertrag des Königs Ludwig mit dem Könige Kaſimir erneuert, hinſichtlich deſſen treuer Erfüllung für den neuen König der Ungarn Bürgſchaft geleiſtet, von den polniſchen Landboten Bürgſchaft für ihren König angenommen und dabei ausgemacht, daß keine der beiden Nationen, wenn ihr König dawider handelte, demſelben mit Geld oder Waffendienſt beiſtehen wolle. Die Ausſicht auf Ladislaw's nahe Ankunft lieh der Empörung größere Zuverſicht und mehrte ihren Anhang; die im Lager bei Poſegavár verſammelten ungariſchen Magnaten nannten ihn bereits ihren Herrn und König, und ſprachen urkundlich von ſeiner baldigſten feierlichen Krönung, zu welcher jedoch der, in ſeiner Wahl ſchwankende Papſt Bonifacius erſt um eine Woche ſpäter (1. Juni 1403) dem Cardinale Angelo Acciajoli, Legaten für ſämmtliche Provinzen des ungariſchen Reiches,

Befehl ertheilte. Nur Ladislaw's Zaudern ſchien die völlige Entſcheidung der Dinge und Sigmund's gänzliches Verſchwinden aus dem Bereiche des Herrſcherthumes noch hinzuhalten. Zwei Monate verſtrichen noch, ehe Ladislaw im Hafen vor Jadra einlief, wo ihn der Erzbiſchof von Gran und der Prior von Vrana mit den erſten Magnaten Ungarns empfingen und ihn dringend einluden, auf der Stelle mit ihnen nach Stuhlweißenburg zur Krönung zu ziehen. Er ſagte es zu, wünſchte aber vorher in der Hauptſtadt Dalmatiens jene feierliche Handlung zu begehen. Er ließ ſich alſo zu Jadra (5. Auguſt 1403), in Gegenwart des Cardinallegaten Angelo und des Graner Erzbiſchofs Johannes von Kaniſa mit einer gemeinen — die heilige Reichskrone war nicht zur Hand — Krone ſchmücken. So weit war der entſcheidende Schritt zur Herrſchaft über Ungarn gethan; aber der blutige Schatten ſeines Vaters, den der bethörende Glanz desſelben Thrones in die Arme des Meuchelmordes geführt, ängſtigte und verwirrte Ladislaw's Gemüth, und ſein Muth gewann es nicht über ſich, der Gefahr näher in's Auge zu ſchauen. So kam es, daß er nicht weiter in ſeinem neuen Reiche vorzudringen ſich getrauete, ſondern unter dem Vorwande, daß die noch nicht ganz hergeſtellte Ruhe Neapels ihm eine weitere Entfernung von jenem Erbreiche unräthlich mache, beurlaubte er die ungariſchen Magnaten, indem er ihnen den Tommaſo Sanſeverino als Vicekönig mitgab, um Beſitz von den Krongütern zu nehmen und die Huldigung des Adels für ihn zu empfangen. Kaum aber war Sanſeverino bis Raab gelangt, ſo rief ihn Ladislaw nach Jadra zurück, weil die Familie des Vicekönigs in Verdacht gekommen war, in Apulien ſich zum Abfalle von Ladislaw's Partei hinzuneigen.

Ein ſo befangenes, verlegenes und unſchlüſſiges Benehmen des neuen Königs, der an perſönlicher Anmuth es mit Sigmund nicht aufnahm, erkaltete und entfremdete ihm die Gemüther Derer, die nur erſt ſo eifrig geweſen waren, ihn zu erheben. Zwar gaben ſie ihre ſtreitfertige Stellung nicht auf, doch weniger um Ladislaw, als um ſich ſelbſt zu ſchützen, und dem Könige Sigmund, an deſſen Wiedererhebung kaum mehr zu zweifeln war, die Bedingungen ihrer eigenen Sicherheit vorzuſchreiben. Sigmund ſelbſt begann ſich zu ermannen. Er ließ in Ungarn ſeine baldige Rückkehr aus Böhmen mit ſtarker Heeresmacht verkündigen und die ihm treugebliebenen Herren aufrufen, ſich unter des Grafen Peter von Perén Banner zu ſchaaren. Dem Johannes von Máróth trug er auf, den Emerich Bebek zu Paaren zu treiben; dem Simon von Rozgon

Erlau zu erobern; dem Woiwoden Stibor von Stiborzicz die Hauptſtadt zurück zu gewinnen. Er ſelbſt behielt ſich vor, die Graner Burg zu nehmen.

Muthig erhoben nun wieder Sigmund's Anhänger ihre Banner: Peter von Perén ſiegte bei Nagy-Patak über Stephan von Petrew; Simon von Rozgon brachte, da ſeine bewaffnete Macht hierzu nicht ausreichte, durch ſeine Beredſamkeit Erlau zur Uebergabe. Mehre von der Partei des Gegenkönigs flüchteten. Im September 1403 kehrte Sigmund nach Ungarn zurück, unterwarf die Landherren in den Preßburger, Wieſelburger, Raaber und Komorner Comitaten, und rückte, durch die Dienſtmannen derſelben verſtärkt, vor Gran, im Falle der Uebergabe Gnade bietend, außerdem mit Sturm und Verheerung drohend. Zwar widerſtand der Platz allen Angriffen; aber zuletzt unterwarf ſich der Erzbiſchof, einſt des Königs treuer Freund, freiwillig, wogegen der König ihm gelobte, an keine Rache zu denken, und Frieden und Sicherheit feierlich für die Anhänger Ladislaw's zu verkündigen. Auf dem Landtage zu Ofen (8. October 1403) ſchloß König Sigmund, den Vorſtellungen und Bitten ſeiner Anhänger gemäß, mit ſämmtlichen Feinden und Empörern Frieden und Eintracht. Allen, weß' Standes ſie wären, wurde verziehen, was ſie unter dem Banner Ladislaw's wider den rechtmäßigen König und deſſen Getreue verübt hatten; weder vor dem Könige, noch vor irgend einem Gerichtshofe ſollten ſie jemals darüber Rede ſtehen dürfen, und keine dieſerhalb erhobene Rechtsklage gehört werden. Reichsgenoſſen, welche königliche Feſtungen und Schlöſſer freiwillig oder gezwungen übergeben, von königlichen Freiſtädten, Marktflecken und Dörfern Steuern, Zölle, Kammergewinn, Salz- und Bergwerksgefälle für ſich eingezogen, ſollten ſtraf- und ſchuldlos ausgehen, das hiervon an Andere Verpfändete nicht anders, als gegen Entrichtung der Pfandſumme, zurück gefordert werden. Auf Landtagen, ſey es von dem Könige oder von Prälaten, Baronen, Herren, hierüber Frage oder Klage anzubringen, wurde verboten. Eingezogene Biſthümer, Würden, kirchliche Pfründen, Schlöſſer und Ländereien ſollten ihre ehemaligen Beſitzer, in Siebenbürgen nur Diejenigen, für deren künftige Treue die Woiwoden Bürgen ſtellen würden, zurück erhalten. Prälaten, Barone, Herren und Leute anderer Stände in Siebenbürgen müßten von dem Tage der vollzogenen Friedensurkunde innerhalb dreißig Tagen des Königs Gnade nachſuchen; Magnaten vom erſten Range und ihre Verbündeten längſtens bis zum Weihnachtsfeſte; alle übrigen in Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen begüterten

Edelleute und Parteigänger binnen Jahr und Tag ſich in Perſon vor dem Könige ſtellen, ihre Rückkehr zur Pflicht beweiſen und um einen Gnadenbrief anhalten. Parteigänger, welche in dem Gebiete zwiſchen Siebenbürgen und der Drave nach acht, jenſeits der Drave nach fünfzehn, in Siebenbürgen nach zwanzig Tagen nach Bekanntmachung der Urkunde, noch des Raubes, Mordes, der Gewalt oder anderen Unfuges ſich ſchuldig machten, ſollten an der königlichen Gnade keinen Theil haben, ſondern nach ſtrenger Rechtsſatzung verurtheilt werden. Alle während der Empörung geſchehenen Vergabungen des Königs von Gütern und Beſitzungen der abtrünnig gewordenen Prälaten, Barone, Herren, Ritter und anderen Reichsſaſſen wurden widerrufen, die darüber vollzogenen Handfeſten für nichtig erklärt und die Güter ihren früheren, zur Treue zurück gekehrten Beſitzern zuerkannt. Würden fernerhin ſich noch Einzelne gegen Sigmund auflehnen, ſo ſollte der König nicht für ſich allein, ſondern gemeinſam mit den Prälaten und Baronen ſeines jedesmaligen Staatsrathes über ihre Schuld erkennen und nach Geſetz und Herkommen ſie beſtrafen.

Nach dieſem ſchönen Acte der Verſöhnung zwiſchen Herrſcher und Volk vermochte der eingedrungene Gegenkönig ſich nicht länger zu halten; denn nicht nur Ungarn war wieder von ihm abgefallen, ſondern auch in Dalmatien, wo er ſich befand, wurden die Geſinnungen gegen ihn ſchwierig; namentlich widerſetzten ſich die Städte Sebenico und Traù ſeinem Vorhaben, ſie mit feſten Burgen zu verſehen. Für die Sicherheit ſeiner Perſon beſorgt, ſchiffte Ladiſlaw ſich nach ſeinem Erbreiche, Neapel, ein (Anfangs November).

Einzelne Landherren in Ungarn und den Provinzen wollten jedoch, ſelbſt nach Ladiſlaw's Abzuge, deſſen Partei nicht aufgeben, und ſetzten, Sigmund's Gnade verſchmähend, in Verbindung mit Twartkoſchura und deſſen türkiſchen Hilfsvölkern die innere Fehde fort. Doch des Königs Anhänger waren beharrlich in der Bekämpfung der Unruheſtifter, eroberten das feſte Schloß Sztrebernik und deckten dadurch Sirmien gegen feindliche Angriffe. Sigmund vergab die eingezogenen Güter Derjenigen, welche nach Ablauf der Gnadenfriſt von dem Aufſtande nicht abließen, an ſeine Getreuen. Dieſe, vielleicht zu freigebigen, Verleihungen weckten auf einigen Seiten neues Mißvergnügen und drohten abermalige Unruhen zu veranlaſſen, deren Ausbruch jedoch Sigmund durch einen, nach Ofen ausgeſchriebenen allgemeinen Landtag (Februar 1404) begegnete, auf welchem er, mit Uebereinſtimmung der Stände,

die Art und Weiſe beſtimmte, nach welcher die Angeſchuldigten ihre Treue beweiſen, die Begnadigten ihre Güter wieder erhalten, die verſtockten Abtrünnigen derſelben verluſtig gehen ſollten. Auf demſelben Landtage wurde der Anfangs durch einſeitige Wahl erhobene König Sigmund von allen verſammelten Ständen als rechtmäßiger Herrſcher anerkannt, und es fiel nun der Vorwand weg, deſſen die Empörung ſich bisher bedient hatte, um ihn zu verfolgen und zu entſetzen.

Unterdeſſen war es dem Könige Wenzel gelungen (11. Nov. 1403), aus ſeiner Wiener Haft in ſein Erbreich Böhmen zu entkommen, wo er in Kuttenberg ſich mit dem ebenfalls aus ſeinem Gefängniſſe in Preßburg entflohenen Markgrafen Jobok in Einvernehmen ſetzte und den König Sigmund wegen ſeiner willkürlichen Handlungen in Böhmen zur Verantwortung lud, deſſen dortige Statthalterſchaft aber für aufgehoben erklärte. Verwegene Freibeuter und Räuber erhoben ſich, bei Auflöſung aller Verhältniſſe, in Böhmen und Mähren, darunter auch heimliche Parteigänger des Königs Wenzel und der mähriſchen Markgrafen, unterſtützt von polniſchen Söldnern. Unter dem Vorwande, die öffentliche Sicherheit in Böhmen und Mähren herzuſtellen, brach Sigmund, verbündet mit den öſterreichiſchen Herzogen Albrecht IV. und Ernſt, in Mähren ein, ließ Znaim durch die Herzoge belagern, und zog nach Böhmen, vor das reiche Kuttenberg. Hier zurück gewieſen, wendete er ſich wieder gegen Znaim, wo inzwiſchen die Belagerung ſehr wirkungslos geblieben war. Ehe noch etwas Entſcheidendes unternommen werden konnte, erkrankten König Sigmund und Herzog Albrecht an Gift. Erſteren rettete eine barbariſche Cur; aber Albrecht, der vielbeneidete und angefochtene Thronerbe Ungarns, erlag der Krankheit in der Blüte der Jahre (14. September 1404). Znaim blieb unerobert und alle Hoffnungen Sigmund's auf Böhmen und Mähren gingen für den Augenblick verloren; denn nicht nur fielen die öſterreichiſchen Herzoge von ihm ab und ſchloſſen mit König Wenzel ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Jedermann, ſondern es wurde auch, bei der Erneuerung der alten Erbeinigung zwiſchen Böhmen und Oeſterreich, Sigmund ausdrücklich ausgeſchloſſen.

Für Ungarn war es vortheilhaft, daß, wegen der getrübten Ausſichten, Sigmund's Blick vor der Hand von Böhmen abgelenkt wurde, denn er wendete nun dafür ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit um ſo mehr dem erſtgenannten Reiche zu. Eifrig verſammelte er jetzt die Landtage, um Ungarns

Angelegenheiten zu berathen und deſſen Bedürfniſſen abzuhelfen. Ueber öffentliche Sicherheit, ſtaatsbürgerlichen Zuſtand der Landbauer, Handelsverkehr, Maß, Gewicht, Zölle, Berg- und Münzweſen, Abgaben und Rechtsverwaltung ergingen nützliche Verordnungen, und mancherlei Uebelſtände kamen in Wegfall. Die dringendſte Abhilfe erheiſchte der verworrene Zuſtand der ſüdlichen Provinzen des Reiches. Die Moldau hatte ſich gänzlich von Ungarn losgeriſſen und unter polniſche Oberherrſchaft begeben; die Walachei unter Myrtſche neigte ſich, je nachdem der Vortheil des Augenblickes es gebot, bald zu ungariſcher, bald zu polniſcher Schutzherrſchaft hin; die Bulgarei war von den Türken unterjocht, und Serbien ein Vaſallenland jener Barbaren geworden. Alle ließen den günſtigen Augenblick, wo in der Schlacht von Angora (12. Juli 1402) des mongoliſchen Welteroberers Timur eiſerner Arm das osmaniſche Reich aus ſeinen Fugen geriſſen hatte, und des letzteren völlige Zerbröckelung Denen, die unter ſeinem Joche ſeufzten, ein Leichtes geweſen wäre, unbenutzt vorüber gehen. Bosnien war noch immer zerriſſen durch die Doppelherrſchaft der beiden Thronnebenbuhler Twartkoſchura und Oſtojo, von denen Jener, im Vereine mit Johannes Hervoja, für Ladislaw gegen Sigmund ſtand; Oſtojo aber ſich dem Ungarnkönige unterworfen hatte.

Bosniens Bezwingung war daher Sigmund's nächſtes Augenmerk, und er ſendete zu dieſem Zwecke ein, ſechzig tauſend Mann ſtarkes Heer über die Save (1406); ließ auch den Papſt Gregor XII. um Hilfe bei ſeinem heißen Kampfe gegen die Mohammedaner und Ketzer in Bosnien bitten, worauf der heilige Vater Allen, welche ſich unter König Sigmund's Kreuzbanner ſammeln würden, Ablaß gewährte. Tapfer fochten des Königs Hauptleute in Bosnien; mehre feſte Plätze, unter andern auch die ſchwer zugängliche Felſenburg Branics, wurden erobert, Sztrebernik entſetzt, endlich (1408) bei Doboy der König Twartkoſchura mit ſechs und zwanzig ſeiner vornehmſten bosniſchen Anhänger gefangen genommen, dieſe enthauptet, er ſelbſt nach Ofen geführt, wo er der Oberherrlichkeit des Königs von Neapel entſagte, ſich dem Ungarnkönige unterwarf und einige Jahre an des Letzteren Hoflager zubrachte. Dem Beiſpiele dieſer Unterwerfung folgten, nach jenen warnenden Vorgängen, die meiſten bosniſchen Landherren, zuletzt auch die Häupter des Aufſtandes: Johannes Hervoja und Sandal Hranics. Dem Erſteren beſtätigte der verſöhnte König den erſchlichenen Spalater Herzogstitel und ließ durch ihn ſeine Tochter Eliſabeth zur Taufe halten. Bosnien wurde getheilt; das nördliche mit der unga-

riſchen Krone vereinigt, und Johannes von Maroth als Ban, der alsbald wieder abtrünnige Sandal Hranics als Oberwoiwode eingeſetzt. Der weſtliche Theil wurde unter den Befehl des Grafen Hermann von Cilli, Ban's von Kroatien und Dalmatien, geſtellt; der öſtliche Strich an den Beherrſcher von Serbien, Stephan Lazarewitſch, vergeben; den ſüdlichen hatte der, bereits wieder von Ungarn abgefallene Oſtojo inne, welcher ſich in des türkiſchen Sultans Suleiman Schutz und Zinspflichtigkeit begab.

Nachdem nun in dem größten Theile Bosniens die ungariſche Herrſchaft wieder hergeſtellt war, kehrten auch die meiſten Städte Dalmatiens zum Gehorſam zurück. Jadra hätte gern ein Gleiches gethan, aber es wurde durch eine ſtarke neapolitaniſche Beſatzung an dieſem Schritte gehindert. Weil jedoch Ladislaw dieſe Stadt nicht auf die Dauer behaupten zu können fürchtete und ſeine Hoffnungen auf ganz Dalmatien dahin waren, ſo verkaufte er (9. Juni 1409) nicht nur Jadra mit den dazu gehörigen Inſeln Arbe, Pago, Cherſo und Oſero, ſondern auch Vrana mit Schloß und Gebiet, und überhaupt alle ſeine Rechte und Anſprüche auf ganz Dalmatien, für einmal hundert tauſend Ducaten an die Republik Venedig, welche, zu ähnlichen Geſchäften immer bereit, und unbekümmert um ihren, dem Könige Ludwig geleiſteten Eid, ſogleich vier Provveditori und zwei Kaſtellane mit ſechs hundert Mann nach Jadra ſendete. So kehrte Dalmatiens Hauptſtadt zum neunten Male unter die Botmäßigkeit Venedigs zurück.

Nachdem Sigmund, noch immer als Generalvicar des römiſchen Reiches ſich betrachtend, in die erbitterten Streitigkeiten zwiſchen Polen und dem deutſchen Orden ſich auf eine nicht ganz rühmliche Weiſe eingemiſcht hatte, lenkte der Tod des Gegenkönigs Ruprecht (18. Mai 1419) ſeinen Blick wieder auf die Angelegenheiten Deutſchlands. Wie dann durch zwieſpaltige Wahl König Sigmund und Markgraf Jodok von Mähren als deutſche Könige begrüßt wurden (20. und 30. September 1410), wie ferner, nach Jodok's alsbald darauf erfolgtem Tode (8. Januar 1411), und nach Einigung mit dem, für Deutſchland zum Schattenkönige herabgeſunkenen Wenzel, Sigmund allein ſich auf dem deutſchen Throne behauptete, iſt im dritten Bande unſerer Geſchichte bereits erzählt worden. Aus Jodok's Erbe erhielt Sigmund Brandenburg für ſich. Zugleich glich Sigmund ſeine, durch die Einmengung in den Streit mit dem deutſchen Orden veranlaßten Mißhälligkeiten mit dem Polenkönige Wladislaw aus, mit welchem in gutem Einver-

nehmen zu ſtehen er jetzt um ſo dringender wünſchen mußte, da Venedig hinſichtlich ſeiner Behauptung der dalmatiſchen Gebiete bereits auf Polens Beiſtand Rechnung machte. Es galt jetzt nur noch das geſpannte Verhältniß zu den Habsburgern zu löſen, und auch hierzu that Sigmund den entſcheidendſten Schritt, indem er, treu ſeinem Freundſchaftsbunde mit dem verſtorbenen Herzoge Albrecht IV. von Oeſterreich, deſſen minderjährigen Sohn, Herzog Albrecht V., zum künftigen Gemale ſeiner zweijährigen Tochter Eliſabeth erklärte. Die verſammelten Stände hießen, in ihrer Freude über die Vereinigung der römiſchen Königswürde mit der ungariſchen, nicht nur jenen Ehevertrag gut, ſondern verpflichteten ſich auch urkundlich, daß ſie, im Falle König Sigmund ohne Hinterlaſſung männlicher Leibeserben aus dem Leben ſchiede, ſeine Tochter Eliſabeth als Reichserbin und Herrſcherin anerkennen wollten (4. October 1411).

Die Krönungsfeierlichkeit in Aachen, zu welcher der neuerwählte römiſche König durch Abgeordnete des Reichstages eingeladen wurde, mußte für den Augenblick noch verſchoben bleiben, weil Sigmund zunächſt mit den Angelegenheiten Dalmatiens beſchäftigt war. Ernſthaft hatte er von den Venetern ſowohl Jadra mit den dazu gehörigen Inſeln, als auch die kroatiſche Herrſchaft Oſtrovitza zurück verlangt. Als die Forderung abgeſchlagen wurde, ließ der König den Temeſer Grafen, Philipp von Ozora, mit ſechs tauſend Ungarn in Friaul einfallen, welchem, nachdem die Städte Muglia in Iſtrien und Marano in Friaul freiwillig der venetiſchen Herrſchaft ſich entzogen und die ungariſche Fahne aufgepflanzt hatten, ſehr bald das ganze Land ſich ergab, mit alleiniger Ausnahme von Sacile und Bruneglia. Die Ungarn drangen ſodann gegen das Gebiet von Treviſo vor, durchbrachen die Linien des venetiſchen Feldherrn Carlo Malateſta, und eroberten Cividal di Belluno, Feltro und Serravalle. Hier ließen ſie ſich jedoch durch das Beutemachen zu lange aufhalten, und die Veneter gewannen darüber Zeit, Treviſo, Caſtelfranco, Conegliano und andere feſte Plätze in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ohne jedoch den Ungarn die Einnahme der Städte Sacile, Brugneja, Cordegnano, Valdemarino, Caſtelnuovo, Covolo, Scala und der Burg Meta wehren zu können. Bei der Erſtürmung der letztgenannten fiel der tapfere Woiwod Niklas von Marczaly, welchen zu rächen Graf Philipp mit kalter Grauſamkeit den gefangenen Armbruſtſchützen die rechte Hand ſammt Naſe und Ohren abhauen ließ und die alſo Verſtümmelten nach Venedig zurück ſendete. Dennoch

ließ der Unbarmherzige ſich durch venetiſches Geld von weiterem Vordringen abhalten, und die Veneter machten neue Fortſchritte, eroberten Serravalle zurück und nahmen Udine durch Liſt ein. Das übrige, bereits eroberte Gebiet hielt Albrecht von Nagy-Mihály für den König von Ungarn beſetzt, während die Grafen von Vrebir den Venetern Oſtrovitza durch Ueberrumpelung entriſſen. Im Uebrigen waren in der letzteren Zeit die Ungarn im Nachtheile geweſen, denn Malateſta, neue Truppen gegen ſie führend, hatte ſie aus Maſſa und Porcia vertrieben. Dazwiſchen wurden von Zeit zu Zeit, unter Vermittlung des Polenkönigs Wladislaw, Verhandlungen angeknüpft, die aber zu Nichts führten, da die Veneter für Jadra zu wenig Erſatz anboten und dadurch den König Sigmund nur erbitterten, der in ſeinem Unwillen fünf erbeutete venetiſche Fahnen vor den Augen der Abgeordneten der Republik durch die Straßen ſchleifen und in den Staub treten ließ. Da es zu keiner Uebereinkunft kam, fuhren die Veneter fort, den Ungarn, die ſich auf die Vertheidigung Udine's beſchränkten, in Dalmatien zuzuſetzen. Sebenico, das ſich ihnen nicht freiwillig ergeben wollte, wurde endlich mit Waffengewalt gezwungen, den Truppen der Republik ſeine Thore zu öffnen.

Dem Könige Sigmund fehlten, zu kräftiger Betreibung des Krieges, die nöthigen Geldmittel, und er erwartete, mit vierzig tauſend Mann bereits bei Agram lagernd, Subſidiengelder aus Polen, während der genueſiſche Admiral Ugolino d'Auria mit einer Flotte im ungariſchen Solde Traù und das übrige Dalmatien deckte. Endlich ſendete Wladislaw von Polen ſieben und dreißig tauſend Schock böhmiſcher breiter Groſchen; aber Sigmund mußte ihm dafür Schloß und Stadt Lublau, Burg und Stadt Pudlen, dazu dreizehn Städte oder Flecken, nämlich Knieſen, Bela, Laibitz, Manhardsdorf, Deutſchendorf, Michelsdorf, Igló, Rißdorf, Wallendorf, Fölk, Kirchdorf, Georgenberg und Durlsdorf, mit allen dazu gehörigen Ländereien, Forſten, Jagden, Gewäſſern, Fiſchereien, Zinſen, Abgaben, Einkünften und Gerichtsbarkeiten, ohne allen Vorbehalt, verſetzen, wobei Sigmund noch die Verbindlichkeit übernahm, den Polenkönig im Beſitze des verpfändeten Landes gegen Jedermann zu beſchirmen. Das Land blieb ſeitdem durch drei hundert und ſechzig Jahre unter polniſcher Herrſchaft.

Nachdem König Sigmund mit ſo unverhältnißmäßig ſchweren Opfern ſich die Mittel zur Kriegführung verſchafft hatte, ſchickte er den Grafen Friedrich von Ortenburg mit drei tauſend Mann nach Friaul voraus, und übertrug

die Reichsverwaltung der Königin in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchofe von Gran, der jetzt in Urkunden des römiſchen Königs oberſter Hofkanzler, Generalſtatthalter von Ungarn und Kroatien hieß. Der König ſelbſt bewegte ſich mit der übrigen Heeresmacht langſam durch Krain vorwärts und langte erſt in der zweiten Hälfte des Decembermonates (1412) vor Udine an, wo er die Ungarn keineswegs im Vortheile, Portogruaro, Scala, Caſtelnuovo, Guero in den Händen der Veneter, die Burg Feltri von ihnen zerſtört fand, und die Feinde bis in das Görzer Gebiet ſtreifen ſah. Die Verſuche Hermanns von Cilli, einen Frieden zu vermitteln, ſcheiterten; denn Sigmund verſtärkt ein Friaul ſein Heer und ſchloß zugleich ein Waffenbündniß mit den Herzogen von Oeſterreich; die Veneter aber luden den König Ladislaw von Neapel zur Theilnahme am Kriege wider Sigmund ein. Philipp von Ozora wurde bei Udine von den Venetern überfallen und viele ungariſche und böhmiſche Herren gefangen genommen, wofür Philipp mit gewohnter Grauſamkeit wieder vierzig gefangenen Venetern die Arme abhauen ließ. Die Veneter drohten dagegen mit Enthauptung der ungariſchen Gefangenen, und ſo mußte Philipp für die Folge von ähnlichen Barbareien abſtehen. Im nächſten Frühjahre (1413) brach Sigmund, nachdem er in Udine zwölf tauſend Ducaten erpreßt und hier, wie in Feltri, ſtarke Beſatzungen zurück gelaſſen hatte, gegen Iſtrien auf, nahm Muglia, wurde jedoch vor Capodiſtria mit Verluſt zurück gewieſen und ließ dafür zur Vergeltung alle Mühlen des Stadtgebietes niederbrennen, die Oelbäume und Weinreben vertilgen. Die Städte Parenzo und Pola widerſtanden ihm mit Erfolg. Der unbefriedigende Fortgang des Kampfes, der Verluſt an Mannſchaft und Geld verleidete ihm den ganzen Krieg, und er ſann auf Frieden. Der Papſt Johann XXIII. lehnte die erbetene Vermittlung ab; Hermann von Cilli aber übernahm dieſelbe, und ſo wurde (23. April) ein fünfjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen. Die Veneter ſollten dem Könige Sigmund zweimal hundert tauſend Ducaten bezahlen, und beide kriegführende Theile im Beſitze ihrer Eroberungen bleiben. Der König ernannte den Grafen Friedrich von Ortenburg zum Statthalter über Friaul, ließ den größten Theil des Heeres heimkehren und ging mit dem Kerne der ungariſchen Mannſchaft nach Botzen in Tirol.

Ehe noch der Krieg mit Venedig jenen, im Verhältniſſe zu den gebrachten Opfern, ſo wenig genügenden Ausgang nahm, waren auch die Spannungen mit Polen, jedoch ebenfalls auf eine für Ungarn nicht eben vortheilhafte Weiſe,

beigelegt worden. Der Grund der Unzufriedenheit hatte darin beſtanden: daß die verſtorbene polniſche Königin Hedwig Rothrußland, ihr Gemal Wladislaw Podolien, ein ungariſches Lehen, der ungariſchen Krone entriſſen, und der Moldauer Woiwode Alexander aus ungariſcher unter polniſche Landeshoheit übergetreten war. Die Könige von Ungarn und Polen kamen nun überein, die Entſcheidung über ihre beiderſeitigen Anſprüche auf Rothrußland, Podolien und Moldau ihren Nachkommen zu überlaſſen. Erſt fünf Jahre nach dem Abſterben des Einen oder des Anderen ſollte von beiderſeitigen Prälaten oder Baronen, nach den zu Igló feſtgeſetzten Grundſätzen, ausgemacht werden, ob die drei Provinzen rechtlich bei der polniſchen Krone verbleiben, oder unter die Hoheit der ungariſchen zurück kehren müßten. Bis dahin ſollte Wladislaw in dem ruhigen Beſitze derſelben, von Ungarn nicht angefochten werden. Nur wenn bei türkiſchen Einfällen in das ungariſche Gebiet Sigmund wider dieſe Feinde in's Feld rückte, ſollte Wladislaw dem Woiwoden der Moldau auftragen, mit ſeiner ganzen Macht dem Ungarnkönige Heerfolge zu leiſten. Weigerte der Woiwode ſich deſſen, ſo wollten beide Könige demſelben ſeine Herrſchaft entreißen und ſein Land zu gleichen Hälften unter einander theilen; in ſolchem Falle ſollte das nordöſtliche Gebiet, Jaskitarg und Belegrod (Akjerman) mit eingeſchloſſen, an Polen; das ſüdöſtliche mit Burlad und Kilia an Ungarn fallen. Dieſer Vertrag wurde bei einer Zuſammenkunft der beiden Könige zu Neu-Sandecz von ihnen feierlich beſchworen (16. März 1412), und prächtige Jagden in verſchiedenen Gegenden Ungarns beſchloſſen dieſen Staatsact.

Der blutige Bruderkrieg der Söhne Bajeſid's um den Alleinbeſitz des osmaniſchen Thrones machte auch die Verhältniſſe Serbiens immer verworrener, indem hier bald der eine, bald der andere der ſtreitenden Brüder Unterſtützung fand. Muſa hatte die Söhne des ſerbiſchen Fürſten Lázár, Wuk und Lázár Brankovich, weil ſie für ſeinen Bruder Suleiman Partei ergriffen, enthaupten laſſen, und nur den Georg Brankovich, den Feind des ſerbiſchen Machthabers Stephan Lazarevich, am Leben gelaſſen. Zum Danke leiſtete ihm Georg Brankovich Waffenbeiſtand gegen Suleiman, der, geſchlagen, auf ſeiner Flucht nach Konſtantinopel von turkmaniſchen Schützen getödtet wurde. Weil aber Georg's Wunſch, den von Lázár und Wuk innegehabten Theil Serbiens zu erhalten, von Muſa unerfüllt gelaſſen wurde, ging Erſterer nach Serbien und verſöhnte ſich mit Stephan Lazarevich. Muſa, im Kampfe mit ſeinem zweiten Bruder Mohammed, überfiel Serbien, ſiegte bei Wirbitza über

Stephan Lazarevich, bezwang Semendra und breitete ſich im Lande aus. König Sigmund ſendete dem Stephan Lazarevich, als Vaſallenfürſten der ungariſchen Krone, Hilfstruppen, welche jedoch durch die Umtriebe des Spalater Titularherzogs Johannes Hervoja verhindert wurden, Entſcheidendes zu unternehmen. Dieſer, im heimlichen Abfalle von Ungarn begriffen, forderte den Sultan Muſa, während derſelbe noch Serbien verheerte, brieflich zu einem Einfalle auch in Bosnien auf. Die Briefe wurden aufgefangen und dem Könige Sigmund überbracht, welcher den Hervoja als einen Verräther und Rebellen ächtete, ihn aller ſeiner Güter und Herrſchaften, Ehrenämter und Titel, namentlich auch der Würde eines Herzogs von Spalatro, verluſtig erklärte (1413).

Die bedrohlich überhand nehmenden kirchlichen Wirren zogen König Sigmund's Blicke von den Angelegenheiten Ungarns wieder zu jenen des römiſch-deutſchen Reiches hin. Ehe er hierin entſcheidende Schritte unternähme, wollte er aber erſt ſein, dem Mainzer Erzbiſchofe geleiſtetes Gelübde erfüllen, nämlich den Herzog Filippo Maria Visconti zur Lehenspflichtigkeit bewegen, das Herzogthum Mailand der Hoheit des deutſchen Reiches unterwerfen, und in der Hauptſtadt der Lombardei ſich die eiſerne Krone auf das Haupt ſetzen. Ohne Nachdruck der Waffen war, wie der König einſah, von dem ſtolzen Herzoge Nichts zu erlangen; auf ungariſche Heerfolge aber bei ähnlichem Anlaſſe nicht zu rechnen, eben ſo wenig ein wirkſamer Beiſtand von Deutſchland aus zu hoffen. In dieſer Verlegenheit wendete er ſich an die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, die zwar keine unmittelbare Hilfe zuſagte, doch den Zuzug ſchweizeriſcher Söldner nicht hindern wollte. Nachdem der König das hierzu nöthige Geld theils vom Herrn Andreas von Chap, theils von dem Nürnberger Burggrafen Friedrich von Hohenzollern geliehen hatte, zog er über Chur nach Bellinzona, wo die angeworbenen ſechzehn hundert ſchweizeriſchen Söldner zu ihm ſtießen, und der Hauptmann von Wallis, Freiherr Wiſchard von Raron, ſich mit hundert Reitern und ſechs hundert Fußgängern an ihn anſchloß. Sie begleiteten ihn bis Trezzo an der Adda. Hier aber war die Caſſe des Königs, der mit dem Gelde nie hauszuhalten wußte, bereits dergeſtalt zuſammen geſchmolzen, daß er den Schweizern ihren Sold nicht zahlen konnte, und dieſe murrend umkehrten. Ihrem Beiſpiele folgte, da unter ſolchen Umſtänden nichts Ernſthaftes mehr auszurichten war, auch der Walliſer Hauptmann mit ſeinen, auf eigene Koſten ausgerüſteten Leuten. Dadurch

unvermögend, mit den Waffen zu fordern, konnte der König ſich nur noch auf Unterhandlungen verlegen. Von Como aus ging er nach Centurio, und hatte hier eine perſönliche Beſprechung mit dem Herzoge Filippo Maria, welcher Mailand als ein Eigenthum des deutſchen Reiches anerkennen, den König mit ſeinem Gefolge in Mailand zur Krönung einziehen laſſen, und dafür in der herzoglichen Würde beſtätigt werden ſollte. Der Herzog zeigte ſich dazu geneigt, ſtellte aber dabei die Bedingung, der König ſolle ſeinen Einzug nur mit einer Anzahl Bewaffneter halten und jeden Gegner der Visconti von dieſem Krönungsgefolge ausſchließen. Dieſe Einſchränkung vertrug ſich ſo wenig mit der Würde des Reichsoberhauptes, daß Sigmund ſie verwarf, und, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, nach Como zurück kehrte.

Des Königs Aufenthalt in Italien brachte ihn zugleich dem Schauplatze der verhängnißvollen großen Kirchenſpaltung näher, und nöthigte ihn zur Mitwirkung bei dieſem unabſehbaren Kampfe der Geiſter, wie der kirchlichen und weltlichen Machtträger. Die kirchlichen Vorgänge dieſer merkwürdigen Epoche ſind bereits in den vorangehenden Bänden dieſes Geſchichtwerkes ausführlich beleuchtet worden, und wir brauchen daher hier nur auf die Hauptpunkte zurück zu kommen, ſoweit ſie den Gang der äußeren Ereigniſſe in und für Ungarn berühren.

Papſt Johannes XXIII., wegen ſeiner Begünſtigung des neapolitaniſchen Gegenkönigs, Ludwig von Anjou, von Ladislaw aus Rom verjagt, eilte ſich in die Arme Sigmund's zu werfen, gegen welchen er, um ſeines Beiſtands gewiß zu ſeyn, ſich bereit erklärte, ſein ganzes Bemühen auf die Wiederherſtellung der Kircheneinheit zu richten, und zu dieſem Zwecke die Verſammlung einer Generalſynode zu betreiben. Der König, nicht nur von ſeinem Gewiſſen, ſondern auch von den Stimmen der Zeit, die ihn, als der Kirche oberſten Schutzherrn, gleichſam für alle verderblichen Folgen der beſtehenden Spaltung verantwortlich machten, zu thätigem Einſchreiten aufgefordert, bot in dieſer Beziehung die Hand mit einem Eifer, der dem Papſte keineswegs erfreulich war, da Letzterem die kirchliche Seite des Unternehmens beinahe nur als Vorwand galt. Indeſſen bedurfte Johannes XXIII. gegen ſeinen Feind Ladislaw der Hilfe des Königs zu ſehr, als daß er nicht auf jede Bedingung hätte eingehen müſſen. Aber ſchrecklich ſchlug ihn die Nachricht nieder, daß der König die allgemeine Synode nicht in einer Stadt Italiens, wo des Papſtes unmittelbarer Einfluß entſcheidend geweſen wäre, ſondern in der

Reichsſtadt Conſtanz (Koſtnitz) zu verſammeln beſchloſſen, und ſomit ein neutrales Gebiet zu Durchführung des großen Kampfes auserſehen hatte. Seine Verſuche, des Königs Entſchluß zu ändern, ſcheiterten; Sigmund wich, bevor er das Nöthige unwiderruflich verfügt hatte, ſogar einer Zuſammenkunft mit dem Papſte aus, und ließ von der Villa Viglud bei Lodi ſeine Einladung zu der bevorſtehenden Kirchenverſammlung ergehen. Als ſpäter der Papſt in Lodi mit dem Könige zuſammen traf, beſtürmte er denſelben abermals, ſtatt Conſtanz eine Stadt in der Lombardei zum Verſammlungsorte zu wählen; aber Sigmund beharrte ſtandhaft bei ſeinem Spruche, und ſo gab der Papſt nothgedrungen nach und vollzog die Einladungsbulle zur allgemeinen Kirchenverſammlung nach Conſtanz. Der König begleitete den heiligen Vater bis Cremona, und ernannte von hier aus für die Zeit ſeiner Abweſenheit den Graner Erzbiſchof Johannes von Kaniſa und den Palatin Niklas Gara zu Reichsverweſern in Ungarn. Hätte der Papſt Johannes ahnen können, daß ſein gefürchteter Gegner, Ladislaw, ſo bald darauf ſterben werde (6. Auguſt 1414), ſo würde er ſich bei weitem nicht ſo nachgiebig gegen König Sigmund bewieſen haben; denn nur der Groll gegen den Neapolitaner und die Nothwendigkeit, deſſen Nachſtellungen durch ein Bündniß mit Sigmund zu begegnen, hatte ihn zu dem ſchweren Schritte vermocht, eine Kirchenverſammlung auf deutſchem Boden zu geſtatten, von welcher er die ernſthafteſte Gefahr für ſich voraus ſah. Sein Trachten mußte nun dahin gehen, die Aufmerkſamkeit des Concils vor der Hand auf einen anderen Gegenſtand hin zu lenken, und dieſer bot ſich zunächſt in den Glaubensſpaltungen Böhmens, deren Abhilfe den verſammelten Vätern am dringlichſten erſchien.

König Sigmund hatte unterdeſſen, nachdem er durch die Schweiz nach Deutſchland gereiſet war, in Koblenz die Anſtalten zu ſeiner Krönung getroffen; hatte hier durch mehre Wochen vergeblich auf die Ankunft der Fürſten gewartet; hielt dann in Nürnberg einen Hoftag, wo ein dreijähriger Landfriede für Franken errichtet wurde; ſtellte in Speyer den bekannten Geleitsſchein für den böhmiſchen Reformator Johannes Huß nach Conſtanz aus und begab ſich dann in die Krönungsſtadt Aachen, wo der Erzbiſchof Dietrich von Köln (8. November 1414) an ihm und ſeiner Gemalin, der Königin Barbara, die römiſche Königskrönung vollzog.

Die Thätigkeit des Koſtnitzer Concils haben wir bereits in der Geſchichte Böhmens kennen gelernt. Am verhängnißvollſten für Deutſchlands Ruhe

ward die Verurtheilung und Hinrichtung der böhmiſchen Reformatoren Huß und Hieronymus von Prag, welche mit ſchwärmeriſcher Unerſchrockenheit ſich voran in den brennenden Krater des unter den gewaltſamen Löſchungsverſuchen immer furchtbarer ſich erweiternden Glaubensſtreites ſtürzten. Den König trieb ſeine Ungeduld alsbald wieder von Koſtnitz fort; er wartete nicht mehr das grelle Schauſpiel des zweiten Ketzerbrandes ab, ſondern trat mit zahlreicher und prachtvoller Begleitung die Reiſe nach Narbonne an, um den Afterpapſt Pedro de Luna (Benedikt XIII.) zur Abdankung, Spanien zur Beſchickung des Concils zu bewegen. Um die Reiſekoſten zu decken, entlieh der König zweimal hundert tauſend Ducaten von dem Nürnberger Burggrafen Friedrich VI. von Hohenzollern, welchem er bereits eine gleiche Summe ſchuldete. Für die geſammte Schuld verkaufte er ihm die Mark Brandenburg mit der Kur- und Erzkämmererwürde, wiewohl mit Vorbehalt der Wiedereinlöſung. So fiel Brandenburg von der luxemburgiſchen Hausmacht ab, und die Grafen von Hohenzollern, Väter der Könige von Preußen, traten nunmehr als Kurfürſten von Brandenburg ihre höhere Beſtimmung an.

Sigmund's und des aragoniſchen Königs Ferdinand vereinte Beredſamkeit ſcheiterte an dem eiſernen Willen des Afterpapſtes Benedikt, von welchem nun, nebſt Ferdinand von Aragonien, auch die Könige von Portugal, Navarra, Caſtilien und Schottland ſich feierlich losſagten. Hierauf ging Sigmund über Vienne, Lyon, Chambery und Paris nach England, um, wenn nicht Frieden, doch Waffenſtillſtand zwiſchen den Höfen von Frankreich und England zu vermitteln. Nach fruchtloſen Bemühungen kehrte er durch die Niederlande über Aachen nach Koſtnitz zurück (im Januar 1417), war hier Zeuge der weiteren, mehr auf Scheinwirkungen gerichteten Thätigkeit der großen Synode, ſo wie ſpäter ihrer Auflöſung, und begleitete den ſcheidenden Papſt Martin V. bis Gottlieben. Der König, von manchem Plane erfüllt, zog dann noch eine Zeit lang am Rheine umher, und gelangte endlich durch Schwaben, Baiern und Oeſterreich nach Ungarn zurück, wo er am 3. Februar 1419 in Preßburg ſeinen Einzug hielt.

Daheim warteten ſeiner mancherlei Unannehmlichkeiten und traurige Erfahrungen. Sein oftmals eifernder, doch immer treu befundener Anhänger, der Graner Erzbiſchof Johannes von Kaniſa, war geſtorben; die ſchöne, jugendliche, aber ſittenloſe Königin Barbara hatte ungeziemenden Umgang mit Herrn Wallmoden, wofür der beleidigte Gemal ſie ſammt ihrer zehnjährigen

Tochter Eliſabeth nach Großwardein verwies. Der geächtete Johannes Hervoja hatte, mit türkiſcher Hilfe, Bosnien überfallen, die ihm entgegen geſendeten Ungarn durch eine Kriegsliſt zum Weichen gebracht, ihre Anführer, Johannes Gara, Johann von Máröth und Paul Cſupor gefangen, Letzteren, aus Rache für früheren Spott, grauſam hinrichten laſſen. Hervoja ſollte die Früchte ſeines Sieges nicht genießen; denn Iſak, der Führer der türkiſchen Hilfstruppen, errichtete aus Ober-Bosnien ein türkiſches Sandſchak, und ließ Unter-Bosnien verwüſten. Bald darauf ſtarb Hervoja; ſeine Witwe heiratete Oſtojo, welcher mit Königstitel über das Land Primorje am Strande und die Woiwodſchaften Gliubina, Gazka und Rudina gebot. Auf die Kunde von der Niederlage der Ungarn forderte das noch verſammelte Koſtnitzer Concil den Polenkönig Wladislaw Jagjel zur Unterſtützung Ungarns, die ungariſchen Magnaten zu ſtandhafter Treue für ihren König auf. Weil aber der Temeſer Graf, Philipp von Ozora, ſich ſtellte, den polniſchen Geſandten für einen Kundſchafter anzuſehen, und unter dieſem Vorwande denſelben ausplünderte, gab der erzürnte Polenkönig ſeine wirkſam begonnene Vermittlung bei dem Sultan Mohammed wieder auf, und Iſak ſetzte, von den Venetern mit Wurfſchleuderern, Geſchütz und Mundvorrath unterſtützt, die Feindſeligkeiten gegen Ungarn fort. Zwar ſchlugen ihn die Ungarn zurück; aber ſein Unterfeldherr Eur-Beg eroberte Sokko, Wiſſegrád und Kliucs. Zugleich erfuhren die dalmatiſchen Städte, beſonders Traù und Spalatro, häufige Beunruhigungen durch die Veneter, mit denen der beſtehende fünfjährige Waffenſtillſtand mit 28. April 1418 ablief. Die Veneter ſuchten bei Sigmund um eine Verlängerung der Waffenruhe an, und boten hundert tauſend Ducaten für die Belehnung mit den Reichslehen Padua, Vicenza und Verona; aber der König, ihre Abſichten auf Dalmatien durchblickend, lehnte ihr Begehren entſchieden ab, ja er ließ ſogar ihre Geſandten, welche ſeinen Räthen ſechs tauſend Ducaten abgeſchlagen hatten, wider das Völkerrecht in Oeſterreich anhalten und eine Weile feſtſetzen.

Zwar machten die bedenklichen Gährungen in dem böhmiſchen Stammlande, ſo wie die feindſeligen Rüſtungen der Republik Venedig, den König zweifelhaft, ob er ſeine Waffen zunächſt gegen die weiter und weiter um ſich greifenden Türken kehren ſollte, aber der in den orientaliſchen Kriegen bewährte Niklas Szentpály von Gorecz, der Saracene genannt, beſtimmte ihn zu dem Letzteren. Wider die Veneter, welche ſich durch acht tauſend türkiſche Söldner

verſtärkt, und mit ihrer Hilfe Almiſſa, Cattaro, desgleichen die Inſeln Brazza, Leſina und Curzola erobert hatten, ſendete er ſeinen Statthalter, den Grafen Friedrich von Ortenburg, und den neuen Patriarchen von Aquileja, Ludwig von Teck, und gab ihnen nur acht tauſend Ungarn mit. Die Veneter machten inzwiſchen unter ihren beiden Feldherren, Triſtan von Savorgnano und Filippo Arcelli, beträchtliche Fortſchritte; Letzterer entriß Feltri, Cividal di Belluno, Prata, Serravalla und Sacile, Jener Udine und das übrige Friaul den Ungarn.

Glücklicher kämpften die Ungarn gegen die Rotten Mohammed's. Iſak, der türkiſche Beg von Bosnien, wagte, in das Temeſer Gebiet einzufallen. Da ſammelte der kühne Vicegeſpan, Niklas Péterfy, von makedoniſcher Herkunft, ſchleunigſt die Comitatsbanderien um ſich, ſuchte im Gefechte den Iſakbeg ſelbſt zum Zweikampfe auf, ſtürzte ihn mit der Lanze ſchwer verwundet vom Roſſe, ſprang ihm dann auf den Nacken und gab ihm den Todesſtoß im Angeſichte der erſchreckten Türken, welche bei dem Falle ihres Führers die Flucht ergriffen und Lager und Fahnen dem Sieger überließen. Bald darauf ſchlug Niklas Péterfy die Türken zum zweiten Male, indem er alle Bauern aufſitzen ließ, und im nächtlichen Angriffe, mit nur wenigen Kriegern, aber auf beiden Seiten von den berittenen Bauern umflügelt, den durch die ſcheinbare Menge der Truppen und durch lärmendes Geſchrei und Paukenwirbel beſtürzten Feind in die Flucht jagte und mit reicher Beute nach Hauſe zurück kehrte. Nach dieſen Siegen war das nördliche Bosnien von der türkiſchen Herrſchaft befreit, und Twartkoſchura wurde daſelbſt wieder als König eingeſetzt. Der König Sigmund ſtand unterdeſſen am linken Ufer der unteren Donau und war hier freudiger Zeuge der Siege ſeiner Ungarn über die Türken. Die Letzteren hatten ſich, achtzig tauſend Mann ſtark, zwiſchen Nikopolis und Niſſa gelagert. Hier wurden ſie (4. October 1419) von den Ungarn angegriffen und erlitten eine ſchreckliche Niederlage, aus welcher eine verhältnißmäßig nur geringe Anzahl ſich rettete.

In der Walachei war jedoch die Oberherrſchaft der Türken unerſchüttert. Der dortige Woiwod, Myrtſche, hatte ſich nur dadurch in ſeiner Scheinwürde erhalten können, daß er ſeinen leiblichen Sohn als Geißel in das türkiſche Lager ſchickte. Um dem unzuverläſſigen Myrtſche noch mehr die Hände zu binden, hatte Sultan Mohammed in der Walachei ſelbſt, jenſeits der Donau, gerade gegenüber von Rusduk, eine Gränzfeſtung erbaut, welche er Jerköki,

d. i. Erdwurzel, nannte, und deren walachiſch verſtümmelter Name Dſchurdſchowa in den jüngſten Türkenkriegen häufig genannt worden iſt. Gleichwohl hatte Myrtſche ſpäter den Muth, den Dösme (d. i. den falſchen) Muſtafa, welcher ſich als den in der Schlacht von Angora verſchollenen Sohn Bajeſid's ankündigte und Anſprüche auf den osmaniſchen Thron erhob, wider den Sultan Mohammed zu unterſtützen. Dieſer rächte ſich dafür durch ſchreckliche Verwüſtung der Walachei, wobei auch Ungarn bedroht wurde, daher König Sigmund ſich im Haczeker Thale vor dem eiſernen Thore lagerte und in Meſopotamien wie in der Mongolei Bundesgenoſſen wider die Türken warb. Bald darauf ſtarb der ältere Myrtſche, und ſein gleichnamiger unehelicher Sohn wurde, nachdem er ſich nur einige Monate in der Woiwodſchaft behauptet, durch ſeinen Verwandten Dan mit türkiſcher Hilfe vertrieben. König Sigmund, zu Breslau eben mit der Streitſache zwiſchen dem deutſchen Ritterorden und dem Könige von Polen beſchäftigt, die er zu des Letzteren Mißfallen entſchied, ließ Myrtſche ohne Hilfe; dagegen leiſtete demſelben der Siebenbürger Woiwod, Stephan von Losconcz, Beiſtand, indem er mit ſeinem Aufgebote durch den Rothenthurmer-Paß in die Walachei zog. Voreilig ließ er ſich mit den überlegenen Türken in ein Gefecht ein, wurde geſchlagen und getödtet; die Meiſten ſeiner Leute, und Myrtſche ſelbſt, fielen im Kampfe (1420). Ermuntert durch dieſen Sieg, ſtreiften die Türken in das Burzenland, zerſtörten die reiche Ciſtercienſer-Abtei Kerz, und überfielen Kronſtadt, wo jedoch der muthige Widerſtand des Bergſchloſſes Zinne und die Annäherung König Sigmund's mit beträchtlicher Heeresmacht ſie zum Rückzuge, und den Woiwoden dann zur Anerkennung der ungariſchen Landeshoheit nöthigte.

Sultan Mohammed's Nachfolger, der achtzehnjährige Murad II., unternahm (1422) die vierte türkiſche Belagerung Konſtantinopels. Der byzantiniſche Kaiſer, Johannes Paläologus, ſuchte Beiſtand bei Sigmund, den dieſer, durch die hußitiſchen Unruhen hinlänglich beſchäftigt, verſagte. Williger ging derſelbe auf Murad's friedliche Anträge ein und bewilligte (1424) einen zweijährigen Waffenſtillſtand. Kurz vor dem Ablaufe desſelben übergab der ſerbiſche Fürſt, Stephan Lazarewics, die Herrſchaft ſeinem Neffen Georg Brankovics. Der König Sigmund ließ dies geſchehen, und nur einige ſerbiſche Schlöſſer und Städte für an die ungariſche Krone heimgefallen erklären; nach Georg's unbeerbtem Tode ſollte jedoch ganz Serbien an Ungarn heimfallen. Sultan Murad nahm ein Aergerniß an dieſem Vertrage, und würde

gegen Stephan Feindſeligkeiten geübt haben, hätten nicht die Heere Sigmund's in Siebenbürgen, und des Johannes von Máróth in der Walachei, ihm Mäßigung geboten. Letzterer ſchlug während des Winters (1426) die Türken aus dem Lande, und im nächſten Frühjahre ſetzte der König den vertriebenen Dan wieder in ſeine Herrſchaft ein. Murad rächte ſich durch verheerende Einfälle in Serbien, und die wichtige Feſtung Galambocz oder Kolumbaz, auf türkiſch Gögerdſchinlik, d. i. Taubenſchlag, zwiſchen Semendra und Orſova am rechten Ufer der Donau, welche Stephan einem ſeiner Bojaren um zwölf tauſend Ducaten verpfändet hatte, und wofür der König das Löſegeld zu zahlen ſich weigerte, überlieferte dieſer Bojar aus Ingrimm den Türken (1427). Sigmund gab ſich alle Mühe, den Platz wieder zu bekommen. Er hatte Galambocz gegenüber die Burg Laſzlóvár aufführen laſſen, und ließ das Heer unter Anführung des Grafen Stephan von Roczgon dahin aufbrechen; er ſelbſt folgte nach. Unter dem Schutze der Laſzlóvárer Beſatzung wurden die zahlreichen Schiffe auf der Donau geſammelt und nicht nur die aus der Morava in die Donau einlaufenden türkiſchen Fahrzeuge angezündet, ſondern auch Galambocz unaufhörlich aus ſchwerem Geſchütze beſchoſſen. Stephan Roczgon's hochſinnige Gemalin, Cäcilia, entfaltete den Muth und die Umſicht eines Feldherrn. Als Befehlshaberin einer Galeere bohrte ſie mehre feindliche Schiffe in Grund, ſteckte andere in Brand und ließ das ſchwere Geſchütz verderblich gegen die Burg arbeiten, während ihr Gatte aus einer anderen Richtung mit einer in Ungarn gegoſſenen gewaltigen Kanone einige Thürme der Burg zerſchmetterte. Die Landmacht hielt, von König Sigmund befehligt, den Platz von ſerbiſcher Seite eingeſchloſſen, und die Nachhut wehrte die Entſatz verſuchenden Türken in mehren glücklichen Gefechten ab. Als aber Murad mit der türkiſchen Hauptmacht herbei eilte, welcher Sigmund ſich nicht gewachſen glaubte, wurde zu Unterhandlungen geſchritten. Murad gewährte Waffenſtillſtand; die Burg von Galambocz ſollte den Türken verbleiben, die Ungarn unangefochten über die Donau zurück gehen. Als jedoch der größere Theil der Ungarn den Strom überſchritten hatte, griffen die Türken wortbrüchig die kleinere Anzahl diesſeits des Stromes an. Der König, welcher ſich bei der letzteren befand, gerieth in die äußerſte Gefahr; aber Stephan von Roczgon rettete ihn mit eigener Lebensgefahr in einem Nachen über die Donau. Die zurück gebliebenen Ungarn wehrten ſich verzweiflungsvoll, ihnen voran der löwenkühne Zawiſſa Niger von Garbow, Hauptmann von der Zips. Vergebens

ſendete ihm der König ſein eigenes Fahrzeug zur Rettung; Zawiſſa verſchmähte es, die Waffengefährten in der Stunde des Todes zu verlaſſen, und ſo fielen ſie Alle heldenmüthig bis auf den letzten Mann.

Des Sultans Wegzug wollte Georg Brankovics benutzen, ſich nach ſeines Oheims und Vorgängers, Stephan, Tode in der Herrſchaft Serbiens zu befeſtigen. Zugleich fiel Wlad, des älteren Myrtſche unehelicher Sohn, in die Walachei ein, ſchlug und fing den Woiwoden Dan, und ließ ihn hinrichten; er erſchlich ſogar vom Könige Sigmund die feierliche Belehnung als Woiwod der Walachei, Herzog von Fogaras und Omlás, und trieb mit ungariſcher Hilfe die Türken und deren Vaſallenfürſten aus der Walachei. Minder glücklich war Georg Brankovics, der vergebens durch Liſt und Zugeſtändniſſe die Türken von ſich abzuhalten ſuchte. Murad zog gegen ihn, eroberte Kruſſovaz oder Aladſchahiſſar, verſtärkte die Beſatzung von Galamborz, und belagerte Strebernik bis zum Eintritte des Winters (1432), der ihn zum Abzuge nöthigte. Georg ſchritt zu neuen Unterhandlungen, trug dem Sultan ſeine Tochter Mara zur Gemalin an, verſprach erhöhten Tribut, und erhielt dagegen Zuſicherung von Frieden und Freundſchaft, nebſt der Erlaubniß, am Donauufer bei Semendra eine Citadelle erbauen zu dürfen, als Schutzwehr wider Ungarn, von welchem hierdurch Serbien ſcheinbar gänzlich losgeriſſen wurde.

Um dieſe Zeit ſandte Murad ein Heer durch die Walachei nach Siebenbürgen. Wlad, genannt Drakul, entweder nach dem vom Könige Sigmund ihm verliehenen Drachenorden, oder nach ſeiner teufliſchen Grauſamkeit (denn Drakul heißt auf walachiſch Teufel), wußte ſich nicht anders zu retten, als daß er ſich dem Sultan unterwarf, und den Türken als Führer diente, welche ſofort das Kronſtädter Gebiet, den Repſer Bezirk und einen Theil des Szekler Landes grauſam verwüſteten. Im nächſten Jahre (1433) zeigte ihnen Wlad den Weg in das Burzenland, wodurch die ſächſiſche Geſammtheit ſich genöthigt ſah, künftighin beſtändig drei tauſend Bewaffnete und eine Anzahl Spāher an ihren Gränzen gegen die Walachei zu unterhalten.

Georg Brankovics, des drückenden türkiſchen Joches müde und ſeine gänzliche Unterjochung fürchtend, näherte ſich abermals Ungarn an. Er erbot ſich, Belgrad der ungariſchen Krone zu überliefern, wogegen er ſich die Verleihung angemeſſener Güter in Ungarn bedingte, auf welchen er, falls er durch die Türken aus Serbien vertrieben würde, mit ſeiner Familie eine Zuflucht

finden wollte. Der König war abweſend; aber die eingeſetzten drei Statthalter Ungarns, nämlich der Graner Erzbiſchof Georg von Palocz, der Palatin Niklas Gara und der Oedenburger Obergeſpan Ladislaw von Kaniſa, nahmen Georg's Antrag an, und räumten ihm eine Anzahl beträchtlicher Burgen, Herrſchaften, Städte und ein Wohnhaus zu Ofen ein. In Belgrad wurde ein ungariſcher Befehlshaber eingeſetzt. Dies ſtachelte den Sultan zu neuer Feindſchaft gegen Ungarn; Wlad Drakul verſprach ihm dabei ſeinen eifrigen Beiſtand. Nach dem Unfalle vor Galambocz hatte König Sigmund das Zewriner Banat und das Land weiter hinauf, längs dem linken Donauufer bis Laſzlóvár und Belgrad, mit allen feſten Plätzen, den deutſchen Ordensrittern aus Preußen, die er ſelbſt bei ihren Streitigkeiten mit der Krone Polen immer ſo lebhaft begünſtigt, einräumen laſſen, um als lebendiges Bollwerk wider die Türken zu dienen. Wlad Drakul, im Dienſte des Sultans, warf ſich mit zahlreichen Rotten auf die deutſchen Ritter im Zewriner Banate, ſchlug den Ban und Ordensritter Niklas Radnich und tödtete ſämmtliche Ritter, welche, ſtatt zu fliehen, ſich dem Heldentode weihten, zum großen Schmerze des Königs (1435). Ein Einfall der Türken in Bosnien wurde durch Twartko's Muth abgetrieben. Georg Brankovics beugte dem Zorne und der Rache des Sultans vor, indem er ſeine, dem Letzteren verlobte Tochter Mara ihm wirklich übergab und vermälte, und zugleich ſeinen Sohn Gregor als Geißel künftiger Treue ſtellte (1436). Im nächſten Jahre überſchritt Sultan Murad mit einem großen Heere bei Nikopolis die Donau. Wlad Drakul leiſtete ihm mit walachiſchen Truppen Heeresfolge und führte ihn durch den Rothenthurmer-Paß nach Siebenbürgen. Die Einwohner hatten ſich mit ihren Heerden und Habſeligkeiten in die hohen Gebirge geflüchtet, und ſo zogen die Türken vier Tage lang durch eine künſtliche Einöde, bis Hermannſtadt vordringend, wo die ſächſiſche Geſammtheit, angeführt von ihrem Königsrichter Anton Trautenberger, ſie kampfgerüſtet erwartete. Die türkiſche Vorhut wurde, als ſie den Angriff wagte, mit blutigem Verluſte geworfen. Murad hegte Argwohn gegen Drakul's Aufrichtigkeit, zog ſich aus Siebenbürgen durch die Walachei über die Donau zurück, und ließ ſeinen Schwiegervater, Georg Brankovics, auffordern, ihm Semendra einzuräumen. Als dieſer Einwendungen machte, brach Murad in Serbien ein und rückte gegen Semendra vor. Dort boten ihm Mathias von Thallocz und Johannes von Hunyad an der Spitze des ungariſchen Heeres die Schlacht, welche mit einer ſchrecklichen Niederlage der

Türken endete. Murad floh; vier ſeiner Heerführer wurden gefangen dem Könige nach Prag zugeſendet.

Die Veneter hatten, während ſie den König theils durch die Türken, theils gegen die böhmiſchen Hußiten beſchäftigt wußten, ihres Vortheils wahrgenommen. Traù eroberten ſie mit Sturm; Spalatro ergab ſich ihnen freiwillig (1420). Hiermit war das damalige Dalmatien, oder das Küſtenland, von Nona bis Cattaro, auf lange Zeit für Ungarn verloren. Raguſa, die Halbinſel Stagno, die Landſpitze Diako und die benachbarten Inſeln blieben unabhängig; zu Duvno, Makarska und Narento gebot Stephan Coſaccio, Blatko's Enkel. Die Gebiete diesſeits des Gebirges Velebics, und jenſeits desſelben Bukari, Novi, Zengg, Carlopago und Novigrad, waren damals zu Kroatien gehörig und blieben bei Ungarn. Acht Jahre ſpäter (1428) ſchickten die Veneter einen Abgeordneten, der den König Sigmund zu völliger Verzichtleiſtung auf Dalmatien bewegen ſollte; aber Letzterer verſtand ſich nur zu einem zweijährigen Waffenſtillſtande. Nach deſſen Ablaufe ließ der König fünf tauſend Ungarn in Friaul einbrechen, und ſchloß mit dem Herzoge von Mailand, Filippo Visconti, ein Bündniß gegen Venedig (1430). Aber dieſer hielt die verſprochene Hilfe zurück, und die Ungarn erlitten dadurch bei ihrem Abzuge aus Friaul große Verluſte.

Sigmund befand ſich damals zu Siena, mit dem Papſte wegen ſeiner Kaiſerkrönung unterhandelnd, und ſuchte die Ungarn glauben zu machen, ſein Aufenthalt in Italien gelte der Wiedereroberung Dalmatiens, unter welchem Vorwande er auf ihre Unterſtützung mit Geld und Mannſchaft rechnete, um damit die Koſten der Krönung zu beſtreiten und die Hußiten zu unterwerfen. Seine Geldnoth bewog ihn, unter päpſtlicher Vermittlung, wieder einen fünfjährigen Waffenſtillſtand mit der Republik Venedig einzugehen, wogegen dieſelbe ihm ſogleich zehn tauſend Ducaten überſendete, und ſich verpflichtete, die Koſten ſeiner Krönungsreiſe zu beſtreiten. Sigmund erlebte den Ablauf dieſer Waffenruhe nicht mehr, und die Veneter behielten Dalmatien unangefochten.

Durch alle die eben geſchilderten Vorgänge, zu welchen noch des Königs häufig geſpannte Stellung zu Polen, ſeine Parteilichkeit für den deutſchen Orden gegen dieſes Reich, ſeine fruchtloſen Bemühungen, dem Großfürſten Alexander Witold ein von Polen unabhängiges Königreich in Lithauen zu gründen, gerechnet werden müſſen, zieht ſich der ſchwarze Faden der Hußitenkämpfe in Böhmen. Ihr Ausbruch fiel mit König Wenzel's letztem Athem-

zuge (18. Auguſt 1419) ſo ziemlich zuſammen. Trotz ſeiner zahlreichen Fehler hatte dieſer König doch, namentlich in der letzten Zeit ſeines Lebens, einen redlichen Willen für Böhmen gezeigt, hatte den wilden Brand des Fanatismus mit Mäßigung und Beſonnenheit zurück gehalten, und ſeine guten Abſichten — indem er geſchickt die Miene annahm, an die Spitze der Umwälzung zu treten, als einziges Mittel, ſich ihrer zu bemeiſtern — wurde ſelbſt in den Augenblicken der höchſten Aufregung von dem wüthenden Volke dankbar anerkannt. Hatte er auch nicht jederzeit zum Heile Böhmens leben können, ſo war ſein Tod doch, in jener ſchrecklichen Kriſis, wo er erfolgte, ein Nationalunglück, und durch Verkettung der Umſtände war mit ihm der gute Geiſt von jenem Lande gewichen, da die Popularität, welche theils der Zufall, theils ſein Handeln und ſeine Stellung ihm erworben hatte, der einzige Leitſtern der beginnenden Revolution hätte werden können. Sein Bruder und erbberechtigter Nachfolger, Sigmund, entbehrte dieſer Popularität in Böhmen gänzlich. Nicht nur erinnerte man ſich mit Groll und Bitterkeit der Erpreſſungen, welche er einſt als Gubernator in Böhmen ſich erlaubt, ſondern man rechnete ihm, wiewohl mit Unrecht, noch immer das dem Meiſter Huß ertheilte freie Geleit, und ſeine formelle Mitwirkung bei deſſen Verurtheilung, als einen Wortbruch an. Bei ſolchem Bewenden mußte freilich Sigmund's Regierungsübernahme in Böhmen ſich zu einem fünfzehnjährigen Kampfe geſtalten, der alle Schrecken ſchauriger Großartigkeit, alle Wildheit religiöſer Schwärmerei und unverſöhnlichen Sectenhaſſes erſchöpfte, und deſſen Einzelheiten im vorhergehenden Bande dieſes Werkes bereits ausführlich geſchildert worden ſind.

Sigmund, durch ſeines Bruders Wenzel Hintritt dem Namen nach König geworden, bekämpfte den durch die Hußiten dort entzündeten allgemeinen Aufruhr aus der Ferne mit Worten und leeren Drohungen, ſtatt mit einem kühnen Ueberfalle ihn in ſeinem Beginne zu erdrücken. Um fünf Monate zu ſpät, nachdem des wilden Republikaners Zizka Eiſenkeule bereits zur Standarte für ganz Böhmen geworden war, zog Sigmund mit einem gewaltigen Heere von Ungarn, Mährern und Schleſiern, und unterſtützt von den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, den Herzogen von Oeſterreich und Baiern, den Markgrafen von Meißen und mehren deutſchen Biſchöfen, Grafen und Herren, gegen Prag, wo das ſtolze, aber bunt gemiſchte Heer der furchtbaren Einheit der hußitiſchen Schwärmer und dem Feldherrngenie des

gewaltigen Zizka erlag (14. Juli 1420). Ein Lagerbrand, das Mißvergnügen ſeiner Verbündeten und ſeiner Truppen, machten dem Könige die Fortſetzung der Belagerung Prags unmöglich. Gütliche Schritte wurden gethan; die beiderſeitigen Unterhandlungen über die vier Prager Artikel gewährten eine natürliche Pauſe, und dieſe benützte der noch im Beſitze des Prager Schloſſes befindliche Sigmund, ſich im dortigen Dome (28. Juli) durch den Erzbiſchof Konrad von Vechte als König von Böhmen krönen zu laſſen, womit freilich mehr einer Ceremonie, als einer Thatſache Genüge geleiſtet war. Schon die nächſten Ereigniſſe zeigten das Unwirkſame dieſer Maßregel. Die Taboriten, zur Schreckensherrſchaft in Prag und den Umgebungen gelangt, blieben bei den Prager Artikeln nicht ſtehen, ſondern ſchufen ſich, Willens, den Krieg in die Länge zu ziehen, zwölf beſondere Artikel, noch weit fanatiſcher, hoffärtiger, als jene erſten, die dem Könige ſchon zu viel geweſen waren. Auch zum Entſatze des Wyſchehrad kam der König zu ſpät, und dieſer ging nach blutigen Gefechten (1. November) an die Prager und Orebiten verloren. In wie viele Fractionen ſich auch alsbald die Hußiten theilten, in der Widerſetzlichkeit gegen König Sigmund waren Alle einig, wenn auch nicht in der Wahl ſeines Erſatzmannes. In Prag decretirte die Empörung: das Haus Luxemburg habe zu regieren aufgehört, und man vereinigte ſich, nach heftigen Debatten, dahin, die böhmiſche Krone dem Polenkönige Wladislaw Jagjel anzutragen, der ſie jedoch zurück wies. Immer mehr Städte traten dem Aufſtande bei; Sigmund mußte, um ſich nicht abſchneiden zu laſſen, nach Mähren ſich zurück ziehen, und ging endlich nach Ungarn heim, nachdem Böhmen factiſch für ihn verloren war. Zizka ſchwang allgebietend in dem gewaltſam republikaniſirten Lande, wo auf einem Czaslauer Landtage die Entſetzung König Sigmund's beſtätigt wurde, ſein blutiges Schwert.

In ſeiner Bedrängniß ſtützte der König ſich vorzugsweiſe auf Oeſterreich, zu welchem Ende er dem Herzog Albrecht eine unmittelbare Rolle in dem Kampfe gegen die böhmiſche Empörung zutheilte und ihn mit dem königlichen Intereſſe auf das Engſte verknüpfte. Er verpfändete dem jungen Herzoge für die aufzubietenden Kriegskoſten fünf mähriſche Städte und ertheilte ihm die Anwartſchaft auf den lehenbaren Beſitz aller von ihm in dem empörten Lande zu machenden Eroberungen. Seine einzige Tochter, Eliſabeth, ſetzte König Sigmund, mit Genehmigung der ungariſchen Stände, zur Erbin von Ungarn, Böhmen, Mähren und allen ihm gehörigen Gebieten ein; würden

ihm, in Ermanglung eines lebendigen Leibeserben, noch andere Töchter geboren, ſo ſollte Eliſabeth zwiſchen den Reichen von Ungarn und Böhmen mit Mähren frei wählen dürfen. Die reiche Erbin Eliſabeth wurde hierauf mit dem Herzoge von Oeſterreich vermält.

Nach mancherlei Verhandlungen mit den deutſchen Reichsſtänden, die Hilfe gegen die hußitiſchen Ketzer bald zuſagten, bald verweigerten, nie aber in der gewünſchten Art, noch zu rechter Zeit halfen; nicht minder auch nach manchen Streitigkeiten mit ſeinen Ungarn, welche den Krieg gegen Böhmen immer als eine ihnen fremdartige Angelegenheit betrachteten und den König dabei in Nichts unterſtützen wollten, konnte dieſer endlich im November 1421 ſeinen zweiten Zug nach Böhmen antreten. Aber gleichzeitig eilte Zizka herbei, durchbrach von den Anhöhen bei Gang aus die ihn einſchließenden Linien des Königs, nöthigte denſelben dann, von Kuttenberg abzuziehen, und beunruhigte ihn auf ſeinem Rückzuge bis über Deutſchbrod hinaus, das von den Taboriten geſtürmt und dem Boden gleich gemacht wurde.

Nachdem Wladislaw von Polen die böhmiſche Krone abgelehnt hatte, warfen die Hußiten ihre Augen auf einen anderen Jagellonen, den Großfürſten Witold von Lithauen, der zwar ebenfalls für ſeine Perſon nach Böhmen zu kommen ſich nicht entſchließen wollte, dagegen ihnen ſeinen Neffen, den Prinzen Sigmund Korybut, als Reichsverweſer zuſendete (1422), welcher jedoch vor Karlſtein ſeinen Kriegsruhm und bald auch das Vertrauen des Volkes einbüßte, und ſchon im April 1423 das „Ketzerland" verließ.

In Mähren hielt der Herzog Albrecht noch die meiſten Feſtungen für den König beſetzt; aber auch hier wurde er von den Hußiten heftig bedrängt. Um ſeinen Muth zu heben und ihm ſchon jetzt Vortheile zu gewähren, ſtellte ihm der König einen förmlichen Lehenbrief über Mähren aus und gab ihm von da an den Markgrafentitel. Mittlerweile erſchien Sigmund Korybut (im Juni 1424) zum zweiten Male in Böhmen, wo ſich ſchnell ein hinlänglicher Anhang um ihn bildete, und drückte, indem er ſich jetzt einen „erwählten böhmiſchen König" nannte, der Entſetzung Sigmund's ſcheinbar das Siegel auf. Seine Verſöhnung mit Zizka verſtärkte ſeine Macht, und die gleichzeitige Einigung der vorher getrennten Parteien verlieh dem Aufſtande eine neue ſchreckliche Gewalt. Als aber Korybut heimlich damit umging, Böhmen mit der römiſchen Kirche auszuſöhnen, kehrte ſich die Wuth der Hußiten gegen ihn ſelbſt, und er wurde aus Böhmen vertrieben, um nie wieder zurück zu kehren.

König Sigmund zog aus der Entfernung Korybut's keinen Vortheil; vielmehr wurde der Abfall von ihm immer allgemeiner, die Hilfe aber, welche ihm nach langen Anſtänden das deutſche Reich gewährte, kam im Gefolge ſo verfehlter Maßregeln, daß ſie ſich nur in einer Reihe neuer blutiger Niederlagen für ihn und ſeine Verbündeten offenbarte, welche die Siegeszuverſicht, wie den Haß der Hußiten, gegen ihn ſteigerten. Einigemal eröffnete der König, ſeinen kriegeriſchen Anſtalten mit Recht mißtrauend, und überzeugt, daß Böhmen nur durch Böhmen überwältigt werden könne, gütliche Unterhandlungen mit ſeinen empörten Unterthanen; aber dergleichen Schritte ſcheiterten zumeiſt, wenn nicht an politiſchen, doch an religiöſen Fragen, indem auf einer Seite der Fanatismus Forderungen ſtellte; auf der anderen Gewiſſensſcrupel und Rückſichten für den römiſchen Oberhirten ſich einmengten, welche unmöglich ſich vereinigen ließen. Die Kirchenverſammlung zu Baſel, vom Papſte Eugen IV. heftig beſtritten, erzielte vor der Hand ebenfalls keine dauernde Einigung der Hußiten mit der römiſchen Kirche, und lieh dem religiöſen Abfalle der Böhmen vielmehr einen neuen Anhalt und Vorwand, den man in Rom nicht anerkennen wollte.

Mitten unter dem Getöſe der Waffen und dem Stimmengeſchwirre theologiſcher Streite verfolgte König Sigmund ſeine endliche Kaiſerkrönung. Am 25. November 1431 ließ er ſich im Dome zu Mailand durch den Erzbiſchof Bartolomeo Capra die eiſerne Krone der Lombardei aufſetzen, hielt ſich während des Winters dort auf, obſchon er von dem Uebermuthe des Herzogs Filippo Visconti Manches erleiden mußte, und zog dann im nächſten Frühjahre (1432) über Piacenza, Parma und Lucca nach Siena; wie ſehr ihm auch auf Betrieb des mißtrauiſchen Papſtes dieſer Zug erſchwert wurde. Hier verbrachte er eilf Monate in Unterhandlungen mit dem Papſte Eugen, der, als Bedingung der Kaiſerkrönung, die Auflöſung des Baſeler Concils verlangte, ein Punkt, welchen wiederum Sigmund mit aller Macht verweigerte. Nachdem endlich die Ausſöhnung zwiſchen König Sigmund und dem Papſte, unter der Bedingung der Annahme des Concils, erwirkt worden war, hielt Erſterer ſeinen Einzug in Rom und wurde am 31. Mai 1433 als Kaiſer gekrönt. Während ſeines dreimonatlichen Aufenthaltes in Rom gelang es ihm auch, den Widerwillen des heiligen Vaters gegen die Baſeler Kirchenverſammlung zu beſchwören, und als ſpäter neue Spaltung eintrat, bewog der Kaiſer den Papſt, nachzugeben und die ihm vorgelegte Formel zu unterſchreiben, durch

welche er alle früheren verdammenden Bullen gegen das Concil widerrief und deſſen Verfügungen in Allem beſtätigte. Die gemäßigten Calixtiner in Böhmen, überdrüßig der endloſen Fehde, welche ihr Vaterland zerriß und ihre Nation in Verruf brachte, ſtellten ſich mit den Compactaten, welchen die vier Prager Artikel zu Grunde lagen, zufrieden und unterwarfen ſich der Kirche. Zwar währte noch eine Weile der Widerſtand der exaltirten Partei, der Taboriten und Waiſen, welche durchaus von keiner Einigung mit Rom hören wollten, fort; aber der Untergang der beiden Prokope (30. Mai 1434) brach die Kraft dieſer Ruheloſen, und Böhmen begrüßte, nach den Schreckniſſen eines fünfzehnjährigen inneren und äußeren Kampfes, endlich ſehnſuchtsvoll den Frieden. Kaiſer Sigmund beſtätigte die Compactate, genehmigte die von den Böhmen ihm vorgelegte Wahlcapitulation, und hielt am 23. Auguſt 1436 ſeinen Einzug in Prag, um jetzt endlich einen Thron einzunehmen, um welchen er ſo lange gekämpft, und den er jetzt, am Ziele ſeiner Tage ſtehend, nicht lange mehr beſitzen ſollte.

Im Juli 1437 hielt der bejahrte Kaiſer ſeinen letzten deutſchen Reichstag zu Eger. Seine Gemalin, die ſittenloſe Barbara, ging inzwiſchen damit um, nach Sigmund's anſcheinend baldigem Tode ſich, mit Uebergehung ihrer Tochter Eliſabeth, die Herrſchaft in Ungarn und Böhmen anzumaßen. In Böhmen glaubte ſie um ſo leichter durchzudringen, da Herzog Albrecht von Oeſterreich, Eliſabeth's Gemal, den Kelchnern wegen ſeines glühenden Eifers für die römiſche Kirche verhaßt war. Ihre Vertrauten bei dieſem Anſchlage waren ihr Brüder, Graf Heinrich von Cilli und deſſen Sohn Ulrich; und unter ihren Anhängern befanden ſich Heinrich Ptaczek und Georg Podiebrad. Die in ihrem vier und vierzigſten Jahre noch immer der Liebe bedürftige Frau hegte dabei die Abſicht, ſich mit dem vierzehnjährigen Polenkönige Wladislaw zu vermälen und ſo die Reiche Ungarn, Böhmen und Polen zu vereinigen. Das Geheimniß wurde jedoch dem Kaiſer noch zu rechter Zeit verrathen. Er ſtellte ſich, Nichts zu wiſſen noch zu argwöhnen, und traf, unter dem Vorwande, ſeine Tochter noch einmal ſehen zu wollen, Anſtalten zu einer Reiſe nach Znaim, auf welcher ihn, nebſt mehren ihm treuen ungariſchen und böhmiſchen Baronen, die Kaiſerin und die beiden Cilli begleiten ſollten. Er ſelbſt ließ ſich, einen Lorbeerkranz auf ſeinem ſchönen Greiſenkopfe, im kaiſerlichen Ornate aus Prag tragen, gefolgt von tauſend ungariſchen Rittern und einigem Fußvolke. In Znaim aber, wo ihn ſeine Tochter Eliſabeth und der Herzog Albrecht

empfingen, gab er Befehl, die Kaiſerin und die beiden Cillier Grafen feſtzunehmen; die Letzteren entkamen. Dann die Nähe ſeines Todes fühlend, berief er die ungariſchen und böhmiſchen Magnaten an ſein Lager und forderte ſie auf, ſeine Tochter Eliſabeth und deren Gemal als ſeine Erben und Nachfolger anzuerkennen. Beide wurden in die Verſammlung geführt, und Herzog Albrecht von den Großen beider Nationen zum Könige ausgerufen. Der ſterbende Kaiſer warnte ihn vor den Ränken ſeiner Gemalin Barbara und rieth ihm, ſie nie mehr ihrer Haft zu entlaſſen.

Mehr und mehr ſchwanden des Kaiſers Kräfte, und ſo erloſch er endlich gleich einer Flamme, welche keine Nahrung mehr hat (4. December 1437). Seinem letzten Willen gemäß, wurde ſein Leichnam nach Großwardein abgeführt und unter dem Altare des heiligen Ladislaw an der Seite ſeiner erſten Gemalin beigeſetzt. Seinem Leichenwagen folgte, ein erſchütterndes Schauſpiel, ſeine Gemalin Barbara als Staatsgefangene unter bewaffneter Bedeckung, und hier zeigte ſich, wie Aeneas Sylvius ſagt, ein merkwürdiges Denkmal des menſchlichen Weltlaufes. Die gefangene Kaiſerin und der entſeelte Kaiſer wurden neben einander fortgeführt. Die Ungarn nahten ſich trauernd, die Augen mit Thränen gefüllt, welche der Leiche ihres Königs und den Feſſeln ihrer Königin galten.

Kaiſer Sigmund hatte an ſiebzig Jahre gelebt, durch ein und fünfzig Jahre die ungariſche, durch ſieben und zwanzig die römiſche, durch ſiebzehn die böhmiſche, durch fünf Jahre die kaiſerliche Krone getragen. Er war zweimal vermält, hinterließ aber nur Eine Tochter zweiter Ehe, die Kronerbin Eliſabeth. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm der Luxemburger, der, Wenzel mitgerechnet, vier deutſche Kaiſer, vier böhmiſche und einen König Ungarns gezeugt hatte.

Schwer würde es ſeyn, ein treues Bild von Sigmund zu entwerfen; denn ſein ganzes Weſen, lückenhaft und zerſplittert, der Grundſtützen der Mannhaftigkeit entbehrend, einigte ſich nirgends zu einer feſten Charaktergeſtaltung, und es wäre leichter, *die* Eigenſchaften zu verzeichnen, welche ihm fehlten, als jene, welche er beſaß. Von Natur vielleicht zur Aufrichtigkeit und zum Wohlwollen geneigt, — ſo ſchilderten ihn wenigſtens diejenigen ſeiner Zeitgenoſſen, welche ihm äußerlich näher ſtanden und ſomit den reinen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit empfingen, ohne in die Motive ſeiner Politik einzugehen — war es wohl weniger Ränkeſucht und ſchlimmer Wille, als vielmehr

Wankelmuth und Unfeſtigkeit, was ihn oft falſch und hinterliſtig erſcheinen ließ. Durch ſein ganzes Leben zieht ſich der ſtäte Widerſpruch der Schwäche, welche, indem ſie Sigmund nicht zur Wahrheit gegen ſich ſelbſt gelangen ließ, auch Andere täuſchen mußte, ſie mochte wollen oder nicht. Daher ſein ganzes Wirken und Regieren eine Kette von Inconſequenzen; ein ſtäter Abfall von der eben vorgezeichneten Beſtimmung; daher jene nachläſſige Behauptung des ſcheinbar Gewiſſen über dem Jagen nach ſcheinbar Möglichem. In Ungarn vergeudete er ſeine Kraft über Planen auf Böhmen, und hier brach er durch Gegeneinanderhetzen der Luxemburger die Macht und Einheit ſeines eigenen Stammes, was an ihm durch einen fünfzehnjährigen Kampf ſich am bitterſten rächte. Mit Wenzel's Thron untergrub er ſeinen eigenen. Keiner verſtand ſo gut den König zu ſpielen, keiner ſo wenig es wirklich zu ſeyn, wie Sigmund. Den Werth des Geldes kannte er nur im Erringen, nicht in der Anwendung; tauſend Hebel, oft gewiſſenloſer Art, ſetzte er in Bewegung, um ſich ſeiner ſtäten Geldnoth zu entreißen, und ſtürzte dann um einer Laune willen ſich in dieſelbe Geldnoth wieder hinein, gegen welche er eben erſt ſo krampfhaft gerungen. Er ſpielte mit ſeinen Finanzen, arglos, wie ein Kind mit einer gefährlichen Waffe, und verſtreute Schätze, ohne einen Gegeneinſatz dafür zu ſuchen. Er war fromm und andächtig; doch fehlte ihm jene Kraft des höheren religiöſen Glaubens, welche Großes wirket und über Kleines ſchonend hinweg geht; er blieb mehr bei dogmatiſcher Gewiſſenhaftigkeit ſtehen, als daß er von dem lebendigen, gern verſöhnenden und einigenden, ſtatt trennenden, Gottesſinne ſich leiten ließ, und während die ehrwürdigen Väter zu Baſel den böhmiſchen Kelchnern willig den Friedensgruß entgegen trugen, erblickte Sigmund in ſeinen neuen Unterthanen nur eine Nation von Ketzern, mit welchen er nur im Frieden, nicht im Kriege zu ſtehen verabſcheuete. Als deutſches Reichsoberhaupt hatte er dieſelben widerſpänſtigen Elemente vor ſich, welche ſchon kräftigeren Kaiſern die Hände gebunden hatten; jeder Verſuch, Ruhe und Sicherheit im Reiche herzuſtellen, wurde von den Fürſten als eine Gefahr für ihre Freiheit angeſehen und, wenn nicht offen, doch deſto beharrlicher insgeheim bekämpft. Für den deutſchen Thron mußte die Zeit ihren Ritter ſchaffen; aus den Händen der Menſchheit allein konnte er nicht hervor gehen. Sonſt war Sigmund von majeſtätiſchem Weſen; ehrfurchtgebietend und zugleich von verführeriſcher Anmuth und Heiterkeit. Er liebte, wie er ſelbſt geſtand, den Wein und ſchöne Frauen, und durch ſeine zahlreichen Abenteuer

der Liebe erinnerte er, wenn auch ſonſt in Nichts, an die Hohenſtaufen. Er beſaß Geſchmack, und wußte der Pracht auch den Ausdruck der Schönheit zu verleihen; er ſchätzte Wiſſenſchaft und Kunſt, und pflegte zu ſagen: er könne in Einem Tage Tauſende zu Rittern ſchlagen, doch ſein ganzes Leben hindurch keinen Gelehrten machen.

Am 19. December 1437 ernannten in Preßburg die verſammelten Stände, in Folge ihres früheren wiederholten Verſprechens, den vierzigjährigen Herzog Albrecht von Oeſterreich zu ihrem Könige, huldigten ihm als einem ſolchen, und zugleich ſeiner Gemalin Eliſabeth als ihrer Königin und Frau. Am Neujahrstage 1438 wurde das königliche Paar feierlich gekrönt, und König Albrecht verſprach bei dieſer Gelegenheit eidlich, daß, wenn er zum römiſchen Könige erwählt werden ſollte, er die Wahl nicht ohne Beiſtimmung der Stände Ungarns annehmen werde. Schwieriger wurde ihm ſeine Anerkennung in Böhmen gemacht, zwar nicht von Seite der katholiſchen Landherren, welche auf dem Prager Landtage ſich einhällig für ihn erklärten, wohl aber der Kelchnerpartei, welche den dreizehnjährigen Kazimierz, Bruder des Polenkönigs Wladislaw VI., zu ihrem Könige ausrief und dadurch einen neuen Bürgerkrieg entzündete. Mittlerweile wurde Albrecht, wie voraus zu ſehen, (18. März) in Frankfurt auch zum römiſchen Könige erwählt, nahm jedoch, ſeinem Gelübde treu, dieſe Krone erſt an, nachdem die ungariſchen Stände ihre Einwilligung hiezu ertheilt hatten. Sodann zog er, allen Hinderniſſen trotzend, mit einem kleinen Heere nach Prag und ließ ſich hier (29. Juli) als König krönen. Er gab die gefangene Kaiſerin Barbara frei, wies ihr jährlich zwölf tauſend Ducaten zu ihrem Unterhalte an, verzieh auch ihrem Neffen, dem Grafen Ulrich von Cilli, und verlieh ihm ſogar die Statthalterſchaft über Böhmen, nahm ihm jedoch dieſelbe wieder ab, als Ulrich verrätheriſche Abſichten offenbarte, und gab ſie in die Hände der Herren Ulrich von Roſenberg und Mainhard von Neuhaus. Seine weiteren Kämpfe gegen Polen um die Krone Böhmens, welches Reich er nach ſeiner Krönung nicht wieder ſah, ſind bereits (Band II., Seite 323 u. ſ. f.) geſchildert worden.

Nach Ungarn zurück gekehrt, hielt König Albrecht einen Landtag zu Lublau, wo unter Anderen auch eine Heerfahrt wider die Türken beſchloſſen wurde, welche das Land durch Einfälle heimſuchten. Unter Anführung des Ali, Sohnes des Ewrenos, welcher an der Spitze der Renner ſtand, und mit Hilfe ſerbiſcher und walachiſcher Truppen unter Georg Brankovics und Drakul,

war das türkiſche Heer in der Gegend von Semendra über die Donau geſetzt und über das eiſerne Thor in Siebenbürgen eingefallen. Die Türken belagerten acht Tage lang Hermannſtadt vergeblich, verwüſteten Mediaſch, überrumpelten Schößburg, verbrannten die Vorſtädte von Kronſtadt, verheerten durch fünf und vierzig Tage das Land und ſchleppten ſiebzig tauſend Gefangene als Sklaven durch den Törzburgerpaß fort. Als ſie aber heimzogen, ereilte ſie in den Bergſchluchten der Siebenbürger Woiwod Deſö von Loſzoncz mit einigen ſchnell geſammelten Schaaren, ſchlug ſie und jagte ihnen ihre Beute an Menſchen und Sachen wieder ab.

Im nächſten Frühjahre (1439) rüſtete Sultan Murad zu neuem Kriege gegen ſeinen Schwiegervater, den Fürſten Georg Brankovics von Serbien, weil ihn Ishakbeg, der Sohn des Ewrenos, der ihm die Treue des ſerbiſchen wie des walachiſchen Zinsfürſten verdächtig machte, unaufhörlich zu Feindſeligkeiten gegen Beide, und beſonders zur Forderung der neuerbauten Feſtung Semendra regte. Georg und Drakul wurden mit ihren Söhnen zum Pfortendienſt vorgeladen. Erſterer ſetzte Semendra in Vertheidigungszuſtand und übertrug die Beſchützung des Platzes ſeinem älteren Sohne Gregor und deſſen Oheim Kantakuzenos, während er mit dem jüngeren Sohne Lazar nach Ungarn floh, um hier auf ſeinen Gütern Mannſchaften zu ſammeln. Wlad Drakul, der entweder nicht mehr fliehen konnte oder des Sultans Zorn zu beſänftigen hoffte, wurde in den Thurm von Kallipolis geworfen; ſeine, ihm als Geißeln abgeforderten beiden Söhne als Staatsgefangene nach Aſien geſendet; er ſelbſt, nachdem er abermals unwandelbare Treue gelobt, wieder nach der Walachei entlaſſen. Murad zog vor Semendra, das, durch Gregor und Kantakuzenos tapfer vertheidigt, nach dreimonatlicher Belagerung endlich fiel. Gregor und ſein unterdeſſen in Adrianopel als Geißel verwahrter Bruder wurden geblendet nach Amaſchra und Tokat in's Gefängniß geſendet. Ishakbeg und Osman Tſchelebi ſtanden eben im Begriffe, nach Semendra's Falle gegen Nikopolis zu rücken, als die Nachricht von dem Anmarſche des ſerbiſchen Heeres ſie zunächſt auf dieſes los zu gehen zwang. Die Serbier wurden geſchlagen, und ſo beiſpiellos war die Beute der Türken, daß die ſchönſte Sklavin für einen Stiefel eingetauſcht wurde und Sklaven einen Spottpreis koſteten. Nach Semendra's Eroberung wendete ſich Sultan Murad nach Südſerbien und eroberte die feſte Stadt Novoberdo, welche, durch ihren Bergſegen reich, die Mutter der Städte hieß; das übrige Land unterwarf ſich frei-

willig. Der Sultan bedrohte Bosnien und zwang den dortigen Fürſten Twartko zu Erhöhung des Tributes von zwanzig tauſend auf fünf und zwanzig tauſend Ducaten.

König Albrecht, der in Ungarn nicht mehr als vier und zwanzig tauſend Bewaffnete aufgebracht und dieſe an den Zuſammenfluß der Theiß und Donau hinunter geführt hatte, um im Lager vor der Titteler Furt auf Verſtärkungen aus Ungarn und Oeſterreich zu warten, konnte mit dieſer geringen Schaar den Fall Semendra's nicht hindern. Nach dem Abzuge des Sultans aber wollte er mit ſeinem Heere über die Donau ſetzen, um Semendra den Türken wieder zu entreißen; aber das Heer wurde nicht minder durch die Ruhr, als durch Ausreißerei und Widerſpänſtigkeit entkräftet; unter dem, ſeit Coloman's Zeiten von dem Kumanenſiege her üblichen Fluchtgeſchrei: der Wolf! der Wolf! liefen des Königs Schaaren aus einander. Ihn ſelbſt ſchützte nur ein kleiner treu gebliebener Haufe, mit welchem er nach Gran zog und alsbald zu Neßmil ſtarb (27. October 1439).

König Albrecht's Teſtament verfügte, daß, im Falle ſeine im geſegneten Zuſtande hinterlaſſene Witwe einen Knaben zur Welt bringen würde, ungariſche, böhmiſche, öſterreichiſche und mähriſche Baronen, nämlich zwei aus jedem Lande, mit ihr die Vormundſchaft führen ſollten. Viele erkannten Eliſabeth's durch wiederholte Erklärungen der Stände verbürgtes Recht auf Ungarn ohne Widerſpruch an; aber es ſtanden auch zugleich mächtige Feinde gegen ſie auf, unter dieſen der Palatin Lorenz von Hedérvár, und der frühere Weßprimer, jetzt Erlauer Biſchof Simon von Rozgon, welcher der Königin zürnte, daß ſie, ſtatt ſeiner, den Dionyſius von Szécz zum Erzbiſchof von Gran erhoben hatte. Das Gefahrvolle ihrer Lage durchblickend, ſetzte Eliſabeth ſich zuvörderſt in den Beſitz der Reichskrone und der Krönungsinſignien, und ließ ſie durch ihren Vetter Ladislaw Gara auf der Wiſſegráder Burg verwahren. Auf einem zu Ofen gehaltenen Landtage eröffnete ſie den Ständen ihre nahe Entbindung, und forderte ſie auf, über die Reichsverwaltung für dieſen Fall das Nöthige zu berathen. Da trat der Siebenbürger Woiwod und Ban von Zewrin, Johannes Hunyad, berufen, ſeinem Vaterlande ſpäter mit ſeinem Arme mehr zu nützen, als jetzt mit ſeinem Rathe, auf, wies auf die Gefahr von Osmanen und Polen hin, und rieth, dem fünfzehnjährigen Polenkönige Wladislaw ſowohl die Hand der königlichen Witwe Eliſabeth, als auch den ungariſchen Thron anzutragen, unter der Bedingung, daß der nachgeborene männliche

Sprößling König Albrecht's Böhmen und Oeſterreich, der zu hoffende Erſtgeborene Wladislaw's aber Ungarn erben ſolle. Die Mehrzahl ſtimmte ihm bei, und allgemein beſtürmte man die Königin um ihre Einwilligung. Die königliche Frau, bereits über dreißig Jahre alt, widerſtrebte der Vermälung mit einem Jünglinge; aber dem einhälligen Wunſche der Magnaten nachgebend, willigte ſie zuletzt in die Abſendung von Abgeordneten nach Polen ein, doch nur unter der Bedingung, daß die Geſandten ſogleich die Unterhandlungen abbrechen und nach Ungarn zurück kehren ſollten, ſobald ſie eines männlichen Reichserben geneſen ſeyn würde. Der letztere Fall trat ein am 22. Februar 1440, wo Eliſabeth bei offenen Thüren in Anweſenheit mehrer Prälaten und Baronen einen Prinzen gebar, welcher in der Taufe durch den Graner Erzbiſchof den Namen Ladislaw erhielt. Sogleich wurden Boten nach Krakau geſendet, um die Geburt eines ungariſchen Thronfolgers zu melden und die Vollmachten der früheren Geſandtſchaft zu widerrufen. Aber die erſten Abgeordneten — es waren der Zengger Biſchof Johannes de Dominis, der dalmatiſche und kroatiſche Ban Mathias von Pálócz, der Oberſchatzmeiſter Johannes von Perén, der Hofmarſchall Ladislaw von Pálócz und der Obertruchſeß Emerich von Marczaly — kehrten ſich nicht daran, ſondern erklärten, daß ihre Vollmachten ſie ſelbſt für dieſen Fall zur Betreibung der Wahl berechtigten, und ſo geſchah es, daß Wladislaw dem Rufe zum ungariſchen Throne zu folgen ſich erklärte, ohne daß in der Wahlurkunde einer Vermälung zwiſchen Wladislaw und Eliſabeth Erwähnung geſchah. Die Ständeverſammlung in Ofen, das Unrechtliche des Vorganges gefliſſentlich überſehend, beſtätigte das Geſchehene und forderte den Gegenkönig auf, ſchleunig in ſein neues Reich zu kommen. Einige der ungariſchen Geſandten eilten ihm mit der Wahlurkunde voraus; die Königin ließ dieſe Männer, wegen frevelhafter Ueberſchreitung ihrer Vollmachten, ergreifen, in Oedenburg feſtſetzen, und riß die Siegel von der Urkunde herab; während ſie, ſtatt des im Teſtamente ihres Gemals dazu beſtimmten Herzogs Friedrich von Oeſterreich, deſſen Bruder, Herzog Albrecht, zum Vormunde ihres Sohnes einſetzte. Dann eilte Eliſabeth, ehe noch Wladislaw in Ungarn eintreffen konnte, mit ihrem Neugeborenen nach Stuhlweißenburg und ließ ihn hier (15. Mai 1440) durch den Erzbiſchof von Gran mit der heiligen Reichskrone krönen. Zugleich behielt ſie die Reichskrone an ſich, indem ſie, ſtatt derſelben, ein untergeſchobenes Geſchirr auf Wiſſegrád verwahren ließ.

Inzwiſchen kam König Wladislaw aus Polen an, und wurde von mehren Magnaten ehrenvoll empfangen. Auch traf man ſogleich Anſtalt zu ſeiner Krönung; indem man durch argliſtigen Wortbruch den Erzbiſchof von Gran zu dem Verſprechen der Krönung Wladislaw's, den Ladislaw Gara zur Uebergabe der Wiſſegráder Burg und der dort verwahrten Reichskleinodien zwang. Bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich die Liſt der Königin, welche die ächte Krone unterſchlagen hatte. Da die letztere nicht zu erlangen war, ſo ließ ſich Wladislaw (17. Juli) mit jener Krone krönen, welche zu Stuhlweißenburg das Reliquienbehältniß des heiligen Stephan zierte. Die Krönung des Kindes Ladislaw wurde von dem Polenkönige und ſeiner Partei für ungiltig erklärt.

Obgleich Wladislaw jetzt König von Ungarn hieß, und unter den Magnaten einen mächtigen Anhang für ſich hatte, ſo blieben doch der Königin und ihrem gekrönten Kinde die Geſpanſchaften von Preßburg, Zolyom, Liptau, Zips, Gömör, Sáros, Aba-Ujvár und der nördliche Theil von Zemplin getreu; auch ſtanden ihr der Graner Erzbiſchof und Ladislaw Gara helfend zur Seite. Sie ließ durch ihre Vertheidiger mehre feſte Plätze mit hinreichender Beſatzung verſehen, und nahm zugleich böhmiſche Truppen unter calixtiniſchen Führern in ihren Sold. Um die Koſten zu beſtreiten, verſetzte ſie endlich die werthvolle ungariſche Reichskrone für dritthalb tauſend Ducaten bei ihrem Vetter, dem inzwiſchen zum römiſchen Könige gewählten Herzog Friedrich von Oeſterreich, vermehrte dann dieſe Schuld gegen koſtbare Unterpfänder, und nahm dem Herzoge Albrecht die Vormundſchaft über Ladislaw ab, um ſie ihrem Gläubiger zu übertragen, welchem ſie zugleich den jungen Ladislaw zur Erziehung anheim gab. Endlich verpfändete ſie, gegen neue Summen, dem Könige Friedrich auch die von ihrem Gemale ihr verſchriebenen ungariſchen Herrſchaften, ſo wie bald darauf (25. Februar 1441) die Stadt und Herrſchaft Oedenburg, womit der römiſche König zwar in Ungarn Fuß faßte, aber zugleich auch in jenen Pfändern die Saat verderblicher und ihm gefahrvoller Kämpfe übernahm.

Die Loſung zum Bürgerkriege in Ungarn war jetzt gegeben. Nach kleineren Vorgefechten lieferten die Anführer der durch polniſche Truppen verſtärkten Heeresmacht Wladislaw's, Johannes Hunyad und Niklas von Ujlak, in der Tolnaer Geſpanſchaft den Anhängern der Königin eine blutige Schlacht, in welcher die Letzteren unterlagen. Dieſe, fliehend, warfen ſich in die Schlöſſer

Siklos und Simontorna, und behaupteten dieſe Plätze gegen alle Angriffe der Sieger. Die feindlichen Parteien ſuchten einander durch gegenſeitige Verwüſtung ihrer Gebiete heim; aber die Wage der Entſcheidung ſchwankte hin und her; denn auch die Anhänger Eliſabeth's entwickelten einen hohen Muth und ſeltene Standhaftigkeit. Thomas von Szécs verheerte von der feſten Graner Burg aus die Ländereien der Wladislaw'ſchen Partei, und war kühn genug, zur Belagerung Ofens zu ſchreiten, während Wladislaw vor Gran zog und den Thomasberg zu belagern begann. Den Graner Erzbiſchof rührte die Verwüſtung des Vaterlandes; er ſchloß mit Wladislaw einen Waffenſtillſtand, in deſſen Folge auch die Belagerung Ofens aufgehoben werden mußte. Ulrich von Cilli, welcher die Raaber Burg zu einem feſten Waffenplatze für die Königin eingerichtet und mit öſterreichiſcher und böhmiſcher Beſatzung verſehen hatte, rückte inzwiſchen mit beträchtlicher Heeresmacht über die Mur in die Szalader Geſpanſchaft ein. Zwar wurde ſeine Vorhut durch Wladislaw aus den Schlöſſern Paka und Kigyos vertrieben; als aber Ulrich's Haupttreffen, von Vitrovecz geführt, nachrückte, zog ſich Wladislaw in die Eiſenburger Geſpanſchaft zurück und überließ ſeine Truppen der Leitung des Paul Bánfi von Lindau, der vor Steinamanger ein verſchanztes Lager bezog, ſich aber durch Vitrovecz unbedacht heraus locken ließ, eine blutige Niederlage erlitt und in Gefangenſchaft fiel. König Wladislaw eilte herbei, um die Niederlage an Vitrovecz zu rächen; aber dieſer blieb ruhig in ſeinem feſten Lager ſtehen, von wo er alle Angriffe des Königs mit Verluſt zurück ſchlug. Endlich bot Wladislaw ſelbſt gütlichen Vergleich an, nach welchem die Cillier Grafen, Friedrich und Ulrich, von ihm zu Gnaden aufgenommen wurden und die Partei der Königin verließen.

Auf dieſer Seite geſichert, vermochte Wladislaw jetzt doppelte Kraft gegen den Norden Ungarns zu entfalten, wo Johannes Giskra von Brandeis die Banner der Königin von Sieg zu Siege trug, den Feldherrn Wladislaw's, Niklas Perény, mehrmals geſchlagen, nebſt Kaſchau alle feſten Plätze im Ober-Ujvárer, Zempliner, Sároſer, Gömörer und Sohler Comitate mit Böhmen beſetzt und die Anhänger des Polenkönigs bis an die Waag durch Verheerung ihrer Beſitzungen geſtraft hatte. Vergebens aber ſendete Wladislaw neue Heerhaufen gegen ihn; ſie mußten, von Giskra gedrängt, eiligſt die Belagerung von Kaſchau aufheben, und dieſer nahm auch noch Kesmark durch Ueberrumpelung. Dieſe Fortſchritte der Waffen der Königin führten ihr mehre

Baronen wieder zu, welche vorher auf Wladislaw's Seite geſtanden. Dieſe riethen der Königin dringend, ſowohl ihren Sohn — deſſen Abweſenheit die Gegner benutzten, ihn für todt auszugeben — von dem römiſchen Könige Friedrich zurück zu fordern, als auch die verſetzte Reichskrone einzulöſen, durch deren Entäußerung ſie die Ungarn ſo ſehr gegen ſich aufgebracht hatte. Eliſabeth that auch durch eine Geſandtſchaft Schritte zu dieſem Zwecke; aber König Friedrich verweigerte entſchieden die Herausgabe des jungen Ladislaw, über welchen ihm die Vormundſchaft gebühre, und auch die ungariſche Reichskrone erklärte er erſt drei Monate nach Erlegung der Pfandſumme verabfolgen zu wollen. Ueberdies hielt König Friedrich den Vetter und Vertheidiger der Königin, Ladislaw Gara, der auf einem Streifzuge nach Steyermark in Gefangenſchaft gerathen war, auf dem Grazer Bergſchloſſe feſt. Von allen Seiten verdunkelte ſich die Ausſicht für die Königin. Wladislaw's Truppen, von Kaſchau weggedrängt, hatten dafür Roſenau eingenommen und den größten Theil der böhmiſchen Beſatzung umgebracht, in Tyrnau ſich feſtgeſetzt und bis gegen Preßburg hin Schrecken verbreitet. Zugleich erſcholl das Gerücht, Wladislaw beabſichtige einen Hauptſtreich gegen Preßburg ſelbſt. In dieſer Noth wendete ſich Eliſabeth an den Rath von Wien, welcher derſelben auf eigene Koſten tauſend bewaffnete Fußgänger, ſammt Büchſen, Geſchütz und Pulvervorräthen zuzuſenden beſchloß; auch ſollte einem Jeden geſtattet ſeyn, ſich dieſen Hilfstruppen anzuſchließen und den Preßburgern auf der Donau Mundvorräthe zuzuführen. Wirklich zog Wladislaw vor Preßburg und ließ den Platz beſchießen. Aber die Beſatzung war mit Allem reichlich verſehen und wehrte ſich tapfer. Unverrichteter Sache und nicht ohne empfindlichen Verluſt mußte er ſich nach Ofen zurück ziehen. Mehre Raubzüge der Polen verunglückten, und Giskra, immer wachſam und unternehmend, brachte mehre Burgen in ſeine Gewalt.

Der Papſt Eugen ſah mit Betrübniß dem Bürgerkriege in Ungarn zu, der über kurz oder lang die Fortſchritte der Türken, welche eben jetzt Hunyad's Heldenſchwert ſchwer getroffen hatte, begünſtigen mußte. Er ſendete den Kardinal Ceſarini als Vermittler an Wladislaw, und dieſer erklärte ſich gern bereit, mit Eliſabeth und ihrem Sohne unter annehmbaren Bedingungen Frieden zu ſchließen. Die Königin, auf ihr unbeſtreitbares Recht geſtützt und gleichwohl durch den Drang der Umſtände auf das Aeußerſte getrieben, ſetzte den Bemühungen des Kardinals größere Schwierigkeiten entgegen; doch end-

lich verſtand ſie ſich dazu, daß dem Könige Wladislaw folgende Bedingungen vorgelegt würden: Er ſollte der Königin ältere Tochter, Anna, ſein Bruder, der lithauiſche Großherzog Kazimierz, die jüngere, Eliſabeth, zur Gemalin nehmen; Dieſer hundert und zwanzig tauſend, Jener zweimal hundert tauſend Ducaten als Brautſchatz, und, bis zur Bezahlung dieſer Summe, Schleſien als Unterpfand von ihr empfangen. Wladislaw ſollte dem Königstitel entſagen, aber die Reichsverwaltung bis zur Volljährigkeit des Thronerben fortführen, bei deren Eintritte ſie niederlegen. Stürbe Ladislaw ohne Leibeserben, ſo ſollte ihm Wladislaw in der Königswürde folgen; zum Erſatze ſeiner Koſten ſollten die verpfändeten Zipſerſtädte in völliges Eigenthum der polniſchen Krone übergehen, und die Ungarn allen Rechten und Anſprüchen auf Podolien, auf die Moldau und Walachei für immer entſagen.

Wladislaw und ſeine polniſchen Räthe waren mit dieſen Bedingungen einverſtanden; aber ſeine ungariſche Partei, obenan der Woiwod Johannes Hunyad, ſtimmte entſchieden dagegen, ſchon aus dem Grunde, weil durch dieſen Vergleich beträchtliche Provinzen für immer von dem ungariſchen Reichskörper losgeriſſen werden ſollten. Man ſchritt daher zu neuen Unterhandlungen, und Wladislaw, aufrichtig eine Verſöhnung herbei wünſchend, kam in dieſer Abſicht perſönlich zu der Königin nach Raab. Hier ſchloſſen (25. November 1442) Beide mit einander Frieden und Freundſchaft. Die Bedingungen dabei ſind weder kund geworden, noch zur Erfüllung gekommen; denn der bald darauf erfolgte Tod der Königin Eliſabeth (19. December) brach Alles ab.

Dieſer Todesfall, weit entfernt, eine Einigung herbei zu führen, ſchien vielmehr die innere Spaltung noch ſchroffer geſtalten zu wollen. Zwar fielen jetzt wieder mehre Barone, durch den Hintritt der Königin ihrer Pflicht und ihres Schwures ſich entbunden achtend, dem Könige Wladislaw zu. Aber Viele hielten jetzt um ſo ſtandhafter zu der Sache des rechtmäßigen, nun gänzlich verwaiſeten Thronerben Ladislaw. Vor Allem ſetzte der durch ſeine verwegenen Räubereien gefürchtete Giskra, der im Kaſchauer Gebiete und in den benachbarten Geſpanſchaften unumſchränkt ſein Weſen trieb, der polniſchen Partei heftig zu. Doch nicht nur dieſe inneren Gefahren wühlten in Ungarns Mark; von außen drohten auch die Türken, und endlich mußte ſelbſt König Friedrich's Stellung zu Ungarn, wo er als Pfandinhaber Boden gewonnen hatte, Befürchtungen erwecken. Der im Sommer 1443 zu Ofen verſammelte Landtag hatte ſich alſo die dreifache Aufgabe zu ſtellen: Heerfahrt wider

die Türken, deren Halbmond mit immer gekrümmteren Haken die Gränzen Ungarns zu umklammern begann; Sicherung der Reichsgränzen wider den römiſchen König, und der inneren Ruhe wider den Freibeuter Johannes Giskra. An König Friedrich erging eine Geſandtſchaft, um Frieden zu unterhandeln. Anfangs ſtritt man ſich heftig um Ausdrücke und Formen; beſonders wollten die ungariſchen Abgeordneten für Ladislaw nicht den ungariſchen Königstitel gelten laſſen. Zuletzt aber einigte man ſich über eine zweijährige Waffenruhe, binnen welcher Ungarn und Oeſterreicher ſich gegenſeitig nicht befehden, die Kaufleute beider Völker wechſelweiſe in dieſen Ländern ungeſtört Handel treiben, Verletzungen des Vertrags nach dem Ausſpruche beider Theile beſtraft werden ſollten.

Mitten unter dieſen inneren Gährungen und Kronenkämpfen öffnete ſich der allverſchlingende Krater türkiſcher Eroberung mehr als Einmal ſchnappend an des Reiches Gränzen, ja innerhalb dieſer ſelbſt, und zugleich erſtand in Ungarn ein Held, welcher, den Ruhm des Alterthums erneuernd, unter den Bezwingern und Bändigern der Chriſtenfeinde in den erſten Reihen ſteht — Johannes Hunyad. Dunklen Herkommens, ſchuf er ſich mit dem Schwerte ſeinen Stammbaum, und was über ſeine Abkunft verlautet, gehört vielleicht mehr der Sage an, welche die Wiege des Türkenſiegers mit romantiſchem Schmucke zu umgeben ſich bemühte, als der Wirklichkeit. Es wird erzählt, König Sigmund, der Freund anziehender Liebesabenteuer, der, nach des Aeneas Sylvius Zeugniß, die Ausſchweifungen ſeiner Gemalin Barbara nur darum nicht ſehen wollte, weil er ſich ſelbſt zu oft ähnlicher Schuld zeihen mußte, habe im Jahre 1392 auf ſeinem bulgariſchen Heereszuge durch Siebenbürgen, im Hatzegerthale, die ſchöne walachiſche Bojarin Eliſabeth Morſinai kennen gelernt und deren Zuneigung gewonnen, angeblich ohne ihr ſeinen wahren Stand und Namen zu entdecken. Als er nach vier Monaten aus der Bulgarei zurück kehrte, geſtand ihm Eliſabeth, daß ſie geſegneten Leibes ſey, und drang in ihn, ihre Ehre zu retten. Sigmund übergab ihr einen goldenen Ring; dieſen ſollte ſie ihm vorzeigen, ſo oft ſie ſeiner Hilfe bedürfen werde. Dann vermälte er ſie mit einem vertriebenen walachiſchen Bojaren, Woik Buthi, den er in ſeine Güter wieder einſetzte. Auf der Reiſe dorthin gebar Eliſabeth den zu ſo großen Zwecken berufenen Knaben Johann. Als König Sigmund ſpäter einen zweiten Zug durch Siebenbürgen unternahm, ſah er die einſtige Geliebte wieder, und mit ihr den Sohn, die er Beide nach Ofen

berief, und bei einem Bürger dieſer Stadt unterbrachte. Dem Knaben ſchenkte er den Flecken Hunyad mit ſechzig dazu gehörigen Dörfern. Während der Reiſe nach Ofen, wohin Eliſabeth und ihr Sohn von der Erſteren Bruder, Kaſpar, begleitet wurden, entführte ein Rabe dem Kinde, das mit dem verhängnißvollen Ringe ſpielte, dieſes Kleinod. Doch Kaſpar tödtete den geflügelten Räuber mit einem Pfeilſchuſſe und brachte der Schweſter den Ring zurück. Daher der Beiname Corvinus (vom Raben) und der Rabe mit dem Ringe im Schnabel, im Wapenſchilde der Hunyaden. Dieſer abenteuerliche Sprößling der Liebe eines Königs war beſtimmt, dem überflutenden Schwalle der Osmanen einen Damm zu ſetzen und ſeinem Vaterlande in ſeinem Sohne einen König zu geben, deſſen Andenken den Magyaren noch jetzt ein heiliges iſt.

Immer gewaltiger ſtrengte ſich Sultan Murad an, die letzten lockeren Fäden zu zerreißen, welche Serbien noch mit Ungarn verknüpften. Als Wladislaw in Ungarn einzog, ſtand Murad ſchon ſeit drei Monaten vor Belgrad, hoffend, Wladislaw werde in Gemeinſchaft mit ihm den Norden Ungarns angreifen. Nachdem aber Wladislaw, von ſeiner Partei gekrönt, ſich ſelbſt als König von Ungarn betrachtete, ließ er durch den Polen Peter Lenzizky den Sultan auffordern, die Belagerung Belgrads aufzuheben und jeder Beunruhigung Ungarns ſich zu enthalten. Kalt erwiederte Murad: früher oder ſpäter werde er dennoch Belgrad erobern, und ließ durch Alibeg, den Sohn des Ewrenos, die Belagerung eifrig fortſetzen, während der Prior von Vrana, Johannes Zowan von Thállocz, die Stadt eben ſo ſtandhaft vertheidigte. Die Türken umzingelten die Stadt von der Landſeite mit einem Walle, von welchem ſie gewaltige Steine in die Stadt ſchleuderten, und mehr als hundert Tſchaiken entleerten, auf dem Fluſſe kreuzend, ihre Wurfmaſchinen gegen den geängſtigten Platz. Aber die Ungarn wurden nicht müde, zur Nachtzeit die gelegten Breſchen wieder auszufüllen; ihre Feuerſchlünde und Doppelhaken antworteten vernichtend auf die Steinwürfe der Feinde, und was ſich näherte, wurde mit einem Hagel von Pfeilen begrüßt. Schon hatten die Türken eine unterirdiſche Mine bis nahe an die Mauern der Stadt gelegt, als die Belagerten, heimlich davon benachrichtigt, den Anſchlag durch eine furchtbare Gegenmine vereitelten. Nach ſechsmonatlicher fruchtloſer Belagerung, welche dem Sultan ſiebzehn tauſend Mann koſtete, zog dieſer ab (1440).

Jetzt begann die Zeit des Ruhmes für Johannes Hunyad, der den Türken als Janko — denn Janko iſt der abgekürzte griechiſche Name Johan-

nes und heißt zugleich auf türkiſch Echo — ein „Wiederhall des Schreckens“ werden ſollte. Nach ſeinem Siege über Ladislaw Gara bei Batta war er von Wladislaw zum Grafen von Temesvár und Befehlshaber von Belgrad ernannt worden. Vor der letzteren Stadt hatte ſich Ishakbeg mit dem Reſte der türkiſchen Heeresmacht gelagert; aber Hunyad ſchlug ihn in einem kühnen Ausfalle bis vor die Thore von Semendra zurück. Nun galt es auch, ſich mit Meſidbeg, dem Oberſtſtallmeiſter des Sultans, zu meſſen, der über die Walachei in Siebenbürgen eingebrochen war, um dieſes Land für den Sultan zu erobern. Dorthin eilte Hunyad, um das bedrohte Gebiet zu beſchützen. Kurz nach ſeiner Ankunft in Weißenburg (jetzt Karlsburg) erſchien Meſidbeg mit einigen Schaaren am rechten Márosufer, oberhalb der Stadt. Von ſeiner Kampfbegierde hingeriſſen, wartete Hunyad nicht erſt auf die verſprochenen Verſtärkungen der Siebenbürger Landherren, ſondern rückte mit ſeiner und des Biſchofs Georg Lépes Mannſchaft kühn den Feinden entgegen, deren Stärke er nicht kannte. Meſidbeg hatte ſeine Hauptmacht bei Emrichsdorf am Márosufer aufgeſtellt, und hinter den benachbarten Hügeln ſtarke Hinterhalte gelegt. Als die Ungarn angriffen, wich er ſcheinbar zurück, lockte ſeine Gegner in die gelegte Schlinge, und plötzlich ſah der zu raſch einſtürmende Hunyad ſich von allen Seiten umzingelt. Aber mitten im Drange der Gefahr ordnete er den Rückzug und ſchlug ſich fechtend durch. Unverfolgt gelangte er über den Ompoly, wiewohl nicht ohne empfindlichen Verluſt. Unter den Erſchlagenen auf ungariſcher Seite war auch der Biſchof Georg Lépes.

Schnell wußte Hunyad ſeine Verluſte zu erſetzen, und als die Banderien der Klauſenburger, Torder, Kiküllöer, Hunyader und Fogaraſer Comitate, wie auch die Szekler und ſächſiſchen Aufgebote von Weiſſenburg zu ihm geſtoßen waren, achtete er ſich ſtark genug, wieder angriffsweiſe zu verfahren. Meſidbeg, übermüthig auf ſeinen erſten Sieg und neuer Beute gewiß, wartete in hoffärtiger Ruhe in ſeinem Lager bei Emrichsdorf die Ankunft der Ungarn ab. Er hatte ſeinen kühnſten Sipahi Geſtalt und Rüſtung Hunyad's bezeichnet, damit ſie ihn lebend oder todt fangen ſollten. Hunyad, durch Kundſchafter davon benachrichtiget, vertauſchte ſeine Rüſtung mit Simon Kemény, dem er das Vortreffen der Szekler übergab. Dieſer ſtürzt ſich mit Ungeſtüm auf den rechten Flügel des Feindes, ſprengt ihn theils in das Thal hinab, theils auf den Oerer Berg hinauf, wird aber, als er ſich dann auf das ungariſche Centrum zurück zieht, überfallen und getödtet. In dem Wahne, der Erſchlagene ſey

Hunyad, träumten die Türken ſchon vom Siege. Aber plötzlich bricht der todtgeglaubte Hunyad mit dem Mitteltreffen über den Ompoly hervor, während gleichzeitig die ſiebenbürgiſchen Gefangenen ſich befreien und den Feind im Rücken anfaſſen. Da ſinkt den Türken der Muth, und in Flanken und Rücken angegriffen, werden ſie haufenweiſe geſchlachtet. Zwanzig tauſend Mohammedaner bedeckten das Schlachtfeld, erkauft mit den Leichen von drei tauſend Chriſten. Meſidbeg wurde auf der Flucht ſammt ſeinem Sohne niedergehauen; nur wenige ſeiner Truppen retteten ſich nach der Walachei. Siebenbürgen war befreit; das Lager und die Schätze der Feinde erbeutet. Hunyad, dem Höchſten für den verliehenen Sieg feierlich dankend, verfolgte die Fliehenden, welche haufenweiſe eingefangen und von den ergrimmten Ungarn oft vor den Augen ihres Feldherrn, während derſelbe bei der Tafel ſaß, niedergeſäbelt wurden, ſtreifte über die Alpen, auf welchen er Trophäen errichtete, und über den Rothenthurmpaß hinaus in die Walachei und jenſeits der Donau. An den Bundesgenoſſen der Ungarn, den Fürſten Georg Brankovics von Serbien, ſendete er Trophäen und Beute auf einem Wagen, welchen kaum zehn Pferde zu ziehen vermochten; oben aufgeſteckt waren die Köpfe Meſidbeg's und ſeines Sohnes, und zwiſchen beiden ſaß ein türkiſcher Gefangener, welcher dem Fürſten dieſe Zeichen der Niederlage ſeines Volkes übergeben und bevorworten mußte (März 1442).

Um die Vernichtung ſeiner Armee zu rächen, den wieder auf ungariſche Seite getretenen Wlad Drakul zu züchtigen und die Eroberung Siebenbürgens zu erzwingen, ſendete Murad ein Heer von achtzig tauſend Mann, angeführt von Schehabeddin Paſcha, der in ſeinem Uebermuthe ſich rühmte, daß die Feinde, wenn ſie nur ſeinen Turban ſähen, ſchon mehre Tagreiſen weit fliehen würden. Hunyad, obgleich nur über fünfzehn tauſend Mann verfügend, zog dem Prahler entgegen, bereit, zu ſiegen oder zu ſterben. Die Flügel ſeiner Schlachtordnung bildete er aus den Szeklern; hinter ihnen eine Doppelreihe geharniſchter Reiter, und wieder im Rücken derſelben berittene Schleuderer. Das Centrum bildeten ebenfalls geharniſchte Reiter, zwiſchen deren enggeſchaarten Gliedern ſchwer bewaffnetes Fußvolk ſtand. Lanzenträger und Pfeilſchützen machten die Nachhut aus. Die Flanken wurden durch die mit Leichtbewaffneten gefüllte Wagenburg gedeckt. Hunyad begeiſterte die Seinigen durch eine feurige Anrede; Jeſus! war das Feldgeſchrei der Chriſten; der Ort bei Vaſag. Keilförmig bohrte das gepanzerte Centrum der Ungarn ſich in die

Feinde ein, während die Flügel ſich erweiterten und der Türken durchbrochenes Vordertreffen, welches Raum begehrte, beängſtigend einklammerten. Auch die zweite Linie der Türken wird durchbrochen, und nur auf den Flügeln kämpft ihre leichte Reiterei mit Glück gegen die an Zahl ihr weit nachſtehende ungariſche, die ſich mit Verluſt auf das Mitteltreffen zurück zieht. Die türkiſche Reiterei dringt ungeſtüm nach, ſpießt ſich aber hier an den Lanzen und Dreizacken der ungariſchen Schwerbewaffneten und wird faſt gänzlich aufgerieben. Noch einige Male erneuern die Türken, hoffend die Ungarn durch ihre Uebermacht zu erdrücken und durch wiederholte Angriffe abzumüden, das Gefecht; aber Hunyad ſpart ſeine Truppen ſo weiſe, daß er den Feinden immer mit friſchen Kräften begegnen kann, bis zuletzt die heran raſſelnde Wagenburg die Türken überflügelt und ſie ſeitwärts, wie im Rücken, den Schwertern der einhauenden Ungarn preis gibt. Fürchterlich war die Niederlage der Türken; nur ihr linker Flügel vermochte ſich durch die Flucht zu retten. Aber er wurde mit Erbitterung verfolgt, unterwegs von ungariſchen Hinterhalten angefallen und größtentheils vernichtet. Zwei hundert Fahnen wurden erbeutet, fünf tauſend Gefangene gemacht; die Türken verloren mehre ihrer angeſehenſten Anführer durch Tod oder Gefangenſchaft (Juli 1442). Der erſchreckte Sultan ſchickte Geſandte nach Ofen und ließ den Frieden antragen; doch verlangte er, auch als Beſiegter noch kühn, die Uebergabe Belgrads oder jährlichen Tribut. König Wladislaw lehnte den unwürdigen Antrag ab, und verwies die türkiſchen Abgeordneten an den Sieger Hunyad, der am beſten wiſſen werde, welche Bedingungen zu ſtellen oder anzunehmen.

Hunyad's Siege entriſſen den Türken den vermeinten Zauber der Unüberwindlichkeit, der bisher das Abendland geſchreckt und gelähmt hatte. Papſt Eugen's IV. Aufforderungen zum heiligen Kriege fanden wieder Gehör, und die Chriſtenheit ſchien ſich zu ermannen, um den eingedrungenen Feind aus Europa zu verjagen. Das nächſte Jahr (1443) ſetzte Hunyad's Heldenruhme die Krone auf. König Wladislaw war im Juli mit dem ungariſchen Heerbanne aus Ofen ausgezogen, verſtärkt durch die Banner polniſcher Landherren und durch eine Schaar, vom Kardinal Ceſarini ihm zugeführter deutſcher Kreuzfahrer. Bei Kevy (Kubin) zogen ihm Johannes Hunyad, dann der ſerbiſche Deſpot Georg Brankovics und der walachiſche Woiwod Wlad Drakul mit ihren Bannern zu, und das vereinigte Heer überſchritt hier die Donau. Sofort zog ſich Ishakbeg mit einem Theile der Beſatzung aus Semendra längs

dem linken Ufer der Morava hin, wurde aber an der Einmündung der Slatiza in die Morava von Hunyad heftig angegriffen, geſchlagen, und verlor zwei tauſend Todte, vier tauſend Gefangene und neun Fahnen (3. November). Wladislaw blieb mit der Hauptmacht an der Morava zurück. Hunyad verfolgte den Sieg mit zwölf tauſend Mann Reiterei und der Banderie des Siebenbürger Mitwoiwoden, Niklas von Ujlak. Niſſa wurde bezwungen, geplündert und angezündet. Die zu ſpät zum Entſatze der Stadt heran rückenden türkiſchen Heerhaufen wurden einzeln angegriffen, in die Flucht gejagt und bis Sofia verfolgt, dann auch dieſer Platz, wie Niſſa, genommen, geplündert und in Aſche verwandelt. Von da zog Hunyad in der Mitte des Winters und über die ſteilen Höhen des Hämus nach Philippopolis. Der in der Geſchichte ſo berühmte Paß Succi, welcher, nach dem durch Trajan hier gebauten Thore, auch die Pforte Trajan's heißt, iſt ein doppelter, wovon der eine weſtliche, durch Kunſt mittels der Pforte Trajan's verſchloſſene, Ssulu derbend, d. i. der wäſſerige, heißt (der eigentliche Paß Succi), der andere öſtliche, von dem hier gegen Norden fließenden Flüßchen Isladi oder Slatiza genannt wird. Als Sultan Murad Kunde von dem Anzuge des ungariſchen Heeres gegen jenen Paß erhielt, ließ er beide Zugänge, ſowohl den durch die Pforte Trajan's führenden weſtlichen, wie auch den öſtlichen, mit Verhauen und Felsſtücken verrammeln, obſchon beide ſelbſt in der ſchönen Jahreszeit ſchwer zugänglich, geſchweige denn jetzt im Winter bei Eis und Froſt. Um dieſe natürliche Unzugänglichkeit noch zu erhöhen, goſſen die Türken während der Nacht Waſſer über die Schneebahn herab, ſo daß am Morgen die Reiter eine ſpiegelglatte Eiswand, ſtatt eines Weges, fanden. Durch den Muth ihres Führers befeuert, wagten die Ungarn dennoch die Eisbahn zu erklimmen; aber an der Pforte angelangt, zeigte ſich ihnen dieſelbe auf eine undurchdringliche Weiſe verſchloſſen und verrammelt. Nun kehrten ſie um und verſuchten den zweiten Durchgang, durch welchen das Flüßchen von Isladi ſich eine nicht ganz abzuſperrende Bahn bricht. Mitten durch Schnee, Eis und Feindeswaffen ſchlugen die Ungarn (24. December) ſich ſtandhaft durch und ſtanden nun auf der ſüdlichen bulgariſchen Seite des Hämus. Ohne Widerſtand zu finden, bemeiſterten ſie ſich der bulgariſchen Dörfer, deren Bewohner ſowohl durch die gemeinſamen Bande des Chriſtenthums, wie durch die Verwandtſchaft ihrer Sprache mit jener der Polen ſich bewegen ließen, ihre Wohnorte freiwillig zu übergeben. Kaſimbeg und Turachanbeg warfen ſich

mit Uebermacht auf Hunyad; aber Dieſer ſchlug an der Spitze ſeiner Tapferen die überlegenen Feinde dergeſtalt, daß nur ein kleiner Reſt ſich zu dem Hauptheere des Sultans zurück rettete, der in ſeinem Zorne den Turachanbeg gefeſſelt nach Aſien ſendete. Ungehindert gelangte Hunyad zu der Hauptmacht König Wladislaw's bei Scarona, wo er, an das Bergſchloß Balran angelehnt, Murad's Ankunft erwartete. Statt des Letzteren kam Haſſanbeg, der Statthalter von Natolien, mit zahlreicher türkiſcher Heeresmacht das Kunobizer Gebirge herab, während der Sultan einige Märſche weit hinter den Bergen zurück blieb. Da erwählte Hunyad das Jalowezer Feld, um das ungariſche Heer in Schlachtordnung zu ſtellen, befeuerte den Muth ſeiner chriſtlichen Krieger durch Gebet und Zuruf, und führte ſie, von Wladislaw begleitet, gegen die Feinde. Der unwiderſtehliche Stoß ihrer Phalanx durchbrach ſchnell die Linien der Türken; bis in die Nacht währte das Gemetzel, denn die Ungarn gaben keinen Pardon und ſparten nur die Vornehmſten für die Gefangenſchaft auf (25. December). Unter dieſen vornehmeren Gefangenen befanden ſich Kaſimbeg, der Beglerbeg von Rumili, und Mahmud-Tſchelebi, der Beg von Boli, Bruder des Großweſirs, der Schwager des Sultans. Beide Bege führte Hunyad mit dem Heere im Triumphe nach Ofen zurück. — So glorreich endete der fünfmonatliche ſogenannte lange Feldzug, in welchem die Ungarn ſiegreich vier Treffen und zwei Hauptſchlachten ſchlugen, und die Türken gegen dreißig tauſend Mann verloren.

Gern hätte Georg Brankovics die Ungarn zu augenblicklicher weiteren Verfolgung ihrer Vortheile beredet, weil er unter ſolchen Umſtänden die Befreiung des geſammten Serbiens und Thraziens von den türkiſchen Heeren hoffte; er bot daher hundert tauſend Ducaten zur längeren Verpflegung des ungariſchen Heeres. Aber Wladislaw und Hunyad glaubten ihren erſchöpften Kriegern Ruhe gönnen zu müſſen und führten ſie im Siegesmarſche heim. Die chriſtlichen Mächte athmeten nach ſolcher Demüthigung der Ungläubigen wieder freier, und glaubten den günſtigen Zeitpunkt zu einer völligen Vertreibung der Türken aus Europa um ſo ſicherer gekommen, da der Sultan in Aſien durch den kühnen Fürſten von Karaman hinlänglich beſchäftigt wurde. Der Papſt, der Herzog Philipp von Burgund, die Republiken Genua und Venedig, endlich ſelbſt der byzantiniſche Kaiſer Johannes Paläologus, ſchickten glückwünſchende Geſandtſchaften nach Ofen, mit dem Erbieten, die Türken zu Waſſer und zu Lande anzugreifen, während die Ungarn ſie vom Weſten

her zurück drängen ſollten. Die Entſcheidung hierüber ſollte auf dem Ofener Landtage beſchloſſen werden, wo zugleich wegen Herſtellung der Ruhe im Inneren Maßregeln getroffen wurden. Hier erſchienen zu dieſem Zwecke, mit ſicherem Geleite verſehen, die Anhänger des rechtmäßigen Thronerben Ladislaw, nämlich Johannes Giskra von Brandeis, Pankraz von Szent-Mikloſſy und Andere. Giskra erklärte unabänderlich: er und die Seinigen würden keinerlei Verfügung gegen die Rechte und Anſprüche des unmündigen Königs genehmigen; nur zur Verlängerung der Waffenruhe auf zwei Jahre ſey er erbötig. Als man hierüber einig war, wurde dem Pankraz von Szent-Mikloſſy, unter dem Vorwande verübter Räubereien, das freie Geleite gebrochen und derſelbe eingekerkert. Wenig fehlte, ſo wäre auch Giskra der Wuth des Volkes preis gegeben worden; doch ſeiner nahm der König ſich an und ließ ihn während des Nachts verkleidet aus der Stadt entfliehen. Dann wurde, trotz des Einſpruches der anweſenden polniſchen Barone, welche, weil auch ihr Vaterland von den Türken bedroht werde, den König Wladislaw dorthin zurück zu kehren aufforderten, die Fortſetzung des Krieges wider die Türken beſchloſſen, der Kaiſer von Byzanz ermahnt, ſobald er den Marſch der Ungarn gegen Thraziens und Macedoniens Gränzen vernehmen würde, von der anderen Seite in's Feld zu rücken, der heilige Vater, der Herzog von Burgund, die Republiken Venedig und Genua gebeten, die zugeſagte Flotte ſchleunigſt auszurüſten und im rechten Augenblicke nach dem Helleſpont zu ſenden. Auch an den berühmten Georg Caſtriota, genannt Skanderbeg, der eben damals von Albanien aus den Türken kühn und ſiegreich Trotz bot, ließ König Wladislaw Kunde von der bevorſtehenden Heerfahrt wider die Türken ergehen und ihn zum Waffenbündniß auffordern.

Inzwiſchen hatte Sultan Murad, durch die Siege der Ungarn, den Aufſtand Skanderbeg's und die Vorfälle in Aſien gewarnt, ſein kriegeriſches Gelüſten bekämpft, und Herſtellung des Friedens mit der Walachei, mit Serbien und Ungarn beſchloſſen. Er gab dem Woiwoden der Walachei, Drakul, und dem Deſpoten Serbiens, Georg Brankovics, die geblendeten Söhne, dem Letzteren auch die ſerbiſchen Feſtungen Scherköi, Kruſſova (Alaſchehr) und Semendra zurück und bot ihm, unter der Bedingung gewiſſenhafter Treue und Freundſchaft, die Wiedereinräumung von ganz Serbien gegen die Hälfte des bisherigen Tributs. Dafür ſollte der Deſpot jedoch angelegentlich den Ungarnkönig für den Frieden mit dem Sultan ſtimmen. Georg erfüllte dieſen Auftrag

treulich, gewann durch Beredſamkeit und Geſchenke unter dem Vorwande von Dankesſpenden auch den Helden Hunyad für ſeine Wünſche, und hatte ſolchergeſtalt dem Sultan ſchon erſprießlich vorgearbeitet, als Dieſer ſeinen Kanzler, einen griechiſchen Renegaten, mit einem Gefolge von hundert Mann und mit reichen Geſchenken, als Botſchafter nach Ungarn ſendete, um den Frieden mit Hunyad zu unterhandeln. So groß war dieſes Siegers Anſehen bei den Feinden, daß die Türken ihn für einen zweiten König Ungarns anſahen, bis derſelbe ihnen den Irrthum benahm und den Botſchafter mit der Erklärung, daß er nicht Herrſcher, ſondern Beherrſchter ſey, an den König und die Reichsbaronen verwies. Obgleich der Sommer ſchon begonnen hatte, ſo waren doch die großen Verſprechungen jener chriſtlichen Mächte, welche den Ofener Landtag beſchickt, und den Kreuzzug wider die Osmanen zur See und zu Lande zu unterſtützen verſprochen hatten, zur Zeit noch unerfüllt geblieben. Dies erleichterte Hunyad's und Georg's Bemühungen, den König Wladislaw und den zu Szegedin verſammelten Landtag für den Frieden zu gewinnen. Ungeachtet daher der Papſt und der byzantiniſche Kaiſer eifrig zum Kriege riethen, wurde im Juli 1444 zu Szegedin ein zehnmonatlicher Waffenſtillſtand mit dem Geſandten des Sultans abgeſchloſſen. Die Bedingungen dabei waren: daß Serbien und die Herzegowina an Georg Brankovics zurück geſtellt werde, die Walachei unter ungariſcher Oberherrſchaft, und nur Bosnien unter türkiſcher Botmäßigkeit bleibe, und daß für den gefangenen Mahmud Tſchelebi ein Löſegeld von ſiebzig tauſend Ducaten gezahlt werde. Die Urkunde hierüber wurde in zwei Sprachen ausgefertigt und beiderſeits feierlich beſchworen. Der türkiſche Botſchafter wollte, daß König Wladislaw auf die Hoſtie ſchwöre; aber von ungariſcher Seite ſträubte man ſich gegen ſolche Entweihung des Heiligſten, und ſo verglich man ſich dahin, daß der König auf das Evangelium, der Türke auf den Koran ſchwur. Hierauf wurde Serbien, ſo ſchnell dies nur thunlich, in Frieden von den Türken geräumt.

Nicht lange währte es, ſo empfand König Wladislaw über jenen Frieden, zu welchem er im Widerſpruche mit den befreundeten chriſtlichen Mächten ſich hatte bewegen laſſen, heimliche Reue, beſonders als ihm die Nachrichten von dem neueſten Erfolge chriſtlicher Waffen gegen die Mohammedaner zukamen, und die Unthätigkeit, zu welcher er durch heiligen Eid ſich verpflichtet hatte, und die ihm an dem Kriegsruhme der Anderen Theil zu nehmen verbot, ward ihm läſtig. Kaum war nämlich der türkiſche Friedensbote abge-

reiſet, ſo langten Schreiben von dem Kardinale Francesco Condolmieri, Oberadmiral der päpſtlichen Flotte am Helleſpont, und von dem byzantiniſchen Kaiſer an, welche den Augenblick, wo der Sultan in Aſien, als den günſtigſten und nimmer wiederkehrenden ſchilderten, um in Europa jede Spur türkiſcher Herrſchaft zu vertilgen; die Möglichkeit der Rückfahrt des Sultans nach Europa werde die verbündete Flotte der Kreuzfahrer am Helleſpont verhindern. Unterdeſſen ſollten die Ungarn, zu denen nächſtens noch zahlreiche Hilfsſchaaren aus Italien ſtoßen würden, ihren Verheißungen gemäß wider die in Europa bedeutend verminderte Kriegsmacht der Türken ausziehen, ſie vertilgen und dann bei Gallipoli ſich mit dem Kardinale vereinigen.

Als dieſer Bericht in der Verſammlung zu Szegedin vorgeleſen wurde, errötheten die Ungarn, daß ſie durch voreiligen Friedensſchluß ſich die Hände gebunden hatten, und nun außer Stand ſeyn ſollten, ihre den chriſtlichen Mächten früher gegebenen Verſprechungen zu erfüllen. Der Kardinal Julian Ceſarini bemerkte dieſe Stimmung, und bot nun alle Kraft der Beredſamkeit auf, die Ungarn zur Nichthaltung des Friedensvertrages zu bewegen, indem er darthat, daß dieſer Vertrag dem Rechte und der Kirche, der Ehre Ungarns und den Pflichten ſeines chriſtlichen Königs widerſtritte, folglich an ſich gott- und ehrlos, verdammlich, unwirkſam, nichtig ſey, daher auch ohne Gewiſſensſchuld widerrufen werden könne, ja zum Heile der Kirche widerrufen werden müſſe. Zugleich entband er, als päpſtlicher Legat ſich dazu befugt erklärend, den König aus Gewiſſensrückſichten ſeines angeblich ohnehin nicht verbindenden Eides, nicht bedenkend, daß die kirchliche Löſung des Gelübdes wohl das Gewiſſen, nicht aber die Ehre des Königs beruhigen konnte. Genug, dieſer ergriff gern den Vorwand, der ihm erlaubte, ſeinem und ſeiner Ungarn kriegeriſchen Wunſche zu entſprechen; und ſo ſchwuren er und ſeine Räthe im Namen der heiligſten Dreieinigkeit und der glorreichſten Jungfrau Maria, der heiligen Stephan und Ladislaw, jenen den Türken geſchworenen Frieden zu brechen, und am 1. September (1444) mit dem Heere vor Orſova zu erſcheinen, ohne zu ahnen, wie ſchwer die Gottheit auch das den Ungläubigen gebrochene Gelübde ſtrafen werde. Hunyad war durch das Verſprechen, daß er zum Könige der den Türken zu entreißenden Bulgarei ernannt werden ſollte, für den Friedensbruch gewonnen worden.

Die Polen, den Gegenſtand mit weniger Schwärmerei betrachtend, erſchraken vor dem gebrochenen Schwure und warnten ihren König, der

gleichwohl bei ſeinem Entſchluſſe blieb und jetzt wohl auch nicht mehr zurück konnte, obſchon die Worttreue ſeines Gegners Murad, der dem Vertrage gemäß alle Städte und Burgen Serbiens von ſeinen Truppen hatte räumen laſſen, ihn mit Beſchämung erfüllte. Doch erhob ihn wieder die Nachricht, daß der gefürchtete Türkenfeind Skanderbeg eheſtens mit drei tauſend Albaneſen zu ihm ſtoßen werde. Mit etwa zwanzig tauſend Mann, aber mit einer hemmenden Maſſe von Gepäck, zu welchem nicht weniger als zwei tauſend Wagen erforderlich waren, zog der König in der zweiten Hälfte des Septembers aus Szegedin gegen Orſova hin. Um ſich nicht den Schwierigkeiten eines Marſches über die Päſſe des Hämus auszuſetzen, war beſchloſſen worden, zwiſchen dieſem und der Donau an das Meer zu rücken. Ohne Widerſtand zu finden, wurde die Donau überſchritten, und ohne die ſchwach beſetzten Feſtungen am rechten Ufer des Stromes anzugreifen, bis Widdin vorgerückt. Statt aber in vierzehn Tagen, wie es leicht hätte ermöglicht werden können, gelangte das Heer, durch den ungeheueren Troß gehindert, erſt nach vier und dreißig Tagen (24. October) nach Nikopolis, und der Sultan gewann dadurch Zeit, ſeine Unternehmungen in Aſien zu beendigen und dann ſeinen Feinden in Europa die Stirn zu bieten. Der König wollte ſein Heer nicht noch durch eine Belagerung von Nikopolis ſchwächen. Hier erſchien auch der wieder der ungariſchen Krone unterworfene Woiwod der Walachei, Drakul, mit einem von ſeinem Sohne angeführten Heere, beſtehend aus zehn tauſend Reitern, welchem Hunyad über Siebenbürgen und die Walachei mit fünf tauſend Mann zuzog. Drakul, wohl mehr das Ungenügende der ungariſchen Streitkräfte, als die unglückverkündenden Erdbeben oder eine alte Prophezeiung fürchtend, welche angeblich den Fall des Ungarnkönigs vorhergeſagt hatte, war voll trüber Ahnungen. Das kleine Chriſtenheer mit den unüberſehbaren Haufen Murad's vergleichend, verſicherte er warnend, das Jagdgefolge des Sultans ſey größer, als das ungariſche Heer. Er beſchwor den König und deſſen Feldherren, das verderbliche Wageſtück aufzugeben, den Rückzug anzutreten, ſo lange derſelbe noch möglich ſey, in Ungarn und in den Nachbarländern erſt größere Maſſen anzuwerben, bevor man zum Angriffe ſchreite, und ſich weder auf die Byzantiner, noch auf die Flotte im Helleſpont zu verlaſſen, die, wenn nicht des Sultans Kriegsmacht, ſo doch ſein Gold zur Unthätigkeit bewegen könne. Doch der ungeduldige Kardinal Ceſarini, der mit kühner Zuverſicht nur von Siegen träumte, ließ den wohlmeinenden Warner hart an; Hunyad

zieh ihn ſogar der Verrätherei, und als der darüber beleidigte Drakul, wie es heißt, den Säbel zog, wurde er ergriffen und hatte Mühe, ſeine perſönliche Freiheit zu retten. Voll düſterer Ahnung kehrte Drakul, ſeinen Sohn und ſeine Hilfstruppen bei den Ungarn laſſend, über den Strom zurück.

Bald folgte eine ſchlimme Botſchaft der anderen. Der ſerbiſche Deſpot Georg Brankovics, der den Frieden zwiſchen den Ungarn und den Türken hatte vermitteln helfen, verweigerte dem Könige die Heerfolge und prophezeiete einen verderblichen Ausgang des ungerechten Kampfes. Der byzantiniſche Kaiſer, Johannes Paläologos, den man, laut ſeiner Verſprechungen, mit ſeinen Legionen bereits bei Gallipolis glaubte, vergaß ſeines Wortes in Serbien über hochzeitlichen Freudenfeſten, und vertraute nur ſeinem Bruder Konſtantin die Bewachung der Dardanellen. Dem mit ſeinen Albaneſern zur Unterſtützung der Ungarn heran ziehenden Skanderbeg aber verwehrte Georg Brankovics den Durchzug durch Serbien.

Ungeachtet dieſer unheilvollen Ereigniſſe ließ der König ſich von ſeinem Schickſale weiterreißen. Er verfolgte den Marſch gegen Oſten und ließ durch voraus geſendete offene Briefe die Befehlshaber und Bewohner der thraziſchen Burgen auffordern, ihre Plätze ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen und über Gallipolis nach Anatolien in ihre alten Wohnſitze zurück zu kehren, widrigenfalls ſie ihn als ihren Feind zu betrachten hätten. Das ungariſche Heer zog durch die Ebenen Bulgariens längs der Bergkette des Hämus, voraus Hunyad mit drei tauſend ungariſchen Reitern und den walachiſchen Hilfstruppen, dann der König mit den Kreuzfahrern, welche, ungeachtet des Kreuzes, womit ſie bezeichnet waren, die griechiſchen und bulgariſchen Kirchen mit Feuer und Schwert verheerten. Als ſie am Vorgebirge des Hämus das linke Ufer des Fluſſes Panis oder Kamdſchik erreichten, ſtießen ſie auf acht und zwanzig unbemannte türkiſche Galeeren, mit welchen Murad, bei verweigerter Waffenruhe, einen Theil ſeiner Kriegsmacht durch das ſchwarze Meer in die Donau und den Strom hinauf bis vor Ofen hatte führen wollen. Wladislaw ließ dieſe Fahrzeuge verbrennen. Mehre Städte und Schlöſſer waren von den Türken bereits verlaſſen worden; andere ergaben ſich freiwillig; nicht ſo die beiden hohen und ſtarken Felſenburgen Sumen (Sunnium) und Pezech (Petrez, jetzt Baldſchik). Sie wurden durch die Polen erſtürmt; fünf tauſend Türken fielen in der Vertheidigung; die übrigen wurden von den grauſamen Siegern über die Felſenwände hinab geſtürzt.

Unterdeſſen langte die Schreckenskunde an: Sultan Murad, durch den Deſpoten Serbiens von der Ungarn Zuge über die Donau unterrichtet, habe Karaman zu beruhigen geeilt, ſey ſchnell mit einem Heere von vierzig tauſend Mann aus Aſien aufgebrochen, und habe, ſtatt am Helleſpont, wo die päpſtliche Flotte ihm den Uebergang ſtreitig zu machen hoffte, am Bosporos mittels Beſtechung genueſiſcher Schiffer ſeine Ueberfahrt bewerkſtelligt. Der Kaiſer von Byzanz, erſchreckt durch dieſe Wendung der Dinge, überließ nun ebenfalls die Ungarn ihrem Schickſale. Noch immer wäre durch ſchleunigen Rückzug dem äußerſten Verderben vorzubeugen geweſen; aber man baute zu viel auf die bisherigen leichten Erfolge und das Glück früherer Siege, und ſo ſollte denn Wladislaw ſein Geſchick erfüllen, als Rache für den Meineid. Statt ſich auf die genommenen feſten Felſenburgen zu ſtützen, wagte ſich der König vorwärts in die Ebene, die ihm nirgends einen Schutz bot, und gelangte in die Gegend zwiſchen Kawarna und Warna. Der letztgenannte Platz liegt auf der nördlichen Seite einer Meeresbucht, welche in zwei Vorgebirge ausläuft; das linker Hand nördlich gelegene, eine Abdachung des Fußes des Hämus, war mit einem langen Flecken bedeckt, welcher Makropolis, d. i. die lange Stadt, hieß; auf dem rechten ſüdlichen Vorgebirge erhob ſich Galata, nur fünf hundert Schritte von der Stadt entfernt; zwiſchen Galata und Warna ſumpfiges Land. Alle dieſe Plätze wurden von den Ungarn ohne Mühe eingenommen. Hier lagerte ſich das Heer, weil ein ſchmerzhaftes Blutgeſchwür am Schenkel dem Könige weiteren Zug verbot.

Inzwiſchen war Sultan Murad mit furchtbarer Eile an der Spitze ſeines Heeres von Adrianopel aus binnen ſieben Tagen über den Hämus bei Nikopolis eingetroffen, von dort aus dem Zuge des ungariſchen Heeres gefolgt und lagerte am 9. November, in einer Entfernung von nur vier tauſend Schritten im Rücken der Ungarn, hinter den Hügeln in demſelben Thale, welches ſeine Gegner kurz vor ihm durchzogen hatten. Die Wachfeuer des türkiſchen Lagers erhellten ſchaurig die Nacht, und mahnten an die blutige Beſtimmung des kommenden Tages. Der Kardinal Julian Ceſarini, mit ihm der Erlauer Biſchof und der Ban Franz von Thallócz, ſtimmten dafür, eine Schlacht zu vermeiden, die Ankunft der im Helleſpont jetzt unnützen Flotte vor Warna zu erwarten und deren Mannſchaft an ſich zu ziehen, bis dahin aber mittels Graben und Wagenburg, und durch ein wirkſames Spielen der Geſchütze die Feinde von einem Angriffe auf das Lager abzuhalten. Doch der

feurige Hunyad, der ſich bewußt war, daß er über Türken zu ſiegen verſtehe, erklärte ſich für offene Feldſchlacht, und ſeine Stimme drang, zu Aller Verderben, durch.

Es war am Vorabend des St. Martinsfeſtes, den 10. November 1444. Mit Tagesgrauen ordnete Hunyad, auf des Königs Befehl, die Schlacht. Die ſchmalen Zugänge zu dem Dewiner Sumpfe ließ er durch Wagen und Karren verrammen, um das Heer im Rücken zu ſichern, und den Platz auch noch durch aufgeſtellte Kriegsmaſchinen unzugänglich machen. An dieſen Sumpf lehnte er den linken Flügel des Ungarnheeres, aus den Walachen und nur fünf ungariſchen Fähnlein beſtehend, und angeführt von dem Großwardeiner Biſchof, Johannes de Dominis, unter dem Paniere des heiligen Ladislaw; dort ſtanden auch Johannes von Tarnow und Lasko Bobricz mit polniſchen Reiterhaufen. Auf der ungefährlichſten Stelle, in dem Thale zwiſchen dem Sumpfe und Warna, hielt der König, umgeben von fünf hundert Rittern. Den rechten Flügel zwiſchen der Küſte und dem Sumpfe, wo der Kampfplatz ſich öffnete, und die Hauptmacht befehligten der Erlauer Biſchof Simon von Rozgon, der Kardinallegat Ceſarini, die Bane Mathias und Franz von Thallócz; im Rücken hatten ſie Warna mit dem Lager daneben. Die große Reichsfahne trug ihnen der Hofmarſchall Stephan Báthory vor. Hunyad ſelbſt, Alles mit ſeinem Feldherrnblicke durchdringend und die Seele des Kampfes, nahm ſeinen Platz im Vordertreffen bei den übrigen Walachen, um den Sohn Drakul's, auf deſſen Treue er nicht feſt baute, im Auge zu behalten.

Gleichzeitig hatten auch die Türken ihre Schlachtordnung getroffen. Den rechten Flügel ihres Heeres befehligte — wie immer bei Kriegen in Europa — der Beglerbeg von Rumili, der ſeiner Haft wieder ledige Turachan, den linken Karadſcha, der Beglerbeg von Anatoli, mit ſeinen Truppen. Murad mit den Janitſcharen ſtand in der Mitte, vor ihm ein mit Pfählen befeſtigter Graben, und — um die Chriſten durch den Anblik ihres Unrechtes zu entmuthigen — auf einer Lanze die Urkunde des von Wladislaw auf das Evangelium beſchworenen, dann gebrochenen Vertrages; hinter dem Sultan die Kameele und das Gepäck.

Als nun vor der prachtvoll aufſteigenden Morgenſonne der Schein der abglimmenden Wachfeuer erloſch, legte König Wladislaw ſeine Rüſtung an. Als ihm der Edelknabe ſeinen ſilbernen Helm reichen wollte, fiel derſelbe zur Erde, eine nicht weniger ſchlimme Vorbedeutung, als der plötzlich losbrechende

Sturm, welcher die ungariſchen Fahnen zerriß. Hunyad kehrte ſich nicht an dieſe drohenden Zeichen. Muthig, unwiderſtehlich ſtürzte er ſich mit den Walachen auf den vorrückenden Beglerbeg von Aſien und jagte ihn vor ſich her, während die ungeſtümen Walachen bis zu des Sultans Zelt plündernd vordrangen. Da verlor Murad auf Augenblicke den Muth und wollte ſich ſchon zur Flucht wenden. Aber der anatoliſche Beglerbeg Karadſcha war ſo kühn, dem Pferde ſeines Sultans in die Zügel zu fallen, halb mit Bitten, halb mit Gewalt ihn von der Flucht zurück haltend. Der Janitſcharen-Aga, Jaſidſchi Toghan, wollte dem Beglerbeg ſeine Vermeſſenheit verweiſen, fiel aber im nämlichen Augenblicke durch den Säbel eines Ungarn, und ſo ſah ſich der Sultan genöthigt, Karadſcha's Dringen nachzugeben und Stand zu halten. Hierauf ließ Murad ſechs tauſend auserleſene Sipahi gegen die Ungarn vorrücken; aber Hunyad und der Erlauer Biſchof warfen ſich ihnen mit Unerſchrockenheit entgegen, ſtäubten ſie auseinander und bahnten ſich dadurch den Weg gegen das türkiſche Hintertreffen. Alles verkündete den Ungarn bereits den Sieg. Da konnte der jugendliche König Wladislaw kaum länger an ſich halten, einen Antheil an dem Ruhme des Tages zu gewinnen. Wie dringend ihn auch Hunyad noch vor dem Beginne der Schlacht gebeten, ſeinen Platz, der in ſeiner Unangreifbarkeit als Stützpunkt des ganzen Treffens anzuſehen, unter allen Umſtänden nicht eher zu verlaſſen, als bis er ihn ausdrücklich darum erſuche, ſo wollte Wladislaw dennoch in das Getümmel hinein ſprengen; doch Hunyad's Vorſtellungen bewogen ihn diesmal, noch in ſeiner Stellung zu bleiben. Neue Wechſelfälle der Schlacht folgten, doch ohne Entſcheidung zu bringen. Der Großwardeiner Biſchof, begierig, es dem Erlauer nachzuthun, trennte ſich mit ſeiner Banderie von dem linken Flügel, griff die Türken gerade bei ihrer Stärke an, wurde in einen Sumpf geſprengt, verſank im Schlamme und büßte ſolchergeſtalt mit dem Leben ſeine Anhänglichkeit an den eingedrungenen Herrſcher, ſeinen Abfall von der rechtmäßigen Königin und ihrem Sohne. Die Türken wendeten ſich nun gegen den durch des Biſchofs Trennung geſchwächten linken Flügel der Ungarn, griffen ihn mit Uebermacht an, tödteten die muthigen Vertheidiger Johannes von Tarnow, Lasko Bobrics und Martin und Stanislaus von Roznow, Letztere Söhne des vor Galambocz ritterlich gefallenen Zawiſſa Niger, und drängten heftig auf Ladislaw's heiliges Panier. Da flogen Hunyad und der König mit friſchen Schaaren herbei, hieben viele Türken nieder und jagten die Anderen theils in den Sumpf,

theils in das feindliche Lager zurück; dann ſtellten ſie die Ordnung des erſchütterten linken Flügels wieder her. Von da eilte Hunyad, jedes Schwanken des Kampfes überſchauend und überall gegenwärtig mit ſeinem Geiſte wie mit ſeinem Arme, dem Erlauer Biſchofe zu Hilfe. Zwar fiel der Biſchof, in ihm ein nicht minder heftiger Gegner des jungen rechtmäßigen Königs, als der getödtete Groſswardeiner; aber die Linien der Ungarn wurden wieder hergeſtellt, die Angriffe der Türken abgeſchlagen, und Karadſchabeg über dem Verſuche, Hunyad zu fällen, von einem Ungar erlegt. Die Ritter des Königs brannten vor Ungeduld, dem Siege ihre Arme zu leihen. Bitter verwünſchten ſie die Unthätigkeit, zu welcher Hunyad's Feldherrnwille ſie in ihrer Stellung verurtheilte; der König, kampfbegierig, wie ſie, gab ihnen nach, und ſprengte an ihrer Spitze gegen die Feinde an. Im wildeſten Getümmel wurden dem Roſſe Wladislaw's die Vorderfüße mit einem Beile verwundet; es ſtürzte der königliche Reiter, und ehe er ſich wieder aufraffen oder einer der Seinigen ihm zu Hilfe eilen konnte, hieb ihm ein alter Janitſchar, Chodſcha Chifr, den Kopf ab und zeigte ihn, auf eine hohe Lanze geſteckt, triumphirend Freunden und Feinden. Der ſchreckliche Anblick brach den Muth der Ungarn; ſie flohen. Hunyad, von ihnen mit fortgeriſſen, entkam glücklich über die Donau; aber der Kardinal Julian Ceſarini, die Urſache des Wortbruches und des unheilvollen Kampfes, wurde auf der Flucht getödtet. Stephan Báthory, der Träger der Reichsfahne, Niklas Perény und Heinrich Thámáſy waren im Gefechte mannhaft an der Seite des erſchlagenen Königs gefallen, deſſen Leiche ſie den Feinden nicht hatten laſſen wollen. Die Nacht ſank herab auf das blutige Gefild, und als der Morgen wieder dämmerte und in der Wagenburg, wo die Ungarn zuverſichtlich auf Hunyad's Rückkehr warteten, Alles ruhig war, ließ Murad auf dieſelbe einſtürmen und die Vertheidiger bis auf Wenige zuſammen hauen. Der Sieg war für Murad entſchieden und der Meineid, um deſſen Rächung der Sultan noch vor der Schlacht ſeinen und den Gott der Chriſten angefleht hatte, im Blute der Urheber beſtraft. Als Murad mit ſeinem Vertrauten Aſabbeg durch die Leichenhügel wandelte, wunderte er ſich, daß die chriſtlichen Erſchlagenen lauter junge Leute und kein einziger Graubart unter ihnen ſey; ſpottend entgegnete Aſabbeg: „Hätten ſie einen Graubart bei ſich gehabt, ſo würden ſie das tollkühne Unternehmen nicht angefangen haben." Zwei hundert und fünfzig Wagen mit Koſtbarkeiten fielen in die Hände der Sieger. Murad ſendete Siegesſchreiben und Trophäen an die Statthalter

ſeiner Provinzen; dem Sultan von Aegypten ſchickte er fünf und zwanzig gefangene Küraſſiere, um ihm zu zeigen, welche Eiſenmänner er beſiegt habe. Den in Honig eingemachten Kopf des getödteten Königs Wladislaw ſendete er an Dſchübbe Ali, den Statthalter von Bruſa. Die Einwohner dieſer Stadt zogen jubelnd der Siegesbotſchaft entgegen, wuſchen den Kopf im Nilwaſſer und trugen ihn im Triumphzuge durch die Straßen, und ſo hallte am Fuße des Olympos das Freudengeſchrei des am Fuße des Hämus über das Kreuzheer ſiegenden Islam ſchrecklich wieder.

Der Umſtand, daß die türkiſche Reiterei ebenfalls zerſprengt, hinderte die lebhafte Verfolgung des fliehenden Ungarnheeres. Hunyad entkam mit den faſt vollzähligen walachiſchen Haufen über die Donau nach Ardſiſch, wo er Zuflucht zu finden hoffte. Aber Drakul, im Lager vor Nikopolis bitter von ihm beleidigt, und zugleich von der Hoffnung beſeelt, ſich dadurch wieder in Gunſt bei dem ſiegreichen und zürnenden Sultan zu ſetzen, nahm den edlen Flüchtling gefangen. Drohungen aus Ungarn nöthigten ihn jedoch, ſeinem Gefangenen bald wieder die Freiheit zu geben und ihn mit reichen Geſchenken in ſeine Heimat zu entlaſſen. Nach dem Falle des zwanzigjährigen Gegenkönigs, wo der rechtmäßige König ein verwaiſetes Kind und in fremden Händen war, und daher alle Parteiungen wieder frei und ungezügelt gegen einander aufzuſtehen drohten, während der Sieg bei Warna dem türkiſchen Erobererſchwerte die Pforten des Abendlandes wieder weit geöffnet hatte, war ein Mann der Kraft und der That, wie Hunyad, dem ungariſchen Reiche dringend vonnöthen, wenn dasſelbe nicht in inneren und äußeren Kämpfen erliegen ſollte. Seine Rückkehr wurde daher von den Beſſergeſinnten freudig begrüßt, und ſie geſchah in einem verhängnißvollen Augenblicke; denn ſchon ging eine mächtige Partei, an ihrer Spitze der Palatin Lorenz von Hedervár, damit um, durch Liſt und Ränke herrſchend zu werden. Um leichter zu ihrem Ziele zu gelangen und keinen anderen Einfluß neben ſich mächtig werden zu laſſen, ſtreute ſie aus: das von den Türken aufgezeigte Haupt ſey nicht Wladislaw's, ſondern eines jungen Ritters geweſen; vielmehr ſey der König glücklich nach Polen entkommen und werde eheſtens nach Ungarn zurück kehren. Nachgebildete Briefe und falſche Zeugen mit erdichteten Beweiſen für des Königs Rettung mußten die Täuſchung unterſtützen, an welche, bei der Menſchen angeborenem Sinn für das Wunderbare und Unwahrſcheinliche, gar Viele glaubten, trotz Hunyad's Betheuerungen des Gegentheils. Dennoch ſetzte Hunyad auf dem

Landtage zu Ofen (1445) durch, daß, bis auf weitere Verfügung, die Reichsverwaltung unter ſieben Vicarien als General-Kapitäne, mit gleicher, von einander unabhängiger Macht getheilt wurde, womit freilich die Einheit der Regierung gänzlich zerſplittert war. Für das Land zwiſchen dem rechten Theiß- und den beiden Donau-Ufern wurde Niklas von Ujlak, für das Gebiet vom linken Theißufer bis an Siebenbürgen Johannes von Hunyad, für die nördlichen Geſpanſchaften um Kaſchau Georg von Rozgon, Johannes Giskra von Brandeis und Emerich Bebek von Pelſöcz, für die Gegend zwiſchen der Neutra, Waag, Donau und March (damals noch Matyus-Föld genannt) Michael Orſzágh und Pankraz von Szent-Miklos, erwählt. In ihrer Verwaltung waren ſie, um doch einen, freilich ungenügenden gemeinſamen Mittelpunkt herzuſtellen, an die Mittheilnahme der Landherren, des Adels und der Städtegemeinden ihres Bezirkes gebunden. Der Palatin war gefliſſentlich übergangen worden, um ſeinen Einfluß zu ſchwächen.

Wie Hunyad's Rath, ſo bedurfte das Vaterland auch ſchon jetzt wieder ſeinen Arm. Türkiſche Rotten waren, auf die Beſtürzung der Niederlage von Warna rechnend, längs der Donau herauf gezogen, hatten bei Sarno, eine Meile von dem rechten Saveufer, ſich feſtgeſetzt und durchſtreiften von da aus verwüſtend und plündernd Sirmien und Slavonien. Hunyad brach mit ſeiner Banderie und einigen Söldnern gegen ſie auf, ſtellte ſich ihnen gegenüber am linken Saveufer auf, und erdachte, da offener Angriff gegen ihre Uebermacht unthunlich, eine glückliche Kriegsliſt. In derſelben Nacht, welche er zum Ueberfalle beſtimmte, ließ er eine Menge Wachfeuer anzünden, ſo daß die Türken ihn ruhig lagernd glaubten. Dann zog er, begünſtigt von der Dunkelheit, über den Strom, überfiel, während die Feinde im tiefſten Schlafe lagen, ihre Stellung, und richtete ein furchtbares Gemetzel unter ihnen an, welchem nur Wenige entrannen. Es war eine Kühlung, aber noch lange keine Befriedigung der Rache für den Tag von Warna.

Während des Rückmarſches erhielt Hunyad die Nachricht, daß die Cillier Grafen verheerender Einfälle nach Kroatien ſich vermeſſen hätten, aus Rache, weil man ihnen den mit dem verſtorbenen Twartkoſchura errichteten Erbvergleich, nach welchem ihnen Bosnien hätte zufallen ſollen, in Ungarn nicht gelten ließ, vielmehr Oſtojo's unehelichen Sohn, Stephan Thomasko, welchen die bosniſchen Bojaren zu ihrem Könige erwählt, in dieſer Würde beſtätigt hatte. Hunyad wendete ſich gegen ſie, erzwang ſich mit Waffen-

gewalt den Durchzug durch das ſteyeriſche Gebiet, den die dortigen Burgherren ihm verwehren wollten, und fiel unter ſchrecklichen Verwüſtungen in die Beſitzungen der Cillier ein. Dieſe eilten Hunyad's Zorn zu beſchwören, gelobten Treue gegen die ungariſche Oberherrlichkeit, und erkauften ſich dadurch, nach erlittenem ſchweren Verluſte, den Frieden (1445).

Der Zuſtand der Dinge, wie er war, konnte und durfte kein bleibender ſeyn; ernſthaft trachtete man daher in die alten Verhältniſſe zurück zu kehren, und ein gemeinſames Oberhaupt an die Spitze des verwaiſeten Staates zu ſtellen, der zwar in Ladislaw dem Nachgeborenen einen rechtmäßigen König, aber einen unmündigen und von fremder Gewalt zurück gehaltenen, hatte. Weil der grollende Palatin die Ofener Burg, wohin der nächſte Landtag ausgeſchrieben war, verſchloſſen hielt, mußte derſelbe auf dem Rákoſer Felde bei Peſth Statt finden (April 1445). Hier kam jener Hauptgegenſtand zur Sprache, aber mit vielen verſchiedenen Meinungen. Sogar das Mährchen, daß Wladislaw noch lebe, wurde durch den Palatin wieder hervor geſucht, mit dem Bemerken, man müſſe, bevor man zu einer neuen Wahl ſchreite, Wladislaw's Rückkehr abwarten, und erſt, wenn derſelbe dem ungariſchen Throne entſagen würde, ſollte man entweder einen König unter den ungariſchen Magnaten ſuchen, oder zu dem alten magyariſchen Herzogthume zurück kehren. Weder mit dem Einen, noch dem Anderen drang er nach ſeinem Wunſche durch; vielmehr vereinigten ſich die Stände (7. Mai) zu dem Beſchluſſe: wenn der als todt anzunehmende Wladislaw nicht bis zum erſten Sonntage nach Trinitatis zurück kehre, oder bis dahin keine ſichere Bürgſchaft über ſein Leben vorhanden ſey, ſo ſolle Ladislaw, König Albrecht's nachgeborener Sohn, König ſeyn. Würde aber von Oeſterreich Ladislaw's und der heiligen Reichskrone Auslieferung verweigert, — dieſe Klauſel ſollte den römiſchen König Friedrich zur ſicheren Herausgabe Beider veranlaſſen — ſo wollten ſie dem Prinzen Ladislaw in Nichts verpflichtet ſeyn, ſondern ſich einen anderen König wählen; ein Vorbehalt, der im entſchiedenen Widerſpruche mit dem Herkommen und der bisher in Ungarn anerkannten geſetzlichen Erbfolge ſtand. Noch wurde, nebſt anderen Gegenſtänden, auf dieſem Landtage verfügt, daß bei wiederkehrender Türkengefahr ſämmtliche begüterte Reichsſaſſen und Stadtbürger zur perſönlichen Heeresfolge, Prälaten und Barone ihre pflichtmäßigen Banderien zu rechter Zeit zu ſtellen, verbunden ſeyn ſollten. Die proviſoriſche Regierung der Siebenmänner in ihren Perſonen wurde beſtätigt.

Nachdem mittlerweile aus Polen verbürgte Nachrichten über Ladislaw's wirklichen Tod eingegangen waren, wurde eine Geſandtſchaft nach Wien an den römiſchen König Friedrich abgeordnet, um die Herausgabe Ladislaw's und der Reichskrone zu erwirken, damit derſelbe in Stuhlweißenburg als König von Ungarn gekrönt werden könne. Friedrich ſchützte, nicht ohne triftigen Grund, vor: Ladislaw ſey nicht nur unbeſtreitbar rechtmäßiger Erbe des ungariſchen Reiches, ſondern auch früher bereits gekrönt; daher bedürfe derſelbe keiner nochmaligen Krönung. Auf Ladislaw's Perſon aber hätten auch andere Länder, als Ungarn, Anſpruch. — Man ſtritt ſich längere Zeit, ohne über die gegenſeitigen Forderungen zu einer Einigung zu kommen. König Friedrich, der bei ſeiner Kargheit vor Allem ſein Pfandrecht an die koſtbare Reichskrone im Auge hatte, machte endlich den Antrag: er wolle die, an ſich überflüſſige, neue Krönung geſtatten, doch ohne Salbung; auch müſſe dabei ausdrücklich beurkundet werden, daß die Giltigkeit der erſten Krönung durch die zweite in Nichts erſchüttert werden ſolle. Nach begangener Feierlichkeit ſollte ihm Ladislaw ſammt der Krone ſogleich zurückgeſtellt werden. Wolle man ihm Preßburg übergeben, ſo ſey er damit einverſtanden, daß der königliche Knabe daſelbſt erzogen und auch die Krone ebendort aufbewahrt würde. Auch gelobte er, im Falle Ladislaw unter ſeiner Vormundſchaft ſtürbe, weder Preßburg noch die Reichskrone den Ungarn vorenthalten zu wollen. Die ungariſchen Bevollmächtigten verweigerten die Uebergabe Preßburgs; auf ihre anderweiten Vorſchläge ging der römiſche König nicht ein, und ſo zogen Jene unverrichteter Dinge wieder ab.

Hatten die Ungarn ſich früher von Ladislaw abgewendet, wo ſie ihn haben konnten, ſo wendeten ſie ſich ihm jetzt zu, wo er ihnen verſagt wurde. Der Palatin ſtand mit ſeinen gehäſſigen und ſelbſtſüchtigen Planen völlig vereinſamt, und das Kind Ladislaw galt, wie es nie anders hätte ſeyn ſollen, der Nation faſt ohne Ausnahme als rechtmäßiger König. Hunyad und Ujlak, dieſem allgemeinen Zuge folgend und doch für den Augenblick nach dem höchſten Einfluſſe begierig, ließen ſich ſogar in geheime Unterhandlungen mit dem Könige Friedrich ein, und ließen ſich von ihm, als dem Vormunde des minderjährigen Königs, nicht nur in ihrem Vicariate beſtätigen, ſondern auch die Befugniß ertheilen, den Anhängern Ladislaw's Aemter und Würden zu verleihen, ohne dabei an die Zuſtimmung der anderen fünf Vicarien gebunden zu ſeyn. Dadurch gelangte die Macht, welche gemeinſam von den Siebenmännern

ausgeübt werden ſollte, bald ausſchließend in die Hände jener beiden Woiwoden, Hunyad's und Ujlak's.

Auf dem zu Stuhlweißenburg verſammelten Landtage erregte indeß die mitgetheilte Erklärung König Friedrich's heftigen Unwillen; es wurde beſchloſſen, Demſelben mit Waffengewalt abzufordern, was er in Güte heraus zu geben ſich weigerte, und die Leitung des vorgenommenen Krieges dem kampferfahrenen Hunyad übertragen. Auch wurde, da die getrennte Verwaltung der Siebenmänner bereits nachtheilige Wirkungen zu äußern begann, ſchon da die Einſetzung eines einzigen Reichsverweſers eingeleitet. Zur Ausführung kam dieſer Gedanke jedoch erſt auf dem nächſten, wieder im Rákoſer Felde abgehaltenen Landtage; hier wurde Johannes Hunyad (13. Juni 1446) zum Generalſtatthalter ernannt. Es wurde ihm königliche Machtvollkommenheit verliehen, mit der Befugniß, der Krone heimgefallene Beſitzungen zu vergeben, ohne Berathung mit den Ständen Hochverräther zu verbannen oder zu begnadigen, eben ſo Erzbisthümer, Bisthümer und größere Abteien zu verleihen. Er ſollte ſich, wo er wollte, in königlichen Burgen, Städten und Beſitzungen niederlaſſen dürfen. Bei den Octavalgerichten ſollten ihm zwei Prälaten, zwei Barone, der **Judex Curiae** und ſechs dazu verordnete Landherren, außer den Octaven ein Prälat, ein Baron und zwei edle Landherren beiſitzen; ob und wen er außerdem noch dazuziehen wollte, blieb ſeinem Ermeſſen überlaſſen. Wie viel er und ſein Staatsrath von den königlichen Einkünften beziehen dürften, ſollten zwei in die Sache eingeweihte Prälaten und Baronen beſtimmen. Bei Feindesgefahr ſollte der Generalſtatthalter perſönlich in's Feld ziehen. Von jenen Beſitzungen, welche durch Mangel an Leibeserben, oder durch Staatsverbrechen geſetzlich der Krone anheim fielen, ſollte er nur ſolche, die aus nicht mehr als zwei und dreißig Ackerhöfen beſtänden, eigenmächtig vergeben dürfen; Städte, Marktflecken und Beſitzungen von mehr als zwei und dreißig Ackerhöfen dürfe er nicht abtheilen und vereinzelt verleihen, ſondern dieſe ſollten im Ganzen der Krone vorbehalten bleiben. Die Empfänger ſollten mit der Zeit über die Vergabungen des Generalſtatthalters die Beſtätigung des Königs nachſuchen. Ueber dringende Fälle ſollte der Generalſtatthalter auch in Abweſenheit ſeiner Räthe entſcheiden dürfen; hätte er jedoch wider Recht und Herkommen geſprochen, ſo ſey ſein Spruch durch die ordentlichen Reichsrichter zu berichtigen. Von dem Ueberſchuſſe der Reichsausgaben ſollte er befugt ſeyn, verpfändete königliche Burgen, Städte und Beſitzungen auszulöſen.

Nun begannen neue Verhandlungen, gütliche und feindliche Begegniſſe mit dem römiſchen Könige Friedrich, der jedoch durch ein kluges Zauderſyſtem im Weſentlichen über die Kraft und Ungeduld Hunyad's den Sieg davon trug, indem er ihn durch Verzögerungen und Umſchweiſe zu ermüden verſtand. In Ungarn wurden zwanzig tauſend Mann ſchlagfertig gemacht, und ſogar der Wiener Rath, wiewohl vergeblich, aufgefordert, mit Ungarn gemeinſchaftliche Sache zur Befreiung Ladislaw's zu machen. König Friedrich nahm ſeine Zuflucht zu dem Papſte Eugen, und ſuchte, was jedoch Hunyad widerlegte, die Veneter gegen den Letzteren aufzubringen, indem er ſie fürchten ließ, daß die Rüſtungen Ungarns auf das venetiſche Gebiet abgeſehen wären. Als der Wiener Rath nicht auf Hunyad's Anträge einging, fiel derſelbe in Oeſterreich ein, legte ſich vor Wieneriſch-Neuſtadt, und ließ das Land bis unter die Mauern Wiens verheeren. Doch zu ernſthafter Belagerung nicht gerüſtet, verlegte er ſein Lager nach Neunkirchen, und forderte, unter Androhung ſchwerer Feindſeligkeiten, die Wiener nochmals auf, aller Verbindung mit dem römiſchen Könige zu entſagen. Darauf erſchien eine öſterreichiſche Geſandtſchaft im ungariſchen Lager, und es wurde vorläufig ausgemacht, daß Friedrich die von ihm beſetzte Raaber Burg den Ungarn ſogleich heraus geben, über die anderen ſtreitigen Punkte aber ſpäter an einem beſtimmten Tage entſchieden werden ſollte. Vier Tage Friſt gab Hunyad zur Genehmigung dieſes Vergleiches. Friedrich wußte jedoch unter mancherlei Ausflüchten den Termin zu verlängern, und ſchlug dann vor, daß die Raaber Burg bis zur völligen Ausgleichung den kroatiſchen Landherren übergeben werden ſollte. Hunyad, über dieſen Vorſchlag erzürnt, antwortete durch neue Verheerungen, wobei er jedoch den öſterreichiſchen Ständen und dem Wiener Rathe erklären ließ, daß ſeine Feindſeligkeiten nicht ihnen, ſondern lediglich dem römiſchen Könige gälten. Blieben ſie dieſem zugethan, ſo möchten ſie den Schaden, der ſie dabei beträfe, ſich ſelbſt zuſchreiben. Die öſterreichiſchen Landherren gaben dagegen dem ungariſchen Generalſtatthalter zu bedenken, daß er das Erbland ſeines eigenen Königs verheere; gleichzeitig bat der Wiener Rath um Schonung. Hunyad, von der Fülle der Rückſichten erdrückt und mit ſeinen Streitkräften nicht im Stande, Entſcheidendes zu unternehmen, auch durch den einbrechenden Winter in Allem gehindert, entließ ſeine Mannſchaft, und ernannte Bevollmächtigte, um die Sache zu ordnen. Zur Betreibung der Verhandlungen hatte der Papſt den Kardinal Johannes Carvajal nach Wien geſendet, mit

welchem die ungariſchen Bevollmächtigten am 13. Februar 1447, dem Todestage des Papſtes Eugen, ihre erſte Zuſammenkunft hatten. Aber der römiſche König verſtand auch diesmal ſeine Zugeſtändniſſe ſo geſchickt hinzuhalten, daß die ungariſche Geſandtſchaft zuletzt voll Verdruß Wien verließ, und auf dem nächſten Landtage in Peſth der Beſchluß gefaßt wurde, in jener Sache gar keine Abgeordneten mehr irgendwo hin zu ſenden, ſondern in der Ständeverſammlung ſelbſt die weiteren Unterhandlungen zu pflegen. Zu dieſem Zwecke kam auch der Kardinallegat Carvajal nach Ungarn; aber der König Friedrich hatte ihm ſo wenig klare Vollmachten mitgegeben, daß er nichts Weſentliches zugeſtehen konnte, und ſich darauf beſchränkte, dringend zu einem Frieden, wenigſtens zu einem Waffenſtillſtande, zu rathen. Die Ungarn hegten denſelben Wunſch; es wurde eine nochmalige Zuſammenkunft zu Radkersburg in Steyermark, nahe an der ungariſchen Gränze, gehalten und hier (2. Juni 1447) ein zweijähriger Waffenſtillſtand, geſchloſſen, der ganz zu König Friedrich's Gunſten lautete; denn mit Ausnahme Raabs, das er bis nächſten Johannistag heraus zu geben hatte, ſollten, bis zu völliger Austragung der Streitſache, alle von ihm in Ungarn beſetzten Plätze in ſeinen Händen bleiben. Jede der Parteien ſollte bis zum nächſten Sanct Martins Vorabend acht Bevollmächtigte nach Wien ſenden und dort das ſchiedsrichterliche Urtheil des heiligen Vaters erwarten. Der auf der Grazer Burg gefangen gehaltene Ladislaw Gara, Ban von Slavonien, ſollte gegen den Leibbürgen Johannes Gara ſeiner Haft entlaſſen werden, aber nach einem Jahre ſich zu Graz wieder einſtellen und den Leibbürgen auslöſen. In der Hauptſache hatte alſo König Friedrich alle ſeine Abſichten, Ungarn wenig oder Nichts durchgeſetzt; denn nebſt den beſetzten Plätzen blieben auch Ladislaw und die verpfändete Reichskrone in des Erſteren Händen. Nur die Türkengefahr, welche von anderweitigen Feindſchaften abrieth, und vielleicht Hunyad's heimlicher Wunſch, den königlichen Knaben Ladislaw nicht ſo bald nach Ungarn gelangen zu laſſen, mochte zu Annahme ſolcher Bedingungen drängen.

Schon zwei Jahre früher hatte Ungarn, wo nicht die Türken ſelbſt, doch deren Einfluß in den Vaſallenländern abermals bekämpfen müſſen. Drakul, der Woiwod der Walachei, hatte aus Furcht und Eigennutz ſich wiederum unter die Schutzherrſchaft des Sultans Murad begeben. Gegen ihn zog Hunyad (1445) zu Felde, ſchlug ihn in die Flucht und ſetzte an die Stelle des Vertriebenen den gleichnamigen Sohn Dan's III. zum Woiwoden der Wala-

chei ein. Der beſiegte Drakul floh nach Adrianopel, kehrte, von ſeinem Schutzherrn, dem Sultan, mit Truppen unterſtützt, nach der Walachei zurück, nahm das Land wieder in Beſitz, verjagte ſeinen Nebenbuhler Dan nach Kronſtadt und ſtreifte verheerend bis in das Gebiet von Siebenbürgen. Neuerdings (Juli 1446) brach Hunyad mit einem Heere gegen ihn auf, zog, von Dan begleitet, durch den Terczburger Paß über den Berg Butſchatſch in das Thal hinab und lieferte hier dem Drakul eine Schlacht. Dieſer, von ſeinen Leuten verrathen, fiel, nebſt ſeinem Sohne, in Hunyad's Gefangenſchaft, der, dabei vielleicht auch alten Grolles eingedenk, Beide auf dem Tirgowiſchter Marktplatze enthaupten ließ. Dan wurde wieder in die walachiſche Woiwodſchaft eingeſetzt, und zugleich mit dem Woiwoden der Moldau, Stephan, dem Sohne Alexanders, ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen.

Der Generalſtatthalter, im Inneren durch manche Parteiungen angefochten, beſonders nachdem er den Oberbefehl über die Hauptſtadt Ofen, wie über die anderen Schlöſſer der Könige und der Königinnen, nach Lorenz Hedervára's Tode, aus des Palatins Hand in die ſeinige gebracht hatte, glaubte ſeine Stellung am beſten durch neue Kriegsthaten zu befeſtigen. Die Niederlage von Warna brannte empfindlich in dem Nationalgefühle der Ungarn fort; ſie durch einen glänzenden Sieg aufzuwiegen und ſich dadurch wieder zum Helden des Tages zu machen, war daher Hunyad's unabläſſiges Trachten. Der erfolgreiche Widerſtand, welchen Skanderbeg, Ungarns Bundesgenoſſe, in Albanien dem Heere des Sultans bot, ſchien von ſelbſt die Gelegenheit daher zu bringen, und in Gemeinſchaft mit jenem Helden zweifelte Hunyad nicht an einem ruhmvollen Gelingen. Er rüſtete mit Anſtrengung, mahnte die ungariſchen Bannerherren, eben ſo den Deſpoten von Serbien, Georg Brankovics, und den Woiwoden der Walachei, Dan, zur Heerfolge, bat den heiligen Vater um Unterſtützung und bewarb ſich bei Alfons, dem Könige von Aragon, um Flotte und Hilfsvölker. Alfons ſendete, ſtatt des Gebetenen, nutzloſe Geſchenke; der Papſt beſchränkte ſich darauf, den Generalſtatthalter durch Verleihung des Fürſtenranges aufzumuntern; Georg Brankovics ſchlug die Heerfolge kurz ab. Dan ſtellte ſich mit acht tauſend leichten Reitern, die ungariſchen Prälaten und Barone mit vier und zwanzig tauſend Mann ein. Außerdem warb Hunyad noch zwei tauſend deutſche und böhmiſche Büchſen an, zog mit dieſer Heeresmacht an der Stelle der Brücke Trajans bei St. Severin über die Donau, und fiel in Serbien ein, um den Deſpoten Georg Brankovics

für ſeinen Abfall von der ungariſchen Sache zu züchtigen. Dieſer aber hatte dem in Albanien kämpfenden Murad II., dem Sieger von Warna, ſchleunige Kunde von Hunyad's Zuge geben laſſen, worauf der Sultan ſchnell die Belagerung von Kroya aufhob und mit hundert und fünfzig tauſend Mann über Scutari nach Serbien eilte, um die Ungarn anzugreifen. In der Hälfte des Octobers (1448) verſchanzte ſich Hunyad auf der Ebene von Koſſova, d. i. dem Amſelfelde (ungariſch Rigo-Mezö), wo vor neun und fünfzig Jahren Murad I. als Bezwinger der Serbier durch den Dolch des Michael Kobilovich gefallen war. Murad's Heer brauchte drei Tage, um die, die Mitte der Ebene durchſtrömende Satnitza (Raſchka) zu überſchreiten. Statt in ſeinem verſchanzten Lager die durch Skanderbeg ihm zugeſagte Unterſtützung aus Albanien abzuwarten, ließ Hunyad ſich von ſeinem ungeſtümen Muthe hinreißen, aus ſeiner ſicheren Stellung heraus zu gehen und bei dem Dorfe Brod über die Satnitza den Türken entgegen zu rücken. Den Uebergang, zu welchem der Feind drei Tage bedurft hatte, bewerkſtelligte er in Einem Tage, und hieraus auf die Uebermacht der Türken ſchließend, prophezeite ihm eine alte Serbierin wehklagend ſeine Niederlage. Murad, wie immer, gemäßigt und beſonnen, ſchickte acht Geſandte, um noch einmal den Frieden anzubieten; aber Hunyad ſchenkte den Abgeordneten kein Gehör.

Es war am Vorabende vor St. Lucas (17. October), als beide Theile ſich zur Schlacht ordneten. Hunyad hatte ſein Heer auf jenen Hügeln aufgeſtellt, welche am linken Ufer der Satnitza ſich erheben. Hier ließ er die Kriegsmaſchinen und das ſchwere Geſchütz gegen die Fronte des Feindes aufführen; auf den durch die Ungarn und Szekler gebildeten rechten Flügel ſtellte er den Benedikt von Loſzoncz, auf den linken den Woiwoden Dan mit den Walachen, unter dem Oberbefehle des Stephan Bánfy, päpſtlichen Legaten und Titularbiſchofs von Kronſtadt. Die dichtgeſchaarte ſchwer bewaffnete Reiterei und das Mitteltreffen mit den deutſchen und böhmiſchen Büchſen und den Siebenbürgern übergab er ſeinem Neffen, Johannes Székely, während er ſelbſt mit Franz Thálocz ſich mit an die Spitze des Mitteltreffens ſtellte.

Des türkiſchen Heeres Schlachtordnung war die gewöhnliche; rechts die europäiſchen, links die aſiatiſchen Truppen, in der Mitte die Janitſcharen, vor denen erſt ein Graben, dann die Kameele, endlich ihre in die Erde geſteckten Schilder eine dreifache Vertheidigung bildeten. Doch kam es an dieſem erſten Tage nur zu Zweikämpfen und Scharmützeln der leichten Truppen,

wobei keiner der beiden Theile ſeine Stellung veränderte. Die Hauptſchlacht entbrannte erſt in der Mittagsſtunde des Lucastages (18. October), wo Hunyad mit ſeinem in acht und dreißig Geſchwader geordneten Heere den Hügel hinab zog, während Murad in großen Maſſen heran rückte. Drei Stunden lang bekämpfte man ſich durch ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer; dann folgte auf beiden Flügeln ein wüthendes Handgemenge mit Säbeln und Lanzen, wobei gleichzeitig das grobe Geſchütz und die Kriegsmaſchinen der Ungarn verderblich gegen die dichten Glieder der Türken ſpielten. Auf beiden Seiten wurde die türkiſche Reiterei zum Weichen gebracht; auch die auf Murad's Befehl nachrückenden Verſtärkungen vermochten nicht Stand zu halten, bis über dem ſchrecklichen Würgen die Nacht herein brach und die Kämpfenden trennte. Die Türken zogen ſich auf ihre Stellungen zurück; die Ungarn behaupteten das Feld; Hunyad hoffte ſchon, daß während der Nacht ſich das türkiſche Heer zerſtreuen werde, und ließ ſelbſt des Nachts das ſchwere Geſchütz gegen das feindliche Lager arbeiten, weil ein im ungariſchen Heere dienender Türke, David, der Sohn Sawedſchi's, zu nächtlichem Angriffe gerathen hatte. Aber die Janitſcharen beantworteten das Feuer und ſtanden unbeweglich. Mit Tagesanbruch (19. October) erneuerte ſich der Kampf. Hatte an den vorhergehenden beiden Schlachtentagen der Muth und die Ausdauer der Ungarn ſich ſiegreich gegen die feindliche Uebermacht behauptet, ſo mußte, bei in die Länge gezogenem Kampfe, endlich dennoch die Stärke der Zahl den Ausſchlag geben. Auf ungariſcher Seite hatten bereits alle Abtheilungen gefochten und ſich gegen die feindlichen Maſſen abgemüdet, während Murad, den Ungarn mehr als dreifach an Anzahl überlegen, immer neue, friſche Truppen in das Gefecht führen konnte. Wirklich drangen die Janitſcharen ſo nahe an die Hügel heran, daß die auf der Höhe aufgeſtellten ungariſchen Geſchütze ihnen nicht mehr ſchaden konnten. Aber Hunyad drängte ſie in einem verzweifelten Angriffe wieder bis zu einer Entfernung zurück, wo ſein unabläſſig donnerndes Geſchütz ſie von Neuem erreichte. Der erfahrene Feldherr, mit ſeinen geringen Streitkräften geizend, hatte den Plan, daß Johannes Székely mit dem Mitteltreffen nur die Fronte der Janitſcharen beunruhigen ſollte, um dann die Wucht der Streitwagen zermalmend gegen die türkiſchen Flügel zu rollen und, die Verwirrung benutzend, endlich mit einem allgemeinen Angriffe die Reihen der Feinde aus einander zu ſprengen. Aber Székely, in brennender Kampfgier ſeinen Auftrag überſchreitend, bricht gegen die Janitſcharen vor, dringt

mit übereilter Hitze ihnen auf ihrer verſtellten Flucht nach, wird dabei von der anatoliſchen Reiterei überflügelt, von den Janitſcharen umzingelt, und mit ſeinen Tapferen aufgerieben. Als die Walachen ihn fallen ſehen, laſſen ſie treulos ihre Verbündeten im Stiche und gehen, durch den Großweſir Chalil die Bedingungen ihres Verrathes ſtellend, zu den Türken über. Noch einmal brachte Hunyad die wankenden Ungarn zum Stehen, ihm zur Seite fiel Franz von Thallócz, und jetzt vermochte Nichts mehr die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Doch verſchmähten viele der ungariſchen Edlen die Rettung durch Flucht; der Siebenbürger Woiwod, Emerich Bebek von Pelzöcz, deſſen Bruder Ladislaw, Emerich von Marczaly, Thomas von Szécs, Stephan Bánfy, Benedikt von Loſzoncz und noch manche hochſinnige Ritter ſuchten und fanden den Tod der Ehre. Hunyad, nicht minder todeskühn, als ſie, fühlte gleichwohl die Pflicht, in ſo verhängnißvollem Augenblicke ſich dem Vaterlande zu erhalten. Er ließ durch die Deutſchen und das Geſchütz noch einen Scheinangriff gegen den Feind unternehmen, und während ſie vorrückten, folgte er dem Strome der Flucht. Alsbald fielen die Türken über die Wagen und das Geſchütz her, welches die Deutſchen und die Böhmen bis zum letzten Augenblicke tapfer vertheidigten. Siebzehn tauſend Mann hatte Hunyad, der Sultan eine doppelte Anzahl verloren; die Schlacht hatte drei Tage lang — vom 17. bis 19. October, dieſelben Tage, an welchen drei hundert fünf und ſechzig Jahre ſpäter die Völkerſchlacht bei Leipzig den Traum einer fränkiſchen Weltherrſchaft zerſtörte — gedauert; ſie wäre für Ungarn gewonnen worden, hätte Hunyad den Anmarſch ſeines gefeierten Verbündeten Skanderbeg abgewartet. Den Verrath des Woiwoden Dan und ſeiner Walachen an den Ungarn belohnte Murad durch Anerkennung des Erſteren in ſeiner Herrſchaft gegen die Pflicht der Heerfolge, welche den Woiwoden jährlich drei tauſend Pfeilſchützen und vier tauſend Schildträger zu ſtellen verband.

Hunyad's Flucht war gefahrvoll und abenteuerlich; doch gelang ſie nicht weniger, als jene frühere ähnliche von Warna. Allein und wehrlos in dem Karadagher Gebirge umher irrend, wurde er von zwei Türken überfallen und, ohne daß ſie ihn erkannten, ausgeplündert. Ein goldenes Kreuz, das ſie ihm abnahmen, reizte ihre Eiferſucht gegen einander; ſie fielen ſich mit den Fäuſten an, und während ſie in wüthender Habgier mit einander rangen, erhaſchte Hunyad ihre Säbel, hieb den Einen nieder und jagte den Anderen in die Flucht. In der Gegend von Kladova ſtieß er auf einen Landmann, der ihn

mit Speiſe und mit Trank erfriſchte, ihn am anderen Tage gegen gute Belohnung nach Belgrad zu geleiten verſprach, ſtatt deſſen aber nach Semendra führte, wo der Deſpot Georg Brankovics ihn feſtnahm. Dieſer ließ, wie es heißt, den Sultan Murad fragen, ob er den gefangenen Generalſtatthalter Ungarns tödten oder ausliefern ſolle. Murad's edler Stolz empörte ſich gegen den niederträchtigen Antrag. Inzwiſchen hatte man in Ungarn Kunde von Hunyad's Schickſale erhalten, und die in Szegedin verſammelten Prälaten und Barone ſchickten Abgeordnete an den Deſpoten, um des Generalſtatthalters Freilaſſung zu fordern. Als der Deſpot dieſe auch jetzt noch verweigerte, rückte der bosniſche Bojar, Georg Marnavics, mit Truppen vor Semendra. Dies machte den Deſpoten nachgiebiger; dennoch mußte Hunyad ihm, als Preis ſeiner Freiheit, eine Familienverbindung, ferner den ungeſchmälerten Beſitz ſeiner Herrſchaften in Ungarn zugeſtehen und, als Bürge deſſen, ihm ſeinen Sohn Ladislaw zurück laſſen.

Am Weihnachtsabende wurde Hunyad von den verſammelten Ständen zu Szegedin empfangen. Das gemeinſame Unglück, durch fremden Verrath und Feindesübermacht, nicht durch Mangel an Einigkeit und Tapferkeit verſchuldet, erhob das Gefühl der Ungarn, ſtatt es zu beugen, und die Kraft eines edlen Volkes zeigte ſich in dieſen Tagen der Prüfung doppelt glorreich. Der durch Vermittelung des ſerbiſchen Deſpoten von Murad angebotene Friede, welcher für die Türkei auf ſieben Jahre den unangefochtenen Beſitz der Walachei, Bosniens und Serbiens forderte, wurde von dem Peſther Landtage (Juni 1449) mit würdigem Stolze zurück gewieſen; die vom Papſte Nikolaus V. den Ungarn überſendeten Schreiben, welche ihnen Parteigeiſt und Mangel an Eintracht vorwarfen und, bis zu erfolgter Beſiegung der vermeintlichen inneren Feinde, ſie vor äußeren Kriegen warnten, wurden ernſt und freimüthig beantwortet und die unpaſſend befundenen Vorwürfe abgelehnt.

Zugleich wurden aber auch zur Bekämpfung der wirklichen inneren Feinde alle Anſtalten getroffen; denn der verwegene Johannes Giskra, erzürnt, daß er ſein Vicariat verloren, verheerte an der Spitze calixtiniſcher Freibeuterbanden aus Böhmen das nördliche Gebiet Ungarns, und hatte ſich zum Meiſter der Burg Ujvár und der Schlöſſer Galſzécs und Homonna gemacht. Hunyad ſchickte ſeinen Schwager Székely gegen dieſe Räuber; aber bei Kaſchau wurde derſelbe von Giskra geſchlagen und getödtet, worauf der Letztere noch weiter ſtreifte und plünderte. Jetzt zog Hunyad ſelbſt aus, nahm und ſchleifte

die unlängſt von den Freibeutern aufgeführte Raubfeſte Moldawa, und vergalt auf ſeinem Zuge durch die von den Gegnern beſetzten Gömörer, Sohler und Barſer Geſpanſchaften bis Kremnitz hin, Verheerung mit Verheerung. Im Begriffe, ſich gegen das Zipſerland zu wenden und auch hier die Stützpunkte der Freibeuter umzuwerfen, begegnete er einer polniſchen Geſandtſchaft, welche in ihres Königs Kazimierz Namen den Frieden zu vermitteln kam, wozu der heilige Vater den Krakauer Biſchof Sbignew ausdrücklich bevollmächtigt hatte. Nach ſechstägigen Unterhandlungen gedieh es zu einer Waffenruhe, welche zu Anfang des nächſten Jahres (1450) auch von dem Ofener Landtage beſtätigt und wodurch dem Giskra ungeſtörter Beſitz der Städte Kaſchau, Leutſchau, Bartfeld, Eperies, Kremnitz, Schemnitz und Neuſohl zugeſichert wurde. Die Verlegenheit des Augenblickes hatte den Generalſtatthalter zu dieſem unwürdigen Vertrage mit einem Freibeuter gedrängt, welcher den Waffenſtillſtand nur dazu benutzte, auch noch den größten Theil der Nograder Geſpanſchaft an ſich zu reißen, bei Loſoncz ein Raubſchloß aufzuführen und von hier alles Unheil der Gewalt und Plünderung gegen die Umgebungen zu entfeſſeln. Hunyad rief die Landherren der nördlichen Geſpanſchaften, weil dieſe durch Giskra's Raubzüge das Meiſte zu leiden hatten, zur Stellung ihrer Banderien auf, ſtellte ſich an ihre Spitze und rückte gegen das Raubſchloß, welches er eng einſchloß. Als es auf dem Punkte ſtand, ſich zu ergeben, eilte Giskra zum Entſatze herbei, und lieferte, anſcheinend der Schwächere, dem Generalſtatthalter eine Schlacht, welche dieſer verlor, weil die Landherren, aus perſönlicher Eiferſucht gegen ihn, gleich im Beginne des Gefechtes mit ihren Truppen ſich auf die Flucht begaben, während gleichzeitig die ausfallende Beſatzung des Schloſſes ſeinen Heerhaufen im Rücken angriff. Hunyad mußte weichen, und entkam mit verhältnißmäßig geringem Verluſte durch das Eypler Thal, worauf es ihm gelang, unter der Blauenſteiner Burg wieder eine feſte Stellung zu ergreifen. Giskra, hoffend, ſeinen durch Verrath erfochtenen Sieg noch weiter verfolgen zu können, führte ſeine Banden in die Gömörer Geſpanſchaft, um das dem Obergeſpan Georg Lorandfy zugehörige Felſenſchloß Värgede zu bewältigen. Die Tapferkeit der Beſatzung vereitelte ſeinen Anſchlag, und er zog von da vor die Erlauer Burg, wo er jedoch auf eben ſo kräftigen Widerſtand ſtieß. Umſonſt war es, daß er den Vertheidigern ihren gefangenen Biſchof in Feſſeln zeigte, umſonſt, daß dieſer ſelbſt, durch Drohungen geſchreckt, ſie anflehte, den Platz zu übergeben und

ihn hierdurch zu befreien; die Burg wehrte ſich nach wie vor, und Giskra mußte auch dieſe Belagerung aufheben.

Unterdeſſen hatte Hunyad neue und zuverläſſige Schaaren geſammelt, mit welchen er vor die Prämonſtratenſer-Abtei Ságh an der Eypel rückte und die von den böhmiſchen Freibeutern dort aufgeführten Befeſtigungen eroberte. Dann ging er hinauf gegen Altſohl, wo Giskra ſeinen Hauptwaffenplatz gegen Kaſchau hatte, verbrannte die Stadt und legte hinreichende Beſatzung in die Burg, überwältigte, weiter gegen Norden vordringend, das Zipſerhaus, ſo wie auf dem Rückzuge durch die Gömörer Geſpanſchaft Roſenau, Stadt und Burg, ſammt Giskra's Raubneſtern am linken Ufer des Sajo. Derencs, im Balogher Thale, einen der wichtigſten Plätze Giskra's in der Geſpanſchaft, welchem Hunyad durch eine Belagerung ſchwerlich hätte beikommen können, überſchwemmte er durch künſtliche Dämmung des Balogh und nöthigte dadurch die Beſatzung, ſich nebſt ihrem Befehlshaber Walgatha zu ergeben. Dieſe Verluſte beugten Giskra's trotzige Zuverſicht und bewogen ihn, den Friedensanträgen Hunyad's Gehör zu geben. Zu Rima-Szombath wurde eine Zuſammenkunft veranſtaltet und daſelbſt Friede geſchloſſen. Die eroberten Plätze blieben in den Händen der Ungarn; die Gefangenen wurden gegenſeitig frei gegeben, und Giskra erhielt, als Erſatz der Kriegskoſten, zehn tauſend und ſechs hundert Goldgulden (1451).

Schon den vorjährigen Waffenſtillſtand mit Giskra hatte Hunyad benutzt, um den Deſpoten von Serbien, den hochbejahrten Georg Brankovics, für ſeinen Abfall von Ungarn und ſeine mehrfache Treuloſigkeit zu beſtrafen. Zu dieſem Ende bewirkte er zunächſt ein Bündniß zwiſchen dem bosniſchen Könige, Stephan Thomaſchko, und dem Machover Ban, Johannes von Korogh, wider alle Feinde, namentlich die Türken. Gleiches Waffenbündniß ſagte der König von Bosnien auch dem Generalſtatthalter von Ungarn zu, und beſtätigte dabei ſeine unverletzliche Treue gegen die Krone dieſes Reiches. Hierauf erklärte die Reichsverſammlung zu Peſth alle Verbindlichkeiten, welche dem Generalſtatthalter von dem Deſpoten von Serbien durch Zwang und Argliſt abgedrungen worden, für ungiltig, ſprach die Einziehung der ungariſchen Güter und Herrſchaften des Letzteren aus und gebot den Krieg gegen Serbien. Hunyad leitete den Feldzug, nahm Beſitz von Munkács, Tokay, Szathmár-Némethi, Aſſzony-Patak, Debreczin, Böſzörmény und Thur, und drohte mit einem Einfalle in Serbien. Georg Brankovics, von dem Sultan ohne

Beiſtand gelaſſen, ja von demſelben nicht ohne Grund feindſelige Abſichten befürchtend, ſendete an Hunyad deſſen bisher als Leibbürgen für den Vater verwahrten Sohn Ladislaw, den er unbedingt frei gegeben hatte, und bat um Schonung. Hunyad gewährte ſie und ging über die Donau zurück; doch kam ein feſter Vergleich erſt im folgenden Jahre (7. Auguſt 1451) zu Stande, wobei die früher verabredete Familienverbindung, nämlich die künftige Vermälung der zehnjährigen Eliſabeth von Cilli, Georg's Enkelin, mit Hunyad's jüngerem Sohne Mathias, beſtätigt wurde. Wenn zu feſtgeſetzter Zeit dem Mathias die Braut verweigert würde, ſo ſollten, nebſt den bereits eingezogenen ungariſchen Gütern des Georg Brankovics, auch noch die übrigen an den Generalſtatthalter fallen; alle dieſe Schlöſſer und Städte aber ſchon jetzt von dem Deſpoten nur mit anſäſſigen ungariſchen Befehlshabern beſetzt werden.

Mit dem römiſchen Könige Friedrich währten die Verhandlungen fort, und derſelbe ſah, da auch der Papſt Nikolaus V. auf der Ungarn Beſchwerde ſeine Vermittlung antrug, ſich genöthigt, einen Landtag zu Preßburg zu verlangen, um hier durch ſeine Bevollmächtigten die Sache weiter zu betreiben (October 1450). Anfangs beſtanden die Ungarn darauf, daß König Ladislaw und die Reichskrone ausgeliefert, die von den Oeſterreichern beſetzten ungariſchen Gränzplätze geräumt und der gefangene Palatin frei gegeben werden ſollte. Nur das Letztere wurde unbedingt zugegeben, das Zweite bis zu Austragung der ganzen Pfandſache verſchoben, das Erſte völlig verweigert, angeblich weil, wenn Ungarn auf Ladislaw's Perſon beſtehe, dann auch Böhmen und Oeſterreich, welche, als ebenfalls ſeine Erbtheile, auch gleiche Rechte an ihn hätten, dann dieſelbe Forderung ſtellen würden. Zuletzt kam man überein, daß der Palatin ſogleich ſeiner Haft entlaſſen, zwiſchen Ungarn und Oeſterreich auf ein Jahr Waffenſtillſtand ſeyn, Ladislaw bis in ſein achtzehntes Jahr unter Friedrich's Vormundſchaft zu Wien, ſeinen drei Erbländern gleich nahe, verbleiben, und der Generalſtatthalter vom Könige Friedrich nach Kräften unterſtützt werden ſollte. Hunyad, der zu Gunſten ſeines eigenen ungeſchmälerten Einfluſſes ſelbſt Ladislaw's längere Abweſenheit aus Ungarn wünſchen mochte, konnte doch dem Drängen des Volkes, das ungeſtüm nach ſeinem Könige verlangte, nicht widerſtehen. Im folgenden Jahre (1451) ſendete er wiederum Abgeordnete an König Friedrich, um Auslieferung des jungen Königs und der Reichskrone zu fordern; aber auch diesmal wurde Beides verweigert, und die ungariſchen Abgeordneten verlängerten, vermuthlich

nach des Generalſtatthalters geheimer Weiſung, ſogar die Waffenruhe auf wieder ein Jahr. Minder geduldig zeigten ſich die Böhmen und die Oeſterreicher, die, als Friedrich ſeinen königlichen Mündel auf die Römerfahrt mitzunehmen beſchloß, ſtarken Argwohn faßten, er wolle den jungen König in Italien noch weiter entfernen, und daher die Ungarn einluden, mit ihnen gemeinſchaftlich Ladislaw's Auslieferung durchzuſetzen. Während Friedrich ſeine Römerfahrt in's Werk ſetzte, in Rom die lombardiſche und die Kaiſerkrone empfing, brach in Oeſterreich durch Eyzinger und Ulrich von Cilli jene verwegene, in der Geſammtgeſchichte (Bd. II., S. 340) ausführlicher erzählte Empörung aus; der zurück gekehrte Kaiſer wurde in Neuſtadt von den Rebellen belagert, und mußte den königlichen Knaben dem Grafen Ulrich von Cilli übergeben, der denſelben im Triumphe nach Bertholdsdorf, wenige Tage ſpäter aber, gegen den Wortlaut des Vertrages, nach Wien führte, und nun im Namen des befreiten Ladislaw, den er durch ſinnliche Zerſtreuungen von allen Staatsangelegenheiten fern zu halten ſuchte, unumſchränkt zu herrſchen begann.

König Ladislaw, dem Namen nach nunmehr frei, gab alsbald ſeine entſchiedene Vorliebe für Ungarn zu erkennen, und als eine Geſandtſchaft dieſes Volkes ihn in Wien begrüßte, um ihm zu ſeiner Befreiung Glück zu wünſchen, bekannte er ſich, im Beiſeyn der öſterreichiſchen Landherren, offen als geborenen Ungarn, der auch in dieſem ſeinen Vaterlande wohnen werde. Weit weniger geneigt zeigte er ſich den Böhmen, deren Glaubensſpaltung ihn, bei ſeiner ſtreng religiöſen Erziehung am Kaiſerhofe, mit Abſcheu erfüllte; doch wurde ihnen, auf den Rath erfahrener Männer, die Giltigkeit der Compactate beſtätiget.

Inzwiſchen war es des Grafen Ulrich von Cilli eifriges Trachten, dieſelbe unumſchränkte Gewalt, welche er ſich in Oeſterreich verſchafft, auch auf Ungarn auszudehnen. Zu dieſem Ende ließ er nicht ab, dem jungen Könige mit gehäſſigen Einflüſterungen gegen Hunyad zuzuſetzen. Dieſer glaubte, ſolchen ſchnöden Anſchlägen am beſten durch ſeine perſönliche Gegenwart zu begegnen, und reiſete daher, nachdem er ſich durch ein ſehr umfaſſendes Schutz- und Trutzbündniß mit ſeinem früheren Gegner, Johann Giskra, geſichert hatte, zu den beſchloſſenen Verhandlungen nach Wien. Seine Abweſenheit benutzte der ränkevolle Graf Ulrich von Cilli zu einer Reiſe nach Ungarn, um dort unter den Magnaten einen Anhang gegen den Generalſtatthalter zu

werben. Der junge König aber war ſo ſehr durch des Cilliers Einfluß befangen, daß er vor deſſen Rückkehr nicht einmal die ihm vorgelegte und von dem Kaiſer in ſeiner Bedrängniß bereits genehmigte Friedensurkunde zu beſtätigen ſich getrauete und der Friedensſchluß, welcher auf Herausgabe der Reichskrone und der von dem Kaiſer beſetzten ungariſchen Ortſchaften lautete, auf dieſe Weiſe hintertrieben wurde. Um aber Hunyad für ſeinen hinfort ſinkenden Einfluß zu entſchädigen, erhob König Ladislaw das Biſtritzer (Nösner) Land in Siebenbürgen zu einer Grafſchaft, und verlieh dieſelbe erblich an Hunyad und deſſen Nachkommen. Derſelbe begab ſich von da an ſeines Titels als Generalſtatthalter, indem er ſich nur noch Erbgrafen von Biſtritz, oberſten Hauptmann des Königs in Ungarn, ſchrieb.

Ladislaw kam nach Preßburg, deſſen durch die Herren von Roczgon ſtandhaft für den jungen König behauptetes Schloß ihm (2. Februar 1453) feierlich übergeben wurde, und nahm hier, noch nicht dreizehn Jahre alt, die Huldigung der Stände entgegen. Doch machten ſich auch hier des Cilliers Ränke bemerkbar, welcher zugleich ſeinen Gegner Hunyad durch ein freches Lügenſpiel in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, um ſich ſeiner zum Sturze des ſeiner Willkür unbequem und gefährlich gewordenen früheren Verbündeten, Eyzinger, zu bedienen. Den König ſelbſt drängte der Graf von Cilli, fürchtend, daß in Ungarn ein fremder Einfluß ſich ſeiner bemächtigen könnte, zur ſchleunigen Rückkehr nach Wien, wo er ihn ungeſtörter unter ſeiner Obhut zu haben hoffte, und wo ihn, ſtatt deſſen, gar bald Eyzinger's Anhang, mit des Königs erzwungener Genehmigung, vertrieb. Ladislaw, von dem in Auffindung von Mitteln unerſchöpflichen Eyzinger mit dem Nöthigen unterſtützt, ließ ſich in Prag (28. October 1453) die böhmiſche Königskrone aufſetzen, brachte hier den Winter, und auch noch einen großen Theil des Sommers zu, ging dann nach Breslau, um auch hier die Huldigung einzunehmen, und kehrte erſt im Februar 1455 nach Wien zurück.

Unterdeſſen war der lange vorbereitete, ſchrecklichſte Schlag auf das Haupt der Chriſtenheit gefallen. Unter Strömen von Blut hatte Sultan Mohammed II. (29. Mai 1453) Konſtantinopel erobert, den älteſten chriſtlichen Thron über der Leiche ſeines letzten Beſitzers umgeſtürzt, das byzantiniſche Kaiſerreich zertrümmert. Hunyad, durch innere Sorgen abgehalten, hatte das grauſe Geſchick nicht wenden können, ſeine in König Ladislaw's Namen an Mohammed geſendete Warnung, bei Gefahr ungariſcher Feindſchaft von der

Verfolgung des griechiſchen Kaiſers abzuſtehen, den Sultan im Sturmſchritte ſeines Sieges nicht aufgehalten. Als Konſtantinopel in Mohammed's Händen war, entließ er ſpottend die ungariſchen Geſandten mit dem Beſcheide: es ſtehe ihrem Könige frei, zwiſchen Krieg oder Frieden mit ihm zu wählen. Tief empörte der Hohn des barbariſchen Siegers, doppelt darum, weil man ſelbſt durch Zaudern und Unthätigkeit ihm den Weg der Eroberung hatte bahnen helfen. Daß der Halbmond nun alsbald auch gegen das weſtliche Europa ſich wenden werde, war voraus zu ſehen. Der Landtag zu Ofen, um dieſer drohenden Gefahr zuvor zu kommen, verfügte, unter dem perſönlichen Vorſitze des jungen Königs, Rüſtung und Feldzug wider die Türken (Januar 1454).

Durch Serbiens Eroberung gedachte Mohammed jene des griechiſchen Reiches zu ergänzen und zu ſichern. Zwar gelang es dem Deſpoten Georg Brankovics, durch ſchleunige Abführung des auferlegten Tributes das Gewitter für den erſten Augenblick zu beſchwören; doch kaum war ein Jahr ſeit der Eroberung Konſtantinopels verſtrichen, ſo ließ Mohammed drohend ihm vermelden: Serbien gehöre nicht ihm, ſondern dem Sultan Mohammed, dem es durch den Tod Stephan's, des Sohnes Lazar's, anheim gefallen. Nur ſeines Vaters Antheil und Sophia könne Georg haben; weigere er ſich deſſen, ſo werde ihn das Schwert des Sultans finden. Der Deſpot entfloh zu Hunyad, an welchem er ſich früher ſo ſchwer vergangen, und flehte ihn um Beiſtand an. Von ſeinem Geſandten von den Rüſtungen der Serbier und Ungarn benachrichtiget, brach Mohammed mit ſeinem Heere nach Philippopolis auf. Um ihn von Serbien abzuziehen, ging Hunyad mit ungariſchen Heerſchaaren bei Nikopolis über die Donau, fiel in Bulgarien ein, ſchlug die dort ihm begegnenden türkiſchen Rotten, plünderte und verheerte das Land bis Tarnova, und eilte, ehe noch Mohammed ihn erreichen konnte, mit großer Beute über den Strom zurück. Der Sultan rückte unterdeſſen von Philippopolis nach Sophia vor, wo er den größten Theil ſeines Heeres, der, freilich zu ſpät, Bulgarien gegen die Ungarn ſchützen ſollte, und den Divan zurück ließ, und fiel an der Spitze von zwanzig tauſend leichten Reitern in Serbien ein, wo er jedoch nirgends auf ein Heer ſtieß, weil Georg bei ſeinem Abzuge angeordnet hatte, daß die Truppen und das Landvolk, bis zu Ankunft der Hilfe aus Ungarn, ſich in die feſten Plätze und Städte ziehen ſollten. Mohammed theilte ſein Heer in zwei Säulen, deren eine ſich vor Semendra, die andere vor Oſtrovitza, den beiden Hauptſchlüſſeln des Landes, aufſtellte. Die Reiterei durchſtreifte ganz Ser-

bien, und trieb fünfzig tauſend Gefangene zuſammen, von denen vier tauſend zur Bevölkerung der verödeten Dörfer um Konſtantinopel fortgeſchleppt wurden. Oſtrovitza's Mauern wurden, trotz des tapferen Ausfalles ſeiner Beſatzung, durch der Türken furchtbare Steinwürfe aus Mörſern zerſchmettert, und die Beſatzung übergab den Platz gegen die Zuſage freien Abzuges, welche von den Türken ſchimpflich gebrochen wurde, indem ſie die ganze Beſatzung in die Sklaverei abführten. Die äußere Stadt Semendra mußte zwar, nach vergeblichem Widerſtande, dem Sultan ihre Thore öffnen; aber die Burg widerſtand allen ſeinen Angriffen, und die Nähe des ungariſchen Entſatzes nöthigte ihn, die Belagerung aufzuheben. Mohammed, nach Sophia und Adrianopel zurück kehrend, ließ zu Kruſſovatz an der Morava den Firusbeg mit zwei und dreißig tauſend Mann türkiſcher Truppen, um dem unter Hunyad's und Georg Brankovics' Anführung vereinigten ungariſchen und ſerbiſchen Heere die Spitze zu bieten. Letzteres hatte, am vierten Tage nach vollbrachtem Donauübergange, alles Land längs der Morava von Feinden gereinigt, Oſtrovitza wieder eingenommen und ſich am Zuſammenfluſſe des Iber mit der Toplitza unter der Stolatzer Burg, zwei Meilen von Kruſſovatz, gelagert. Von hier führte Hunyad ſein Heer gegen die Feinde, welchen ein dichter Morgennebel ſeine Ankunft verbarg, griff ſie mit Erfolg an, und ſchlug ſie, als ſie ſich wieder zu ſammeln ſuchten, trotz ihrer Uebermacht auf das Haupt. Die Flüchtigen wurden theils getödtet, theils gefangen; das letztere Schickſal theilte auch Firusbeg. Während die Serbier die eroberten Plätze beſetzten, führte Hunyad die Ungarn in das ſüdliche Bulgarien, zerſtörte auf ſeinem Raubzuge Pirota, Melkovatz, Drinovatz und Widdin, und zog ſiegreich in Belgrad ein, wo er ſeinen zwölfjährigen Sohn, den zu noch weit höherem Ruhme beſtimmten Mathias, zum Ritter von Ungarn ſchlug. Aber vergebens forderte er von hier aus den Kaiſer Friedrich auf, die deutſchen Waffen zur Benützung jenes Sieges in Bewegung zu ſetzen und die Gelegenheit zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa zu ergreifen. Unter nutzloſen Reichstagsverhandlungen verſtrich die günſtige Zeit, und die erfochtenen Siege roſteten wieder ein.

In Ungarn ſelbſt wurde Hunyad's Stellung von immer mehr Seiten angefochten, und begierig ſuchte fremde Herrſchgier ſich zu dem Platze hin zu drängen, welchen er meiſt ruhmvoll und glücklich einnahm. Seine Abweſenheit hatte der Palatin Ladiſlaw Gara benutzt, um eigenmächtig einen neuen Staatsrath von ſechs Prälaten, ſechs Baronen und eben ſo vielen Landherren

in Ofen einzuſetzen, welchem alle Angelegenheiten des Staates, der Finanzen und des Krieges ausſchließend anvertraut waren, lediglich in der Abſicht, um dadurch die Gewalt des Statthalters einzuſchränken. Hunyad's Beſchwerden darüber bei dem Könige fanden nur dem Scheine nach Gehör. Dazu kam, daß es den Ränken des vertriebenen Grafen Ulrich von Cilli gelang, ſeinen Feind Eyzinger zu ſtürzen und ſeinen früheren unbeſchränkten Einfluß bei dem Könige zurück zu gewinnen. Des wieder befeſtigten Cillier's erſtes Trachten war nun, ſeinem alten Grolle gegen Hunyad Luft zu machen, und dieſen bei dem Könige als einen, ſeiner Macht hinderlichen und gefährlichen Mann zu verläumden. Es gelang ihm, den König mehr und mehr gegen den Statthalter einzunehmen; aber Dieſen rettete ſeine Beſonnenheit und Vorſicht vor den durch Ulrich von Cilli ihm gelegten argliſtigen Schlingen, die ſogar auf ſein Leben und ſeine Freiheit gerichtet waren. Die Beſſergeſinnten öffneten endlich dem jungen Könige die Augen über die ungerechten Verläumdungen, welche Hunyad erdulden mußte, und ſöhnten ihn mit Dieſem aus. Der König gelobte Hunyad Vertrauen und Schutz wider ſeine Feinde, und dieſer räumte dafür dem Monarchen ſämmtliche Schlöſſer und Feſtungen im Inneren des Reiches ein, indem er den Oberbefehl nur in denjenigen behielt, welche, an den Gränzen gelegen, am meiſten von Türkeneinfällen bedroht waren.

Durch den neuen Papſt, Calixtus III., wurde inzwiſchen eifrig für einen neuen Kreuzzug geworben. Der begeiſterte Wortführer des heiligen Krieges, der Franziskanermönch Johannes von Capiſtrano, ſprach auf dem Raaber Landtage mit der ganzen Kraft ſeiner Beredſamkeit zu den Ungarn, und ermahnte dringend zur Einigkeit und zum treuen Zuſammenhalten wider den gemeinſamen Feind. Auch der Deſpot Serbiens, der hochbejahrte Georg Brankovics, ſendete ängſtlichen Bericht von Serbiens Bedrängniß durch Sultan Mohammed, bat um ſchleunige Hilfe und verſprach, wenn dieſe erfolgte, ſogleich zehn tauſend Mann auf eigene Koſten gerüſtet und bewehrt zu dem ungariſchen Heerbanne ſtoßen zu laſſen. Hunyad, ſeiner muthigen Begeiſterung treu, machte ſich ebenfalls verbindlich, zehn tauſend Krieger aus eigenen Mitteln zu unterhalten; der König verſprach deren zwanzig tauſend. Die Sprache der Hoffnung wurde wieder laut. Die Stände wurden an ihr früheres Verſprechen erinnert, und aufgefordert, ein Aufgebot von ſechzig tauſend Mann zu verfügen; ja man vermaß ſich, wenn die übrigen befreundeten Fürſten ihre Zuſagen erfüllen würden, die Türken gänzlich vom europäiſchen Boden hinweg zu

tilgen und ſelbſt Jeruſalem zu erobern. Doch Argwohn, Haß und Uneinigkeit ſtellten ſich abermals dem heldenmüthigen Drange einzelner Edlen entgegen; zögernd wurde gewährt, mangelhaft erfüllt, ſo daß zuletzt der Erfolg jenen Hoffnungen, wie den geleiſteten Verſprechungen, durchaus unähnlich ſah. Des Sultans raſche Entſchloſſenheit, die tigerartige Schnelligkeit ſeiner Horden, beſchämten blutig das zögernde und zweifelhafte Benehmen der Chriſten.

Mit großer Verwunderung erfuhr die Verſammlung zu Raab, daß, während ſie noch berieth und ſtritt, Mohammed im Sturmſchritte der Eroberung Prisren, Bichor, die Mehrzahl der Städte an der Sitnitza, darunter das ſilberreiche Novoberdo, eingenommen habe. Schnell wurde, um der Gefahr näher in das Auge blicken zu können, der Landtag nach Ofen verlegt und der heilige Vater dringend gebeten, ſeine Verheißungen wahr zu machen, ehe noch der günſtige Augenblick verſtriche.

Der Papſt Calixtus verläugnete in feuriger Betriebſamkeit ſein hohes Alter; ſchon kreuzte die von ihm ausgerüſtete Flotte unter des Patriarchen von Aquileja Anführung im Archipelagus; an Skanderbeg vertheilte er freigebig Geld zur Werbung und Unterhaltung von Mannſchaften, und ſelbſt den Kaiſer Friedrich bewog er, in Deutſchland ein Heer zu ſammeln. Aber Alles hintertrieb des Cillyers Liſt und Falſchheit, der, im voraus eiferſüchtig auf den Ruhm und Einfluß, den ſein Nebenbuhler Hunyad im neuen Türkenkampfe zu erwerben im Begriffe ſtand, Alles daran ſetzte, den Krieg zu vereiteln oder doch zu erſchweren. Abſichtlich verwickelte er in dieſen entſcheidenden Augenblicken den jungen König in Spannung mit dem Kurfürſten von Sachſen und in offene Feindſchaft mit dem Kaiſer, indem er ihn zu einem heimlichen Schutz- und Trutzbündniß mit dem Herzoge Sigmund von Oeſterreich, Grafen von Tirol, wider den Letzteren bewog. Der Kaiſer entzog in ſeinem Unwillen dem Ungarnkönige jene bewaffnete Hilfe aus Deutſchland, welche er, auf des Papſtes Betrieb, ihn vorher hatte hoffen laſſen, und ſo war des Cillyers Anſchlag gelungen, Hunyad um einige Bundesgenoſſen wider die Türken ärmer zu machen und ſeinen ſtreitfertigen Arm zu lähmen. Vergebens beauftragte der Papſt den Graner Erzbiſchof, Kardinal Dionyſius von Szécs, die Eintracht zwiſchen dem Könige und den Ständen, wie zwiſchen den Magnaten unter einander, herzuſtellen; zu tief wurzelte die Zwietracht, zu ſchlau und verborgen ſchlich der böſe Wille ſeine Wege, als daß die Ermahnungen des geiſtlichen Oberhirten gefruchtet hätten. Auch ein abermaliger

Landtag zu Peſth half dem Uebel nicht ab; in den Kreisſchreiben wurde zwar viel von allgemeiner Bewaffnung geſprochen, aber Wenigen war es Ernſt damit.

Unter Wortgepränge und Scheinmaßregeln nahmen die Vorbereitungen zum Türkenkriege ihren Fortgang. Der König Ladislaw traf endlich (im Februar 1456) in Ofen ein, wo Hunyad in feurigen Worten die eigene Begeiſterung den Herzen der Verſammlung mitzutheilen ſtrebte, der Kardinallegat, Johannes Carvajal, allgemeinen Erlaß der Sündenſtrafen verkündigte, Capiſtrano und ſeine Gefährten aus den Händen des Legaten das geweihte Kreuz empfingen und damit auszogen, um in allen Theilen Ungarns die Gemüther für den heiligen Kampf zu entflammen. Bei all' dieſen feierlichen Vorkehrungen konnte man ſich nicht einmal darüber vereinigen, ob der Krieg angriffs- oder nur vertheidigungsweiſe geführt werden ſollte. Da ſcholl plötzlich der Schreckensruf in der Verſammlung: Sultan Mohammed ſey mit einer Landmacht von hundert und ſechzig tauſend Mann und mit einer gewaltigen Flotte auf der Donau im Anzuge, und bedrohe Belgrad, die ſtarke Vormauer Ungarns. Alle waren erſtaunt und betroffen; der König übertrug dem Graner und dem Großwardeiner Biſchof die Verhandlung mit dem Kardinallegaten wegen ſchnellſter Herbeiführung der auswärtigen Hilfsvölker, und Aller Blicke wendeten ſich auf Hunyad, als den Einzigen, deſſen Tapferkeit und Erfahrung dem Vaterlande Rettung bringen könne.

Hunyad unterzog ſich willig der edlen Pflicht; doch ſtellte er die Bedingung, daß der König, um durch ſeine Gegenwart den Muth der Ungarn aufrecht zu erhalten, Ofen nicht verlaſſen ſollte. Eilig und umſichtig bereitete er nun Vertheidigung und Angriff. Belgrad wurde von ihm mit Mundvorrath, Pulver und Geſchütz, wie mit tüchtiger Beſatzung verſehen, ſein Schwager Michael Szilágyi zum Oberbefehlshaber des Platzes erwählt.

Am 13. Juni (1456) erſchien Mohammed mit mehr als anderthalb hundert tauſend Mann vor Belgrad, begleitet von einem gewaltigen Artillerieparke von mehr als drei hundert Kanonen, die er zum Theil zu Kruſſovatz an der Morava hatte gießen laſſen, und worunter zwei und zwanzig von der ungeheueren Länge von ſieben und zwanzig Fuß, nebſt ſieben Mörſern, um den Platz mit einem Hagel von Steinkugeln zu überſchütten. Szilágyi ſendete die Kund der Gefahr nach Ofen, worauf Hunyad zu ſchnellem Handeln mahnte. Doch wieder ſtand Cilly boshaft zwiſchen dem Könige und ſeiner Pflicht; er verhehlte demſelben die Größe der Gefahr, lockte den vergnügungsſüchtigen

Jüngling zu den Zerſtreuungen der Jagd, und hatte ihn, ehe Jemand es ſich verſah, plötzlich nach Wien entführt.

Des Königs Entweichen in ſo verhängnißvollem Augenblicke vermehrte die allgemeine Beſtürzung und entband zugleich alle Diejenigen, welchen nur des Monarchen Beiſpiel, nicht der eigene Wille, dem Kampfe zu begegnen geboten hatte, der läſtigen Rückſicht. Angſt, Feigheit oder Gleichgiltigkeit ſtäubte die Meiſten auseinander; nur die perſönliche Sicherheit, nicht die allgemeine Rettung vor Augen, eilten ſie ihren feſten Burgen zu, oder verbargen ſich in Wäldern und Höhlen. In wenigen Tagen waren Ofen, Peſth und die Umgegend verwaiſet an Magnaten, Rittern und ſtreitbaren Edlen. Nur den Kardinal Carvajal hielt ſein frommer Eifer zurück, und unabläſſig verſtreute er an Abläſſen und Sündenvergebung den Segen der Kirche, um zum Kampfe zu ermuntern. Hätte Mohammed für den Augenblick Belgrad aufgegeben und mit einem raſchen Entſchluſſe die Donau überſchritten, er würde ohne Widerſtand bis Ofen gedrungen ſeyn und ſein Halbmond alsbald ganz Ungarn überſchattet haben. Aber Hunyad, mit einer kleinen Heldenſchaar bei Karom lagernd, hielt die Kühnheit Mohammed's im Zügel und rettete faſt nur durch den Schrecken ſeines Namens das Abendland.

Der Sultan war feſt überzeugt, mit der Eroberung Belgrads ſich die Pforten des Occidents aufzuſprengen; darum behielt er feſt dieſen einen Punkt im Auge. Ihm, dem Bezwinger Konſtantinopels, erſchien jenes neue Unternehmen nur wie ein leichtes Nachſpiel; geringſchätzend rühmte er ſich, die Feſtung, welche ſein Vater ein halbes Jahr lang vergeblich angegriffen, in einem halben Monate zu erſiegen und dann zwei Monate ſpäter in Ofen Nachtmahl zu halten. Beinahe bis Szalankemen hin hielt er mit ſeiner, aus zwei hundert Schiffen beſtehenden Flotte die Donau beſetzt, um den Ungarn den Zug über den Strom ſtreitig zu machen; ein Theil des Heeres hielt ſie an der Save, ein anderer an der Donau eingeſchloſſen. Ohne Unterbrechung arbeitete das türkiſche Geſchütz gegen Belgrad; bis Szegedin hin, alſo über vier und zwanzig ungariſche Meilen weit, hallte dumpf und ſchrecklich der Donner der Verheerung. Die, eine italieniſche Meile von der Stadt entfernte Maria Magdalenenkirche diente zur Aufbewahrung des Pulvers und osmaniſcher Belagerungsgeſchütze, und täglich wurden ganze Heerden von Kameelen, Büffeln und Pferden in das türkiſche Lager getrieben, mit immer neuen Vorräthen an Kugeln, Pfeilen und Lebensbedarf.

Hunyad, voll bitteren Unmuthes, konnte der Verwüſtung nicht wehren, denn zu gering war bisher ſeine Mannſchaft, um ſich mit den unüberſehbaren Rotten der Türken zu meſſen. Endlich aber brachen Johannes von Korogh, Obergeſpan und Ban von Machow, Orban von Poſega, der Obergeſpan von Biſtray, Hauptmann Michael Zelághi, und der junge Edle, Ladislaw von Kaniſſa, mit ihren Banderien und zuſammen geworbenen Kriegern, im chriſtlichen Lager ein; ihnen folgte der Apoſtel des heiligen Krieges, Johannes von Capiſtrano, mit einigen tauſend Kreuzfahrern. Noch immer klein war die Anzahl im Vergleiche zu der ungeheueren Uebermacht der Feinde; aber von den Flügeln der Begeiſterung getragen, und von einem Heldenführer, wie Hunyad, geleitet, reichte ſie aus zu einem kühnen Streiche. Vor Allem mußte die Donau von der türkiſchen Flotte gereinigt werden, um ſodann Belgrads Beſatzung zu verſtärken und Vorräthe an Waffen und Lebensmitteln hinein zu werfen. Bereits lag vor Peterwardein eine ziemliche Anzahl ungariſcher, theils leerer, theils mit Geſchütz und Lebensmitteln befrachteter Fahrzeuge. Hunyad ließ dieſelben, auf Capiſtrano's Rath, nach Szalankemen hinabführen und dort mit dem Kerne der Kreuzfahrer nebſt Korogh's Fußvolke bemannen. Eine zum Schutze der Flotille auserſehene, mit ſchwerem Geſchütze ausgerüſtete größere Galeere hatte Hunyad's auserleſenſte Mannſchaft an Bord. Während nun die ungariſche Flotte der türkiſchen entgegen ſegelte, begleiteten ſie zu Lande an dem einen Ufer Capiſtrano mit den übrigen Kreuzfahrern, an dem anderen Hunyad mit der Reiterei, Jener Segenswünſche und Sündennachlaß, Dieſer Muth und Ausdauer ihr zurufend. Ermuthigt durch den heiligen Troſt Capiſtrano's und die Feuerworte des Helden Hunyad, ſtürmte die ungariſche Flotte tapfer auf die feindliche ein; es entbrannte ein wüthendes Gefecht, und als nun aus der Stadt her vierzig Schiffe zur Unterſtützung der Chriſten herbei ruderten, war es um die türkiſche Flotte, deren ſchwerfällige Schiffe ihre freie Bewegung lähmten, geſchehen. Drei ihrer Galeeren wurden in den Grund gebohrt, eine mit Geſchütz und Mannſchaft erbeutet, über fünf hundert Türken erſchlagen und ertränkt, die Mehrzahl der Uebrigen verwundet. Seine anderen entmannten und entmaſteten Schiffe ließ der ergrimmte Mohammed ſelbſt verbrennen. Die Verbindung mit der Stadt zu Waſſer war für die Chriſten gewonnen und ſichergeſtellt; nach fünfſtündigem Kampfe empfingen Belgrads tapfere Vertheidiger ihre ſiegreichen Befreier unter feierlichen Dankgeſängen und Jubelrufen. Dieſer Sieg wurde erkämpft am 14. Juli 1456.

Hierauf lagerten ſich Hunyad und Capiſtrano vor Semlin, um hier von einer Anhöhe aus die Bewegungen des Feindes, wie die Maßregeln der Vertheidigung zu überwachen, zugleich auch die Ankunft neuer Kreuzſchaaren zu erwarten. Dieſe kamen an, ſechzig tauſend Männer aus allerlei Ländern und Ständen, durch Capiſtrano's gottbegeiſterte Worte aufgerufen, Chorherren, Prieſter, Eremiten des heiligen Paulus, Bettelmönche, Einſiedler, Studenten, Handwerker und Landleute, des Krieges nicht gewöhnt, doch voll eifrigen Willens, für die Sache der Chriſtenheit ihren Arm zu erproben. Zum größeren Theile waren ſie nur mit Prügeln, Schleudern, Senſen, Dreſchflegeln und Feuerhaken bewaffnet; doch die fromme Zuverſicht verlieh auch dieſen ſchlichten Waffen Wucht und Nachdruck. Capiſtrano, ein wahrer, Hort der ſtreitbaren Kirche, Prophet und Feldherr zugleich, ſtellte dieſe bunten, abenteuerlichen Haufen unterhalb Semlin, am linken Saveufer dem türkiſchen Lager gegenüber auf, lehrte ſie mit muſterhafter Geduld die Handgriffe des Kriegers, und führte dann mit Hunyad die Gelehrigſten und Kühnſten hinein in die belagerte Stadt.

Unterdeſſen ließ Mohammed, ungeſchreckt durch den Fall ſeiner Flotte und den hochherzigen Widerſtand der Chriſten, nach wie vor das Feuer gegen Belgrad eröffnen. Seine Steinkugeln zerſchmettern und durchlöchern nach und nach die Mauern, und er ſelbſt führt ſeine Janitſcharen (21. Juli) zum Sturme, nachdem ſeinen Feldherrn Karadſcha, den Beglerbeg von Rumili, welcher ſeither die Belagerung mit Muth und Kenntniß geleitet, eine Kanonenkugel getödtet hatte. Unter beharrlichem Gewürge von beiden Seiten dringen die Janitſcharen endlich in die äußere Stadt vor. Im erſten Augenblicke wird der Muth der Chriſten erſchüttert; ſchon geben ſie in Gedanken auch die innere Stadt verloren und ſtehen im Begriff, den Platz, der nach ihrer Meinung jetzt nicht mehr zu halten iſt, zu verlaſſen und mit Familien und Eigenthum über die Save zu flüchten. Aber Capiſtrano's unerſchütterlicher Gottesmuth wirft ſich den Verzagenden entgegen, beſchwört ſie, tapfer auszuhalten, und führt durch das hintere Thor neue Schaaren in die Citadelle. Jetzt dringen die Janitſcharen fechtend gegen die Brücke vor, welche in die innere Stadt führt, und an dieſer Schwelle der Entſcheidung entbrennt ein abermaliges Gemetzel, das bis zum anderen Morgen währt. Unaufhörlich wimmeln friſche Türkenhaufen heran; die Brücke kann ſie nicht mehr faſſen, und die Verwegenſten von ihnen ſpringen in den Graben, an Wäl-

len und Mauern empor klimmend, doch von den Kolben und Speeren der Vertheidiger raſtlos niedergemäht, bis ihre Leichname die Gräben ausfüllen und ſich für die nachdringenden Stürmenden zu einer blutigen Brücke empor thürmen, von wo aus ihre Uebermacht die Vertheidiger zum Weichen zwingt. Doch Capiſtrano, auf dem höchſten Walle Allen ſichtbar, waltet wie ein Engel über ſeinen Streitern. Lauter und immer lauter läßt er den heiligen Schlachtruf: Jeſus! ertönen, und dieſer Name auf ſeinen Lippen wirkt neue Wunder. Die Seinigen drängen ſich herbei mit in Pech, Oehl und Schwefel getauchten brennenden Reisbündeln und ſchleudern ſie auf die empor klimmenden Türken und in den Graben. Verſengt von den raſtloſen Feuerwürfen, fliehen die Ungläubigeu; die Kreuzfahrer und Ungarn in kühnem Ausfalle ihnen nach, zuſammen hauend und niederſtechend, was ihr Arm erreichen kann. Bis gegen Mittag (22. Juli) war kein lebender Türke mehr in der Stadt zu ſehen; deſto mehr ihrer verſtümmelten und verbrannten Leichen.

Hunyad's Feldherrnerfahrung und weiſe Vorſicht hielt auch jetzt noch nicht alle Gefahr vorüber; er erwartete einen wiederholten Sturmverſuch des Feindes, und beſetzte daher alle Breſchen an Wällen und Mauern mit auserleſenen Truppen, indem er zugleich jeden voreiligen Ausfall unterſagte. Aber der Türken Flucht aus der Stadt hatte die Chriſten ſo kühn gemacht, daß eine kleine Schaar derſelben mit Bogen und Pfeilen ſich heimlich aus der Stadt ſtahl und, auf einem Hügel gelagert, die Türken keck heraus forderte. Ein Trupp Sipahi's, der es mit ihnen wagen wollte, wurde mit Pfeilſchüſſen zurück getrieben. Dieſer Erfolg, von Jenen in der Stadt mit angeſeheu, lockte noch mehre der Kreuzfahrer herbei; bald war der Haufe auf drei tauſend angewachſen und im offenen Handgemenge mit den Türken. Vergebens ſuchte Capiſtrano ſie zurück zu rufen. Da wirft er ſich in einen Kahn, rudert über die Save, begleitet von ſeinem Fahnenträger Peter und den beiden minderen Brüdern Ambroſius und Johannes von Tagliacozzo, ruft, trotz des Widerſtandes der Wachen, welche, eingedenk des Verbotes Hunyad's, Niemand aus der Stadt laſſen wollen, noch über zwei tauſend Kreuzfahrer heran, und ſtürmt mit ihnen unaufhaltſam das türkiſche Lager, alle Verhaue durchbrechend und kühn gegen das feindliche Belagerungsgeſchütz vordringend. Als Mohammed die Aſaben flüchtig und ſeine Artillerie in Gefahr ſah, zog er ſeinen Säbel, focht ſelbſt wie

ein gemeiner Krieger, und ſpaltete mit Einem Hiebe einen der Feinde, bis eine Wunde am Schenkel ihn vom Fechten abzuſtehen zwang. Auf ſeinen Befehl ſprengten ſechs tauſend türkiſche Reiter herbei und drängten die Kreuzfahrer wieder aus dem Lager heraus. Aber Hunyad, der jetzt den Augenblick der Entſcheidung gekommen ſah, ſchob ſich mit friſchen Truppen zwiſchen die Sipahi's und die Janitſcharen, und griff dieſe von vorn, jene im Rücken ſiegreich an. Bald war die Niederlage der Türken vollendet; ihre Leichen bedeckten das Lager, ihre Flüchtlinge das Feld; der Janitſcharenaga Hasan weihte ſich aus Gram über den Zorn ſeines Padiſchah dem Tode. Der beſiegte Beſieger des Griechenreiches flüchtete, mit hundert Wagen voll Verwundeten, nach Sophia, wo er ſein Heer durch Niedermetzelung der Fliehenden zum Stehen zwang und die zerſtückten Trümmer ſeines Heeres ſammelte. Drei hundert Kanonen alle Waffenvorräthe und Kriegsmaſchinen der Feinde hatten die Ungarn und Kreuzfahrer erbeutet; vier und zwanzig tauſend Türken hatten vor Belgrad ihr Leben gelaſſen. Der ſtolze Plan der Unterjochung Ungarns war vereitelt, der Tag von Warna wett gemacht. Auch in dem entmuthigten Serbien weckte Hunyad's und Capiſtrano's Sieg neue Thatkraft; die Einwohner von Nowoberdo empörten ſich gegen die türkiſche Beſatzung und erſchlugen ſie ſammt dem Paſcha und ſeiner Gemalin. Der Papſt Calixtus III., hocherfreut über den herrlichen Erfolg der chriſtlichen Waffen, ſetzte zum Andenken des Sieges und des Entſatzes von Belgrad, das Feſt der Verklärung Chriſti auf den ſechſten Auguſt.

Es war Hunyad's ſchönſter, doch auch ſein letzter irdiſcher Sieg, und der neue Lorberkranz, den er erkämpft, ward ihm alsbald zur Todtenkrone. In Semlin ergriff ihn die Lagerſeuche. Sein nahes Ende fühlend, ermahnte er ſeine Söhne, Ladislaw und Mathias, zur Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, als das Erbtheil, das er ihnen hinterlaſſe, die anweſenden Magnaten zur Einigkeit und zu beharrlichem Fortkämpfen wider die Erbfeinde der Chriſtenheit. An geweihter Stätte empfing er die Tröſtungen der Religion und entſchlief, mit der Freudigkeit eines chriſtlichen Helden unter den Pſalmengeſängen der Prieſter in den Armen des heil. Capiſtrano, am 11. Auguſt 1456, etwa ſechzig Jahre alt, der Nebenbuhler Skanderbeg's an Kriegsruhm und Tapferkeit, doch ihn überſtrahlend an Staatsweisheit, Demuth und Gottesſinn, und nur von den allgemeinen menſchlichen Fehlern des Ehrgeizes und der Leidenſchaft nicht frei. Seine Ueberreſte

fanden, wie er es gewünſcht, in der Domkirche zu Weiſſenburg ihre Ruheſtätte. Papſt Calixtus feierte in der St. Peterskirche dem „Vertheidiger des Glaubens" ein hohes Todtenamt. Schon drei Monate ſpäter (23. October) folgte ihm auch ſein Freund und Mitkämpfer, der gottbegeiſterte Capiſtrano, unerreicht an Glaubensmuth und himmliſcher Beredſamkeit, in's Grab. Ihm verlieh in der Folgezeit (1622) die Kirche die verdiente Heiligenkrone.

Hunyad's Tod erhob die Hoffnungen des Ulrich von Cilly, der, ſeinen Haß gegen den edlen Todten auf deſſen Söhne vererbend, nur mit dem Untergange ſämmtlicher Hünyaden ſeine ſchlechte Sache zu krönen hoffte. Auf ſein Zureden ging jetzt der König, um die Begeiſterung des Sieges von Belgrad für Cilly's herrſchſüchtige Zwecke auszubeuten, nach Ungarn, gefolgt von einem Häuflein Kreuzfahrer, um ſich die Miene zu geben, als hätte ſein damaliges Verſchwinden die Werbung deutſcher Krieger zum Ziele gehabt.

Es wurde ein Landtag nach Futak in der Bácser Geſpanſchaft ausgeſchrieben, und hier erſchien auch des geſchiedenen Helden Sohn, Ladislaw Hunyad, vor dem Könige, ihm berichtend, daß er mit Michael Szilágyi die zerſchmetterten Wälle und Mauern Belgrad's auf eigene Koſten wieder hergeſtellt. Cilly ſtellte dies dem Könige als einen Eingriff in deſſen Rechte dar und ließ ihn argwöhnen, Ladislaw Hunyad hege eigene Plane auf Belgrad und ſtrebe insgeheim nach unerlaubter Höhe. Wohl wußte er, daß König Ladislaw's Unerfahrenheit dem Argwohne leicht geöffnet ſey, und baute darauf ſeine Anſchläge zu der Gegner Verderben. Sein Werk war es, daß auf dieſem Landtage er ſelbſt zum Statthalter des Reiches, Niklas von Ujlak, ein Feind der Hunyaden, zum Generalkapitän ernannt wurde; um aber ſein boshaftes Spiel unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen, nahm er Ladislaw von Hunyad feierlich an Sohnes Statt an; doch verrieth ſeine vorlaute Leidenſchaft, was ſeine Argliſt zu verhehlen ſtrebte. Seinem Schwiegervater, dem zu jeder Intrigue willig die Hand bietenden alten Despoten Serbiens, Georg Brankovics, ſchrieb er einen Brief, der den Sturz der Hunyaden in handgreiflichen Anſpielungen verkündete, und im Zechgelage prahlte er hochmüthig, die zwei Auswüchſe des walachiſchen Hundegeſchlechtes eheſtens vertilgen zu wollen. Ladislaw Hunyad bekam jenen Brief in ſeine Hände, und auch des Cillyers feindliche Aeußerungen wurden ihm hinterbracht. Er ging nach Belgrad, um dort die Vorbereitungen zu dem Empfange des Königs zu veranſtalten und zugleich für ſeine

eigene Sicherheit das Nöthige zu thun. Hier waren die Freunde der Hunyaden verſammelt, an ihrer Spitze Michael Szilágyi, Alle von tödtlichem Haſſe entbrannt wider Ulrich von Cilly und deſſen nichtswürdiges Betragen gegen den todten Helden Hunyad, wie gegen deſſen an Kraft und Seelenadel ihm nachblühenden Söhne. Einhällig beſchloſſen ſie den Tod des Cillyers, als Verführers des jungen Königs und Feindes des Vaterlandes. Mit einer Vorſicht, die der Argliſt des auserſehenen Opfers gleichkam, wurde das Todesnetz geſtellt.

König Ladislaw betrat Belgrad mit einigem Mißtrauen; da jedoch ſeine voraus geſendeten Kundſchafter nichts Bedrohliches gewahrten, ſo zog er ein. Ladislaw Hunyad überreichte ihm vor dem Burgthore knieend die Schlüſſel der Feſtung; das Andenken ſeines Vaters berührend und Schutz verhoffend wider die Umtriebe ſeiner Feinde. Der König gab ihm mit ermunternden Worten die Schlüſſel zurück, und zog in die Burg. Als aber ſein deutſches und böhmiſches Gefolge ihn dorthin begleiten wollte, wurden ihnen die Thore verſchloſſen, und Ladislaw Hunyad ſuchte den darüber betroffenen König durch die Ausflucht zu beſchwichtigen: daß Ungarns Geſetze Ausländern das Betreten der Gränzfeſtungen verböten und die Ungarn ſelbſt für die Sicherheit ihres Königs zu wachen verſtünden. König Ladislaw, durch Cilly frühzeitig in die Kunſt der Verſtellung eingeweiht, gab ſich die Miene, beruhigt zu ſeyn, und verbiß den inneren Zorn, den Ulrich von Cilly eifrig anzufachen nicht unterließ.

Nach dieſen Vorgängen und bei ſolcher Geſinnung ſeines Königs, glaubte Cilly ſchneller zu ſeinem Ziele ſchreiten zu dürfen, und ſetzte mit ſeinen Genoſſen die Ermordung der Hunyaden auf den St. Martinstag feſt. Aber dieſer Beſchluß reifte nur ſeinen eigenen Untergang, denn der Verrath brachte ſeinen blutigen Vorſatz ſogleich zu den Ohren der Gegner, und was dieſe vorher nur als ein Aeußerſtes mit halber Gewißheit beſtimmt hatten, ſchien ihnen nun durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten. Die Freunde der Hunyaden ließen ihn, unter dem Vorwande der Berathung wichtiger Reichsangelegenheiten, in ihre Verſammlung laden. Verwegen ſeinem Glücke trauend, erſchien er, obwohl bewaffnet und mit einem Panzer unter dem Kleide. Mit Wortwechſel wurde er empfangen; er erwiederte mit Anmaßung. Dann legte ihm Ladislaw Hunyad den Brief vor, den Cilly an den Deſpoten von Serbien geſchrieben. Cilly läugnete die Handſchrift

und als jetzt ſein Gegner gebieteriſch ihn aufforderte, den an ſich geriſſenen Aemtern und Würden zu entſagen und Ungarn auf immer zu verlaſſen, da konnte der ſtolze Cillyer ſeinem Grimme nicht länger gebieten, er zog das Schwert und verwundete die Hand Hunyad's, mit welcher dieſer den Streich, der ſeinem Haupte gegolten, abgewehrt hatte. Indem ſie mit einander rangen, ſtürzten ſich Hunyad's Freunde auf den Grafen von Cilly und hieben ihn zuſammen (11. November). So endete der kühne und unternehmende, aber auch grauſame, gewiſſen- und treuloſe Cilly, dem jedes Mittel gleichgegolten, wenn es nur ſeiner unbändigen Herrſchgier ſich dienlich erwies. Der Mord wurde getadelt; doch ſeiner Früchte freuten ſich Alle, und es erſchien nur wie eine Gerechtigkeit der Fügung, daß den Mann, welchen das Verbrechen gehoben, auch ein Verbrechen geſchlagen hatte.

In dieſer künſtlichen Beſchönigung der Blutſchuld vor dem Richterſtuhle des eigenen Gewiſſens gingen die Thäter zu dem Könige, ihm Glückwünſchend zu dem Falle des ſchnöden Rathgebers, der auch ihn tyranniſch gedrückt hatte. Unfähig, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, in der Gewalt der Hunyaden, und, den erhitzten Gemüthern gegenüber, von unzeitigem Widerſpruche nur Schlimmes fürchtend, griff der König abermals zur Verſtellung, hieß die Hinrichtung ſeines Oheims durch die Umſtände gerechtfertigt und verzieh den Thätern.

Der König blieb mit einer Kunſt, welche endlich Alle täuſchte, ſeiner Verſtellung treu, und auf ſolche Weiſe mußte der Rachepfeil, den er insgeheim ſchnitzte, ſein Opfer früher oder ſpäter mit Gewißheit finden. Als er Belgrad wieder verließ, lud er die beiden Söhne Hunyad's huldvoll ein, ihn zu begleiten, und nahm, um das trügeriſche Spiel zu krönen, ſeinen Weg über Temesvár, der Hunyaden Hauptfeſte. Hier tröſtete er mit zarten Worten die noch um den Tod des Gatten trauernde, und um das Schickſal ihrer Söhne beſorgte Witwe Hunyad's, nahm mit ſcheinbarer Unbefangenheit Theil an den veranſtalteten Feſten, und verſcheuchte Aller Mißtrauen durch ſeine königliche Huld und jugendliche Munterkeit. Um endlich jede Spur von Argwohn und heimlichem Grolle zu vertilgen, veranſtaltete er an heiliger Stätte einen feierlichen Verſöhnungsact, ſchwur, die Hand auf das Evangelium legend, zu Gott und ſeinen Heiligen: daß er den Hunyaden verzeihen und wegen Ulrich's von Cilly Ermordung niemals an eine Rache denken wolle; dabei erklärte er des großen Hunyad's Witwe, Eliſabeth,

für ſeine Mutter, ihre Söhne für ſeine Brüder, und empfing mit ihnen das heilige Abendmahl.

Nach ſolchen königlichen Verſicherungen fühlten ſich die Hunyaden beruhigt. Als jedoch mehre kluge und wohlmeinende Männer auch jetzt noch den Ladislaw Hunyad vor Gefahr und Ueberliſtung warneten, dachte derſelbe darauf, das Hoflager in Ofen, wohin er dem Könige gefolgt war, heimlich zu verlaſſen, und verlegte daher Truppen in die Umgegend, die ſeine Flucht decken ſollten. Zu ſeinem Unglücke vertraute er ſein Vorhaben dem Palatin Gara, welcher, obſchon ſein Schwiegervater, doch noch immer der geheime Feind ſeines Hauſes war und der ihm davon abrieth, ſchnell dem Könige Nachricht von der Truppenmacht gab, die Hunyad um Ofen zuſammen ziehe, und dieſem Unternehmen verrätheriſche Zwecke unterlegte. Auch vor angeblichen Mordanſchlägen der Hunyaden gegen den König wurde Letzterer gewarnt. Der unglückliche königliche Jüngling verlor in dieſem Gewirre von Lüge und Verläumdung, womit der Haß der Feinde Hunyad's ihn künſtlich umgab, ſeine Beſonnenheit und ſein beſſeres Selbſt; Furcht und Argwohn ſiegten über ſein Gewiſſen und ſein feierlich gegebenes Verſprechen. Am 16. März 1457 ließ er die Brüder Ladislaw und Mathias Hunyad, als ſie, um ein angeſetztes Turnier zu melden, in die königliche Burg traten, feſtnehmen und den älteren, Ladislaw, ohne vorheriges Verhör zur Enthauptung verurtheilen. Das Bluturtheil wurde noch am nämlichen Abende auf dem Sanct Georgsplatze, vor Sigmund's Palaſte, vollzogen. Dreimal hieb der Scharfrichter fehl. Bei'm dritten Streiche ſprang der Schwerverwundete auf, wendete ſich gegen den König, und verlangte Sicherung ſeines Lebens; denn weil er drei Streiche ausgehalten, ſo dürfe er, nach alter Gewohnheit, den vierten nicht erleiden. Indem er aber fortwankte, verſtrickte er ſich in ſein langes Gewand, fiel zu Boden, und empfing, ehe er ſich wieder aufraffen konnte, den Todesſtreich. Der Leichnam, mit einem ſchwarzen Tuche umhüllt, wurde in die St. Magdalenenkirche gebracht, und dann auf dem Adlerberge in der Frohnleichnamskapelle unter Leichen von Staatsverbrechern eingeſenkt.

Die Feinde der Hunyaden blieben hierbei nicht ſtehen. Auf ihre Veranlaſſung mußte der König eine Urkunde vollziehen, in welcher der todte Held Johannes Hunyad noch im Grabe geläſtert, ſeine Söhne Ladislaw und Mathias ſammt ihren mitverhafteten Freunden als Verſchwörer gegen des

Königs Leben gebrandmarkt, ihre Feinde und Verderber als Vaſallen von bewährter Treue aufgeführt wurden. Mathias von Hunyad wurde, nach der Hinrichtung ſeines Bruders Ladislaw, in dem Thurme der Stephansburg, die Freunde der Hunyaden, von einander getrennt, in der Burg gefangen geſetzt. Doch weckte jenes gewaltſame Verfahren überall Mißvergnügen und Groll; die Magnaten ſahen die Behandlung der Hunyaden als eine Verletzung der Reichsgrundverfaſſung an, und ſtanden bereit, ein ähnliches Schickſal mit den Waffen in der Hand von ihren Häuptern abzulenken. Michael Szilágyi, der Oheim der Hunyady'ſchen Brüder, fiel mit bewaffneten Haufen in Siebenbürgen ein, unterwarb ſich die meiſten Städte und Marktflecken und erhob unangefochten die königlichen Einkünfte dieſer Provinz. In der Nacht des 16. Juni wüthete in Ofen ein ſchrecklicher Sturm, begleitet von ungeheuren Regengüſſen. Mitten in der Wuth der Elemente, welche alle Gemüther betäubte, zerbrachen die Gefangenen in der Burg die Eiſengitter ihrer Kerker, ließen ſich an ihren Gürteln und zuſammengeknüpften Betttüchern in die Waſſerſtadt herab und bewerkſtelligten glücklich ihre Flucht; nur Mathias Hunyad und Paul Modrár blieben zurück. Die Flucht mehrer mächtigen Magnaten führte dem Aufſtande neue Kräfte zu. Viele von ihnen warben zahlreiche Schaaren; Eliſabeth, die Mutter der Hunyaden, ließ Söldner in Ungarn, Böhmen und Polen ſammeln und kündigte dem Könige, der gegen ihre Söhne gewüthet, förmliche Fehde an. Ein fürchterlicher Bürgerkrieg war im Anzuge. Das Schlimmſte beſorgend und zu ſchwach, das Feuer der Empörung zu dämpfen, flüchtete König Ladislaw nach Wien. Unterwegs gab er in Gran dem dort von ihm gefangen gehaltenen Großwardeiner Biſchofe ſeine Freiheit wieder, vorwendend: nicht er, ſondern ſeine Baronen, hätten über den Biſchof die Haft verhängt. Mathias Hunyad und Paul Modrár mußten ihm als Gefangene nach Wien folgen.

Noch ehe des Königs Zorn und ſeiner Räthe Argliſt die Art an den Stamm der Hunyaden zu legen begonnen hatte, war ein anderer Gegner dieſes Hauſes, der alte Deſpot Serbiens, Georg Brankovics, von ſeinem Schickſale ſpät genug ereilt worden. Statt des Ladislaw Hunyad war Michael Szilágyi als Oberbefehlshaber in Belgrad geblieben. Georg Brankovics wußte nicht, oder ſtellte ſich nicht zu wiſſen, daß dies mit des Königs Genehmigung geſchehen; ihm war angeblich nur bekannt, daß, in

Gemäßheit des Futaker Vertrages, alle Gränzfeſtungen, mithin auch Belgrad, an königliche Beſatzungen übergeben werden ſollten. Es befremdete ihn, daß Szilágyi und ſein Bruder gegenüber von Semendra neue Feſtungswerke anlegten. Willens, den Bau zu hintertreiben und, wenn dieſes ihm gelänge, Belgrad ſelbſt an ſich zu reißen, ließ er durch ſerbiſche Reiter den Brüdern Szilágyi auflauern. Dieſe wurden bei Beſichtigung des Baues überfallen. Michael entkam; aber ſein Bruder, Ladislaw Szilagyi, wurde umgebracht, das aufgeführte Werk geſchleift. Michael Szilagyi fand bald Gelegenheit zu gerechter Vergeltung. Er überfiel den Deſpoten, als dieſer eben ſeine Schlöſſer an der Donau zu beſichtigen ausgezogen war, bei Kupinik an der Save, nahm dieſen, nachdem derſelbe im Gefechte zwei Finger ſeiner rechten Hand eingebüßt hatte, gefangen, und ließ ihn nur gegen ſchweres Löſegeld wieder frei. Doch ſeine Wunde und der Verdruß ob des ihm widerfahrenen Unfalls hatte die eiſerne Ausdauer des ein und neunzigjährigen Deſpoten gebrochen; er beſchloß zu Semendra im Januar 1457 ſein Leben, das alle Wechſelfälle des Glückes, Siege und Niederlagen betroffen, und das er durch ſeine Klugheit oft geehrt, durch ſeine Falſchheit öfter noch geſchändet hatte.

Der Bürgerkrieg in Ungarn wüthete nach des Königs Abreiſe nur noch heftiger fort. Vergebens zogen Giskra von Brandeis und Niklas von Ujlak mit unbegränzter Vollmacht wider die Empörer aus. Sie ſiegten in einzelnen Fehden; doch im Ganzen blieben ſie im Nachtheile, mußten zurück weichen und riethen dem Könige zum Frieden. Man bot der Witwe Hunyad's die Freiheit ihres Sohnes Mathias, und ihrem Anhange Verzeihung an, wenn ſie dagegen alle Schlöſſer, die ſie weder erblich, noch durch Kauf beſäße, abtreten wollte. In ihrem Mutterſchmerze und ermuthigt durch die bisherigen Erfolge, wies ſie dieſe Bedingungen ſtolz zurück. Des Königs Lage war bedenklich. In Ungarn waren ihm nur wenige Anhänger geblieben. Eben ſo wenig konnte er auf Unterſtützung von Böhmen aus zählen; denn dort hatten die Kelchner die Oberhand, die ſich von ihm gehaßt wußten und daher jede Schilderhebung zu ſeinen Gunſten hintertrieben. Aber auch in Oeſterreich ſtand ihm die Feindſchaft mit dem Kaiſer Friedrich III. — entzündet durch den Streit über die zu Oeſterreich gehörigen, oder im Gebiete des deutſchen Reiches gelegenen, hinterlaſſenen Güter des unbeerbt ſeinem blutigen Looſe verfallenen Grafen Ulrich von Cilly — im Wege; indem er den öſterreichiſchen

Heerbann zunächſt gegen den Kaiſer gebrauchen mußte, bis der Papſt Calirtus V., mit der Ausſicht auf künftige Ausgleichung, einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden verfeindeten Habsburgern veranlaßte.

Mittlerweile wurde des jungen Königs Vermälung beſchloſſen und ſeine Wahl auf Margaretha, die Tochter des Königs Karl VII. von Frankreich, gelenkt. Nachdem man auf beiden Seiten ſich über die Bedingungen geeinigt hatte, zogen der Coloczer Erzbiſchof, Stephan Vardaj, und der Biſchof Ulrich vor Paſſau, mit zahlreichem und glänzendem Gefolge als Brautwerber nach Frankreich. König Ladislaw's Anhänger riethen ihm, ſtatt in Prag, die Vermälungsfeier in Ofen zu begehen, um durch den Glanz der Feſte den erhitzten Gemüthern zu ſchmeicheln und ſie von dem Grolle abzulenken. Der König gab dieſem Rathe ſeinen Beifall; doch eine drohende Bewegung Georg's von Podiebrad bis nahe unter die Mauern Wiens bewog Jenen, dem ſo gewaltſam ausgeſprochenen Willen der mächtigſten Partei Böhmens nachzugeben und die feierliche Handlung nach Prag zu verlegen. Aber kurz nach ſeiner Ankunft in Prag erkrankte der königliche Jüngling und ſtarb am 23. November 1457, an demſelben Tage, an welchem er ein Jahr früher zu Temesvár den Söhnen Hunyad's Verzeihung zugeſchworen, mittelbar ein Opfer der erbitterten Kämpfe, welche jener gebrochene Eid herauf beſchworen, und durch ſeinen Tod den Thron Ungarns für einen Mann räumend, deſſen Haus zu verderben und auszurotten er den blutigen Anfang gemacht hatte.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände Ungarns während des vierten Zeitraumes.

Die Epoche, bei welcher wir zuletzt verweilten, mit ihren vielen, zum Theile kurzen Regierungen, ihren einander drängenden Gegenkönigen und Regentſchaften, iſt wenig mehr, als ein, durch Oaſen zeitweiliger geordneter Zuſtände unterbrochenes Zwiſchenreich. Herrſcher, nicht durch gemeinſames Bedürfniß, ſondern durch Parteilaunen aus allerlei Häuſern und Stämmen herbei gerufen, theils zu ohnmächtig, theils von der Vorſehung nicht dazu beſtimmt, dauernde Dynaſtien zu gründen, löſeten einander ab auf dem erſchütterten Throne, oder rangen erbittert um die Krone, die der Factionsgeiſt, wie zur Anlockung kühner Abenteurer, auf die Heer-

ſtraße des Krieges hingelegt zu haben ſchien. Weder das Königthum, noch die Nationalität konnten bei dieſen ſteten Wechſeln, die kalt und unfruchtbar über den Thron Ungarns dahin zogen, Etwas gewinnen; es war eine Zeit des Uebergangs, ein Athemholen, bald Erſchöpfung, bald falſche Kraft zur Schau tragend. Die heiligende Weihe der Krone Stephan's war vertagt, bis daß ihr Beſitz wieder an ein dauerndes Recht ſich knüpfen, ein bleibendes und fortblühendes Geſchlecht ſie tragen würde. Kaum hatte Ludwig der Große die Augen geſchloſſen, ſo verwitterte und verfiel der hohe Bau, den er aufgerichtet; das Blut eines ermordeten Gegenkönigs beſpritzte den Thron, und als Sigmund endlich rechtmäßig die Krone errang, ſchien er ſie nur zu Lehen zu tragen, ein Vaſall ſeiner Vaſallen, von ihnen jetzt verſtoßen, jetzt wieder eingeſetzt und verurtheilt, Verſöhnung zu ſuchen, ſtatt zu ſpenden. Hin und hergeſtoßen von der Wucht der Verhältniſſe und der eigenen Schwäche, balancirte er mühſam drei Diademe auf ſeinem Haupte, ein jegliches ſchwankend bei der Berührung des anderen. Ruhelos irrte er von jenem Throne zu dieſem, und indem er ſie alle künſtlich zu behaupten ſtrebte, war keiner in voller Wirklichkeit ſein eigen, und in keinem ſeiner Reiche war er jemals ganz heimiſch.

Sigmund's häufige Abweſenheit aus Ungarn gab ihn von ſelbſt in fremde Hände; er zuerſt ernannte für jenen Fall Statthalter und Generalvicarien. Wie weit damals ihre Vollmacht ging, iſt nicht bekannt; ſpäter aber, als Johannes von Hunyad durch Verdienſt und Tapferkeit dieſen Poſten erwarb, wurde der Umfang ſeiner Macht ſchon durch die Eiferſucht Derer, die ſie heimlich beſtritten, und das Mißtrauen Jener, die ſie verliehen, genau abgegränzt. Eigentlich ſollte der Statthalter, wie alle übrigen Reichsbarone, auf dem jährlichen Landtage ſein Amt entweder zur Beſtätigung oder zu neuer Wahl den Ständen heimſtellen; aber weder in Beziehung auf ihn, noch auf die übrigen Barone, war dieſe Verfügung jemals zur Anwendung gekommen.

In der Macht wie im Range ging der Statthalter dem Palatin vor, woraus zu entnehmen, daß der Letztere bis dahin noch des Königs, nicht des Reichs, Palatin war, nur jene Rechte und Vorzüge inne hatte, welche der König ihm zu verleihen für gut fand, und zu Nichts weniger, als Landtage auszuſchreiben, Ländereien willkürlich zu vergeben, oder über einen minderjährigen Thronerben die Vormundſchaft zu führen, geſetzlich befugt

war. Unerweislich iſt das Vorgeben, der Palatin ſei von jeher berechtigt und verpflichtet geweſen, in vorkommenden Rechtshändeln ſowohl im Namen der Reichsſaſſen dem Könige, als im Namen des Königs den Reichsſaſſen Recht zu ſprechen, eben ſo unerweislich auch die alte Reichsgewohnheit, durch deren Unterſchiebung Magnaten und Stände auf dem Peſther Landtage (1439) dem Könige Albrecht eine Verordnung abgewonnen hatten, in deren Folge künftig der Palatin des Reiches von Prälaten, Baronen und Adel gemeinſchaftlich mit dem Könige, nicht von Dieſem allein erwählt werden ſollte. Zwar wurde der Palatin von Andreas II. in der goldenen Bulle zum oberſten, doch dem Könige untergeordneten Richter im ganzen Reiche beſtellt, und ihm die Berechtigung ertheilt, darüber zu wachen, daß weder der König, noch der Adel und andere Reichsſaſſen dem ſo eben ergangenen Grundgeſetze je zuwider handelten; aber hieraus erwuchs dem Palatin keine Gerichtsbarkeit über den König im Namen der Reichsſaſſen, ja nicht einmal ein Mittlerrecht zwiſchen dem Könige und dem Volke. Albrecht hatte zwar in jenem Punkte nachgegeben, doch tauſchte er dafür die geſetzlich ihm zugeſicherte Freiheit ein, alle übrigen weltlichen Ehrenſtellen, Hofwürden und Reichsämter, nach alter Reichsgewohnheit, ohne weitere Berathung mit Prälaten und Baronen, jedoch nur an Reichsſaſſen, nicht an Ausländer — Sigmund's Bevorzugung der Letzteren bei Verleihung von Aemtern und Gütern hatte dieſe Beſchränkung hervorgerufen — zu verleihen und eben ſo aus eigener Machtvollkommenheit ihnen wieder abzunehmen.

Die ſinkende Macht des Königthums in dieſem Zeitraume würde dem Andrange oligarchiſchen Widerſtandes noch mehr haben weichen müſſen, wäre nicht dem Letzteren gleichzeitig ein heilſames Gegengewicht in dem ſteigenden Einfluſſe der Landtage erwachſen. Es entſtand die Unterſcheidung zweier Klaſſen, Status et Ordines, welche nachmals zu der Abtheilung des Landtags in zwei Tafeln führte. Zu den Status gehörten die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Benediktiner- und Ciſtercienſer-Aebte, die Großpröpſte, die Pröpſte der Prämonſtratenſer, der Prior von Vrana und der Generalprior des vaterländiſchen Eremitenordens des erſten Einſiedlers Paulus; neben dieſen Prälaten die Reichsbarone und Obergeſpäne; zu den Ordines: der Comitatsadel und die königlichen Freiſtädte. Ob die Stimmen auf dem Reichstage curienweiſe gezählt, oder ob alle zuſammen, Kopf für Kopf, in Eines gerechnet werden ſollten, war nicht genau beſtimmt. Das Recht, Landtage auszuſchreiben,

kam ausſchließend dem Könige zu, eben ſo die Befugniß, rechtskräftig Geſetze zu geben; dem Landtage war die Freiheit verliehen, zu bitten, zu berichten, zu klagen, vorzuſchlagen und Rath zu ertheilen; doch wurde dieſe Gränze im Drange der Umſtände und unter ſchwächeren Königen nicht immer genau feſtgehalten, und ſo kam es, daß bei manchen Verfügungen und Erläſſen dem Könige kein anderer Antheil, als jener der Genehmigung und urkundlichen Beſtätigung, übrig blieb. Die Unſelbſtändigkeit minderjähriger Herrſcher, wie Wladislaw und Ladislaw, ſtellte die Königsgewalt gegenüber dem Einfluſſe der Landtage noch mehr in Schatten, und ließ den Ariſtokratismus um ſo freier ſein Haupt erheben. Das Vollziehungsedict des Königs, welches die vom Landtage aufgeſtellten allgemeinen Reichsgeſetze enthält, wurde allen Geſpanſchaften zugeſendet, daſelbſt in der Generalverſammlung der geiſtlichen, weltlichen, adelichen und freien Comitatsinſaſſen in Anweſenheit einiger Verordneten des benachbarten Kapitels oder anderen glaubwürdigen Ortes vorgetragen, nach vorher gegangener Prüfung, Berathſchlagung und Genehmigung von Punkt zu Punkt angenommen, zu bleibender Rechtskraft erhoben, und daß dies geſchehen ſey, von dem glaubwürdigen Orte urkundlich bezeugt. — Es war ſeither dem Gutdünken der Könige überlaſſen geweſen, Landtage auszuſchreiben, und wir haben bei dem vorigen Zeitraume geſehen, wie die ungariſchen Könige, auf den Grund dieſer Freiheit, möglichſt ſelten Landtage beriefen. Aber unter Johannes Hunyad's Statthalterſchaft machte der Ofener Landtag (1447) es zum Geſetze, daß künftig alljährlich zur Pfingſtzeit die Prälaten, Barone, Magnaten und edlen Herren, mit Ausnahme jener Adelichen, welche keinen, oder weniger als zwanzig Jobagyen beſäßen, zum Landtage ſich verſammeln und die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs verhandeln ſollten; denn die Landtage beſchäftigten ſich keineswegs blos mit der Geſetzgebung, vielmehr wurden ſie größtentheils ausgeſchrieben, um über beſondere Angelegenheiten, welche mit des Reiches allgemeinem Zuſtande eine Beziehung hatten, zu berathſchlagen und zu entſcheiden. Vieles wurde auch daſelbſt für fortdauernde Ausübung beſchloſſen, ohne daß geſetzliche Verordnungen darüber ſchriftlich verfaßt und in die Acten eingetragen wurden, und daher kam es, daß ſelbſt in ſpäteren Zeiten noch ſo Manches, als von Alters her üblich und geſetzlich, beobachtet wurde, von deſſen Urſprung oder Verfügung in den bisher bekannt gewordenen ungariſchen Rechtsquellen vergeblich nach einer Spur geſucht

wird. Noch immer mußten die zum Landtage berufenen Magnaten und Stände die Reiſe an den beſtimmten Ort, wie ihre Wohnung und Verköſtigung daſelbſt, aus eigenen Mitteln beſtreiten, und erſt zu dem, im Jahre 1457 von Ladislaw nach Preßburg ausgeſchriebenen Landtage wurden Bürgermeiſter und Rath durch königlichen Befehl angewieſen, für den Erzbiſchof von Colocza, ingleichen für einige Biſchöfe und den Vicekanzler, ihrem Range angemeſſene Wohnungen bereit zu halten.

Allgemeine Verſammlungen des Adels einzelner oder auch mehrer Comitate, unter dem Vorſitze des Palatins, galten gemeiniglich der Rechtspflege, bisweilen nur der Berathung über Landtags- oder Comitatsangelegenheiten, und der Erörterung derſelben für die nächſte Reichsverſammlung; aber weder in dem einen noch in dem anderen Falle durften ſie ohne des Königs, unter Ladislaw ohne des Statthalters Auftrag, oder wenigſtens Genehmigung, zuſammen berufen werden. Sigmund brachte für ſolche Verſammlungen folgende paſſende und rechtliche Form in Vorſchlag. Die edlen Herren des Comitates ſollten unter beſtimmten Geldbußen angehalten werden, ſich einzuſtellen; Jeder freimüthig und furchtlos ſeine Meinung ausſprechen; Reichere und Mächtigere nicht wagen, von Aermeren und Niedrigeren durch Drohungen und Gewalt eine andere, als deren freiwillige Meinung zu erzwingen; Solche, welche in mehren Geſpanſchaften begütert, nur in jener, welche ſie bewohnten, ſtimmen dürfen. Wenn dann über die fraglichen Gegenſtände ſämmtliche Gutachten von Mann zu Mann geſammelt und ausführlich niedergeſchrieben wären, ſo ſollten von des Adels Geſammtheit, Reichen und Armen, Vornehmeren und Geringeren, einige edle Herren und ſachverſtändige Männer erwählt werden; dieſe aus den abgegebenen mehrfälligen Meinungen das Zuträglichſte ausmitteln, zuſammen faſſen und zu bleibender Entſcheidung den zum Landtage verſammelten Prälaten und Baronen vorlegen.

Eine nachhaltige Stütze und zugleich eine immer reichere Quelle des Einkommens fanden die Könige an ihren freien Städten, die durch ihre Municipalverfaſſung ein mehr und mehr geſchloſſenes Ganze bildeten und durch Fleiß und Betriebſamkeit fortwährend an Wohlſtand gewannen, in beiderlei Beziehung aber dem ariſtokratiſchen Einfluſſe allmälig als eine entſchiedene Gegenwucht ſich hinſtellten. Zwar wurden auf den Landtagen die Machtboten einer jeden Freiſtadt nur einem einzelnen Edelmanne gleich geach-

tet; aber nicht ſelten geſchah es, daß der König die Richter, Geſchworenen und Verordneten der königlichen Freiſtädte allein berief, um über Angelegenheiten der Gewerbe, des Handels und der Abgaben mit ihnen zu verhandeln, oder daß er ihnen anbefahl, zu ähnlichen Zwecken unter ſich einen Tag zu halten, und ſo gewannen ſie in mancherlei Angelegenheiten wenigſtens mittelbar eine Stimme und einen Einfluß. Sigmund erhob zu dem Range königlicher Freiſtädte, in der Zempliner Geſpanſchaft: Sátor-Ujhaly und Sáros-Patak; im Zipſerlande: Pudlein. Die königlichen Freiſtädte und einige Aebte mußten die in ihren Freibriefen ausbedungene Waffenhilfe in Geld, ſo die Stadt Ofen (1433) für ihre pflichtmäßig gegen die, Preßburg bedrohenden Taboriten, zu ſtellenden zehn Lanzen, tauſend ſechs hundert und achtzig Ducaten auf das Jahr, in vier Tagſatzungen zahlbar, Stuhlweißenburg für zehn geharniſchte Reiter vier hundert und zwanzig Ducaten abtragen.

König Sigmund, von Böhmen aus durch die Hußiten, gegen Oſten durch die Türken, in Kroatien und Bosnien durch die Veneter bedrängt, richtete ſeine Blicke zunächſt auf eine Umgeſtaltung der ungariſchen Kriegsverfaſſung, in deren bisherigen Mängeln er die Urſachen jener im Felde erlittenen Nachtheile ſuchte, die er mehr noch ſeinem Mangel an Kraft, Ausdauer und Liebe im Volke hätte beimeſſen ſollen. Der Mannszucht ſuchte er aufzuhelfen, indem er (1427) das gerichtliche Verfahren wider Diejenigen, welche im Waffendienſte ihren Unterhalt ohne Bezahlung rauben oder gewaltſam erpreſſen würden, vorſchrieb und für Gegenſtände des Bedürfniſſes beſtimmte Preiſe feſtſetzte. Auch in der Kriegsverfaſſung ſelbſt hatte er eingreifende Umgeſtaltungen vor, wobei er jedoch zu ſehr deutſche Formen zum Muſter nahm, die er nicht hinlänglich mit der Eigenthümlichkeit ſeiner Ungarn zu vereinen wußte. Zu dieſem Ende ſchickte er (1432) von Siena aus den Prälaten, Baronen und Geſpanſchaften ſein Militärregeſt zu vorläufiger Prüfung und näherer Beſtimmung zu. Dasſelbe enthielt manches Beachtenswerthe und verdiente die Gleichgiltigkeit nicht, mit welcher es aufgenommen und unberückſichtigt gelaſſen wurde. Sigmund ging davon aus, daß, gleichwie von Alters her dem Könige, der Königin, den Prälaten und hohen Kirchenpfründnern von den königlichen und kirchlichen Einkünften die Erhaltung und Vertheidigung des Reiches geſetzlich oblag, eben ſo die Geſammtheit des begüterten Adels zur Beſchützung des Umfanges und der Gränzen des Vaterlandes gegen alle auswärtigen Feinde aufzuſitzen verpflichtet ſey; und da

Ungarns König zugleich die Reiche Dalmatien, Kroatien, Rama, Serbien, Galizien, Lodomerien, Kumanien und Bulgarien in ſeinem Titel führte, weil ſie in älteren Zeiten dem ungariſchen Reiche wirklich einverleibt geweſen, ſo ſey geziemend, daß zur Erhaltung, Vertheidigung oder Wiedereroberung derſelben, wie der König, die Königin, die Prälaten und hohen Kirchenpfründner, ſo auch der geſammte Adel und die begüterten Reichsſaſſen zu dem Waffendienſte ſich für verpflichtet erkennen ſollten. Darum ſollten die Prälaten und Barone zu beliebiger Zeit eine allgemeine Zuſammenkunft an einem paſſenden Orte ausſchreiben, aus jeder Geſpanſchaft einige adeliche Landboten einladen, mit ihnen erwägen, beſchließen und feſtſetzen, wie weit im ganzen Umfange des Reiches zu Vertheidigung desſelben die aufgebotene Macht der Reichsſaſſen pflichtgemäßen Waffendienſt leiſten und wie lange ſie im Felde ausharren müßte. Auch ſollte, da ärmere Reichsſaſſen bei Aufgeboten oft nur mit Knitteln und Stäben erſchienen waren, darauf gehalten werden, daß jeder, dem Heerbanne Folgende wenigſtens nothdürftig gerüſtet und bewaffnet erſcheine. Die Banderien, wie Sigmund ſie in ihrer Verfaſſung vorfand, ſchienen ihm weder zum Angriffe, noch zur Vertheidigung ausreichend; daher ſuchte er den Comitatsadel wieder in alter Weiſe, nur in veränderter Form, zum Kriegsdienſte zu verpflichten. Er hielt für das Beſte, daß bei allgemeinem Aufgebote jede Geſpanſchaft im Verhältniſſe zu ihrer Bevölkerung und ihrem Wohlſtande, für ordentlichen Sold eine beſtimmte Anzahl berittener Mannſchaft ſtellte. Zu ihrer Ausrüſtung und Verpflegung während des Feldzuges müßte die Geſammtheit des im Comitate begüterten Adels, nach Maßgabe ihres Vermögensſtandes, ihren Antheil beitragen, und Niemand dürfte ſich dieſer gemeinſchaftlichen Pflicht, welche ihn von der ſchweren Laſt perſönlicher Heerfolge befreite, entziehen. Verarmte, verwaiſte und bejahrte Inſaſſen ſollen gleichfalls der Pflicht, perſönlich aufzuſitzen, entbunden ſeyn; dennoch aber ihrer mehre zuſammen genommen, nach billiger Schätzung ihrer Einkünfte, durch angemeſſene Beiträge einen Reiter ſtellen und unterhalten. Es ſollte ferner in jeder Geſpanſchaft von der Adelsgeſammtheit ſelbſt ausgemittelt werden, wie viel Mann jeder begüterte Edelmann von der Anzahl ſeiner Jobagyen, und wie viel ärmere, beſitzungsloſe Edelleute von ihren Einkünften einen Mann ausrüſten könnten; denn man ſollte mit Beſtimmtheit wiſſen, welche Anzahl bewaffneter Mannſchaft von jedem Comitate zu erwarten wäre. Hiermit wollte Sigmund, nebſt der perſönlichen,

auch die Portal-Inſurrection, oder Heerfolge nach Bauernhöfen, erzielen. Spuren der letzteren verriethen ſchon Coloman's erſtes Decret und Bela's IV. Vergabungen. Unter den Königen Karl und Ludwig wurden ſie, wie die Banderien, durch Ehrgeiz und patriotiſchen Sinn wieder in freiwillige Uebung gebracht. Edle Herren, welche keine Jobagyen oder dienſtpflichtige Leute beſaßen, mithin keine Banderie aufſtellen konnten, rüſteten eine Anzahl ihrer Bauern, und ſtellten ſich damit unter das Panier ihres Obergeſpans. Was unter Ludwig dem Großen zum allgemeinen Beſten freier Wille wirkte, ſollte jetzt auf Sigmund's Antrag geſetzlich werden. Das nach Bauernhöfen ausgehobene Waffenvolk ſollte unter Anführung ſeines Obergeſpans, wie es von Alters her üblich war, zu Felde ziehen. Dabei ſollte, durch Feſtſetzung ſchwerer Strafen, den Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten der Mannſchaft gegen die Landbewohner vorgebeugt werden, damit nicht, wie häufig geſchah, das Vaterland von ſeinen Vertheidigern empfindlicher mitgenommen würde, als von den Feinden. Sollte die Geſammtheit des Adels vorgeſchlagenermaßen den Kriegsdienſt für Sold der perſönlichen Inſurrection vorziehen, ſo müßte die beſoldete Heermacht ihren Dienſt, unter Vorwand unſtatthafter Gewohnheit und ungegründeter Rechte, nicht blos auf fünfzehn Tage beſchränken, ſondern ſo lange es der König, oder, in ſeiner Abweſenheit, der Oberbefehlshaber und die Heerführer für nöthig erachten würden, unter den Waffen bleiben. Der Reiterei und dem Fußvolke wäre angemeſſener Sold feſtzuſetzen; aber der Betrag desſelben nach dem Kammerpreiſe des Stein- und Kleinſalzes zu beſtimmen und auszuzahlen. Die aufgebotene Mannſchaft ſollte insgeſammt und insbeſondere auf den beſtimmten Tag an Ort und Stelle erſcheinen; die ſpäter Ankommenden nach Ermeſſen des Königs beſtraft werden. Am meiſten aber war dem Könige Sigmund daran gelegen, daß die Stände die Gränzen des ungariſchen Reiches außer dem eigentlichen Ungarn ausmittelten und feſtſtellten, damit rechtlich bekannt würde, wie weit Banderien und Comitatsadel, unbeſchadet ihrer Privilegien, zu Wiedereroberung der, ſeit Ludwig's Tode verlorenen Provinzen, im Waffendienſte geführt werden dürften. Er theilte in ſeinem Regeſte das Gränzgebiet des ungariſchen Reiches in ſieben Bezirke, und in eben ſo viele Heere die geſammte ungariſche Streitmacht. Gegen das dalmatiſche Küſtenland und Kroatien ſollten Raguſa, die kroatiſchen Landherren und die unter ihnen wohnenden Walachen ihr Kriegsvolk, der Ban von Kroatien, die Grafen von Corbaw, von Czetina, von Zengh,

jeder eine Banderie mit der königlichen ſtellen; den Unnafluß, der Ban von Slavonien, die Herren von Blagay, der Prior von Vrana, der Biſchof von Agram, jeder mit einer Banderie; Herr Ladislaw Toth mit hundert Reitern; das Uszorer Gebiet, der Deſpot von Serbien mit ſo vielem Volke, als ihm aufzubringen möglich, der Biſchof von Fünfkirchen und Herr Johannes, Gregor's Sohn, jeder mit einer Banderie; die Herren Matko von Zrebernik, und Johannes Ban von Maroth jeder mit Ein tauſend, die Machower Bane mit vier hundert; der Graf von Poſſega, der Bosner Biſchof, die Herren Peter Cſeh von Lewa, Botho's Söhne, Johannes Gara, Heinrich Waidaffi, Georg Lorandſi von Serke, jeder mit einhundert Reitern, und dreizehn Geſpanſchaften mit ihren erſt auszumittelnden Kriegsvölkern beſetzen. In das Gebiet zwiſchen der Temes und der Donau, Temesköz genannt, bis gegen Zewrin, ſollten der Deſpot von Serbien einen Theil ſeiner Kriegsmacht, die Walachen, Slaven, Jaszoner (Iwanchi), Kumanen, Baliſtarier, ihre Leute, der König, der Erzbiſchof von Colocza, die Biſchöfe von Cſanad und von Großwardein jeder ſeine Banderie, und acht Geſpanſchaften ihren Adel oder ihre zu errichtenden Banner führen. Zu Siebenbürgens Vertheidigung waren der Woiwod der Moldau, die Siebenbürger, Sachſen, Szekler, Edelleute und Walachen mit ihren Leuten, der König mit Einer, der Siebenbürger Biſchof mit Einer, der Siebenbürger Woiwod und der Szekler Graf jeder mit zwei Banderien, und zehn Geſpanſchaften angewieſen. Zur Vertheidigung der Stadt und des Schloſſes von Preßburg ſollten die Biſchöfe von Weszprim und von Raab jeder fünfzig, der Abt von St. Martinsberg fünf und zwanzig Lanzenträger, die Herren von Hedervár hundert Mann ausrüſten. Den beträchtlichſten Theil der ungariſchen Heermacht wollte Sigmund in Perſon wider die Hußiten anführen; dazu waren der Erzbiſchof von Gran und der Biſchof von Erlau mit zwei, der Biſchof von Waizen mit Einer Banderie, dreißig Geſpanſchaften und ſieben und dreißig Magnatenfamilien beſtimmt. Wenn aber auch jetzt mit allen, das Reich bedrohenden Feinden Frieden geſchloſſen würde, ſo ſollten die Stände dennoch, um für alle künftigen Fälle einen feſten Wehrſtand zu gründen, ſeine Vorſchläge in Comitatsverſammlungen in Erwägung ziehen, dann vor ſeiner Ankunft noch auf einem Landtage bleibende Beſchlüſſe faſſen und zur Beſtätigung ihm zuſenden.

Alle dieſe Vorſchläge Sigmund's blieben von den Ständen unbeachtet, und er mußte vom Antrage zum Befehle ſchreiten (1435), um Dasjenige

feſtzuſtellen, was des Reiches Vertheidigung und Sicherheit erforderte. Doch auch dies fruchtete wenig. Die Magnaten und Stände waren durch Nichts dahin zu bringen, anſtatt der perſönlichen Inſurrection, welcher man ſich immer unter allerhand Vorwänden entziehen konnte, die Heerfolge für Sold einzuführen, und die Unterhaltung derſelben durch regelmäßig vertheilte Beiträge zu beſtreiten. Eben ſo wenig konnte Sigmund erlangen, daß ſie des ungariſchen Reiches Gränzen, bis zu welchen ſich des Waffendienſtes Pflicht erſtrecken ſollte, geſetzlich beſtimmt hätten. Aber das übrige von ihm Verordnete ließen ſie unangefochten, und dieſes diente allen nachherigen Inſurrectionsordnungen zur Grundlage.

Gleich im Eingange ſeines Decrets erbot ſich Sigmund, zum Schutze des Reiches gegen Streifereien der Hußiten, außer ſeiner Banderie noch ein beſonderes Corps auf ſeine Koſten zu unterhalten, um mit demſelben die wichtigſten Burgen und Gränzplätze an böhmiſcher und mähriſcher Seite zu beſetzen und von dort aus zugleich das umliegende Land gegen alle weiteren Einfälle und Raubzüge zu beſchützen. Brächen jedoch die Feinde mit größerer Macht ein, als die königlichen Völker abzutreiben vermöchten, ſo wären die im Regeſt an dieſe Gegend angewieſenen Prälaten mit ihren geſetzmäßigen Banderien und ihrer Mannſchaft, die Comitatsgrafen an der Spitze ihrer Dienſtleute, mit den in ihren Geſpanſchaften anſäßigen Baronen und Herren verpflichtet, nach hergebrachter Weiſe aufzuſitzen und mit dem Panier des Königs zum Kampfe ſich zu vereinigen. — So oft in Zukunft ein allgemeines Aufgebot erlaſſen würde, ſollte jeder Baron und begüterte Edelmann perſönlich mitziehen, und überdies von drei und dreißig ſeiner dienſtpflichtigen Jobagyen Einen, oder von hundert, drei wohlgerüſtete, mit Bogen, Köchern, Schwertern und Säbeln wohlverſehene Reiter ſtellen. Dienſtleute derjenigen Herren, welche weniger als drei und dreißig Jobagyen beſäßen, ſollten zuſammen in Eine Summe gebracht, und ſo aus ihnen der drei und dreißigſte Mann ausgehoben werden. — Von zwei und mehren Brüdern, welche in ungetheiltem Hausweſen mit einander lebten, ſollte nur Einer ſich zur Heerfolge rüſten; die übrigen durften zu Hauſe bleiben. Edelleute, welche nebſt einer Anzahl ihrer Dienſtmannen in der Banderie oder im Solde des Königs, oder eines Barons ſtünden und mit dieſen ausziehen müßten, ſollten, außer der mit ihnen ſchon im Reichsheere dienenden Mannſchaft, ihren Antheil beſonders noch von ihren Beſitzungen, nach obgedachtem

Verhältniſſe ſtellen, und ihn unter dem Grafen desjenigen Comitats, in welchem ihre Güter lägen, zu dem Heere ſenden. Prälaten, Barone und edle Herren, welche Burgen und feſte Schlöſſer hätten, ſollten die Erlaubniß haben, zur nöthigen Beſchützung derſelben ihre Burgvögte oder andere Adeliche zurück zu laſſen; eben ſo Magnaten und vornehmere Adeliche weltlichen Standes, auf ihren Höfen und Gütern, bei ihren Gemalinnen und Hausgenoſſen, des Anſtandes wegen und zum Schutze, einige Edelleute als Haushofmeiſter und in anderen Bedienungen zu beſtellen, doch nicht mehr, als die Nothwendigkeit forderte, damit Niemand unnöthig der Heerfolge entzogen würde. — Um mit Beſtimmtheit zu erfahren, welche Anzahl Leute jeder begüterte Edelmann zu ſtellen habe, und um ſowohl die Stärke des geſammten Reichsheeres, als auch im Einzelnen Diejenigen auszumitteln, welche in Stellung pflichtmäßiger Mannſchaft hinter ihrer Verpflichtung zurück blieben, ſollte jedesmal bei Erlaſſung eines allgemeinen Aufgebotes in jeder Geſpanſchaft die Geſammtheit des Adels aus ihrem Mittel, und zwar aus der Claſſe der mittelmäßig Begüterten, Einen Verordneten wählen, dieſer mit dem Stuhlrichter ein Verzeichniß ſämmtlicher, im Comitate anſäſſigen Jobagyen des Königs, der Königin, der Barone und der edlen Herren aufnehmen und dem Obergeſpan treue Abſchrift davon mittheilen. Jeder, er mochte unter dem allgemeinen Reichsheere mit ſeiner Mannſchaft und auf eigene Koſten, oder für Sold dienen, wurde auf das Strengſte angewieſen, zur feſtgeſetzten Zeit an dem zum Sammelplatze des Reichsheeres beſtimmten Orte ſich mit ſeinen Leuten einzufinden. Wer zu bekannt gemachter Tagſatzung noch abweſend wäre, oder abſichtlich erſt nach dem Auszuge des Heeres aus dem Verſammlungslager, ankäme; eben ſo, wer den Dienſt vor geendigtem Feldzuge eigenmächtig, ohne des Königs oder der Befehlshaber Erlaubniß verließe, ſollte angeſehen werden, als wäre er gar nicht erſchienen und nach Maßgabe ſeiner Schuld durch Recht und Urtheil der Prälaten und Barone, mit dem Verluſte ſeiner Güter beſtraft werden. — Schließlich wurde Edelleuten und Soldaten eingeſchärft, im Heerzuge Niemand Schaden anzufügen, des Sommers ſich nicht auf Saatfeldern zu lagern oder die Saat muthwillig durch Pferde zertreten zu laſſen; überhaupt Nichts, außer Gras, Holz und Waſſer, von den Einwohnern ohne Bezahlung zu fordern, geſchweige denn mit Gewalt wegzunehmen. Dagegen wurde zu gleicher Zeit den Ständen ſämmtlicher Comitate zur Pflicht gemacht, vor des Heeres Ankunft in

jeder Geſpanſchaft, nach dem Verhältniſſe der größeren oder geringeren Fruchtbarkeit des Jahres und der gangbaren Marktpreiſe, für alle zum Unterhalte der Menſchen und der Pferde nöthigen Bedürfniſſe eine gewiſſe Taxe feſtzuſetzen, damit der Habſucht, dem Wucher und dem Steigern der Preiſe vorgebeugt würde. Endlich ſetzte der König noch ausdrücklich feſt, auf welche Weiſe ſolche Krieger, die Jemand Schaden angethan, beſtraft werden, und die Beſchädigten und Gekränkten Erſatz und Genugthuung erhalten ſollten.

Kurze Zeit nach dem Schluſſe des Landtags wurde, in Gemäßheit des königlichen Decrets und der Andeutungen des Regeſtes, in den Geſpanſchaften die nähere Beſtimmung und Ausmittelung der Comitatsantheile zu dem Reichsheere vorgenommen. Sechs und fünfzig Geſpanſchaften hatten eilf tauſend neun hundert und zwanzig Mann zu ſtellen, wozu die Wieſelburger fünf und zwanzig, die Piliſer und Marmaroſer jede fünfzig, zwölf andere jede hundert; neun jede zwei hundert; dieſelbe Anzahl die Graner und Comorner gemeinſchaftlich; vier jede drei hundert; eben ſo viel die Zempliner und Borſoder, die Preßburger, Trencſiner und Arver zuſammen; zwei jede vier hundert; gleiche Anzahl die Gömörner und Heveſer zuſammen; drei jede fünf hundert; zwei jede ſechs hundert; eben ſo viel die Neitraer und Thuroczer, die Szohler, Saroſer und Abaujvárer gemeinſchaftlich; die Eiſenburger und Stuhlweiſſenburger in Gemeinſchaft Ein tauſend; und die Torner, Nograder und Peſther zuſammen, dieſelbe Anzahl gaben. Die Geſpanſchaften Unghvár, innerem Szolnok, Agram, Kreuz und Warasdin ſind in dem Regeſte nicht geſchätzt, ihr Antheil dürfte wohl auf zwölf hundert Mann anzuſchlagen ſein. — Von ſieben und dreißig tauſend Magnatenfamilien wurden neun tauſend fünf hundert Mann gefordert; dazu ſollten fünf, jede eine ganze Banderie (wahrſcheinlich zu tauſend Mann gerechnet); die Herren Matko wegen Strebernik, und Johannes von Maroth, jeder tauſend; die Drugether von Homonna, die Bebeker von Pelſöcz und Johannes von Perén, jeder zwei hundert; die Söhne Botho's, die Herren Heinrich von Waidaffy, Georg Lorantfy von Serke, Ladislaus Zelchén, Emerich Palócz, Franz Szécs, Johannes Jáffy, Paul Kompolt, Lorenz Hedervány und Niklas Bánffy von Galgocz, jeder hundert; die Herren Emerich Derenczeny, Niklas von Kahmo, Heinrich und Demeter von Berſzenze, Johannes Cſudár, Niklas und Georg Sóos, Georg von Agard, Ladislaw Pethő, Euſtath von Serk, Niklas Ballasfy von Gyar=

math, Robert von Therkew, Stephan Aran, Oswald von Szecſén, Sebaſtian von Derg, Stephan Saffar, Michael von Ernye, die Söhne Noffry von Baymocz, die Czobor, Peter und Johannes Forgacs, jeder fünfzig Mann ſtellen. Die Familien der Kaniſayer, Rozgonyer, der Grafen von Bozin, von Modor, von Semſe, von Budamér, Neſa und von Hathvan, wurden in dem Regeſt zwar aufgeführt, doch ohne ihren pflichtmäßigen Antheil zu des Reiches Streitmacht zu beſtimmen. Sie dürften mit fünf hundert Mann anzuſchlagen ſeyn. — Dem geſammten Adel von Siebenbürgen waren drei tauſend, dem Machower Ban vier hundert, dem Poſſegaer Grafen Ein hundert, dem königlichen Schatzmeiſter fünfzig; den in Ungarn angeſiedelten Walachen, den Jaszonern und Kumanern zwei hundert, den Siebenbürgern, Sachſen und Szeklern vier tauſend; dem Deſpoten Serbiens acht tauſend; ſämmtlichen Ständen Dalmatiens, Kroatiens, Slavoniens und des Herzogthums des Heiligen Sabas neuntauſend; den Woiwoden der Moldau und Walachei zehn tauſend Mann zuerkannt. Außerdem möchten die im Regeſte ohne Angabe des Antheils aufgeführten Gemeinweſen von Raguſa und den Landſaſſen von Slavonien, Kroatien und Kleinwalachei, auf vier tauſend Mann anzuſchlagen ſeyn (ſ. Feßler IV. S. 927). — Der König hatte im Regeſte ſich erboten, drei Banderien zu ſtellen und überdies noch vier tauſend Mann auf ſeine Koſten zu unterhalten. Zu Preßburg's Vertheidigung gaben die Biſchöfe von Raab und Weſzprim zuſammen hundert, der Abt von St. Martinsberg fünf und zwanzig Lanzenträger. Der Bosner Biſchof ſtellte hundert; eben ſo viel wahrſcheinlich der Sirmier; der Cſanader zwei hundert Reiter. Die Biſchöfe von Agram, Fünfkirchen, Weſzprim, Raab, Neitra, Waizen, Großwardein, Siebenbürgen, und der Erzbiſchof von Gran, jeder zwei Banderien, zuſammen zwölf hundert Mann. Von Amtswegen mußten neun Barone, und zwar die Bane von Kroatien und von Slavonien, der Prior von Vrana, die Grafen von St. Görgen, von Corbaw, von Czetina und von Zengh, jeder Eine; der Graf Stibor von Bolondocz, der Szekler Graf und der Woiwod von Siebenbürgen, jeder zwei Banderien, in Allem zwölf tauſend Mann ſtellen; folglich hätte die Heermacht im Jahre 1436 dem Regeſte und dem königlichen Decrete gemäß, im Ganzen aus drei und neunzig tauſend vier hundert fünf und zwanzig Mann beſtehen ſollten; doch wurde ihr Aufgebot unnöthig.

König Albrecht mußte auch im Punkte des Kriegsweſens die königliche Macht beſchränkt ſehen. Auf dem Peſther Landtage (1439) war er genö-

thigt, zu genehmigen und zu verſprechen, daß er zur Erhaltung und Vertheidigung der Reichsgränzen Nichts ohne Berathung mit den Magnaten und Ständen unternehmen wolle; daß, ſo lange die königliche Banderie und die im Solde des Königs ſtehende Mannſchaft zum Widerſtande gegen den Feind ſtark genug wäre, den Reichſaſſen kein Aufgebot der geſammten Reichsheermacht verkündigt werden dürfte; daß in allen Feldzügen Beute und Kriegsgefangene, mit Ausnahme gefangener Heerführer und anderer Perſonen höheren Ranges, welche dem Könige gegen angemeſſene Belohnung an die Gefangennehmer zufielen, den Ungarn gehören ſollten, mit der Freiheit, ſie zu behalten, zu verkaufen, oder zu ewiger Knechtſchaft an die Kirchen zu verſchenken. Die nachtheilige Folge dieſer Beſchränkung war Semendra's Verluſt, indem hier König Albrecht der ungeheueren Streitmacht Sultan Murad's nur mit vier und zwanzig tauſend Mann entgegen treten konnte.

Wie ſich die Gegenſätze immer berühren, ſo ſchlug ſchon unter König Albrecht's rechtmäßigem Nachfolger jene Beſchränkung in eine Erweiterung um; denn bei der furchtbar zunehmenden Türkengefahr gebot der junge König Ladislaw (1454), mit Genehmigung des Ofener Landtags, ſo ſtarke Inſurrection, wie ſie weder früher befohlen worden, noch, zufolge des ausdrücklichen königlichen Verſprechens, künftig jemals wieder gefordert werden ſollte. Der Statthalter Johannes Hunyad erhielt die Leitung der gewaltigen Heerfahrt anvertraut, während einige Prälaten und Barone beauftragt wurden, den Zuſtand der königlichen Einkünfte zu unterſuchen, und zu ermitteln, wie viele Mannſchaft der König aus ſeinen Kammergefällen beſolden und auch den Baronen, welche von Amtswegen Banderien aufſtellen müßten, zur Unterhaltung derſelben an Hilfsgeldern bezahlen könnte. Die hochbewürdete Cleriſei ſollte mit ihren Banderien und der Anzahl Lehensträger, wie in Sigmund's Regeſte verordnet war, dienen; weil jedoch mehre Prälaten ſeit vierzehn Jahren durch widrige Umſtände merklichen Abbruch von ihren Einkünften erlitten hätten, ſo ſollte ihre gegenwärtige Lage von den verordneten Magnaten unterſucht, und nach Verhältniß ihres geſchmälerten Einkommens ihr Beitrag an Waffenvolk gemäßigt, dagegen aber jetzt auch ſämmtliche Beſitzer geringerer Kirchenpfründen, welche Sigmund's Regeſt übergangen hatte, von den beauftragten Magnaten geſchätzt, und nach dem Ertrage ihrer Einkünfte zur Stellung verhältnißmäßiger Mannſchaft angehalten werden. —

Nachdem ſich die unter Sigmund ausgemittelte Anzahl der Jobagyen-Pforten ſeitdem auf manchen Seiten vermehrt, auf anderen vermindert haben mochte, ſo wurde von den Stuhlrichtern der Geſpanſchaften, unter Mitwirkung verordneter Comitatsgeſchworenen, ein neues Verzeichniß der Pforten aufgenommen und dabei feſtgeſetzt, daß von Ein hundert Pforten, ſowohl geiſtlicher als weltlicher Reichsſaſſen, vier mit Köchern, Pfeilen, Bogen, Schildern und Lanzen verſehene Reiter, und zwei auf gleiche Weiſe bewaffnete Fußgänger geſtellt werden ſollten. Dem Adel jeder Geſpanſchaft wurde aufgeragen, aus ſeinem Mittel einen beſonderen Kriegsanführer zu wählen, der zur Zeit des Heerzugs die Mannſchaften ſeines Comitates an den allgemeinen Sammelplatz bringen, auch dieſelben unter des Generalkapitäns Oberbefehl im Felde anführen ſollte. Wenn die Güter Eines Herrn in mehren Gegenden zerſtreut lagen, ſo war ſeinen einzelnen Rotten freigeſtellt, nach dem Comitate und dem Gute, wo der Wohnſitz des Herrn war, ſich zu begeben, auch mit dem Herrn und mit der Mannſchaft ſeines Wohngutes vereinigt bei dem Reichsheere zu dienen. In dieſem Falle aber mußte der Herr dem Generalkapitän durch gehörige Nachweiſung ſeiner Mannſchaft darthun, daß er ſeinen pflichtmäßigen Antheil richtig geliefert habe. — Mit Edelleuten, die nur Einen Bauernſitz hatten, ſollte es nach Sigmund's Verordnung gehalten werden. Von mehren Söhnen Eines Vaters, oder von verwaiſeten Brüdern in Einem Hausweſen wurde nur Einer zur Heerfolge verpflichtet; waren ſie noch minderjährig, ſo mußte anſtatt ihrer, ein anderer Mann von Adel geſtellt werden; aber Väter aus dem Magnatenſtande, oder Vormünder für Magnatenſöhne, ſollten für jeden minderjährigen Sohn oder Mündel einen anderen edlen Streiter ausrüſten und ſenden. — Zur bevorſtehenden Heerfahrt ſollten ſämmtliche Magnaten, Barone, edle Herren und Ritter nicht nur ohne Ausnahme in Perſon ſich einſtellen, ſondern auch auf ihren Burgen und Schlöſſern unter mehren Kaſtellanen nur Einen, und mit dieſem nur ſo viele Leute zurück laſſen, als die Stuhlrichter mit den verordneten Comitatsgeſchworenen zur Beſchützung ſolcher Plätze für nöthig erachten würden. Wollten Magnaten auf ihren Höfen und bei ihren Familien einen Edelmann als Hofverwalter anſtellen, ſollten ſie anſtatt desſelben einen anderen Mann zu dem Reichsheere liefern. — Endlich wurde den Soldaten baare Bezahlung aller Lebensmittel, gute Zucht und Ordnung empfohleu und mancherlei ſtrenges Verfahren angeordnet.

Jeder begüterte Edelmann, welcher ſeinen Antheil unvollzählig zu dem Heere brächte, ſollte für den fehlenden Reiter ſechzehn, für den Fußgänger zehn Ducaten, und zwar in fünfzehn Tagen nach ihm geſchehener Mahnung zu ſeiner Pflicht, an den Generalkapitän bezahlen, im Weigerungsfalle durch Beſchlag auf ſeine Güter dazu gezwungen werden. Der Mannſchaft Stellung in Geld zu verwandeln, wurde bei Lebensſtrafe verboten. Der Edelmann, welcher das Heer heimlich verließ, ſollte ſeine Güter, der unadeliche Ausreißer das Leben verlieren, eben ſo die Jobagyen, welche ihren Grund- oder Soldherren den Kriegsdienſt verweigerten.

Wie wenig von dem Allen geſchah, wie König Ladislaw durch ſeine Flucht im entſcheidendſten Augenblicke, das Beiſpiel zu dem allgemeinen Abfalle von den Fahnen des Vaterlandes gab, und wie nur Hunyad's heldenkühne Ausdauer und Capiſtrano's gottbegeiſteter Muth Ungarn von dem Verderben des Halbmonds retteten, haben wir aus der Geſchichte ſelbſt geſehen. Die Kriegskunſt in Ungarn verlor mehr und mehr ihre nationale Eigenthümlichkeit und ſchloß ſich genau den im Abendlande allgemein üblichen Formen an. Sie theilte daher auch jene Umwälzung, die durch die Berührung mit den Hußiten erzeugt wurde, und welche durch die Art und Weiſe der Kriegführung des Feindes man nachzuahmen ſich gezwungen ſah, um ihm widerſtehen zu können und ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen. Die alten ſchwerfälligen Kriegsmaſchinen übten noch immer ihr Geſchäft neben den Zerſtörungswerkzeugen der Pulvererfindung. Man goß in Ungarn ſchon allerhand ſchweres Geſchütz und wußte es mit Geſchick zu bedienen.

Der wucheriſche Unfug der Münzpächter bewog die Stände, hierin genauere Beſtimmungen zu treffen und im Münzweſen das Vorrecht der Könige an gewiſſe Beſtimmungen zu binden. Indem die Königin Maria die neue Silbermünze, Quadring oder Fierling genannt, prägen laſſen wollte, war ſie genöthigt, ſich dabei nach der Münzverordnung der Stände zu richten, nach deren Vorſchrift der Mark reinen Silbers ſieben Mark Kupfer beigemiſcht und eine dergeſtalt legirte Mark zu fünf hundert Quadring ausgeprägt wurde, worin im Verkehre vier hundert Einem Ducaten gleich galten. Die Befugniß, dieſe Münze zu ſchlagen, verlieh ſie auch der Stadt Preßburg, und um ſogleich zu einem Auswechslungsfonds den Grund zu legen, gab ſie zwölf hundert Ducaten, eben ſo viel die Preßburger Geſammtheit, und dieſe Summe von zwei tauſend vier hundert Ducaten ſollte bei der könig-

lichen Kammer ſtets vorräthig ſeyn. Der Wechſelgewinn und Schlagſchatz wurde zwiſchen der Königin und der Bürgerſchaft getheilt; Letztere übernahm dabei die Verpflichtung, von der Verwendung ihres Antheils zum allgemeinen Beſten vierteljährige Rechenſchaft einzuſenden.

Ebenfalls mit Genehmigung des Landtags erhob Sigmund im Handelsverkehr, bei Verluſt der feilgebotenen oder der verkauften Waaren, den Ducaten zu dem Werthe von hundert Pfennigen. Der Byzantiner des Königs Bela hatte vierzig, nachher ſechzig, der Ducaten des Königs Karl neunzig, des Königs Ludwig vier und achtzig Pfennige oder vierzehn große Groſchen gegolten. Dieſe Wandelbarkeit kam von der Verſchiedenheit der Marken, und der, nach Gewicht und nach Zahl berechneten Fertinge. In der Mark von vier Penſen des eilften und zwölften Jahrhunderts war der Ferting am Werthe gleich einer Penſe von vierzig Pfennigen reinen Silbers und ſchweren Gewichtes, und eben ſo viele Pfennige machten Einen Ducaten. Im dreizehnten Jahrhunderte wurde die Mark zu fünf Penſen oder zwei hundert Pfennigen üblich, welche den älteren weder am Gehalte des Silbers, noch am Gewichte gleichkamen. Nun hatte der Ferting den Werth von fünfzig Pfennigen, und eben ſo viele galten für einen Ducaten. Am Schluſſe des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ſtieg in einigen Provinzen Ungarns die Mark auf ſechs Penſen, oder zwei hundert und vierzig Pfennige; da kamen ſechzig Pfennige auf einen Ferting oder Ducaten. Zu König Karl's Zeiten wurde die Mark Ofener Gewichtes auf acht Penſen oder drei hundert und zwanzig Pfennige geſetzt, und achtzig derſelben oder zwei Penſen machten Einen Ducaten. Als hernach Karl noch eine andere Mark Ofener Währung von drei hundert ſechs und dreißig Pfennigen einführte, wurden vier und achtzig Pfennige auf Einen Ducaten gezählt, bis derſelbe König die Mark auf neun Penſen oder drei hundert und ſechzig Pfennige erhöhte. Endlich ſetzte Sigmund die Mark ſeiner neuen Pfennige auf zehn Penſen, und den Ferting auf hundert Pfennige, welche zugleich der Werth des ungariſchen Ducaten bleiben ſollten, indem er alle Ducaten geringerer Währung abſchaffte und verbot; obgleich in des Reiches nördlichen Gränzen der Kaſchauer Ducaten, zu fünfzig Pfennigen gerechnet, im Verkehr noch eine Weile beibehalten wurde. Sigmund's Ducaten hielten drei und zwanzig Karat, zehn Grän fein und zwei Grän weiß; ſie waren daher von gutem Schrot und Korn, den altengliſchen Roſenobeln gleich.

Nach dem ungariſchen Münzfuße wurde die Mark feines Gold zu zwei und ſiebzig, die Unze zu neun Ducaten ausgeprägt, die gerichtliche Mark Goldes jedoch nur zu ſechzig Ducaten berechnet.

Neben den gewöhnlichen Silberpfennigen brachte Sigmund noch andere Münzſorten in Umlauf. Der Silber Filér galt einen halben Pfennig, mithin ein Ducaten zwei hundert Filér. Das Prägen der neuen Quadring ſetzte er fort; auf einen Ducaten gingen ihrer vier hundert. Seine ſchlechteſte Münze waren die Dukat (Decaden), deren zehn erſt eines Pfennigs, tauſend eines Ducaten Werth hatten, weil ſie ſehr mit Kupfer legirt waren. Er ſelbſt ſetzte ſie wieder außer Umlauf und verbot in Verträgen ihren Gebrauch. Die breiten Prager Groſchen ſetzte er ſieben Pfennigen ſeiner neuen Münze gleich; folglich betrugen die ſieben und dreißig tauſend Schock Prager Groſchen, Einmal hundert und fünfzig tauſend vier hundert Ducaten; dafür hatte er die Zipſer Städte an Polen verpfändet.

Von Einigen wurden Sigmund's Ducaten und neue Pfennige verſchmäht, indem ſie dadurch Schaden zu erleiden fürchteten, denn es gab viele ehrloſe und wucheriſche Leute, welche die Ducaten zu beſchneiden, die Silbermünzen zu beſchaben wußten, und dann das Geld, als zu geringhaltig, verriefen, um dann bei der Verwechslung ſelbſt wieder Gewinn zu ziehen. Wider dieſen Unfug war von Sigmund, mit Zuziehung des Rathes der Magnaten und Stände, verordnet worden, daß Niemand, welches Standes und Ranges er immer ſey, wagen ſollte, das königliche Geld ächten Gehaltes zu verwerfen, zu verrufen, ſich der Annahme desſelben zu weigern, die Goldmünzen zu beſchneiden, die Silbermünzen zu beſchaben, im Handelsverkehre die leichteren von den ſchwereren auszuſondern. Wer unter irgend einem Vorwande königliches Geld zurück wieſe, der ſollte das ihm gebührende Geld oder die erhandelte Sache verlieren, jenes wie dieſe den Richtern und Geſchworenen des Ortes heimfallen, der Gläubiger von dem Schuldner, der Verkäufer von dem Käufer für befriedigt geachtet; wer königliches Geld beſchnitten, beſchabt, ausgeſondert, ſeinen Gehalt vermindert oder verderbt hätte, Falſchmünzern und Miſſethätern gleich, nach alter Reichsgewohnheit am Vermögen und am Leben beſtraft werden. Richter und Geſchworene, welche Verbrecher erſterer Art ungeſtraft durchſchlüpfen ließen, ſollten den Betrag des verſchmähten Geldes, oder den Werth der freigegebenen Sache, an den Fiscus entrichten; für Entlaſſung der Verbrecher letzterer Art aber, nach königlichem Ermeſſen,

in Geld- oder Leibesſtrafe verfallen. Um das Geld in ſeinem Werthe und Gehalte zu erhalten, ſollte in jeder Stadt ein königlicher Wechsler angeſtellt werden, derſelbe allein befugt ſeyn, Silber für Gold oder umgekehrt zu verwechſeln, ſämmtlichen Reichsſaſſen aber ſolche Verwechslung, bei Verluſt des gewechſelten oder zu wechſelnden Geldes, verboten bleiben. Ungeachtet dieſer Vorſchriften und Verbote hatte nach ſechs und zwanzig Jahren Sigmund ſelbſt ſeine kleineren, Quadring genannten Pfennige ſchon ſo ſchlecht prägen laſſen, daß man vier derſelben für einen ſeiner größeren Pfennige nirgend mehr nehmen wollte und dadurch viele Irrungen entſtanden. Nachdem eine von dem Könige ernannte Commiſſion den Gehalt und Werth der Quadring ebenfalls zu leicht befunden hatte (1432), verordnete er, daß außer den größeren Pfennigen, Ein hundert für Einen Ducaten, auf gleiche Weiſe die Quadringe im Umlaufe bleiben und bei jedem Handelsgeſchäfte, ſo wie von jeder kirchlichen, Kammer- und richterlichen Behörde unweigerlich bei Strafe am Vermögen oder an der Perſon, angenommen werden müßten; doch überall nur nach ihrem jetzt ausgemittelten wahren Werthe, zehn Quadringe für einen größeren Pfennig, tauſend für einen Ducaten.

Bei der in König Sigmund's letzten Tagen zunehmenden Verwirrung und Bedrängniß im Staatshaushalte, wobei Wucher und Betrug freies Spiel gewannen, drängten ſich mancherlei fremde Münzſorten in Ungarn ein; ſo die Lombarder (Bardi), deren zwei einen kleinen Groſchen, zwei und ſiebzig für einen Ducaten galten. Auch unter Albrecht waren ſie noch im Umlaufe; aber auf dem Ofener Landtage (1439) mußte dieſer König geloben: daß er nicht nur in dem beſtehenden Münzfuße ohne Genehmigung der Stände keine Abänderung treffen, ſondern auch kleinere Pfennige, von gleichem Gehalte mit den größeren, zwei einen großen Pfennig, zwei hundert einen Ducaten geltend, ausprägen laſſen wolle; der Graner Erzbiſchof ſollte mit dem jedesmaligen Oberſchatzmeiſter einen verläßlichen, ſachkundigen Mann zum Münzwardein für Gold- und Silbergeld beſtellen. Da ferner Berg-, Münz-, Dreißigſt- und Zollämter nicht mehr an Ausländer verliehen werden durften und eingeborene Beamte ſich nicht ſo ſchnell in der Berechnung und Ausgleichung des fremden Geldes mit dem einheimiſchen zurecht fanden, ſo wurde feſtgeſetzt, daß eben ſo wenig auswärtiges Geld, als auswärtiges Salz, nach Ungarn eingeführt werden dürfe. Die Königin Eliſabeth wurde nach ihres Gemals Tode durch die Noth gedrängt, den ungariſchen Münzfuß zu verändern;

ſie ließ gleich Anfangs die in ihres Sohnes Namen zu prägenden Silberpfennige mit ſo viel Kupfer beſchicken, daß erſt zwei hundert und zwanzig derſelben dem Werthe eines Ducaten gleich kamen. Die bald darauf von ihr zu Kremnitz geprägten und in Umlauf geſetzten neuen Pfennige waren ſo geringhaltig, daß drei hundert der größeren und ſechs hundert der kleineren für einen ungariſchen Goldgulden gezählt wurden. Nicht beſſer war die Münze des Gegenkönigs Wladislaw, welche drei Theile Kupfer und nur einen Theil Silber enthielt. Unter Hunyad's Statthalterſchaft wurde von Magnaten und Ständen zwar ihr Gehalt verbeſſert, ihr Werth aber immer noch zu hoch angeſchlagen. Sie beſtand aus zwei Dritteln Kupfer und einem Drittel Silber; dennoch ſollten der größeren Pfennige zwei hundert, der kleineren vier hundert einen Ducaten gelten, und dieſer Münzfuß ohne Genehmigung der Stände nie verändert werden.

Als Ladislaw die Regierung antrat, erging in ſeinem Namen der Befehl, daß künftig im ungariſchen Reiche überall Münze von einerlei Schrot und Korn in Umlauf gebracht, dazu eine Mark feines Silber mit einer Mark Kupfer beſchickt, daraus dreizehn hundert weiße Pfennige geſchlagen, zwei hundert derſelben für einen Ducaten gelten und allenthalben im Lande dafür angenommen werden ſollten. Weder Goldmünze nach Silbergeld durfte von der Münzkammer vor geſchehener Probe ausgegeben werden. Die Prüfung der erſteren wurde dem Richter und den Geſchworenen der Münzſtadt übertragen; zu leicht befundene Goldmünzen mußten umgeprägt werden. Der Prüfung des Silbergeldes ſollten der königliche Oberwardein und der Beamte des Graner Erzbiſchofs ſich unterziehen. Beide hatten der Miſchung des Metalles beizuwohnen; nach vollbrachtem Guſſe nahm der Wardein von den Zainen zwei Piſete (Achtundvierzigſtel), probirte das eine, und bewahrte mit dem, aus der Probe genommenen Silber das andere ungeprüft für den König. Auf dieſe Weiſe hatte er nach geendigter Schlagung mit einigen Stücken der Münze zu verfahren. Der Betrag von vier Pfennigen mehr oder weniger in Legirung und Gewicht, ohne Liſt und Trug, ſollte die Münze nicht beſchweren. Die Zahl der probirten und ausgeprägten Marken, dabei der Tag der vorgenommenen Probe, mußte von dem Wardein und dem Beamten des Graner Erzbiſchofs eingetragen werden. Beide mit dem Münzmeiſter waren für Erſcheinung verfälſchter, oder in Legirung und Gewicht nicht probehaltiger Münzen verantwortlich und ſtraffällig.

Sigmund lernte während ſeiner langen Regierung nicht die Kunſt, mit Geld umzugehen, und obgleich faſt immer in Verlegenheit, machte ihn doch jeder vorübergehende ſcheinbare Ueberfluß verſchwenderiſch, ſo daß ein, zu irgend einem Zwecke von ihm erhobener Betrag ſelten dieſem ſeinen Zwecke wirklich zugeführt, ſondern meiſt noch vor der Zeit planlos verſchleudert wurde. Seine ſtäte Geldnoth brachte in dem Abgabenweſen manche Veränderung hervor. Als ſeine Partei ihn zum Könige krönte, waren die Einkünfte der Krone aus den königlichen Kammergütern, freien Städten, Bergzehent, Salz= und Münzregal, Kammergewinn; ferner von Ungarns Fünfzigſtel, von Siebenbürgens Marderſteuer, von Slavoniens Sanct Mertenszins, von der Siebenbürger und Zipſer Sachſen Grundzins, endlich aus dem Dreißigſt des Werthes aller Waaren, und aus anderen Zöllen immer noch ſehr beträchtlich, und Sigmund fand mancherlei Anlaß, ſie zu vermehren. Seinen Verordnungen gemäß (1405) mußten ſämmtliche Bürger und Einwohner der freien Städte, ungeachtet aller ihnen verliehenen oder noch zu verleihenden Freiheiten, die von ihm ausgeſchriebenen Steuern, Auflagen und Abgaben entrichten. Die Neujahrgeſchenke, urſprünglich eine freiwillige und in ihrem Betrage willkürliche Abgabe, wurden von König Karl zur Schuldigkeit gemacht und ihr Betrag durch Sigmund geſetzlich beſtimmt; außerdem wurden noch dem königlichen Oberthürhüter von jeder Stadt ſechs Ducaten jährlich, dem königlichen Oberſtallmeiſter einmal im Jahre, bei des Königs Durchreiſe, von ſämmtlichen Handwerkern ein Stück ihres Gewerbes, von den Riemern ein Zaum, von den Kürſchnern ein Pelz, von den Uebrigen andere Gegenſtände angewieſen. Dagegen wurden ſie jener Geſchenke, welche ſonſt auch die königlichen Mundſchänke, Truchſeſſe, Hofverwalter, Kuchenbäcker und Köche von den Städten gefordert hatten, überhoben. Mit dem Dreißigſt, welcher bisher nur von den in das Reich gebrachten Waaren entrichtet worden, belegte Sigmund auch jene Waaren, die im Handel außer Landes gingen. Hinſichtlich des Kammergewinnes von dem Geldumſatze unterſchied er größere und kleinere Bauernhöfe; von jedem der erſteren ließ er dreißig, der letzteren fünfzehn Pfennige einſammeln; außerdem hatten die Sammler für jede Quittung zwei Pfennige von dem Schultheißen zu empfangen.

Weil die geheimen Siegel König Ludwig's, ſo wie der Königinnen Eliſabeth und Maria, verloren gegangen und von Betrügern zu Verfertigung falſcher Urkunden nachgemacht worden waren, Sigmund ſelbſt ſeine Siegel

verloren oder abſichtlich vertilgt hatte, ſo verordnete derſelbe in ſämmtlichen Geſpanſchaften Generalverſammlungen des Adels, in welchen von den dazu ernannten Richtern und Beiſitzern alle von Ludwig, Eliſabeth, Maria und ihm ſelbſt ausgeſtellte Schenkungsurkunden zur Prüfung ihrer Echtheit beigebracht werden mußten. Die echtbefundenen erhielten dann ſeine Beſtätigung, und wurden durch Beidrückung ſeines neuen Siegels bekräftigt, die falſchen vernichtet und die Güter für die Krone eingezogen. Eben ſo erwuchſen dem Könige Sigmund anſehnliche Zuflüſſe aus den zu Gunſten des Fiscus eingezogenen Schlöſſern, Ländereien und Herrſchaften mehrer aufrühriſchen Edlen; aber alle dieſe Vortheile vermochten den Ausfall nicht zu decken, welchen Sigmund's Verſchwendung und Unkenntniß aller Staatswirthſchaft fortwährend veranlaßte.

Durch Landtagsbeſchluß war (1405) der Machtkreis der kirchlichen und der bürgerlichen Gerichtshöfe genauer beſtimmt und verordnet worden, daß künftig weder kirchliche Richter den weltlichen Gerichtshöfen zugehörige Rechtshändel, noch Dieſe Rechtsſachen, deren Entſcheidung jenen zukomme, verhandeln und ſchlichten ſollten. Erhöbe ſich zwiſchen beiden Streit darüber, ob ein beſonderer Rechtsfall vor die einen oder die anderen gehöre, ſo ſollte an den König berichtet werden, der ſodann, nach Berathſchlagung mit Prälaten und Baronen, den gehörigen Richterſtuhl ausmitteln und beſtimmen würde. Gleichwohl wurden, bei dem hohen Anſehen, das die Cleriſei in Ungarn behauptete, und bei dem überwiegenden Vertrauen der Parteien zu derſelben, ſehr oft Streitſachen dem weltlichen Richterſtuhle entzogen und bei dem geiſtlichen anhängig gemacht; daher wurde (1447) von Magnaten und Ständen den Erzbiſchöfen, Biſchöfen und den Vicarien die Schlichtung weltlicher Rechtshändel unterſagt. Nur wußte man nicht immer zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Gegenſtänden genau zu unterſcheiden; es wurde daher auch ſpäter noch die Gränzlinie häufig überſchritten und der Umkreis der geiſtlichen Gerichtsbarkeit meiſt weiter gezogen, als er eigentlich ſeyn ſollte.

Noch immer waren der Palatin und der Judex Curiae die ordentlichen Gerichtsbehörden in Sachen des Beſitzes, des Eigenthumes und der Gewaltthaten für das ganze Reich, erſt in Sigmund's letzten Regierungsjahren auch der Kanzler und der Vicekanzler; für die königlichen Freiſtädte der Oberſchatzmeiſter; für die Comitate der Obergeſpan, die Stuhlrichter und die Beiſitzer. Wer zu einem richterlichen Amte erwählt wurde, mußte in die Hände

des Königs oder ſeines Verordneten ſchwören, weder Haß noch Gunſt auf ſeine Ausſprüche einwirken zu laſſen. Wurde der Edelmann von dem Kleriker einer Gewaltthat oder Beſchimpfung gerichtlich überführt, ſo durfte er, gleich dem Geiſtlichen in ähnlichem Falle, zu keiner ſchwereren Strafe, als zur Löſung ſeines Hauptes, verurtheilt, doch für Verletzung oder zugefügten Schaden mußte Erſatz geleiſtet werden. Gerieth der Kleriker mit den Jobagyen eines Barons oder Edelmannes in Zank, Beſchimpfung, Schlägerei oder anderen weltlichen Handel, ſo durfte er ihn nicht ſogleich, wie bisher geſchehen, vor den geiſtlichen Richterſtuhl ziehen, ſondern erſt wenn ihm der Herr des Jobagyen Gerechtigkeit verweigerte, ſtand ihm frei, ihn vor den Gerichtshof des Biſchofs oder ſeines Vicars zu laden. Dieſe Verfügung ſtand in Widerſpruch mit dem älteren Geſetze, nach welchem der geiſtliche, wie der weltliche Kläger in ſolchem Falle, ſein Recht verfolgend, ſich von dem Grundherrn an den Obergeſpan, von Dieſem an den König wenden ſollte. War der König oder die Königin über Beſitz oder Eigenthum mit den Reichsſaſſen in Rechtshändel verflochten, ſo verbot das Geſetz den königlichen Sachwaltern, unter den Richtern zu ſitzen; ſie mußten unter den Rechtsführern der Gegenpartei ſtehen, waren auch nicht befugt, die Vollmachten und Eingaben derſelben zur Einſicht, welches nur dem Richter gebührte, zu verlangen. Vor keinem geiſtlichen oder weltlichen Richterſtuhle durfte der öffentliche Notar die Anwaltſchaft für Laien, edle Herren oder Geiſtliche die Unterſuchung wider ſtreitend, Parteien übernehmen. Wer immer in einer königlichen Freiſtadt Schadenc Beſchimpfung oder Gewalt erlitten hatte, und Recht ſuchen wollte, mußte ſeine Klage zuerſt bei dem Richter der Stadt einlegen; wurde ihm von dieſem Gerechtigkeit verweigert oder verzögert, ſo durfte er ſeine Sache vor dem königlichen Oberſchatzmeiſter anbringen, und wenn auch der ihm Recht zu ſprechen unterließ, war ihm erlaubt, es vor dem königlichen Richterſtuhle zu ſuchen. Wer ſich ſelbſt Erſatz, Rache oder Genugthuung nahm, wurde des Verbrechens der Gewalt ſchuldig erkannt.

Um dem dürftigen Adel und den niedrigeren Reichsſaſſen, welche von mächtigen Feinden häufige Eingriffe, Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu erleiden hatten, ſchneller und nachdrücklicher, als bisher, zu ihrem Rechte zu verhelfen, verordnete Sigmund (1435) das Gericht einer aufgebotenen Comitatsverſammlung (proclamatae congregationis). Wurde ein Edelmann eines ſchweren Verbrechens, beſonders des Raubes und der Gewalt, beſchul-

digt, ſo ließ der König an den Obergeſpan des Comitates, in welchem der Angeklagte ſeinen Wohnſitz hatte, den Befehl ergehen, den geſammten Adel zuſammen zu rufen, deſſen auf Eid und Pflicht abgegebenes Zeugniß wider den Beklagten aufzunehmen, dasſelbe, durch ſein oder des Vicegeſpans Siegel bekräftigt, an den König zu ſenden, und hiemit die Parteien zu unverzüglicher Tagſatzung an das Hoflager zu verweiſen; des geraubten Gutes Zurückſtellung aber, den Schadenerſatz oder die angemeſſene Genugthuung augenblicklich zu verfügen. Die weitere Strafe wurde blos auf den Grund des eingegangenen Zeugniſſes, welches ausführliche Erzählung des verübten Unfuges, die Namen der geraubten oder verletzten Beſitzungen und der Zeugen enthalten mußte, von dem Könige oder deſſen verordnetem Richter, ohne weitere Tagſatzung und Rechtsführung, über den Verbrecher verhängt. Solcher Rechtsgang durfte durch keinen Gnadenbrief des Königs, der Königin, der Prälaten oder Barone, auch durch keinerlei Vorwand, etwa pflichtmäßiger Heerfolge, oder dringender Vertheidigung einer Burg, ausgeſetzt werden; vielmehr mußte der Handel in der einen aufgebotenen Comitatsverſammlung entſchieden werden, wenn anders nicht, wie nach alter Reichsgewohnheit geſtattet war, die Parteien durch Vermittelung ſich in Güte vergleichen wollten.

Anders war der durch König Albrecht eingeführte Rechtsgang des dreimal geſchehenen öffentlichen Ausrufes (trinae proclamationis), bei minder ſchweren Verbrechen der Gewalt und bei ſtreitigem Beſitze. War der Beklagte bei der erſten Tagſatzung nicht erſchienen, ſo wurde er der einfachen Geldbuße (Birság) ſchuldig erklärt, und zum zweiten Male vorgeladen. Blieb er auch diesmal aus, ſo wurde ihm doppelte Geldbuße zuerkannt; worauf die dritte Vorforderung durch öffentlichen Ausruf auf den nächſten drei Jahrmärkten der Geſpanſchaft erfolgte und er, falls er abermals ſich nicht ſtellte, zum Doppelten der verdoppelten Geldbuße verurtheilt, der Gewaltthat und des unrechtmäßigen Beſitzes ſchuldig erkannt, und die Sache als abgethan betrachtet wurde. War er bei der erſten oder zweiten Vorladung erſchienen, mit dem Einwenden, er könne die Beweisurkunden nicht vorlegen, weil ſie ſich, weit von dem Gerichtshofe, in fremder Verwahrung befänden, ſo wurde ihm zur Beibringung derſelben eine einjährige Friſt geſtattet, und nach deren Ablaufe in erſter Tagſatzung, auch wenn die Urkunden nicht beigebracht wurden, die Sache ohne weiteren Aufſchub durch Endurtheil entſchieden. Waren in den angeblich unrechtmäßigen Beſitz mehre Perſonen Einer Familie ver-

flochten, aber einige derſelben im Dienſte des Königs oder in eigenen Angelegenheiten abweſend, ſo wurde mit den anweſenden nach dem verordneten Rechtsgange verfahren, und die Entſcheidung war auch für die übrigen gleich verbindlich. Nur wenn Alle zugleich in wichtigen Dienſten für König und Reich entfernt waren, durfte die Sache mit Unterlaſſung des dreimaligen öffentlichen Ausrufes auf weitere Tagſatzung verſchoben werden.

Bereits in früheren Zeiten war dem Adel und jedem Grundherrn auf ihrem Gebiete über ihre Jobagyen und Hausgenoſſen, außer Diebſtahl, Straßenraub, Todtſchlag und anderen halspeinlichen Verbrechen, freie Gerichtsbarkeit verliehen worden; die Könige Karl und Ludwig hatten einigen Baronen und edlen Herren auch das Vorrecht, über Leben und Tod ihrer Unterthanen zu erkennen, ertheilt, und Sigmund, in ſeinem Beſtreben, überall einen geordneten Rechtszuſtand herzuſtellen, machte jenes gefährliche Recht unter dem Adel faſt allgemein, gewährte es endlich (1405) auch allen königlichen Freiſtädten und Freimärkten über Miſſethäter, die auf dem Gebiete derſelben halspeinliche Verbrechen begangen und nicht etwa königliche Begnadigung erlangt hatten. Uebelthäter, deren der Palatin auf ſeinen Reiſen zu allgemeinen Gerichtstagen, die Barone, Comitatsgrafen, edlen Herren und Stadtvorſteher in den Kreiſen ihrer Gerichtsbarkeit nicht habhaft werden und ſie zur verwirkten Strafe ziehen konnten, ſollten geächtet, und die Achtserklärung mit ausführlicher Angabe ihrer Verbrechen ſämmtlichen Gerichtshöfen, Stuhlrichtern, Städten zugeſendet werden; dieſe ſodann verpflichtet ſeyn, den Geächteten nachzuſpüren, ſie einzufangen und nach Maßgabe ihrer Vergehungen zu beſtrafen. Sie aufzunehmen, zu bergen und zu hegen, war bei königlicher Ungnade verboten, die auch ſolchen Gerichtsverwaltern, Stuhlrichtern und Städtevorſtehern angedroht war, welche mit Vorſatz oder aus Fahrläſſigkeit die Flucht Geächteter beförderten, oder in ihrer Beſtrafung Saumſeligkeit verriethen. Nur ſollte dieſe Erweiterung der Gerichtsbarkeit nie die Privatrache benutzen, um dem ordentlichen Gerichtsgange auszuweichen; daher ſollte Niemand, welches Standes er immer ſey, es wagen, zur Habhaftwerdung eines Schuldners, Beleidigers oder Verbrechers, den Ort, wo der Letztere ſich aufhielte, feindlich zu überfallen, oder um des Einen willen den Einwohnern Gewalt anzuthun. Wer ſeinen Gegner oder Schuldner verfolgen wollte, durfte dies nicht anders, als in Gegenwart des Richters, unter welchem der zu Verfolgende ſtand,

Wenn auf einer Heerfahrt Kriegsleute Lebensmittel ohne Zahlung oder mit Gewalt weggenommen hatten, und die Beſchädigten zu befriedigen ſich weigerten, ſo ſollten Letztere, nach König Sigmund's Verordnung (1427), von ihren Herren unterſtützt und von ihrem Schultheißen begleitet, den erlittenen Schaden vor zwei Stuhlrichtern angeben und dieſe Angabe eidlich erhärten. Die Richter hatten dann ein Protokoll darüber aufzunehmen und eine, mit ihrem und des Obergeſpans Siegel verſehene, Abſchrift davon den Klägern auszufertigen. Mit dieſer ſollten die Kläger in den Octavalgerichten vor dem Palatin, vor dem Judex curiae oder deren Stellvertretern ihr Recht ſuchen; die Reichsrichter dem Protokolle vollen Glauben beimeſſen, ohne weitere Beweiſe die Beklagten zum Erſatze, ſowohl des angezeigten Schadens, wie auch der den Klägern verurſachten Gerichtskoſten und Bemühungen, erſteres nach ſeinem wahren Werthe, nicht nach gemeiner Schätzung, zum zehnten Theile des Werthes, verurtheilen und ihren Ausſpruch mit Brief und Siegel dem Obergeſpane des Comitates, wo die Beklagten ſeßhaft wären, zu ſchleuniger Vollziehung überſenden. Hatten Kriegsleute Sachen von größerem Werthe und minder dringendem Bedürfniſſe entwendet, oder Häuſer, Keller und Vorrathskammern der Landleute aufgebrochen, Frachtwagen angehalten und geplündert, oder auf andere Weiſe Jemand zu erheblichem Schaden gebracht, ſo ſollten ſie oder ihre Herren auf das nächſte Octavalgericht vor die Reichsrichter gefordert, im Falle ſie nicht erſchienen, für ſchuldig erkannt und zu vierfachem Erſatze des angegebenen Schadens verhalten werden. Ein Gleiches ſollte ihnen widerfahren, wenn ſie ſich ſtellten und der Klage geſtändig waren. Läugneten ſie aber ihr Vergehen, ſo ſollte der Richter die Beſchädigten an das Verhör ihres Comitates und zur eidlichen Bekräftigung ihrer Angaben verweiſen, dann wider die Beklagten nach gedachter Weiſe verfahren. Waren von Kriegsleuten noch gröbere Verbrechen, wie z. B. Mord, Todtſchlag, Frauenraub, Nothzucht, Kircheneinbruch u. ſ. w. begangen worden, ſo ſollten ſie von den Verletzten durch gerichtliche Steckbriefe verfolgt und dreimal vor das Octaval-Hofgericht geladen werden. Im Läugnungsfalle ſollte das Zeugniß des Comitates als rechtlicher Beweis gegen ſie gelten. Ungeachtet der Vorladung ausbleibend, ſollten ſie für ſchuldig erklärt, halspeinlich verurtheilt, und, wenn man ſich ihrer nicht bemächtigen könnte, das Löſegeld für ihr Haupt und die Genugthuung für den zugefügten Schaden von ihren Herren eingetrieben werden. Im Falle die Verbrecher nirgend anſäſſig, unbekannt oder

nicht aufzufinden waren, ſo genügte es, wenn die Vorladung auf dem Hofe desjenigen Herrn, unter deſſen Banderie ſie gedient hatten, geſchah. Ein Baron, der ſeine Banderie perſönlich angeführt und den Klagen über ſein Kriegsvolk nicht genügend abgeholfen hatte, durfte durch die Beſchädigten gerichtlich verfolgt und zur Leiſtung des Schadenerſatzes angehalten werden.

Wo in bürgerlichen Streitſachen andere Beweismittel fehlten, wurde bisweilen noch der gerichtliche Zweikampf verhängt, und in peinlichen Fällen zur Erpreſſung verweigerter Angaben die Folter angewendet. Die Einwohner einer freien Stadt oder eines freien Marktes konnten von dem Ausſpruche ihres ordentlichen Richters ſich entweder auf das Urtheil einer anderen Freiſtadt, mit welcher die ihrige gleiche Freiheiten beſaß, oder auf das Urtheil des Ober-Reichsſchatzmeiſters berufen. Ein oder der andere Gerichtshof mußte die Streitſache endlich entſcheiden, und dieſelbe durfte nicht noch vor einen anderen Richterſtuhl, außer den höchſten königlichen, gebracht werden.

Früher war in Streitſachen um Beſitz und Eigenthum dem Richter das Neuntel und Zehntel des Betrages, um welchen Prozeß geführt worden, zugekommen, und zwar hatte die gewinnende Partei dieſen Abzug tragen müſſen. Sigmund aber verordnete (1435), daß vielmehr der Sachfällige dieſe Taxen beſtreiten ſolle, damit nicht der Gerechte den Nachtheil für den Schuldigen habe und an dem Seinigen geſchmälert werde. Die einmal feſtgeſtellten gerichtlichen Taxen und Geldbußen ſollten von keinem Gerichtshofe erhöht werden; die letzteren ſollten der Obergeſpan und die Stuhlrichter unter ſich theilen. Nach ſpäterer Verordnung des Ofener Landtags (1447) ſollte in Geldbußen die Mark zu hundert Pfennigen berechnet werden.

In Gemäßheit der auf dem Preßburger Tage vorgeſchriebenen und von Sigmund beſtätigten gerichtlichen Taxen waren für ein Capitular- oder Conventual-Zeugniß, ſo wie für jedes Vorladungsſchreiben, für gerichtliche Vollmachten, offene ausgefertigte Verbote, Proteſtationen, Ausſagen, Nachforſchungen, vier und zwanzig Silberpfennige zu zahlen; für verſchloſſene ausgefertigte Verbote, Proteſtationen, Ausſagen und dergleichen, zwölf; für Proteſtationsbriefe, für Ausſagen, in Privilegialform ausgefertigt, Ein hundert; für Abſchriften alter Urkunden dem Archivar für ſich, Ein hundert; für die offene Abſchrift kürzeren Inhalts vier und zwanzig; weitläufigeren Inhalts und in Privilegialform, Ein hundert; für Einſetzungsurkunden bei geſchehenem Einſpruche vier und zwanzig; wenn die Einſetzung ohne Widerrede vorgegangen

war, nach dem Werthe der Beſitzung und nach Anzahl der Bauernhöfe, von einem bis zu vier im Ganzen Ein hundert; von vier bis zu zehn für jeden drei und dreißig; von zehn bis zu zwanzig für jeden vier und zwanzig; von zwanzig bis zu hundert von jedem zwölf, und von jedem über hundert, acht Silberpfennige. Für Urkunden über Gränzbeſichtigung, wenn kein Einſpruch geſchah, vier und zwanzig; wenn die Gränzen durch Errichtung von Gränzzeichen unter gerichtlichem Eid und mit Einverſtändniß der Parteien berichtigt worden, vier hundert; waren die Parteien uneinig, ſo daß die Sache vor das Hofgericht gebracht werden mußte, zwei hundert; für eine gemeine Unterſuchung mit gerichtlichem Auftrage, für Beſichtigung einer Beſitznahme, für gerichtlich übertragene Abſchätzung oder Theilung einer Beſitzung, Ein hundert Pfennige. Bei gerichtlich übertragener Einziehung der Güter oder Sachen in halspeinlichen Verbrechen ſchuldig erkannter Reichsſaſſen gebührte den beigeorderten Kapitularbeamten das Zehntel der Sache, und für die Urkunde Ein hundert Pfennige; für einfaches Zeugniß des geleiſteten Eides, vier und zwanzig; wenn es die Namen der Mitvereideten enthielt, Ein hundert Pfennige. Bei Geldzahlungen vor Kapiteln oder Conventen durften dieſe das Neuntel und Zehntel nur dann abziehen, wenn das Geld bei ihnen, wegen Uneinigkeit der Parteien, niedergelegt werden mußte; der Abzug fiel dem Theile zur Laſt, welcher die Niederlegung veranlaßt hatte. Jedem der zu Zeugen verordneten Kapitularbeamten, ſie mochten mit eigenen Pferden, oder auf Koſten des Rechtsführers reiſen, hatte dieſer täglich zwölf große Silberpfennige zu entrichten.

Sigmund, durch Parteimacht ſowohl auf den Thron erhoben, als dort häufig bedroht, umgab ſich mit einer Phalanx neuen Adels, zu welchem er häufig Ausländer geſellte, und ſtrebte dadurch eine Gegenmacht wider den Einfluß der Magnaten zu gründen, die ihn zu ſehr als ihr Geſchöpf betrachteten und ſeine Abhängigkeit fühlen ließen. Wenn er, was daher oft geſchah, freigeborene Reichsſaſſen in den Ritterſtand erhob, ſo pflegte er ihnen nicht ſelten zugleich mit dem Grundbeſitze auch ein Familienwappen zu verleihen, das bildlich an die Verdienſte des Empfängers zu erinnern diente. Ehedem hatten die Beherrſcher Ungarns ſolche Krieger, die im Kampfe durch ihre Tapferkeit den Uebrigen vorleuchteten, durch Ertheilung von Waffen im Angeſichte des ganzen Heeres ausgezeichnet. Dergleichen Ehrenzeichen pflegten von den damit Belohnten und deren Erben als theure Familiendenkmäler aufbewahrt, und, als ſpäter die Herren mit

ihren Jobagyen unter eigenem Banner in's Feld zogen, auf den Fahnen abgebildet zu werden. Andere, die noch keine ſolchen ſymboliſchen Wahrzeichen der Thaten ihrer Väter beſaßen, bezeichneten dafür ihr Banner mit verſchiedenartigen Kreuzen, Heiligenbildern oder Namenszügen und anderen Merkmalen ihres Hauſes. Sigmund benutzte das Wohlgefallen der Ungarn an Wappenbildern, um Gnaden auszuſpenden, die ihm Nichts koſteten, und wo er keinen Grundbeſitz verleihen konnte, gab er den Adel durch das Wappen. Auf dieſe Weiſe entſtand eine zahlreiche zweite Gattung des Adels, Armaliſten genannt, welcher, ohne Grundbeſitz, entweder den Magnaten auf ihren Höfen und unter ihren Bannern im Felde für Ehrenſold diente, oder in königlichen Freiſtädten von ſeinen Einkünften lebte. Zur Belohnung für ihren Felddienſt wurden dieſe neuen Edlen unter dem Könige Albrecht (1439) von aller Zehentpflicht losgezählt.

Eine andere Auszeichnung, womit König Sigmund, wiewohl in ſelteneren Fällen, Verdienſte zu belohnen pflegte, war der von ihm geſtiftete Drachenorden, der jedoch nicht der erſte Orden in Ungarn war, indem, wie es heißt, ſchon der heilige König Stephan ſeine Getreuen zu Rittern des heiligen Kreuzes gemacht hatte. Kaiſer Heinrich III. ſchlug ſpäter zu Stuhlweiſſenburg deutſche Herren zu Rittern des heiligen Kreuzes, und ungariſche Herren zu Rittern vom goldenen Sporn, als welches Ordens Urheber die Sage Karl den Großen nennt. Beide Orden wurden von den Königen Peter und Andreas I. fortgeſetzt, und durch den heiligen König Ladislaw wurde der Kreuzorden mit einträchtlichen Ländereien bereichert; daher mehre Familien, Kirchen und Ortſchaften in Ungarn den Namen Szent-Kereszthes und Keresztur erhalten haben ſollen. Noch zu Sigmund's Zeiten trugen die Ritter ein rothgeſticktes Kreuz im weißen Felde; im Kriege war ihr Standort unter dem Paniere des heiligen Georg. Auch den Spornorden vertheilte Sigmund noch, und wahrſcheinlich war ſein Drachenorden blos eine Vereinigung der beiden Orden des goldenen Spornes und des ungariſchen Kreuzes unter neuem Namen und neuer Ausſchmückung. Er ſtiftete denſelben (1408) zur Verherrlichung ſeiner Vermälung mit Barbara von Cilly, und verpflichtete dieſen Orden zu perſönlichem Waffendienſte wider Heiden, Abtrünnige und andere Feinde der chriſtlichen Kirche; das Zeichen war eine doppelte goldene Kette mit goldenem Kreuze, an deſſen Fuße ein ſich aufwärts bäumender Drache. Auf dem Kreuze war der Länge nach eingegraben: O quam misericors est

Deus; der Quere nach: Pius et Justus. Der Drache wurde Ausländern, das Kreuz Ungarn verliehen. Die Zahl der Ritter war vier und zwanzig; ordensfähig nur wirkliche oder geweſene Reichsbarone; ihre Vorrechte: freier Zutritt zu dem Könige, Theilnahme an den geheimſten Berathſchlagungen, eigener Gerichtsſtand in Streitigkeiten unter einander, zu deren Entſcheidung fünf Ordensritter ernannt wurden; wider ihren vom Könige beſtätigten Ausſpruch konnte keine weitere Appellation ergriffen werden. Bei der Aufnahme mußten ſie ſchwören: dem Könige, der Königin und deren Kindern unverbrüchlich treu zu ſeyn, ſie wider Jedermann zu beſchützen und ſtandhaft bei den alten, rechtsgiltigen Reichsgewohnheiten zu beharren. Ungeachtet Sigmund's Verſprechen, den Drachenorden fortbeſtehen zu laſſen, gerieth derſelbe doch ſchon unter ſeinem Stifter in Verfall, und unter ſeinen Nachfolgern in Vergeſſenheit; während der Armaliſtenadel fortwährend freigebig verliehen wurde.

Uebrigens nahm hiermit auch in gleichem Verhältniſſe der Raubadel überhand, der — obwohl es von jeher ausdrücklich verboten war, ohne Genehmigung des Königs Burgen aufzuführen — auf ſeinem Grund und Boden feſte Schlöſſer erbaute, und von da aus die Umgegend durch Plackerei und Streifzüge heimſuchte, die Reiſenden niederwarf, Kirchen und Klöſter ausplünderte und nicht ſelten ſogar die Städte ängſtigte. Zwar wurde faſt auf jedem Landtage die Schleifung ähnlicher Raubneſter, bei Strafe des Hochverrathes, angeordnet; doch nicht immer kamen dergleichen Befehle zur Erfüllung, und eine gebrochene Burg ließ ſich, da gewöhnlich die Unterthanen des benachbarten ärmeren Adels zum Bauen gezwungen wurden, leicht durch eine andere erſetzen. Zudem fand der Adel in dem Schutze, den die Reichsgeſetze unter allen Umſtänden ſeiner perſönlichen Freiheit ſicherten, hinlängliche Stützen, um es auf ein Aeußerſtes ankommen laſſen zu dürfen. Ein Edelmann mochte was immer verbrochen haben, Niemand durfte ihn verhaften, ehe er nicht von dem gehörigen Gerichtshofe in rechtlicher Form auf Leib und Leben verurtheilt oder geächtet war. Erſt wenn Letzteres geſchehen, durfte Jedermann den Verbrecher ergreifen und ihm alle ſeine Habe wegnehmen, ohne darüber zur Verantwortung gezogen werden zu können. Desgleichen verwirkten Prälaten, Barone und andere Reichsſaſſen ihre perſönliche Freiheit und den Schutz des Geſetzes, wenn ſie eigenmächtig und mit Gewalt ihre Schuldner auf deren Grund und Boden pfändeten, und ſie durften in ſolchem

Falle von einem Jeden gefangen, verwundet, ja ſelbſt getödtet werden, ohne daß dem Verletzer eine Strafe erwuchs.

Auch dem Bauernſtande wurde in dieſer Zeit ſeine perſönliche Freiheit gegenüber dem begüterten Adel gegeben; indem König Sigmund (1405) den königlichen Bauern unbedingte Freiheit verlieh, ihre Höfe bei königlichen Freiſtädten, Marktflecken, Burgen, Dörfern zu verlaſſen und auf den Landgütern der Kirchen oder des Adels ſich anzuſiedeln. Schuldete ein Bauer ſeinem Herrn Geldbuße oder Grundzins, ſo war Letzterem nur eine Monatsfriſt zur Eintreibung der Schuld bewilligt, und nach Ablaufe derſelben durfte er dem Bauern den freien Abzug unter keinerlei Vorwand länger verwehren. Obgleich dieſe Verordnungen des Königs bald darauf noch beſtätigt und erweitert wurden, ſo ſetzte der Adel der Vollziehung derſelben doch vielfache Schwierigkeiten entgegen, um ihre dadurch gefährdeten herrſchaftlichen Rechte zu verwahren. Seitdem vermehrten ſich die Klagen über Verweigerung des freien Abzugs; aber Sigmund entſchied in den meiſten Fällen zu Gunſten der Bauern, ließ an ſämmtliche Magnaten und Stände offene Briefe ergehen, in welchen die Verordnungen der Freizügigkeit erneuert wurden, und bevollmächtigte die Grafen und Stuhlrichter der Geſpanſchaften, gegen widerſtrebende Herren mit aller Strenge zu verfahren, ſobald die Bauern, freien Abzug fordernd, den Grundzins und ſonſtige Schulden berichtigt hätten. Dieſe Bedingung, von welcher, wie billig, die Freizügigkeit abhängig gemacht worden war, diente nachmals manchen ſtrengen Herren als Mittel, nicht nur die dem Bauernſtande günſtigen Reichsgeſetze zu entkräften, ſondern auch den Zweck derſelben, völlige Ausrottung der Leibeigenſchaft, zu vereiteln; indem ſie durch ungemeſſene Forderungen, Prozeſſe, Darlehen und Vorſchüſſe die Bauern ſo tief in Schulden verwickelten, daß dieſelben, ſtatt der gebotenen Geſetzeswohlthat theilhaftig zu werden, vielmehr in noch tiefere Abhängigkeit verſanken und für Frohnbrot zu dienen gezwungen waren.

Neben der perſönlichen Freiheit waren auch Recht und Eigenthum durch das Geſetz nach Möglichkeit geſichert. Wenn ein Begüterter ohne Leibeserben ſtarb, ſo konnten entferntere Verwandte ihr Recht auf die Erbſchaft geltend machen, und rechtsgiltige Anſprüche wurden berückſichtigt; wo dieſe fehlten, fiel die Verlaſſenſchaft an den Fiscus, doch ſo, daß Gerade und Mitgift an die Witwe zurück geſtellt wurde und die Töchter ihr gebührendes Viertheil bekamen. Wenn zwiſchen dem Könige und Reichsſaſſen ein Prozeß über

Beſitzrecht entſtand und Erſterer ſachfällig erklärt wurde, ſo mußte er, gleich einem Privatmanne, die Koſten und den entgangenen Nutzen oder verurſachten Nachtheil erſetzen. Erwarb Jemand durch königliche Schenkung ein Beſitzrecht, vorgebend, daß es dem Könige zuſtände, ſo hatte er den Beweis darüber zu führen und, wenn er damit nicht durchkam, die Koſten zu tragen; hatte er ſich aber vor Austrag der Sache in wirklichen Beſitz und Genuß der Einkünfte eingedrängt, ſo mußte er, als einer Gewalthandlung ſchuldig, nach Vorſchrift des Rechtes der Gegenpartei gerecht werden. Die frühere unbillige Gewohnheit, daß, wenn Edelleute des Hochverraths ſchuldig erklärt wurden, nicht nur ihre eigenen, ſondern auch fremde an ſie verpfändete Güter dem Fiscus anheim fielen, wurde auf dem Stuhlweißenburger Landtage unter König Wladislaw (1440) abgeſchafft, den Eigenthümern der verpfändeten Güter ihr Recht befeſtigt, und Alles, was bisher, in Folge jener Gewohnheit verfügt worden, widerrufen. Eben ſo wurde ein anderer Mißbrauch, nämlich die bisherige Gewohnheit, neuerwählten Prälaten und Pfründnern Verzugbriefe (Literae prorogatoriae annuales) zu verleihen, kraft deren ſie, wegen Schulden, unrechtmäßigen Beſitzes und Gewalthandlungen, in Jahresfriſt von Niemand vor Gericht belangt werden konnten, abgeſchafft. Den, bei gerichtlicher Pfändung und Eintreibung der Geldbußen, von Grafen und Vicegrafen der Geſpanſchaften häufig verübten Gewaltthaten, wider welche ſchon Sigmund geeifert, ſetzte der Peſther Landtag kräftige Maßregeln entgegen, indem er den Grafen und Vicegrafen unterſagte, einen eigenen Gerichtshof außerhalb der Gerichtsſtühle ihres Comitates zu behaupten; irgend anderswo, als in der Geſammtheit des Adels, Geldbußen oder gerichtliche Pfändung zu verhängen; dieſe eigenmächtig, ohne Sendung von der Adelsgeſammtheit, und ohne Begleitung des Stuhlrichters vorzunehmen; während der Gerichtstage von dem Adel oder ſeinen Jobagyen Verpflegung zu verlangen. Die Uebertreter dieſes Verbotes ſollten alle Mißhandlungen, welche ihnen daraus entſtünden, ſtillſchweigend erdulden und nicht befugt ſeyn, Den, der ſie verletzt, gerichtlich zu verfolgen.

Dieſen Verbeſſerungen ſtaatsbürgerlicher Zuſtände arbeitete die im Laufe dieſes Zeitraumes vollendete Ausbildung des vierten Standes, gegründet auf die Verfaſſung der königlichen Freiſtädte, gedeihlich in die Hand; ſie war großentheils das Werk der in Ungarn geborenen, in den Freiſtädten anſäſſigen Deutſchen und ihrer gebildeten, rechtserfahrenen Stadtpröpſte und

Stadtpfarrer. In den erſten Regierungsjahren Sigmund's traten zu Ofen die Richter, Geſchworenen und Verordneten der acht königlichen Freiſtädte: Ofen, Peſth, Kaſchau, Bartfeld, Tyrnau, Preßburg, Eperies und Oedenburg, zuſammen, und ſtellten, zur Begründung ihres ſtaatsbürgerlichen Zuſtandes, hundert und fünf und ſiebzig Satzungen auf, welche ſodann, mit den darauf erfolgten Beſchlüſſen, von dem Ober-Reichsſchatzmeiſter und oberſten Richter der königlichen Freiſtädte, Herrn Johannes Thuz von Laczk, (1444) in eine rechtskräftige Sammlung gebracht wurden. Es wurde darin vorgeſchrieben, daß jährlich auf Anordnung des Ober-Reichsſchatzmeiſters zu Ofen ein Tag gehalten werden ſollte, zu welchem die Richter, Geſchworenen und Verordneten ſämmtlicher freien Städte ſich pflichtmäßig einzufinden hatten. Um die Rechte und Freiheiten der Stadt in voller Kraft zu erhalten, wurden dieſe ſowohl, als alle nachfolgenden Verfügungen und Entſcheidungen des Städteſtuhles, in ein gerichtlich beglaubigtes Buch eingetragen, dieſes auf dem jährlichen Tage vorgelegt und, nach deſſen Beendigung, unter dem Siegel der anweſenden Richter dem Ofener Magiſtrate zur Verwahrung übergeben. Nur Mitgliedern und Verordneten der Städtegemeinden, keinem Fremden, keinem Edelmanne, wer er auch ſeyn mochte, wurde Zutritt und Beiſitz bei den jährlichen Tagverſammlungen geſtattet, damit die Verfaſſung der Städte und deren Verhandlungen durch keinerlei fremde Einmiſchung geſtört würden. Neue Einſprüche und Einwendungen gegen richterliche Urtheile blieben unberückſichtigt; war eine Reviſion des Rechtshandels zuläſſig, ſo mußte ſie nach dem ſchriftlichen Inhalte der erſten Entſcheidung vorgenommen werden. Hatten nicht von wenigſtens fünf freien Städten Richter und Machtboten ſich eingeſtellt, ſo durfte der Ober-Reichsſchatzmeiſter auf dem Tage Nichts entſcheiden. Die Anweſenden mußten die rechtlichen Gründe ihres Ausbleibens ſchriftlich dem Städteſtuhle mittheilen, außerdem für jeden Tag ihrer Abweſenheit mit drei Mark ſchweren Gewichtes büßen. Die Hauptpflicht des Reichs-Oberſchatzmeiſters war: die freien Städte im Genuſſe ihrer Rechte und Privilegien ungefährdet zu ſchirmen und gegen Eingriffe des Adels vor dem Könige zu vertreten, wofür ihm ein jährlicher Zins, von Ofen wie von Kaſchau zehn, von jeder der übrigen Freiſtädte fünf Goldgulden entrichtet wurden. Teſtamentsſachen, Raufhändel, Verſtümmelungen und Todtſchläge gehörten nicht zu ſeiner Gerichtsbarkeit; nur in Erbſchafts- und Schuldſachen, wenn dieſe über ſechzig Goldgulden

betrugen, durfte von dem Ausſpruche der ordentlichen Stadtgerichte an ſeinen Gerichtshof appellirt werden. Der jährliche Städtetag mußte in der Stadt Ofen ſelbſt, nicht auf der Ofener Burg oder anderswo, gehalten werden, und denſelben beizuwohnen war der Ober-Reichsſchatzmeiſter oder ſein Stellvertreter eidlich verpflichtet.

Der alljährlich zu wählende Magiſtrat der freien Reichsſtädte beſtand aus einem Ober- und einem Unterrichter, aus einem Notar und zwölf Geſchworenen. Dieſelben verſammelten ſich einige Tage vor dem St. Georgsfeſte auf dem Rathhauſe und wählten aus ſämmtlichen Gewerken hundert Meiſter von tadelloſem Wandel und anerkannter Erfahrung zu Rathsmännern, welche dann am Georgstage nach der Frühmeſſe zuſammen traten und die Wahl des Oberrichters für das nächſte Jahr aus ihrem Mittel vornahmen. Dieſer mußte ebenfalls ein Mann von unbeſcholtenſtem Rufe und bewährter Redlichkeit und Einſicht ſeyn; gleich nach ſeiner Erwählung durfte er entweder aus den Geſchworenen des abgelaufenen Jahres, oder aus den hundert Rathsmännern zwei taugliche Bürger zu Geſchworenen ernennen, worauf die hundert Männer die übrigen Geſchworenen für das nächſte Jahr wählten. Dieſe bewerkſtelligten ſodann mit dem Oberrichter die Wahl des Unterrichters aus ihrem Mittel, oder auch aus den hundert Rathsmännern; im erſteren Falle wurde die Zahl der zwölf Geſchworenen aus den hunderten ſogleich wieder ergänzt. Wichtigere Rechtsſachen und allgemeine Stadtangelegenheiten wurden von dem Oberrichter und den zwölf Geſchworenen verhandelt; der Unterrichter mußte dieſen Rathsverſammlungen beiwohnen, wurde bei ſeinem Eintritte mit Ehrenbezeigungen empfangen und hatte ſeinen Sitz zur Rechten des Oberrichters. Minder wichtige Streit- und Schuldſachen, dieſe von Einem bis zu vierzig Goldgulden, entſchied der Unterrichter in ſeinem Hauſe; dreimal in der Woche, nur Feiertage und Quatember ausgenommen, mußte er vor Gericht ſitzen. Die übrigen Satzungen beſtimmten das gerichtliche Verfahren in Erbſchafts- und Schuldſachen, bei Teſtamenten, für Handwerksinnungen und bei halspeinlichen Vergehungen.

Die Könige, welche ſich in dem vierten Stande eine treue und bereitwillige Stütze erziehen wollten, und in deſſen Wohlſtande zugleich Hilfsmittel in mancherlei Geldverlegenheiten fanden, waren bemüht, die ſtädtiſchen Geſammtheiten nicht nur bei ihren älteren Rechten und Freiheiten zu ſchirmen, ſondern erweiterten auch häufig den Umfang derſelben durch neue

Begünſtigungen. Der Stadt Preßburg verlieh König Sigmund anſehnliche Vergrößerung des Stadtgebietes, die einträgliche Stapelgerechtigkeit, die Münzfreiheit mit dem halben Antheile des Kammergewinnes, das Recht, mit rothem Wachſe zu ſiegeln, ein eigenthümliches Stadtwappen, Befreiung von Zoll und Dreißigſt im Handel, Erweiterung der Wochen- und Jahrmarktgerechtigkeit, und willig beſtätigten nachmals die Könige Albrecht und Ladislaw dieſe Freiheiten. Die ſächſiſche Geſammtheit im Zipſerlande hatte ſich ebenfalls von Sigmund vielfacher Gnaden zu erfreuen; aber er bereitete auch unwillkürlich ihre Schwächung und die Trennung ihres Bundes vor, indem er dadurch, daß er ihre Grafen und mehre ihrer Bürger in den Adelſtand verſetzte, die deutſche Gleichheit aufhob, und dreizehn Städte des Bundes mit der Herrſchaft Lublau an Polen verpfändete, worauf die übrigen eilf Städte in Abhängigkeit von dem ungariſchen Adel geriethen. Kurz vor der Verpfändung erhob Sigmund Pudlein zur königlichen Freiſtadt; ihre handeltreibenden Bürger bezahlten keinen Zoll und nur die Hälfte des Dreißigſt. Den treuen Käsmarkern erließ derſelbe König den jährlichen Grundzins und alle anderen Abgaben auf zwölf Jahre; den Betrag der erſteren ſechs ſollten ſie zur Wiederherſtellung ihrer Stadtmauern, das Erſparniß der letzten ſechs Jahre zur Beförderung ihres häuslichen Wohlſtandes verwenden. Später erneuerte er die alten Rechte und Privilegien der Stadt Käsmark, und vermehrte ſie mit Verleihung des Wagamtes und Wagmeiſters, der Stapelgerechtigkeit und mit einigen freien Jahrmärkten von vierwöchentlicher Dauer. König Wladislaw ertheilte den Bürgern und Handelsleuten dieſer Stadt durch das ganze Königreich Polen unbedingte Mauth- und Zollfreiheit. So eifrig war Sigmund in Beförderung des Wohlſtandes der Städte, daß er ſich und ſeine Nachfolger verpflichtete: wenn er oder ſie einen Bürger von ſeinen Abgaben befreien würden, aus dem königlichen Schatze zu den öffentlichen Bedürfniſſen der Stadt und des Reiches ſo viel zu entrichten, als der geſetzliche Beitrag des befreiten Bürgers ausgemacht hätte.

Nachdem die traurige Verpfändung der dreizehn Zipſerſtädte vor ſich gegangen war, hatten ſowohl dieſe, als die übrigen eilf, ihre eigenen Landgrafen. Um der nachtheiligen Folge jener Entfremdung, dem Verfalle des Zipſerlandes und der Auflöſung des ſächſiſchen Bundes vorzubeugen, verordnete der Gegenkönig Wladislaw (1440), daß die drei und zwanzig Städte ſich wieder vereinigen und einen gemeinſchaftlichen Landgrafen erwählen

ſollten, zu deſſen Wohnſitz und Gerichtshof Käsmark auserſehen war. Aber der Bürgerkrieg, die feindlichen Einfälle des Johannes Giskra in das Zipſerland, hinderten dieſe Wiedervereinigung, und der Wohlſtand der eilf Städte ſank durch Plünderung und Kriegsdrangſale herab.

Sultan Murad's wiederholte Angriffe auf Serbien bewogen zahlreiche Haufen der Einwohner dieſes Landes zur Flucht nach Ungarn, und brachten dieſem Reiche einen immer willkommeneren Zuwachs der Bevölkerung zuwege. Dieſe ſerbiſchen Einwanderer legten Wohnplätze auf der fruchtbaren, für Bodenbau und Jagd ergiebigen Donauinſel Tſchepel an; ihre urſprünglichen Colonien waren der Marktflecken Rätzkeve und die Dörfer Cſip, Löre, Szent-Miklós, Mokád; von da aus verbreiteten ſie ſich ſpäter auch nach der St. Andreasinſel, den Dörfern Kalasz, Pomaz, Cſobanka und nach Ofens ſüdlicher Vorſtadt, ſeitdem Raizenſtadt genannt. Sigmund begnadigte ſie mit einem eigenen Gerichtshofe und der Zollfreiheit, und zählte ſie von der Abgabe für jährlichen Geldumſatz los; wogegen ſie die königliche Ueberfahrt auf der Inſel Tſchepel bewachen und alle Neujahrstage an des Königs Hofhaltung zwei Centner Wachs als Geſchenk liefern mußten. Nach der Einnahme Semendra's und Novoberdo's durch Murad geſchah eine zweite Auswanderung ſerbiſcher Familien nach Ungarn, wo ſie die Herrſchaft Janopol anlegten und nachmals durch Wladislaw ſtaatsbürgerlicher Rechte und Vorzüge theilhaftig wurden.

Die öfter bewieſene Treue und Tapferkeit der kumaniſchen Jaszoner und Baliſtarier (Philiſtäer) im Dienſte des Königs verdiente ebenfalls Belohnung. Sigmund beſtätigte (1407) ihre alten Rechte und Freiheiten, namentlich ihre Zollfreiheit durch das ganze Reich und ihren eigenen Gerichtsſtand unter ihren Kapitänen. Auch wurden ſie von dem Könige in dem Ertrage ihres Fleißes, womit ſie Landbau und Viehzucht betrieben, gegen die Ungarn, welche ihre alte Eiferſucht gegen dieſen eingewanderten Stamm nicht vergeſſen konnten, kräftig geſchützt. Bereits unter der Regierung des Königs Ludwig war die kumaniſche Geſammtheit in die vier Stühle Misze, Kecskemet, Kolbász und Hálás eingetheilt; nach König Albrecht's Tode kam die Herrſchaft Berén (nachher Jasz-Berény) als fünfter Stuhl hinzu; jedem derſelben war eine Anzahl Herbergen mit ihren örtlichen Hauptleuten untergeordnet, und in den Octaven verſammelten ſich die Stuhlkapitäne bald bei dem einen, bald bei dem anderen Stuhle, um ihrem Volke in Streitigkeiten

unter ſich, oder Klägern wider ſie Recht zu ſprechen. Johannes von Marczaly gab, als oberſter Richter der Kumanen (1456), die zweckmäßige Verordnung, daß die kumaniſche Geſammtheit aus ihrem Mittel zwei geſchworene Kapitäne, den einen die kumaner Landleute, den anderen die Hauptleute der Herbergen, wählte. Beiden wurden aus den Kumaner Landleuten zwölf geſchworene Beiſitzer zugeordnet. Ihr ordentlicher Gerichtshof war in dem Marktflecken Hálás in der Solther Geſpanſchaft, fünf Meilen ſüdöſtlich von Colocza; an ſie ging der Zug der Berufung von dem Urtheile der örtlichen Hauptleute. Dieſe hatten auch den königlichen Grundzins und die Einkünfte der Kapitäne von der Geſammtheit einzutreiben.

Die durch König Ludwig's übertriebenen Religionseifer aus Ungarn vertriebenen, in Polen gaſtlich aufgenommenen Juden rief König Sigmund, der in ſeiner häufigen Geldnoth ihrer ſehr bedurfte, zurück, und ſie hatten ſchon in den letzten Regierungsjahren dieſes Königs ſich dergeſtalt vermehrt, durch ihre Betriebſamkeit und ihre geſchäftlichen Verknüpfungen mit dem Hofe und den Magnaten ſich wieder ſo feſtgeſetzt, daß König Albrecht nicht umhin konnte, ihnen ihre ehemaligen Rechte zurück zu geben.

Auch andere, abenteuerlichere Gäſte tauchten unter König Sigmund's Regierung in Ungarn auf, nämlich der wahrſcheinlich hindoſtaniſche Stamm der Zigeuner. Unermittelt iſt noch immer die Geſchichte ihres Zuges nach dem nördlichen Europa, ſo wie die erſte Veranlaſſung desſelben. Vielleicht ſeit Jahrhunderten unter den vielfältigen Stammfamilien Ungarns verſteckt und nicht beachtet, oder aus der Nachbarſchaft durch den, gegen die ungariſchen Provinzen losbrechenden Vortrab der Osmanen nach Ungarn und weiter nordwärts verſcheucht, wurden ſie um 1417 in den Gegenden Ungarns, und von da aus auch beinahe gleichzeitig auf deutſchem und wälſchem Boden ſichtbar; wie denn auch die 1418 und 1422 vor Zürich, Baſel und Bologna eintreffenden Zigeunerhorden, obwohl ſie geradewegs aus Aegypten zu kommen vorgaben, in Wahrheit nur aus Ungarn kamen. Auch in Ungarn rühmten ſie ſich ihrer ägyptiſchen Abkunft, trieben Wahrſagerei und andere Gaukeleien als vermeinte ägyptiſche Künſte; das ungariſche Volk, in ſeiner Leichtgläubigkeit, nannte ſie daher pharaoniſches Geſchlecht (Pharaó Nemzetség). Während einzelne Schwärme ihr Glück nach anderen Gegenden hin verſuchten, blieb der Hauptſtamm jener hindoſtaniſchen Nomaden in Ungarn und den angränzenden Provinzen zurück; ſie führten eine unſtäte Lebensart, wohnten vor

Städten und Dörfern unter Zelten, ergötzten das Volk durch ihr angeborenes Talent für Muſik und Tanz, machten ſich durch natürliche Heilkunde oder Quackſalberei unentbehrlich, trieben mit vielem Geſchick Schmiedearbeit, Goldwäſcherei und Pferdehandel, und, da ihnen von jeher eine große mechaniſche Praktik beiwohnte, waren wohl auch ſie es, die in Ungarn und Siebenbürgen die erſten Schießgewehre, Kanonenkugeln und andere Kriegsgeräthe verfertigten. König Sigmund verlieh ihnen (1423) Duldung, Schutz, Rechte und Freiheiten. Die Zigeuner waren in jeder Geſpanſchaft, in welcher ſie ſaßen, in Rotten eingetheilt, deren jede ihren eigenen Woiwoden hatte, welcher in Urkunden, gleich freien Pflanzbürgern, Agilis (Thätiger) betitelt, zugleich ihr Richter war. Von ihm ging der Rechtszug an den oberſten Woiwoden, welcher von dem Palatin aus ihrem Mittel erwählt wurde, und, wie jeder ungariſche Edelmann, Egregius hieß.

Die Székler erfreuten ſich in ihren fünf Stühlen: Aranyas, Maros, Udvarhely, Cſik und Háromſzék, auf einem Flächenraume von beinahe hundert fünf und vierzig Quadratmeilen, unter der Leitung und dem Schutze ihrer Grafen, der Vortheile ihrer eigenthümlichen Verfaſſung. Jährlich zwiſchen dem Georgi- und Pfingſtfeſte, nach dem Schluſſe der Octavalgerichte in den Geſpanſchaften, hielt der Székler Graf oder der Woiwod, wenn er jenes Amt zugleich verſah, unter den Széklern in jedem ihrer Stühle durch vierzehn Tage Gericht. Zwölf Beiſitzer, unter ihnen der Richter und der Hauptmann des Stuhles, ſaßen ihm zur Seite; die Geſammtheit gab ihm Verpflegung für vierzig Pferde. Die von ihr geſchmiedeten Waffen, beſonders Säbel, mußten unter das Banner des Grafen oder des Woiwoden abgeliefert werden, dem auch die Geldbuße Jener, welche dem Waffendienſte ſich eigenmächtig entzogen, zu Gute kam. Kein geborener Székler durfte, außer im Falle der Berufung, von dem Richter ſeines Stuhles unmittelbar vor den Grafen oder Woiwoden gefordert, noch dort, ſo lange er nicht des Todes ſchuldig erkannt war, verhaftet werden; dem verurtheilten vorſätzlichen Mörder aber durfte weder des Königs, noch des Woiwoden Gnade werden. Dem zufälligen Todtſchläger verlieh der Woiwod eine Friſt von einem Jahre und drei Tagen, binnen welcher er den Verwandten des Getödteten gerecht werden mußte. Auf dem Lande trieben die Székler vornehmlich Ackerbau, Viehzucht, Leinweberei und Fuhrweſen, in den Städten Handel und Handwerke.

Alle Székler waren dem Stande nach ſeßhafte Edelleute, und an Rechten und Freiheiten einander gleich. Noch lange blieb ihnen ſowohl hoher, als auch Wappen- oder Briefadel unbekannt; nur in der Ordnung des Waffendienſtes waren ſie in Primoren (Fő Népek), Primipilen (Lóſejek) und Plebejer (Köznépek) getheilt. In jedem Stuhle waren zwei königliche und zwei Stuhlrichter, die jährlich von den Inſaſſen des Stuhles gewählt wurden; die zwölf geſchworenen Beiſitzer der Stühle (Szék-ülők) wurden theils aus Primoren, theils aus Primipilen, die Dorfrichter aus den Plebejern genommen. Keinem Genoſſen der erſten zwei Klaſſen war erlaubt, in einem Székler-Dorfe, wo er noch keinen Erbſitz inne hatte, ohne Bewilligung der Plebejer einen Hof käuflich zu erwerben; wenn dieſes gleichwohl geſchah, ſo hatte die Dorfgemeinde das Recht, die Beſitzung in Friſt von zwei und dreißig Jahren wieder auszulöſen. Die Székler waren unbedingte Eigenthümer ihrer Güter und Beſitzungen; ihre Väter hatten mit ihren Waffen das Gebiet erobert und behauptet, nicht durch königliche Vergabung erhalten. Daher verfielen, weder bei dem Mangel männlicher Leibeserben, noch wegen Hochverrathes, die Güter an den Fiscus, ſondern gingen auf Töchter, Geſchwiſter und, wo auch Dieſe fehlten, auf die entfernteſten Verwandten oder andere Genoſſen der Székler-Geſammtheit über. Von allen Steuern, Zehenten und Bewirthungen frei, leiſteten ſie dem Könige Nichts, als bei ſeiner Krönung oder Vermälung, oder wenn ihm ein Sohn geboren wurde, einen vierjährigen fetten Ochſen, den ſechſten von jedem Hofe, und Waffendienſt bei jedem allgemeinen Aufgebote.

Seit dem Jahre 1366 beſtand die Geſammtheit der Sachſen in Siebenbürgen, in Bezug auf Grundeigenthum, aus den ſieben Stühlen: Hermannſtadt (Szeben), mit der gleichnamigen königlichen Freiſtadt, ſieben und fünfzig Dörfern und den Gütern der ſieben Richter; Müllenbach (Szász-Szebes) mit der gleichnamigen Stadt und zehn Dörfern; Groß-Schenk (Nagy-Sink) mit zwei Marktflecken und zwanzig Dörfern; Reps (Kö-Halom) mit einem Marktflecken und ſiebzehn Dörfern; Leſchkirch (Ujegyház) mit einem Marktflecken und eilf Dörfern; Reißmarkt (Szerdahely) mit drei Marktflecken und drei und zwanzig Dörfern, und Bros (Szasz-Város) mit einem Marktflecken und vierzehn Dörfern. Durch königliche Gunſt gewann ihr Gebiet in dieſem Zeitraume bedeutende Erweiterung, indem zwei ganze Stühle: Schäsburg (Segesvár) mit der gleichnamigen königlichen Freiſtadt, einem Marktflecken

und vierzehn Dörfern; und Medwiſch (Megyes) mit der Stadt desſelben Namens, drei Marktflecken und drei und zwanzig Dörfern, noch hinzu kamen. König Sigmund vereinigte (1422) die Burzenländer mit der ſächſiſchen Geſammtheit, und Ladislaw ſchenkte ihr (1453) den Talmatſer Stuhl mit Landskron, die Schlöſſer Lotorvár und Rothenthurm nebſt dem Paſſe, unter der Bedingung, dieſe zu befeſtigen und die verfallene Landskroner Burg abzutragen. Unter Ladislaw gehörten auch die Stadt Klauſenburg und der Marktflecken Alvinz mit Borberek (Weinberg) zur ſächſiſchen Geſammtheit. In ihren Rechten und Freiheiten durch königliche Handfeſten geſichert, erwarb ſich die ſächſiſche Geſammtheit auf einem Gebiete von mehr als hundert ſechs und zwanzig Quadratmeilen durch ſchwungreichen Acker-, Wein- und Gartenbau, durch Gewerbfleiß und Handel Wohlſtand, und fand Gelegenheit, durch Verdienſte um Krone und Reich die Huld der Könige zu vergelten. Städte und Dörfer ſtanden, mit gleichem Antheile an der Freiheit, in zweckmäßigem Verhältniſſe zu einander. Die Bewohner der umliegenden Dörfer durften, damit der nützliche Landbau nicht verabſäumt werde, ſich nicht mit den zünftigen Stadtgewerben befaſſen; doch ſtand ihnen der Zugang zu den Städten offen, wenn ſie ſich daſelbſt niederlaſſen und ſtädtiſche Handthierungen treiben wollten. Gab es öffentliche, den Stuhl betreffende Steuern auszumitteln oder zu vertheilen, jährliche Rechnungen abzulegen und zu prüfen, für die im Jahre erzeugten Weine und andere Früchte die Preiſe feſtzuſetzen, oder andere allgemeine Angelegenheiten zu verhandeln, ſo wurden die Dorfgemeinden in ihren Verordneten mit zu Rathe gezogen; im Uebrigen hatten ſie ihre eigenen Gemeingründe, Felder, Wieſen, Waldungen, wovon ſie gegen Niemand, als ihre Commune, zur Rechenſchaft verpflichtet waren. Den äußeren Handel der Geſammtheit begünſtigten mehrfache Privilegien; denn in Gemäßheit wiederholter königlicher Gnadenbriefe beſaß ſie uneingeſchränkte Freiheit im Vertriebe ihrer Waaren und Erzeugniſſe durch das ganze Reich, die Niederlagsgerechtigkeit für ihre Jahr- und Wochenmärkte, und gleiche Befreiung mit der Stadt Ofen.

Muſterhaft war die Einrichtung der Verwaltung des Gemeinweſens. Aus den Stadtzünften wurde der äußere Rath, ein Ausſchuß der achtbarſten Bürger, in größeren Städten aus hundert, in kleineren aus fünfzig oder weniger Mitgliedern beſtehend, erwählt, welcher die geiſtlichen und weltlichen Beamten zu ernennen, über Polizei- und Wirthſchaftsſachen zu berathſchlagen,

die öffentlichen Rechnungen zu unterſuchen, und die Freiheit der Armen wie des Gemeinweſens vor den Anmaßungen der Reichen zu beſchirmen hatte. Der Wortmann war das angeſehenſte und wichtigſte Mitglied des äußeren Rathes; aus dem Mittel desſelben wurden die wohlhabendſten, ehrbarſten und rechtserfahrenſten Männer in den inneren Rath berufen, gewöhnlich zwölf in kleinen, eine größere Anzahl in größeren Städten; daraus theils jährlich, theils von zwei zu zwei Jahren die Oberbeamten gewählt. Dieſen war die bürgerliche und peinliche Rechtspflege, die Aufrechthaltung der Ordnung unter Bürgern und Landbewohnern, die Vertheilung der ordentlichen und außerordentlichen Steuern, die Aushebung zu dem geforderten Waffendienſte, die Verwaltung öffentlicher Einkünfte, die Anordnung und Ausführung alles das Gemeinwohl Befördernden, übertragen. Sämmtliche Stühle mit dem Burzenländer- und dem Rösner (Bisztritzer) Bezirke waren zu Einer Nationalgeſammtheit vereinigt, deren Untheilbarkeit durch königliche Verbriefung ausgeſprochen war. Den Mittelpunkt ihrer Einigung bildete der Graf und Königsrichter des Herrmannſtädter Stuhles, und die jährliche Verſammlung der Geſammtheit diente die Verbindung zu befeſtigen. Dieſelbe entſchied alle, von den ſächſiſchen Stühlen appellirten Rechtshändel auf die einfachſte Weiſe; die Acten wurden in Gegenwart der Parteien wörtlich und vollſtändig vorgetragen, und, was die Letzteren etwa noch mündlich vorbringen wollten, zu Protokoll genommen; darauf rieth man ihnen zum Vergleiche, wozu einige, von der Geſammtheit ernannte Mittelmänner in einem beſonderen Gemache den Verſuch machten. Blieb dies erfolglos, ſo wurde die Sache gerichtlich erwogen und nach Stimmenmehrheit entſchieden; worauf die ſachfällig erklärte Partei ſich nur noch auf den Ausſpruch des Königs berufen konnte. Die Banderie der Geſammtheit war geſetzmäßig nur fünf hundert Mann ſtark, und wurde, unvermengt mit anderen Kriegsvölkern, auch im Felde durch einen Befehlshaber aus ihrem Mittel angeführt. Nicht nur die Städte, ſondern auch jedes Dorf hatte ſeine Ringmauern, Thürme und Wälle, und wo die Lage es geſtattete, wurden auch die ſteinernen, befeſtigten Kirchen durch Teiche und Gräben geſchützt. Im Jahre 1437 wurde auf einer Generalverſammlung zu Kapolna in der inneren Szolnoker Geſpanſchaft, zwiſchen dem ungariſchen Adel Siebenbürgens, dem Székler Volke und der ſächſiſchen Geſammtheit eine ewige brüderliche Union zu gegenſeitiger Vertheidigung wider einheimiſche und auswärtige Feinde, in

unverletzlicher Treue gegen den König und die Krone, geſchloſſen und eidlich bekräftigt; jedesmal am zweiten Tage nach kund gewordener Mahnung ſollten die Verbündeten zum Beiſtande des gefährdeten Theiles ausziehen. König Ladislaw verlieh (1453) der ſächſiſchen Geſammtheit auch die damals noch ſeltene, nur Königen zukommende, hohen Prälaten und Reichsbaronen erſt ſeit König Ludwig bewilligte Auszeichnung: ihre Urkunden und Ausfertigungen in rothem Wachſe zu ſiegeln und nach Belieben das Siegel entweder beizudrücken oder anzuhängen.

Ueber den ſtaatsbürgerlichen Zuſtand der Kroaten und Slavonier während dieſes Zeitraumes läßt ſich weniger ſagen. Das dalmatiſche Küſtenland war in den Beſitz der Veneter gekommen; einen Theil des Mittellandes hatte Sigmund an die Cillier und Frangepani verſchenkt oder verpfändet, und die Erſteren hatten noch Manches auf dem Wege der Gewalt oder Liſt an ſich gebracht; das Uebrige verwalteten Bane meiſt nach eigener Willkür und zu eigenem Gewinne. Die ſlavoniſchen Geſpanſchaften Poſſega, Valko und Sirmien waren ſeit König Ludwig's Zeiten zu Ungarn gerechnet worden und bezahlten nur das Schlagſchatzgeld, keine Marderſteuer; aber Sigmund führte letztere für ganz Slavonien und Kroatien wieder ein, und ließ von jedem Thorwege einen Goldgulden zu Ein hundert Silberpfennigen fordern, während in Ungarn nur dreißig Pfennige von dem Thorwege als Schlagſchatzgeld entrichtet wurden. Um die Macht der Bane zu ſchwächen, ſtellte Sigmund auch die Ständeverſammlungen der ſlavoniſchen Geſpanſchaften wieder her, ohne daß dies jedoch die gehofften Früchte für die Vermehrung des königlichen Anſehens trug.

Auf die übrigen Provinzen des ungariſchen Reiches erſtreckte ſich die unmittelbare Gewalt der Könige nicht; die Landſaſſen hatten dort von der Krone keine ſtaatsbürgerlichen Vortheile und in perſönlichen Angelegenheiten hatten ſie von der ungariſchen Oberherrlichkeit keinen Schutz zu hoffen. Die ganze Bulgarei war unter osmaniſche, Galizien und Lodomerien unter polniſche Botmäßigkeit gerathen; von dieſen völlig verlorenen Provinzen, wie von Dalmatien, Kroatien, Rama, Serbien und Kumanien begnügte ſich der Schutz- und Oberherr mit dem bloßen Titel, von letzteren mit dem abgenöthigten, fortwährend verletzten Huldigungseide, und wenn ſie ſelbſt in Gefahr geriethen, mit einigem Kriegsvolke unter ungariſchem Heerbanne.

Der Hußitismus in dem benachbarten Mähren und Böhmen, die durch das gemeinſame Oberhaupt noch näher an Ungarn ſich anlehnten, hatte durch freundliche und feindliche Berührung auch in dieſes Reich hinüber gegriffen. Schon unter König Sigmund's Regierung entſtanden in den nördlichen Geſpanſchaften Ungarns zuerſt hußitiſche Pflanzungen, Anfangs wenig beachtet und geduldet. Einige ihrer Prediger trieb nachmals ihr fanatiſcher Bekehrungseifer tiefer in das Land, und bald gelang es ihnen, in den Diöceſen Colocza, Bacs, Fünfkirchen und Sirmien ſich im Stillen Anhänger und Bekenner zu ſammeln. Die Verborgenheit ihrer Andachtsübungen, die wilde Begeiſterung des erſten Eindruckes ließ es ſchnell zu allerhand Mißbrauch und Unfug kommen. Die neuen Glaubensgenoſſen, Verfolgung und Strafe fürchtend, hielten ihre geheimen nächtlichen Zuſammenkünfte in Wäldern, Höhlen und entlegenen Orten, wohin ihre Prieſter den geheiligten Wein in ledernen, inwendig bepichten Schläuchen brachten. Die religiöſe Feier artete bisweilen in gräuliche Orgien aus, und den Tiſch des Herrn befleckten Frevel und Schmach. Da gelangte der fromme, durch tadelloſen Wandel geheiligte Bruder Jakob von Monte Brandono in die Coloczer Diöceſe und ſuchte die Verirrten in ihren Schlupfwinkeln auf. Seine milde eindringliche Rede brachte die Abtrünnigen zur Beſinnung; ſie bekannten ihm ihre Vergehen, entdeckten ihm die verborgenen Orte ihrer Zuſammenkünfte und die Namen der Verbrüderten; ja ſogar ihren Plan und ihre ſchon getroffenen Maßregeln zu allgemeiner Niedermetzelung der ihnen hinderlichen oder ſie verfolgenden Prälaten und Kleriker des Coloczer Gebietes verſchwiegen ſie ihm nicht. Die Reuigen wurden durch ſeine Vermittelung in den Schooß der römiſchen Kirche wieder aufgenommen, die Verſtockten, als Volksverführer, dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert, und, um ähnlichen Verirrungen für die Zukunft vorzubeugen, in Städten und Dörfern einſichtsvollen Männern die Aufſicht über die Gemeinden übergeben. Auf ähnliche Art und mit demſelben Erfolge verfuhr der Bruder Jakob in den Sprengeln von Bacs, Fünfkirchen, Sirmien, beſonders zu Valko-Vár und Kemenicz. Dagegen ſetzte man in Slavonien ſeiner geiſtlichen Amtshandlung Schwierigkeiten entgegen, indem man einwarf, daß ſeine Vollmacht ſich nicht auf dieſe Provinz erſtrecke und daß es daſelbſt weder Rascier noch Hußiten gebe. Obgleich nun das Vorhandenſeyn ſolcher Secten erwieſen war, ſo wurde er doch auf alle mögliche Weiſe gehindert und, die ihn unterſtützten, verfolgt, bis

König Albrecht ihn (1439) durch einen offenen Brief in ſeinen beſonderen Schutz nahm. Mit nicht geringerem Eifer betrieb Bruder Jakob ſein Bekehrungswerk unter den Patarenern und Hußiten in Bosnien, wo er durch ſeine Predigten und Disputationen binnen fünf Jahren (1434—1439) an fünfzig tauſend dieſer Sectirer in den Schooß der römiſchen Kirche zurück geführt, und nebſtbei zweimal hundert tauſend, theils ungiltig Getaufte, theils Ungläubige, kirchlich getauft haben ſoll.

Die Würde und Unabhängigkeit der ungariſchen Krone gegenüber dem römiſchen Stuhle zu behaupten, war ſchon das Werk mehrer früheren Könige geweſen; dem Könige Sigmund machten die politiſchen Verhältniſſe dasſelbe Beſtreben zur Pflicht der Selbſterhaltung; denn Papſt Bonifacius IX. begünſtigte König Ladislaw's von Sicilien Anſchläge auf den ungariſchen Thron. Um ihm entgegen zu wirken, ließ Sigmund keine päpſtliche Ernennung zu ungariſchen Kirchenpfründen mehr vollziehen, beſetzte Bisthümer und Abteien nach eigener Willkür und veranlaßte (1404) ein Geſetz: daß künftig Niemand mehr durch apoſtoliſche Bullen und Briefe der Päpſte, ihrer Legaten und anderer Prälaten, ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs, zu irgend einer kirchlichen Pfründe, dieſelbe möge mit Seelſorge verbunden ſeyn oder nicht, gelangen oder ſie annehmen ſolle, noch die, während der letzten Reichsunruhen auf ſolche Weiſe verliehenen und angenommenen fortan beſitzen und behalten könne. Keine Bullen, Breven, Ausſchreiben der Päpſte, Kardinäle, Legaten, Auditoren und Richter, Officialen und Executoren, die in oder außer der römiſchen Curie in Pfründen oder anderen kirchlichen oder bürgerlichen Rechtsſachen erlangt oder erlaſſen würden, ſollten für rechtsgiltig erachtet; Alles, was gegen dieſe Vorſchrift wiſſentlich oder unwiſſentlich geſchehen dürfte, ſollte kraftlos und nichtig, der vorſätzliche Uebertreter des Verbrechens beleidigter Majeſtät ſchuldig und ſtraffällig ſeyn. Demzufolge wurde ſämmtlichen Prälaten und Geiſtlichen bei Verluſt ihrer Pfründen und Beſitzungen, ja ſogar bei Lebensſtrafe verboten, irgend ein apoſtoliſches Sendſchreiben von Legaten, Kardinälen, Auditoren oder anderen Beamten der römiſchen Curie, irgend eine Vorladung, Verordnung und Entſcheidung von päpſtlichen Richtern, ohne des Königs beſondere Erlaubniß anzunehmen und zu vollziehen. Dennoch wurde dieſes Verbot von ungariſchen Prieſtern häufig übertreten; Sigmund ſelbſt erkaltete allmälig in der Wahrung ſeiner königlichen Rechte, und erſt die Beſchwerden der Nation

trieben ihn an, auf der Koſtnitzer Kirchenverſammlung, wenigſtens das apoſtoliſche, der ungariſchen Krone vorzugsweiſe eigene, vom Papſte Sylveſter II. in dem heiligen Könige Stephan anerkannte, von dem ſpäter eingeführten gemeinen Patronate an Entſtehung, Alter und Befugniſſen weſentlich verſchiedene Ernennungs- und Beſetzungsrecht über alle Kirchen und Pfründen Ungarns ſich zu retten. Und auch dies that er in ungenügender Weiſe, indem er ſich blos das Recht der Pfründenverleihung nebſt mehren Freiheiten der ungariſchen Kirche durch einen Vertrag mit Papſt Martin V. bewilligen, eidlich verſichern und durch eine Bulle bekräftigen ließ. Die häufigen Eingriffe von Seite der Curie in die Rechte des Königs von Ungarn hier aufzuzählen, würde zu weit führen; die ſchwankenden Rechtsbegriffe des Zeitalters leiteten oft unwillkürlich dazu hin.

In Abſicht auf geiſtige und phyſiſche Kultur ſchloß ſich Ungarn dem lebhaften Umſchwunge derſelben großentheils mit Glück und Eifer an. Vor Allem wurde dem natürlichen Reichthume des Bodens immer größere Aufmerkſamkeit zugewendet. König Sigmund, der vielleicht noch ſchneller davon zu ernten und die Lücken ſeines Säckels mit den Schätzen der ungariſchen Erde auszugleichen hoffte, ſuchte dem Bergbau neue Anregung zu geben. Er verlieh (1405) dem geſammten Adel und allen ehrbaren Leuten unbedingte Freiheit, im ganzen Reiche, bei verfallenen Gruben und an neuen Stellen, ja ſogar in dem Gebiete der Bergſtädte Kremnitz, Schemnitz, Königsberg, Puganz, Neuſohl und Libethen, neuen Gold- und Silberminen nachzuſpüren, ſie auf eigene Koſten zu bebauen und die Ausbeute ein Jahr lang ohne Abzug und Abgabe ſich zuzueignen. Indem er ſo die Metallfülle des Bodens zu einem vorübergehenden Gemeingute erklärte, bezweckte er, alle Adern mit Einemmale ergiebig zu machen und ihre Fülle dann dem Reichs- und Kronſchatze zuzuleiten; denn unvergeſſen war es ihm, daß er einſt geſehen, wie die Bergknappen in Königsberg, ſtatt alles Anſpruches auf weiteren Taglohn, ſich blos mit dem Goldſtaube begnügt und bezahlt gemacht hatten, der bei der Arbeit an ihren Kleidern und Werkzeugen hängen blieb. Um aber der Entführung der gewonnenen edlen Metalle in das Ausland zu ſteuern, ergingen zweckdienliche Verordnungen, und es wurden zu dieſem Ende in allen königlichen Städten, Freimärkten und Freidörfern zwei geſchworene Bürger angeſtellt, in deren Gegenwart Kaufleute und Krämer, welche Handel in das Ausland trieben, ihre Waaren packen und ſchnüren, dann von

den Beſchauern verſiegeln laſſen mußten. Wurden Ballen und Gefäße ohne ſolche Beglaubigung betroffen, ſo verfielen ſie dem Fiscus. Die Dreißigſt-ämter an den Gränzen hatten die Befugniß, bei Verdachtsgründen ſelbſt die beſchauten und verſiegelten zu eröffnen und zu durchſuchen; nur war der Dreißigſteinnehmer verpflichtet, vorläufig, bei größeren Frachtwagen, eine Mark Gold oder vier und ſechzig Goldgulden, bei kleineren eine halbe Mark auf die Deichſel zu legen. Wurde in den auf ſolche Weiſe eröffneten Ballen weder Gold noch Silber, noch andere verbotene Waare gefunden, ſo gehörte das aufgelegte Gold dem Kaufmanne; im entgegen geſetzten Falle mit dem unerlaubten auch alles erlaubte Gut dem Einnehmer. Nur vermünztes Gold oder Silber war auszuführen erlaubt, allen Bergleuten und Bergbeamten ſtreng unterſagt Gold und Silber öffentlich oder heimlich an Jemand zu verkaufen; alles, wo immer, zu Tage geförderte mußte zu den feſtgeſetzten Preiſen an die königlichen Bergämter abgeführt werden. Niemand im ganzen Reiche durfte mit rohem Gold und Silber, ſelbſt nicht mit ſolchem, das aus dem Auslande herein gebracht worden, Handel treiben; der Verkäufer mußte es dem Münzkammergrafen bringen, dieſer nach dem üblichen Preiſe, nicht nach der Bergſchätzung, es bezahlen. Wer gegen dieſe Vorſchrift handelte, verlor das Erkaufte, der Verkäufer das Gold, wovon die eine Hälfte dem Fiscus, die andere dem Angeber anheim fiel. Jedoch war Kauf und Verkauf zu eigenem Gebrauche, zu Gefäßen oder Schmuck, einem Jeden erlaubt, aber der Beſitz von Probirnadeln, Strichſteinen und Schmelztiegeln, ſo wie die Ausübung der Scheidekunſt, außer den Goldarbeitern, allen übrigen Perſonen durchaus verboten.

Weil nun dieſe Vorſchriften allerhand Umgehungen erlitten, und beinahe überall, wo Schachten aufgethan worden, Ausländer ſich als Verleger (Forleger) einzuſchleichen pflegten, welche Geldvorſchüſſe auf den Bau gaben und dann unter dem Vorwande geringen Haltes frei geſtelltes Gold- und Silbererz anſtatt der Bezahlung nahmen und ausführten, ließ Sigmund, um dieſem Schleichhandel für die Folge vorzubeugen, (1425) eine neue Verordnung ergehen. Geringen Haltes wegen freigeſtelltes Erz ſollte zu Gunſten ärmerer Bergleute oder der Bergſtädte verwendet werden; daher den Einwohnern und Bergbeamten die Hegung ſolcher ausländiſchen Verleger und die Annahme ihrer Vorſchüſſe, mit Ausnahme der Berginſaſſen, einem Jeden der Kauf und Handel mit freigeſtelltem Erze verboten wurde. Daſſelbe ſollte

in dem königlichen Brennofen geſchmolzen, das Silber von dem Golde geſchieden, dann dem einheimiſchen Gläubiger für eingelegten Vorſchuß der Werth des Silbers im Gelde erſetzt, das Gold in ſeinem Halt übergeben werden. Die Goldprobe wurde bei den Bergämtern auf das Sorgfältigſte unter dem Siegel des Probirers aufbehalten; waren die Probirnadeln des Bergkammergrafen durch längeren Gebrauch zu ſehr abgenützt, ſo mußte der Rath und Richter der Bergſtadt mit dem Kammergrafen die Probe eröffnen und die Nadeln von Neuem beſchicken.

Unter König Ladislaw's Regierung war die Ausbeute der Kremnitzer Gold- und Silbergruben ſo groß, daß nirgends mehr Blei genug vorhanden war, um damit die edleren Metalle zu ſchmelzen. Darum verbot der König (1453) im ganzen Reiche den Handel mit Blei, und belohnte die Betriebſamkeit der Kremnitzer Bergbauer (1456) dadurch, daß er die königlichen Berggefälle, wie für andere Bergſtädte, ſo auch für ſie auf ein Achtel der Ausbeute verringerte.

Die Preiſe der nutzbaren Gegenſtände und Lebensbedürfniſſe anlangend, ſo wurde in jener Zeit ein Pferd auf vier Gulden reinen Goldes geſchätzt. Eine Schwein koſtete damals einen Goldgulden, das Ferkel oder eine junge Ziege fünf Silberpfennige, das Lamm acht, das Stück größeren Geflügels fünf, die Henne drei, das Huhn zwei Silberpfennige; der Metzen Weizen fünf und zwanzig bis vierzig; Roggen, Gerſte, Hafer fünf und zwanzig bis ein und dreißig; Brot, für zwei Menſchen zu einer Mahlzeit ausreichend, Einen; das Paar Eier vier; das Tagfutter Heu für ein Pferd Einen; der Eimer jährigen Weines zehn Silberpfennige, hundert auf einen Goldgulden gerechnet. Dieſe Wohlfeilheit erleichterte Leben und Lohnarbeit ſehr, und ſicherte auch den Kriegsleuten ein bequemes Auskommen. Der Wochenſold eines geharniſchten Reiters betrug zu König Ladislaw's Zeit einen ungariſchen Gulden im Werthe von acht und zwanzig Groſchen; jener eines Mannes zu Fuß dreizehn Groſchen. Im Handel galt das Stück böhmiſches Tuch, das längere vierzig, das kürzere drei und dreißig Ellen, in der Breite acht und vierzig Fäden haltend, ſieben, ſpäter zehn, feineres ſechzehn Goldgulden.

Wie für den Bergbau, ſo that Sigmund auch für den Handel manches Löbliche und Nützliche, indem er unter anderen den königlichen Freiſtädten Preßburg, Ofen, Peſth, Iglo, Käsmark und noch einigen mehren, Jahr-

märkte, gewöhnlich von vierwöchentlicher Dauer, desgleichen verſchiedenen Städten die Stapelgerechtigkeit verlieh. Vermöge eines unter ſeiner Regierung (1405) vollzogenen Reichsgeſetzes wurde überall im Lande das Maß und Gewicht der Stadt Ofen eingeführt; nur für das Zehentmaß, das Bergrecht, die Nutzungen, Ländereien, Zinſe und Einkünfte der Clериſei galt die bisher übliche Berechnung fort. König Ludwig's, die Freiheit des Handels ſchmälerndes Geſetz, nach welchem die Niederlagsſtädte von den auswärtigen Kaufleuten nicht umgangen werden durften, wurde auch von Albrecht beſtätigt. Ausländiſchen Kaufleuten, welche mehr als ſechs Stück Tuch zu Markte brachten, war verboten, es ellenweiſe auszuſchneiden; ſie mußten es im Ganzen und nicht anders denn je ſechs Stück verkaufen; Jenen aber, welche noch nicht ſechs Stück eingebracht hatten, war geſtattet, auch dieſen Vorrath im Ganzen zu verkaufen oder zu vertauſchen. Kein Reichsſaſſe durfte Waaren auswärtiger Handelsleute übernehmen, für ſeine eigenen erklären, als ſolche verkaufen, vertauſchen, noch zu dieſem Zwecke Handelsgeſellſchaften ſchließen. Als Schadloshaltung dafür, daß einheimiſche Kaufleute auch für die Ausfuhr ihrer Waaren den Dreißigſt bezahlen mußten, wurden ſie im Binnenhandel durch das ganze Reich für ihre Perſonen, Pferde, Frachtwagen und Kaufgüter von Mauth und Zoll befreit. Das von König Ludwig der Stadt Ofen ohne Unterſchied verliehene Stapelrecht wurde für einheimiſche Kaufleute aufgehoben. Niemand durfte auswärtiges Salz einführen, wozu der unter Ludwig feſtgeſetzte Preis eines Goldgulden für den Zentner des einheimiſchen in Blöcken, welche allein Gegenſtand des Handels waren, aneiferte, Erſt gegen das Ende ſeiner Regierung trug Sigmund bei den Ständen auf den Beſchluß an, daß das Salz auch pfundweiſe und nicht blos in ganzen. Steinblöcken, ſondern zum Vortheile der Kammer auch im Kleinen zu feſtgeſetztem Preiſe verkauft werden ſolle.

Im bedeutendſten Handelsverkehre mit Ungarn ſtanden die Breslauer denen Sigmund die ſchon von Ludwig ertheilte Handelsfreiheit beſtätigte und welche aus Venedig alle daſelbſt ausgeladenen indiſchen Waaren brachten; nach Ungarn führten ſie hauptſächlich Gewürze, Tuch und Pelzwerk, wogegen ſie Kupfer und Pfeffer einzutauſchen pflegten. Den Siebenbürger Sachſen beſtätigte Sigmund die von früheren Königen ihnen ertheilte Befreiung von Zoll- und Mauthabgaben im Vertriebe ihrer Waaren und Erzeugniſſe durch das ganze Reich. Ihre Jahr- und Wochenmärkte theilten mit der Stadt

Ofen den Vortheil eines uneingeſchränkten Verkehrs; doch die größte Ausdehnung und Ergiebigkeit erhielt ihr Handel durch die Niederlagsgerechtigkeit. Sie lagen an der Gränze öſtlicher Provinzen, welche Abſatz ihres Ueberfluſſes an Wachs, Seide, rohen Häuten, Baum- und Schafwolle ſuchen mußten, da ſie der Verarbeitung derſelben nicht kundig waren. Aber kein mit dieſen Waaren über Siebenbürgen ziehender Handelsmann durfte ſie weiter führen, bevor er ſie nicht in Hermannſtadt, Kronſtadt und Bisztritz auf acht bis vierzehn Tage niedergelegt hatte, und erſt wenn dieſe Städte ihren Bedarf befriedigt hatten, war ihm der Weiterzug und fernere Abſatz geſtattet.

Gemeinſchaftlich mit dem Handel blühte der Gewerbfleiß in den Städten empor. Die Bartfelder waren berühmt in der Kunſt des Leinwandbleichens und übten hierin gegen ihre Nachbarn ein Verbietungsrecht. Nicht minder geſucht waren die Arbeiten der Schuſter zu Kaſchau und der Schwertfeger zu Ofen und zu Szentfalva; daher ihnen auch, ungeachtet des bereits eingeführten Zunftzwanges, der freie Verkauf ihrer Erzeugniſſe in allen Städten und zu jeder Zeit geſtattet war. Das Zunftweſen, von den Siebenbürger und Zipſer Sachſen ausgegangen, war nach den Bedürfniſſen der Zeit eingerichtet, und auf, Allen gemeinſchaftliche Handwerksordnungen geſtützt, zu welchen ſich die Zechen der Schneider, Schuſter, Kürſchner, Loh- und Weißgerber, Zimmermeiſter, Steinmetze, Schreiner, Schmiede, Sattler, Riemer, Schwertfeger, Bogen-, Schild-, Pfeil- und Köcherſchmiede, Maler, Bildhauer, Juwelenfaſſer, Goldſchläger und Glaſer verbunden hatten. Nirgends, wo Handwerkszechen rechtlich beſtanden, durften Meiſter und Geſellen desſelben Handwerkes arbeiten, oder außer der Zeit freier Jahrmärkte ihre Arbeiten feilbieten. Kein Einwohner durfte von Winkelarbeitern für ſich arbeiten laſſen. Die Letzteren wurden aus der Stadt gejagt; doch ſtand jedem frei, das Bürgerrecht und die Meiſterſchaft nachzuſuchen und in die Zeche einzutreten; nur mußte er ſeine eheliche Geburt, die ordentliche Erlernung ſeines Gewerbes und die Ehrbarkeit ſeines Wandels beweiſen, als Probe ſeiner Geſchicklichkeit ein Jahr lang bei einem Zunftmeiſter arbeiten und entweder ſchon verheiratet ſeyn oder ſeine gewiſſe Verehelichung unter Jahr und Tag durch Bürgen verſichern. Zwei oder drei Meiſter in einer Stadt konnten ſich zu keiner Zeche verbinden.

Von dem Sinne für höhere Baukunſt und die damit verbundenen Schweſterkünſte zeugen die in dieſem Zeitraume entſtandenen Dome und

Paläſte. Unter den Wiſſenſchaften wurde in Ungarn die Rechtskunde mit Vorliebe gepflegt; daher die meiſten ungariſchen Prälaten auf auswärtigen hohen Schulen gebildete Doctoren entweder der Decretalen oder beider Rechte, die wenigſten aber Doctoren der Theologie waren, und auch auf der hohen Schule zu Fünfkirchen das Studium beider Rechte noch immer am eifrigſten betrieben wurde. Sigmund ſtiftete (1410—1411), mit Genehmigung des Papſtes Johann XXIII. eine hohe Schule zu Ofen, deren Glanz jedoch frühzeitig erloſch, da die Ungarn, ihre einheimiſchen Schulen höchſtens als Vorbereitungsanſtalten benutzend, lieber die Univerſitäten Frankreichs, Englands, Italiens oder jene zu Wien, Köln, Prag und Leipzig beſuchten. Der hohe Adel Ungarns legte ſich mit großem Fleiße und Erfolge auf gelehrte Studien, und leuchtete hierin den übrigen Ständen ruhmvoll vor; Ladislaus Báthóry, ſpäter in den Eremitenorden des heiligen Paulus aufgenommen, lieferte zuerſt eine Ueberſetzung der heiligen Schrift in die ungariſche Sprache. Nach Büchern war ſo großes Verlangen, daß die zahlreichen Abſchreiber nicht allen Beſtellungen genügen konnten. Daher galten Bücher als Koſtbarleiten; ſie wurden nur gegen förmlichen Schein ausgeliehen. König Sigmund, der ſelbſt in den meiſten lebenden Sprachen bewandert war und Latein mit ziemlicher Fertigkeit ſprach, während frühere Könige für den lateiniſchen Geſchäfts- und Amtsſtyl gewöhnlich der Dolmetſcher bedurft hatten, begünſtigte, ehrte und erhob die Gelehrten, wie und wo ſich nur Gelegenheit dazu fand. (Vergl. über die eben geſchilderten Culturverhältniſſe: Feßler, Geſchichte der Ungarn. Theil IV. Seite 882 u. f.)

Der Sinn zu einem höheren Nationalleben war erwacht, der Anlaß zu einer geſteigerten geiſtigen und phyſiſchen Weiterentwicklung gegeben. Den Stoff zu ordnen, ſeine Theile mit einem lebendigen Bewußtſeyn zu durchdringen und ſo zu einem ſchönen Ganzen zu bilden, war dem Zeitalter eines Mathias Hunyad vorbehalten.

Fünfter Zeitraum.

Ungarn unter dem Könige Mathias von Hunyad; von 1458 bis 1490.

Mit einem heiligen Schauer nähert man ſich dieſem großartig-tragiſchen Zeitpunkte in der Geſchichte Ungarns, wo mit zauberartig-raſchem Ge-

deihen Alles ſeinem Zenith zuſtrömt, wo ſich verwirklichen und vollenden will Alles, was die Väter geahnet und begonnen, Alles nachgeholt und ergänzt werden ſoll, was dieſe verſäumt oder überſehen, und der trügeriſche Schein der Dauer ſich über das Ganze breitet. Aber mit dem letzten Athemzuge eines großen Mannes wankt der mächtige Bau in ſeinen Grundfeſten, und nur Eines Stoßes von Barbarenhänden bedarf es, um die ſchnell vermorſchte Größe in Trümmer zu legen; bis von Habsburg's Throne ein rettender Arm ſich erhebt, dem Umſturze aller Verhältniſſe wehrt und beſonnen zum Wiederaufbaue der edlen Ruinen ſchreitet.

König Ladislaw's plötzlicher Tod gab wieder Vielen zugleich, wenn nicht Anſprüche, doch Hoffnungen auf ſeine Kronen. In Böhmen hätte, wenn es nach Recht gegangen wäre, ſchon damals die Nachfolge dem Hauſe Oeſterreich gebührt; aber mit Ungarn waren die früheren Erbverträge außer Kraft geſetzt, und billig hätte dieſes Reich den Schweſtern Ladislaw's zufallen müſſen. Die ältere, Anna, war in unglücklicher Ehe mit dem Herzoge Wilhelm von Sachſen vermält, von ihm um des Fräuleins Katharina von Brandenſtein willen verſtoßen und in Eckartsberge in Verwahrung gehalten; die jüngere, Eliſabeth, war die Gemalin des Polenkönigs Kazimierz. Auf Beider Recht nahmen die herrſchenden Parteien in Ungarn keine Rückſicht; denn, wie verſchieden auch ihre Plane im Uebrigen waren, darin ſtimmten die Meiſten ſchon aus perſönlichen Zwecken überein: daß kein Ausländer den Thron Ungarns beſteigen ſolle. Am allerwenigſten aber ergab ſich eine Ausſicht für den König Karl VII. von Frankreich, der die Nachfolge in Ungarn aus dem ſeltſamen Grunde anſprach, weil ſeine Tochter dem Könige Ladislaw verlobt geweſen. Doch auch Kaiſer Friedrich III. beſaß nicht Ausdauer und Willensſtärke genug, um ſeine und ſeines Hauſes Anſprüche mit der erforderlichen Entſchiedenheit zu verfolgen, obwohl er Schritte that, ſie geltend zu machen.

Die Ungewißheit, wer künftig Herr in Ungarn ſeyn werde, drohte zu um ſo heilloſeren Verwirrungen zu führen, da noch bei Ladislaw's Lebzeiten die Ruhe nicht hergeſtellt worden; darum glaubten die zu Ofen verſammelten Prälaten und Barone: der Graner Erzbiſchof, die Biſchöfe von Erlau, Raab, Waizen und Bosnien, der Palatin Ladislaw Gara, die Siebenbürger Woiwoden Niklas von Ujlak und Johannes Rozgony, der Reichsſchatzmeiſter Johannes von Peren, ingleichen die Herrn Michael Orſzagh von Guth,

Johannes von Marczaly und Simon Csudéor von Olnod, doppelt mit der Wahl eilen zu müſſen, wobei der Palatin Ladislaw Gara und der Woiwod Niklas von Ujlak ſich ſelbſt nicht wenig mit der Hoffnung ſchmeichelten, jene Wahl auf ſich zu lenken.

Aber noch ſtand die Partei der Hunyaden unter den Waffen, an ihrer Spitze Michael Szilagyi, Kapitän von Belgrad und Bruder Eliſens von Hunyad. Zu ſeiner Verfügung ſtanden zwanzig tauſend gerüſtete Krieger, angeführt von Thomas Székely, Sebaſtian von Rozgony, Ladislaw von Kaniſſa und Johannes Pankraz von Szent-Miklos; ganz Siebenbürgen war bereits in ihren Händen, und der geſammte Adel diesſeits wie jenſeits der Theiß in ihrem Bunde. Dieſe Waffengewalt, welche zur Betreibung der Blutrache hatte dienen ſollen, mußte jetzt die Erhebung des tiefgebeugten Hauſes Hunyad zu der Höhe des Thrones erzwingen.

Der fünfzehnjährige Mathias von Hunyad, dem ſeine Partei die Krone zugedacht hatte, ſaß als Gefangener in Prag, wohin ihn König Ladislaw geſendet, um ſeine gewaltſame Befreiung durch das Heer ſeiner Mutter zu verhüten. Als der König ſtarb, wurde er in die Prager Burg geführt. Der Statthalter Böhmens, Georg von Podiebrad, ahnete die große Zukunft ſeines jungen Gefangenen und ſäumte daher nicht, ihn durch Bande der Freundſchaft und des Blutes an ſich zu feſſeln. Er erklärte ihn als Glied ſeiner Familie, und begegnete ihm mit väterlicher Sorgfalt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, von dem Großwardeiner Biſchof Johannes Vitéz, der wegen Auslieferung des Mathias jetzt nach Prag kam, vierzig tauſend Goldgulden Löſegeld und überdies noch ein angemeſſenes Geſchenk zu fordern. Der Biſchof ging die Forderung ein und erhielt dafür auch noch die Bewilligung, in Böhmen und deſſen Kronlanden Kriegsvolk anwerben zu dürfen. Podiebrad aber eilte, ſeinen Gefangenen, ehe derſelbe noch Kenntniß von der ihm winkenden glänzenden Zukunft hatte, mit ſeiner Tochter Katharina zu verloben und ſo die Macht ſeines eigenen Hauſes an jene des Hunyad'ſchen anzulehnen.

Nachdem der Großwardeiner Biſchof aus Böhmen zurück gekehrt war, zog Michael Szilagyi an der Spitze ſeines gewaltigen Heeres gegen Peſth zu dem Landtage. Dieſe bewaffnete Einſprache machte den Palatin und deſſen Anhänger für ihre Sicherheit beſorgt, ſo daß Jener mit den Ständen aus dem Lande am rechten Donauufer in Ofen zurück blieb. Szilagyi gewann

dadurch offenes Feld, um durch Ueberredung oder Drohung die Wahlherren für ſeinen Plan zu ſtimmen. Vor Allem ſuchte er dieſen Herren die Abſichten des Palatins zu verdächtigen, als ſtehe dieſer mit auswärtigen Fürſten in geheimem, die Unabhängigkeit des Reiches bedrohendem, Einvernehmen, was er ſo glaublich zu machen wußte, daß die verſammelten Herren den Palatin und die mit ihm in Ofen zurück gebliebenen Magnaten alles Ernſtes aufforderten, nach Peſth herüber zu kommen, und hier in Freundſchaft und Frieden an den gemeinſamen Beſchlüſſen Antheil zu nehmen. Der Palatin Gara wies jedoch die Einladung zurück, trotzend auf die mit Eisſchollen bedeckte Donau, welche ihn von Peſth abſperrte und jeden Verſuch, ihn mit Gewalt hinüber zu holen, zu verſpotten ſchien. Aber plötzlich brachte zunehmender Froſt den Strom zum Stehen, und alsbald (5. Januar 1458) rückte Szilagyi mit zehn tauſend Bewaffneten über die Donau und ſetzte ſich in den Beſitz Ofens. Mit dem Schwerte in der Hand wiederholte er jetzt den dortigen Magnaten ſeine Drohung, die Partei des Palatins zu verlaſſen und der vorzunehmenden Wahl in Peſth beizuwohnen. Alle zitterten vor ſeinem Zorne; aber der päpſtliche Legat, Johannes Carvajal, ſchritt verſöhnend ein und nahm ihm einen feierlichen Eid ab, die Hinrichtung Ladislaw Hunyad's ungerächt zu laſſen und die Theilnehmer weder jetzt noch künftig verfolgen zu wollen.

Szilagyi's Schwur zerſtreute die Beſorgniſſe ſeiner bisherigen Gegner; ſie kamen nach Peſt zu der allgemeinen Ständeverſammlung, und das Wahlgeſchäft nahm dem Anſcheine nach ſeinen Fortgang. Zuerſt würden die Geſandten der auswärtigen Fürſten gehört, ſo des Königs von Frankreich, der die Krone Ungarns für einen ſeiner Söhne oder wenigſtens für einen Fürſten anſprach, mit welchem er ſeine Tochter, König Ladislaw's trauernde Braut, vermälen könne; dann Herzog Wilhelm's von Sachſen, der das Erbrecht ſeiner von ihm ſo ſchnöde behandelten Gemalin Anna geltend machte, und des Polenkönigs Kazimierz, für deſſen Gemalin, Eliſabeth, auch Kaiſer Friedrich III. ſich mit Nachdruck verwendete, ohne für jetzt ſeiner eigenen Anſprüche zu gedenken. Doch eine eindringlichere Sprache, als alle jene Bewerber, führte Szilagyi, indem er den Verſammlungsſaal mit Bewaffneten umgeben ließ und dann die Stände aufforderte, ohne Rückſicht auf das Geſchlecht des verſtorbenen Königs zu wählen und keinem Ausländer ihre Stimme zu geben, dabei mit Bitterkeit der Regierungsfehler früherer Könige fremden Stammes gedenkend, und auf die vermeinten Gefahren hinweiſend, die bei einer ähn-

lichen Wahl wiederkehren würden. Schon glaubten die Anweſenden, Szilagyi's Rede ziele dahin, ſich ſelbſt wählen zu laſſen, und, gänzlich in ſeine Gewalt gegeben, ſtanden ſie im Begriffe, ihn als König auszurufen. Aber Szilagyi, mit Selbſtverläugnung dieſes Ziel verſchmähend, unterbrach ſie, rühmte mit begeiſternden Worten die unſterblichen Verdienſte Hunyad's um Ungarn, ſchilderte den Undank, den der verklärte Held in ſeiner Witwe und ſeinen Söhnen erlitten, und forderte ſie auf, dieſe Ungerechtigkeit an dem letzten ſeiner Söhne, dem herrlichen Jünglinge Mathias, gut zu machen, in welchem das edle Blut ſeines Vaters walle und ihm den Mangel hoher Geburt und des reiferen Alters erſetze. Um ſeine Jugend zu leiten, ſollten die Stände ihm aus ihrem Mittel einen Statthalter beigeſellen, ohne deſſen Rath der junge König Nichts unternehmen dürfe. Uebrigens wolle er ſie keineswegs zur Erwählung des Mathias zwingen, ſondern ſein Vorſchlag gelte nur dem Wohle des Vaterlandes und der Einigung der getrennten Parteien.

Ungeachtet dieſes beſchönigenden Zuſatzes war dennoch der Zwang, welchen Szilagyi und ſeine Bewaffneten auf die Verſammlung übten, unverkennbar; die Anhänger der Hunyaden jubelten ſeinem Antrage Beifall zu, und halb aus Ueberzeugung, halb unfreiwillig, traten ihnen Viele der Gegenpartei bei. Noch einen Verſuch machte der Palatin Gara, ſeinem Gegner das Heft zu entwinden, indem er es dahin brachte, daß die Berathſchlagung abgebrochen und die Stimmenſammlung auf den nächſten Tag verſchoben wurde, dann aber, die verhängnißvolle Wichtigkeit des Actes vorſchützend, durch mehre Tage ſich weigerte, die Stände wieder zuſammen zu berufen. Doch anſtatt dadurch die Plane der Gegner zu durchkreuzen, förderte er vielmehr unwillkürlich ihren Sieg. Der päpſtliche Legat benutzte den Aufſchub, um den Anhang der Hunyaden zu verſtärken, wobei die Partei Gara's und Ujlak's beinahe gänzlich zuſammen ſchmolz und Beide ſich endlich völlig vereinſamt und aufgegeben ſahen.

Auf die rechtlich begründeten Erbanſprüche der Schweſtern Ladislaw's hörte Niemand mehr. Selbſt die Maſſe des Volkes war für einen einheimiſchen Herrſcher bearbeitet worden, und durchzog in bedrohlicher Aufregung die Straßen von Ofen und Peſth, Mathias zum Könige fordernd; die Wahl war noch nicht geſchehen, als ſchon in allen Peſther Kirchen Dankgebete für deren Gelingen zum Himmel ſtiegen. Da ſolchergeſtalt auch die Stimme des Volkes zur Wahl in Szilagyi's Sinne zu drängen ſchien, ward es dem

Letzteren um ſo leichter, den Palatin und die Stände zur Beendigung der Angelegenheit zu treiben, und am 24. Januar 1458 trat zu dieſem Zwecke die durch Gara's Gegenumtriebe vertagte Verſammlung abermals zuſammen.

Szilagyi ſah ein, daß, nachdem er ſeiner Sache gewiß ſeyn durfte, der Schein der Gewalt und des Zwanges ihr mehr ſchaden, als nützen müſſe, ja daß dadurch früher oder ſpäter ein Anlaß erwachſen könnte, die Rechtmäßigkeit der Wahl zu beſtreiten. Daher zog er mit dem Heere aus der Stadt, ließ dasſelbe aber eine ſchlagfertige Stellung auf der zugefrorenen Donau annehmen. Wieder boten Gara, Ujlak und Bánffy alle ihnen zu Gebote ſtehende Liſt und Kühnheit auf, um den Wahlſieg der Hunyaden zu hindern; ſie wußten die Entſcheidung ſo lange hinzuhalten, daß über den abſichtlich in die Länge gezogenen Berathungen der Abend einbrach. Da glaubte Szilagyi nicht länger zögern zu dürfen, und ließ durch ſein Heer den Ausſchlag geben. Seine Krieger, des Wartens ungeduldig, riefen mit lauter Stimme Mathias, den Sohn des Helden Hunyad, zum Könige aus, und zogen mit dieſem Rufe, in welchen ſich der Jubel des gleichgeſtimmten Volkes miſchte, und unter dem Geläute aller Glocken in die Stadt, um ihre Schwerter in die ſchwankende Schale der Wahl zu werfen. Nunmehr vereinigte die Furcht die ſtreitenden Stimmen, und Mathias wurde von der bebenden Verſammlung zum Könige ausgerufen.

Der Palatin Gara, von dem Strome mit fortgeriſſen, und unfähig, dem Gegner in dieſem Augenblicke den Sieg zu entreißen, bemühte ſich, wenigſtens die Früchte desſelben zu verbittern. Auf ſeinen Antrag wurde Michael Szilagyi auf die nächſten fünf Jahre zum Statthalter des Reiches ernannt, denn gar wohl ahnete der ſchlaue Mann, daß der feurige junge König ſich ſehr bald gegen den Einfluß Desſelben ſträuben, und auf dieſe Weiſe Szilagyi, indem er vermeintlich die höchſte Staffel der Macht erklimme, nur die Schwelle ſeines Verderbens betreten werde. Auch in die Wahlcapitulation wurde Same künftiger Zwietracht zwiſchen Herrſcher und Ständen geſtreut. Der König ſollte das Reich, ſo lange die Feindesgefahr kein allgemeines Aufgebot erfordere, auf eigene Koſten vertheidigen; dazu von den Ständen keine Taxen fordern, allen, von ſeinen Verwandten beleidigten Reichsſaſſen auf gerichtliche Klage Recht zugeſtehen; die jährlichen vier Octavalgerichte wieder einführen; dem geſammten begüterten Adel bei Verluſt ſeiner Beſitzungen auferlegen, jährlich am Pfingſtfeſte zu dem Landtage vor Peſth zu kommen; Ausländern

weder kirchliche Würden, noch Reichsämter verleihen, und die an ſie vergabten Ländereien wieder einziehen. Dem Statthalter wurden die Burgen von Ofen und Viſſegrád ſammt allen befeſtigten Städten und königlichen Schlöſſern von dem Palatin unweigerlich übergeben; allenthalben überbrachten Herolde die freudige Kunde der geſchehenen Wahl, und kehrten reich belohnt zurück.

Nach Prag wurde eine Geſandtſchaft abgeordnet, um den jungen König zu übernehmen. Mathias ahnete noch Nichts von ſeiner Erhebung; Podiebrad ſelbſt wollte ihm dieſe Nachricht mittheilen und ſich dabei zugleich den Dank für ſo köſtliche Botſchaft gewinnen. Wie immer, erſchien Mathias, als Podiebrad's Gaſt, bei'm Nachtmahle. Dieſer wies ihm den Ehrenplatz an und bedeutete ihn, einer hocherfreulichen Neuigkeit gewärtig zu ſeyn. Während der Tafel kam Podiebrad wieder auf die Verlobung des königlichen Jünglings mit ſeiner Tochter Katharina zu ſprechen. Mathias beſtätigte dieſes Verhältniß, und als nun Podiebrad ſich ſeines Wunſches verſichert ſah, begrüßte er den künftigen Eidam als König von Ungarn (ſ. die Kupfertafel zu dieſem Bande).

Unterdeſſen beſchämte der Statthalter Szilagyi die Feinde der Hunyaden noch dadurch, daß er den Leichnam des ſchmählich hingerichteten Ladislaw Hunyad ausgraben, demſelben ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und ihn an der Seite ſeines Vaters, des großen Türkenbeſiegers, beiſetzen ließ.

Am 7. Februar langte Mathias zu Straßnitz an, wo eine glänzende Geſandtſchaft der Ungarn ihn empfing und wo ſeine Mutter freudig den Sohn umarmte, der aus ſeinem Gefängniſſe unmittelbar auf den Thron ſtieg. Der Großwardeiner Biſchof Johannes Vitéz begrüßte ihn im Namen der Stände und der Nation als König. Des Jünglings Würde und der Adel in ſeinem Weſen, wie der Geiſt und das Feuer in ſeinen Worten, gewann ihm ſchnell Aller Herzen, und die ihn erwählt, wurden inne, keinen Fehlgriff gethan zu haben. Seine erſten Handlungen waren der Dankbarkeit gewidmet, und ſo ſtellte er vor Allem eine Urkunde aus, wie er von Georg Podiebrad nur Liebe und Freundſchaft empfangen und dafür, noch vor ſeiner Thronbeſteigung, ein unzertrennliches Freundſchafts- und Verwandtſchaftsband mit demſelben geſchloſſen, das er hiemit beſtätige und erneue. Das vor ſeiner Erwählung von ihm eingegangene Verlöbniß mit Podiebrad's Tochter, Katharina, ſonſt Kunigunde genannt, ſolle unabänderlich beſtehen; nach

Jahresfriſt ſolle Dieſelbe an ſeinen Hof gebracht, nach ſeiner Krönung zur Königin gekrönt und nach erreichter Mannbarkeit ihm angetraut werden. Welcher Theil dieſes Verlöbniß löſe, ſolle dem anderen mit hundert tauſend Goldgulden einſtehen. Drei Jahre ſpäter (1461) wurde dieſe Ehe wirklich vollzogen, wieder drei Jahre darauf (1464) aber ſchon wieder durch Katharina's frühzeitigen Hintritt kinderlos getrennt, nicht ohne verhängnißreiche Folgen für das Verhältniß zu Böhmen und deſſen nunmehrigen König, Georg Podiebrad, den Schwiegervater des Mathias. Podiebrad erhielt nach des Letzteren Freigebung das bedungene Löſegeld von vierzig tauſend Goldgulden, welchem des jungen Königs Mutter, Eliſabeth von Hunyad, noch zwanzig tauſend als Geſchenk für ihres Sohnes liebevolle Behandlung zulegte.

Umgeben von ſeinen Kriegern und ſeinen Anhängern, zog König Mathias unter dem Jubelgeſchrei des Volkes in ſeine Hauptſtadt ein. Der ungewohnte Glanz und das Geſchwirr der Schmeicheleien und Glückwünſche verbarg ihm wohl für den Augenblick das Schwierige ſeiner Lage; denn viele, auf das Alter ihrer Häuſer oder die Thaten ihrer Ahnen ſtolze Edle beneideten den König, der kaum das Knabenalter abgeſtreift hatte und deſſen Ahnenreihe nicht über ſeinen, von dunkler Herkunft ſtammenden Vater hinauf reichte. Gegen den Oſten und Süden ſeines Reiches drängten die Türken, und die Treue der Lehensfürſten war mehr als verdächtig. Ueberdies war Ungarns heilige Krone noch immer in Kaiſer Friedrich's Hand, und des Mathias allgemeine Anerkennung zweifelhaft, ſo lange er mit jener nicht feierlich gekrönt war.

Es wurde daher eine Geſandtſchaft an den Kaiſer geſchickt, um wegen Auslieferung der Reichskrone und Räumung des Reichsgebietes zwiſchen der Raab und der Leitha mit ihm zu unterhandeln. Doch der Kaiſer, von mehren ungariſchen Mißvergnügten ſelbſt zur Eroberung dieſes Thrones aufgemuntert, gab den Anträgen und Vorſtellungen der Geſandtſchaft kein Gehör, und war ſogar durch Kriegsdrohung nicht dahin zu bringen, von ſeiner Weigerung abzuſtehen. Ebenfalls von jenen Mißvergnügten verleitet, kündigte auch Johannes Giskra von Brandeis dem Könige den Gehorſam auf, welchen er ihm, unter Podiebrad's Vermittelung, zu Straßnitz geſchworen, ging nach Polen und forderte den König Kazimierz auf, die Anſprüche ſeiner Gemalin auf den Thron von Ungarn mit bewaffneter Gewalt durch-

zuſetzen, indem er ihm Ungarns Zerriſſenheit und Spaltung ſchilderte und ihm von dort, wie von Böhmen aus, thätige Unterſtützung verſprach. Der polniſche Reichstag wollte jedoch dieſe Angelegenheit nicht eher, als nach geſchloſſenem Frieden mit dem preußiſchen Ritterorden aufnehmen, und da Herrn Giskra die Vermittelung dieſes Friedens nicht gelang, ſo war auf eine Mitwirkung von polniſcher Seite nicht zu rechnen; Giskra mußte auf eigene Fauſt wider Mathias rüſten und zugleich bedacht ſeyn, den bevorſtehenden Angriff des Kaiſers abzuwehren.

Gegenüber den Türken verſprach Mathias in die Fußſtapfen ſeines großen Vaters zu treten und ein ſo unverſöhnlicher Bekämpfer der Feinde ſeines Glaubens zu werden, wie Dieſer. Als daher verlautete, der Sultan Mohammed habe im Sinne, mit ihm Waffenſtillſtand und Bündniß zu ſchließen, verwarf er muthvoll den Antrag ſeines Staatsrathes, der zu friedlichem Vertrage mit dem Sultan mahnte. Er wurde in dieſer würdigen Geſinnung beſtärkt durch den Papſt Calixtus III., welcher in einem Schreiben ſeine hohe Freude über des Mathias Erwählung an den Tag legte, ihm die Anerkennung und den Schutz des apoſtoliſchen Stuhles zuſagte und ihn ermahnte, keinen Frieden mit den Drängern der Gläubigen einzugehen, indem der Papſt ihn auch in dieſem heiligen Kampfe mit aller Kraft unterſtützen werde.

Bevor jedoch mit Erfolg gegen die Türken gerüſtet werden konnte, mußten erſt die näheren Feinde zur Ruhe gebracht, vor Allem die Verhältniſſe mit dem Kaiſer geordnet und dem Unweſen der böhmiſchen Freibeuter ein Ende gemacht werden. Gegen die Letzteren ſendete der König Herrn Sebaſtian von Rozgony, zu welchem auch der Erlauer Biſchof, Ladislaw von Hedervary, und die Banderie der Bartfelder Geſammtheit ſtoßen ſollten. Rozgony zog in Eile nach Erlau, um die von den Freibeuterhäuptlingen Walgatha und Komorowsky in dem Borſoder Gebirge zu beiden Seiten des Sajo aufgeführten zwei Raubneſter Vadna und Galgocz zu nehmen. Vadna fiel nach dreiſtündiger Belagerung; die Beſatzung wurde gefangen. Die Häuptlinge der Freibeuter hatten ſich nach Galgocz geworfen, und flohen, als Rozgony auch gegen dieſe Burg zog, mit ſieben hundert Mann über das Gebirge hinunter gegen Szecs, unweit Erlau. Hier ſperrte ihnen die Nachhut des Erlauer Biſchofs die Flucht und verſprengte ſie in die Wälder, wohin ſie von den ungariſchen Reitern verfolgt und aufgerieben wurden. Nur Komorowsky entkam; Walgatha wurde mit dritthalb hundert Freibeutern gefangen

und nach Ofen zu dem Könige geführt. Dieſer raſche Sieg der Ungarn über die Freibeuter flößte auch den Landleuten Muth ein, ſich gegen jene Räuber und Quäler zu erheben. An fünf tauſend Bauern aus den Borſoder und Ujvarer Geſpanſchaften eilten, auf den Schultern mit einem Kreuze bezeichnet, als gälte es einen Glaubenskrieg, unter die Banner Sebaſtian Rozgony's und des Blaſius Magyar. Mit ihnen vereinigt, ſtürmten die Ungarn (18. Mai 1458) die von den Böhmen, zwei Meilen ſüdlich von Kaſchau aufgeführte Miſchler Bergfeſte und hieben die, vier hundert Mann ſtarke Beſatzung nieder. Auch die Gall-Szécſer Burg fiel bald darauf in ihre Gewalt. Von da zog der muthige Haufe auf das Bottkzöer Feld vor Sáros-Patak und lieferte den berüchtigten beiden Freibeuterführern Akzamit und Johannes Thalafuz ein ſiegreiches Treffen, in welchem Akzamit mit ſechs hundert ſeiner Leute erſchlagen, zwei hundert zu Gefangenen gemacht, die übrigen auf der Flucht von den ergrimmten Bauern getödtet wurden. Nur Thalafuz entrann, mit wenigen Reitern gegen Sáros fliehend, dem Verderben. Hedervàry, ihn verfolgend, bemächtigte ſich unterwegs der Raubfeſte Jaſon, deren Befehlshaber, Uderzky, mit Mühe entkam, und brachte nach kurzer Belagerung auch Sáros zur Uebergabe. So war in einem einzigen Feldzuge die Macht der gefürchteten böhmiſchen Freibeuter gebrochen. Rozgony erhielt für ſein ſiegreiches Unternehmen von dem Könige die Cserézer Herrſchaft in der Borſoder Geſpanſchaft.

Des Königs Stellung war dadurch um Nichts ſicherer geworden. Die Partei des Gara griff mächtig um ſich, und zwiſchen dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden Könige und dem ehrgeizigen Statthalter, der ſich gern über Jenen erhob, bereiteten ſich, wie der Palatin mit argliſtigem Scharfblicke vorausgeſehen, mancherlei Spannungen vor. Mathias, um von Auflehnungen wider die königliche Macht abzuſchrecken, ſetzte auf dem Peſther Landtage die Verordnung durch, daß jede Parteiſtiftung oder Verbindung wider König und Reichsſaſſen als Hochverrath und Majeſtätsverbrechen gelten, und ſelbſt der König nicht das Recht haben ſolle, ohne Genehmigung der Reichsgeſammtheit einen ſolchen Verbrecher zu begnadigen; auch wurden ſämmtliche Reichsſaſſen ſofort eidlich verpflichtet, auf des Königs Mahnung zur Verfolgung ähnlicher Verbrecher allgemein aufzuſitzen.

Einen mächtigen Gönner verlor Mathias durch den Tod des Papſtes Calixtus III. (6. Auguſt 1458), der von jeher ein warmer und thätiger

Freund des Hunyad'ſchen Hauſes geweſen war. Von ſeinem Nachfolger, dem unter dem Namen Pius II. auf den päpſtlichen Stuhl gelangenden Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, als einem entſchiedenen Anhänger des Kaiſers Friedrich III., durfte Mathias ſich natürlich weit weniger Gutes gewärtigen, obwohl Derſelbe ihn der Form nach ebenfalls ſeines Schutzes verſicherte.

Indeſſen ſtrebte der feurige königliche Jüngling mit der ihm eigenen kühnen Ungeduld, ſich der immer läſtigeren Vormundſchaft ſeines Oheims, des Statthalters Szilagyj, zu entziehen. Nur Liſt konnte, dieſem mächtigen Manne gegenüber, zum Ziele führen. Im Monat Auguſt verließ der König zum erſten Male ſeine Hauptſtadt, um die unteren Gegenden ſeines Reiches zu bereiſen. In Szegedin angelangt, lud er den Statthalter an das linke Theißufer zu einer Unterredung, ließ ihn feſtnehmen, als Staatsgefangenen auf die Feſte Vigálosvár abführen und dort von den Burgherren Gregor von Lábatlan und Georg Dóczi ſorgfältig bewachen.

Dieſem erſten Schritte ließ der, einmal zum Bewußtſeyn ſeiner Kraft gelangte König noch andere nachfolgen, und ſchon auf dem Landtage zu Szegedin (im December 1458) zeigte er ſeinen muthigen Sinn, ſeinen durchgreifenden Geiſt. Den mächtigen Palatin Ladislaw Gara und den Siebenbürger Woiwoden Niklas von Ujlak, die er Beide als Anhänger des Kaiſers kannte, ſetzte er ab, erhob ſtatt ihrer den Michael Orſzágh von Guth zum Palatin, und die Brüder Sebaſtian und Johannes von Rozgony zu Woiwoden. Zugleich betrieb er, um dem neuen Papſte ſeinen Glaubenseifer zu zeigen, mit hohem Ernſte die Rüſtungen zum Türkenkriege. Der Adel und die Prälaten ſagten dem kraftvollen Könige ihre Unterſtützung zu und verſprachen ihm, eine beſtimmte Anzahl Mannen zu ſtellen; der zwanzigſte Landmann ſollte bewaffnet werden, dem Könige das Recht zuſtehen, die geſammte Kriegsmacht des Reiches aufzubieten, jedoch der Adel nicht gezwungen ſeyn, jenſeits der Reichsgränze zu dienen und ſeine Völker perſönlich, auf eigene Koſten, anzuführen. Dem Papſte Pius meldete König Mathias die zu dem Türkenzuge getroffenen Maßregeln, entſchuldigte ſich aber zugleich, daß er bei der von dem heiligen Vater ausgeſchriebenen Zuſammenkunft aller chriſtlichen Fürſten in Mantua nicht erſcheinen könne, indem die Anſchläge treuloſer Landherren, welche damit umgingen, den Kaiſer auf Ungarns Thron zu rufen, ſeine Gegenwart in Ungarn nöthig machten.

Gleichzeitig berief er die bisher ihm getreuen Prälaten, Baronen und Herren nach Ofen (Februar 1459), gebot ihnen, ihm freimüthig zu bekennen, ob ſie mit ihrer Wahl zufrieden, und zeigte ſich, wenn dies nicht der Fall, bereit, die Krone, welche er lieber gar nicht, als unwürdig, tragen wolle, niederzulegen. Einmüthig erklärten ſie ſich für ihn, und ſchwuren ihm unverbrüchliche Treue, ſo wie Beiſtand gegen Jeden zu, der ſeine Ehre kränken, ſich dem ihm ſchuldigen Gehorſam entziehen wolle, wogegen der König ihnen feierlich verſprach, auch ſie bei ihren Rechten und Ehren ungeſchmälert zu erhalten.

Der Papſt Pius, in ſeinem Herzen zur Sache des ihm befreundeten Kaiſers hingezogen, konnte dennoch ſich gegen Mathias, der durch ſeine eifrige Betreibung des Türkenkrieges ſich als gehorſamer Sohn der Kirche zeigte, nicht entſchieden erklären, und dieſe ihm aufgelegte Rückſicht machte ſein Benehmen zwiſchen beiden Herrſchern ſchwankend und zweifelhaft. Seinem Legaten, Johannes Carvajal, trug er auf, wider Alle, welche den König Mathias in ſeinem gottſeligen Eifer, die Türken zu bekämpfen, hindern würden, ſelbſt wider Könige und Fürſten, mit dem Banne zu verfahren. Zugleich ermahnte er den Kaiſer dringend, ſich durch einige aufrühriſche Magnaten nicht verblenden zu laſſen, die Unruhen in Ungarn zu fördern, und Zwieſpalt und Aergerniß in die chriſtliche Welt zu ſchleudern.

Der Kaiſer Friedrich, ſonſt ſo wenig zu gewagten Schritten geneigt, verfolgte, ungeachtet der päpſtlichen Abmahnung, ſein Unternehmen auf Ungarn mit eifriger Vorliebe. Nachdem vier und zwanzig, mit der Wahl und dem Regimente des Königs Mathias unzufriedene Baronen bei einer auf der Güſſinger Burg (17. Februar 1459) von ihnen gehaltenen Verſammlung den Kaiſer als König von Ungarn ausgerufen und ihm die betreffende Wahlurkunde überſchickt hatten, benachrichtigte Derſelbe den heiligen Vater von ſeiner angeblichen Berufung auf Ungarns Thron und bat um Belehrung, wie er als gehorſamer Sohn der Kirche ſich dabei verhalten ſolle. Zugleich ſollte ſein Geſandter auch darüber Beſchwerde führen, daß der Papſt den Bisztritzer Grafen Mathias mit dem Königstitel beehrt habe. Ohne jedoch auf die erbetene päpſtliche Belehrung erſt zu warten, machte Friedrich zu Wieneriſch-Neuſtadt ſeine Erwählung zum Könige von Ungarn mit aller Förmlichkeit bekannt, und ließ ſich — wie es heißt, jedoch nicht völlig erwieſen iſt — mit der in ſeiner Verwahrung befindlichen ungariſchen Reichskrone krönen,

worauf er, ohne nun weiter der früher von ihm vertheidigten Rechte Eliſabeth's von Polen zu gedenken, ſich König von Ungarn nannte.

Dieſe Vorgänge mehrten nur die Verlegenheit des Papſtes, der in früheren Jahren, König Ladislaw's des Nachgeborenen Erbrecht vertheidigend, mit gutem Grunde behauptet hatte, Ungarn ſey ein Erb-, kein Wahlreich, und dem ſonach weder Mathias, noch der Kaiſer als rechtmäßige Könige Ungarns erſcheinen konnten. Gegen den Kaiſer entſchuldigte er ſich nach Möglichkeit, Mathias den Königstitel beigelegt zu haben, indem ſein Vorgänger auf dem apoſtoliſchen Stuhle ihn bereits als ſolchen anerkannt. Doch dürfe der Kaiſer immer vorzugsweiſe auf ihn rechnen; auch habe er den ungariſchen Geſandten, trotz ihres Bittens, ſogar Schwert und Fahne verſagt. Gleichwohl ſendete der Papſt kurz darauf das geweihte Schwert und die Kreuzfahne der Kirche an den Legaten Carvajal, mit dem Auftrage, dem Könige Mathias, wenn derſelbe ernſthafte Anſtalten gegen die Türken machen würde, jene Heiligthümer zu überreichen. Zwölf Tage ſpäter verbot er, in dieſer verworrenen Angelegenheit völlig mit ſich uneins, wieder dem Legaten, von dem wider des Mathias Widerſacher auszuſprechenden Banne den Kaiſer und deſſen ungariſche Anhänger auszunehmen. Jedenfalls ſolle der Legat den Ausbruch gegenſeitiger Feindſeligkeiten zu verhindern trachten und wenigſtens für den nächſten Sommer Waffenruhe zwiſchen Beiden vermitteln, damit über den weltlichen Streitigkeiten nicht das gottgefällige Werk des Kreuzzuges wider die Osmanen in's Stocken gerathe.

Keinem der beiden Gegenkönige war mit dieſem Hinausziehen gedient; durch die Waffen ſollte das Los der Entſcheidung gezogen werden. Der Kaiſer ſendete unter Ulrich von Graveneck fünf tauſend Oeſterreicher in die Eiſenburger Geſpanſchaft, um bei Körmend ſich mit den Schaaren der Mißvergnügten zu vereinigen, an deren Spitze Niklas von Ujlak und die Grafen Sigmund und Johannes von Pöſing und St. Görgen ſtanden. Die königlichen Truppen, angeführt von Simon Nagy und Niklas von Rozgony, wurden geworfen; aber Ujlak und Graf Sigmund duldeten nicht, daß ihre Landsleute, obwohl ſie gegen dieſelben in Waffen ſtanden, auf ihrem Rückzuge verfolgt wurden, und ſo ernteten die Oeſterreicher von ihrem Siege nicht die Früchte, welche er ihnen hätte tragen können, wenn ihre Verbündeten denſelben hätten benutzen wollen und benutzen laſſen. Dies machte den Kaiſer kälter gegen die unzufriedenen ungariſchen Herren, welche ihm die Krone des

Landes früher aufgedrungen hatten; ſeine Kälte aber und die Wahrnehmung, daß ſie in ihm nicht das paſſende Werkzeug ihrer Plane gefunden, ſtieß ſie noch mehr von ihm ab und ließ ſie auf Ausſöhnung mit dem Könige Mathias denken. Ladislaw und Niklas Kaniſa entflohen des Nachts aus dem kaiſerlichen Lager und unterwarfen ſich dem Könige, der ſie huldreich aufnahm und ſich ihrer als Vermittler bediente, um auch die übrigen Mißvergnügten, gegen Zuſicherung gnädiger Aufnahme und vollkommener Verzeihung, auf ſeine Seite zu ziehen. Das Verſöhnungswerk gelang. Die abgefallenen Magnaten kehrten zu dem Könige zurück, wurden von ihm in den Beſitz ihrer Güter und Rechte wieder eingeſetzt, und, um ſie in ihrer Treue beſſer zu befeſtigen, noch durch mancherlei Gunſtbezeigungen ausgezeichnet. Den ſtolzen Woiwoden Niklas von Ujlak behielt der König als erſten Reichsfürſten an ſeinem Hoflager; dem Ladislaw Gara geſtattete er, Titel und Rang eines Palatins fortzuführen; den Grafen Johannes von Pöſing ernannte er zum Woiwoden von Siebenbürgen, und ſendete deſſen Bruder, den kriegeriſchen Sigmund, als Befehlshaber der königlichen Reiterei, mit Simon Nagy in den zweiten Feldzug, der gegen den Kaiſer eröffnet wurde.

Nach ſolcher Schwächung ſeiner Partei war für den Kaiſer der günſtige Zeitpunkt entſchwunden, den Sieg von Körmend zu verfolgen. Dennoch lag dies im Plane ſeiner Heerführer und Anhänger. Graveneck, Baumkircher und die bei der Partei des Kaiſers zurück gebliebenen Grafen Georg und Ladislaw von Pöſing führten deſſen Heer hinter Pinkafeld, um Güns und Oedenburg zu ſchützen. Hier wurden ſie (im April 1459) in ihrem verſchanzten Lager von den Truppen des Mathias angegriffen und erlitten, da die in ihren Reihen befindlichen Parteigänger mit geringem Eifer fochten, eine empfindliche Niederlage. Dieſer Sieg befeſtigte mit ſchneller Entſcheidung den Thron des Mathias und vereitelte die Hoffnungen des Kaiſers, der, um ſeine Bedrängniß zu mehren, jetzt auch noch in heftige Fehde mit ſeinem Bruder Albrecht verwickelt wurde. Des Königs Mathias Anhänger drangen in ihn, ſeinen Sieg zu verfolgen; doch der päpſtliche Legat mahnte eifrig zu friedlichem Vertrage, und für dieſen ſtimmte auch Mathias, der, zu Sicherung ſeines Anſehens, des päpſtlichen Wohlwollens bedurfte und daher auf baldige thätige Eröffnung des Kreuzzuges gegen die Türken bedacht ſeyn mußte. In der Erwartung, den Kaiſer, nach den letzten erlittenen Nachtheilen und in ſeiner bedrängten Lage, nachgiebiger zu finden, ſendete er den

Biſchof von Großwardein nach Neuſtadt, um neuerdings wegen Ausliefe-rung der Krone zu unterhandeln. Der Kaiſer zeigte zwar ſcheinbare Bereit-willigkeit, wußte aber durch Entſchädigungsanſprüche die Verhandlungen abermals dergeſtalt in die Länge zu ziehen, daß eine Fortſetzung der Feind-ſeligkeiten in Ausſicht ſtand, deren Aufſchub jedoch der Legat auf ſo lange vermittelte, bis der König und die Stände über die angetragenen Bedin-gungen entſchieden haben würden.

Mathias hatte die Gefangenſchaft ſeines Oheims Szilagyi nicht länger dauern laſſen wollen, als bis er ſein königliches Anſehen hinlänglich gegen die Machtüberhebung des Statthalters geſichert wußte. Jetzt da dieſes geſche-hen, war er entſchloſſen, den Kerker des Oheims zu öffnen. Feinde des Letz-teren wären beinahe der Milde des Königs durch eine Gewaltthat zuvor gekommen. Sie ſendeten, den Namen des Königs mißbrauchend, den beiden Burgherren auf Világosvár den Befehl zu, Szilagyi enthaupten zu laſſen. Die Burgherren bezweifelten jedoch mit Recht die Echtheit des Befehles, und Lábatlan reiſete nach Ofen zu dem Könige, um ſich von ihm näher beleh-ren zu laſſen und Vorſtellungen zu machen. Dankbar belobte der König den Edlen, der das Leben des ſchuldloſen Mannes und zugleich die Ehre des Monarchen gerettet, und ſandte ihn mit dem Auftrage zurück, den Gefangenen frei zu geben und nach Tisza-Várſány zu führen, während er ſelbſt nach Várkony am rechten Theißufer zog, um den Gekränkten ehrenvoll zu empfan-gen. Mittlerweile hatte jedoch Szilagyi's treuer Koch ſeinen Herrn in Sicher-heit gebracht. Ein falſcher Lärm, als wären die Türken im Anzuge, hatte die Beſatzung von Világosvár aus der Burg getrieben. Schnell rief der dar-auf vorbereitete Koch Landleute aus der Umgegend herbei, verſchloß die Thore und ließ die Beſatzung nicht wieder ein. Szilagyi meldete dem Könige ſeine Befreiung mit dem beſchämenden Zuſatze: er verdanke ſeinem Koche mehr, als ſeinem Neffen. Dann zog er nach Tisza-Várſány, traf hier mit Mathias zuſammen und verſöhnte ſich mit ihm.

Eben ſtand der König im Begriffe, in Begleitung des verſöhnten Oheims in das Natragebirge zu ziehen, um dem Sebaſtian Rozgony das dort von den böhmiſchen Freibeutern erbaute, allen Anſtrengungen der Bela-gerer trotzende feſte Raubſchloß Pata bewältigen zu helfen, als zu Erlau ihn die böſe Kunde traf, Semendra ſey durch Verrath in Sultan Mohammed's Hände gefallen, und auch Belgrad ſey auf das Aeußerſte bedroht. Sofort

ernannte er den kriegserfahrenen Szilagyi zum oberſten Befehlshaber gegen die Türken, mit unumſchränkter Vollmacht über alle Feſtungen und königlichen Dienſtmannen im ſüdlichen Ungarn, und ließ ihn gegen die untere Donau eilen, während er ſelbſt vor Pata zog, den Platz und die Beſatzung zur Uebergabe nöthigte, dann die Borſoder, Gömörer und Nograder Geſpanſchaften durchſtäubte, die Freibeuter aus Sajo-Nemeshi verjagte, die Sajoner Burg und das feſte Bergſchloß Balogh auf Várhegy überwältigte, und die feſten Waffenplätze der Räuber: Gömör, Derencs, Rima-Szécs, Szirk, Szkálnok, Osgyan und Salgó-Vár bezwang.

Schon im Laufe des vorhergehenden Jahres (1458) hatte Sultan Mohammed, während er in Perſon gegen Morea zog, ſeinem Großweſir Mahmud Paſcha die Eroberung der noch unbezwungenen ſerbiſchen Feſtungen aufgetragen. Dieſer eilte mit einem zahlreichen Heere an die Donau und unterwarf ſich die nicht weit von derſelben gelegenen Schlöſſer Reſſova, Curicowacz, Druno und Braniczovacz mit leichter Mühe. Gegen Semendra vorgerückt, unterhandelte er durch des Ewrenos Enkel, Iſabeg, und durch Karaman Paſcha wegen Uebergabe der Feſtung, die jedoch, obſchon bereits die Außenwerke eingenommen waren, ſich noch hielt. Mahmud ſtand daher einſtweilen von der Eroberung dieſes Platzes ab, wendete ſich nach dem, nur drei Stunden von Belgrad durch Mohammed II. auf einem Hügel erbauten Schloſſe Hawala, welches er wieder in Vertheidigungsſtand ſetzte, ließ dann ſeine Krieger zu Niſſa ausruhen und ſchritt hierauf zur Belagerung von Golumbacz. Den Befehlshaber dieſer Feſtung, der ſich länger vertheidigen zu können hoffte, nöthigte er zur Uebergabe dadurch, daß er der Feſtung das Waſſer abſchnitt und der von dort ausgeſendeten Mannſchaft verwehrte, Waſſer aus der Donau zu holen. Er befeſtigte die genommene Feſtung und ſendete den Mohammedbeg, den Sohn Minnets, zu einem Streifzuge jenſeits der Donau in Ungarn. Dieſer bemächtigte ſich des Schloſſes Tarak (vermuthlich Kereck, in der Nähe von Semlin), verwüſtete den zwiſchen der Donau und der Save gelegenen Bezirk von Rakova, und ſchleppte reiche Beute an Knaben und Mädchen, an Thieren und Geräthſchaften, nebſt zwei hundert ſchwerbewaffneten Soldaten auf Schiffen hinweg, um ſie dem damals zu Uskub verweilenden Sultan zu überbringen.

In Serbien erleichterte die Verwirrung des Landes die Fortſchritte der Türken. Der alte Despot, Georg Brankovics, hatte bei ſeinem Tode, außer

ſeiner Gemalin Irene, eine Tochter, Mara, Witwe Sultan Murad's II., und drei Söhne: Gregor, Stephan und Lazar, hinterlaſſen. Gregor und Stephan waren ſchon früher von ihrem Schwager, dem Sultan Murad, eingekerkert und geblendet worden. Lazar verjagte die blinden Brüder, vergiftete die Mutter, und ſicherte die Herrſchaft in Serbien, indem er ſich dem Sultan zu einem jährlichen Tribute von zwanzig tauſend Pfund Goldes erbot. Doch ſchon im zweiten Monate ſeiner, mit Verbrechen und Schmach erkauften Regierung raffte ihn der Tod dahin. Seine Schweſter, die Sultanin-Witwe Mara, war ſammt ihrem Bruder Gregor, und ihrem Oheime Thomas Kantakuzen, zu Mohammed geflohen, der ihre Anſprüche auf den Thron Serbiens ſich abtreten ließ und ihr zu Jaſſova am Strymon, nicht fern von Athos, einen Witwenſitz gab, wo ſie, nebſt ihrer Schweſter Katharina, der Witwe des Grafen von Cilly, in frommer Einſamkeit ihre Tage hinbrachte. Lazar's Witwe, Helena, aus dem Geſchlechte der Paläologen, wollte Serbien auf zweierlei Weiſe gegen türkiſche Unterjochung ſicher ſtellen. Daher vermälte ſie ihre erſtgeborene Tochter Maria mit Stephan Thomaſſevics, dem unehelichen Sohne und Thronerben des Königs Stephan Thomasko von Bosnien, und übertrug gleichzeitig Serbien als ein Lehen dem Papſte, der es durch ſeinen Legaten, den Kardinal St. Angelo, annahm. Thomasko, beſorgend, daß die ungariſche Krone hierin eine Verletzung ihrer oberherrlichen Rechte ableiten möchte, ſtellte ſich auf dem Szegediner Landtage ein und bat um die Belehnung mit Rascien, worauf, durch einen Reichsbeſchluß, ihm die Provinz, ſeinem Sohne Semendra mit dem umliegenden Gebiete, beides als ungariſche Reichslehen, zugeſprochen, und hiemit Rascien und Bosnien vereinigt wurden. Aber die ſerbiſchen Bojaren, mißvergnügt über Helena's Schenkung und ihre Begünſtigung der römiſchen Kirche, ſchlugen ſich lieber auf die Seite der Mohammedaner, als katholiſcher Chriſten, und erwählten den Michael Abogovics, einen Bruder des Großweſirs Mahmud Paſcha, zu ihrem Anführer. Helena wußte unter dem Scheine des Friedens den Abogovics in die Citadelle zu locken, ließ ihn dann feſtnehmen und gefangen nach Ungarn führen. Sultan Mohammed, nachdem er Prisren erobert, zog vor Semendra, welches gegen die Bedingung, daß Helena frei mit ihren Schätzen abziehen dürfe, ſich ihm in Güte ergab. Dem Beiſpiele Semendra's folgten die Schlöſſer Wicheslaw, Schernow und Belaſtena; das Kloſter Mileſchewo wurde von den Türken verbrannt, welche bei dieſer

Gelegenheit zweimal hundert tauſend Bewohner in die Sklaverei geſchleppt haben ſollen (November 1459). Hiemit war Serbien eine Provinz des osmaniſchen Reiches, und Semendra oder Spendorobe, die alte Hauptſtadt der Tryballer, nachdem ſie ſchon früher zweimal von den Türken belagert, einmal erobert und wieder zurückgeſtellt worden, wurde nun mit ganz Serbien dem osmaniſchen Reiche bleibend einverleibt.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Mathias, obgleich von dem nach Frieden und Ausgleichung zwiſchen beiden Fürſten ſich ſehnenden Papſte fortwährend angeregt, zogen ſich erfolglos mehr und mehr in die Länge. Auch Georg Podiebrad's Einſchreiten als Vermittler und Friedensſtifter trug zur Förderung des Friedensgeſchäftes Nichts bei, da ſein offenbares Einverſtändniß mit dem Kaiſer nur dazu diente, des Ungarnkönigs Argwohn gegen ihn zu erwecken. Während Mathias den Herzog Albrecht gegen ſeinen Bruder, den Kaiſer, unterſtützte, bot Letzterer allen unzufriedenen Ungarn Schutz und Zuflucht; auch gelang es ihm, den unruhevollen Johannes Giskra auf ſeine Seite zu ziehen, wiewohl nicht auf lange Zeit; denn Giskra ſah bald ein, daß auf der Seite ſeines neuen Gönners kein Sieg und kein Vortheil zu finden, und unterwarf ſich daher dem Könige Mathias, der ihn zum Lohne dafür mit mehren Schlöſſern belehnte und auf dieſe Weiſe ihn fortan in unverbrüchlicher Treue erhielt.

Während es dem Könige gelang, im Inneren ſeines Reiches ſich Gehorſam und Anhänglichkeit zu gewinnen, wurde das Band, welches die Vaſallenfürſten an die ungariſche Krone knüpfte, durch das Eindrängen osmaniſcher Gewalt immer lockerer. Der bosniſche König, Stephan Thomaſſevics, nicht zufrieden, durch Verrath Semendra in die Hände der Türken geſpielt zu haben, übergab denſelben auch die Burg Kaſſina, und wurde dafür nicht allein von dem apoſtoliſchen Vicar zweimal mit dem Banne belegt, ſondern auch von ſeinem Lehensherrn, Mathias, mit Krieg bedroht. Durch ſcheinbare Demuth beſänftigte Stephan den geiſtlichen, wie den weltlichen Zorn, löſete ſich von dem Banne und erlangte nach einigen Schwierigkeiten die Verzeihung des Königs Mathias, wogegen er der Oberherrlichkeit des ungariſchen Reiches unverbrüchliche Treue gelobte, ſeine Schlöſſer an der Save ungariſchen Beſatzungen einzuräumen, alle Verbindung mit den Türken aufzugeben und dem Sultan den Jahrestribut künftig vorzuenthalten verſprach.

Ein verabſcheuungswürdiger, doch kühner Bundesgenoſſe wider die Türken ſchien für Ungarn in dem Woiwoden der Walachei, Wlad IV., zu erſtehen. Derſelbe war der zweite Sohn des berüchtigten Drakul, hatte mit Hilfe Sultan Mohammed's ſich (1456) auf den Fürſtenſtuhl der Walachei geſchwungen, war aber ſeitdem des türkiſchen Einfluſſes überdrüſſig geworden, hatte daher (1461) den Ungarnkönig durch eine Geſandtſchaft begrüßt und ſich dadurch und weil er den jährlichen Tribut von zehn tauſend Ducaten zwar zu zahlen ſich bereit erklärt, die noch überdies geforderten fünf hundert Jünglinge zu ſtellen und ſelbſt an die Pforte zu kommen aber ſich geweigert, des Sultans Zorn zugezogen. Seine erfinderiſche Grauſamkeit ſchwamm in einem Meere von Martern, womit er gegen Walachen, Ungarn und Türken mit gleicher Unerſättlichkeit wüthete. Schon die ihm beigelegten Namen bezeichneten den Wütherich; insgemein hieß er, gleich ſeinem Vater, Drakul, d. i. Teufel; die Walachen nannten ihn Tſchepelpuſch, d. i. Henker, die Türken nicht anders als Kaſiklü-Woda, d. i. der Pfahlwoiwod, von ſeiner Vorliebe für Pfählen und Spießen. Der Sultan hatte beſchloſſen, den widerſpänſtigen Zinsfürſten ſeiner Würde zu entſetzen und ihm Drakul's jüngſten Sohn, ſeinen Liebling Radul, zum Nachfolger zu geben. Er hoffte, Wlad's Verwegenheit am beſten durch Liſt zu bemeiſtern, und ſendete daher an ihn den Statthalter von Widdin, Tſchakardſchi Hamſa Paſcha, welcher den Woiwoden unter dem Vorwande nöthiger Beſprechung zu ſich laden und bei dieſer Gelegenheit feſtnehmen ſollte. Wlad durchblickte den böſen Anſchlag, ließ den Paſcha ſammt ſeinem Gefolge ergreifen und ſie Alle, nach Abſchneidung der Hände und Füße, ſpießen; den Hamſa an einem höheren Pfahle, als die Anderen. Nach dieſen Mordthaten ſchickte er Geſandte auf den Ofener Landtag, ſchloß mit dem König Mathias ein ſtandhaftes Bündniß wider den Sultan, fiel dann in Bulgarien ein, verheerte das Land, brannte die Häuſer nieder und ſchleppte über fünf und zwanzig tauſend Gefangene mit ſich fort.

Als der Sultan die grauſame Hinrichtung Hamſa's, die Ermordung ſeiner Geſandten, — denen Wlad, weil ſie, türkiſcher Sitte treu, ihn mit entblößtem Haupte zu grüßen ſich geweigert, die Turbane auf die Köpfe hatte nageln laſſen — vernommen, ſammelte er in ſeinem erſten Grimme ein gewaltiges Heer, mit welchem der Großweſir gegen die Donau vorrückte, während Mohammed mit ſeiner Flotte über das ſchwarze Meer durch die Mündung der Donau bis Widdin hinauf fuhr, überall, wo er landete, ſengend

und brennend (1462). Wlad, der Ankunft des zu ſeinem Beiſtande heran ziehenden Ungarnkönigs gewärtig, ſchickte Weiber und Kinder theils nach Praſova (Kronſtadt), theils in unzugängliche Eichenwälder, und theilte ſein Heer in zwei Haufen, deren einen er wider den mit den Türken verbündeten Fürſten der Moldau, Stephan, Bogdan's Sohn, den anderen aber, aus nur ſieben bis zehn tauſend Reitern beſtehenden, wider den Sultan ſendete. Kühn überfiel er zur Nachtszeit das türkiſche Lager, Willens, den Sultan ſelbſt zu fangen oder zu tödten. Da dies mißlang, zog er mit Tagesanbruch ſich zurück. Als hierauf Mohammed gegen die Hauptſtadt des Woiwoden vorrückte, und ein dahin führendes Thal durchzog, erblickte er die ſchrecklichen Trophäen der Unmenſchlichkeit Wlad's; eine halbe Stunde lang, eine Viertelſtunde breit, war das Thal mit zwanzig tauſend geſpießten und gekreuzigten Türken und Bulgaren überſäet; in ihrer Mitte Hamſa Paſcha in Seide und Purpur auf erhöhtem Pfahle. Neben den Müttern waren ihre Kinder geſpießt, in deren Eingeweiden Vögel niſteten. Der Sultan ließ durch ſeine Renner und Brenner die ganze Walachei gräulich verwüſten, kehrte nach Konſtantinopel zurück, und ließ den Anführer der Renner, Alibeg, mit dem Auftrage zurück, Radul, für welchen ſich mittlerweile auch im Lande Parteien gebildet, zum Woiwoden der Walachei einzuſetzen.

Wlad, unfähig, ſich länger gegen die Uebermacht der Feinde und der inneren Gegenpartei zu halten, entfloh zu dem Könige Mathias, den er zu Thorda in Siebenbürgen antraf, weil Denſelben des Feindes drohende Bewegungen an Sirmiens Gränzen zu lange in Szegedin aufgehalten hatten. Mathias zog nun vorwärts; hinter dem Türzburger Paſſe kam ihm der neueingeſetzte Woiwode Radul mit ſeinen Bojaren achtungsvoll entgegen, ohne Verſuch eines Widerſtandes, vielmehr Treue und Anhänglichkeit an die ungariſche Krone gelobend und Wlad ob ſeiner blutdürſtigen Tyrannei verklagend. Auch viele Herren aus dem Fogaraſer Gebiete und ſächſiſche Bürger aus dem Burzenlande, deren Verwandte Wlad hingewürgt und ihres Eigenthums ſie beraubt hatte, bezeugten die unmenſchliche Grauſamkeit des entſetzten Woiwoden. Da empörte ſich des Königs warmes Gefühl gegen ſo ſchmähliche Bundesgenoſſenſchaft; er empfand es als ſeine Pflicht, das unglückliche Land von dem Wütherich zu befreien, der ſeinen Beiſtand nur geſucht hatte, um ſeine Gräuel ungehindert fortzuſetzen. Daher beſtätigte er Radul in der Woiwodſchaft der Walachei und ließ Wlad als Gefangenen nach Ofen

abführen, wo derſelbe durch fünfzehn Jahre in Haft blieb, bis er nach Radul's gewaltſamem Tode ſich die Freiheit verſchaffte, zum zweiten Mal als Woiwode der Walachei ſeine alte Blutgier erneute, nach zweijähriger Herrſchaft aber von einem ſeiner Sklaven umgebracht und ſein vom Rumpfe geriſſenes Haupt von den Türken im Triumphe durch die von dem Zwange des Pfahlwütherichs nun befreiten Städte getragen wurde.

Während noch Mathias den fruchtloſen Zug in die Walachei unternahm, hatte Sultan Mohammed den Alibeg mit ſeinen Rennern an die Save geſchickt, um durch Wüſtlegung des ſirmiſchen Gebietes die Straße zum künftigen Einfalle nach Ungarn zu bahnen. Ungehindert ging Alibeg über den Fluß, plünderte und verbrannte die Städte Kölpén und St. Demeter, raubte und ſengte bis an das rechte Donauufer hin und ſtand eben im Begriffe, bei Futak den Strom zu überſchreiten, als ihm im Rücken Peter Zokoly erſchien und ihn zwang, ſich zu ſchlagen. Der Beg ſendete Beute und Gefangene zu der Nachhut ſeines Fußvolkes und ſtellte ſich mit der Reiterei zum Gefechte, das die in ungariſchem Solde ſtehenden polniſchen Reiter bis Tagesanbruch ihm lieferten. Jetzt führt Alibeg ſeine ſämmtlichen Truppen in den Kampf und ſtürzt ſich mit der Uebermacht auf Zokoly's eilig zuſammen gerafftes Fußvolk, das er vorn und im Rücken zugleich faßt. Dieſes wird zum Weichen gebracht und von den Türken mit Heftigkeit verfolgt, als im rechten Augenblicke Peter's Bruder, Michael Zokoly, mit der königlichen Reiterei erſcheint, die Fliehenden zum Stehen bringt und Alibeg's, in der Hitze des Verfolgens aus der Ordnung gekommene Truppen mit einem kühnen Angriffe wirft und aus einander ſtäubt. Beute und Gefangene in den Händen des Siegers laſſend, fliehen die Türken in ſchrecklicher Verwirrung gegen die Save, wo ſie, von den Gebrüdern Zokoly verfolgt, noch einmal das Schwert der Ungarn empfinden. Vier tauſend erſchlagene Türken bedeckten die Wahlſtatt und die Straße der Flucht; nur einen geringen Reſt ſeiner Leute führte Alibeg über den Strom nach Semendra.

Mohammed's unerſättliche Ländergier hatte zunächſt Bosnien zu ſeinem Opfer erkoren. Schon im Frühjahr 1463 hatte er durch einen Staatsboten dem Könige Bosniens, Stephan Thomaſſevics, der erſt kürzlich Ungarns Oberherrlichkeit von Neuem anerkannt, den rückſtändigen Tribut abfordern laſſen. Stephan führte den Staatsboten in ſeine Schatzkammer und zeigte ihm ſeine großen Baarſchaften, ſprechend: dieſes Geld ſoll keineswegs Euer

Sultan bekommen, ſondern es wird mir dienen, mich gegen ihn zu vertheidigen, oder, wenn ich ihm weichen müßte, im Auslande mit Gemächlichkeit zu leben. Um dieſer Antwort willen — nach Anderen hatte Stephan den Staatsboten auch in den Kerker werfen laſſen und die Abſicht gehegt, ihn zu tödten — wollte der Sultan ſogleich gegen Bosnien ziehen; aber die Rache für Wlad's Geſandtenmord ging ihm vor, und erſt im Sommer 1463 trat er den Marſch an.

Stephan beſchickte in ſeiner Noth den heiligen Vater und bat um ſchleunige Hilfe und Verwendung bei den chriſtlichen Fürſten. Mathias, dem nicht nur die Pflicht gebot, ſeinem Lehensfürſten beizuſtehen, ſondern der mit Bosnien auch zugleich ſein Reich bedroht ſah, rüſtete ſich zu ſchneller Vertheidigung, verſtärkte die Beſatzung von Belgrad, ſendete den Siebenbürger Woiwoden mit einem Heere an die untere Donau, und ließ die Gränzen des Reiches ſorgfältig bewachen.

Die Veneter, denen der Sultan ein Bündniß angetragen, welche aber ein ſolches nur in dem Falle anzunehmen ſich erklärt, wenn der König von Ungarn in dasſelbe mit eingeſchloſſen würde, wurden nun von Mathias zu thätiger Theilnahme an dem Landkriege aufgefordert und verſprachen, da ihre Landmacht nicht ausreichend, die Türken zur See zu bekriegen und dem Könige die Hilfsgelder zu erhöhen. Der Papſt, durch die Löſung des italieniſchen Bundes in eine bedrohliche Lage verſetzt, war außer Stande, erhebliche Hilfe zu ſenden; er mußte ſich begnügen, aus ſeinem Schatze einige tauſend Mann Reiter und Fußvolk auszurüſten und ſie nach Ungarn zu ſchicken.

Ein vorausgehender kleiner Sieg ſchien den Ungarn einen günſtigen Erfolg des Feldzuges zu verſprechen. Während Mathias vor Batta im Lager ſtand, um ſeinen Feldherren an der Save oder Donau mit ſeiner Hilfe nahe zu ſeyn, hatte Alibeg vom Sultan den Auftrag erhalten, von Semendra aus in Ungarn und Siebenbürgen einzufallen. Alibeg, von Begierde glühend, ſeine in Sirmien erlittene Scharte auszuwetzen, zog längs den Sandhügeln und dem linken Temesufer dem Siebenbürger Woiwoden nach, welcher gefliſſentlich vor ihm zurück wich, um an gelegener Stelle den Feind zu ſchlagen und ihm dann die Flucht gegen die Donau abzuſchneiden. Zwiſchen Temesvár und dem rechten Temesufer hielten die Ungarn Stand, griffen die Türken an und jagten ſie mit großem Verluſte über die Donau.

Unterdeſſen brach der Sultan unaufhaltſam gegen Bosnien vor, mit ſeinen aſiatiſchen und europäiſchen Truppen über Uskub (Skopi), wo Iſa, der Enkel des Ewrenos, als Statthalter die Gränze bewachte, nach Wul=dſchterin ziehend, wo ihm die Kunde zukam, daß der bosniſche König die Abſicht habe, ſich in der Feſtung Babicſa=Ocſak zu vertheidigen, welche mit Mund= und Kriegsvorrath auf zwei Jahre verſehen war. Mohammed ſandte den Großweſir Mahmud Paſcha voraus und folgte ihm dann ſelbſt über die Dorobica (Drina), welche Serbien von Bosnien ſcheidet, und über den Illyriſſos (die Krajova), an deſſen linkem Ufer Babicſa=Ocſak auf einem hohen Berge liegt. Die Feſtung wurde durch drei Tage mit ſchwerem Ge=ſchütze beſchoſſen und ergab ſich dann durch Verrätherei des beſtochenen Be=fehlshabers, Radimil Veczinics. Die Einwohner wurden, was der Sultan häufig bei eroberten Plätzen that, in drei Theile geſondert, die niedrigſte Claſſe in der Stadt zurück gelaſſen, die mittlere als Sklaven vertheilt, die vornehmſte als Colonie nach Konſtantinopel abgeführt.

Mahmud Paſcha wurde nun befehligt, mit der leichten Reiterei den Vorſprung zu nehmen, um den König Stephan unterwegs abzufangen, ehe derſelbe noch ſich in ſeine Hauptſtadt Jaicſa zu werfen Zeit gefunden. Als aber Mahmud dorthin eilte, wurde er benachrichtigt, daß Stephan, ohne in Jaicſa ſich aufzuhalten, ſich nach dem, zwei Märſche weiter öſtlich gelegenen feſten Schloſſe Kliucs geflüchtet habe. Mahmud ging, obſchon die Brücke abgebrochen war, über den Fluß Verbacs, wo derſelbe, oberhalb der Stadt in drei Arme ſich theilend, am ſeichteſten war. Omar, der Sohn Turachan's und Statthalter Theſſaliens, ſchwamm bei dieſem Anlaſſe mit Kühnheit vor=aus und ermunterte durch ſein Beiſpiel die türkiſchen Reiter, ein Gleiches zu thun. Am zweiten Tage ſtanden Mahmud's Reiter vor Kliucs. Der Sultan, mit dem Hauptheere langſamer folgend, empfing die Schlüſſel von Jaicſa und jene der anderen Städte des Landes, welche, nach dem Falle der Gränz=feſtung Babicſa, ſich zu ſchneller Unterwerfung herbei ließen, um nur der Plünderung und Verwüſtung zu entgehen. Den Bewohnern Jaicſa's, welche ihm huldigend entgegen kamen, gewährte er die Bitte, die Geſchäfte der Stadt ſelbſt verwalten zu dürfen; doch legte er Beſatzung in die Feſtung und wählte die Söhne der Vornehmſten für ſich und die Seinigen aus.

Inzwiſchen belagerte Mahmud Kliucs, wo der König Stephan Tho=maſſevics ſich mit ſeinem dreizehnjährigen Neffen Radivoj eingeſchloſſen hatte

und wo die, die Stadt umgebenden und den Zugang erſchwerenden Sümpfe durch die Sommerhitze ausgetrocknet waren. Mahmud ließ das trockene Schilfrohr abſchneiden, die Gräben der Stadt damit ausfüllen und es anzünden, um durch den Dampf und die unerträgliche Hitze die Einwohner zur Verzweiflung zu bringen und zur Uebergabe zu nöthigen. Dieſe ſchickten Unterhändler an den Paſcha, mit der Bitte, ihrer und auch des Königs zu ſchonen, welcher ſich ergeben wolle, wenn ihm durch feierlichen Eidſchwur das Leben zugeſichert werde. Mahmud, ſchnelle Uebergabe wünſchend, beſchwor den Vertrag, zog in die Stadt ein und theilte wieder die Einwohner in drei Theile, deren einen er zur Fortpflanzung der Bevölkerung in der Stadt zurück ließ, den zweiten als Sklavenbeute den Seinigen zutheilte, den dritten, den König Stephan und deſſen Neffen inbegriffen, dem Sultan als Geſchenk entgegen führte.

Mit Unluſt ſchonte Mohammed des Lebens der beiden Fürſten, da er die unbarmherzige Anſicht hegte, daß der Beſitz eroberter Reiche nur durch Vertilgung ihrer Herrſcher ſicher zu ſtellen ſey, und darauf ſinnend, wie er ſeines Großweſirs Schwur unwirkſam machen könne, ließ er die hohen Gefangenen dem Lager nachſchleppen. Hierauf vollendete er, in Gemeinſchaft mit Mahmud und Omar, Jeder an der Spitze eines Heeres, die Eroberung Bosniens durch Bezwingung der noch widerſtehenden Burgen. Drei kleinere unabhängige bosniſche Fürſten, die Knäſen Konſtantin Kovacſevics, Kraiko Krajacſinovics und Johannes Paulovics, ſtellten ſich freiwillig im Lager des Sultans und übergaben ſich mit ihren Ländern unter der Bedingung, dafür anderwärts Entſchädigung zu erhalten. Der Antrag wurde angenommen und die Entſchädigung zugeſtanden, die drei Fürſten durch einige Zeit auf freiem Fuße gelaſſen, dann aber vertragswidrig in Feſſeln gelegt.

Auf entſchloſſeneren Widerſtand ſtieß der Sultan in der Herzegowina, wo der Herzog Stephan Koſſaczis die natürlichen Bergwälle des Landes mit Umſicht zur Vertheidigung benutzte, und dreißig tauſend von ihm gaſtfrei aufgenommene, in ihrem Glauben geſchützte Patarener ihm dankbar und tapfer Beiſtand leiſteten. Dieſe und die Gebirgsbeſatzungen fügten dem durch einen kleinen unbeſetzten Paß eingedrungenen und die Hauptſtadt belagernden Sultan mittelſt entſchloſſener Ausfälle und Streifzüge ſo empfindlichen Nachtheil zu, daß Derſelbe die Hoffnung, das Land zu unterjochen, aufgab und durch eine allgemeine Verwüſtung ſeinem Grimme Luft machen

wollte. Herzog Stephan, um ſeinem Lande die Gräuel der Verheerung zu erſparen, verſprach Erhöhung des jährlichen Tributes und ſtellte ſeinen jüngeren Sohn als Geißel.

Des Sultans Blutdurſt fand jetzt auch einen Vorwand, um, trotz beſchworenen Wortes, dem gefangenen bosniſchen Könige das Leben zu rauben. Ein islamitiſcher Schwärmer, der bei den Moslemin als Geſetzgelehrter in großem Anſehen ſtehende, im türkiſchen Lager anweſende Scheich Ali Beſtami, erklärte, auf des Sultans Wunſch, den vom Großweſir ſeinem Gefangenen geleiſteten Eid durch ein eigenes Fetwa für ungiltig. Vor dem Aufbruche des Heeres aus Bosnien wurde daher der gefangene König vor den Sultan gefordert. Gefahr ahnend, erſchien er mit dem beſchworenen Vertrage in der Hand. Aber dieſer galt durch das Fetwa als erloſchen, und der Mufti, d. i. der Ertheiler des Fetwa, der gelehrte Scheich, beſiegelte ſeinen Ausſpruch, indem er dem Könige mit eigener Hand das Haupt abſchlug. Radivoj theilte das Schickſal ſeines unglücklichen Oheims; die drei bosniſchen Knäſen wurden, ebenfalls gegen Vertrag und Recht, in ihren Zelten erwürgt, und ſo Bosnien mit dem Blute ſeiner Herren zur türkiſchen Provinz geweiht, Minnetbeg über das eroberte Land als Sandſchakbeg geſetzt. Alles waffenfähige Volk mußte in türkiſche Kriegsdienſte treten, dreißig tauſend Bosnier den Schwur als Janitſcharen leiſten.

Bitter ſchmerzte den Ungarnkönig das Schickſal Bosniens, das er für den Augenblick nicht zu wenden vermochte, denn ſeine Streitkräfte waren gering, die päpſtlichen Hilfsvölker noch weit entfernt, Venedigs Flotte in dieſem Falle ohne erhebliche Wirkſamkeit. Zudem banden ihm die fortwährend auf's Neue in die Länge gezogenen Unterhandlungen mit dem Kaiſer Friedrich wegen Auslieferung der heiligen Reichskrone, ohne deren Beſitz Mathias ſein königliches Anſehen nie für völlig geſichert halten durfte, die Hände. Endlich ſchienen die Verhandlungen hierüber ſich ihrem Abſchluſſe nähern zu wollen, indem die ungariſchen Stände die von dem Kaiſer geſtellten Bedingungen im Weſentlichen genehmigten, wie hart ihnen auch die Zahlung von ſechzig tauſend Ducaten zu Auslöſung der Krone in ſo bedrängter Zeit ankam. Um die Angelegenheit zu beendigen, zogen der Coloczer Erzbiſchof, Stephan von Varda; der Großwardeiner Biſchof, Johannes Vitóz; die Herren Niklas von Ujlák, Woiwode von Siebenbürgen, Ban von Machow und Slavonien; Graf Ladislaw von Pálóz, Judex Curiae; Emerich Deák von Zápolya, des

Königs Schatzmeiſter und Kapitän des nördlichen Reichsgebietes; Ritter Lamberger und Benedikt von Thurócz, als Bevollmächtigte und mit der bedungenen Summe verſehen, nach Neuſtadt. Weil ſie aber eine Bedeckung von drei tauſend Reitern mit ſich führten, argwöhnte Kaiſer Friedrich, ſie kämen in ſchnöder Abſicht, und ließ vor ihnen die Thore Neuſtadts ſchließen. Mit Mühe und nach langer Unterhandlung erlangte der Großwardeiner Biſchof blos für ſich und die ihn begleitenden zwei hundert Reiter den Eintritt in die Stadt; die übrigen Bevollmächtigten wurden ſammt ihren Begleitern nach Oedenburg zurück gewieſen.

Durch volle vier Wochen wurde nun der Großwardeiner Biſchof theils durch eigene, theils durch fremde Bedenklichkeiten hingezogen; da ergab ſich ein neuer Anſtoß. Der Kaiſer hatte nämlich, um eine Entwendung zu hindern, ein der ungariſchen Reichskrone ganz ähnliches zweites Exemplar verfertigen laſſen, und der Biſchof, welchem beide Kronen zur Auswahl hingeſtellt wurden, befürchtete, man möchte ihm die unächte geben. Daher forderte er, daß Ladislaw von Pálócz, welcher die wirkliche Reichskrone oftmals bei deren früherem Hüter, dem Graner Erzbiſchofe, ſeinem Bruder, geſehen hatte und ſie von da aus genau kannte, von Oedenburg herbeigerufen würde. Dieſer kam und erkannte die ächte Krone ſogleich an einem feinen Sprunge in dem, das Hintertheil des Kleinodes ſchmückenden großen Saphir. Das Löſegeld wurde aufgezählt und die durch zwei und zwanzig Jahre ſchmerzlich vermißte heilige Krone, das Palladium des ungariſchen Königthums, im Triumphe nach Oedenburg geführt, wo ſie drei Tage lang zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt blieb.

Hier und zu Neuſtadt war ſechs Tage früher (19. Juli 1463) folgender Vertrag zur urkundlichen Vollziehung gekommen: Der Kaiſer Friedrich und ſeine Erben in gerader Linie bleiben im unangefochtenen Beſitze der Burgfeſten, Marktflecken und Herrſchaften: Forchtenſtein, Kobelsdorf, Eiſenſtadt, Güns und Rechnitz, die jedoch auch künftig in Zehentſachen und kirchlichen Angelegenheiten unter der Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Raab ſtehen, Hilfe im Türkenkriege zu leiſten haben und nach des Kaiſers Tode mit vierzig tauſend Goldgulden wieder eingelöſet werden können; der Kaiſer behält lebenslänglich den Titel eines König von Ungarn; er nimmt den König Mathias an Sohnesſtatt an, wird von ihm gegen Jedermann, ausgenommen gegen den Papſt und die römiſche Kirche, unterſtützt, und ſteht ihm ebenfalls

gegen Jedermann bei; er liefert die ungariſche Reichskrone aus, und tritt Oedenburg ab, allen Anſprüchen darauf entſagend; ſtirbt der König Mathias ohne Hinterlaſſung rechtmäßiger männlichen Nachkommen, ſo gelangt der Kaiſer, oder deſſen von ihm zu beſtimmender Sohn auf den Thron von Ungarn, und nach dem Tode des Erwählten wieder ein Sohn des Kaiſers, jedoch nach Wahl der Stände; alle Zwietracht hört auf, jede frühere Beleidigung wird vergeſſen, und über den gegenwärtigen Vertrag die Beſtätigung des apoſtoliſchen Stuhles nachgeſucht. In einem geheimen Zuſatze ſoll König Mathias zugeſagt haben, nach dem Ableben ſeiner Gemalin, Katharina von Podiebrad, ſich nicht wieder zu vermälen.

Das Aufhören der langen Spannung mit dem Kaiſer war um ſo nothwendiger, da Ungarns ganze Anſtrengungen ſich jetzt gegen die Türken richten mußten, und der König Bosniens Wiedereroberung lebhaft im Sinne führte. Der Sultan ſelbſt bot den Anlaß zu Erneuerung der Feindſeligkeiten, indem er dem Alibeg befahl, in Sirmien einzufallen und den Ungarnkönig über die Donau zu locken, um dort ihn und ſeine Streitkräfte zu vertilgen. Schon hatte Alibeg das Gebiet von St. Demeter ausgeplündert und verwüſtet, als König Mathias raſch ihm entgegen zog, ihn zurück ſchlug, noch jenſeits der Save verfolgte, ihm gegen fünfzehn tauſend, mit Heerden und Eigenthum fortgeſchleppte Sirmier und Serbier abjagte, und das Land bis gegen Semendra hin verheerte.

Nach dieſem ſchnellen Siege ging der König nach Peterwardein, um den dahin ausgeſchriebenen Landtag zu eröffnen, der nicht nur von den ungariſchen Herren zahlreich beſucht, ſondern auch von dem Herzoge der Veneter, Chriſtoforo Moro, und den noch übrigen bosniſchen Knäſen und Bojaren beſchickt wurde, welche Letzteren dringend um Befreiung vom türkiſchen Joche flehten und eifrige Mitwirkung gelobten, während Moro, in Gemäßheit des mit dem Ungarnkönige (am 12. September) vollzogenen Angriffs- und Vertheidigungsbündniſſes, ſich verbindlich machte, vierzig Galeeren nebſt hinlänglicher Landmacht im Peloponnes wider die Türken aufzuſtellen.

Noch war Bosniens, von den Flüſſen Verbacs, Save, Unna und dem Klanitzer Gebirge bis an die Sanna und Sanitza eingeſchloſſenes, nördliches Gebiet, der Krone Ungarn unterthänig; um dieſes zu erhalten, mußte auch das an die Türken Verlorene wieder erobert werden. In zwei Heere getheilt, zog die

ungariſche Streitmacht über die Save; Emerich von Zápolya mit der Vorhut längs dem Verbacsfluſſe gegen Jaicſa, der König mit der Hauptmacht längs der Sanna hinauf. Letzterer nahm raſch nach einander die Schlöſſer Maidan, Kamengrad und Kliucs, und kam faſt gleichzeitig mit Zápolya vor Jaicſa an, welche Stadt am erſten October mit großem Verluſte der Türken erſtürmt wurde. Harambeg, der Befehlshaber des Platzes, zog ſich mit vier hundert Mann türkiſcher Truppen und einer Menge gefangener Bosnier in die Felſenburg hinauf, in welcher er ſich zu behaupten hoffte. Ungeſchreckt von der Feſtigkeit der Burg und den Beſchwerden des einbrechenden Winters, ſchritt der König zur Belagerung. Sein ſchweres Geſchütz zerſchmetterte die Mauern und die Thürme, ſo daß Harambeg, die Unmöglichkeit, ſich länger zu halten, einſehend, den Antrag machte, gegen freien Abzug der Beſatzung mit Gefangenen und Vorräthen, den Platz zu übergeben, wobei er, im Falle ſein Vorſchlag verworfen werden ſollte, auf den nahe bevorſtehenden Entſatz durch den Sultan drohend hinwies. Aber Mathias erwiederte hochſinnig, daß er nicht der Mauern, ſondern der Menſchen wegen daſtehe, und nicht den elendeſten Knecht in der Türken Gewalt laſſen werde. Schonung des Lebens, und freien Stand für Jene, welche in ungariſchen Waffendienſt treten würden, war Alles, was er zugab. Harambeg, die Fruchtloſigkeit ſeiner Prahlerei begreifend, durch Mangel an Waſſer und Mundvorrath gedrängt, öffnete am 25. December die Burg und ergab ſich nebſt ſeiner Beſatzung der Gnade des Siegers.

Theils durch Einverſtändniß, theils durch Gewalt fielen auch gegen ſechzig andere feſte Plätze Bosniens in die Hände des Königs Mathias, welcher Herrn Emerich Déak von Zápolya zum Statthalter des beſetzten Gebietes, den Braner Prior Johannes Székely zum Befehlshaber von Jaicſa ernannte, und, wenn die Eroberung der Provinz vollſtändig gelingen ſollte, dem Woiwoden Niklas von Ujlak die Königswürde von Bosnien zuſagte. In der erſten Hälfte des Februars 1464 zog der ſiegreiche König in Ofen ein, um, nach Wiedererlangung der heiligen Krone, von hier aus ſeiner Krönung entgegen zu gehen; Harambeg und die gefangene türkiſche Beſatzung mußten ſeinen Triumphzug verherrlichen. Bald darauf ſank ſeine Gemalin, Katharina, in der Blüte ihrer Tage in's Grab.

Der Sieg der ungariſchen Waffen über den Erzfeind der Chriſtenheit weckte in ganz Europa einen freudigen Wiederhall. Die angeſehenſten Fürſten

ſchickten dem Könige Geſandtſchaften zu, um ihm, wenn auch nur in diplomatiſcher Form, Freundſchaft anzubieten und ihn zur Krönung zu begleiten; die glänzendſte jener Geſandtſchaften war die des Königs von Frankreich, Ludwig XI. Mathias erhob ſich nach der alten Krönungsſtadt Stuhlweißenburg, und im Dome daſelbſt wurde er (29. März) durch den Kardinal-Primas, Dionyſius von Szécs, unter dem freudigen Zurufe des Volkes geſalbt, mit dem Schwerte des heiligen Stephan umgürtet und feierlich mit der heiligen Krone gekrönt. Nach vollbrachter Feierlichkeit eröffnete er den Landtag zu Stuhlweißenburg, auf welchem der zu Neuſtadt mit dem Kaiſer geſchloſſene Vertrag neuerdings beſtätigt wurde, und eilte dann nach Ofen zurück, wo er (14. April) einen Vergleich mit ſeinem Schwiegervater, dem Böhmenkönige Georg von Podiebrad, ſchloß, kraft deſſen, um dem Unfuge der böhmiſchen Freibeuter ein Ende zu machen, an Böhmens und Mährens, wie an Ungarns Gränzen alle Raubſchlöſſer geſchleift werden, beiderſeitige Landſaſſen jeder Rache und Selbſthilfe ſich enthalten, künftige Friedensbrecher durch Einziehung ihres geſammten Eigenthums zu Gunſten des Kronſchatzes, gezüchtiget werden ſollten.

Den Sultan Mohammed hattender ſchnelle Fall von Jaicſa und die daran geknüpften anderen Verluſte in die äußerſte Wuth verſetzt. Ungeheure Anſtrengungen wurden gemacht, um den Schimpf zu rächen und das Verlorene zurück zu erobern, Minnet, der Sandſchakbeg von Bosnien, mit dreißig tauſend Mann voraus geſchickt, um die von Ungarn bis Jaicſa hin beſetzten Burgen zu erſtürmen, und Beſatzungen wie Einwohner mit der Schärfe des Schwertes zu vertilgen. Zugleich ließ der Sultan gewaltige Kriegsmaſchinen bauen und Kanonen gießen. Alles dies deutete auf einen Hauptſtreich gegen das Abendland; daher verdoppelte auch Mathias ſeine Anſtrengungen, und gleichzeitig kam ihm von dem, ebenfalls alle Kräfte aufbietenden Papſte Pius die ermuthigende Nachricht zu: die ſtark bemannte, mit den Galeeren der Veneter vereinigte Flotte werde alsbald aus dem Hafen von Ancona auslaufen, nach Konſtantinopel ſegeln und die Türken zur Vertheidigung ihrer Hauptſtadt zurück zwingen. Unterdeſſen möge Mathias aufbrechen, doch den Zug über die Save nicht übereilen, ſondern erſt noch eine zweite Geſandtſchaft abwarten.

So zur Vorſicht ermahnt und auf die Hilfe der Verbündeten ohnehin nicht zu viel vertrauend, ſendete der König den Zápolya mit der Vorhut über

die Save, während er ſelbſt mit der Hauptmacht langſamer folgte. Zápolya hielt die Fortſchritte des bereits in Bosnien eingefallenen Minnetbeg auf, mußte jedoch, als Mohammed ſeinen Anmarſch über den Bosnaſtrom vorbereitete, ſich zurück ziehen, verſtärkte die Beſatzungen der königlichen Burgen, und ſchloß ſich dann mit dem Kern ſeiner Mannſchaft in dem feſten Jaicſa ein, auf eine Belagerung gefaßt.

Inzwiſchen wartete der König mit Ungeduld auf die ihm verheißene zweite Geſandtſchaft des Papſtes, die ihm die Ankunft der Flotte im Archipel melden ſollte. Er ſendete dieſerhalb dringende Erinnerungen nach Rom; aber ſchon war Papſt Pius (geſt. 14. April 1464) nicht mehr unter den Lebenden. Hinderniſſe mancherlei Art, vorzüglich Mangel an Geld, um die Kreuzfahrer zu beſolden und zu verpflegen, hatten das Auslaufen ſeiner Flotte vereitelt; nur die venetiſche Flotte lief im Hafen von Ancona ein. Der neue Papſt, Paul II., betrieb die Fortſetzung des Kreuzzuges mit ähnlichem Eifer, wie ſein Vorgänger; aber er fand bei den Fürſten und Städten Italiens nicht die gehoffte Unterſtützung, und der Erfolg ſeiner Aufrufe blieb weit hinter ſeinen Erwartungen zurück.

Der Ungarnkönig mußte, bei ſolchem Stande der Dinge, auch diesmal auf ſeine Kräfte und ſeinen Muth ſich beſchränken. In Eilmärſchen war er durch Slavonien längs der Save hinaufgerückt, und ging bei Gradisk über den Strom. Zápolya war unterdeſſen in Jaicſa ſchon zwanzig Tage lang heftig belagert worden und hatte mehre wüthende Stürme zurück geſchlagen, da die Türken, wegen der Gegenwart ihres Sultans halb durch Furcht, halb durch Begeiſterung zur Tapferkeit angeregt, mit beiſpielloſer Ausdauer fochten. Einer ihrer kühnſten Soldaten hatte ſchon den Thurm erklommen, um die ungariſche Fahne herab zu reißen und an ihrer Stelle die Roßſchweife aufzuſtecken; da packte ihn ein Ungar, rang verzweiflungsvoll mit ihm und ſtürzte endlich, da er den Feind nicht bewältigen konnte, ſich mit ihm von der Zinne herab, ſich und den Barbaren zerſchmetternd. Die durch ſolche heldenmüthige Selbſtaufopferung entmuthigten Türken wurden mit blutigen Köpfen aus der Stadt hinaus geſchlagen. Auch der Sultan hatte, bei des Ungarnkönigs Annäherung, nicht den Muth, die Belagerung fortzuſetzen, ſondern zog, mit Zurücklaſſung ſeines ſchweren Geſchützes, ab. Mathias war vorſichtig genug, ihn nicht zu weit zu verfolgen, da das verwüſtete Land dem Heere nicht die Mittel dargeboten haben würde, ſich zu nähren.

Durch dieſen drohenden Mangel genöthigt, Bosnien zu verlaſſen, wendete Mathias ſich nach Rascien, den Colocʒer Erzbiſchof mit ſeiner Streitmacht an die Save zur Deckung der Zufuhr und des Rückzuges ſendend; während Emerich von Zápolya vor das Schloß Srebernik zog, es erſtürmte und die Tapferkeit ſeiner Truppen durch Freigebung der dortigen reichen Silbergruben belohnte.

König Mathias hatte es auf die wichtige Bergfeſte Zwornik (Isvornik) abgeſehen, deſſen Beſatzung aber, weil Mahmud Paſcha, nachdem er alle Bege Rumeliens an ſich gezogen, ihr ſchleunigen Entſatz verſprochen hatte, ſich mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit vertheidigte, obſchon Mathias eben ſo beharrlich die Belagerung zwei Monate lang betrieb. Die Beſchwerden der Berennung, der einbrechende Winter und die Verwundung Zápolya's, dem ein türkiſcher Pfeil ein Auge geraubt hatte, benahm den Truppen den Muth und die Luſt zu der Unternehmung, ſo daß ſie, als der König einen Hauptſturm verordnete, zum größten Theile Gehorſam und Dienſt verweigerten. Mathias, unvermögend, die Unordnung zu beſchwören, mußte, als Michaloghli an der Spitze türkiſcher Renner erſchien, den Rückzug zulaſſen, der mit ſolcher Eile und mit ſolcher Verwirrung geſchah, daß das Gepäck ſammt dem ſchweren Geſchütz im Stiche blieb. Der mit der ſchweren Macht des Heeres nachfolgende Mahmud Paſcha erbeutete viele Gefangene und Pferde und verfolgte den König bis an die Save.

Zwei Monate nach Zworniks mißlungener Belagerung wurde des Königs Oheim und Gründer des Hunyad'ſchen Thrones, Michael Szilagyi, zu Bozazis, dreißig tauſend Schritte von Semendra, nebſt Gregor Lábatlan von einem türkiſchen Streifhaufen, welchen die Brüder Allibeg und Iskender befehligten, überflügelt und gefangen nach Konſtantinopel geführt. Dort wurde Szilagyi enthauptet; dem Lábatlan aber, welcher, ſchon in der Schlacht von Warna gefangen, ſeinem Kerker glücklich entronnen war, wurde in dem Augenblicke, als er hingerichtet werden ſollte, ſammt ſeinem Sohne, auf Fürbitte eines Türken, um Löſegeld auch diesmal das Leben geſchenkt.

Zu Bács hielt ſodann der König ſtrenges Gericht über jene Krieger, die im Lager vor Zwornik Meuterei angezettelt oder ihrer Pflicht ſich geweigert hatten; die Rädelsführer büßten mit dem Leben, die Uebrigen mit Ehrloſigkeit und Verbannung. Der Sultan ließ verſtellter Freundlichkeit, womit er Mathias in Sicherheit zu wiegen verſucht und welche Dieſer mit Würde

zurück gewieſen hatte, neue Drohungen und gewaltige Zurüſtungen zu ferneren Feindſeligkeiten folgen, wogegen der König die zunächſt bedrohten Plätze mit hinreichenden Beſatzungen und verläßlichen Befehlshabern verſah, die Feſtungswerke Belgrad's erweiterte, und auf einem Landtage zu Ofen (im Juni 1465) den Beſchluß durchſetzte, daß bei wirklichem Ausbruche des Krieges der geſammte begüterte Adel aufſitzen und von ſeinen zwanzig Bauerhöfen Einen Bewaffneten ſtellen müſſe. Im Bewußtſeyn, ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet zu haben, konnte der König auch die unbegründeten Vorwürfe des Papſtes, der ihn der Saumſeligkeit in Betreibung des Krieges gegen die Türken zieh, mit edlem Selbſtgefühle und in entſchiedener Sprache von ſich weiſen.

Abermals drängten jetzt nähere Gefahren. Irrungen mit dem Kaiſer machten den Anfang und zogen zum Theil weitere Folgen nach ſich, die keine der Parteien hatte ahnen können. Dem Neuſtädter Vertrage gemäß, blieben die dem Kaiſer zuerkannten Städte und Marktflecken: Güns, Eiſenſtadt, Rechnitz, Kobelsdorf und Forchtenſtein, zu Dienſten und Beiträgen im Türkenkriege verpflichtet. Als aber im letzten Feldzuge der Oedenburger Statthalter auf Erfüllung dieſer Verbindlichkeit drang, widerſetzten ſich die Günſer, und der kaiſerliche Burghauptmann zu Forchtenſtein beleidigte den Statthalter, welcher hierauf die Widerſpänſtigen pfändete und dem Kaiſer ſchriftlich mit Anwendung ſtrengerer Maßregeln drohte, wenn derſelbe ſeine Unterthanen nicht zu Leiſtung ihrer Obliegenheiten und zugleich zu künftiger Unterlaſſung von Räubereien auf ungariſchem Boden, anhielte. Der Kaiſer beſchwerte ſich hierüber in empfindlichen Ausdrücken bei Mathias, der das Verfahren ſeines Statthalters in Schutz nahm. Kurze Zeit nachher fielen öſterreichiſche Freibeuterhaufen, mit Günſern, Rechnitzern und Forchtenſteinern verbündet, verwüſtend in das Oedenburger Gebiet ein, zogen vor die Stadt, verwundeten mitten in den Unterhandlungen den Statthalter und ſteckten die Wandorfer Vorſtadt in Brand. Des Königs Beſchwerden bei dem Kaiſer blieben fruchtlos, ſchon darum, weil des Letzteren bedrängte Lage ihn außer Stand ſetzte, den Zügelloſigkeiten ſeiner Landherren zu ſteuern; vielmehr begann er ſelbſt eine Fehde mit dem ungariſchen Magnaten, Grafen Sigmund von Pöſing und St. Görgen, während ſeine Vaſallen, Sigmund Eyzinger und Georg von Pottendorf, Preßburg und Oedenburg anzündeten. Jetzt erließ Mathias einen ziemlich bitteren Brief an den Kaiſer, und da er einſah,

daß Letzterer nicht die Macht hatte, die Seinigen im Zaume zu halten, beauftragte er den Preßburger Obergeſpan, Andreas Baumkircher, gemeinſchaftlich mit Herrn Berthold Ellerbach von Monyorókerék, dem Pottendorfer die Fehde anzuſagen und ihn in die Enge zu treiben.

Zugleich ernannte der König, um auch an den böhmiſchen und polniſchen Freibeutern im Zipſerlande ein ſtrafendes Beiſpiel zu üben, den kampfbewährten Emerich von Zápolya zum erblichen Grafen von Zips, und Dieſer handhabte auf polniſchem Gebiete ſchreckliche Vergeltung. Der Krakauer Landtag fand ſich dadurch bewogen, Friedensanträge zu machen, deren Abſchluß einem Tage zu Bartfeld vorbehalten wurde.

Auch in Kroatien drohte auf mehren Seiten Unruhe und Aufruhr. Den Biſchof von Agram, Demetrius Csupór, hielt der Könige im Verdachte geheimen Einverſtändniſſes mit dem Kaiſer; der kaiſerliche Hauptmann weigerte ſich, die Agramer Burg zu räumen; der Gerichtsherr von Zagorien, Johannes Wittowecz, zögerte mit Abtretung der, von der Witwe des Grafen Ulrich von Cilly erkauften königlichen Schlöſſer, und die drei Grafen von Frangepani, Herren von Zeng und Modrus, ſtrebten nach Unabhängigkeit. Um ſich Ruhe und Unterwerfung zu verſchaffen, zog der König mit einem Heere nach Kroatien, begleitet von den tapferen böhmiſchen Herren Dſwela und Georg Patolecki. Unterwegs forderte Dſwela, unter dem Vorwande rückſtändigen Soldes, ſeine Entlaſſung, die ihm der gereizte König ſammt dem Solde verweigerte, und brach ohne Urlaub mit ſeinen Mannen auf. Kaum hatte der König in Kroatien die Ordnung hergeſtellt und ſich Gehorſam erzwungen, als er in die nördlichen Gebiete ſeines Reiches eilen mußte, um dort neue Räubereien zu bekämpfen, indem der rachſüchtige Dſwela in die Neitraer Geſpanſchaft eingefallen war und hier ſich der Koſtoláner feſten Burg bemächtigt hatte.

Sieben tauſend böhmiſche Freibeuter, unter dem Namen der Zebraken, zogen vor Preßburg, wo Dſwela ſie erwartete. Doch hielt einer ihrer Anführer, der ungariſche Landherr Blaſius Podmanicki, ſie ab, Preßburg zu überfallen, und als ſpäter Georg von Pottendorf zum Schutze der Stadt herbei eilte, faßten ſie den Plan, Tyrnau zu überrumpeln und auszurauben, wobei jedoch Podmanicky, unfähig, gegen ſein Vaterland zu wüthen, ebenfalls ſeine Mitwirkung verſagte, und ſich ſogar heimlich in die Stadt ſtahl, um dieſe auf die ihr drohende Gefahr vorzubereiten. Es gelang ihm auf dieſe Weiſe,

Tyrnau zu retten und Dſwela mit ſeinen Banden zum Abzug nach der Koſtoláner Burg zu vermögen, die Derſelbe in aller Eile ſtärker zu befeſtigen unternahm. Der König war unterdeſſen mit einem geringen Haufen nach Preßburg gelangt; hier vereinigte er ſich mit den Schaaren des von ihm wieder zu Gnaden angenommenen Pottendorfer, und zog gegen Koſtolán, wo er Dſwela zur Ergebung aufforderte, ihm dagegen Schonung verſprach, widrigenfalls aber mit der unausbleiblichen Strafe des Galgens drohte. Der tollkühne Freibeuter hoffte, durch den Muth ſeiner wilden Banden alle Stürme abzuſchlagen, und ergab ſich nicht. Der König aber, ohne die Seinigen in unzeitigen Stürmen hinzuopfern, beſchränkte ſich auf Einſchließung und Aushungerung der Feſte. Bald waren Dſwela's geringe Mundvorräthe aufgezehrt; er ſuchte während eines blinden Ausfalles, mit dem größten Theile ſeiner Mannſchaft aus der Burg zu entwiſchen, wurde aber auf der Flucht von den nachſetzenden königlichen Reitern und dem erbitterten Landvolke überflügelt, mehr als zwei tauſend ſeiner Leute erſchlagen, er ſelbſt gefangen vor den König gebracht und, auf deſſen Befehl, am Galgen aufgehenkt; ein Los, das ihm der Aberglaube ſeiner Zeit ſchon früher aus dem Mangel zweier Zähne prophezeiet hatte und welches der zürnende König jetzt ohne Erbarmen wahr machte. Die übrigen gefangenen Zebraken, dritthalb hundert an der Zahl, wurden in langen Reihen vor den Wällen aufgeknüpft; Dſwela's hußitiſcher Prieſter und ſein Schwertträger zu beiden Seiten ihres gehenkten Gebieters, an niedrigeren Galgen, ſo daß der des Anführers ſchauerlich hervor ragte. Entmuthigt und alles Trotzes baar durch dieſen ſchrecklichen Anblick, ergab ſich die in der Burg zurück gebliebene Beſatzung ohne alle Unterhandlung, nebſt vier hundert zuſammen geraubten ſchönen Frauen. Die Letzteren ſendete Mathias nach Sirmien zu den Rasciern, damit dieſe ſie zu Hausgenoſſinnen annehmen und ihr Land, damals Groß-Italien genannt, bevölkern könnten. Die Zebraken, welche ſich ergaben, wurden zwar vorläufig mit dem Leben begnadigt, aber nach Ofen zur Einkerkerung im Tſonkathurme geſchleppt, deſſen gegen Uebelthäter unbarmherziger Burgherr, Michael Czobor, die Unglücklichen, weil ſie ihm zur Laſt waren, reihenweiſe in der Donau erſäufen ließ.

Dergleichen Einfälle von böhmiſcher Seite waren nicht geeignet, das ſeit länger ſchon geſpannte Verhältniß zwiſchen Mathias und ſeinem Schwiegervater, Georg von Podiebrad, zu beſſern, nachdem Katharina's Tod einen

Riß in die Bande der Verwandtſchaft gebracht hatte, und böhmiſche und mähriſche Landherren, namentlich Matthäus von Sternberg, der die Ausrottung der früher von ihm als Freunde in ſeine Schlöſſer aufgenommenen Zebraken an den Ungarn rächen wollte, fortwährend Raub und Verwüſtung auf dem Gebiete zwiſchen der March und der Waag trieben. Mathias beklagte ſich wiederholt bei Podiebrad, daß Derſelbe nicht einſchreite, und des Letzteren Sohn, Victorin, gab endlich die Antwort, daß die Streitſache zwiſchen Ungarn und Sternberg durch Schiedsrichter ausgemacht werden ſollte, worauf jedoch Mathias mit königlichem Stolze erwiederte, daß er mit Räubern und Mordbrennern nicht in Unterhandlung treten könne, vielmehr vor allen Dingen auf ihre Beſtrafung dringe. Manches bittere Wort wurde bei dieſer Gelegenheit gewechſelt und bereitete künftige ernſthaftere Spannungen zwiſchen den verwandten Königen vor.

Schneller, als jene häufig ſich erneuernden Freibeutereien, dämpfte der König eine vorübergehende Empörung in Siebenbürgen, wo das neue Steuerſyſtem, oder vielmehr deſſen Handhabung durch die Beamten, Mißvergnügen erweckt hatte. An der Spitze des Aufruhrs ſtand Benedikt Roth, Königsrichter der ſächſiſchen Geſammtheit zu Hermannſtadt, und der eingedrungene Woiwode der Moldau, Stephan Bogdanovics, ſagte ſeine Unterſtützung zu. Auf dieſe pochend, riefen die Meuterer den Woiwoden der Provinz, den Grafen Johannes von Pöſing und St. Görgen, zum Könige aus, und dieſer ließ durch Benedikt Roth ſich bereden, dem Rufe Folge zu leiſten. Die Empörer eilten den Meszeſer Paß zu beſetzen, um dem anrückenden Könige Mathias den Zugang in das Land abzuſchneiden; aber Dieſer war ihnen zuvor gekommen und ſtand bereits mit acht tauſend Reitern und vier tauſend Fußgängern auf dem Kreuzerfelde; da zerſtäubten, bei dem bloßen Rufe ſeiner Nähe, die gegen ihn geſendeten Mannſchaften und kehrten in ihre Heimat zurück; Benedikt Roth entfloh nach Polen und getraute ſich nie mehr dieſes Land zu verlaſſen. Der Graf Johannes bat demüthig um Gnade, indem er vorſchützte, zu ſeiner Rolle gezwungen worden zu ſeyn, und ſeine Mitſchuldigen angab. Der König verzieh ihm, entſetzte ihn aber ſeines Poſtens und vergab die Siebenbürger Woiwodſchaft an die Herren Niklas Cſupór und Johannes Pongrácz. Der Klauſenburger Adelsgeſammtheit erließ Mathias gegen eine Geldbuße von viermal hundert tauſend Goldgulden die geſetzliche Strafe der Landesverweiſung und des Güterverluſtes; nur die

Anſtifter und Rädelsführer mußten bis zu einem beſtimmten Tage bei Lebensſtrafe das Reich auf immer verlaſſen, durften aber ihr Vermögen mitnehmen. Einige, die gleichwohl heimlich zurück zu bleiben verſuchten, wurden ſpäter aufgegriffen und enthauptet, unter ihnen auch der Hermannſtädter Bürgermeiſter, Peter von Rothberg.

Gegen Stephan, den Woiwoden der Moldau, der nicht nur häufiger Einfälle nach Siebenbürgen ſich ſchuldig gemacht, ſondern auch die letzten Aufſtandsverſuche in dieſer Provinz begünſtigt hatte, beſchloß der König einen Zug zu unternehmen; wobei er vermuthlich auch zugleich zu Gunſten zweier verjagter Bewerber um den Woiwodenſtuhl, Peter Aaron und Berendej, welche ſeinen Schutz angeſucht hatten, Schritte thun wollte. Söldner wurden in beträchtlicher Anzahl angeworben, Hermannſtadt zum Sammelplatze, der fünf und zwanzigſte November 1467 zum Tage des Auszuges beſtimmt. Die Ungarn drangen, unter des Königs Oberbefehle, gegen die Päſſe Ghymes und Oitos vor, welche der Woiwode, auf äußerſten Widerſtand gefaßt, hatte verrammeln und durch ſeine Krieger, wie auch durch polniſche Hilfsvölker beſetzen laſſen, zerſtörten die Verhaue, trieben deren Vertheidiger zurück, drangen unangefochten bis an den Sereth und nahmen Roman. Stephan ſuchte den König durch ſcheinbare Friedensanträge aufzuhalten; als aber Mathias die Unaufrichtigkeit derſelben einſah, kehrte er ſich nicht weiter daran, ließ Roman in Brand ſtecken und zog zwiſchen dem Sereth und der Moldava weiter hinauf gegen Sutſchawa. Als er dann in Baja verweilte, wo Stephan ihn durch die Ausſicht völliger Unterwerfung hinzuhalten ſuchte, wurde ihm mitgetheilt, daß zwölf tauſend Walachen und Polen im Anzuge wären, um ihn zur Nachtzeit zu überfallen. Mathias traf insgeheim ſeine Gegenanſtalten. Nach Mitternacht näherten die Walachen ſich plötzlich in aller Stille der ungariſchen Vorhut, rieben ſie zum großen Theile auf und zündeten, um den Kampfplatz zu erhellen, Baja auf drei Seiten an. Dann drangen ſie auf den Marktplatz und hielten durch einen unausgeſetzten Pfeilhagel die anſprengende ungariſche Reiterei von ſich ab. Der König Mathias focht ſelbſt an den gefährlichſten Stellen, umſchwirrt von walachiſchen Pfeilen, welche Niklas Bánffy, der Anführer der königlichen Leibwache, mit ſeinem Schilde aufzufangen ſuchte; gleichwohl traf ein Pfeil den König in den Rücken und verurſachte ihm, da die Eiſenſpitze in der Wunde ſtecken blieb, vier Jahre lang heftige Schmerzen, bis zuletzt ſeine kraftvolle Natur von

ſelbſt das Eiſen heraus ſtieß. Des Königs Verwundung entflammte die Ungarn zur Rache; mit verdoppelter Wuth ſtürmten ſie auf die Walachen ein; denn die Pfeile hatten nichts Schreckendes mehr für ſie, ſeit ſie wußten, daß auch ihr Fürſt und Heerführer ihnen nicht entgangen war. Sieben tauſend Walachen wurden in unwiderſtehlichem Anlaufe niedergehauen, die Uebrigen flohen in Verwirrung davon. Von den Ungarn waren nur zwölf hundert geblieben; die vielen erbeuteten Fahnen wurden nach Ofen geſendet und im Dome der heiligen Jungfrau aufgeſtellt. Der erſchreckte Woiwode Stephan unterwarf ſich, gelobte Treue gegen die ungariſche Oberherrlichkeit, und erhielt vom Könige Verzeihung.

Die päpſtlichen Verdammungsſprüche gegen den König Podiebrad, der im Innern ſeines Landes mit entſchiedener Strenge, nach außen mit vorſichtiger Unbeſtimmtheit, die Giltigkeit der von dem apoſtoliſchen Stuhle widerrufenen Compactate verfocht und das bedrohte Banner des Kelches mit muthigem Arme erhob, der dann offene Feindſchaft gegen den Kaiſer übte, weil Derſelbe in Oeſterreich gegen ihn das Kreuz hatte predigen laſſen, — nöthigten den Ungarnkönig, eine Wahl zu ergreifen, ob ſeine nächſten Waffenthaten gegen die Türken, als die allgemeinen Feinde der Chriſtenheit, oder gegen Podiebrad, als vermeintlichen Feind der römiſchen Kirche, gerichtet ſeyn ſollten. Ehe noch der äußerſte Bruch geſchehen war, zu der Zeit, als Papſt Paul II. noch auf Podiebrad's Unterwerfung in Güte rechnete, forderte Erſterer den König Mathias auf, ſich in keine ketzeriſche Verbindung mit dem Gebannten einzulaſſen und erforderlichen Falls der römiſchen Kirche Beiſtand zu leiſten. Mathias, obgleich durch mancherlei Vorfälle gegen Podiebrad eingenommen, glaubte damals noch nicht, daß der Papſt zu Maßregeln der Gewalt ſeine Zuflucht nehmen werde, und gab daher um ſo leichter das Verſprechen: daß er unter allen Verhältniſſen auf der Seite des apoſtoliſchen Stuhles zu ſtehen bereit ſey, es möge den Böhmen oder den Türken gelten. Als ihm nun Georg die Gründe ſeines Handelns genau und offen darlegte und in des Mathias klarem Sinne Vieles zu Gunſten des Böhmenkönigs ſprach, ließ er ſeinen Geſandten in Rom entſchuldigend, ja theilweiſe rechtfertigend für Podiebrad auftreten. Aber zu ſpät; der mittlerweile gegen Podiebrad nur noch mehr erbitterte Papſt hatte deſſen Untergang beſchloſſen, und hielt ſich an des Mathias einmal gegebenes, mit anſehnlichen Subſidien erkauftes Wort: auch gegen Böhmen auf der Seite des apoſtoliſchen

39 *

Stuhles ſtehen zu wollen. Mathias konnte ſich demſelben um ſo weniger entziehen, da ihm, dem Könige ohne Erbrecht, die Gunſt des Papſtes unentbehrlich war; daß jedoch auch Ehrgeiz und der, ſeinem Zeitalter ſo eigenthümliche Geiſt der Eroberung und Ländergier ſeine Entſchlüſſe leitete, iſt nicht zu beſtreiten. Von den Türken war in dieſem Augenblicke Nichts zu befürchten; denn Mohammed, in Aſien hinlänglich beſchäftigt, hatte bei dem Könige Mathias durch ſeine Geſandtſchaften ſich ausdrücklich um Waffenruhe beworben, und dieſe beſtand denn auch der That nach, wenn ſie gleich, aus religiöſen Gründen, nicht förmlich ausgeſprochen ward. Um ſo vollſtändiger konnte daher Mathias ſeine Macht gegen Böhmen richten. Auf dem Tage zu Erlau ſprach die Mehrzahl der Stände, wenn auch im Widerſpruche mit einer Minorität, den Krieg gegen Podiebrad aus, welchem Beſchluſſe der König jetzt offen beitrat, indem er Preßburg zum Waffenplatze beſtimmte, wo er ſich noch vor Oſtern 1468 mit den Schaaren der Prälaten und Herren vereinigen wollte.

Wie ſehr auch der Papſt ſich über des Ungarnkönigs Beitritt freute, ſo hatte doch Letzterer vorerſt nicht ſo umfaſſende Abſichten, wie ſie im Sinne Roms lagen. Sein Hauptaugenmerk war, ſeine Gränzen gegen die häufigen Einfälle und Freibeutereien von Böhmen und Mähren aus, zu ſichern; den Prinzen Victorin für ſein bisheriges Zulaſſen ähnlicher Räubereien zu beſtrafen und ihn von dem Gebiete des bedrängten Kaiſers zurück zu drängen, wozu ihn ein älteres, mit dem Kaiſer errichtetes Bündniß ſogar verpflichtete. Die Breslauer, die ſich in der Feindſchaft wider den ihnen aufgedrungenen Wahlkönig Georg bisher am hartnäckigſten erwieſen hatten, wurden von Mathias zu thätigem Beiſtande aufgefordert.

Mathias nahm vor ſeinem Auszuge den Titel eines Beſchützers der Rechtgläubigen im Königreiche Böhmen an, da er aus Rückſicht für den König von Polen, um deſſen Tochter Hedwig, König Albrecht's Enkelin, er ſich damals eben, wiewohl angeblich, bewarb, — des Königstitels ſich zu enthalten für angemeſſen fand. Nachdem einmal der entſcheidende Schritt gethan war, konnte der König nicht mehr zurück, und Podiebrad's Verſuche, ihn auf ſeine Seite zu ziehen, blieben daher erfolglos. Durch ſeinen Uebergang über die March ſah Podiebrad's Sohn, Prinz Victorin, ſich gezwungen, Oeſterreich ſchleunigſt zu räumen, wodurch der Kaiſer ſeiner bedrängten Lage enthoben wurde. Unaufgehalten drang Mathias in Mähren vor, legte ſtarke

Beſatzungen in die Städte, und lagerte ſich bei Laa am rechten Ufer der Thaya, durch welche die beiden Heere, die einander unſchlüſſig gegenüber ſtanden, getrennt wurden. Beide hatten Grund, einen übereilten Angriff zu ſcheuen; man beſchränkte ſich nur auf kleinere Gefechte und ſchritt ſogar zu Unterhandlungen, die jedoch, bei der Geſinnung des Papſtes, welche für Mathias den Ausſchlag gab, zu keinem Ziele führen konnten. Mathias bot zuletzt ſeinem Gegner die Schlacht, aber Dieſer begnügte ſich, durch ſeine Wagenburg gedeckt, die Bewegungen der Ungarn zu beobachten, bis Mathias durch Niederbrennung der böhmiſchen Magazine und Abſchneidung der Zufuhr den Böhmenkönig aus ſeiner Stellung heraus zu gehen zwang. Zur Schlacht kam es aber gleichwohl nicht; vielmehr verſuchte Podiebrad die Kanitzer Burg zu nehmen, die Brünner Vorſtädte anzuzünden und nach Ungarn einzufallen; Alles ohne Erfolg.

Durch die Entfernung Podiebrad's wurde für Mathias der Strom frei; er überſchritt mit dem ganzen Heere die Thaya, und lagerte ſich unter den Mauern von Znaim, wo nach einigen Tagen der Böhmenkönig mit ſeiner Wagenburg ſich zwar ihm abermals gegenüber ſtellte, aber als Mathias eine Schlacht ordnete, mitten in der Nacht wieder verſchwand, indem er ſeinen Sohn Victorin nach Trebitſch entſendete.

Mathias, der, ungeachtet einzelner Vortheile, bei dieſer Kriegsführung im Weſentlichen Nichts gewann, war ſehr unzufrieden, den Kampf, welchen er auf fremde Anregung begonnen, ganz allein mit ſeinen Ungarn ausfechten zu müſſen; er führte hierüber bittere Klage gegen den Olmützer Biſchof Protaſius, und mahnte die Breslauer wiederholt um ſchleunige Unterſtützung mit Mannſchaft. Aber die Breslauer waren nicht im Stande, ihm, wie er erwartete, Hilfstruppen zu ſenden; denn die ganze Laſt des Krieges in Schleſien, der in der Belagerung der feſten Schlöſſer Bolkenheim, Münſterberg, Frankenſtein ꝛc., beſtand, fiel auf ſie und die Schweidnitzer allein, da der neue Biſchof Rudolf ſich von koſtſpieligen Kriegszügen fern zu halten wußte, und die Herzoge von Wohlau und Liegnitz, auf vieles Ermahnen, dem Könige Georg zwar Abſagebriefe, dem ſchleſiſchen Bunde aber keine Hilfe ſendeten.

Mathias folgte nun dem Prinzen Victorin nach Trebitſch, wo er denſelben gefangen genommen haben würde, wenn nicht Georg durch plötzliche Annäherung mit meißniſchen Hilfsvölkern die Aufmerkſamkeit der Ungarn abgelenkt und dadurch ſeinem Sohne Gelegenheit zu glücklichem Entkommen

gegeben hätte. Brünn und Olmütz öffneten dem Könige Mathias ihre Thore; Spielberg ließ er, da dieſe Feſte ſich nicht ergeben wollte, durch Blaſius Magyar und Paul Kiniſy belagern.

Mittlerweile erſcholl das Gerücht, Georg, welchem Polen Unterſtützung ſendete, habe gewaltige Unternehmungen im Sinne. Mathias mußte daher ebenfalls auf Verſtärkung ſeiner Heermacht bedacht ſeyn, und ließ in Deutſchland und Schleſien eifrig um Truppen mahnen. Seine, durch einige Schaaren Kreuzfahrer verſtärkten Ungarn führte er über Iglau nach Böhmen gegen Deutſchbrod, als auf der Czaslauer Straße im Walde bei Willimow, wo keine Schlachtordnung hätte entwickelt werden können, Podiebrad ihm plötzlich mit zahlreichen Streitkräften entgegen trat. Nur durch eine Liſt — die gleichwohl als keiner der edelſten Züge im Leben des Mathias angeſehen werden kann, und daher, um tadelnswerth zu erſcheinen, der gehäſſigen Uebertreibungen, womit ſie von den Gegnern des Ungarnkönigs geſchildert worden iſt, nicht erſt bedarf — konnte Mathias ſich und ſein Heer vom Untergange oder von der Gefangenſchaft befreien. Er ließ durch Herrn Albrecht Koſtka dem Könige Georg Freundſchaft anbieten und ihn von ſeiner Friedensgeneigtheit unterrichten. Georg traute ihm oder wollte ihn durch Großmuth beſchämen; er ließ ihn ungefährdet abziehen (24. Juli), und Mathias ging in ein Lager bei Ungariſchbrod, wo er zu ſeinem Troſte die Kunde erhielt, daß Herr Johannes von Roſenberg dem Könige Georg abgeſagt habe und dieſer nun durch deſſen Bekämpfung gedrängt und beſchäftigt ſey.

Endlich thaten auch die Schleſier Schritte, ihre Verbindlichkeiten gegen den Ungarnkönig zu erfüllen, indem ſie ihm gegen zwölf hundert Reiter nach Olmütz ſendeten. Zugleich ſagten ihm der Biſchof Protaſius, Zdenko von Sternberg, oberſter Burggraf zu Prag und Generalkapitän der katholiſchen Landherren Böhmens, Mährens, Schleſiens und der Lauſitz, der meißniſche Burggraf Heinrich von Plauen, ferner der Bürgermeiſter von Olmütz und die Verordneten von Znaim, in ihrem und aller katholiſchen Herren Namen eidlich ihre thätige Hilfe zu.

Unterdeſſen verſuchte der König Kazimierz von Polen durch ſeine Geſandten einen Frieden zu vermitteln, indem er auf eine ſiebzehnmonatliche Waffenruhe antragen ließ, binnen welcher Zeit ſich König Georg mit dem apoſtoliſchen Stuhle verſöhnen ſollte. Mathias konnte und wollte eine Streitſache, die auf kirchlichem Wege eingeleitet worden, auch nur auf demſelben

Wege beilegen laſſen, und wies daher die Entſcheidung dem Legaten Roborella und dem päpſtlichen Inquiſitor Gabriel Rangoni, zu; dieſe ſtellten jedoch ſo harte Bedingungen, namentlich indem ſie verlangten, Georg ſollte als ein Pfand ſeiner friedfertigen Geſinnungen und ſeiner Unterwürfigkeit gegen die Kirche, mehre wichtige Schlöſſer in die Hände des Bundes der katholiſchen Landherren übergeben, daß die polniſchen Friedensgeſandten die Unterhandlungen abbrachen und heimzogen.

In der letzten Zeit hatten die Waffen Ungarns und des Bundes erhebliche Fortſchritte gemacht, und der letztere hatte ſich noch enger zuſammen geſchloſſen, mit Ausnahme der Schweidnitzer, die, wegen erlittener Befehdung und Räuberei, zurück zu treten drohten. Prinz Victorin war in Mähren geſchlagen, die Hradiſcher Burg von den Verbündeten erobert worden, und nach langem Widerſtande ergab ſich endlich auch Spielberg dem Ungarnkönige.

Ermuthigt durch ähnliche Erfolge, beſchloß Mathias jetzt mit größerem Nachdrucke angriffsweiſe zu verfahren. An der Spitze von vier tauſend Reitern und fünf tauſend Fußgängern drang er (im Februar 1469) von Brünn nach Böhmen in das Gebiet von Leitomiſchl vor und ließ überall, wo man dem Kelche nicht entſagen, dem Papſte ſich nicht unterwerfen wollte, mit Schwert und Brandfackel wüthen. In der Gegend von Chrudim mit vier hundert mähriſchen Reitern auf Kundſchaft voraus eilend, ſtieß er auf einen Theil des böhmiſchen Heeres, mit welchem Podiebrad Mähren zu überfallen beabſichtigte. Zurück konnte er nicht mehr, ohne bemerkt zu werden; aber ſeine Geiſtesgegenwart rettete ihn auch diesmal, indem er vom Pferde ſtieg, ſich in die Kleidung eines böhmiſchen Bauern warf und ſeiner Reiterſchaar als Wegweiſer voran ging. Seine Fertigkeit in der böhmiſchen Sprache unterſtützte die Täuſchung; die Feinde hielten ſeine Haufen für zuziehendes Hilfsvolk und ließen ihn ruhig ſeinen Weg verfolgen. Als er dieſer Gefahr glücklich entgangen war, ſammelte er ſeine ganze Macht und führte ſie dem zwölf tauſend Mann ſtarken Feinde entgegen. Die ſtrenge Kälte hemmte die Unternehmungen beider Heere; die kriegführenden Könige trafen ſich in des Mathias Zelte und ſchloſſen Waffenſtillſtand bis Oſtern, womit des Mathias Verbündete ſehr unzufrieden waren. Zwar erſchien Georg bei dem von Mathias nach Olmütz ausgeſchriebenen allgemeinen Landtage (4. April) nicht, weil er dort den Einfluß ſeiner Feinde überwiegend glaubte; dennoch hatte jene erſte Unterredung eine Annäherung zwiſchen beiden Königen zuwege

gebracht, ſo daß ſie bald darauf zwiſchen Olmütz und Sternberg abermals zuſammen kamen und ſich wegen des künftigen Friedens einigten. Georg wollte dem Ungarnkönige die Nachfolge in Böhmen von der Kelchnerpartei verſichern laſſen, Letzterer aber für Jenen und deſſen Glaubensgenoſſen die Verſtattung des heiligen Abendmahles unter beiden Geſtalten erwirken. Georg's Söhne und mehre böhmiſche Herren von des Erſteren Partei begleiteten den König Mathias nach Olmütz zurück, und ſuchten hier Gehör bei den Legaten, welches Dieſe aber mit Heftigkeit verweigerter und ſogar die Stadt für die Dauer der Anweſenheit der geächteten Ketzer, mit dem Interdict belegten. Gegen Mathias brachen zunächſt ihre Vorwürfe los; er gab ſie ihnen ruhig zurück und ermahnte ſie, daß, nachdem Georg billige Vorſchläge gethan, ſie auch ihrerſeits das Nöthige beitragen möchten, um den Frieden wieder herzuſtellen.

Die Verbündeten, einſehend, daß Mathias für ihre Sache zu erkalten drohe, wozu der Grund hauptſächlich in ihrer eigenen läſſigen Hilfe zu ſuchen war, bemühten ſich, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches ſein Intereſſe noch unmittelbarer von dem Kriege gegen Georg abhängig gemacht werden könnte. Der Biſchof Rudolf von Breslau gab in einer Verſammlung der katholiſchen Bundeshäupter zu Olmütz hiezu die Loſung, indem er, die Nothwendigkeit ſchildernd, daß Böhmen von einem katholiſchen Fürſten beherrſcht werde, die Uebrigen aufforderte, Mathias zum Könige Böhmens auszurufen, was auch in dem Bundesrathe ſogleich geſchah. Zwar ſollte dieſer Schritt vorerſt ſtreng geheim gehalten werden; dennoch wurde er den polniſchen Geſandten verrathen, und dieſe benachrichtigten in Mähriſch-Neuſtadt den König Georg davon, der die Sache wenig ernſt aufzunehmen ſchien. Zum Befremden der Verbündeten nahm der Legat Roborella, Mangel hinlänglicher Vollmacht vorſchützend, Anſtand, der Erwählung des Mathias ſeine Zuſtimmung zu geben. Dennoch gingen ſie zu Mathias, zeigten ihm ſeine Berufung an und baten ihn einhällig, die Krone Böhmens nicht von ſich zu weiſen. Aber Mathias weigerte ſich, die gefährliche Ehre anzunehmen, die dann den Kampf gegen Podiebrad ganz zu ſeiner eigenen Sache machen und den ſäumigen Bundesgenoſſen einen Vorwand geben würde, die Fehde allein mit dem Blute ſeiner Ungarn ausfechten zu laſſen; auch ſey es unbillig, Georg's verſöhnlichen Anträgen einen Beſchluß entgegen zu ſetzen, der ihm ſeine Krone rauben ſollte.

Bei dieſer Geſinnung des Ungarnkönigs ergaben ſich die Verbündeten darein, Denſelben nach Gutdünken handeln und den Frieden betreiben zu laſſen, ohne auf die Legaten, die durchaus von keiner gütlichen Auseinanderſetzung hören wollten, weiter Rückſicht zu nehmen. Zwiſchen Olmütz und Sternberg fand ein abermaliger Friedenscongreß Statt, zu welchem Georg mit ſeinen Söhnen und ſeinen vornehmſten Anhängern, Mathias mit den katholiſchen Baronen Böhmens und mehren Prälaten ſich einfanden. Schon waren die Unterhandlungen auf dem beſten Wege, als der ſchwierige Punkt der Compactaten, welche Podiebrad, ohne alle böhmiſchen Kelchner gegen ſich aufzubringen, nicht aufgeben konnte, Alles wieder aus dem Geleiſe brachte. Unmuthig kehrte Georg nach Prag zurück, und ein durch Mathias mit den böhmiſchen Prinzen, ebenfalls unter lebhaftem Widerſpruche der Legaten abgeſchloſſener Waffenſtillſtand bis zu Ende des Jahres, war die einzige Frucht dieſer Zuſammenkunft.

Schwieriger wurde die Stellung des Bundes noch dadurch, daß die polniſchen Geſandten an die Erbanſprüche ihres Königs auf die böhmiſche Krone erinnerten und, bei eintretender Königswahl, dieſelben berückſichtigt wiſſen wollten, und als der Bund bei ſeiner Stimme für Mathias zu beharren ſich erklärte, unter Drohungen von Olmütz fortgingen. Da plötzlich erklärte Mathias, nachdem er von der Unmöglichkeit friedlicher Beilegung ſeit den neueſten Verhandlungen ſich überzeugt hatte: daß er die Wahl zum Könige in Böhmen, die man ſchon nöthigen Falles ihm aufzuzwingen einig geworden war, annehme. Hierauf wurde er (5. Mai) von den Legaten, Prälaten und Herren in die Olmützer Domkirche geführt, und daſelbſt von den Legaten in des heiligen Vaters, von den kaiſerlichen Geſandten in des Reiches, von Zdenko von Sternberg in des böhmiſchen Herrenſtandes Namen zum Könige Böhmens ausgerufen, aber weder geſalbt noch gekrönt. Es wurde ihm von Allen der Eid der Treue und des Gehorſams geleiſtet, wogegen er ihre Rechte und Freiheiten beſchwor und ihnen ſeinen Schutz angelobte. Zugleich beſetzte er dem Namen nach die Großämter der böhmiſchen Krone mit ſeinen Anhängern.

Ueber Neiſſe verfügte er ſich nach Breslau, von wo ihm der Rath und die Bürgerſchaft im feierlichen Zuge mit den Schlüſſeln der Stadt entgegen kamen. Doch ſoll er den Tag ſeiner Ankunft für einen unheilvollen angeſehen haben; wenigſtens erwartete er im Rothkretſcham den folgenden

Morgen. Am 31. Mai (1469) empfing er, nach einigen Bedenklichkeiten von Seite des Breslauer Rathes, die Huldigung als wahrer und unzweifelhafter König von Böhmen, wobei man, mit ſeltſamer Gewiſſenhaftigkeit, ſogar den Titel eines Königs von Ungarn ihm beizulegen unterließ. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgte der größte Theil der Fürſten, Herren und Städte Schleſiens und der Lauſitz. Die Zahl der Herzoge, die nach und nach in Gegenwart der Legaten und eines Notars die Huldigung leiſteten, belief ſich auf zwölf. Es waren: Balthaſar von Sagan nebſt ſeinem Bruder Johann von Priebus, der, jetzt der Nothwendigkeit nachgebend, den König Georg verließ, da dieſen ſein Glück verlaſſen zu haben ſchien; Heinrich XI. von Freiſtadt; Friedrich von Liegnitz, Georg's nachheriger Schwiegerſohn; die beiden Konrade von Oels und Wohlau, von denen der Erſte, Konrad VII. oder der Schwarze genannt, zwar viele Schwierigkeiten machte, indem er ſeine doppelte Verpflichtung gegen Georg als Fürſt und als geheimer Rath vorſchützte, jedoch ſeine Ueberzeugung ſehr bald dem Eindrucke eines Witzwortes aufopferte (denn als er äußerte: er wiſſe nicht mit Ehren von Georg los zu kommen, rief der Biſchof von Ferrara: Herr Fürſt, es geht Euch, wie jener Dirne im Sündenhauſe, der ihre Freunde vorſtellten, dasſelbe zu verlaſſen und ein ordentliches Leben anzufangen, und welche da ſagte: „gern wollte ich das ſchändliche Haus verlaſſen, wenn ich nur mit Ehren heraus zu kommen wüßte;" es entſtand ein Gelächter, der Herzog erröthete und leiſtete die Huldigung); Wenzel von Riebnik; Johann von Gleiwitz; Johann von Leobſchütz; Primko von Teſchen; Nikolaus von Oppeln, und Anna von Cilly, welche ſeit dem, 1463 erfolgten Tode ihres Gemals, Wlodko von Teſchen-Glogau, Beſitzerin der Hälfte von Glogau war.

Der König ſchmeichelte dem Sinne der Breslauer, indem er ihren Gewohnheiten im Aeußeren nach Kräften entſprach, bei dem eben einfallenden Frohnleichnamsfeſte mit der Prozeſſion in der Stadt herumzog, und den Sonntag darauf im größten Regen zu Fuße nach Trebnitz wallfahrete. Deſto unerwarteter kam den geblendeten Einwohnern der Ernſt, womit der nur in Förmlichkeiten fügſame, in Hauptſachen aber unnachſichtliche König ſie zum Entſatz des Schadens verurtheilte, den ſie im Kriege einigen Städten und Edelleuten angethan hatten, und der Gemeinde ein- für allemal ihr widerſpänſtiges Betragen gegen den Rath verwies, Letzterem Vollmacht ertheilte, die Ungehorſamen zu ſtrafen und zwei abgeſetzte Rathsglieder, Steinkeller

und Beyer, wieder aufzunehmen. Die bisher vom Rathe verwaltete Hauptmannſchaft des Fürſtenthums übergab der König dem Hans von der Heide, vielleicht weil er glaubte, der Rath würde ſich durch Geſchenke im Beſitze derſelben zu erhalten ſuchen, was jedoch nicht geſchah, weil nach des Rathes Ausſage die Einkünfte derſelben verpfändet waren.

Am 5. Juli verließ Mathias die Stadt Breslau, nachdem er ihr alle anderen Privilegien beſtätigt, viele neue verſprochen, den Herzog Friedrich I. von Liegnitz, auf Anhalten des ebenfalls gegenwärtigen Kurfürſten von Brandenburg, mit dem Fürſtenthume Liegnitz belehnt und dadurch einen langen Lehensſtreit beendigt, zugleich auch ſeine Gegenwart durch Turniere und Feſtlichkeiten aller Art verherrlicht hatte. Doch ſollen viele ſeiner Söldner und Hofleute ohne Bezahlung von Breslau fortgegangen ſeyn.

Die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer hatten zu Schweidnitz beſonders gehuldigt, und die acht oberſchleſiſchen Herzoge folgten im Auguſt dem Könige nach Olmütz, wo ſie ihm und ſeinen Erben den Vaſalleneid leiſteten und in einer beſonderen Verſchreibung ſich verbindlich machten, im Falle Mathias unbeerbt ſtürbe, dem nachfolgenden Könige von Böhmen nicht eher zu huldigen, als bis er viermal hundert tauſend Goldgulden an die Krone Ungarn zur Auslöſung Schleſiens bezahlt habe.

Nach ſeiner feierlichen Ausrufung im Dome zu Olmütz ſendete Mathias Gewaltboten an den König Kazimierz von Polen, ihm meldend, daß er die Wahl zum Könige von Böhmen angenommen, auch die Huldigung der katholiſchen Barone, Landherren und Städte Böhmens, Mährens, Schleſiens, der Lauſitz und der Sechsſtädte bereits empfangen habe. Sollte Kazimierz ſeine Rechte und Anſprüche hierdurch verletzt glauben, ſo möge er ſich aufrichtig erklären, und werde Mathias in ſolchem Falle gern bereit ſeyn, ſich friedlich mit ihm zu vergleichen. Auch ſey derſelbe erbötig, wenn Kazimierz, in Folge päpſtlicher Befehle, den Krieg gegen Georg fortſetzen wolle, den Kampfplatz zu räumen, und weder Kazimierz noch deſſen Söhne an der Beſitznahme Böhmens zu hindern.

Schwerlich war es Mathias mit dieſer Erklärung Ernſt; vielmehr beabſichtigte er wohl nur, dadurch des Polenkönigs wahre Geſinnungen zu erforſchen. Kazimierz durchblickte dieſe Abſicht, und erwiederte trocken: er habe mit Böhmen Nichts vor und ſey durch Gelübde gebunden, den Unternehmungen des Ungarnkönigs ſich auf keine Weiſe entgegen zu ſtellen. Inzwiſchen

aber hatte Georg, um auch nach ſeinem Tode dem jetzt von ihm bitter gehaßten Mathias den Weg zu Böhmens Throne abzuſchneiden, auf einem mit den utraquiſtiſchen Ständen zu Prag gehaltenen Landtage, des Königs Kazimierz Erſtgeborenen, den Knaben Wladislaw, zu ſeinem Thronfolger in Böhmen erwählen laſſen.

Georg glaubte, nachdem Mathias ihm offen als Gegenkönig entgegen trat und dadurch eine, wenn auch nicht kriegeriſche, doch neuerdings feindſelige Stellung wider ihn annahm, ſich an Einhaltung des Waffenſtillſtandes nicht länger gebunden; er belagerte die Burgen der gegen ihn empörten Herren von Haſenburg, und ſendete ſeinen Sohn Victorin mit einem Heere nach Mähren. Schleſien wurde von Glatz aus durch utraquiſtiſche Haufen überſchwemmt und mit ſchrecklicher Verwüſtung heimgeſucht, welche die katholiſche Partei in reichlichem Maße zurück gab. Die Verheerung war ſo allgemein und wüthend, daß in dem harten Winter von 1469 auf 1470 im Troppau'ſchen, Münſterberg'ſchen, Frankenſtein'ſchen und Glatziſchen viele tauſend Menſchen, denen ihre Güter und Höfe abgebrannt waren, vor Froſt umkamen. Die eifrigſten Beförderer des Krieges, die Prälaten und Prediger zu Breslau, geriethen nun durch den Schaden, der ihnen ſelbſt widerfuhr, auf ganz andere Geſinnungen; ihre Freude über den neuen König, um deſſentwillen das Land ſo viel erdulden mußte, wurde ſehr herab geſtimmt, und ſogar der Biſchof Rudolf erklärte, daß der heilige Vater in der Sache Georg's übel unterrichtet geweſen ſey, und daß er für ſeine Perſon es nie würde haben zum Kriege kommen laſſen, wenn er früher gewußt hätte, was er nun wiſſe. Man war nahe daran, an Georg eine Geſandtſchaft mit der Bitte um Frieden und Verzeihung zu ſchicken, wenn nicht die Stadt Breslau ſtandhaft an den, dem Könige Mathias geſchworenen Eid erinnert und jeden ſchimpflichen Abfall von der Hand gewieſen hätte.

Der Krieg war nun wieder auf allen Seiten entfeſſelt. Indeſſen Zdenko von Sternberg in Böhmen gegen Georg focht, belagerte und nahm Mathias Weſſely im Hradiſcher Kreiſe, machte den Prinzen Victorin, ſeinen Schwager, nachdem derſelbe ſich heldenmüthig vertheidigt, zum Gefangenen und ſendete ihn auf die Wyſchehrader Burg in anſtändige Haft. Der König bedurfte dringend neuer Truppen, und erinnerte mit Ungeduld den Kaiſer und die Schleſier an die gelobte Unterſtützung; doch nur die Breslauer, Georg's unverſöhnlichſte Feinde, hielten Wort. Der Kaiſer ſchickte tauſend ſchlecht

gerüſtete und unbrauchbare Reiter, welche Mathias voll Verdruß zurück ſendete und dagegen den Betrag für tauſend Söldner nach ſeiner Wahl verlangte. Die öſterreichiſchen Stände waren hierzu bereit; doch der karge Kaiſer, durch des Ungarnkönigs Fortſchritte und wachſende Macht argwöhniſch geſtimmt, verweigerte die Zahlung. Des Mathias Kampf im Auslande benützten die Türken zu einem verheerenden Einfalle nach Kroatien; zugleich überſchwemmten ſie die öſterreichiſchen Gebiete bis an die Gränzen Italiens, und ſchleppten fünfzehn tauſend Gefangene mit ſich fort.

Das Waffenglück wechſelte. Podiebrad's jüngerer Sohn, Heinrich, fiel in Mähren ein, brachte Hradiſch in ſeine Gewalt und war nun im Stande, dem Könige Mathias ſowohl die Zufuhr abzuſchneiden, als auch den Rückweg nach Ungarn zu verſperren. Mathias verſuchte daher den Platz zurück zu erobern; aber Heinrich fiel ihm während des Stürmens in den Rücken und warf ihn (2. November) bis Ungariſchbrod zurück. Doch bald darauf verſtärkte ſich Mathias mit Truppen aus Brünn und Olmütz, überfiel den Prinzen Heinrich, tödtete ihm ſeine beſten Leute und zwang ihn zum Rückzuge nach Böhmen. Der König ließ nun durch den Siebenbürger Woiwoden, Niklas Cſupór, und Herrn Johannes Feyes von Heltheen, Hradiſch eingeſchloſſen halten, und kehrte, weil der einbrechende Froſt weiteren Unternehmungen für den Augenblick ein Ziel ſetzte, mit dem größeren Theile des Heeres nach Ungarn zurück.

Die Verhältniſſe zu dem Kaiſer Friedrich hatten ſich inzwiſchen mehr und mehr getrübt. Der Letztere hegte auf Ungarn und Böhmen eigene Abſichten für ſeine Nachkommenſchaft, und hatte in dieſer Beziehung bei dem Papſte bereits heimliche Schritte gethan; zugleich hielt er den Ungarnkönig im Verdachte, daß Derſelbe den Einfall der Türken, den Aufſtand der ſteieriſchen Landherren und Baumkircher's auf öſterreichiſchem Gebiete verübte Frevel unter der Hand angeſtiftet und befördert habe; Grund genug zu Bitterkeit und Abneigung. Mathias, in Böhmen noch zu weit von ſeinem Ziele entfernt, wünſchte den grollenden Kaiſer wieder auf ſeine Seite zu ziehen, und beſchickte daher den von Letzterem zu Wien gehaltenen Hoftag (1470) durch Johannes von Rozgon. Als Dieſer ſeinen Zweck nicht erreichte, ging Mathias, von ſeiner perſönlichen Gegenwart Beſſeres erwartend, ſelbſt nach Wien, wo er bis zum 7. März ſich aufhielt, und, durch Vermittelung der anweſenden Fürſten, vorläufig mit dem Kaiſer ſich ausſöhnte. Mathias

ſollte, auf den Antrag der Fürſten, ſich mit Kunigunden, der Tochter des Kaiſers, vermälen; aber Dieſer knüpfte zu hohe Forderungen daran, als daß Jener ſie hätte eingehen mögen. Vielmehr verlangte Mathias: der Kaiſer ſolle, ſtatt aller Mitgabe, ſeinen Titeln und Anſprüchen auf das ungariſche Reich entſagen, das entrichtete Löſegeld für die Reichskrone zurück zahlen, die ungariſchen Städte, Burgen und Herrſchaften abtreten, die Schlöſſer und Ländereien, welche er in letzter Fehde dem Andreas Baumkircher abgewonnen hatte, heraus geben und denſelben obendrein mit vierzig tauſend Goldgulden entſchädigen. Der Kaiſer war weit entfernt, ſolche für ſeinen ſparſamen Sinn viel zu hoch geſpannte Forderungen erfüllen zu wollen, und Mathias zeigte ſich über dieſe abſchlägige Antwort ſo ungehalten, daß er, ohne von dem Kaiſer Abſchied zu nehmen, von Wien aufbrach und zu Schiffe nach Preßburg eilte.

Jenes Mißverſtändniß hatte bedauerliche Folgen, deren Anfang ſich ſchon jetzt offenbarte. Der Kaiſer, gegen Mathias erbittert, doch auch gegen deſſen Feind, Georg, unverſöhnlich, ging damit um, durch einen Dritten ſich Beider zu entledigen. Unwillkürlich mußte hierbei ſeine Wahl auf den Polenkönig fallen. Während daher der Papſt Paul durch ſeinen Legaten in den König Kazimierz drang, der Familienverbindung durch Vermälung ſeiner Tochter Hedwig mit Mathias nicht länger entgegen zu ſeyn, indem des Letzteren Verdienſte um die römiſche Kirche dem Papſte die Pflicht auferlegten, ihn bei Behauptung des böhmiſchen Thrones gegen Jedermann zu ſchützen, ließ der Kaiſer beinahe gleichzeitig durch ſeinen Botſchafter den Polenkönig vor jeder Verbindung mit Mathias warnen, deſſen Lage als gefahrvoll, deſſen Charakter als treulos und boshaft ſchildern. Kazimierz wagte, bei ſo verſchiedenartigen Anſinnen, weder dem einen, noch dem anderen Theile eine beſtimmte Erklärung zu geben. Die Entſcheidung über die päpſtlichen Anträge verwies er, um Zeit zu gewinnen, auf den nächſten Reichstag, und vertraute ſeine Vorſchläge für den Kaiſer einer beſonderen Geſandtſchaft. Dieſe lauteten: des Kaiſers Tochter, Kunigunde, ſollte mit Kazimierz's Erſtgeborenem, Wladislaw; Kazimierz's Tochter, Hedwig, entweder mit dem Kaiſer ſelbſt, oder mit deſſen Sohne, Maximilian, vermält werden. Zwiſchen dem Kaiſer und dem Polenkönige ſollte ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß wider alle Feinde, namentlich wider Mathias, beſtehen; Friedrich ſeinem künftigen Eidam Wladislaw zur Erlangung der Throne von

Böhmen und Ungarn behilflich ſeyn, für ſich ſelbſt aber allen Anſprüchen auf beide Reiche entſagen. Gleichzeitig ſendete Kazimierz auch an Podiebrad Bevollmächtigte, mit der Zumuthung: Letzterer ſolle dem bereits zum Thronfolger erklärten Wladislaw ſchon jetzt den Thron abtreten und deſſen ſofortige Krönung veranlaſſen. Die Folge ſo ungemeſſener Forderungen war: daß der Kaiſer ſowohl als Georg Podiebrad dem Polenkönige Alles rund abſchlugen.

Während dieſer Zeit war Mathias, nach kurzer Winterruhe, im Mai 1470 ſchon wieder nach Mähren aufgebrochen, und ließ die Schleſier um Verſtärkungen angehen, welchem Verlangen auf einem Fürſtentage zu Breslau Folge geleiſtet wurde. Der Biſchof Rudolf ſtellte hundert Pferde und zwei hundert Fußknechte, Herzog Friedrich von Liegnitz zwei hundert Pferde und vier hundert zu Fuß, Herzog Heinrich XI. von Freiſtadt hundert Pferde und zwei hundert zu Fuß, die Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer zwei hundert Pferde und vier hundert zu Fuß, die beiden Konrade zu Oels fünf und ſiebzig Pferde und hundert und fünfzig zu Fuß, Herzog Balthaſar fünfzehn zu Pferde und dreißig zu Fuß, die Herzogin Anna von Glogau dreißig zu Pferde und ſechzig zu Fuß. Herzog Nikolaus von Oppeln ſollte zwar auch hundert Pferde und zwei hundert Fußknechte ſtellen, ſchickte ſie aber nicht, weil er ſie zu eigener Vertheidigung nöthig hatte. Von der Stadt Breslau verlangten die königlichen Räthe ein eigenes anſehnliches Heer, indem die Stadt zwanzig tauſend Mann in's Feld zu ſtellen verſprochen habe, begnügten ſich aber zuletzt mit zwei hundert Reitern und vier hundert Fußgängern. Bei Brünn vereinigte ſich dieſe ſchleſiſche Mannſchaft mit Mathias.

Früher ſchon war Dieſer von Kremſier aus vor Hradiſch gerückt, um dem Feinde die Zufuhr abzuſchneiden, und hatte dadurch ſeinen Gegner Georg gezwungen, mit bedeutendem Verluſte an Mannſchaft und Munition nach Gödingen zu ziehen. Der Krieg nahm einen ſelbſt für jene Zeit barbariſchen und räuberiſchen Charakter an. Mathias führte tauſend leicht berittene und ungeharniſchte, nur mit Spieß oder Bogen bewaffnete Rascier bei ſich, die, ſtatt des Soldes, nur auf Raub und Feindesköpfe, deren jeder ihnen mit Einem Goldgulden bezahlt wurde, angewieſen waren. Von einem Streifzuge brachten dieſe Halbwilden dreißig Karren mit nahe an ſechs hundert abgeſchnittenen böhmiſchen Köpfen zurück, welche Mathias, um die Gegner zu ſchrecken, in Podiebrad's Lager werfen ließ. Dann lockte er Denſelben durch eine Scheinbewegung aus ſeiner Wagenburg heraus, tödtete ihm unweit Tobitſchau in

einem unerwarteten Angriffe zwei hundert Mann, nahm ihm tauſend Gefangene und zwei hundert Kriegswagen ab, und bot ihm hierauf vor Tobitſchau offene Feldſchlacht. Da Georg einer ſolchen auswich und den Ungarn der Mundvorrath entging, ſo zog Mathias nach Brünn, vereinigte ſich hier mit den eingetroffenen ſchleſiſchen Hilfsvölkern, und lagerte ſich vor Kremſier. Vergebens ſuchte Georg durch täuſchende Bewegungen ihn von dort abzuziehen; Mathias fiel in Böhmen ein und ließ zwiſchen Leitomiſchl und Chrudim in einem Umfange von ſechs Meilen alle Ortſchaften und Gehöfte niederbrennen, ſo daß die unglücklichen Einwohner den jüngſten Tag gekommen wähnten. Als Georg zu ſpät von Troppau herbei kam, um der Verwüſtung Einhalt zu thun oder ſie zu rächen, ſtanden die Ungarn ſchon wieder in einem ſicheren Lager vor Iglau.

Von Schmerz und Zorn ergriffen über die Peinigung ſeines Landes, ſchickte Georg von Kremſier aus eine Geſandtſchaft an Mathias, ließ ihm Frieden bieten, oder ritterlichen Zweikampf, oder offene Feldſchlacht, um die Leiden unſchuldiger und wehrloſer Bewohner zu endigen, wegen deren grauſamer Behandlung er dem Ungarnkönige bittere Vorwürfe machte. Mathias ſuchte in ſeiner Antwort jene Beſchuldigungen der Grauſamkeit von ſich abzulenken und ſie auf ſeinen Gegner zurück zu ſchieben. Er erbot ſich zum Frieden, wenn Georg ihm Böhmen abtreten und ſeiner Gnade leben wollte, lehnte auch den Zweikampf und die Feldſchlacht nicht ab, ohne ſie jedoch beſtimmt anzunehmen. „Euer Herr" — ſchrieb er den an ihn geſendeten vier böhmiſchen Herren zurück — „fordert uns zu einem Kampfe heraus. Das haben wir begehrt, freuen uns auch darauf; und wiewohl es mit uns, als einem chriſtlichen Könige, anders, denn mit Eurem Herrn beſchaffen, welcher ſeines Reiches entſetzt und beraubt iſt, ſo getrauen wir doch Gott, deſſen heilige Sache wir führen, er werde ſolches gegen Euren Herrn nicht anſehen. Wir wollen mit ihm kämpfen, nicht in einem engen Orte, wie Ihr ſchreibt, ſo wie geringe, ſchlechte Leute zu thun pflegen, ſondern ſo, wie es einem chriſtlichen Könige geziemt, nach ritterlicher Weiſe. Was aber der Frauen und Jungfrauen Mißhandlungen betrifft, welche Ihr uns, unſeren Herren, Rittern und guten Leuten vorwerft, ſo wiſſet, daß wir uns in ſolchen Zeiten immerdar ehrbarlich gehalten und die jungfräuliche Ehre beſchirmt haben, und wir ſind um ihretwillen, als ein junger Mann, allezeit fröhlich und guter Dinge."

Dieſes Antwortſchreiben ſuchte Georg in einem Briefe an die ungariſchen Magnaten zu widerlegen, worin er ſich über ihren König beſchwerte, der weder den Frieden, noch den Zweikampf, noch die Schlacht angenommen habe. Dies machte bei den Ungarn, die ohnehin über die böhmiſchen fremden Händel mißvergnügt waren, großen Eindruck; es entſtanden Unruhen, welche den König Mathias nöthigten, in ſein Reich zurück zu kehren, und nur Zdenko von Sternberg mit ausreichender Mannſchaft in Mähren zu laſſen; während Georg, auf den Rath Wilhelm's von Rieſenberg, ebenfalls ſich nach Böhmen zurück zog.

Mathias fand in Ungarn Viel zu thun; denn während ſeiner Abweſenheit hatten die Türken nicht nur Kroatien, Steyermark und Friaul wieder mit Raubzügen heimgeſucht, ſondern um künftige Einfälle in Sirmien und Ungarn ſich zu erleichtern, auch eine in dem Karadalyer Gebirge zuſammen gefügte, hölzerne Feſtung durch Kameele an die ungariſche Gränze ſchaffen, ſie auf jener Inſel, welche die Save mit der Botwtha, drei Meilen unter Mitrowicz, bildet, aufrichten laſſen, ſie mit Gräben und Bollwerken befeſtigt und ihr den Namen Szabacs gegeben. Mathias ließ den Ban von Slavonien, Kroatien und Dalmatien, Herrn Johannes Thuz von Laczk, welcher ſich ſchon früher des Einverſtändniſſes mit den Türken verdächtig gemacht und auch jetzt die Aufſtellung jener Holzfeſte nicht verhindert hatte, feſtnehmen, ſetzte in ſein Amt Herrn Blaſius Magyar ein, und ernannte den Woiwoden Niklas von Ujlak zum Könige von Bosnien, ſo wie deſſen Sohn, Lorenz, zum Herzoge von Ujlak. Weil die Wegnahme oder Zerſtörung von Szabacs nicht leicht ausführbar war, ſo wurde von den Ungarn die Save von Ratſcha bis Kupinova hin beſetzt gehalten, beide Plätze ſtark befeſtigt, und gegenüber von Szabacs ein feſtes Schloß zu Sirmiens Beſchützung aufgeführt.

Kurz vor des Mathias Rückkehr nach Ungarn hatte Sultan Mohammed (12. Juli 1470) nach blutigem Kampfe den Venetern die Inſel und Stadt Negroponte abgenommen. Um den wichtigen Platz wieder zu gewinnen, baten die Veneter den Ungarnkönig dringend um Waffenbeiſtand, indem ſie ihm reichliche Geldbeiſteuer zu dem Feldzuge anboten. Papſt Paul II. unterſtützte dieſe Aufforderung. Aber Mathias ſetzte, als unerläßliche Bedingung ſeiner Hilfe, die Abtretung von ganz Dalmatien an die ungariſche Krone, wogegen die Veneter ſich heftig ſträubten. Unterdeſſen nannte der

Papſt den Ungarnkönig in einem apoſtoliſchen Breve einen Verfechter des Glaubens, und ſendete ihm durch ſeinen Legaten ein Schwert und eine Sturmhaube, beide auf dem Grabe der Apoſtelfürſten geweiht.

Die abermalige dringende Gefahr vor den Türken ſtimmte die kriegführenden Mächte des Abendlandes friedfertiger. Der Papſt war geneigt, ſich ſelbſt mit dem geächteten Podiebrad zu verſtändigen, um ihn zur Heerfolge gegen die Türken aufzubieten. Dieſer kam ihm um ſo eifriger entgegen, da die Unzufriedenheit der deutſchen Reichsſtände mit dem Regimente des Kaiſers Friedrich ihm eben Hoffnung gab, ſich ſelbſt auf den Kaiſerthron Deutſchlands zu ſchwingen. Mathias, durch die Türkengefahr nicht minder, als durch bedenkliche Gährungen im Innern ſeines Reiches, zu einem Frieden mit Böhmen geneigt gemacht, veranlaßte derartige Anträge an Podiebrad, welcher natürlich mit Eifer die Hand hierzu bot. Auf des Letzteren Einladung verſammelten ſich (im Januar 1471) ſeine utraquiſtiſchen Landherren zu Prag, die katholiſchen zu Polna im Czaslauer Kreiſe. Den Fortgang dieſer Verhandlungen, welchen man von Polen aus Hinderniſſe entgegen zu ſetzen ſtrebte, unterbrach Georg's Tod (22. März). Mathias beweinte den Hintritt des ritterlichen, ſtandhaften Mannes, den er einſt als Freund verehrt und geliebt, und als Feind immer ſeiner würdig gefunden hatte.

Georg's Tod in dem Augenblicke, wo ſich die verworrenen Verhältniſſe endlich lichten zu wollen ſchienen, war als doppelt verhängnißvoll zu betrachten. Für Mathias brachte er neue Verlegenheiten, ſtatt die alten zu heben; ein Friede mit Georg würde ihm Gelegenheit gegeben haben, mit Ehren auf Erwerbungen zu verzichten, die weder Vortheil noch Dauer verſprachen; jetzt drängten ihn Nothwendigkeit und Ehrgeiz, ſie feſtzuhalten. Nirgends wollte ſeine Macht ſich befeſtigen, nicht einmal in Schleſien, wo man es ihm ſehr übel nahm, daß er durch ſeine Rückkehr nach Ungarn das Land ſeinem Schickſale überlaſſen hatte. Auch Breslau wankte in ſeiner Treue gegen Mathias; denn durch den Krieg ausgeſaugt und verarmt, beſaß dieſe Stadt nicht mehr die Mittel, um Söldner zu unterhalten, und wurde daher von der Glatzer Beſatzung nach Willkür gebrandſchatzt. Nahrung und Handel lagen darnieder; keine Polen, Ruſſen, Lithauer und Preußen beſuchten mehr die Jahrmärkte, und die Schloßherren im Schweidnitziſchen und Jauer'ſchen nahmen, wo ſie nur konnten, den Breslauern ihre Güter weg und führten ſie nach Bolkenhain, Lehnhaus, Kynaſt und anderen Burgen.

Am bitterſten empfanden die Bürger den Abgang des Schweidnitzer Bieres, deſſen Zufuhr die feindlichen Streifparteien auf dem Wege nach Breslau meiſtens abſchnitten. Bei ſolchem Bewenden ſchrieb der, des Krieges gänzlich überdrüſſige Biſchof einen Landtag nach Breslau aus, zu welchem alle Schleſier eingeladen wurden. Schon hatte die Verſammlung beſchloſſen, den Herzog Konrad von Oels als Geſandten an den dazumal noch lebenden König Georg zu ſchicken, ihn um Frieden zu bitten, mit der Verſicherung, daß man von Mathias ablaſſen wolle, als plötzlich günſtig klingende Nachrichten aus Ungarn dieſes Vorhaben abbrachen und die Furcht vor Mathias wieder die Oberhand gewinnen ließen. Die Breslauer ſchickten daher nicht an Georg, ſondern an deſſen Gegner eine Botſchaft, die ihn, nach Darſtellung der ſchrecklichen Lage des Landes, erſuchen ſollte, einen gemeinſamen Frieden zu ſchließen. Aber ſtatt des gehofften Troſtes, kamen aus Ofen Verordnungen über Teſtamente, und zuletzt eine Münzveränderung, die den verworrenen Zuſtand der Dinge noch ärger machte. Zugleich wurde Breslau noch durch die tyranniſchen Eingriffe des königlichen Hauptmanns, Hans von der Heide, beläſtigt. Dieſer Mann, welcher die Privilegien der Stadt nicht achtete und in derſelben gleiche Machtvollkommenheit, wie der König ſelbſt, haben wollte, belegte die Landleute mit harten Geldſtrafen, erzwang die königlichen Einkünfte, ohne Rückſicht, ob ſie verpfändet waren, gab eigenmächtige Geleitsbriefe und wollte ſtädtiſche Zölle zu königlichen machen. Die Conſuln ſetzten ihm indeſſen eine ſo unerſchütterliche Standhaftigkeit entgegen, daß er ſich perſönlich nach Ofen zu dem Könige begab, um ſie zu verklagen. Da er aber kein Geld mitbrachte, vielmehr große Ausfälle angeben mußte, wurde ihm die Hauptmannſchaft abgenommen und dieſelbe den Conſuln zurück gegeben.

Kaum hatte König Georg die Augen geſchloſſen, ſo ſtanden Viele auf, die ſich um ſeinen Thron bewarben, beſonders da er die Unmöglichkeit, eine dauernde Dynaſtie zu gründen, einſehend, auf ein Erbrecht ſeiner Söhne ſelbſt keine Rückſicht genommen hatte. Mathias durfte nun, ſchon den Ungarn gegenüber, denen der böhmiſche Krieg bereits erhebliche Opfer gekoſtet hatte, ſeine Anſprüche nicht fallen laſſen, und war Anfangs nur zweifelhaft, auf welche Art er ſie verfolgen ſollte. Mehre der ihm anhänglichen böhmiſchen Barone riethen zu entſcheidenden Schritten; mit dem Schwerte in der Hand ſollte er ſich den Eintritt in die Hauptſtadt Böhmens und die

Krönung an der üblichen Stätte erzwingen. Die Legaten dagegen mahnten zur Milde; Geſchenke, Wohlthaten und Verheißungen ſollten die Gemüther gewinnen und Mathias zum Ziele führen. Im unrechten Augenblicke entſchied ſich Dieſer für den Rath der Letzteren, in deſſen Folge er, auf Iglau vorrückend, hier die koſtbare Zeit mit einer Verſammlung der katholiſchen Stände verlor, die Nichts, als leere Beſchlüſſe, zuwege brachte.

Die utraquiſtiſchen Stände hatten während deſſen den Herzog Albrecht den Beherzten von Sachſen aufgefordert, zur Beſchützung ihres freien Wahlrechtes mit einem Heere nach Prag zu ziehen, wobei ihm, als dem Eidam des verſtorbenen Königs Georg, für ſeine eigene Perſon Hoffnung gemacht wurde, auf den erledigten Thron gewählt zu werden. Selbſt von Ungarn aus wurde den Planen des Mathias auf Böhmen entgegen gearbeitet, indem der Graner Erzbiſchof, Johannes Vitéz, und mehre ihm gleichgeſinnte, mit ihrem Könige unzufriedene, oder ſeine Rechtmäßigkeit beſtreitende Prälaten heimliche Botſchaft nach Prag ſendeten, um vor der Wahl des Mathias zu warnen, den ſie der Härte und Falſchheit beſchuldigten, und dagegen auf Kazimierz's Söhne hinwieſen, welche, als Enkel König Albrecht's, rechtmäßige Erbherren in Ungarn und Böhmen wären. Durch ähnliche Einflüſterungen waren auf dem Kuttenberger Wahltage (23. Mai 1471) die Gemüther dergeſtalt gegen Mathias eingenommen worden, daß die Geſandten desſelben ſich dort nicht ſicher glaubten, die Verſammlung, auf eine zweideutige Warnung hin, plötzlich ohne Abſchied verließen und ſich auf die Heimkehr begaben, wobei ſie unterwegs von einigen ihrer böhmiſchen und polniſchen Hauptgegner ſogar verfolgt, angegriffen und mehre von ihnen getödtet und verwundet wurden. In der ſtürmiſchen Wahlverſammlung wurde der junge Wladislaw, König Kazimierz's von Polen Erſtgeborener, als König von Böhmen ausgerufen (27. Mai).

Mathias, nicht geſonnen, ſeine Anſprüche zu opfern, ließ ſich beinahe gleichzeitig in Iglau durch den Legaten Roborella als König von Böhmen beſtätigen, durch den Prager Propſt, Johannes von Kolowrat, die Prager Geiſtlichkeit, bei Vermeidung kirchlicher Cenſuren, auffordern, ihn als Herrſcher anzuerkennen, und die Schleſier, Lauſitzer und Sechsſtädter wegen ſchleuniger Waffenhilfe bedeuten. Den König Kazimierz ermahnte er, Frieden zu halten, ihm zu laſſen, was ihm gebühre, oder ihre beiderſeitigen Anſprüche dem Urtheile des Papſtes und des Kaiſers anheim zu ſtellen. Wollte er dies nicht,

ſo erböte ſich Mathias, den erwählten Wladislaw an Sohnesſtatt anzunehmen, ihm die Erbfolge in Böhmen zu ſichern und ihn zugleich mit ſich krönen zu laſſen. Wollte Wladislaw die Krönung aufſchieben, ſo wäre auch Mathias geneigt, ſie auszuſetzen; die Waffenruhe könne dabei fortbeſtehen, und von den Ständen der drei Reiche, unter Theilnahme des Kaiſers und des päpſtlichen Legaten, auf eine Vermittelung hingearbeitet werden. Endlich wollte Mathias ſogar in Wladislaw's einſeitige Krönung willigen; nur ſollte Dieſer ſich verpflichten, den obwaltenden Streit auf ſchiedsrichterlichen Ausſpruch ankommen zu laſſen und bis zum Austrage der Sache nie mehr, als tauſend Mann Reiterei, in Böhmen zu halten.

Kazimierz ſetzte dieſen verſöhnlichen Vorſchlägen des Mathias unbeugſamen Trotz entgegen und ließ durch ſeine Räthe den ungariſchen Geſandten ſagen, daß die Zeit vor der Thüre ſey, wo Mathias weder in Böhmen, noch in Ungarn Etwas beſitzen werde.

In Breslau erſchien ein polniſcher Geſandter, welcher dem Biſchof, den Kapiteln und dem Rathe die Erwählung des Wladislaw kund that und ſie zur Krönung nach Prag einlud. Die Erſteren hätten ſich gern von Mathias losgeſagt und den Papſt gebeten, daß er ſie des, Demſelben geleiſteten Eides entbinden möchte, weil ſie die Macht des Polenkönigs fürchteten. Aber die Stadt Breslau war dieſem feigherzigen Entſchluſſe entgegen und brachte es dahin, daß ein Fürſtentag zuſammen berufen, und durch dieſen, im Namen des ganzen Landes, dem Könige von Polen abſchlägige Antwort ertheilt wurde. „Wir haben“ — hieß es darin — „große Unkoſten und Mühen angewendet, um den König von Polen oder deſſen Erſtgeborenen zur Annahme der, dem Georg von Podiebrad durch den Papſt abgeſprochenen Krone von Böhmen zu bewegen. Aber Seine Majeſtät hat ſich deſſen geweigert, und wir ſind daher genöthigt worden, den König von Ungarn um Schutz gegen die Ketzer zu bitten. Dieſer iſt auch nachher einſtimmig, auf Veranſtaltung des päpſtlichen Stuhles, gewählt und ausgerufen worden, und hat von uns als König von Böhmen die Huldigung empfangen. Wenn wir jetzt darin eine Aenderung träfen, ſo würden wir gewiß von Seiner Heiligkeit, wie auch von unſerem Könige, ja von allen Fürſten und rechtſchaffenen Leuten, als Meineidige und Treuloſe vermerkt werden, welches uns hoffentlich der König von Polen und ſein Erſtgeborener nicht zumuthen wollen. Darum geruhe der König wirkſame Mittel anzuwenden, daß die

Sache durch den Papſt und den Kaiſer ohne Verwüſtung des Landes und ohne Blutvergießen beigelegt werde." Dieſen Beſcheid wollte der polniſche Geſandte, Benedikt von Lopienne, nicht gelten laſſen, ſondern erwiederte mit der Drohung, daß ſein Herr Breslau belagern und zerſtören werde. Es wurden ſogar Briefe aus Krakau und anderen polniſchen Städten bekannt, worin ſie ihren Freunden in Breslau den Rath ertheilten, ihre Häuſer und Beſitzungen zu verkaufen und die Stadt zu verlaſſen. Der dadurch verurſachte Schrecken bewog den noch verſammelten Fürſtentag, eine Botſchaft nach Polen zu ſchicken, um daſelbſt um Verſchonung, wenigſtens um Aufſchub des Krieges, zu unterhandeln. Aber Kazimierz mochte dieſem Verlangen kein Gehör geben, und die Abgeordneten verſtanden ſich daher zu einem Frieden bis Pauli Bekehrung, welcher dahin lautete, daß die Schleſier den Mathias und deſſen Anhängern weder mit Geld noch mit Volk Hilfe leiſten, ſeine Truppen und Unterthanen nicht in das Land laſſen, dagegen den Unterthanen Polens allen möglichen Vorſchub thun wollen. — Dieſem ſchimpflichen Friedensſchluſſe verweigerten zwar die Schleſier, beſonders auf Vorſtellung der Breslauer, anfänglich die Beſtätigung, und ließen zwei tauſend Mann zu dem, bei Iglau ſtehenden Zdenko von Sternberg ſtoßen, machten aber eben durch die letztere Unternehmung es dem Prinzen Wladislaw möglich, mit neun tauſend Polen über Troppau, Neiſſe und Glatz ungefährdet nach Böhmen zu kommen.

Aber nicht nur für Böhmen, auch für Ungarn hatten es die Feinde des Mathias auf den Sturz ſeiner Macht abgeſehen, wobei der Graner Erzbiſchof und ſeine Partei am thätigſten waren. Durch ſie aufgeſtachelt, ließ der König Kazimierz ſeinen jüngeren, gleichnamigen Sohn (6. September) einen Fehdebrief unterzeichnen, in welchem Derſelbe ſich des ungariſchen Reiches natürlichen Herrn, Erben und erwählten König, Mathias von Hunyad einen eingedrungenen und gewaltſamen Herrſcher nannte, ihm und ſeinen Anhängern förmlich abſagte.

Mathias, ſeine Feinde im eigenen Lande kennend, verſammelte einen Tag zu Ofen, erhob durch kräftige Vorkehrungen den Muth ſeiner Getreuen, und führte durch ſeine Zuverſicht ſelbſt einige von Denen, welche entweder ſchon abgefallen oder dies zu thun im Begriffe waren, auf ſeine Seite zurück, ohne dabei die Hartnäckigeren ſeiner Gegner aus den Augen zu verlieren. Den abermals auf einem Fürſtentage zu Breslau verſammelten Schleſiern, welche ebenfalls in ihren Geſinnungen für ihn ſehr wankend geworden

waren, ließ er durch die Herzoge Friedrich von Liegnitz und Johann von Priebus tröſtliche Verſprechungen überbringen, und beſtärkte ſie dadurch in ihrer Anhänglichkeit und in ihrem Vertrauen. Die Ruhe und Umſicht, welche er in dieſer verhängnißvollen Zeit entwickelte, machte ihn der Bewunderung würdig, und während er dadurch die äußeren Feinde ſchreckte, machte er zugleich ſeine heimlichen Gegner ſicher, ſo daß ſie keine Anſtalten trafen, ſich ſeiner Gewalt zu entziehen, vielmehr ruhig auf ihren Sitzen blieben und im gelegenen Augenblicke leicht von ihm ergriffen und unſchädlich gemacht werden konnten. Kaum war daher der junge Prinz Kazimierz an der Spitze von zwölf tauſend Mann von Krakau nach Sandecz vorgerückt, als Mathias unerwartet ſeinen wohl vorbereiteten Schlag vollführte. Plötzlich ließ er ſämmtliche Beſitzungen und Einkünfte des Graner Erzbiſchofs in Beſchlag nehmen und entzog ihm dadurch die Mittel zu Unterſtützung der Feinde. Den Siebenbürger Woiwoden Niklas Eſupór und den Zipſer Grafen Emerich von Zapolya ließ er mit dem königlichen Heerbanne vor Kaſchau lagern; Peſth beſetzte er mit ſechzehn tauſend Mann, größtentheils Söldnern, und ließ die Einwohner nach Ofen hinüber ziehen; in die Burgen und Schlöſſer, welche der Erzbiſchof Vitéz in den Nograder, Honter, Barſer und Preßburger Geſpanſchaften beſaß, wurden königliche Beſatzungen gelegt.

Nachdem Mathias auf ſolche Weiſe die Ruhe im Inneren ſeines Reiches theils befeſtigt, theils erzwungen hatte, konnte er den anrückenden Polen ohne große Beſorgniß entgegen ſehen. Dieſe hatten erwartet, daß bei ihrer Annäherung der größere Theil der ungariſchen Bevölkerung ſich für ſie erheben werde, und waren unangenehm befremdet, als ſie es ganz anders fanden. Nach einem langſamen Marſche erreichten ſie (29. October) Sarós; aber nur einige Zipſer, Saroſer und Zempliner Herren traten ihnen bei, theils aus Abneigung gegen Mathias, theils wohl auch nur, um ſich vor feindſeliger Behandlung und Plünderung ſicher zu ſtellen. Endlich langte auch Paul Jaſſyensky mit jenem anderen Polenheere, welches dem Prinzen Wladislaw nach Böhmen gefolgt war, über Glatz, Teſchen, Jablunka, Myslenicze und Scendecz, im Zipſerlande an und verſtärkte das Heer des Kazimierz. Dennoch mißlang den Polen der Angriff auf das gut vertheidigte Kaſchau; eilig mußten ſie längs dem linken Bodva-Ufer nach Szikſzo hinab ziehen. Von hier wendeten ſie ſich über Erlau und Gyöngyös gegen Waizen und Peſth, wurden jedoch durch die drohenden Vorbereitungen der Ungarn auf

dem Rakoſer Felde ſtill zu ſtehen bewogen und lagerten ſich, zwanzig tauſend Mann ſtark, bei Hetwan, noch immer auf eine Schilderhebung des Landes wider Mathias rechnend. Mangel an Holz und Lebensmitteln nöthigte ſie jedoch nach wenigen Tagen wieder zum Aufbruche und zu einem beſchwerlichen Marſche über das Cſerháter Gebirge, bis ſie die Eipel erreichten, in der reichen Prämonſtratenſer-Abtei zu Ságh ſich nothdürftig erholten und hierauf, der Weiſung des Graner Erzbiſchofs folgend, nach Neitra zogen, wo Letzterer dem Prinzen Kazimierz das Bergſchloß und die Domkirche, ſeinem Kriegsvolke aber die obere Feſte und die untere offene Stadt einräumen ließ. Keiner der mitverſchworenen Prälaten und Magnaten, mit Ausnahme des Fünfkirchener Biſchofes, hatte den Muth, Kazimierz als König zu begrüßen; alle gewahrten an der Muthloſigkeit ſeiner Truppen, daß Derſelbe gegen Mathias unmöglich das Feld behaupten könne.

Gar bald wurde des Prinzen Kazimierz Lage in Neitra noch hoffnungsloſer; denn die Söldner, welche den größten Theil ſeines Heeres ausmachten, zogen nach Ablauf ihrer Dienſtzeit fort, und mehre polniſche Herren mit ihren Mannſchaften folgten ihrem Beiſpiele. Nur die ungariſchen Herren mit ihren Leuten und vier tauſend Mann Polen blieben unter Anführung des Paul Jaſſyensky und des Johannes Tarnowsky bei dem Prinzen zurück. Als nun plötzlich Mathias mit ſechzehn tauſend Mann gegen die Stadt angerückt kam und den freiwillig ſich Unterwerfenden Gnade ankündigte, wurden ihm ohne Widerſtand die Thore geöffnet. Nur das Schloß, in welches ſich die Polen warfen, vermochte er nicht zu nehmen; daher ließ er es von einem Theile ſeiner Mannſchaft einſchließen und führte den anderen vor Gran, wo er den, von ihm abgefallenen Erzbiſchof, Johannes Vitéz, ebenfalls zur Unterwerfung aufforderte. Dieſer ſah keinen Ausweg vor ſich, als dem königlichen Verlangen nachzukommen; er verſprach, dem Könige von Neuem zu huldigen, allen Feinden desſelben abzuſagen, die Polen zum Abzuge zu veranlaſſen, die von ihm neu aufgeführten Schlöſſer bei Szekſzard und Laszkó ſchleifen zu laſſen, die anderen nur ungariſchen, ihm und dem Könige eidlich zur Treue verpflichteten Befehlshabern zu übergeben, und, erforderlichen Falles, königliche Beſatzung darin aufzunehmen. Dagegen ſicherte ihm Mathias Zurückſtellung der eingezogenen Güter, Einkünfte, Zehnten und Patronatsrechte. Die Ausſöhnung zwiſchen dem Könige und dem Prälaten ſchien vollſtändig. Um die ganze Angelegenheit in Frieden beizulegen, gewährte

Mathias großmüthig auch dem Prinzen Kazimierz, und ſpäter den zurück gebliebenen Polen freien Abzug aus Neitra. Weil jedoch gegen den Graner Erzbiſchof ſich neuer Verdacht ergab, ließ der König ihn als Staatsgefangenen nach Wiſſegrad abführen, und Denſelben auch nachmals, da er ihm in ſeinen Palaſt zurück zu kehren verſtattete, aufmerkſam beobachten, bis des Erzbiſchofs Tod dieſem peinlichen Verhältniſſe ein Ende machte.

Wie im Papſte Paul II., ſo fand Mathias auch an deſſen Nachfolger, Sixtus IV., einen eifrigen Gönner und Beſchützer. Derſelbe erklärte durch ein apoſtoliſches Breve an die geſammte Chriſtenheit den König von Ungarn für Böhmens rechtmäßigen Oberherrn, den König von Polen durch eigene Schuld ſeines Erbrechtes verluſtig, Wladislaw's Erwählung für ungiltig; ermahnte den Polenkönig, ſeinen Sohn aus Böhmen zurück zu rufen, Frieden zu halten und die Ketzer nicht länger zu ſchützen, und drohte denjenigen Ständen Böhmens, Mährens und Schleſiens, welche dem Gegenkönige wider Mathias beiſtehen würden, mit Bann und Interdict. Da Wladislaw ſich hierdurch nicht irre machen ließ, gab Mathias den auf der Wiſſegrader Burg von ihm in Kriegsgefangenſchaft gehaltenen Sohn des verſtorbenen Georg Podiebrad, Victorin, ohne Löſegeld frei, und bediente ſich ſeines Anſehens bei den böhmiſchen Landherren. Dies hatte guten Erfolg, denn nachdem Mathias bei Deutſchbrod in Böhmen eingebrochen war und Kolin erſtürmt hatte, verdankte er hauptſächlich dem Einfluſſe Victorin's, daß beinahe der ganze Czaslauer Kreis ſich ihm unterwarf. Schon wurde auch Prag und Kuttenberg von ihm bedroht, als der Kardinallegat Barbo mit Friedensvorſchlägen dazwiſchen trat, Waffenruhe und einen Tag zu Neiſſe anordnend. Hier kamen zu Ende des Frühlingsmonates 1473 die polniſchen, böhmiſchen und ungariſchen Geſandten zuſammen, gelangten aber, da mittlerweile die Polen in die Zempliner Geſpanſchaft eingefallen waren und ſich der Schlöſſer Stropkó, Nagy-Mihály und Hommona bemächtigt hatten, zu keinem anderen Beſchluſſe, als daß auf Mariä Himmelfahrt ein zweiter Tag zu Troppau gehalten und die Streitſache dann entweder dem Herzoge Karl von Burgund oder dem Kurfürſten Albrecht von Brandenburg, welchen von Beiden Mathias wählen würde, zur Entſcheidung übertragen werden ſollte. Mathias wählte den Herzog von Burgund, und verſicherte, um die Aufrichtigkeit ſeines Verlangens nach Frieden darzuthun, urkundlich, daß er, wenn der Troppauer Tag oder der Schiedsrichter ihm das Königreich Böhmen

abſprechen ſollte, alle ihm unterthänigen Landherren ihres Eides entbinden werde. Die Verordneten zu Beneſchau beſchloſſen den Frieden; als ſie aber gleichzeitig einen Regierungsausſchuß wählten, welchem Mathias ſowohl als Wladislaw ihre Gewalt bis zu dem Troppauer Tage abtreten ſollten, ſo erklärten ſich Beide gegen dieſe Anordnung, und auch alle übrigen Beneſchauer Beſchlüſſe blieben wirkungslos.

Der zweite Landtag zu Troppau hatte den Frieden, für welchen wohl Mathias, aber nicht die Polen ſtimmten, ſo wenig zur Folge, als jener frühere. Die Ungarn verlangten von den Polen den Erſatz der auf drei Millionen Goldgulden angeſchlagenen Kriegskoſten, wenn Mathias dem Wladislaw ſeine Rechte auf die polniſche Krone abtreten ſollte. Hierauf widerriefen die Polen und Böhmen alle in Neiſſe bereits zugeſtandenen Artikel und verließen die Verſammlung mit der drohenden Aeußerung: daß keine Worte nöthig wären, wo das Recht mit dem Schwerte entſchieden werden müſſe, daß ſie die Gerechtigkeit ihrer Sache mit den Waffen behaupten würden.

Da Mathias bei den Polen keine Friedensgeneigtheit fand, ſo nahm er den Kampf mit erneuetem Eifer wieder auf. Die in das Zempliner Comitat eingefallenen Polen lockte er in den Wald bei Nagy-Mihály, ereilte ſie unerwartet und rieb ſie auf. Dann eroberte er die Nagy-Mihálier Burg, wobei der tapfere Niklas Cſupór durch eine polniſche Steinkugel fiel, erſtürmte Hommona, wo die polniſche Beſatzung theils getödtet, theils kriegsgefangen nach Ofen geführt wurde, nöthigte die Burg Modra-Gora durch ſein verheerendes Geſchütz zur Uebergabe, und nahm die Burg Bukovyez durch Beſtechung des polniſchen Befehlshabers. Hierauf ſendete der König Herrn Thomas Tarczay mit ſechs tauſend Mann bei Komarnik über die Gränze nach Galizien in den Duklaer Kreis, wo derſelbe Stadt und Burg Smygrod überfiel, eroberte und neu befeſtigte, die Städte und Schlöſſer Dukla, Dembovicze, Gaslo, Kolaczyge, Frysztak, Brostek und Pilsno wegnahm, gegen zwei hundert Dörfer in Aſche legte, viele Einwohner als Gefangene wegſchleppte und zuletzt des Krakauer Biſchofs Burg Muszina bezwang.

Als König Kazimierz ſo unerwartet den Krieg, den er bisher nur auf fremdem Boden unterhalten hatte, in ſein eigenes Land hinüber geſpielt ſah, begehrte er ebenfalls nach Frieden, und durch beiderſeitige Bevollmächtigte einigte man ſich (21. Februar 1474) dahin: Zwiſchen Ungarn und Polen

beſtehe Frieden; die Raubzüge aus einem Lande in das andere hören auf, und wer dawider handelt, wird von beiden Theilen verfolgt und geſtraft. Streitigkeiten zwiſchen den beiden Königen werden hergebrachter Weiſe auf Conventen durch Magnaten beider Reiche beigelegt; die von den Ungarn genommenen und beſetzten Plätze werden geräumt; über die, beiden Reichen zuſtehende Entſchädigung ſoll auf einem anderen Tage im September entſchieden werden; zwiſchen Ungarn, Polen und Böhmen eine dreijährige Waffenruhe beſtehen.

König Kazimierz hatte nur der augenblicklichen Gefahr begegnen wollen, ohne ernſthaft den Frieden zu wünſchen. Kaum war daher jener Vertrag von ihm geſchloſſen, ſo ging er (13. März) durch ſeinen Geſandten auf dem Nürnberger Fürſtentage ein Angriffsbündniß mit dem Kaiſer Friedrich wider Mathias ein, welches beſtimmte, daß Beide kurz nach einander in Ungarn, der Woiwode der Walachei aber in Siebenbürgen einfallen ſollte.

Mathias war nun über die Geſinnung ſeiner Gegner im Klaren, und beſchloß, ſich darnach zu richten. Auf ſeinen Befehl unternahm der Herzog Johann von Sagan, der ſich einige Zeit in Breslau aufgehalten, einen Zug gegen Polen, wozu ihm die Breslauer die Büchſen geben mußten. Johann that in der Gegend von Frauſtadt und Schwiebus großen Schaden, plünderte durch zwei Monate ziemlich ungeſtört tief in das Land hinein, und zündete über ſechs hundert Dörfer an, ohne daß die Polen ihr Vaterland zu vertheidigen wagten; denn Johann führte Geſchütz bei ſich und hatte die Klugheit gehabt, Zwietracht und Mißtrauen unter ihnen anzuſtiften, indem er die Güter ihrer Generale mit der Plünderung verſchonte. Aber bei Abbrennung des Städtchens Kiefel wurde er von einem einſtürzenden Hauſe ſelbſt ſo ſehr beſchädigt, daß er nur halb verbrannt und mit einem gebrochenen Beine von ſeinem Freunde Buſch gerettet werden konnte und lange darniederlag, bei welcher Gelegenheit ſein Heer wieder aus einander lief.

Die Kriegsfurie hatte auch in Schleſien eine Unzahl von Raubneſtern ausgebrütet, ſo daß nirgends mehr Sicherheit war und aller Verkehr ſtockte. Um dieſem Unfuge ein Ende zu machen, ging König Mathias ſelbſt über Mähren nach Schleſien, wo er, als ein Retter aufgenommen, die Raubſchlöſſer zu belagern begann; die Breslauer verſtärkten ſeine ſechs tauſend Mann mit zwei hundert Fußknechten, und ſchickten Pulver und Büchſen. Alle Diejenigen, welche er in den erſten, von ihm eroberten Schlöſſern gefangen

nahm, ließ er ohne Gnade aufknüpfen, und ſchreckte dadurch die Uebrigen ſo ſehr, daß ſie ſich ihm freiwillig ergaben. Leider plünderten aber ſeine eigenen Truppen Oberſchleſien ärger, als die Schloßherren gethan hatten.

Jetzt ſollte die Reihe an die niederſchleſiſchen Raubſchlöſſer: Fürſtenſtein, Lehnhaus, Falkenſtein u. a. kommen, als Mathias die Kunde erhielt, daß der König von Polen bei Czenſtochau ein mächtiges Heer zuſammen ziehe, um den Einfall des Herzogs Johann zu rächen und den lange gedrohten Krieg zur Unterſtützung ſeines Sohnes Wladislaw endlich mit Nachdruck zu beginnen. Um dieſer Gefahr zu begegnen, ließ Mathias ſeine Mannſchaft im Lager bei Patſchkau und Frankenſtein ſtehen, begab ſich mit vier hundert Reitern nach Breslau, und forderte daſelbſt auf einem Fürſtentage, ſtatt der gewöhnlichen Hilfsmannſchaft, einen baaren Beitrag, der ſich allein für Breslau auf zwölf tauſend Goldgulden, für jedes Mühlrad und jeden Kretſcham im Lande auf Einen Goldgulden belief. Seine von ihm nach Breslau gerufene berüchtigte ſchwarze Legion lagerte er in der Nikolaivorſtadt an der Oder. Das wilde Volk dieſer Legion, durch Tapferkeit vor dem Feinde und Raubſucht gegen den Wehrloſen gleich ſehr gefürchtet, trieb empörende Plünderung und Gewaltthat. Getreide und Vieh wurden weggenommen, alle Käſten erbrochen, in den Vorſtädten und den umliegenden Dörfern die Häuſer abgetragen, um das Holz zur Feuerung zu benutzen, und bei der geringſten Widerſetzlichkeit Gewalt gedroht und angewendet. Nicht viel beſſer erging es den Wirthen in der Stadt, denen auf ihre Vorſtellungen geantwortet wurde: „Danket Gott, daß wir Euch nicht Alles nehmen; der König ſchuldet uns den Sold, wir müſſen uns dafür an den Unterthanen erholen.“ Vergebens wurde der Rath von den Bürgern, und der König von Beiden überlaufen. Außer dem erlittenen Schaden und den entrichteten zwölf tauſend Goldgulden mußten noch Küche, Keller und Stall des Königs beſorgt werden, was ebenfalls über zwölf tauſend Goldgulden ausmachte. Zum Erſatz dafür wurde den Bürgern eine Feierlichkeit geboten, indem Mathias auf dem Paradeplatze vom Throne herab den Kurfürſten Ernſt von Sachſen mit dem, vom Herzoge Johann erkauften Fürſtenthume Sagan belehnte.

Noch ehe Mathias ſichere Nachricht von dem Friedensbruche Kazimierz's hatte, ließ er in Schleſien und Mähren Werbungen anſtellen und allenthalben ſein Aufgebot ergehen, welchem nicht nur viele böhmiſche, mähriſche und ſchleſiſche Herren, ſondern auch der Herzog Lorenz von Ujlak, des bosniſchen

Königs Niklas Sohn, ferner der Deſpot von Serbien, Wuk Brankovics, und der Bojar Demeter Jarics, Folge leiſteten. Als ſpäter über den Anzug der Polen kein Zweifel mehr waltete, ließ er, um Zeit zu gewinnen, den König von Polen an den in Neiſſe verabredeten Frieden erinnern, erhielt aber die übermüthige Antwort, daß man ihn in Breslau finden und zu Paaren treiben werde.

Nach Anweiſung des Rathes zog Mathias jetzt ſein Heer hinter den Dom, wodurch er ſowohl dieſen, als das Vincenzkloſter und die Neuſtadt deckte, befeſtigte das Lager mit Gräben, Zäunen und Baſteien, eben ſo das genannte Kloſter und die Michaelskirche, ſchlug bei der äußerſten Ziegelſcheuer eine Brücke über die Oder, und brachte es ſchon binnen drei Wochen dahin, daß hinter dem Dome eine Art Stadt zu ſehen war. Er ſelbſt befand ſich im Lager, wo ihm ein großes Haus gebaut werden mußte, ohne daß ſeine perſönliche Gegenwart die Zügelloſigkeit des Heeres zu hindern vermocht hätte. Sechs Meilen im Umkreiſe bis tief in das Oelsniſche hinein wurden beinahe alle Dörfer zerſtört und abgebrochen; ein anderer Theil der Soldaten ging in die Stadt, und keiner derſelben verließ ſie, nach dem Zeugniſſe der Zeitgenoſſen, ohne den Bürgern Schaden zugefügt zu haben. Vergebens bat ſelbſt der Biſchof Rudolf um Verſchonung ſeiner Güter. „Ehrwürdiger Vater," entgegnete ihm der König ſarkaſtiſch, „traget mit Geduld einen Theil der allgemeinen Laſt, und bedenkt, es ſteht geſchrieben: das Brot Chriſti iſt fett; Könige werden ſich daran ergötzen."

Bei Krappitz ging, zu Anfang des Octobermonates (1474), das vom Könige Kazimierz ſelbſt angeführte polniſche Heer über die Oder, welche eben ſehr ſeicht war. Der Zug währte drei Tage. Gräuliche Verwüſtung bezeichnete die Spur der Polen, wodurch ſie ſpäter ſich ſelbſt den Untergang bereiteten; unterweges wurden alle Dörfer von ihnen angezündet. Ein kleiner Vortheil, den ſie unweit Brieg bei Swanowicz über eine ungariſche Reiterſchaar erlangten, machte ſie ſo ſtolz, daß ſie laut davon ſprachen, wie Breslau ſammt dem Mathias genommen werden müſſe, und wenn die Belagerung zehn Jahre dauern ſollte. Gleichwohl vermochte Kazimierz nicht einmal Oppeln zu erobern, ſondern mußte die Belagerung nach vierzehn Tagen aufheben. Gleiches Schickſal widerfuhr ihm vor Brieg. Da ein großer Transport Lebensmittel und Kleidungsſtücke, welcher dem Heere aus Polen nachgefahren wurde, den Garniſonen dieſer Feſtungen in die Hände fiel, ſo fingen

die Polen ſchon an Mangel zu leiden, als am 24. October Wladislaw mit zwanzig tauſend Böhmen bei Ohlau zu ihnen ſtieß. Aber auch Ohlau konnte nicht genommen werden, und die ungeheure Menſchenmenge verzehrte ſehr ſchnell die Vorräthe, welche Wladislaw mitgebracht.

Mathias, der ſeine Abſicht, das Land zur Wüſte zu machen und dadurch die Feinde zum Abzuge zu zwingen, von ihnen ſelbſt befördert ſah, glaubte nun eine Verſtärkung von zwei tauſend Mann, die ihm die Herzoge Heinrich XI. von Glogau und Friedrich von Liegnitz zuführten, entbehren zu können, und ſendete ſie, um ſie nicht ernähren zu dürfen, mit tauſend ungariſchen Reitern in das, von Vertheidigern entblößte Polen, das von ihnen eben ſo, wie Schleſien von den Polen, verheert wurde. Um die Letzteren völlig auszuhungern, befahl Mathias den Landleuten, alle ihre Habſeligkeiten und Vorräthe in die Städte zu führen, widrigenfalls ſeine eigenen Soldaten ihnen Alles abnehmen würden. Dieſer genau befolgte Befehl vermehrte die Wirklichkeit des fremden, wie den Schein des eigenen Elendes. Die Feinde fanden überall nichts, als leere Hütten; in Breslau hingegen ſtanden alle Straßen voll Wagen, ſo daß keiner dem anderen ausweichen konnte. Das Landvolk lag mit Weibern und Kindern hinter den Stadtmauern, vom Ohlau'ſchen Thore bis an den Barbarakirchhof in der Moriz- und Nikolaivorſtadt auf den Straßen, weil es nicht Platz genug in den Häuſern fand. Eine unglaubliche Menge ungedroſchenen Getreides, welche es mit ſich führte, wehrte die Hungersnoth ab; aber deſto ſchrecklicher begann die Peſt unter ihnen zu wüthen. Alle Kirchhöfe füllten ſich mit den Leichen dieſer unglücklichen Opfer eines Krieges, der ſelbſt in den Gemüthern der eifrigſten Schwärmer ſchon längſt den Begriff eines heiligen verloren hatte. Die Peſt verbreitete ſich in Kurzem auch über die Städter und das Heer, aber man begrub die Todten mit kalter Fühlloſigkeit, nur um das eigene Daſeyn beſorgt. (K. A. Menzel: „Geſchichte Schleſiens.“ Breslau 1808 bis 1810; Band I., S. 211 u. f.)

Das polniſche Lager war bei St. Katharina, eine Meile von Breslau; der rechte Flügel an die Oder, der linke an die Ohlau gelehnt. Mathias, in allen ſeinen Entſchlüſſen kühn und eigenthümlich, wagte ſich in Bauernkleidung mitten in das feindliche Lager, erforſchte deſſen Stärke und Beſchaffenheit, und kehrte glücklich zurück. Der Rath und die Gemeinde erboten ſich jetzt, die Morizvorſtadt abzubrennen; aber der König mußte von

ſeiner abenteuerlichen Kundſchafterfahrt geringſchätzende Begriffe von den Feinden mitgebracht haben; denn er verwarf das Anerbieten mit den Worten: „Alles möge ſtehen bleiben; — was die Polen anzünden werden, will ich mit ihrem Blute löſchen.“ Doch ließ er die Vorſtadt befeſtigen, und legte an den äußerſten Schlag derſelben zwölf hundert Mann. Die Stadtthore wurden, weil die Bürger nicht auf die Wache ziehen wollten, mit Söldnern beſetzt. Mathias ſelbſt lieferte dem Feinde täglich kleine Gefechte, und fügte ihm vielen Schaden zu.

Ungeachtet ſeiner furchtbaren Stärke und trotz der Verluſte, welche der kleine Krieg ihm zuzog, unternahm das polniſche Heer nichts Entſcheidendes; es beſtand größtentheils aus Reiterei, war ohne Kriegskunſt, Zucht, beſonders aber ohne Artillerie, und daher gänzlich unvermögend, eine Belagerung nur zu verſuchen. Wo die Polen dennoch Etwas wagten, blieben ſie jederzeit im entſchiedenen Nachtheile. Ein Haufe von fünfzehn tauſend Mann, der am 27. October die Vorſtadt ſtürmen wollte, wurde durch ein heftiges Kanonenfeuer aus einander geſprengt, und gab den Uebrigen die blutige Warnung, ſich außer der Schußweite zu halten. Als ſpäter in der Stadt eine feſtliche Beleuchtung angeſtellt wurde, um die zu Stande gekommene Verlobung des Königs Mathias mit Beatrix, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, zu verherrlichen, wurden die Polen durch den Glanz der Lichter und das Läuten der Glocken auf den Gedanken gebracht, die ganze Stadt ſtünde in Flammen. Sie hielten dies für die beſte Gelegenheit zum Sturme, brachen auf, kehrten aber ſchnell zurück, als einige ihrer voraus geſchickten Leute, die in der Gegend des Galgens von den ſtädtiſchen Feldwachen aufgehoben worden waren, nicht wieder kamen.

Nachdem alle Mundvorräthe aufgezehrt waren und ſchon ſchrecklicher Mangel einriß, brachen die Polen zu Anfange des Novembers auf und lagerten ſich bei Schalkau und Hermannsdorf. Ihre Streifparteien, welche das Land verwüſteten, wurden größtentheils eingefangen. Der König ſchenkte davon der Stadt Breslau zwei hundert Mann, um nach Willkür über ſie zu verfügen, und ſie nöthigen Falles zu tödten, da ihre Aufbewahrung beſchwerlich war; der Rath war menſchlich genug, ſie bei Waſſer und Brot einzuſperren. Grauſamer verfuhr man zu Oppeln, Brieg und Ohlau, wo man viele Gefangene verhungern ließ. Zuletzt wurden der Gefangenen ſo viele, daß ſie nicht mehr unterzubringen waren und Mathias daher den Befehl

gab, blos die Vornehmſten zurück zu behalten, die Gemeinen aber mit einem Schnitte im Geſichte laufen zu laſſen, auf daß ihnen die Narbe ein Denkmal an die Ungarn ſey. Aber auch die Lage der Stadt war, ungeachtet des in ſelber herrſchenden Ueberfluſſes an Lebensmitteln, nicht beneidenswerth. Die Soldaten des Mathias, die ihren Sold nicht ausgezahlt erhielten, ſuchten ſich durch Plünderung der Bürger bezahlt zu machen. Der Rath bekam auf wiederholte Vorſtellungen bei dem Könige, den bedenklichen Beſcheid, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Man nahm daher an den Thoren Denjenigen, welche in die Stadt wollten, die Waffen ab, und eiſete, um den eigenen Freunden den Uebergang zu verwehren, die zugefrorene Oder auf, wobei jedoch Arbeitsleute und Fiſcher von den erbitterten Kriegern häufig getödtet wurden.

Waren daher in Breslau auch während der ganzen ſogenannten Belagerung nicht einmal die Thore geſchloſſen worden, ſo kam doch die Nachricht, daß das geſammte polniſch-böhmiſche Heer auf dem Rückzuge begriffen ſey, ſehr erwünſcht. Dieſer Rückzug war aber, bei dem Mangel an Lebensmitteln und bei der, im Heere eingeriſſenen ſchrecklichen Unordnung, ohne einen Waffenſtillſtand oder Frieden nicht ausführbar. Es wurde deshalb von polniſcher Seite der Karlſteiner Burggraf Beneſch von Weitmüller an Mathias geſendet, mit der Bitte um Frieden. Mathias ließ ſich dazu geneigt finden, beſtand aber aus gerechter Vorſicht auf einer perſönlichen Zuſammenkunft mit den beiden Königen Kazimierz und Wladislaw. Zu dieſem Zwecke wurden, eine halbe Meile zwiſchen der Stadt und dem Heere, bei dem Dorfe Groß-Mochbern, drei prachtvolle Zelte aufgeſchlagen, bei welchen (15. November) Mathias und Kazimierz auf den Pferden ſitzend ſich unterredeten, aber über Nichts, als eine freie Zufuhr von Lebensmitteln, einig wurden, weil Mathias, ohne ſeinen eigentlichen Gegenkönig, Wladislaw, nicht unterhandeln wollte. Sonach wurde die Zuſammenkunft am folgenden Tage erneuert. Alle drei Könige begaben ſich zu Fuße aus ihren Zelten, empfingen einander freundlich, tafelten zuſammen und unterredeten ſich bis auf den Abend. Durch die von ihnen verordneten Herren wurde hierauf zu Breslau ein Waffenſtillſtand auf dreißig Monate, bis Pfingſten 1477, und zugleich ein Vertrag von fünf und zwanzig Artikeln geſchloſſen, die jedoch über das Königreich Böhmen ſelbſt eigentlich Nichts feſtſetzten. Mathias heißt darin König von Böhmen, Wladislaw aber nur Erſtgeborener des Königs Kazimierz. Jeder von Beiden ſollte in Böhmen Dasjenige behalten, was er

gerade damals inne hatte, und einen Regierer oder Gubernator zu Erhaltung des Friedens beſtellen. Diejenigen Fürſten und Stände in Schleſien, deren Betragen zweideutig geweſen war, ſollten ſich für eine beſtimmte Partei erklären und dann in den Frieden mit eingeſchloſſen ſeyn.

Um dieſe Waffenruhe zu befeſtigen, traten am 12. Februar des folgenden Jahres (1475) bevollmächtigte Landherren aus Ungarn und Böhmen in Prag zuſammen, und ſprachen dem Könige Wladislaw Böhmen, die Lauſitz, die Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer, dem Könige Mathias das übrige Schleſien und Mähren zu. Nach dem Tode des einen Königs ſollte deſſen Antheil dem anderen heimfallen, dieſer aber den Erben des Verſtorbenen zweimal hundert tauſend Goldgulden entrichten. Mathias, mit dieſer Theilungsweiſe unzufrieden, verſagte ihr die Genehmigung, bis ſeine ſämmtlichen Bundesgenoſſen ihre Gutachten abgegeben und der heilige Vater darüber entſchieden hätte. Da auch der Kaiſer Friedrich der ihm von beiden Theilen abverlangten Entſcheidung auswich, ſo blieben die Verhältniſſe abermals ſchwankend und drohten, früher oder ſpäter zu einem neuen Bruche zu führen.

Kaum war jener Waffenſtillſtandsvertrag zu Breslau unterzeichnet, ſo gingen die Polen über die Oder, verloren aber dabei viele Wagen und Pferde, und zwar durch eine Rache, welche das ſchleſiſche Landvolk an ihnen wegen ihrer Verheerungen übte, indem daſſelbe nämlich jene Stangen, durch welche die Polen am Abende die ſeichten, zum Uebergange geeigneten Stellen bezeichnet hatten, während der Nacht wegnahmen und dorthin ſteckten, wo der Strom ſehr tief war. Ueberhaupt kam kaum die Hälfte der Polen und Böhmen, die nach Schleſien gezogen, in ihr Vaterland zurück.

Mathias zog nun ſein geſammtes Heer bei Breslau zuſammen, um welche Stadt das ganze Land zehn Meilen in der Runde verwüſtet und entvölkert war. Von ſeinen Kriegern wurde an den Thoren Alles, was man zu Markte brachte, weggenommen, ſo daß der König ſelbſt mit ſeinem Hofſtaate ſpärlich leben mußte. Verſchiedene Bürger wurden von den bei ihnen eingelegten Soldaten getödtet, einige Wächter des Nachts auf den Straßen ermordet. Die Klagen des Rathes beantwortete der König, der den Ausſchweifungen ſeiner Söldner Einhalt zu thun außer Stand war, mit Entſchuldigungen, zuletzt, da der Beſchwerden ihm zu viele wurden, mit abfertigender Kürze. Zur Vollendung des Unglücks erhielt die Stadt jetzt von

allen Nachbarn Abſagebriefe, da man ſich des durch die Ungarn erlittenen Schadens am leichteſten durch Fehde mit dem auf das Aeußerſte geſchwächten und beinahe wehrloſen Breslau zu erholen gedachte. Um dieſen inneren Kriegen zu ſteuern, berief der König einen Fürſtentag nach Breslau, auf welchem er (21. December 1474) den verſammelten Ständen eine Verordnung vorlegen ließ, die für die geſammte ſchleſiſche Verfaſſung von der höchſten Wichtigkeit geworden iſt. Er befiehlt darin als Landherr, den allgemeinen Frieden zu halten, die Straßen von Räubern zu reinigen, alle Streitigkeiten nicht durch Fehden, ſondern auf dem Wege Rechtens auszumachen; er verbietet die Erbauung neuer Feſtungen, ſchreibt das Verfahren vor, wie man bei feindlichen Einfällen oder gegen Friedensſtörer ſich zur allgemeinen Vertheidigung verhalten ſollte, beſtimmt Strafen wider die Uebertreter des Geſetzes, und erklärt alle Diejenigen, welche einen Befehder bergen und hauſen, ſelbſt für Aufrührer. Um dieſem Landfrieden auch den gehörigen Nachdruck zu verſchaffen, beſtellte er über ganz Schleſien einen Statthalter unter dem Titel eines Oberlandeshauptmanns, dem alle Fürſten und Stände zur Erreichung ſeiner königlichen Abſicht getreu beiſtehen ſollten. Der Erſte, welcher dieſe Würde bekleidete, war Stephan von Zápolya.

Im Betragen des Königs wurde ſeit dieſer Zeit, in Bezug auf Schleſien, eine merkliche Veränderung wahrgenommen; er ſah ſich nun als völligen Herrn dieſes Landes an, und ungeachtet ihm der Beſitz desſelben erſt im Olmützer Frieden 1478 beſtätigt wurde, ſo wußte er doch recht wohl, daß die Macht Kazimierz's und Wladislaw's nicht im Stande ſeyn werde, ihm das einmal Erworbene wieder zu entreißen. Leider drang ſich ihm hierbei die Ueberzeugung auf, daß er ſein neues Eigenthum nur kämpfend werde behaupten können, und dieſer Umſtand machte ein Syſtem der Härte nöthig, welche ſeinem Regimente in Schleſien wenig Dank zu erwerben geeignet war. Beſonders ſchien ihm zur Beruhigung des Landes erforderlich, alle Ideen kirchlicher und ariſtokratiſcher Gewalt, welche in Regierungsangelegenheiten einzugreifen ſich befugt wähnte, auszurotten. Kurz vor ſeiner Abreiſe ließ der König den Rath und die Gemeinde Breslau's nach Hofe kommen, und befragte ſie durch ſeinen Miniſter Georg Stein: warum dieſe einſt ſo blühende Stadt jetzt ſo ſehr in Verfall gekommen ſey? Da ſie nun einmüthig als Urſache die ſchweren Kriege angaben, welche ſie ſeit Jahren um des chriſtlichen Glaubens und Gehorſams willen gegen die Ketzer geführt hätten, indem

wegen der Unſicherheit der Straßen ihr Handel und ihre Märkte gänzlich darnieder lägen, ließ ſie der König verſichern, daß er auf Mittel denken wolle, der Stadt wieder aufzuhelfen.

Er begab ſich hierauf, von dem größten Theile des Heeres begleitet, in das Fürſtenthum Schweidnitz, deſſen Gebirge die Schlupfwinkel der Fehder und Räuber waren. Als das Heer durch Breslau zog, mußten alle Buden und Laden verſchloſſen, und das Kaufhaus von Geharniſchten bewacht werden, um eine allgemeine Plünderung zu verhüten. Nachdem Mathias einige Schlöſſer genommen hatte, ohne jedoch das bedeutendſte, Fürſtenſtein, zu bezwingen, kehrte er nach Breslau zurück und brachte daſelbſt die erſten Monate des Jahres 1475 unter beſtändigen Turnieren und Feſtlichkeiten zu. Doch dachte er zugleich an ſeine Verſprechungen, den Wohlſtand der Stadt zu fördern, und fing mit einer Veränderung der Rathswahl an. Den Landeshauptmann des Fürſtenthums, behielt er ſich vor, aus königlicher Macht einzuſetzen; als Theilnehmer an der Conſuln- und Schöppenwahl beſtellte er ein Collegium von acht und vierzig Perſonen, das die Kaufleute und Schöppen aus ihrer Mitte wählen mußte. Dieſe neue Einrichtung war unſtreitig zweckmäßig, aber ſchon fing das Volk an, Alles, was von Mathias her kam, mit den Augen des Haſſes anzuſehen, und betrachtete daher auch ſeine Verbeſſerungen mit ungünſtigen Blicken.

Wahrſcheinlich hätte Schleſien, und namentlich Breslau, ſich mit weniger Unzufriedenheit in die durchgreifenden, oft ſtrengen Maßregeln gefügt, welche das Syſtem des Königs mit ſich brachte, wenn ſie ihnen nicht großentheils auf eine Weiſe aufgedrungen worden wären, welche von ſeiner Geringſchätzung aller Volksgunſt zeugte. Namentlich aber machten ſich die beiden Miniſter des Königs: Georg Stein aus Berlin und Gabriel von Verona, durch Uebermuth und Bedrückungen, welche die, der Zügelloſigkeit kaum noch entwöhnten ſchleſiſchen Stände um ſo härter gemahnte, verhaßt. Die Stadt Breslau mußte dies zuerſt empfinden. Nachdem die ungariſche Herrſchaft über Schleſien befeſtigt worden, die äußeren Feinde entfernt und von der gänzlich erſchöpften Stadt Nichts weiter zu fürchten war, wurden alle früher geübten Rückſichten vollends beſeitigt, und ſelbſt gerechte Klagen mit Spott abgefertigt, ja man rückte den Schleſiern ſogar ihre Widerſetzlichkeit gegen Podiebrad vor, die doch dem Könige Mathias zum Mittel ſeiner Erwerbung gedient hatte. „Ihr habt den Tanz gehegt," ſprach Georg Stein

froſtig zu den Breslauer Conſuln, welche ſich über die ungeheuren Erpreſſungen beſchwerten; „deswegen müßte Ihr auch den Pfeifern und Lautenſchlägern lohnen. Man muß Euch alſo behandeln, damit Ihr Euch künftighin nicht unterſteht, Königen ungehorſam zu ſeyn, mit Königen Krieg zu führen und Könige Ketzer zu heißen. Dem Papſte gebührt es, über Ketzer zu erkennen, nicht Euch Bauern von Breslau. Man ſoll es mit Euch alſo machen, damit andere Städte an Eurem Exempel lernen, gehorſam ſeyn, ihrer Nahrung warten und ſich nicht in Kriege vermengen.“

Aehnliche Aeußerungen konnten freilich nicht dazu beitragen, die ungariſche Verwaltung in Schleſien volksthümlich zu machen, und jene ſchleſiſchen Fürſten, welche ſich wankelmüthig oder gar feindſelig gegen Mathias benommen hatten, durften daraus einen Schluß auf das ihnen bevorſtehende Schickſal ziehen. Derjenige, welcher am längſten zu Georg Podiebrad gehalten hatte, Konrad VII. der Schwarze von Oels, war im Jahre 1471 aus Gram über das Unglück ſeines Vaterlandes geſtorben, und dafür glaubte nun ſein Erbe und Bruder, Konrad VIII. der Weiße von Wohlau, den Zorn des Königs nicht blos wegen jener früheren Anhänglichkeit an Georg, ſondern hauptſächlich wegen der Geneigtheit, die er im letzten Kriege für die Polen bethätigt hatte, fürchten zu müſſen. Weil Konrad den Verluſt ſeines Fürſtenthumes beſorgte, beſchloß er, dem Beiſpiele des Herzogs Johann von Sagan zu folgen und ſein Land an Sachſen zu verkaufen. Der dortige Kurfürſt Ernſt ließ aus dieſem Grunde bei ſeiner Abreiſe einige ſeiner Räthe in Breslau, vermochte aber nicht die Einwilligung des Königs zum Kaufe zu erhalten. Mathias, welcher nicht ohne Grund fürchtete, daß auf dieſe Art nach und nach Schleſien ganz in auswärtiger Fürſten Hände kommen möchte, erbot ſich vielmehr ſelbſt zum Käufer, bezahlte dem kinderloſen Herzoge die verlangte Summe Geld, und überließ ihm noch obendrein auf Lebenszeit die Verwaltung des Landes, von welchem er jedoch vier Jahre nachher ein, ſeit hundert Jahren dazu gehöriges Stück, das Gebiet von Koſel, an den Herzog Kaſimir von Teſchen gegen Tarnowitz und die Anſprüche auf die Hälfte von Großglogau vertauſchte.

Nicht ſo mild, wie dem Herzoge Konrad, erging es den oberſchleſiſchen Fürſten, welche gleich anfänglich des Mathias ſtrenge Hand gefühlt hatten und gezwungen worden waren, ſich für viermal hundert tauſend Goldgulden gegen die ungariſche Krone zu verbürgen. Gleich nach der Wahl des

polniſchen Wladislaw hatten ſie daher für denſelben günſtige Geſinnungen an den Tag gelegt und ihn ſogar bei ſeinem Zuge durch Oberſchleſien begleitet. Zur Strafe verloren jetzt die beiden Brüder, Johann von Jägerndorf und Wenzeslaw von Riebnik, von der böhmiſchen Fürſtenlinie Nikolaus I., ihre Länder und Freiheit, und nur Johann erhielt die letztere wieder. Wenzeslaw beſchloß ſein Leben im Kerker. Sein Land, die nachmalige freie Standesherrſchaft Pleß, wurde an die ungariſche Familie Thurzo verkauft. Primislaw von Toſt, Johann von Zator und Kaſimir von Freiſtadt (in Oberſchleſien) kamen mit anſehnlichen Geldſummen davon, in deren Bezahlung ſpäter die Herzoge von Teſchen und Oppeln ihnen folgen mußten.

Der König Mathias zerriß vor ſeiner Abreiſe nach Ungarn am 3. März 1475 die Schuldbriefe, womit ſich Gläubiger und Fehder der Stadt Breslau verſchrieben hatten, und ſetzte andere, wegen Schulden an die Stadtkaſſe Verhaftete in Freiheit, weil ſie ſich mit ſeiner königlichen Perſon abgefunden hatten. Zur Einlöſung der Schlöſſer Namslau und Volkenhain mußte das ohnehin erſchöpfte Breslau dritthalb tauſend Goldgulden erlegen, und es mit anſehen, daß ſie beide dem Oberlandeshauptmann Stephan von Zápolya eingeräumt wurden, deſſen Anweſenheit, ungeachtet der gewiſſenhaften Verwaltung ſeines Amtes, nur wenig half, weil, wegen des geringen Beiſtandes von Seiten der Fürſten, die Landſtraßen eben ſo unſicher, als vorher, blieben. Man achtete den oberſten Hauptmann nicht, heißt es, weil er als Ungar der deutſchen Sprache unkundig war. Neben ihm war jedoch Georg Stein in Schleſien zurück geblieben, der ſich nunmehr in den Urkunden Herr zu Cſoſſen und Hauptmann der Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer unterſchrieb. Aber die Schloßherren dieſer Fürſtenthümer, vorzüglich jene zu Fürſtenſtein, Lehnhaus, Talkenſtein, Kynaſt und Greifenſtein, achteten auf ſeine Ermahnungen nicht, ſondern ſetzten ihre Räubereien ungeſtört fort; denn Mathias bedurfte ſeines Heeres gegen die Türken und ſpäter gegen den Kaiſer, und ſeinem Verweſer in Schleſien ſtanden daher nur wenige Truppen zu Gebote, welche gegen die feſten Raubſchlöſſer nichts auszurichten im Stande waren.

Nachdem Mathias aus Schleſien aufgebrochen war, feierte er das Oſterfeſt (1475) in Brünn, wo er einen Landtag nach Ofen ausſchrieb, weil neue verwegene Einfälle der Türken nach Ungarn und in die Nachbarländer eine ſchleunige Abwehr geboten. Schon im vorigen Winter

(Februar 1474) waren die Türken verheerend herein gebrochen, hatten die Grabſtätte des heiligen Ladislaw niedergebrannt, Greiſe und Kinder geköpft, Mädchen und Knaben in die Sklaverei geſchleppt; Bali Oghli Mallovich, der Beg von Semendra, welcher dieſen Raubzug anführte, lieferte damals viele Säcke von Köpfen, Ohren und Naſen nach Konſtantinopel.

Dringender noch wurde im folgenden Jahre die Gefahr, als der Sultan einen großen Feldzug in die Moldau vorbereitete und dieſen dem Chadim Suleiman Paſcha übertrug. Der frühere Woiwode der Moldau, Peter Aaron, hatte ſchon vor achtzehn Jahren durch freiwilligen Tribut den Zorn des Sultans von ſich abgewendet; aber ſein Nachfolger, der Woiwode Stephan Bogdanovics, der bald der ungariſchen, bald der polniſchen Oberherrlichkeit, keiner mit aufrichtigem Willen huldigte, hatte in ſeinem Streben nach Unabhängigkeit auch jenen Tribut zu entrichten unterlaſſen, oder wenigſtens ihn perſönlich an die Pforte abzuführen ſich geweigert. Der Sultan wollte ihn dafür züchtigen. Doch noch zu rechter Zeit ſendete Stephan Eilboten an die Könige von Ungarn und Polen, gelobte Beiden unverbrüchliche Unterthänigkeit und bat um ſchnellen Beiſtand. Kazimierz ſchickte zwei tauſend Mann Fußvolk; Mathias den Siebenbürger Woiwoden, Blaſius Magyar, mit ſechs tauſend Mann; Stephan ſelbſt hatte gegen vierzig tauſend Moldauer, meiſt bewaffnete Bauern, zuſammen gebracht. Als nun Chadim Suleiman zu Ende des Jahres (1474), trotz des ſtrengen Winters und des Mangels an nöthiger Zufuhr, mit mehr als hundert tauſend Mann heran zog, lockte ihn Stephan durch die dichten Wälder, welche die Türken Agadſch Deniſi, d. i. das Waldmeer, nennen, bis zum See Rakoviz in der Nähe des Fluſſes Burlad, wo er das vereinigte moldauiſch-ungariſch-polniſche Heer aufgeſtellt hatte, und lieferte (17. Januar 1475) dem Paſcha eine blutige, aber ſiegreiche Schlacht. Schon wurde das Vordertreffen, in welchem die von Mathias mitgeſendeten Szekler fochten, von den Türken durchbrochen, als Stephan mit verzweiflungsvollem Muthe ſich mitten in die Feinde ſtürzten, die Seinigen zum Stehen und dann zum Vordringen brachte, und die Schlacht gewann. Nur wenige Türken retteten ſich durch die Flucht; die meiſten kamen, wenn nicht ſchon auf dem Schlachtfelde, doch in den Fluten der Donau um; ihre ausgehungerten Pferde vermochten ſie weder in der Schlacht, noch auf der Flucht zu tragen, nachdem Stephan, um den Feinden die Nahrung und ihren Roſſen das Futter zu entziehen, jene Gegend der

Walachei, durch welche das türkiſche Heer zog, hatte abſengen und zur Einöde machen laſſen. Vier Paſchen waren auf dem Platze geblieben, hundert Fahnen erbeutet worden. Die Leichname des Schlachtfeldes wurden verbrannt, die Mehrzahl der Gefangenen von den erbitterten Moldauern geſpießt, aus den Gebeinen Siegeshügel errichtet. Aber der Verluſt der Sieger war nicht viel geringer, als jener der Beſiegten; drei Hügel mit darauf errichteten Kreuzen bezeichneten die Gräber der erſchlagenen Chriſten. Gleichzeitig war der walachiſche Woiwode Radul, als Bundesgenoſſe der Türken, mit friſchen Haufen in die Moldau eingefallen. Alexander, ein Vetter Stephans, rückte ihnen mit der Vorhut entgegen, wurde aber geſchlagen und getödtet. Gleichwohl führte Stephan die Hauptmacht über den Putnafluß, ſiegte (24. Januar) bei Ribnik über Radul und ließ ſeine Truppen drei Tage lang in der Walachei ſtreifen, worauf die walachiſchen Bojaren zwiſchen ihm und Radul Frieden ſtifteten. Stephan ſendete vier türkiſche Anführer ſammt ſechs und dreißig Fahnen als Sieges- und Dankeszeichen an König Kazimierz; eine nicht geringere Anzahl Gefangener und Fahnen an den König von Ungarn und an den Papſt Sixtus IV., den er um ferneren Beiſtand wider die Türken anflehte. Durch das ganze Land erging ein Befehl, daß Niemand den Sieg einem Anderen, als dem Herrn der Heerſchaaren, zuzuſchreiben wage; das Dankfeſt dafür wurde mit viertägigem Faſten begangen. Neben der großen Beute war der größere Vortheil errungen, daß die, den Türken zugefallenen Schlöſſer an der Donau unter moldauiſche Herrſchaft zurück kehrten.

König Mathias, welchem der Ofener Landtag mit Bereitwilligkeit die nöthigen Mittel zur Türkenfahrt an die Hand gab, wollte den friſchen Eindruck jenes Sieges am Burlad zu neuen Siegen benutzen. Er mochte nicht raſten, ſo lange die Szabacser Burg ſtand, welche den Türken den Schlüſſel zu Slavonien und Kroatien bot, und ſetzte Alles daran, dieſe Feſte zu erobern oder zu brechen; doch auch Sultan Mohammed hatte die Wichtigkeit des Platzes wohl erkannt und Alles aufgeboten, ſie zu behaupten; die Vertheidigung von Szabacs war daher fünf tauſend auserleſenen Janitſcharen anvertraut, denen Mohammed, um ihren kriegeriſchen Stolz zu entflammen, mit eigener Hand den Federbuſch auf ihre Mützen geſteckt hatte. Mathias ließ den Woiwoden Stephan zu eifriger Fortſetzung des Kampfes wider die Türken ermahnen, ihm ſeine bewaffnete Hilfe anbieten, und führte im November 1475 zehn tauſend Mann an die Save. Seine Legion, durch

ein ununterbrochenes Geſchützfeuer vertheidiget, welches bei Tag und Nacht den Türken keine Ruhe gönnte, betrieb mit ſtandhaftem Eifer die Belagerungsarbeiten, bis die Feſtung mit Gräben und Zäunen eingeſchloſſen, alle Zufuhr ihr abgeſchnitten und jeder Ausfall verderblich geworden war. Gleichwohl wurde ſein erſter nächtlicher Sturm von den wüthenden Janitſcharen zurück geſchlagen, und er ſetzte nun ſtandhaft die Belagerung fort. Um die Lage der Feſtung zu erkunden, wagte der König, als Waffenknecht verkleidet, in einem kleinen Nachen um die Werke herum zu fahren; ſein Gefährte wurde durch ein türkiſches Geſchoß neben ihm getödtet, ohne daß er ſein Wagniß aufgab. Nachdem das Belagerungsgeſchütz die Wälle und Thürme der Feſtung furchtbar erſchüttert hatte, unternahm Mathias am dreißigſten Tage der Belagerung, der von ſeinen Sterndeutern als ein glücklicher geprieſen wurde, den entſcheidenden Angriff. Bei Tagesgrauen legte er vier Haufen ſeiner Legion in Hinterhalt in einen durch Buſchwerk verdeckten Graben, von wo ſie in der Nacht im plötzlichen Sturme hervor brechen ſollten. Er ſelbſt rückte zur Mittagszeit von einer entgegen geſetzten Seite vor die Feſtung und ließ den Anlauf beginnen. Den ganzen Tag wurde mit Anſtrengung gekämpft; am Abende gab der König das Zeichen zum Rückzuge. Die Türken wähnten die Gefahr vorüber, und überließen ſich, nach dem heißen Tage, der Ruhe. Aber mitten in der Nacht, unter Regen und Sturm, erhoben ſich die ſchwarzen Banden aus ihrem Grabe, und erſtiegen leiſe die unbewachten Mauern; ihnen nach der König mit dem Kern ſeiner Truppen. Die erſchreckten Türken waren zu keinem erfolgreichen Widerſtande mehr fähig; ſie wehrten ſich nur, um ſich ſchlachten zu laſſen; Keiner von ihnen gab ſich gefangen, aber auch Keiner kam mit dem Leben davon. Das große Ziel des Königs war erreicht; Szabacs in ſeinen Händen.

Um die Begeiſterung ſeiner ſiegreichen Krieger nicht verkühlen zu laſſen, führte der König ſie vor Semendra. Zwar war dieſer Platz zu wohl vertheidigt, als daß er in dieſem Augenblicke hätte genommen werden können; dafür aber ließ Mathias mit bewundernswürdiger Eile, den drei ſtärkſten Seiten der Feſtung gegenüber, aus aufgeworfener, mit Wällen und Pfahlwerk umgebener Erde drei Kaſtelle erſtehen und verſah ſie mit einer hinreichenden Beſatzung. Nachdem er durch dieſe Anſtalten eine kräftige Belagerung Semendra's vorbereitet hatte, kehrte er mit den übrigen Truppen nach Ofen zurück.

Hier begrüßten den Türkenbezwinger die glückwünſchenden Botſchafter des heiligen Vaters und der Republik Venedig und überbrachten ihm zugleich drei und neunzig tauſend Goldgulden als Hilfsgelder zu fernerer Betreibung des Krieges wider die Ungläubigen. Der König wurde dadurch in den Stand geſetzt, neue Mannſchaft anzuwerben, in Regensburg vier und zwanzig Schiffe zu kaufen, welche zu Semendra's Belagerung mit Pfeilen, Büchſen und Kugeln befrachtet wurden, und, der Verordnung des letzten Landtages zufolge, anſtatt der Kriegsbeiträge in Geld, das geſetzmäßige Aufſitzen der Dienſtpflichtigen auszuſchreiben.

Dieſe Vorkehrungen wurden um ſo dringender, da von anderer Seite kein ernſtlicher Beiſtand zu hoffen war, Mohammed aber, nach Kaffa's Falle und nach Eroberung der Krim, die Niederlage am Burlad und den Verluſt von Szabacs durch neue Einfälle in die Moldau und nach Ungarn zu rächen, ſchreckliche Anſtalten traf. Ein türkiſches Heer brach in Beſſarabien ein, und nahm Akkerman oder Bielgorod in Beſitz. Der Woiwode der Moldau, Stephan, und der Polenkönig Kazimierz ſuchten die gegen ihre Gränzen heran ziehende Gefahr durch Geſandtſchaften zu beſchwören. Jener brachte zur Entſchuldigung vor, der Einfall räuberiſcher Horden habe ihn damals genöthigt, dieſelben zurück zu treiben; Kazimierz aber bat, daß der Woiwode der Moldau, als Lehensfürſt der polniſchen Krone, nicht mit Krieg überzogen, ſondern die Genugthuung dem Spruche eines aus Türken und Polen zuſammen geſetzten Ausſchuſſes anheim geſtellt werden möge. Der Sultan begegnete den Moldauern mit Verachtung, indem er den Geſandten die Pferde abnahm und ſie zu Fuße nach Hauſe ſchickte, die polniſchen Botſchafter aber beinahe ein Jahr lang aufhielt, bis er gegen die Moldau zu ziehen gerüſtet war.

Zu Anfang des Jahres 1476 war das türkiſche Heer bei Adrianopel verſammelt; ein neuer polniſcher Geſandter, Wurocimoviecki, traf dasſelbe ſchon im vollen Marſche bei Varna. Noch einmal forderte Sultan Mohammed von dem Woiwoden als Friedensbedingung die Abführung des Tributes, die Auslieferung der Gefangenen, die Uebergabe Kilia's. Da Stephan mit Standhaftigkeit dieſe entehrenden Anträge verweigerte, führte der Sultan über fünf Brücken ſein Heer in die Moldau, und in dem weißen Thale — von den Moldauern Rosboeni, von den Türken, wie ſchon bemerkt, das Baummeer genannt — entbrannte (26. Juli) eine mörderiſche Schlacht.

Die Janitſcharen, welche ſonſt auf offene Batterien mit dem Säbel loszugehen pflegten, wurden durch das überall aus dem Walde ihnen entgegen blitzende Feuer dergeſtalt in Verwirrung gebracht, daß ſie, trotz der Aufmunterungen ihres Anführers, das Segbanbaſchi Mohammedaga aus Trapezunt, ſich zur Erde niederwarfen. In Grimm über ſolche Feigheit der Seinigen ſprengte der Sultan ſelbſt in den Wald hinein. Sein Beiſpiel ermuthigte die verzagenden Janitſcharen; ſie ſtanden vom Boden auf, ſtürmten wüthend gegen den Wald an, und gewannen die ſchon verloren gegebene Schlacht, welche von Sonnenaufgang bis Nachmittag gewährt hatte. Mit Mühe rettete der vom Pferde geſtürzte Woiwode Stephan ſein Leben. Die Türken überließen ſich der ungemeſſenſten Siegesfreude, wie groß auch ihr eigener Verluſt war; von den Schädeln der Erſchlagenen wurden Pyramiden errichtet, die Beute getheilt, und den Walachen, welche als Mohammed's ſteuerpflichtige Vaſallen unter ſeinen Fahnen gefochten, die zahlreichen Schweinheerden überlaſſen, das Land weit und breit mit Feuer und Schwert verwüſtet.

Gleichwohl waren die Früchte dieſes theuer erkauften Sieges für Mohammed nicht ſo erheblich, als ſie ſchienen; vielmehr wurden ſie durch gleichzeitige Nachtheile aufgewogen. Die Verluſte, welche den Türken theils durch die vergebliche Berennung der Feſtungen Chotin und Suczawa, theils durch Hunger und Seuchen in dem verheerten Lande erwuchſen, endlich die Zerſtreuung ihrer Flotte durch heftige Stürme auf dem ſchwarzen Meere, erſchwerten ihr Vordringen. Als daher Mohammed erfuhr, daß Stephan Báthóry mit zahlreichen Haufen gegen die Gränzen der Walachei, und König Mathias mit der ganzen Reichsmacht vor Semendra ziehe, glaubte er ſich nicht länger behaupten zu können, ſondern begab ſich ſchleunig auf den Rückzug, wobei ſeine Nachhut von Báthóry eingeholt und größentheils aufgerieben wurde.

Der Papſt, durch Mathias ſelbſt von der Flucht des Sultans benachrichtigt, äußerte darüber ſeine lebhafte Freude, und überſendete dem Könige zweimal hundert tauſend Goldgulden, welche ihm die Fürſten und Städte Italiens zu dieſem Zwecke geſteuert hatten. Auch bei anderen Gelegenheiten lächelte das Glück den ungariſchen Waffen. Noch während Mohammed verwüſtend die Moldau durchzog, hatte er die Brüder Alibeg und Iskender Michaloghli an die Donau zur Verheerung Ungarns entſendet. Aber die

Gebrüder Dóczi und mehre ungariſche Herren zogen an der Spitze der Temesvárer und Belgrader Beſatzungen ihnen entgegen und lieferten zu Bozazis, dreißig tauſend Schritte von Semendra, eben dort, wo vor zwölf Jahren Michael Szilagyi und Georg Lábatlan gefangen worden waren, eine Schlacht, deren Ausgang den Türken verderblich ward. Mit Noth entkam Alibeg auf der von Semendra herbei gerufenen Flotte; das türkiſche Heer wurde beinahe gänzlich niedergehauen; auch Iskender war unter den Todten. Unter dem Jubel der Sieger machten die ungariſchen Gefangenen, welche in dem benachbarten Thale aufbewahrt worden waren, ſich frei, fielen über das türkiſche Lager her und plünderten es aus. Jeder Einzelne von ihnen — gleichviel ob Mann, Knabe oder Weib — zog, ſelbſt beritten, überdies noch ein mit Beute beladenes Handpferd nach ſich. Zwei hundert und fünfzig Gefangene und fünf Fahnen wurden als Siegeszeichen nach Ofen gebracht.

Mitten unter dem Getümmel des Krieges traf König Mathias die Anſtalten zu ſeiner Vermälung mit Beatrix von Neapel. Mohammed, in ſeiner Rache, ließ durch die Renner Dalmatien und Kroatien ſammt der ganzen Strecke, welche die hohe Braut zog, verheeren, ſo daß dieſelbe auf ihrem Wege durch Dalmatien mit Schaudern entvölkerten Ortſchaften, verbrannten Kirchen und Klöſtern mit den Leichen der dort ermordeten Prieſter begegnete. Mit banger Furcht übernachtete ſie unter den, von Feuer und Blut rauchenden Trümmern, welche die Renner oft kaum einige Stunden vor der Ankunft des Brautzuges verlaſſen hatten. Erſt als ſie die Drave überſchritten hatte, brauchte ſie für ihre eigene Sicherheit weniger beſorgt zu ſeyn. Mathias war ihr mit glänzendem Gefolge bis über Stuhlweißenburg entgegen geritten und führte ſie unter feierlichem Gepränge in die Königsſtadt, wo ſie von dem Weszprimer Biſchof Albert von Vethés gekrönt, und hierauf (22. December 1476) in Ofen mit Mathias vermält wurde. Pracht und Glanz verherrlichten in verſchwenderiſcher Fülle dieſe Feierlichkeit.

Mohammed's Renner, nachdem ſie vor der zitternden Verlobten die Brautfackel des Verderbens geſchwungen, ſtreiften, dem Winter Trotz bietend, durch die Moldau und trieben, unterſtützt von dem walachiſchen Woiwoden Radul, dreißig tauſend Einwohner als Sklaven fort. Aber unerwartet überfiel die Räuber Stephan Báthory, nahm ihnen die Menſchenbeute wieder ab, vereinigte ſich dann mit dem moldauiſchen Woiwoden Stephan, ging auf Radul los und jagte ihn nach Kronſtadt, von wo Derſelbe aus-

geliefert, ſeinem Todfeinde Stephan in die Hände fiel, der ihn hinrichten ließ und den Pfahlwütherich Wlad Drakul, deſſen alsbaldigen Untergang wir weiter oben geſchildert, in die Walachei wieder einſetzte.

Auf anderer Seite vergällten die Türken die Siegesfreude des Ungarnkönigs. Einer ihrer zahlreichen Haufen ſtreifte durch Dalmatien, Kroatien, Krain, Steyermark bis gegen Salzburg und Bamberg, überfiel jene drei Kaſtelle, welche Mathias, als Stützpunkt einer künftigen Belagerung Semendra's, zu Kulidſch, dem Einfluſſe der Morawa in die Donau gegenüber, errichtet hatte, und zerſtörte ſie von Grund aus. Den Beſatzungen wurde freier Abzug zugeſtanden; aber alle Kanonenmaſchinen, Schiffe und Waffenvorräthe blieben in Feindeshand.

Ein Verhältniß war, unter allem Wechſel der Zufälle, ſich gleich geblieben: die Spannung mit dem Kaiſer, um ſo quälender, da man auf beiden Seiten weder die Entſchloſſenheit beſaß, ſeinen Haß zur That zu machen, noch den Willen, ihn zu überwältigen. Dieſes jahrelange peinliche Zielen ohne loszudrücken mußte im guten oder böſen Sinne einmal enden. Einem wie dem anderen Theile wuchſen immer neue Gründe des Argwohnes und des Grolles zu. Der Kaiſer beſchuldigte ſeinen Gegner: Derſelbe habe, aus Rache über die verweigerte Belehnung mit Böhmen, den Türkeneinfall nach Krain und Steyermark zugegeben. Zugleich ſchloß er ein neues Schutz- und Trutzbündniß mit den Königen Kazimierz und Wladislaw wider Ungarn, geſtattete, wie es hieß, die Fehden öſterreichiſcher Landherren gegen ungariſche, bemächtigte ſich des Günſer Schloſſes und anderer Beſitzungen in der Eiſenburger Geſpanſchaft und ließ, während Mathias in Ofen ſeine Hochzeit beging, von Neuſtadt aus die Oedenburger Gegend verheeren. Vielleicht wären alle dieſe Vorfälle, welche wahrſcheinlich auch von ungariſcher Seite erwiedert wurden und ſohin ungefähr ſich ausglichen, nicht hinreichend geweſen, einen offenen Krieg zu entzünden, hätte Mathias nicht, wie er ſelbſt wiederholt bekannte, einen tiefen, geheimnißvollen Haß gegen den Kaiſer genährt, wozu man den eigentlichen Anlaß nicht kannte und ſich mit mancherlei abenteuerlichen, zum Theile abergläubiſchen Gerüchten darüber trug. Begierig, der langen Bitterkeit endlich Raum zu geben, ſetzte Mathias im Staatsrathe es durch, daß der Krieg gegen den Kaiſer beſchloſſen wurde. Kaum hatte daher Letzterer, dadurch, daß er, ungeachtet aller päpſtlichen Abmahnungen, in Wien dem jungen Wladislaw die feierliche Beleh-

nung mit Böhmen ertheilte, eine neue Gehäſſigkeit an Mathias begangen, als Dieſer ihm (12. Juni 1477) den Abſagebrief ſendete und zugleich die Gründe ſeines Handelns den Ständen Oeſterreichs ſowohl, als den Reichsfürſten darlegte, wogegen der Kaiſer eine Widerlegung an die Prälaten und Magnaten Ungarns ſchrieb.

Der Kriegserklärung ließ Mathias ſchleunigſt den Krieg ſelbſt folgen. Raab beſtimmte er zum Sammelplatze der Banderien, und theilte dann die geſammte Heermacht in drei Haufen, deren erſter aus lauter Ungarn, und zwar ſieben tauſend Mann ſchwerer und leichter Reiterei, und zehn tauſend Mann zu Fuß; der zweite aus ſchwer bewaffneten und berittenen Böhmen; der dritte aus rasciſchen Reitern beſtand. Hainburg mußte den erſten Angriff aushalten und wurde nach dreimaligem Sturm genommen. Längeren Widerſtand, bevor es fiel, leiſtete das wohl vertheidigte Trautmannsdorf. Berchtoldsdorf wurde im erſten Anlaufe überwältigt und daſelbſt das Lager aufgeſchlagen, die umliegende Gegend rechts bis Neuſtadt, links bis zum Tulner Felde hin eingenommen, von den Rasciern ausgeraubt und wüſt gelegt, und der Hauptſtadt heftig zugeſetzt. Nur was ſich ſchleunigſt dem Ungarnkönige unterwarf, wurde mit Plünderung verſchont. Das Land rings um Wien war bald in ungariſchen Händen; aber Wien ſelbſt, als beeifere es ſich, die frühere Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer gut zu machen, leiſtete entſchloſſenen Widerſtand. Um die Stadt einzuſchließen und ihr die Zufuhr zu Waſſer abzuſchneiden, rückte Mathias zur Nachtzeit vor Kloſterneuburg, verſah den erſtürmten Platz mit Beſatzung, überſchritt daſelbſt die Donau und eilte dem linken Ufer entlang wieder vor Wien, um ſich zum Meiſter der Brücke zu machen. Zwei an beiden Seiten aufgeführte, mit Kanonen beſetzte Bollwerke ſollten auch zu Lande die Zufuhr hindern, während andere Schaaren die Stadt von Nußdorf bis Simmering eingeſchloſſen hielten und die Zufuhr abſchnitten. Vergebens wartete der Kaiſer auf das Eintreffen fremder Hilfsvölker aus Böhmen und Polen. Jenen wurde durch die, dem Mathias treuen Mährer das Anrücken unmöglich gemacht; Dieſe wurden durch Unruhen in ihrem eigenen Lande und durch die drohende Stellung des preußiſchen Ordens — zu einem wie zu dem anderen hatte Mathias durch ſein Anſtiften Veranlaſſung gegeben — hinreichend beſchäftigt.

So von Außen ungefährdet, zog der König vor Korneuburg, welches ſich nach zehntägiger Belagerung ergab. Ein anderer ungariſcher Haufe

überwältigte Tuln, und, nebſt vielen öſterreichiſchen Herren, unterwarfen ſich jetzt auch Marcheck, Greifenſtein und St. Pölten dem Ungarnkönige, der ſich überall als Landesfürſt huldigen ließ. Binnen Kurzem waren vierzig Städte und Märkte und zwei und ſiebzig Schlöſſer in ſeiner Gewalt. Nur Krems und Stein blieben dem Kaiſer treu und ſetzten feindlichen wie gütlichen Bemühungen beharrlichen Widerſtand entgegen.

Der wehrloſe Kaiſer ſah endlich die Nothwendigkeit ein, nachzugeben. Durch Verordnete ließ er den König um eine Waffenruhe zu Betreibung der Friedensunterhandlungen angehen, welche auf vierzehn Tage zu Stande kam. In dieſer Zeit ſollten die ungariſchen Reiter nur zu Faſſung des Futters das Lager verlaſſen, Mathias weder in Oeſterreich noch in Steyermark Feindſeligkeiten verüben, die Belagerungshaufen nicht aus ihren Standpunkten vor Wien und Krems heraus gehen, den belagerten Plätzen keine Zufuhr geſtattet werden und der Kaiſer ſich dem Könige nicht weiter, als bis Enns, nähern. Nach Verlängerung der Waffenruhe wurde durch Vermittelung des, ausdrücklich vom Papſte Sixtus IV. geſendeten Legaten Gabriel Rongoni, Biſchofs von Erlau, am 1. December von beiderſeitigen Bevollmächtigten zu Gmunden der Friede geſchloſſen, welchen Mathias zu Korneuburg beſtätigte. In dieſem Frieden wurde feſtgeſetzt: der Kaiſer habe den König Mathias, gleich Wladislaw, mit den Reichslehen Böhmens zu belehnen, ihm hundert und fünfzig tauſend Goldgulden zu bezahlen, für welche die zu Anfange des Januar 1478 zu Krems zu verſammelnden Stände bürgen ſollten; eben daſelbſt ſollten auch die rückſtändigen Beträge an die zu dem Könige übergegangenen Söldner geordnet werden; ferner ſolle der Kaiſer die vertriebenen öſterreichiſchen Vaſallen wieder in ihre Güter einſetzen und ihnen verzeihen, ſie dagegen alle neuen Befeſtigungen niederreißen; man werde trachten, ſie des Bannes zu entheben. Alle, dieſem Friedensvertrage entgegen ſtehenden Bündniſſe ſollen ungiltig ſeyn. Mathias ſolle Oeſterreich räumen, ſobald alles Abgemachte vollzogen und die Schuldſcheine ihm übergeben wären; jedoch berechtigt ſeyn, ſich, wenn er nicht bezahlt würde, nach Willkür ſchadlos zu halten. Der Kaiſer vollzog die verlangte Belehnung und gab den Vaſallen und Städten des Königreichs Böhmen und der einverleibten Lande die Weiſung, dem Könige Mathias Gehorſam zu leiſten. Auch verhieß er ihm, die Sforza, deren Anerkennung er immer verſchoben, des Herzogthums Mailand zu entſetzen, den Prinzen Friedrich von

Neapel damit zu belehnen und dieſem ſeine Tochter Kunigunde zur Gemalin zu geben. Zugleich ſchrieb er den bedungenen Landtag nach Krems aus, während Mathias allen Oeſterreichern, welche ſich in ſeinen Schutz begaben, befahl, dem Frieden genau nachzukommen und die Gefangenen loszulaſſen.

Die Anläſſe und Vorbereitungen zu dem Kriege gegen den Kaiſer wirkten am lebhafteſten auf Schleſien zurück, das, in ſeiner Stellung und Lage, ähnliche Stürme immer zunächſt empfinden mußte. Die Fehden und Räubereien in dieſem Lande währten ununterbrochen fort. Zwar ſchickte, um die Faſtenzeit 1477, Mathias zwei tauſend Ungarn nach Schleſien, um die Räuber zu Paaren zu treiben; aber dieſe Truppen benutzten die Abweſenheit ihres königlichen Führers ſelbſt zu gräulichen Ausſchweifungen und gaben den in religiöſen Dingen ſtreng gewiſſenhaften Schleſiern noch dadurch ein Aergerniß, daß ſie während der ganzen Faſten ungeſcheut Butter, Käſe und Fleiſch aßen. Noch verderblicher wurde dieſe, an ſich ſchon beſchwerliche Hilfe dadurch, daß, auf die Nachricht von der Anweſenheit ungariſcher Truppen, die Böhmen über das Gebirge herein brachen, um Jene aus Schleſien zu vertreiben. Es geſchah dies auf Veranſtaltung derjenigen Schloßherren, welche durch den neunten Artikel des Breslauer Waffenſtillſtandes berechtigt waren, zu Wladislaw's Partei zu halten, obgleich ſie auf keinen Fall ihr Räuberhandwerk fortſetzen ſollten.

Die den Böhmen an Anzahl nicht gewachſenen Ungarn warfen ſich nun in die Städte und drohten zu den Böhmen überzugehen, wenn ihnen der Sold nicht gezahlt würde. Daher wurden vier tauſend Goldgulden in der Hoffnung zuſammen gebracht, daß dieſe Truppen ſich zur Vertreibung der Feinde würden benutzen laſſen. Aber kaum waren ſie bezahlt, als ſie ihre Dienſtzeit für beendigt erklärten und nach Hauſe zogen. Die Städte und Mannen der Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer, unvermögend, ſich der Böhmen zu entledigen und überdies zum großen Theile ihnen im Stillen zugethan, verſammelten ſich hierauf auf einem Landtage zu Schweidnitz, und ſchloſſen mit den Feinden, welche ſich für ihre Beſchützer erklärten und in der That ſtrenge Mannszucht hielten, einen Frieden bis Bartholomäi 1477, welchem der Oberlandeshauptmann Stephan, ungeachtet er ihn als Statthalter nicht genehmigen wollte, zuletzt ſelbſt als Beſitzer von Bolkenhain und Neuhaus beizutreten ſich genöthigt ſah. Dennoch verſagte er dem Biſchof und dem Rathe von Breslau, die jetzt von den Böhmen als treue Unter-

thanen des Mathias befehdet wurden, die Erlaubniß, ſeinem eigenen Beiſpiele zu folgen. Mathias ſelbſt, durch einen Fürſtentag mit einer Botſchaft beſchickt, ertheilte zwar endlich dieſe Erlaubniß, und Breslau und der dortige Biſchof machten Frieden mit den Böhmen; aber unterdeſſen war das unſelige Verhältniß des Nichtfriedens ohne eigentlichen Krieg immer verwirrter geworden. Es kamen Briefe von dem, damals noch mit Mathias zerfallenen Kaiſer Friedrich, worin er den ſchleſiſchen Ständen aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit befahl, dem Wladislaw allein als einem wahren Könige von Böhmen zu gehorchen.

Dieſe kaiſerlichen Ermahnungsſchreiben zum Abfalle, welche beſonders auf die, durch das beſtändige Geldzahlen erbitterten Bürger Breslau's einen tiefen Eindruck machten, kreuzten ſich mit den Briefen des heiligen Vaters, in welchen die Stände nicht minder ernſtlich zum Gehorſam gegen Mathias, der das Reich durch die Gnade des apoſtoliſchen Stuhles beſitze, aufgefordert wurden. Aber mehr, als alle dieſe Briefe, wirkten zu Gunſten des Ungarnkönigs die großen Fortſchritte, welche Derſelbe unterdeſſen in Oeſterreich machte, und der dadurch dem Kaiſer abgenöthigte Gmundener Frieden. Der Kaiſer mußte nun die Breslauer eben ſo gut zum Gehorſam gegen Mathias, wie vorher gegen Wladislaw, ermahnen. Die Stadt wurde dadurch in neue Verlegenheit geſtürzt. Der päpſtliche Legat, Baltaſar di Piscia, ließ, aus Eifer für den Nutzen des Mathias, alle Sonntage auf den Kanzeln den Bann wider den König Kazimierz von Polen und deſſen Sohn Wladislaw verkünden, ſchickte die Prozeſſe allenthalben umher, ließ auch den Polen und Böhmen in Breslau ihre Kirche zuſchließen und das Meſſeſingen abſtellen. In Polen wie in Böhmen nahm man dies für einen Bruch des Waffenſtillſtandes, und brandſchatzte von Neuem die Güter der Breslauer, welche doch an jenen Schritten des Legaten durchaus keinen Antheil hatte.

Ein gründlicher Frieden zwiſchen den ſtreitenden Mächten ſchien endlich auch dieſe Wirren beſeitigen zu wollen; denn im März 1478 ſendeten ſowohl Mathias als Wladislaw Bevollmächtigte nach Brünn, welche über folgende Friedensbedingungen ſich einigten: — Mathias behält Mähren, Schleſien und die Lauſitz; Wladislaw Böhmen. Beide führen den königlichen Titel von Böhmen, jedoch ſo, daß Wladislaw nicht verbunden iſt, denſelben dem Mathias beizulegen, wenn er an ihn ſchreibt. Stirbt Mathias vor Wladislaw, ſo kann Dieſer zwar die von Böhmen abgeriſſenen Provinzen wieder in Beſitz

nehmen, muß aber dem Könige und der Krone von Ungarn dafür viermal hundert tauſend gute ungariſche Goldgulden, nebſt dem Werthe der etwa eingelöſeten Pfandſtücke, erſtatten. Im Falle dagegen Wladislaw früher ſtirbt und die böhmiſchen Stände den Mathias zu ihrem Könige erwählen, ſo ſollen dieſe Provinzen unentgeltlich wieder mit Böhmen vereinigt werden. Der von dem Papſte Paul II. über das Königreich Böhmen gelegte Bann ſoll durch Vermittelung beider Könige von den Lebenden und den Todten genommen werden.

Dieſer zu Brünn von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnete Frieden erregte vornehmlich in Schleſien, welches Land bei dem ſchwankenden Zuſtande der Dinge am empfindlichſten litt, und zumeiſt in Breslau allgemeinen Jubel; man ſang dort in allen Kirchen das Tedeum und brannte in den Straßen Feuerwerke ab. Aber dieſe Freude verwandelte ſich gar bald in den tiefſten Schmerz, als Mathias, die Vollmachten ſeiner Gewaltboten für überſchritten erklärend, den Friedensartikeln die Ratification verweigerte und die Fortſetzung des Krieges beſchloß. Die Mittel dazu ſollte ihm zunächſt das bereits ſchrecklich ausgeſaugte Schleſien gewähren, wohin er den Georg von Stein mit dem Auftrage ſendete, von dieſer Provinz und der Lauſitz eine allgemeine Abgabe zu erheben. Anfänglich wurden dem Georg von Stein zwar Schwierigkeiten gemacht; aber zuletzt ſetzte er durch Betriebſamkeit und Schlauheit ſeine Sache durch. Von jeder Hufe Landes mußte ein Gulden, von jedem Mühlrade ein halber Gulden erlegt werden. Die Auflage auf die Städte ſtand hiermit in ziemlich gleichem Verhältniſſe. Die ſchleſiſchen Fürſten ſammt ihren mittelbaren Unterthanen, welche durch dieſe allgemeine Steuer eines ihrer wichtigſten Vorrechte verloren und mit den unmittelbaren Unterthanen der Erbfürſtenthümer völlig in Eine Klaſſe verſetzt zu werden Gefahr liefen, nahmen zu einem Reverſe ihre Zuflucht, worin der König ſowohl ihnen als dem ganzen Lande beſtätigte und einräumte, daß ſie die Steuer nicht aus Verpflichtung, ſondern aus gutem Willen gegeben hätten und in künftigen Zeiten nie mehr verbunden ſeyn ſollten, irgend eine Steuer, Bete, Bern oder Gabe zu bezahlen. Doch nahm der König, im Drange der Umſtände, auf dieſen Revers keine Rückſicht, ſondern forderte während ſeiner Regierung die Steuer in Schleſien noch zu mehren Malen, wiewohl er zur Ertheilung eines Reverſes jedesmal ſehr bereitwillig war; daher Herzog Friedrich von Liegnitz im Scherze ſagte: die ſchleſiſchen Privilegien

würden nun wohl davon laufen, da ſie mit „Rehferſen" (Reverſen) verſehen wären.

Endlich vermochten die dringenden Bitten der Unterthanen, vornehmlich der Breslauer, zugleich auch die zunehmende Türkengefahr, den König, das vertagte Friedenswerk wieder aufzunehmen und, vor ſeinem Abzuge an die Gränzen Ungarns, einige Prälaten und Magnaten zu Unterhandlungen mit Wladislaw's Abgeordneten zu ermächtigen. Beide Theile kamen am 30. September 1478 auf der Ofener Burg unter Anderem dahin überein, daß Mathias und Wladislaw bei ihren Rechten bleiben, Beide als Erbherren den böhmiſchen Königstitel überall führen, ſich auch gegenſeitig denſelben mündlich wie ſchriftlich beilegen; Jener: Mähren, Schleſien, die Lauſitz und die Sechsſtädte; Dieſer das eigentliche Böhmen, Jeder lebenslänglich, als ſeines Antheils wahrer König, beſitzen ſollten. Falls nach des Mathias Tode Wladislaw oder deſſen Nachkommen des Erſteren Antheil mit Böhmen wieder vereinigen wollten, ſo müßten ſie der Krone Ungarn für Abtretung ihrer Anſprüche viermal hundert tauſend Goldgulden entrichten. Am 7. December wurde dieſe Einigung durch die Bevollmächtigten beider Könige zu Olmütz feierlich beſtätigt und unter Trompetenſchall öffentlich ausgerufen. Später trafen ſich die beiden Könige in Olmütz und vollzogen (21. Juli 1479) die Urkunden über die Bedingungen des Vertrages. Feſte und Turniere verherrlichten dieſes freudige Ereigniß, welches dem langjährigen, blutigen und verwüſtenden Kriege ein Ziel ſetzte. Mathias ließ ſich bei dieſer Gelegenheit von ſämmtlichen Ständen Mährens huldigen.

Zu dem neuen verwegenen Vordringen der Türken hatte, in einem Anfalle gerechten Unmuthes, doch die Folgen nicht überlegend, Mathias ſelbſt theilweiſe den traurigen Anlaß gegeben. Man hatte ihm zu Rom und zu Venedig mit Ungrund nachgeſagt, daß er die Hilfsgelder zu Betreibung des Krieges wider die Türken zweckwidrig zum Kampfe gegen chriſtliche Fürſten, namentlich gegen den Kaiſer, angewendet habe, und der Papſt ſowohl als die Signoria waren dadurch bewogen worden, ſich von der Entrichtung der bundesmäßigen Hilfsgelder loszuſagen. Mathias, dadurch unbeirrt, war jetzt nur bedacht, in ſeinem Reiche ſelbſt die Mittel zur Fortſetzung des Krieges wider den Erbfeind der Chriſtenheit zu finden; der Ofener Landtag (im Februar 1478) unterſtützte ihn hierbei, indem derſelbe einen Goldgulden von jeder Pforte im Lande, und zwar jährlich durch fünf Jahre ohne weitere

Anfrage, bewilligte. Nunmehr für ſich und ſein Reich gedeckt, wollte Mathias die Veneter durch Entziehung ſeines Beiſtandes beſtrafen. Er rief ſeine Kriegsvölker, durch welche die Republik bisher beſchützt worden war, aus Dalmatien nach Slavonien zurück und öffnete dadurch den Türken den Weg bis in das Innere des Gebietes von Venedig. Dieſe brachen unter ſchrecklichen Verheerungen herein und nöthigten die Republik (26. Januar 1479) zu einem nachtheiligen Frieden, in welchem dieſelbe Skutari an den Sultan abtreten mußte.

Bitter beklagte ſich Mathias darüber, daß auch der Papſt zu jenem entehrenden Frieden ſeine Zuſtimmung gegeben, nachdem die Verbindungen der Veneter mit den Ungläubigen ihm ſchon früher bekannt geweſen. Er beſchickte durch Geſandte den Nürnberger Reichstag, der die Maßregeln zu Abwehrung der Barbaren angeben ſollte, aber Nichts zu Stande brachte, und wo die ungariſchen Abgeordneten die Erklärung abgaben: ihrem Könige dürfe keine Schuld beigemeſſen werden, wenn Deutſchland in kurzer Zeit das Unglück empfände, dem es, wo noch die Zeit dazu geweſen, nicht hätte vorbeugen wollen.

Mittlerweile waren türkiſche Renner abermals in die öſterreichiſchen Länder eingebrochen, hatten von dort aus die Eiſenburger und Szalader Geſpanſchaften bis zur Raab überſchwemmt und dreißig tauſend Gefangene über die beinahe ausgetrocknete Drave und Save zurück geſchleppt. Ein anderer Haufe der Renner wurde jedoch an der Raab beinahe gänzlich aufgerieben. Um den Uebrigen den Rückzug zu verſperren und ihnen ihren Raub abzunehmen, ging Mathias über die Save. Zwar entkamen die Renner ihren Verfolgern; aber des Königs Mannſchaften erſtürmten die Verbaſiner Burg und hieben die türkiſche Beſatzung nieder. Der dem Blutbade entronnene Paſcha ſammelte türkiſche Streifhorden, eilte den mit Beute ſchwerbeladenen Ungarn nach und drängte ſie zurück. Aber drei hundert heran ſprengende kroatiſche Reiter brachten die weichenden Ungarn wieder zum Stehen. Zugleich brach der König mit der Hauptmacht hervor, warf ſich auf die Türken, verjagte ſie aus dem ganzen Gebiete zwiſchen dem Verbas und der Bosna, drang bis in das Innere der Herzegowina, um hier der Zinsherrſchaft des Sultans ein Ende zu machen, und erwartete daſelbſt die Hilfsgelder des Papſtes, um welche er in Rom anhalten ließ. Als dieſe aber ausblieben, führte er ſeine Schaaren über die Save zurück, entſchloſſen, bei der Kargheit

ſeiner Bundesgenoſſen ſich künftig auf die Vertheidigung ſeines Reiches zu beſchränken.

Einen erfolgreicheren Sieg über die Türken erkämpften in derſelben Zeit die Ungarn in Siebenbürgen, in welches Land zu Anfange Octobers (1479) ein Heer von vierzig tauſend Türken eingebrochen war, angeführt von zwölf Paſchen, unter welchen die beiden Michaloghli, Alibeg und Iskender, dann die Söhne des Ewrenos, Hasanbeg, Iſabeg, und der Sohn des Malkowich Balibeg, Alle durch frühere Streifzüge ſchon berüchtigt und gefürchtet, ſich befanden. Zum Heile der Chriſten ſchwächte die Zahl der türkiſchen Anführer durch Uneinigkeit die Stärke ihres Heeres, das weit über Gyula-Weißenburg hinaus den Raub und die Verwüſtung getragen. Eiligſt ſammelte der Woiwode der Provinz, Stephan Báthory, bei Sasmaros (Broſk) ein Heer aus Siebenbürgern, Szeklern, Sachſen und Walachen, um die Türken, welche mit ihrer Beute über den Paß des rothen Thurmes zurück wollten, anzugreifen. Aber an Stärke ihnen nicht gewachſen, rief er den Ban von Temesvár, Paul Kiniſy, und die Befehlshaber Belgrads, Wuk Brankovics und Ladislaw Rozgony, zu ſeiner Hilfe herbei. Der ſchnellen Ankunft Jener verſichert, beſchloß er, die Türken auf ihrem Rückzuge längs dem linken Marosufer zu überfallen, und lagerte ſich, in dieſer Abſicht, auf dem Brodfelde (Kenyér-Mezö) zwiſchen Oberbrodsdorf (Fel-Kenyér) und Romelsdorf. Als nun das Türkenheer ſchon gegen Belendorf (Balamir) herab zog, begeiſterte der heldenmüthige Báthory ſeine Krieger durch Gebet und Andacht. Eine Meſſe wurde geleſen, und jeder Soldat empfing das heilige Abendmahl, mit Handſchlag und Kuß feierlich gelobend, nicht zu weichen ohne des Feldherrn Gebot. Auf den rechten Flügel, an den Schiboter Strom, in die erſte Linie, ſtellte Báthory die Sachſen, hinter ihnen die Walachen; auf den linken Flügel, am Fuße des hohen Rumeſcher Berges, die Szekler; er ſelbſt nahm ſeinen Platz im Mittelpunkte, an der Spitze der ſchwer bewaffneten Reiterei und der Fahnen des Biſchofs von Siebenbürgen, Ladislaw von Gereb. Im erſten Angriffe ſtürzt, auf den Tod getroffen, Báthory's Pferd. Sein Fall droht die Seinigen zu entmuthigen; aber ſchnell erhebt er ſich wieder, prallt mit der ſchweren Reiterei auf das türkiſche Vordertreffen und wirft es nieder. Da ſammeln ſich die Türken in eine dichte, geſchloſſene Maſſe, überflügeln die Sachſen, ſprengen drei tauſend derſelben in die Maros, und drängen auch die Szekler zurück. Aus ſechs Wunden blutend, wird Báthory auch mit

ſeinem zweiten Pferde niedergeworfen und ſinkt, von Feinden und Freunden für todt gehalten, unter die Haufen der Erſchlagenen. Doch jetzt, im Augenblicke der höchſten Gefahr, kommen Paul Kiniſy, Wuk Brankovics, Demeter Jarics und Ladislaw Rozgony mit ſchweren und leichten Reitern und neun hundert Serbiern über den Rumeſcher Berg herab gezogen, und wenden die drohende Niederlage zum Siege. Mitten durch das Getöſe der Schlacht, durch welche er mit einem Schwerte in jeder Hand ſich Bahn bricht, erhebt Kiniſy ſeine gewaltige Stimme, und ruft nach ſeinem Freunde Báthory. Dieſer antwortet, trotz Wunden und Erſchöpfung, und der Ton ſeiner Stimme ermannt von Neuem die Ungarn, die ihn ſchon todt geglaubt. Unwiderſtehlich dringen ſie auf die Türken ein, mähen ſie haufenweiſe nieder und ſtäuben ſie aus einander. Die Fliehenden wurden von den Siegern, dann von dem Landvolke verfolgt und erſchlagen, nur fünfzig der Vornehmſten verſchont und gefangen dem Könige als Siegeszeichen zugeſendet. Dreißig tauſend Türken bedeckten mit ihren Leichen das Gefilde; mit Mühe rettete ſich Alibeg durch die Flucht (13. October 1479). Das türkiſche Lager bei Belendorf fiel mit ſeiner reichen Beute in die Hände der Sieger; viele Tauſende ſiebenbürgiſcher Gefangener, welche in die Sklaverei hatten geſchleppt werden ſollen, erhielten ihre Freiheit. Auch Lebensmittel wurden in Fülle erbeutet und dienten, das wilde Siegesmahl zu bereichern, welches die Ungarn in ihrem Jubel ſich bereiteten. Auf den Leichnamen der Türken wurde die Tafel gedeckt und zwiſchen den Haufen der getödteten Feinde getanzt. Kiniſy, ein rieſenſtarker Mann, faßte in ſeiner Ausgelaſſenheit einen todten Türken mit den Zähnen und tanzte mit der ſchaurigen Laſt im Kreiſe umher. Die zehn tauſend Ungarn, Sachſen und Szekler, welche mit ihrem Leben den Sieg erkauft hatten, wurden auf der Stätte ihres Ruhmes beerdigt; über ihren Gebeinen ließ Stephan Báthory auf dem Platze, wo er verwundet mit ſeinem Pferde geſtürzt war, zum ewigen Andenken eine Kapelle errichten.

Dieſer Sieg über die Türken, welcher erwarten ließ, daß er auf einige Zeit hin gegen fernere Einfälle derſelben ſichern werde, gab dem Könige auch den Arm gegen den Kaiſer wieder frei, zu welchem die Stellung von Stunde zu Stunde mißlicher ward. Es lag theils nicht in dem Vermögen, theils nicht in dem Willen des Kaiſers, die Geldforderungen, welche der letzte Friedensſchluß dem Mathias eingeräumt, zu befriedigen. Des Letzteren Mahnbriefe blieben daher fruchtlos. Zudem hatte Mathias auch noch immer

keine Genugthuung wegen des Benehmens des Graner Erzbiſchofs und Reichsprimas, Johannes Bekensloer, erhalten, der bereits im Juli 1476 mit beträchtlichen Schätzen und Geldſummen aus Ungarn hinweg nach Neuſtadt zu dem Kaiſer entflohen und von Dieſem mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen worden war. Mathias betrieb ſeine Anſtalten mit Heimlichkeit und Vorſicht, und rückte Schritt vor Schritt ſeinem Gegner näher, ohne daß Dieſer es ſah oder ſehen wollte. Während der von dem Kaiſer begünſtigte Kardinal Georg Hesler und der baieriſche Kanzler Friedrich Mauerkircher um die Paſſauer Biſchofswürde blutige Fehde führten, verpfändete die eine, für den Kanzler geſinnte Partei der Domherren das entfernte paſſauiſche St. Pölten ſchnell dem Könige von Ungarn und ließ ihn dadurch in der Nähe des Kaiſers Fuß faſſen. Eine noch beſſere Stütze gewann Mathias durch Schutzbündniſſe, welche er mit dem Seckauer Biſchofe, Chriſtoph von Ebron, und dem Salzburger Erzbiſchofe, Bernhard von Rohr, wider den Kaiſer ſchloß, und in deren Folge Beide ihre Städte und Schlöſſer in Steyermark, Krain und Kärnten ungariſchen Beſatzungen offen zu halten ſich verbindlich machten. Um in dem Lande einen Haltpunkt zu gewinnen, nahm Mathias gleichzeitig das Vicedom-Amt Frieſach in Unterkärnten von dem Erzbiſchofe gegen anſehnliche Darlehen zu Pfand und behielt dasſelbe bis an ſein Ende. Als nun der Kaiſer den Salzburger Erzbiſchof durchaus bewegen wollte, zu Gunſten des Johannes Bekensloer abzudanken, der Biſchof von Seckau aber den Handel hintertrieb, und der Kaiſer hierauf in ſeinem Zorne ſowohl den Erzbiſchof als den Biſchof feindſelig behandelte, da begaben ſich Beide unter des Mathias Schutz und verſtärkten deſſen Anhang.

Jetzt beſchloß Mathias entſcheidende Schritte; doch hütete er ſich noch immer, die Abſicht eines offenen Krieges blicken zu laſſen; mit Liſt ſollte begonnen, mit Muth vollendet werden. Er gab ſich zunächſt die Miene, einen Heerzug gegen die Republik Venedig zu unternehmen, weil letztere die, von dem Modruſer Grafen, Martin Frangepani, dem Könige vermachte Inſel Veglia in willkürlichen Beſitz genommen hatte, und erſuchte den Kaiſer um freien Durchzug eines ungariſchen Heeres gegen Venedig. Arglos gab der Kaiſer ſeine Einwilligung. Kaum aber ſtand das, von Thomas Tarczay und Jakob Szekelyj angeführte königliche Heer marſchfertig in der Oedenburger Geſpanſchaft, ſo mahnte Mathias den Kaiſer zur Zahlung der ſchul-

digen Summe, wobei er ſich auf jenen Artikel des Gmundener Friedens berief, der ihn bei ausbleibender Zahlung ermächtigte, ſich auf jede andere Weiſe zu entſchädigen, ohne deshalb der Friedensverletzung bezichtigt zu werden. Als auch dieſe Mahnung nicht fruchtete, gab Mathias den Führern ſeines Heeres den Befehl, in Steyermark einzufallen. Schnell nach einander fielen Petau, Fürſtenfeld, Radkersburg und andere Plätze in ihre Gewalt (März 1480). Gegen die Reichsfürſten ſuchte Mathias ſein Benehmen durch Hindeutung auf den erwähnten Artikel des Gmundener Friedens zu rechtfertigen; dem Kaiſer aber ſendete er eine förmliche Kriegserklärung.

Während ungariſche Reiter Oeſterreich links der Donau durchſtreiften, fielen kaiſerliche Heerhaufen in Ungarn ein und vergalten Raub mit Raub, Verwüſtung mit Verwüſtung. Größere Kriegsbegebenheiten fielen nicht vor, und ein Einfall der Türken in Apulien, welchen abzutreiben auch Mathias Truppen dorthin ſendete, legte den chriſtlichen Fürſten abermals die Pflicht an das Herz, ſich mit einander zu vertragen. Nachdem daher Mathias bei Radkersburg in Steyermark eingerückt war und die Belagerung von Marburg begonnen hatte, wurde durch Vermittelung des päpſtlichen Legaten, Proſper Caffarelli, und auf Betrieb der Gemalin des Erſteren, Beatrix von Neapel, die ſich ſchon früher dieſerhalb verwendet, ein kurzer Waffenſtillſtand (vom 13. Mai bis 11. Juni 1481) zwiſchen Mathias und dem Kaiſer geſchloſſen, und Jener zog nicht nur von Marburg ab, ſondern verlängerte, auf des Legaten Ermahnung, auch den Waffenſtillſtand auf weitere vierzehn Tage, zugleich verſprechend, nach Empfang von fünfzig tauſend Goldgulden alle eroberten öſterreichiſchen Plätze dem Kaiſer zurück zu ſtellen und den nächſten Nürnberger Reichstag zu völligem Abſchluſſe eines Friedens zu beſchicken. Als noch vor Ablauf der Waffenruhe ein ſtarker kaiſerlicher Haufe gegen Marburg vorrückte, zogen die dort von Mathias zurück gelaſſenen Truppen ſich nach Ungarn zurück, und jene Gegend war wieder frei.

Noch immer war in dieſem traurigen Kriege nichts Entſcheidendes geſchehen, hauptſächlich eine Wirkung der noch immer fort drohenden Türkengefahr, welche dem Könige mit ſeinen Streitkräften zu ſparen gebot. Sultan Mohammed's II. Tod (3. Mai 1481) ſchien den Stand der Dinge verändern, und durch den blutigen Thronſtreit ſeiner Söhne, Bajeſid und Dſchem, den chriſtlichen Mächten den Wink geben zu wollen, von der Vertheidigung wieder einmal zum Angriffe überzugehen und dem Vordringen der Gränzen

des Türkenreiches gegen die Abendländer ein Ziel zu ſetzen. Mathias mahnte den heiligen Vater und die chriſtlichen Fürſten laut, dieſen Augenblick nicht ungenützt vorüber gehen zu laſſen; er beſchickte zu gleichem Zwecke auch den Regensburger Reichstag; aber ſeine Geſandten daſelbſt wurden, auf Veranſtaltung des gereizten Kaiſers, nicht vorgelaſſen. Bei ſolchem Bewenden ließ Mathias den Papſt fürchten, daß er einſeitig mit den Türken ſich vertragen und durch vortheilhaften Vertrag mit ihnen für ſeine Perſon, ohne Rückſicht auf die gemeinſame chriſtliche Sache, ſich und ſeine Länder ſicher ſtellen werde. Aber der heilige Vater forderte ihn ſo dringend auf, im Kampfe gegen den Erbfeind zu beharren, daß Mathias, wie ſehr er auch beſorgen mußte, der Kaiſer werde ſeine Abweſenheit zu feindſeligen Schritten benutzen, an die Save rückte, um die Türken anzugreifen. Doch hier beſtätigte ſich ihm, was er voraus erwartet: kaiſerliches Kriegsvolk war nach ſeinem Auszuge in Ungarn eingebrochen und hatte die Gegend um Oedenburg ausgeraubt und wüſt gelegt. Da ließ der König einen hinreichenden Heerhaufen unter Paul Kiniſy, Wuk Brankovics und Demeter Jarics an des Reiches ſüdlichen Gränzen zurück, mit dem Auftrage, nicht anders, als vertheidigungsweiſe, zu verfahren. Die übrige Mannſchaft ließ er, in zwei Haufen getheilt, nach Steyermark und über die March nach Oeſterreich vorrücken. Johannes Zelény, welcher die gegen Oeſterreich entſendete Abtheilung führte, brandſchatzte von Marcheck bis Krems. Johannes Elderbach von Monyorokerek, mit den übrigen Truppen in Steyermark einbrechend, vereinigte ſich mit dem, dem Kaiſer abtrünnigen ſteyeriſchen Landherrn Maubitz und eroberte Radkersburg, Petau, Cilly und Fürſtenfeld zurück, wurde jedoch durch Johannes Bekensloer von Marburg, welches er ebenfalls belagern wollte, hinweg geſchlagen. Inzwiſchen nahm Maubitz die feſten Städte Leibnitz und Frieſach. Als er hierauf vor Maria-Saal rückte, wurde er durch den Landeshauptmann Balthaſar von Weißbriach zurück getrieben, und bald darauf durch Georg von Wolframsdorf unweit Mauterndorf ſo nachdrücklich auf das Haupt geſchlagen, daß er aus Verdruß ſich ſelbſt das Leben nahm. Sein Nachfolger, Peter von Gara, eroberte die Bergfeſtung Seldenheim in der Nähe von Klagenfurt, und die Felſenfeſte Dietrichſtein, welche er von Grund aus ſchleifen ließ.

Während deſſen hatten erneuerte Feindſeligkeiten der Türken die zu Vertheidigung der ſüdlichen Reichsgränzen von Mathias zurück gelaſſenen Truppen zu kriegeriſchen Unternehmungen aufgefordert, denn in Dalmatien

verheerte Iskender Paſcha, der Beglerbeg von Serbien, die Gegend um Zara; in Bosnien beſetzte der Sandſchakbeg Jakub die Schlöſſer Rizano, Posrednica, Kosc und die raguſaniſche Feſtung Barſtavik, und in Ungarn durchſtreifte Iskender Paſcha von Semendra aus das Temesvárer Gebiet. Um Letzteren zur Ruhe zu verweiſen, rief der kühne Paul Kiniſy die benachbarten Geſpanſchaften zu den Waffen; ſie ſollten am 4. November ihn an der Haramer Furt vereinigt erwarten, Ladislaw Rozgony und Wuk Brankovics die erforderlichen Schiffe zur Ueberfahrt der Truppen an jene Furt hinunter ſchaffen. Auf dem Wege nach Haram wurden die Brüder Niklas und Andreas Tököly mit ihren hundert Reitern und ihren Wagen von einer viermal größeren Anzahl Türken nahe bei einem Walde angegriffen. Sie zogen ſich hinter ihre Wagenburg zurück; aber die Türken zündeten die nahe ſtehenden Bäume an, und der Wind trieb die Flamme auch in die Wagen hinein. Die Ungarn mußten die brennenden Wagen verlaſſen und im Freien den Kampf mit der Uebermacht aufnehmen. Jene verloren im Gefechte fünfzig, die Türken an zwei hundert Mann; auch von den Ueberlebenden trug auf beiden Seiten beinahe jeder Einzelne ſeine Wunden davon. Niklas Tököly war ſo ſchwer verletzt, daß er noch in der Nacht ſtarb.

Mittlerweile landeten, trotz Iskender Paſcha's Angriffen, die Schiffe glücklich vor Haram, und Kiniſy folgte mit zwei und dreißig tauſend Mann über die Donau, mit welchen er vor Kolumbacz zog. Tauſend türkiſche Reiter unternahmen einen Ausfall, wurden aber großentheils getödtet, die Uebrigen gefangen genommen und auf Kiniſy's Befehl niedergehauen. Den Befehlshaber von Semendra verfolgte der jüngere Jarics, ereilte ihn an dem Thore von Kolumbacz und ſpaltete ihm das Haupt. Nachdem Rozgony und Brankovics vier und zwanzig türkiſche Schiffe in Grund gebohrt hatten, rückte Kiniſy mit der geſammten Heeresmacht längs der Morawa hinauf bis Kruſzovaz, lagerte hier zwölf Tage lang, ließ weit und breit das feindliche Gebiet verwüſten, und führte gegen fünfzig tauſend Serbier und tauſend Türken als Pflanzbürger nach Ungarn. Die drei türkiſchen Paſchen, Iskender Paſcha, der Statthalter von Serbien, Ali Paſcha und Malkodſchoghli hatten auf der vor Semendra gelegenen Donauinſel ein Feſtungswerk aufführen laſſen, um von dort aus die Ueberfahrt der ungariſchen Schiffe zu verwehren. Aber dieſe waren jetzt ſo ſtark bemannt, daß die Beſatzung der Inſel ſich eiligſt nach Semendra flüchten mußte, und das Feſtungswerk alsbald von den

Ungarn zerſtört wurde. Sobald die Schiffe das linke Donauufer erreicht hatten, ließ Kiniſy an den drei Furten des Fluſſes drei Plätze: Haram, Kevy und Poczazin, befeſtigen.

Der Krieg gegen den Kaiſer hatte dabei ſeinen Fortgang. Mit dem Anfange des Jahres 1482 ſendete der König den Johannes Zelény mit vier tauſend Reitern abermals über die March nach Oeſterreich; Letzterer ſtreifte von Wien bis Paſſau hinauf, und legte Beſatzungen in die haltbaren Plätze; während die Hauptmacht des Königs ſich in der Wieſelburger Geſpanſchaft verſammelte. Der Kaiſer ſchickte wider ſeinen Gegner drei tauſend Reiter, welche, bei Rohrau gelagert, die Gränzfeſtungen Hainburg und Bruck an der Leitha ſchützen, oder, wenn Mathias auf einer anderen Seite in Oeſterreich einfallen würde, verwüſtend nach Ungarn hinüber ziehen und ſo den König zur Vertheidigung ſeines eigenen Landes zurück zu gehen zwingen ſollten. Mathias, in Preßburg zu einem Hauptzuge rüſtend, entſendete den Grafen Stephan von Zápolya und den Ritter Wilhelm von Tettau mit der Vorhut gegen Rohrau, und folgte ihm in einer Entfernung von dritthalb Meilen. Aber Zápolya wurde von den Kaiſerlichen mit überlegener Macht angegriffen und ſeine Truppen in die Flucht geſchlagen; wie durch ein Wunder rettete er ſich ſelbſt aus der Gefangenſchaft, indem er auf dem Wege nach Bruck plötzlich ſeine beiden Wächter niederhieb.

Auf die erſte Nachricht dieſer Niederlage zog ſich der König nach Preßburg zurück; aber bald darauf rückte er mit der vereinigten Heermacht und gewaltigem Geſchütze — darunter der, von achtzig wechſelnden Pferden gezogene, ungeheure Mörſer, Varga Mózár genannt — gegen Hainburg, ſchloß den Platz auf allen Seiten ein, ließ die Mauern durch Feuerſchlünde zerſchmettern und nöthigte (30. September) den kaiſerlichen Befehlshaber, nach ſechswöchentlicher heldenmüthiger Vertheidigung, zur Uebergabe. Mathias ließ die Wälle und Mauern Hainburgs wieder in Stand ſetzen und eine Schaar leichter Reiter bis an die Thore Wiens ſtreifen. Beinahe das ganze Viertel Unterwienerwald wurde gebrandſchatzt, in acht Marktflecken um Wien herum, und auch in entferntere Plätze ungariſche Beſatzungen gelegt. Auf dem Rückwege nach Oedenburg nahm Mathias auch die ſeit der Königin Eliſabeth von dem Kaiſer beſetzt gehaltenen ungariſchen Pfandſchaften weg, brachte Güns und Rechnitz in ſeine Hände, und ſtellte die Reichsgränzen von dieſer Seite wieder her.

Nachdem in kurzer Zeit ſo viel geſchehen war, wollte der König nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſondern die Demüthigung ſeines Gegners vollenden. Daher wies er auch die Anträge zurück, welche der Kaiſer, um Zeit zu gewinnen, ihm durch den Biſchof von Forli machen ließ, wich dem Anſinnen des Papſtes aus, der ebenfalls dringend zum Frieden rieth, und ſchickte den Stephan Davidhazy zur Belagerung Bruck's an der Leitha voraus. Nach viermonatlicher Belagerung wurde dieſer Platz erſtürmt; die Burg hielt ſich noch über einen Monat, bis der Hunger ſie zur Uebergabe nöthigte. Ziemlich gleichzeitig fielen auch der Kalenberg, Kloſterneuburg und St. Pölten in der Ungarn Hand, und immer näher drängte ſich nun die Gefahr an die Hauptſtadt Wien heran, deren Vertheidigung der Kaiſer, bei ſeinem Abgange nach Graz, dem Wulczko übertragen hatte.

Um die Bedrängniß des Kaiſers zu vermehren, erlangte der König damals auch Ruhe vor den Türken, nachdem mancherlei Erfolge der ungariſchen Waffen und anderweite Unternehmungen des Sultans Bajeſid den Anlaß hierzu gegeben hatten. Schon im Sommer 1482 war der Paſcha von Semendra, bei einem Streifzuge in das Temeſer Gebiet, auf dem Becskereker Felde von Paul Kiniſy, Peter Dóczy und Wuk Brankovics zur Schlacht gezwungen und, mit einem Verluſte von drei tauſend Getödteten, vielen Gefangenen, Waffen und Vorräthen, in die Flucht gejagt worden. Dagegen zog im nächſten Frühjahre (1483) Sultan Bajeſid mit ſeinem Heere nach Philippopolis, um die an der Morawa gelegenen Schlöſſer, welche ſein Vorgänger verwüſtet hatte, wieder in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Von Philippopolis ging er über Küſtendſche, Sſamakov, Tſchamurlü, Sſarijar nach Sſofia; die Herzegowina wurde durch den Ueberfall des bosniſchen Beglerbeg's, Muſtafa Giurſevich, dem türkiſchen Reiche vollends einverleibt.

Während Bajeſid die Feſtungen an der ungariſchen Gränze herſtellte, ließ er dem Könige Mathias fünfjährigen Waffenſtillſtand anbieten, welchen, ungeachtet des Widerſtrebens ſeiner meiſten Räthe, der, durch die Lauigkeit der Bundesgenoſſen dem Türkenkriege abgeneigt gewordene König annahm und beſtätigte, unter der Bedingung, daß kein Land ſeines Glaubens — der Sultan verſtand unter dem Glauben blos die Oberherrlichkeit — von den Türken befehdet werde. Dieſe abweichende Auslegung der Worte der Urkunde bethätigten ſich ſehr bald in neuen Feindſeligkeiten von türkiſcher Seite, denn bereits im Mai des folgenden Jahres (1484) brach Bajeſid mit dem Heere nach Adrianopel

zum Feldzuge wider die Moldau auf. Bei ſeinem Uebergange über die Donau kam ihm der Woiwode der Walachei mit Tribut und mit zwanzig tauſend Hilfstruppen entgegen, und das verbündete Heer eroberte hierauf die Feſtungen Kilia und Akjerman. Der König von Ungarn klagte über Verletzung des Vertrages, aber der Sultan berief ſich darauf, daß von der Moldau und Walachei Nichts im Vertrage ſtehe und erbot ſich, von weiterer Befehdung der Moldau abzuſtehen. So blieb ſcheinbar der fünfjährige Waffenſtillſtand in ſeiner Kraft. Die ungariſche Geſandtſchaft, welche den Sultan auf der, nahe bei Adrianopel gelegenen Alpe von Dſchole einholte und hier mit Geſandtſchaften des Sultans von Aegypten und des Schahs von Indien zuſammen traf, wurde mit noch größeren Ehren, als die ägyptiſche, empfangen.

Während der Sultan auf dem moldauiſchen Feldzuge begriffen war, hatten, ohne ſeinen Willen, ſieben tauſend ſeiner Truppen aus Bosnien über Kroatien einen Einfall in Kärnten und Krain bis nach St. Veit hin gewagt, anſehnlichen Raub und zehn tauſend Gefangene mit ſich fortgeſchleppt. Als ſie nun aber auf dem Rückzuge ſich vor Dubitza, am Zuſammenfluſſe der Unna mit der Save, lagerten und auch von hier aus ihre Streifzüge fortſetzten, rief der Ban von Kroatien den ſerbiſchen Deſpoten und den Grafen Bernhard Frangepani zu den Waffen, fiel über die türkiſchen Renner her und tödtete ſie, da kein Pardon gegeben wurde, bis auf den letzten Mann. Die befreiten Gefangenen aus Krain und Kärnten wurden in ihre Heimat entlaſſen.

Mit tiefer Betrübniß vernahm der päpſtliche Legat von dem zwiſchen dem Sultan und dem Ungarnkönige geſchloſſenen Stillſtande. Auch ſeine erneuerten Bemühungen, einen Frieden mit dem Kaiſer zu vermitteln, ſcheiterten an des Letzteren Eigenſinne und der zunehmenden Hartnäckigkeit des Königs. Dieſer gab im Frühjahre 1484 dem Stephan Davidházy den Befehl, bei Kloſterneuburg die Donau zu überſchreiten und die Belagerung Korneuburgs zu eröffnen, ohne deſſen Beſitz nichts Entſcheidendes gegen Wien unternommen werden konnte. Der Platz war mit Waffen und Lebensmitteln wohl verſehen, und die Beſatzung leiſtete den muthvollſten Widerſtand. Aber die aus Steyermark, Baiern und Schwaben zum Entſatze heran rückenden Truppen wurden von den Ungarn zurück gedrängt, und ſo geſtaltete ſich die Lage der berannten Stadt immer hoffnungsloſer. Davidházy's Tod durch eine Stückkugel brachte kein Stocken in die Belagerung, da der König ſelbſt mit

friſchen Truppen heran zog. Endlich mußte Korneuburg, nachdem es ſieben Monate lang ſich tapfer gewehrt, durch Hunger gebeugt, ſich übergeben; Mathias war, durch den Beſitz dieſes Platzes, nunmehr Meiſter der Donau, und vermochte der Hauptſtadt zu Waſſer wie zu Lande die Zufuhr abzuſchneiden.

Um jetzt den lange vorbereiteten Schlag auszuführen, zog Mathias (23. Januar 1485) bei Korneuburg über die mit Eis bedeckte Donau gegen Wien, ſchlug bei Kloſterneuburg Lager, und ließ Wien auffordern, wiewohl vergeblich. Die Taborer Brücke und die Vorſtädte geriethen in des Königs Gewalt, und aus Ungarn trafen friſche Mannſchaften und ſchweres Geſchütz ein. Weil jedoch Wien, durch das Zuſammenſtrömen zahlreicher Flüchtlinge vom Lande, über viele Hände zu ſeiner Vertheidigung gebot, ſo wagte Mathias keinen Sturm, ſondern beſchränkte ſich auf eine ſorgfältige Einſchließung der Stadt, voraus ſehend, daß bei ſo großer Bevölkerung ihre Mundvorräthe um ſo ſchneller ausgehen würden. Inzwiſchen unterwarf er ſich die noch übrigen Städte, Marktflecken und Dörfer im Unter- und Oberwiener-wald-Viertel. Vor Ebersdorf wurde, als er eben in einer Fiſcherhütte das Mahl einnahm, der Palatin Michael Orſzágh durch eine Kugel hart an des Königs Seite getödtet. Der Schuß ſollte, wie behauptet wurde, dem Könige gegolten, und des Letzteren Geheimſchreiber Hieroslaw verrätheriſch den Feinden das Ziel des Schuſſes bezeichnet haben. Der Unglückliche wurde dieſerhalb vernommen, durch die Folter zum Geſtändniſſe getrieben und hingerichtet. Ebersdorf wurde erſtürmt.

In Wien herrſchte, wie Mathias wohl berechnet, gar bald Mangel und Hungersnoth. Von dem Kaiſer kam der bedrängten Stadt kein Troſt; daher öffnete ſie, nachdem ſie eine Belagerung von vier Monaten ausgehalten, dem Feinde ihre Thore, und Mathias hielt (1. Juni) ſeinen feierlichen Einzug in die eroberte Hauptſtadt, in welcher er ſich ſogleich als Landesherr gebahrte, ihr die alten Freiheiten beſtätigte und die vom Kaiſer ausgeſchriebenen außerordentlichen Auflagen aufhob. Auch berief er einen allgemeinen Landtag nach Wien und empfing hier von den Ständen die erzwungene Huldigung. Er verweilte daſelbſt bis gegen das Ende des Jahres. Zugleich entſendete er einen Heerhaufen zur Belagerung von Wiener-Neuſtadt, das jedoch durch Hans Wulferſtorffer mit beharrlichem Muthe vertheidigt wurde.

Mitten in ſeinem Siegeslaufe quälte den König der Gedanke, daß mit ſeinem Tode ſeine Schöpfung in fremde Hände übergehen ſollte; denn

weder aus ſeiner erſten, noch aus ſeiner jetzigen zweiten Ehe waren ihm Kinder geboren worden, und, einem Gerüchte zufolge, durfte er auch keine Hoffnung nähren, noch Nachkommenſchaft zu erhalten. Alle ſeine väterliche Zärtlichkeit trug er daher auf ſeinen, mit einer ſchleſiſchen Dame (Manche geben auch eine Breslauer Bürgermeiſterstochter, Maria Krebs, Andere eine Bürgerstochter von Stein bei Krems, noch Andere eine ungariſche Edelfrau an) erzeugten, unehelichen Sohn, Johann Corvin, über. Er hegte ſogar im Stillen den Plan, demſelben bei irgend einem Anlaſſe die Erbfolge auf Ungarns Thron zuzuwenden, und verſäumte deshalb keine Gelegenheit, ihn in wichtige Verbindungen zu ziehen und ihm eine anſehnliche Hausmacht zu gründen. Zu dieſem Zwecke verlobte er ihn mit der Fürſtin Bianca Sforza von Mailand, und ſuchte ihm durch Erwerbung der ſchleſiſchen Fürſtenthümer den Weg zum Throne Ungarns zu bahnen, indem er vorerſt ihm das von Victorin Podiebrad eingetauſchte Troppau übergab; die Belehnung mit dem, ebenfalls ihm beſtimmten Glogau wurde nur noch durch das Daſeyn des Herzogs Johann verhindert. Mehre vertraute Biſchöfe und Magnaten zog der König in ſeinen geheimen Plan; am eifrigſten aber bot der, auf dem Ofener Landtage (1486) zum Palatin erwählte, und von Mathias freudig beſtätigte Zipſer Graf, Emerich von Zápolya, die Hand zu dieſem Vorhaben, deſſen Verwirklichung jedoch durch dieſes Palatins baldigen Tod ſehr in Zweifel geſtellt wurde. Unter den übrigen Großen fand der König nicht im gleichen Maße Unterſtützung; ja die meiſten waren dem Plane geradezu entgegen, und vor Allem zeigte die Königin, Beatrix, ſelbſt ſich entſchloſſen, die Ausführung jenes Wunſches ihres Gemales mit Entſchiedenheit zu verhindern.

Mathias eilte, nach Wiens Falle die Unterwerfung Oeſterreichs zu vollenden und die noch von kaiſerlichen Kriegsvölkern beſetzten Städte und Schlöſſer im Ober- und Untermanhartsberger-Viertel zu überwältigen. Er ging über die March, nahm Ziſtersdorf und, nach längerer Belagerung, auch Laab und Retz. Zugleich fanden annähernde Schritte, und zu Iglau eine Unterredung zwiſchen Mathias und Wladislaw Statt; Beide zürnten, daß bei der Erwählung des Kaiſersſohnes Maximilian zum römiſchen Könige ihre Stimmen übergangen worden waren und ſchloſſen ein Hilfsbündniß unter ſich und mit Kazimierz von Polen wider den Kaiſer. Nicht minder bot König Karl VIII. von Frankreich, welcher mit Maximilian um den Beſitz der

Niederlande kämpfte, dem Ungarnkönige ein Bündniß wider den römiſchen König an, und auch dieſes kam zu Stande und vermehrte des Kaiſers Bedrängniß, wie ſeines Gegners Macht und Sicherheit. Nach langem Widerſtande mußte auch Eggendorf dem Könige Mathias ſich unterwerfen. Nur Wienerisch-Neuſtadt, die allzeit getreue Stadt, bot dem Könige auch jetzt noch beherzten Trotz, den die Lage des Ortes und die Feſtigkeit ſeiner Mauern nachdrucksvoll unterſtützte. Einer beherzten deutſchen Reiterſchaar war es gelungen, zwei hundert mit Schlachtochſen beſpannte und mit Lebensmitteln beladene Wagen in die Stadt zu bringen und dadurch wieder auf längere Zeit dem Mangel abzuhelfen. Auch als der König in Perſon vor die belagerte Stadt zog, ſetzte dieſe ihre muthige Vertheidigung fort und ſchlug einen Hauptſturm ab. Nachdem endlich das ſchwere Geſchütz Wälle und Mauern ſchwer beſchädigt hatte und der Mangel ſich einzuſtellen drohte, wurde (29. Juni) ein Abkommen getroffen: daß ſieben Wochen lang zwiſchen Belagerern und Belagerten die Feindſeligkeiten aufhören ſollten. Käme bis dahin ein kaiſerlicher Entſatz, mindeſt drei tauſend Mann ſtark, ſo ſey dann die Belagerung aufgehoben; bliebe der Entſatz aus, ſo ſolle Stadt und Burg dem Könige übergeben werden, gegen freien Abzug der Beſatzung und Beſtätigung der Freiheiten der Stadt. Die gehoffte Hilfe blieb aus, und ſo öffnete, dem Vertrage getreu, Neuſtadt am 17. Auguſt (1487) dem Könige ſeine Thore. Während der von dem Abſchluſſe des Vertrages bis zur Uebergabe der Stadt verfloſſenen Friſt war Mathias mit einem mächtigen Heerhaufen auch in Steyermark eingebrochen und hatte ſich zum Meiſter von zwanzig Städten im Grazer, Judenburger und Brucker Kreiſe gemacht.

Umſonſt trat noch ein Helfer für den Kaiſer auf, nämlich der Herzog Albrecht der Beherzte von Sachſen, der auf einem Reichstage zu Nürnberg 1487 den Oberbefehl gegen Corvin übernahm, Dieſem einen Fehdebrief ſendete, ihm ſeine ſchleſiſchen Lehen auffagte, und, um ſeine Truppen unter den Waffen zu erhalten, dreißig tauſend Gulden aus eigenen Mitteln hergab. Die vom Kaiſer ihm zugeſagten Gelder, Mannſchaften und Kriegsvorräthe blieben aus. Dennoch lieferte der Herzog den Ungarn einige kleinere Gefechte, in denen der Vortheil auf ſeiner Seite war, drang in Niederöſterreich vor, belagerte Rohrbach, und verſah von Ips aus Krems mit dem Nöthigen. Nachdem aber Neuſtadt in der Ungarn Hände gefallen, konnte Albrecht ſich nicht länger behaupten, ſondern lief Gefahr, von der ungariſchen Hauptmacht

eingeſchloſſen zu werden. Mathias achtete den tapferen Herzog, und ſo erfolgte (14. October) ein Waffenſtillſtand, und eine Zuſammenkunft wurde verabredet. Am 22. November trafen ſich beide Fürſten zu Markersdorf und ſchloſſen, mit Zuziehung der öſterreichiſchen Landherren einen Vertrag, in welchem der Waffenſtillſtand verlängert und die Entſcheidung des Streites dem Papſte Innocenz (höchſtens bis 1. November 1488) anheim geſtellt werden ſollte. König Mathias ertheilte bald darauf dieſem Abkommen ſeine Beſtätigung. Zu ferneren Beſprechungen wurde Stadt Steyer beſtimmt, und der Kaiſer bevollmächtigte hierzu, wie es ſchien, um Mathias zu höhnen, den dem Letzteren abtrünnigen Erzbiſchof, Johannes Bekensloer, der jedoch dieſen Auftrag nicht ſelbſt übernahm, ſondern Stellvertreter ernannte. Da aber keine ungariſchen Bevollmächtigten erſchienen, ſo blieb es einſtweilen bei jenem Waffenſtillſtande. Der Kaiſer war mit dem letzteren ſehr unzufrieden, und ließ, unbillig genug, den Herzog Albrecht dieſerhalb ſogar ſeine Ungnade empfinden. Des Kaiſers Söldner, vielleicht unterrichtet von der Abneigung ihres Gebieters gegen die eingegangene Waffenruhe, kamen derſelben nicht eben ſtrenge nach, ſondern nahmen in dieſer Zeit das Schloß Gutenſtein, was zur Folge hatte, daß bei verſchiedenen Gelegenheiten auch die Ungarn wieder feindſelig auftraten, und ſogar das, wieder in kaiſerliche Gewalt gekommene Eiſenſtadt belagerten. Der Herzog Albrecht, tief gekränkt durch ſolche Verletzung des von ihm geſchloſſenen und verbürgten Waffenſtillſtandes, führte dieſerhalb bei dem Könige Marimilian Klage, und verließ, zugleich beleidigt durch des Kaiſers Vorwürfe, Innsbruck ohne Abſchied.

Des Königs zu auffallendes Beſtreben, ſeinem natürlichen Sohne Johann Corvin, bisweilen ohne genaue Erwägung fremder Rechte, zu einem möglichſt großen Länderbeſitze in Schleſien zu verhelfen, hatte dort einen gefährlichen Aufſtand zur Folge. Zwar hatte Mathias, in Rückſicht auf den Herzog Johann, ſeinen Sohn noch nicht mit Glogau zu belehnen unternommen; wohl aber traf er Anſtalten dazu, dies ſpäter zu thun, indem er ſich vorläufig von dem Herzoge Kaſimir von Teſchen ſeine Rechte auf diejenige Hälfte von Glogau, welche die Witwe Wlodko's, Anna von Cilly, noch inne hatte, gegen Einräumung des an Oels gekommenen Gebietes von Koſel abtreten ließ und durch einen Abgeordneten die Bürger Glogau's von dem Herzoge Johann abzuziehen verſuchte. Aber Letzterer, durch ſeinen Kanzler Opitz Kolo gewarnt, verwehrte jenem Abgeordneten den Eintritt in

die Stadt. Johann ſah jetzt ein, daß ihn nur Gewalt gegen die Anſchläge des Königs würde ſchützen können, und beſchloß, ſich in Glogau zu behaupten. Aber zu dieſem Zwecke war ihm der Beſitz des Schloſſes und der noch im Beſitze der Herzogin Anna befindlichen anderen Hälfte unumgänglich nothwendig. Umſonſt verſuchte er, die Fürſtin ſelbſt auf ſeine Seite zu bringen und ſich mit ihr gegen den König zu verbinden. Als ſie ihm entſchiedene Weigerung entgegen ſetzte, bemächtigte er ſich am 11. März 1480, nach vorangegangener Abſagung, der ihr gehörigen Hälfte der Stadt, ließ ſich von den Bürgern huldigen, durch ſeine Söldner die Häuſer der bisher von ihr beſchützten Juden zerſtören, und begann nun die förmliche Belagerung des Schloſſes, welchem er heftig zuſetzte. Die bedrängte Fürſtin vertheidigte ſich mit vielem Muthe. Erſt als der, von ihrem Neffen Kaſimir von Teſchen heran geführte Entſatz der Guhrauer vergeblich gekämpft hatte bat ſie um Capitulation, welche am 1. Mai abgeſchloſſen wurde, nachdem die Belagerung ſieben Wochen gewährt hatte. Sie mußte den Herzog, der nunmehr in Glogau allein regierender Herr ſeyn ſollte, zum Erben ihrer Verlaſſenſchaft einſetzen und ſtarb bald darauf zu Guhrau. Der Streifkrieg zwiſchen Johann und den Guhrauern dauerte aber noch einige Zeit, und wurde erſt im Juni durch Vermittelung des Herzogs Konrad von Oels beigelegt. Johann, jetzt alleiniger Beſitzer des Glogau'ſchen Fürſtenthums, rüſtete ſich zum Kriege gegen den König, welcher im Juni ganz Schleſien aufbieten ließ, ihn des Fürſtenthums zu entſetzen und gefänglich nach Ungarn zu bringen. Aber die ſchleſiſchen Stände, nicht geſonnen, die Macht des ihnen verhaßten Mathias durch Unterdrückung eines inländiſchen Fürſten zu vergrößern, bewegten auf einem Fürſtentage zu Prachwitz den Herzog zu friedlichen Geſinnungen, und der Oberlandeshauptmann bewilligte ihm einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr, um ſeine Sache bei dem Könige durch Geſandte auszugleichen. Unterdeſſen ſchatzte Johann den Adel und die Städte ſeines Landes mit großen Summen, deren er ſich bediente, um ſowohl den König ſelbſt, an welchen er ſeinen Kanzler Opitz Kolo und den Stadtſchreiber Köppel abſchickte, als beſonders den königlichen Günſtling, Georg Stein, ſich geneigt zu machen. Durch den Letzteren erreichte er endlich ſeine Abſicht, denn Derſelbe kam im Juni 1481 mit königlichen Mandaten nach Glogau, und ſchloß daſelbſt zwiſchen dem Könige, dem Herzoge Johann, dem Kurfürſten von Brandenburg und dem Herzoge von Teſchen einen Frieden, in welchem Johann von Neuem ganz Großglogau,

Freiſtadt, Sprottau, Grünberg, Polkwitz, Schlawa, Bobersberg, mit Erledigung von allen Anſprüchen der Herzoge von Teſchen, erblich verliehen erhielt; nur ſollte er von ſeinen Beſitzungen, ohne den Willen des Königs, nichts verpfänden oder verkaufen. Johann trat dem Könige Schwiebus und Züllichau nebſt allen ſeinen Rechten auf Kroſſen ab, gelobte ihm Beiſtand gegen alle ſeine Feinde, und wurde, um ſeine Söldner bezahlen zu können, auf ſechs Jahre von allen Steuern befreit.

Ungeachtet des großen Vortheiles, welchen Johann von ſeinem Wagniſſe, das ihm Alles hätte koſten können, erlangt hatte, brütete ſein Ehrgeiz doch unaufhörlich über neuen Planen, dem Könige noch wichtigere Zugeſtändniſſe abzuzwingen. Anlaß hierzu ſchien ſich ihm nach ſieben Jahren darzubieten. Es waren nämlich die beiden Herzoge Johann und Nikolaus II. von Oppeln, unter dem Vorwande eines geheimen Einverſtändniſſes mit Polen, verhaftet worden und hatten ihre Freiheit nur gegen Erlegung einer Geldſtrafe von vierzig tauſend Goldgulden wieder erlangt. Dieſe darüber aufgebrachten Fürſten beſchwerten ſich bei dem Herzoge Johann von Glogau, der Kühnheit genug beſaß, ſich in ein Unternehmen einzulaſſen, vor welchem jeder Andere zurückgebebt ſeyn würde. Auf die allgemeine Unzufriedenheit des Landes mit der ungariſchen Herrſchaft rechnend, und wahrſcheinlich von mehren mißvergnügten Fürſten, beſonders von dem Herzoge Konrad von Oels, angefeuert, entwarf Johann den ungeheueren Plan, den König gänzlich aus Schleſien zu vertreiben, und ſich, den kühnſten Sohn des Piaſtengeſchlechtes, auf den Thron der alten Heinriche zu ſetzen.

Die Seele der ganzen Unternehmung war des Herzogs Kanzler, der ſchon gedachte Opitz Kolo. Dieſer verließ ſich weder auf das, mit den Herzogen von Oppeln heimlich abgeſchloſſene Bündniß, noch auf das Mißvergnügen der übrigen Stände, ſondern ſah ein, daß erſt glückliche Erfolge voraus gehen müßten, um die vorſichtigen Schleſier zu einem kühnen Bruche zu bewegen, und bewarb ſich daher um auswärtige Hilfe. Niemand war dazu ſchicklicher, als der König Wladislaw von Böhmen, welcher ohnedies, dem Olmützer Frieden zufolge, nach des Mathias Tode noch ein Recht auf Schleſien hatte. Bei Dieſem aber ſtand der Herzog Heinrich von Münſterberg und Glatz in großer Gunſt, ſo wie Derſelbe von ſeinem Vater her überhaupt bedeutendes Anſehen in ganz Böhmen geerbt hatte. Daher wurde zwiſchen den drei Söhnen dieſes Fürſten, Albrecht, Georg und Karl, und den drei Töchtern

Johann's, Salome, Hedwig und Anna, ein Ehebündniß beſchloſſen und im Januar 1488 zu Glogau an Einem Tage vollzogen. Dieſes gab zugleich die Loſung zum Ausbruche der, bereits lange vorbereiteten, geheimen Plane.

Mitten unter den Feierlichkeiten der Vermälung verſammelte der Herzog die Stände, legte ihnen ſeine erblichen Rechte auf das Fürſtenthum vor, beſchwerte ſich über den König, der daſſelbe ſeinen Töchtern entreißen wolle, und verlangte endlich, daß ſie ſeinen Eidamen, den Herzogen von Münſterberg, auf den Fall ſeines Todes die Huldigung leiſten ſollten. Aber ſowohl der Adel, als die Stände weigerten ſich, dieſer Forderung zu willfahren, indem ſie ihren, dem Könige bereits geleiſteten Eid und die, einem ſolchen Unternehmen entſpringende Gefahr für das Land vorſchützten. Indeſſen verſprach der Bürgermeiſter von Glogau, Johann Köppel, dem Herzoge, die Bürgerſchaft jener Stadt noch für ſeine Anſicht zu ſtimmen.

Dieſer mißlungene Verſuch war an ſich ſelbſt ſchon eine Kriegserklärung gegen den König. Johann ſchickte daher ſeine Familie nach Schwiebus, und traf unter der Hand Anſtalten, eine Belagerung auszuhalten. Zwar bemühten ſich der Herzog Friedrich I. von Liegnitz und der Biſchof von Breslau, nebſt dem königlichen Statthalter Georg Stein, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und hielten in dieſer Abſicht einen Fürſtentag zu Breslau; aber Johann verließ ſich auf böhmiſche Hilfstruppen, welche ihm ſein Schwiegerſohn, Georg von Münſterberg, zuführen ſollte. In der That kam ein fünfzehn hundert Mann ſtarker böhmiſcher Haufe im Februar bis nach Schönau, wurde aber daſelbſt von dem Herzoge von Liegnitz und dem Ulrich Gotſch eingeſchloſſen und genöthigt, eine Capitulation einzugehen, die ihn zu dem Rückzuge nach Böhmen verpflichtete. Blos dem Herzoge Georg wurde geſtattet, mit fünf und vierzig Pferden ſeinem Schwiegervater zu Hilfe zu ziehen.

Johann, durch eine Geſandtſchaft der ſchleſiſchen Fürſten nochmals vergeblich zum Frieden ermahnt, ſchickte nunmehr ſeinen Kanzler an die Herzoge von Oppeln, und forderte die verſprochene Hilfe. Aber Dieſe, durch die erſten Unfälle geſchreckt, traten ſcheu vor der Macht des Königs zurück, und wollten von keinem Bündniſſe mehr wiſſen, ohne dadurch den Herzog von Glogau in ſeiner einmal beſchloſſenen Unternehmung irre zu machen. Dieſer ſetzte, nachdem die böhmiſchen Hilfstruppen endlich einen Weg durch Sachſen gefunden hatten und am 8. März, vier Fähnlein oder tauſend Mann ſtark,

in Glogau eingerückt waren, ſeine kriegeriſchen Anſtalten daſelbſt emſig fort. Die Rathsherren, welche durch ihren Widerſpruch Johann's Zorn erregt hatten, ließ er in's Gefängniß werfen, nahm der Stadt alle ihre Privilegien, übergab die Stadtſchlüſſel dem Oberſten der böhmiſchen Truppen, und zwang die Bürger, ſich zur Vertheidigung zu bewaffnen. Zugleich ließ er das Kloſter der Bernhardinermönche, welches die Herzogin Anna von Cilly am Ufer der Oder in der Nähe des Schloſſes gebauet hatte, zerſtören und den Dom mit Baſteien, auf Koſten der Domherren, verſehen.

Inzwiſchen hatte Mathias, welcher die gefährlichen Folgen dieſer Empörung begriff, einen Theil der ſchwarzen Legion unter Anführung Tettau's nach Schleſien geſchickt. Die ſchleſiſchen Stände mußten mit dieſen Truppen eine Anzahl der ihrigen vereinigen, und die Stadt Breslau ihre Kanonen und Pulverfäſſer hergeben. Durch die Schnelligkeit, womit dies geſchah, wurden die Mißvergnügten gehindert, gemeinſchaftliche Sache mit dem Herzoge Johann zu machen, der, zu ſeinem Verderben, ſich fortdauernd auf den König von Böhmen verließ. In der Mitte Aprils ſtand das vereinigte Heer der Ungarn und Schleſier ſchon im Lager bei Steinau. Herzog Johann ſteckte nun die Vorſtädte am Bruſtaiſchen Thore in Brand, und ließ rund um die Stadt alle Bäume weghauen. Seine hußitiſchen Böhmen ſtürmten die Kirche der Kreuzherren, zogen die geraubten Prieſterkleider an, und trieben Spott mit den Gegenſtänden der Verehrung. Am 8. Mai begab ſich der Herzog auf vieles Bitten der ſchleſiſchen Stände nach dem Dorfe Hochkirch, zwei Stunden von Glogau, wo Tettau, Georg Stein und die Geſandten der Städte Breslau, Schweidnitz, Jauer, Striegau, ihn mit allen möglichen Vorſtellungen zur Unterwerfung und Sühne zu bereden ſuchten. Tettau verſprach ihm im Namen des Königs nicht allein vollkommene Begnadigung, ſondern ſogar noch mehr Land und Leute, wenn er perſönlich mit ihm nach Ungarn ziehen und ſich daſelbſt verantworten wolle. Aber Johann, der nun freilich nicht mehr leicht zurück konnte und den Verſprechungen des Königs nicht traute, erwiederte ſpöttiſch: „ſchauet an, ich bin ein alter Herr und kann nimmer mehr gereiſen; ich komme in Ungarn nimmer mehr," und brach, nach einer tüchtigen Mahlzeit, die Unterhandlung ab. Den Tag darauf ſchickte ihm Tettau, und mit demſelben ganz Schleſien, einen förmlichen Abſagebrief. Unglücklicherweiſe ſtarb an demſelben Tage der Herzog Friedrich I. von Liegnitz, von deſſen Beredſamkeit vielleicht noch eine friedliche Beilegung zu erwarten geweſen wäre.

Am 12. Mai rückte das königliche Heer vor Glogau, nachdem der Herzog am vorigen Tage alle übrigen Gebäude der Vorſtädte, Kirchen, Mühlen, Spitäler und alle Vorſtädte abgebrannt hatte. Die Belagerung beſtand anfänglich nur in einer Blockade, weil, wie die Ungarn ſagten, der Herzog noch zur Erkenntniß ſeines Frevels gebracht werden ſollte, in der That aber, weil eine aus Ungarn erwartete Unterſtützung noch nicht eingetroffen war; denn der Herzog Johann verharrte in ſeinem Trotze, und unternahm häufig verwüſtende Züge in's flache Land, von welchen er große Viehheerden in die Feſtung zurück brachte. Auch unterſagte er den Schlag der Uhren und das Läuten der Glocken, um alle Gelegenheit zum Aufruhr unter den Bürgern zu verhüten.

Am 7. Juni ſtießen vier tauſend Ungarn zu den Belagerern, und nun wurde die Stadt von der Domſeite aus Batterien beſchoſſen. Fünf Tage ſpäter ſteckte der Herzog den Dom, den er nicht länger zu halten ſich getraute, in Brand, und überfiel zugleich die dadurch ſicher gemachten Feinde in ihren Batterien, nahm eine Breslauer und eine Budiſſiner Kanone, mußte aber das Feld räumen, als Tettau mit dem ganzen Corps gegen ihn anrückte, und zog ſich durch die Flammen des brennenden Thurmes, der von den Belagerern beſetzt wurde, in die Stadt zurück.

Zwei Tage nachher verſammelte er alle Bürger und Kriegsleute auf dem Rathhauſe, machte ihnen bekannt, daß er ſelbſt Glogau verlaſſen müſſe, um den verſprochenen Entſatz ſeiner Schwiegerſöhne, der bereits auf dem Wege ſey, heran zu führen, beſtellte den Herzog Georg von Münſterberg zum Oberſten über das ganze Kriegsweſen, und verließ hierauf bei Nachtzeit die Stadt, in welcher ſein geheimer Rath Opitz Kolo zurück blieb, um Beſatzung und Bürgerſchaft bei den zunehmenden Drangſalen der Belagerung, halb mit Güte, halb mit Gewalt, im Gehorſam zu erhalten. Bald ließ Derſelbe Freudenfeſte über angeblich von dem Herzoge erfochtene Siege anſtellen, bald Boten vorführen, welche günſtige Nachrichten von dem heran rückenden Entſatze brachten, bald auf dem Markte Zelte für eine kleine Armee aufſchlagen; zugleich zwang er aber auch die Bürger, um Feuersbrünſte zu verhüten, ihre Häuſer abzudecken, und legte es auf die hartnäckigſte Vertheidigung an.

Unterdeſſen that der Herzog von Außen alles Mögliche, um ſein Verſprechen eines Entſatzes zu erfüllen; er ſchickte den Belagerten zu verſchiedenen

Zeiten friſche Truppen und Lebensmittel, und that durch kleine Streifereien den Feinden ſo vielen Abbruch, als er konnte. Seine Schwiegerſöhne hatten endlich eine, meiſt aus Böhmen beſtehende Armee zuſammen gebracht, und derſelben freien Durchzug durch das Schweidnitziſche Gebiet, wo man fortwährend böhmiſch geſinnt war, zu verſchaffen gewußt. Zum Unglück für den Herzog ſchickte Mathias zu derſelben Zeit eine neue Verſtärkung unter Georg Haugwitz nach Schleſien, welcher, auf die Nachricht von dem Anzuge der Böhmen, einen Theil des Tettauſchen Belagerungscorps an ſich zog, den Adel des Fürſtenthums Liegnitz durch den dortigen Hauptmann Heinrich Zedlitz aufbieten ließ und ſo mit den vereinigten Ungarn und Schleſiern am 24. Juli in der Gegend von Hainau die Feinde angriff. Die Letzteren waren der Anzahl nach die ſtärkeren, wurden aber vorzüglich durch das Geſchütz ſchon bei dem erſten Angriffe des ſchleſiſchen Haufens geſchlagen, ehe noch die übrigen vier Haufen der Ungarn zum Treffen kamen, und zogen ſich mit großem Verluſte nach Sprottau, wo der Herzog mit den wenigen Truppen, die er den Beſatzungen der Schlöſſer Schwiebus, Freiſtadt und Heinzendorf hatte entziehen können, ſie erwartete. Aber ſtatt, wie er gehofft hatte, mit ihnen vor Glogau zu gehen, ſah er nach wenigen Tagen das ganze Heer ſich verlaufen, und nur einige geringe Reſte desſelben zurück bleiben, mit welchen er zuerſt ſeinen Streifkrieg fortſetzte und nachher die Beſatzungen ſeiner Schlöſſer verſtärkte. Haugwitz vereinigte ſich nunmehr mit Tettau.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Unternehmung gelangte bald nach Glogau, ohne durch den Widerſpruch der Oberſten unterdrückt werden zu können. Um die Soldaten bei guter Laune zu erhalten, erlaubten Opitz und Prinz Georg die Plünderung der von ihren Beſitzern verlaſſenen Häuſer. Die Standhaftigkeit der Bürger wankte am meiſten; der Edelmann Buſch, welcher von dem Herzoge mit Vertröſtungen in die Stadt geſchickt worden war und ſie ermahnte, ſich noch ſechs Wochen zu halten, erhielt die Antwort, daß man ſich keinen Tag länger halten wolle, wurde aber dann durch vier hundert Mann friſcher Truppen in den Stand geſetzt, die Unruhigen durch Verhaftung einiger lauten Schreier zu ſchrecken. Von den Belagerern wurde die Stadt ſelbſt nach Möglichkeit geſchont und die Schüſſe beſonders von den Kirchen weggerichtet. Ungeachtet die Artillerie, unter welcher ſich auch die große, von zwei und dreißig Pferden geführte Kanone von Schweidnitz befand, ſehr zahlreich und gut bedient war, ſo

wurden doch, während der ganzen, ſechsmonatlichen Belagerung, auf den Straßen und in den Häuſern nicht mehr, als drei Menſchen erſchoſſen. Am 10. September ſchaffte man, aus Mangel an Futter, beinahe ſämmtliche Pferde, drei hundert an der Zahl, aus der Stadt, und ſpäter verſuchten die Belagerer einen Sturm, welcher aber zurück geſchlagen wurde.

Unterdeſſen ſtieg in Glogau die Noth auf den höchſten Gipfel. Man ſchlachtete die noch vorhandenen Pferde, und die Soldaten nahmen den Bürgern mit Gewalt ihre Vorräthe ab. Zum Hunger geſellte ſich die Peſt; man warf die Menſchen, oft noch lebend, in zu dieſem Behufe gemachte große Gruben auf dem Kirchhofe der ſchwarzen Mönche. Dennoch ließ Opitz Kolo am 24. October noch ein großes Freudenfeſt anſtellen, weil die Belagerten bei einem Ausfalle einige Vortheile erfochten hatten. Endlich fünf Tage darauf, nachdem alle Hoffnung des Entſatzes verſchwunden war, erklärte die Beſatzung, daß ſie die Beſchwerlichkeiten der Belagerung nicht länger auszuhalten im Stande ſey. Prinz Georg und Opitz Kolo verließen in der Nacht die Stadt, weil ſie eingeſehen, daß letztere ſich nicht länger vertheidigen konnte. Die Befehlshaber der fremden Truppen traten hierauf in Unterhandlungen; aber die Uebergabe verzog ſich wegen der Bedingungen bis zum 16. November, an welchem Tage die Ungarn Stadt und Schloß in Beſitz nahmen. Die Stadt mußte ſich der Gnade des Königs ergeben; die Beſatzung erhielt freien Abzug. Die übrigen Städte des Fürſtenthumes, welche Johann noch beſetzt hatte, folgten alsbald dem Beiſpiele der Hauptſtadt; Sprottau und Grünberg ergaben ſich gegen Ende Decembers, das Schloß zu Freiſtadt in der Faſtenzeit, Schwiebus am 17. Februar des folgenden Jahres.

Die Stadt und das ganze Fürſtenthum Glogau wurde hierauf wieder zu Gnaden angenommen und dem Sohne des Königs, Johann Corvin, eingeräumt. Der Herzog Johann leiſtete, um perſönliche Sicherheit zu erlangen, am 4. April 1489 durch ſeine Abgeſandten, Opitz Kolo und Ernſt Tſchammer, auf alle ſeine Rechte Verzicht. Der König nahm, nach dem Tode der Herzogin Salome, auch Steinau und vereinigte es mit der Krone. Zwar hatte Konrad von Oels Anſprüche auf dieſe Erbſchaft gemacht, und ſich dieſelbe zugeeignet, war aber, auf Befehl des Königs, durch Haugwitz zur Räumung, und bald darauf, als Theilnehmer an den Entwürfen Johann's, zur Abtretung ſeines ganzen Fürſtenthums gezwungen worden. Man ließ

ihm blos das Schloß Auras; der König bewilligte ihm zum jährlichen Unterhalte ſechzehn hundert Gulden, und ließ ſich und ſeinem Sohne, Johann Corvin, auch von Oels und Wohlau die Huldigung leiſten. Die Herrſchaften Steinau und Rauden wurden dem Georg Stein geſchenkt, welcher ſich verbindlich machte, die Gemalin Johann's und ihre Schweſter, eine Aebtiſſin von Trebnitz, mit Geld abzufinden. Eben ſo verlor Heinrich von Glatz und Münſterberg ſein, unter des Mathias Oberlehensherrſchaft ſtehendes Fürſtenthum Münſterberg, und die Herzoge von Oppeln kamen mit einer Geldſtrafe davon. Mathias hatte von der gefährlichen Auflehnung Herzog Johann's, welche der ungariſchen Krone ganz Schleſien zu entreißen gedroht, nur Gewinn und Vortheil.

Gerechter und friedlicher, als jene ſchleſiſchen Erwerbungen, ging die Wiedervereinigung der Herrſchaften Eiſenſtadt und Forchtenſtein mit dem ungariſchen Reiche vor ſich, welche Kaiſer Friedrich dem St. Georgen-Ritterorden vergabt hatte. Am 6. Februar 1488 ſchloß Mathias mit dem erſten Ordensmeiſter, Johannes Siebenhirter, einen Vertrag, nach welchem Dieſer den königlichen Beamten jene Herrſchaften überlieferte und dafür in Oeſterreich die Herrſchaften Trautmannsdorf und Wartenſtein erhielt.

Die Kriege nach Außen ruhten eine Zeit lang. Mit dem Kaiſer, welcher eben ſeiner ganzen Streitmacht bedurfte, um ſeinen Sohn, den ritterlichen Maximilian, aus der Gefangenſchaft der Flanderer zu befreien, ſchloß Mathias einen abermaligen Waffenſtillſtand bis Mittwoch nach Maria Geburt. An die türkiſche Pforte hatte Mathias vom Lager zu Neuſtadt aus den Serbier Jakoſics, des Demeter Jarics Sohn, als Botſchafter geſchickt. Derſelbe wurde in Konſtantinopel ehrenvoll empfangen und, mit dem Ehrenkaftan bekleidet, von der Audienz des Sultans entlaſſen, auf dem Rückwege aber unweit Semendra von Ghaſi Muſtafa aus Blutrache zuſammen gehauen, weil des Jakoſics Vater, als er früher den Ghaſi Muſtafa und deſſen Bruder zu Kriegsgefangenen gemacht, dem Muſtafa alle Zähne ausgeſchlagen und ihn genöthigt hatte, ſeinen eigenen, am Spieße ſteckenden Bruder bei langſamem Feuer zu braten. Doch wehrte ſich Jakoſics ſo tapfer, daß er dem Bluträcher für den empfangenen Tod den Tod zurück gab. Zu gleicher Zeit, als Jakoſics zu Konſtantinopel, war der türkiſche Geſandte in des Mathias Lager vor Neuſtadt angekommen. Früher war Derſelbe als Botſchafter nach Aegypten geſendet worden und hatte mit ſeiner Fertigkeit in der Unterhand-

lungskunſt geprahlt. König Mathias, welcher dieſes vernommen, befahl, den Geſandten auf dem Stückwall zur Audienz vorzuführen, wo er, mitten unter dem Donner der Kanonen und dem Geziſche der Kugeln, die Botſchaft des Sultans empfing und beantwortete. Der Geſandte, welcher aus Furcht das Gehörte vergeſſen, oder wohl auch die, durch den Kanonendonner übertäubten, Worte des Königs nicht verſtanden haben mochte, bat um Wiederholung derſelben. Aber Mathias ſchwieg und ließ den beſchämten Prahler ohne Troſt heimziehen. Nach Neuſtadt's Eroberung erſchien ein zweiter türkiſcher Geſandter, welcher ziemlich dasſelbe Schickſal hatte; denn als der König ihn auf der Wiſſegrader Burg in voller Pracht und Herrlichkeit empfing, wurde er durch den Glanz der Majeſtät dergeſtalt überraſcht, daß er nur den Gruß des Sultans hervor zu ſtammeln vermochte. Mathias ließ dem Sultan melden; er möge künftig ſeine Boten zweckmäßiger wählen. Erſt der dritte Botſchafter Bajeſid's erreichte ſein Ziel. Er entſchuldigte die, durch den Ueberfall des Jakoſics Statt gefundene Verletzung des Geſandtſchaftsrechtes und erneuerte, da der fünfjährige Waffenſtillſtand verfloſſen war und des Königs Kränklichkeit ihm für den Augenblick die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten nicht wünſchenswerth machte, jenen auf weitere drei Jahre. Des Mathias leidender Zuſtand, welcher bereits die ernſtlichſten Beſorgniſſe erregte, und die Unverläßlichkeit der früher wider die Türken mit ihm verbündeten chriſtlichen Mächte, hatte ihn mit Widerwillen gegen fernere Kreuzzüge erfüllt, und ſo gab er auch der Aufforderung des Papſtes Innocenz zur Heerfahrt wider die Moslimen kein Gehör.

Kaiſer Friedrich, aus Flandern nach Linz zurück gekehrt, hoffte, daß Krankheit und Körperſchmerz ſeinen Gegner nachgiebiger gemacht haben würden, und forderte daher durch eine Geſandtſchaft die unentgeltliche Räumung Oeſterreichs. Aber Mathias erklärte ſich hierzu nur gegen Erlag von ſiebenmal hundert tauſend Goldgulden bereit, und als der Kaiſer nichts hiervon hören wollte, ernannte Jener den Zipſer Grafen, Stephan von Zápolya, zum Statthalter von Oeſterreich, während er durch das ganze Land Rüſtung und unweigerliche Heerfolge auf des Statthalters Mahnung anbefehlen ließ. Dann eilte der immer kränkere König (im Juni 1489) nach Ofen, wo auf dem daſelbſt eröffneten Landtage ſeinem Herzen die Genugthuung zu Theil ward, daß die anweſenden Prälaten, Barone und Magnaten, mit Genehmigung des ganzen Adels, das eidliche Verſprechen leiſteten, nach des

Mathias Tode ſeinen Sohn Johannes Corvin als rechtmäßigen Leibeserben anzuerkennen und ihn zum Könige anzunehmen.

Von einem dauerhaften Frieden mit dem Kaiſer ſchien noch immer nicht die Rede zu ſeyn. Zwar hatte König Maximilian durch Vorſchläge zur Herabſetzung der gegenſeitigen Forderungen eine Annäherung zu bewerkſtelligen geſucht; aber dieſe ſcheiterte an der Lage der Dinge, und vornehmlich an den Geſinnungen des Kaiſers. Der Kampf wollte nun um ſo heftiger aufflammen. Um der vergrößerten Gefahr Einhalt zu thun, ſendete der Kaiſer den Herzog Otto von Baiern, nebſt ſieben Räthen, als Friedensvermittler nach Ofen, die jedoch nichts bewirkten, als Waffenruhe bis zum 13. September, wo dann Friedrich und Mathias einander perſönlich treffen und ſich verſöhnen ſollten.

Zu Anfang des Jahres 1490 hatte ſich der König wieder erholt, ſo daß er mit ſeinem Hofſtaate in das eroberte Wien zurück kehren konnte. Nur die Fußgicht ſetzte ihm heftig zu. In die Wiener Kaiſerburg eingezogen, fühlte er, nach dem Beſuche der Kirche am Palmſonntage (4. April), ungewöhnliche Ermattung. Er wollte das Mittagsmahl bis zur Ankunft der Königin verſchieben, und ließ ſich zur Erfriſchung Anconiſche Feigen bringen, die er mit Heißhunger verzehrte. Einige derſelben waren faul, und er gerieth darüber in krankhaften Zorn. Die Königin kam dazu und beſänftigte ihn. Sie trug ihm mehre Gerichte an; er aber mochte nichts genießen, und klagte über Schwindel und Nebel vor den Augen. Man brachte ihn in ſein Zimmer — eines der Gemächer König Ladislaw's — zurück, wo er vom Schlage getroffen wurde. Sein Sohn und die Großen des Reiches ſtrömten an das Sterbelager des Königs, der, von wilden inneren Schmerzen gequält, keines Wortes mächtig war; nur der Klagelaut „jai! jai!" (wehe! wehe!) und der Name „Jeſus!" drang zeitweiſe aus den feſt zuſammen gedrückten Lippen. Bei dem jammervollen Anblicke behielt nur die Königin ihre Faſſung; ſie ſprach den rathloſen Aerzten Muth zu, und ließ Nichts unverſucht, das entfliehende Leben zu feſſeln, indem ſie den krampfhaft geſchloſſenen Mund des Kranken öffnete und ihm Arzneien einflößte. Die Qualen des Königs nahmen zu und man ſah es ihm an, wie er mit äußerſter Anſtrengung zu ſprechen verſuchte und es doch nicht vermochte. Nicht einmal durch Zeichen konnte er ſich der Königin, welche ſeine Gedanken zu errathen ſuchte und ihn fragte, was er meine, verſtändlich machen. In dieſem Zuſtande verſtrichen der erſte und der

zweite Tag, die Schmerzen ließen etwas nach, aber die Sprache kehrte nicht zurück. Am Morgen des dritten Tages (6. April) errieth man aus ſeinen Bewegungen, daß er ſeine Seele Gott empfahl; dann trat der Todeskampf ein, und in der achten Stunde hatte er aufgehört zu leben, nachdem er erſt vor wenigen Tagen in ſein acht und vierzigſtes Jahr getreten war, und zwei und dreißig Jahre in Ungarn regiert hatte.

Die Leiche des Königs wurde zu Stuhlweißenburg im Dome der heiligen Jungfrau beigeſetzt; unter dem Todtenamte opferten die Magnaten ſieben hundert Goldgulden, Johannes Corvinus koſtbare heilige Geräthſchaften und Kirchengewänder, fünf und ſiebzig tauſend Goldgulden an Werth. Petrus Razzano, Bruder des Dominikanerordens, Biſchof von Luceria und Geſandter des Königs von Neapel, hielt ihm die Leichenrede. Die Grabſchrift hatte ſich Mathias ſelbſt verfaßt; ſie ſprach in ſtolzen Worten von Oeſterreichs Eroberung, von der Demüthigung des Kaiſers, und daß nur der Alles überwindende Tod ihn habe beſiegen können.

Verſchieden wurde der Tod des großen Königs beurtheilt. In Ungarn wo es nur Zeugen ſeines Ruhmes, ſeiner Kraft und ſeiner Weisheit und Milde gab, ergoß ſich Alt und Jung in Schmerzen und Klagen, und Vornehme wie Geringe ſtimmten hier in dem Weherufe überein: mit König Mathias ſey die Gerechtigkeit geſtorben. Aber in Schleſien, einem Lande, das durch Ausbeutung der Parteileidenſchaften gewonnen, durch Härte und Gewalt behauptet worden war, hatte man ſich der Milde und Gerechtigkeit des Königs wenig zu erfreuen gehabt, und hier vernahm man ſeinen Tod mit Frohlocken. Am Feſte der Himmelfahrt hatte Mathias ſelbſt nach Breslau kommen wollen; am Oſtertage wurde ſein Hintritt zugleich mit der freudenreichen Auferſtehung Chriſti (nach dem Ausdrucke eines Geiſtlichen: „zu unſer Aller Troſt") bekannt gemacht. So ausſchweifend die Freude geweſen war, mit welcher man einſt ſeinen Einzug und Regierungsantritt in Breslau gefeiert hatte, ſo übertraf ſie doch ſchwerlich die dankbaren Empfindungen gegen den Himmel, mit denen man ſeinen Exequien in der Domkirche beiwohnte.

Aber hiermit begnügte ſich das lange unterdrückte Rachegefühl der Breslauer nicht, die am Ende dieſer Regierung von ihrem vorigen Reichthume und Glanze zu einem Grade der Armuth und des Elendes herab geſunken waren, daß ſie die begonnene Befeſtigung der Stadt im neueren Style halb

vollendet liegen laſſen mußten, und daß ein Schriftſteller jener Zeit, der Kreuzherr Stenus, von Breslau als von einer im gänzlichen Verfalle begriffenen Stadt redet. Jetzt von der Furcht vor dem gewaltigen, ſtrafenden Könige befreit, richtete ſich die Wuth der Breslauer gegen ſeine Statthalter, die oft und ohne des Mathias Wiſſen ihre Macht gemißbraucht hatten, und die man jetzt zu Sühnopfern der langen Erniedrigung auserſah. Georg Stein entging durch Zufall der Rache des Volkes; er befand ſich, als der Tod des Königs bekannt wurde, nicht in Breslau, ſondern in Budiſſin (Bautzen). Die Bürger letzterer Stadt dachten menſchlich genug, ihn den Breslauern, welche ihn verlangten, nicht auszuliefern, ſondern ihn den Görlitzern zu überlaſſen, die ihn nach der Mark geleiteten. Er ſtarb zu Berlin in der Dunkelheit. Die Stimmung ſeiner Seele bezeichnet ſein Ausruf, als er bei dem von ihm erbauten Schloſſe zu Budiſſin vorbei kam: „der Menſch denkt, Gott lenkt, der Teufel beſchmutzt es; für wen habe ich dich erbaut?"

Nicht ſo glücklich entrann Heinrich Dompnig, der Landeshauptmann des Fürſtenthumes Breslau, der ihm drohenden Gefahr. Zwar ahnete er ſein Schickſal, und forderte die Entlaſſung von ſeinem Amte, als der Rath die ſeit vielen Jahren unterbliebene Wahl wieder in Gang brachte, die von Mathias anbefohlene Einrichtung aufhob und die alte Ordnung zur allgemeinen Zufriedenheit wieder herſtellte. Er erhielt dieſe Entlaſſung und wurde dadurch ſo ſicher gemacht, daß er die koſtbare Rettungszeit verſäumte. Aber ehe er es vermuthete, trat man gegen ihn mit Klagepunkten auf und verhaftete ihn plötzlich am Sonnabende vor Johannes. Dieſe Punkte beſtanden darin, daß er ſtädtiſche Gelder unterſchlagen, Landgüter veruntreut und verſchwendet, neue Auflagen befördert, die Münzen verringert, Privilegien verrathen, dem Könige und ſeinem Statthalter die Verhandlungen des Rathes, denen er beigewohnt, mitgetheilt, und ſich vor und nach des Königs Tode für deſſen Baſtard und für die Krone Ungarn erklärt habe, ſo daß Schleſien, welches doch erblich zu Böhmen gehöre, von dieſem Reiche für immer losgeriſſen werden ſolle. Der Rath brachte dieſen Prozeß vor die Gemeinde, welche ihm volle Macht übertrug, darin zu verfahren. Dompnig wurde hierauf gefoltert, und obgleich er ſeine Unſchuld betheuerte und ſich zu Antwort und Recht vor einem künftigen Herrn erbot, erhielt er doch folgendes Urtheil: „wiewohl er ſolches ſeines böſen Handelns und Fürnehmens halber einen härteren und ſchwereren Tod verdient, ſo wollen ihm doch die Herren Gnade

anthun und ihn mit dem Schwerte richten laſſen.“ „Soll ich nicht auch reden?“ rief er bei der Vorleſung aus. „Ehrſame Herren, ich bitte Euch bei Gott und dem göttlichen Rechte, ich will mich als ein Frommer verantworten.“ — Da man ihn aber dazu nicht kommen ließ, ergab er ſich in ſein Schickſal, indem er ſagte: er merke wohl, es ſolle nicht anders ſeyn. Dinſtags, den 4. Juli, geſchah die Hinrichtung vor dem Rathhauſe auf einer ſchwarzſammetenen Decke, bei geſchloſſenen Stadtthoren. Dompnig widerrief dabei nochmals Alles, was er unter der Folter eingeſtanden hatte, und erklärte, daß er den Tod unverdient, Grams und Neides haber, erleide. Er verrichtete dann ſein Gebet, rief dreimal: „Jeſus!“ und reichte ſeinen Hals dem Nachrichter. Unter dem Geläute der Glocken wurde der Enthauptete auf dem Kirchhofe zu Maria Magdalena begraben, und mit dieſem blutigen Acte ſchloß ſich für Schleſien die, der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Landes ſo verhängnißvolle Regierung des Mathias.

Reiner und glänzender erhielt ſich das Andenken des hohen Mathias in Ungarn, wo man alle Denkmäler der Erinnerung an den theuren Dahingeſchiedenen mit Liebe ſammelte und pflegte. Mehre gleichzeitige Gemälde haben uns ſeine Züge aufbewahrt, und, wenn ſie auch nicht völlig mit einander übereinſtimmen, doch das Weſentliche ſeiner körperlichen Erſcheinung auf die Nachwelt gebracht. Mathias war mittelgroß, ſeine Haare kraus und blond, ſein Auge dunkel, groß, feurig und durchdringend, das Weiße des Augapfels häufig entzündet, die Stirne kurz und gewölbt, die Naſe lang und gerade, der Mund voll und wohl geformt, Kinn und Kehle vorragend, die Geſichtsfarbe friſch und geröthet. Auf wem ſein Feuerblick gerade und feſt ruhte, der war ihm wohlgefällig; wen er nur von der Seite anſah, dem war er nicht gewogen. Bruſt und Schultern waren breit, die Hände lang; den kleinen Finger pflegte er eingebogen zu halten. Sein Anſehen war kriegeriſch, und wenn er zu Pferde ſaß, erſchien er größer, als wenn man ihn zu Fuße ſah. Auch hatte die Natur ihn zum Krieger geſchaffen; er war einer der kühnſten und geſchickteſten Reiter, und in jeder ritterlichen Uebung ſuchte er Seinesgleichen. Mit ſeinen Soldaten theilte er alle Beſchwerden, gewann ihre Gemüther durch Muth und Leutſeligkeit, und wußte jeden Einzelnen von ihnen bei ſeinem Namen zu nennen. Die Kranken beſuchte er in ihren Zelten, ſprach ihnen Troſt zu, und verband die Verwundeten oft mit eigener Hand. Kein Wunder, daß das Heer ihm abgöttiſch ergeben war.

Doch nicht nur im Kriegshandwerke, auch in den Kenntniſſen und Künſten des Friedens überſtrahlte er die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; ſeine Bildung war tief und vielſeitig. Außer ſeiner Mutterſprache, verſtand er die deutſche, ſlaviſche, lateiniſche und bulgariſch-türkiſche Sprache. Die Claſſiker ſtudirte er unabläſſig; Livius und Curtius waren ſeine Lieblinge, und noch im Bette pflegte er ſie zu leſen. Auch auf das Studium der heiligen Schrift verlegte er ſich mit Eifer, wußte viele Texte auswendig, und ließ ſich zuweilen ſogar in theologiſche Disputationen ein. Unter den übrigen Wiſſenſchaften, von denen wenige ihm ganz fremd waren, liebte er, im Geiſte der Zeit, vornehmlich die Aſtrologie, und befragte bei wichtigen Unternehmungen die Geſtirne.

In Geſchäften zeichneten ihn Emſigkeit, und ein eben ſo ſchneller als ſcharfer Blick aus. Alle eingehenden Briefe las er auf der Stelle; auch überlas er jederzeit die Antworten, welche er durch ſeinen Geheimſchreiber aufſetzen ließ. Nicht ſelten dictirte er die Antworten; zuweilen ſchrieb er ſie ſogar ſelbſt, und in dieſem Falle charakteriſirte ſie ſein bündiger, lakoniſcher Styl.

Im Anfange ſeiner Regierung glich ſeine Lebensweiſe jener der alten magyariſchen Könige. Man ſah in ſeinem Palaſte wenige Wachen; es wurden täglich viele Tafeln gedeckt, an welchen der König mit den Großen des Reiches gemeinſam ſpeiſete; die Thüren blieben während des Mahles geöffnet, Bettler und Sammler durften herein kommen, und überhaupt ſtand auch den Aermſten und Geringſten der Zutritt zu dem Könige frei. Größere Förmlichkeit und ſtrengere Etiquette trat nach des Königs Vermälung mit Beatrix von Neapel ein, wo der Hof mehr nach italieniſchem Vorbilde eingerichtet, der König unzugänglicher wurde und ſeine Reſidenz mit Pracht und Glanz umgab, wodurch die vorige patriarchaliſche Einfachheit in den Hintergrund zu ſtehen kam. Nur im Kriege entkleidete der König ſich häufig aller Hoheit; ſeine perſönliche Kühnheit reichte nicht ſelten bis zur Verwegenheit, und wir haben wiederholt geſehen, wie er in allerlei Verkleidungen ſich oft mitten in das feindliche Lager wagte, und mit eigenen Augen ſah und ſpähte. Hinterliſt war ihm verhaßt, und ſeine kraftvolle Entſchiedenheit bedurfte ſolch' feiger Waffen nicht; wohl aber liebte er durch Feinheit im Umgange die Gemüther an ſich zu ziehen und dabei in ihr Inneres zu blicken, oder durch jähe Ueberraſchungen, welche ſein überlegener Geiſt ihm

geſtattete, Prahlerei einzuſchüchtern und falſche Größe in ihrer Richtigkeit zu entſchleiern. Heftigen Temperaments und leicht gereizt, wurde er durch Nachgiebigkeit doch leicht zur Verſöhnung bewogen, und ſelbſt dem offenen Widerſtande oder feindſeligen Anſchlägen verzieh er, wenn Reue und Unterwerfung ihnen folgten und ſeinem königlichen Anſehen Genüge geleiſtet ward.

Der apoſtoliſche Legat, Caſtelli, urtheilte in ſeinem Schreiben an den heiligen Vater über Mathias: „der König iſt gelehrt, und ſpricht mit Ernſt und Majeſtät, alſo, daß er nichts ſagt, als was ihm glaubwürdig däucht. Wenn ich ſein Talent, ſeine Beredſamkeit, Sitten, Liſt und ſeinen Muth betrachte, ſo finde ich, daß er alle Fürſten, welche ich kannte, keinen einzigen ausgenommen, überbietet. Dieſer König iſt unermüdeten Geiſtes; er iſt ganz martialiſch, denkt nur Krieg und führt ihn ohne viele Worte.“

Mathias, aus der Mitte ſeines Volkes zum Throne empor geſtiegen war auch ein König ganz nach ſeines Volkes Sinn; er ſchmeichelte demſelben, durch Ruhm und Eroberungen, und hielt es gleichwohl durch ſeinen eigenen hochgebildeten Geiſt kräftig von jeder Verwilderung zurück, die ſonſt ſo gern im Gefolge des Krieges geht. Er ſebſt rühmte ſich, und nicht mit Unrecht, daß Niemand das ungariſche Volk und deſſen Gemüthsart beſſer gekannt habe, als er, der es durch ſo viele Jahre im Zaume gehalten, und ſeine ganze Regierung war, wenn ſeine ſtrenge Selbſtſtändigkeit ſich auch nicht zur Popularität herabneigen mochte, doch im vollſten Sinne national. Seine Politik war meiſt kühn und groß, ohne die Vorſicht und Mäßigung auszuſchließen; nur verräth ſich in ſeinen Entwürfen und Thaten etwas Haſtiges, als dränge es ihn, ſein Gebäude nicht nur zu beginnen, ſondern auch zu vollenden und abzuſchließen, im Vorgefühle, daß ſeine Schöpfung an keine Leibeserben übergehen werde, um durch dieſe die weitere Ausbildung zu erhalten. Es fehlte dieſem herrlichen Könige auf ſeinem Throne nichts, als die Weihe des Rechtes, und der Raub, den ihm die Gunſt des Zufalles und der Eifer ſeiner Partei zugeſchleudert, ſtrafte ſich durch den Unbeſtand all' des Schönen und Hohen, das er für Ungarn gewirkt. Nicht dem Sohne ſeiner Liebe konnte er das Vollbrachte hinterlaſſen; ſondern Fremde, ja Gegner wurden ſeine Erben, und unter ihnen verfielen im Zeitraume weniger Jahre die Werke der Hunyaden, über deren Trümmern eine Zeit lang der Halbmond ſeine Siegesbanner entfaltete, bis durch die Wiederkehr der Habsburger auf Ungarns Thron das verletzte hiſtoriſche Recht geſühnt war.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des fünften Zeitraumes.

Mathias ſtrebte nach ſouverainer Gewalt; aber je mehr ſeine Unternehmungen dem Geiſte ſeines Volkes entſprachen, in deſto milderen Formen konnte jene ſich geltend machen und deſto weniger wurde ihr Druck empfunden. Daher fand er auch in den Landtagen, gegen welche die anjouiſchen Könige jederzeit eine ſo entſchiedene Abneigung an den Tag gelegt hatten, keine beſchwerliche Feſſel für ſeinen Willen, und wirkte ihrer geſetzlichen Abhaltung nirgends entgegen; ja er wachte vielmehr darüber, daß die Landtage von Prälaten und Baronen zahlreich beſucht, daß die Adelsgeſammtheiten der Geſpanſchaften und die königlichen Freiſtädte durch gehörige Anzahl bevollmächtigter Boten vertreten wurden. Aber auch hier ſetzte er, ohne auffälligen Zwang, gewöhnlich ſeine Abſichten durch, denn meiſt waren die Beſchlüſſe und Entſcheidungen der Reichsverſammlungen ſchon vor dem Zuſammentreten der Stände nach ſeinen Wünſchen geordnet, indem er faſt immer ſolche Prälaten, Baronen und Herren an ſeinem Hoflager hatte, die ſeines beſonderen Vertrauens würdig waren, und mit welchen er theils in Ausübung der vollziehenden Staatsgewalt zu Rathe ging, theils die allgemeinen Angelegenheiten zum Vortrage auf dem Landtage dergeſtalt vorbereitete, daß die verſammelten Stände unmerklich genöthigt wurden, ganz in ſeinem Sinne darüber zu beſchließen. Zuweilen litten Reichsangelegenheiten von beſonderer Wichtigkeit keinen langen Verzug, und in ſolchem Falle berief Mathias nur die nächſten Biſchöfe und Barone zu einem beſonderen Convente, deſſen Beſchlüſſe er ſofort vollzog. In dem, durch Michael Szilagyi für ihn eingegangenen und beſtätigten Wahlvergleiche war dem Könige zur Pflicht gemacht, jährlich eine Generalverſammlung ſämmtlicher Reichsſaſſen zum Pfingſtfeſte auszuſchreiben, zu halten oder halten zu laſſen. Dieſer Verpflichtung kam er ſo gewiſſenhaft nach, daß ihn ſpäter (1472) die Stände ſelbſt erſuchten, die Reichsſaſſen mit Landtagsverſammlungen zwei Jahre lang zu verſchonen. Beinahe in jeder Beſtätigungsurkunde über Landtagsartikel verpflichtete er ſich ſelbſt zu deren genauer Beobachtung; auch bediente er ſich in dergleichen Urkunden ſelten und mit Vorſicht des Ausdruckes: Unterthanen (Subditi), ſondern gebrauchte dafür gewöhnlich das Wort: Reichsſaſſen (Regnicolae). Als er aber den Reichsverordnungen in einzelnen Fällen häufigen Abbruch that und auch durch andere Verfügungen ſein Streben

nach unumſchränkter Herrſchaft verrieth, da verlangten die Stände zu dem königlichen Worte auch noch deſſen beſondere Gewährleiſtung; wie denn z. B. auf dem Ofener Landtage 1470 vier Biſchöfe und zwölf Magnaten ſich für ſeines Wortes Erfüllung verbürgen und ihre Siegel dem königlichen beidrücken mußten. Eben ſo wurde er von den Ständen zu wiederholten Malen zu treuer Beobachtung des Krönungsvergleiches angehalten. Dagegen war Mathias bedacht, wiederum die Stände an die von ihnen ſelbſt aufgeſtellte und durch ihren Hang zur Geſetzloſigkeit oft am nächſten bedrohte, geſetzliche Ordnung feſter zu binden, zu welchem Behufe er die, auf den Landtagen vollzogenen wirklichen Reichsgeſetze an alle Gerichtsſtühle der Geſpanſchaften in treuen Abſchriften ſenden ließ, damit die Adelsverſammlungen ſie jederzeit vor Augen haben könnten.

Nachdem der Palatin Michael Orſzagh vor Ebersdorf gefallen, ließ der König, noch bevor die Wahl des Nachfolgers geſchah, auf dem Ofener Landtage (1485) den Machtumfang des Palatins genauer feſtſtellen. Als ausgemacht wurde angenommen, daß, bei Erlöſchung der königlichen Erbfolge, in Erwählung eines neuen Königsſtammes, dem Palatin, nach altem Herkommen und kraft der Würde ſeines Amtes, die erſte Stimme gebühre. Dann wurde beſtimmt: wenn ein König einen unmündigen Reichserben hinterlaſſe, ſo ſey der Palatin von Amtes wegen deſſen Vormund; ihm obliege die Verbindlichkeit, ihn im Beſitze des väterlichen Reiches zu erhalten und zu beſchützen; den Reichsſaſſen die Pflicht, dem Palatin, wie dem wahren Herrn und Könige, zu gehorchen. Sollte der königliche Stamm erlöſchen oder ein unmündiger Reichserbe zum Throne gelangen, ſo gezieme dem Palatin, im erſten Falle als Reichsverweſer bis zu neuer Wahl; im letzteren als Vormund bis zur Volljährigkeit des Thronerben, ſo oft allgemeine Angelegenheiten oder öffentliche Wohlfahrt es erfordern, Landtage auszuſchreiben, wozu die Reichsſaſſen ſich jederzeit einzuſtellen verpflichtet ſeyen. Forderte des Reiches Vertheidigung allgemeines Aufſitzen des Adels, ſo ſey der Palatin von Amtswegen Generalkapitän des Reiches und oberſter Befehlshaber ſämmtlicher Reichsſaſſen, doch an des Königs Willen und Gutachten gebunden. Geriethen Reichsſaſſen unter einander in Streitigkeiten und Fehden, ſo ſoll der Palatin, kraft ſeines Anſehens, ſich in's Mittel legen, die Fehden beendigen, die Schuldigen beſtrafen und zu Schadenerſatz anhalten; doch Alles ohne Nachtheil des königlichen Anſehens. Bei Mißhälligkeiten zwiſchen dem

Könige und den Reichsſaſſen ſey er der natürliche Vermittler. Beſäße den Thron ein ſchwacher, untauglicher oder fahrläſſiger König, ſo ſoll der Palatin den Geſandten auswärtiger Mächte Gehör verleihen und Beſcheid ertheilen. Einſprüche gegen königliche Vergabungen der Güter ſollen bei ihm angebracht, von ihm dem Könige vorgetragen werden. Er ſey nach dem Könige der oberſte Richter in allen Rechtshändeln über Beſitz und Eigenthum, in allen Klagen über Gewalt; er der ordentliche Richter der Kumanen; ſeiner Gerichtsbarkeit ganz Dalmatien unterordnet; er in Abweſenheit des Königs deſſen Stellvertreter und der angeordneten Reichsverwaltung Oberhaupt.

Die gewöhnlichen und ordentlichen Einkünfte des Königs betrugen jährlich: von dem Siebenbürger Salze gegen einmal hundert, eben ſo viel von dem Dreißigſt und anderen Zöllen; von den Münzkammern gegen fünfzig, gleichviel von dem Grundzinſe der Siebenbürger Sachſen, der königlichen Freiſtädte und der Kumanen; von den Berggefällen und dem Kupferhandel, von dem Kammergewinne und der Marderſteuer gegen achtzig; von dem Judenſchutzgelde gegen zwanzig; überhaupt gegen viermal hundert tauſend Ducaten. Belief ſich die Verpflegung der Gränzfeſtungen und der Sold der Reichsbeamten, unter welchen der Palatin jährlich vier tauſend baar, zwei tauſend an Salz; der Siebenbürger Woiwode baar neun tauſend, an Salz drei tauſend; der Ban von Slavonien und Kroatien baar zehn tauſend, an Salz ein tauſend; der Temesvárer Graf baar ſiebentauſend, an Salz ein tauſend; der Deſpot von Rascien baar drei tauſend ſechs hundert, an Salz zwölf hundert; der Ban von Belgrad baar fünf tauſend acht hundert, an Salz eintauſend; der Ban von Zewrin baar vier tauſend, an Salz zwei tauſend; der Ban von Szábács baar zwei tauſend, an Salz ein tauſend; eben ſo viel der Ban von Srebernik, bezogen, etwa auf einmal hundert acht und zwanzig tauſend ein hundert ſieben und ſiebzig Ducaten; ſo reichte das Uebrige für Mathias nicht hin, um ſeinen Hofſtaat und ſein ſtehendes Heer zu unterhalten, und ſeine anderen Ausgaben zu beſtreiten. Er mußte ſich alſo neue Quellen der Einkünfte zu öffnen trachten. Es wurde daher der Kleinhandel mit dem Salze nicht mehr geſtattet; vielmehr mußte Jedermann ſeinen Salzbedarf unmittelbar von den feſtgeſetzten königlichen Niederlagen holen, und der Gewinn, welchen ſonſt die Kleinhändler gezogen hatten, floß nunmehr der Kammer zu. Waren die Salzämter mit zu großem Ueberfluſſe an Salz verſehen, ſo wurde den Geſpanſchaften ein, ihren Bedarf weit überſteigender Antheil davon zuge-

wieſen, welchen ſie, anſtatt einer Subſidienſteuer, abnehmen und zu dem feſtgeſetzten Preiſe baar bezahlen mußten. Die im Prozeß liegenden Kupferbergwerke zu Neuſohl zog der König, nachdem er den früheren Beſitzer mit Geld abgefunden, ein und übergab ſie ſeinem Schatzmeiſter zur Verwaltung.

Die Verſchlechterung der Münze in den Nachbarländern ſetzte auch den König von Ungarn in die Nothwendigkeit, noch geringere Münze, als ſie unter ſeinen Vorfahren gangbar geweſen, prägen zu laſſen. In den Silberpfennigen des Mathias war daher nur der vierte Theil Silber, das Uebrige Kupfer; dennoch mußten ihrer zwei hundert für einen Ducaten genommen werden, und der König gewann ein Viertel mehr, als früher, am Schlagſchatze. Nachdem jedoch im deutſchen Reiche die Verrufung der berüchtigten Schinderlinge erfolgt war, wurde auch in Ungarn der beſſere Münzfuß, wie er unter König Sigmund beſtanden, wieder hergeſtellt, ſo daß, bis zu des Mathias Tode, fünf Silberpfennige einen Groſchen, zwanzig Groſchen einen Ducaten, und achtzig Groſchen eine Ofener Mark werth waren und galten.

Am anſehnlichſten vermehrte Mathias ſeine Einkünfte durch ſeine Veränderungen in der Steuerverfaſſung. Bisher bezahlten die ungariſchen Reichsſaſſen keine andere Steuer, außer dem Kammergewinne, zwanzig Silberpfennige von jedem Thorwege, wovon jedoch unter den vorigen Königen viele Prälaten, Magnaten und Landherren ihre Güter zu befreien Mittel gefunden hatten. Dabei hofften die Stände es auch ferner bewenden zu laſſen, und ſie glaubten ſich gegen weitere Beſteuerung hinlänglich geſichert durch den Wahlvergleich, kraft deſſen Mathias zu keiner Zeit irgend Etwas über den Kammergewinn den Reichsſaſſen abzufordern eidlich gelobt hatte. Dem Wortlaute nach hielt er dieſes Verſprechen genau, indem er nie forderte. Wenn er jedoch zur Vergrößerung oder zur Vertheidigung des Reiches größere Summen bedurfte, ſo legte er den verſammelten Ständen die Sache zur Erwägung vor und überließ es ihrem freien Gutdünken, ob ſie ihm perſönlich Heerfolge leiſten, oder, zu Anwerbung der erforderlichen Miethstruppen, ihn mit Geld unterſtützen wollten. Der Erfolg war beinahe jedesmal freiwillige Anerbietung außerordentlicher Subſidien, worauf jedoch nie ein Recht, ſie zu fordern, gegründet werden ſollte, welches der König ihnen auch bei allen ſolchen Gelegenheiten urkundlich zuſicherte.

Den Umſtand, daß der Kammergewinn im Laufe der Zeit durch eine Menge Befreiungen äußerſt unerheblich geworden war, gab Mathias auf

dem Ofener Landtage (1467) den Ständen zu erwägen, und auf ſeinen Antrag wurde die Abgabe des Kammergewinnes für immer abgeſchafft; auch ihr Name, mit ihm alle Verpflichtung dazu, und alle Befreiungen davon, ſollten aufhören. Dafür wurde, der Sache nach, dieſelbe Steuer: ein Ducaten von je fünf Thorwegen, unter der neuen Benennung: „Tribut des königlichen Fiscus,“ dergeſtalt feſtgeſetzt, daß ſie jährlich einmal von den Gütern und Ländereien ſämmtlicher Landſaſſen, ſowohl weltlichen, als geiſtlichen, ſelbſt von den königlichen Herrſchaften, eingehoben werden, außer dem Reichsadel und der Clerisei für ihre Perſon, Niemand mehr in Zukunft einer Befreiung genießen ſollte. Von nun an mußte daher der Tribut des königlichen Fiscus nicht nur von allen ſatzpflichtigen Grundſtücken, ſondern auch von denjenigen Ländereien des Adels, welche bisher von dem Kammergewinne befreiet waren, eben ſo von den Burgadelichen (Castrenses) und biſchöflichen Edelleuten (Praediales), ferner von den Bürgern der königlichen Freiſtädte, von Kumanern, Philiſtäern, Ruthenen, Tataren, ungariſchen Walachen, von Handwerkern und Amtsleuten, welche ihren eigenen Herd beſaßen und ihr eigenthümliches Feld baueten, bezahlt werden. Die Zahlung war nach Thoren beſtimmt. Wer ein Grundſtück allein beſaß, bezahlte zwanzig Silberpfennige; zwei oder drei Beſitzer des einen Grundſtückes, unter Einem Thore, hatten dreißig; vier oder mehre, fünfzig Silberpfennige zu entrichten. Dem Beſitzer mehrer Grundſtücke wurden eben ſo viele Thore zur Verſteuerung angerechnet. Alle Pachtverträge über den Kammergewinn wurden aufgehoben, den Pächtern Entſchädigung nach dem Gutachten der Prälaten und Baronen zuerkannt. Die Dorfrichter hatten die Laſt, die Steuereinnehmer zu bewirthen; Dieſe das Verbot, mehr zu fordern, als eine Pinte gemeinen Wein, ein Brot, ein Huhn und ein Ofener Viertel Hafer; dafür waren Jene von der Abgabe frei.

In eben jener Verſammlung wurde auch der Dreißigſt dem Namen nach aufgehoben, und ein Zolltarif unter der Benennung: „Kronenzoll,“ für alle künftigen Zeiten eingeführt, der ausſchließend und unveräußerlich dem Könige und ſeinen Nachfolgern zufließen, und von welchem kein Reichsſaſſe jemals Befreiung erhalten ſollte; unbeſchadet der Freiheiten des Adels nach alter Gewohnheit.

Wir haben in der Geſchichte dieſes Zeitraumes geſehen, wie der König, um ſich die Mittel zu Betreibung ſeiner Kriege zu verſchaffen, in Schleſien zu außerordentlichen Auflagen ſeine Zuflucht nahm und die Beſorgniſſe der

dortigen Stände, wegen Gefährdung ihrer Gerechtſame, durch Reverſe zu beſchwichtigen ſuchte. So wurde unter Anderem auch im October 1479 durch die königlichen Miniſter an die Stadt Breslau eine neue Forderung von zwölf tauſend Ducaten geſtellt, die, nach langen Unterhandlungen von Seite des Rathes, endlich dahin abgeändert wurde, daß die Stadt die Hälfte der Trankſteuer bewilligte, was dem Könige jährlich ungefähr drei tauſend Ducaten eintrug. Bei dieſer Gelegenheit finden ſich, wie beiläufig erwähnt werden möge, bereits die erſten Grundſätze der Accise angeführt, indem es in der Vorſtellung des Breslauer Rathes an die Gemeinde heißt: es ſey beſſer, dieſe Trankſteuer, als eine runde Summe, zu bezahlen; weil zu jener auch Geiſtliche, Fremde, Gäſte, ledige Burſche, Freudendirnen und Buben beitragen müßten.

Die von dem Papſte in Ausübung gebrachte Lehre der Decretalen: daß die Einkünfte des Prieſterthumes das Eigenthum der Kirche ſeyen, und das Recht, über ihre Verwaltung und Anwendung zu ſorgen, dem apoſtoliſchen Stuhle gebühre, lieferte dem Könige einen Anlaß, ſeine Hand auch nach den Einkünften der Cleriſei auszuſtrecken. Lange ſchon hatte er mit Mißvergnügen die eifrige Anhänglichkeit ſeines hohen Clerus an den Papſt wahrgenommen; jetzt zweifelte er nicht, daß Angriffe auf die Kirchengüter und auf des Prieſterſtandes Freiheit von bürgerlichen Laſten, von dem Oberhaupte der Kirche ſelbſt unternommen, in den Gemüthern der ungariſchen Prälaten den widrigſten Eindruck bewirken müßten. Dieſer äußerte ſich auch, wie er vorher geſehen, laut, als der päpſtliche Legat das Mandat verkündigte, welches den König Mathias bevollmächtigte, den Biſchöfen und hohen Pfründnern einen Theil ihrer Einkünfte abzufordern und den Ertrag zu dem böhmiſchen Kriege für den Glauben zu verwenden. Mathias nahm zuerſt jene ſechs tauſend Ducaten, welche Dionyſius von Szécs zur Ausſchmückung der Graner Domkirche hinterlaſſen hatte; dann ließ er auf dem Ofener Landtage (1472) verordnen, daß die Cleriſei zwar nicht beſteuert werden, aber dennoch die Kriegslaſten in gleichem Verhältniſſe mit den übrigen Reichsſaſſen tragen ſollte. Dies koſtete den Prälaten und hohen Pfründnern mehr, als ihnen eine förmliche Beſteuerung aufgebürdet hätte; dem Graner Erzbiſchofe die Zehnten von Bergwerken und ſieben tauſend Ducaten, welche ihm Mathias als Darlehen abforderte; anderen Biſchöfen und Aebten einen verhältnißmäßigen Theil ihrer Einkünfte. Die hiemit Unzufriedenen verwies der König

an den Papſt, und der Legat gebot Gehorſam und Leiſtung. Einige wagten Widerſpruch; aber der Legat drohte mit dem Banne, der König mit Einziehung ſämmtlicher Beſitzungen, und ſo ging nach manchen Stürmen die Maßregel endlich durch.

Noch andere Hilfsmittel mußten in beſonderen Fällen dem Könige dienen, ſeine Einnahmen zu vergrößern und ſeine Ausfälle zu decken. Wurde ein Magnat oder Landherr ſeine Gewalt mißbraucht zu haben überführt und dieſerhalb verurtheilt, ſo ließ ſich der König bisweilen zur Begnadigung erbitten, unter der Bedingung, daß die Adelsgeſammtheit derjenigen Geſpanſchaft, welcher der Verurtheilte angehörte, die Zahlung einer beträchtlichen Schatzung bewilligte. Nahmen die Gewaltthaten der Mächtigen gegen die Schwächeren in einer Provinz zu ſehr überhand, ſo verhängte der König das, in altungariſcher Verfaſſung hergebrachte Generale Judicium, welches, im ganzen Lande umher reiſend, nach Art der heiligen Fehme, kurz, ſtreng und unerbittlich verfuhr. Er durfte nur damit drohen, ſo trat ſchon allgemeine Furcht und Angſt ein, und willig bot man ihm bedeutende Summen an, um nur auf einige Zeit Aufſchub desſelben zu erlangen, oder es von ſich abzuwenden.

Als Mathias den Thron beſtieg, drohete dem Reiche von mehren Seiten Krieg, und zugleich war durch innere Feindſchaften und Unordnungen das Heerweſen in ſolchen Verfall gerathen, daß eine ſeiner nächſten Sorgen ſeyn mußte, dasſelbe zu regeln. Die Szegediner Reichsverſammlung (1459) ſetzte ſich daher die Wiederherſtellung der Banderialverfaſſung, wie ſie König Sigmund eingerichtet hatte, zur Aufgabe; ihrer Verordnung gemäß, ſollte auf allen Herrſchaften, Gütern, Beſitzungen des Königs, der Prälaten, Barone und Landherren, der zwanzigſte Mann (unter Sigmund war nur der drei und dreißigſte gefordert worden) ausgehoben und als Reiter, mit Schwert, Schild, Köcher, mit Bogen oder mit Lanze bewaffnet, zu dem Dienſte des Königs auf drei Monate geſtellt werden. Hohe Prälaten, der Zehnten wegen, Reichsbarone, durch königlichen Sold zur Banderienſtellung verpflichtet, ſollten damit unter die königliche Fahne treten; die von den Gütern der Erſteren nach der Jobagyenzahl ausgehobene Mannſchaft unter dem eigenen Banner ihrer geiſtlichen Herren; die Leute von den Gütern der Letzteren, ſo wie der grundſäßigen Aebte, Pröpſte, Kapitel und Pfründner niedrigeren Ranges unter den Comitats-Hauptmannſchaften dienen. Der ſlavoniſche Adel wurde,

gleich dem ungariſchen, nach ſeiner Jobagyenzahl zur Heerfolge verpflichtet. Edelleute ohne Eigenthum, oder nur eines Freihofes Beſitzer, ſollten ihrer Zehn Einen Bogenſchützen ausrüſten, und ſo, wie die Adelichen von zehn Jobagyen, mitziehen. Die Leute der Grundſaſſen von weniger als zehn Jobagyen ſollten zuſammen gezählt, und ſo aus ihnen der zwanzigſte Mann ausgehoben werden. Gewöhnlich nimmt man an, daß dieſe Einrichtung der Zwanzigſtmänner den Urſprung der noch jetzt üblichen Benennung der ungariſchen Reiterei veranlaßt habe, indem der geſtellte Mann Huszar geheißen worden ſey, nach dem ungariſchen Zahlworte husz (zwanzig) und ár (Lohn, Löhnung). Andere wollen das Wort Huſar dagegen aus dem Türkiſchen ableiten, indem unter den türkiſchen Hofbeamten ein Kem Huszar Aga, d. i. Hofgarderobier, vorkomme, und ſich der Name alſo wahrſcheinlich auf der Huſaren eigene, kurze und enge Kleidung, im Gegenſatze mit der gewöhnlichen magyariſchen, welche, nach orientaliſcher Sitte, weit, lang und gemächlich iſt, bezöge.

Die Ernennung des Hauptmannes und der Landherren, und Zählung der Bauernhöfe in ihrer Geſpanſchaft, wurde dem Könige anheim geſtellt. Da die Letzteren, bei fünfzig Mark Strafe, der Erinnerung gehorchen und die Zählung auf ihre eigenen Koſten verrichten mußten, ſo waren ſie dafür des perſönlichen Waffendienſtes entbunden. Einlinger (Sellyr) durften nicht gezählt werden, eben ſo wenig die Siebenbürger Sachſen, Kumaner, Philiſtäer und Tataren; denn Dieſe mußten nach alter Weiſe zu Felde ziehen. Beamte an den Höfen der Magnaten und Caſtellane ihrer Schlöſſer, Meiſter Protonotarien, ſechs Beiſitzer und Reichsanwalte in den Geſpanſchaften, durften zu Hauſe bleiben, mußten jedoch für ſich einen anderen Mann zum Reichsheere ſenden und von ihren Jobagyen die geſetzmäßige Anzahl ſtellen. Jemanden aus Gunſt oder für Geld ungezählt zu laſſen, oder die Gezählten der Pflicht der Heerfolge zu entbinden, war ſtreng verboten. Am fünf und zwanzigſten Tage nach ergangenem königlichen Aufgebote mußte die geſammte Mannſchaft auf dem angewieſenen Sammelplatze ſich einfinden; von dieſem Tage an wurden die drei Dienſtmonate gerechnet, in welchen die Prälaten, Magnaten, hoher und niederer Adel dem Könige bis an die Reichsgränzen zu folgen verpflichtet waren. Zog der König über die Gränzen, ſo ſtand ihnen frei, heimzukehren. Ihre ausgehobenen Leute blieben unter ihrer Rottenführer Befehl bis zu Ende der drei Monate im Dienſte. War des Feindes Macht

ſo ſtark, daß der König mit der geſetzlich beſtimmten Heermacht ihr nicht widerſtehen konnte, ſo war die Geſammtheit der Reichsſaſſen verbunden, Mann für Mann aufzuſitzen, mit ihren Völkern zu Pferde und zu Fuße dem Könige zuzuziehen und, ſo lange es die Nothwendigkeit forderte, im Waffendienſte auszuharren. Wer heimlich oder ohne Erlaubniß von dem Reichsheere ſich entfernte, ſollte, ohne Unterſchied des Standes, den Tod erleiden und ſeiner Güter verluſtig ſeyn. Der Herr des Ausreißers mußte ſchwören, daß er an der Flucht desſelben keinen Antheil, noch um dieſelbe gewußt habe. Prälaten, Barone, Reichsſaſſen höheren und niedrigeren Ranges, welche dieſen Verordnungen widerſtrebten, ſollten, unbeſchadet ihrer Erben, des Hochverrathes ſchuldig erkannt werden.

Doch ſelbſt jene Verbeſſerungen, und die Strenge, womit die neuen Einrichtungen durchgeführt wurden, genügten dem ſcharfſichtigen Könige nicht, weil er die Mängel des ungariſchen Heerweſens dadurch noch keineswegs beſeitigt ſah. Ein auf die gewöhnliche Art aufgebotenes Heer von ausgehobenen Schaaren, welche ungern kamen, nach Ablauf ihrer Zeit ſich ſchnell wieder verliefen und des Kriegshandwerks vergaßen, konnte zu keiner feſten Ordnung, zu keiner vollkommenen Uebung gebracht werden, und ſo ſeinem Zwecke nirgends vollſtändig entſprechen. Die Mühſeligkeit und der Zeitverluſt, womit ein Heer auf ſolche Weiſe zuſammen kam, ließen keine ſchnellen und entſcheidenden Unternehmungen zu, wie ſie der feurige Sinn des Königs wollte, und am allerwenigſten geſtatteten ſie Maßregeln der Dauer. Alles dies konnte nur ein ſtehendes Heer bewerkſtelligen, und die Herſtellung eines ſolchen faßte der, mit der Kriegsverwaltung des Alterthums wohlvertraute König jetzt in's Auge. Eine Kriegsmacht wollte er herſtellen, die ausſchließend und unmittelbar von ihm ſelbſt abhinge und ihm des Adels und des Landvolkes perſönlichen Waffendienſt entbehrlich machte, ihm auch zugleich einen rechtlichen Grund an die Hand gäbe, des Soldes Beſtreitung den Reichsſaſſen, gegen Erlaſſung ihrer Pflicht zu perſönlicher Heerfolge, unmerklich aufzubürden. Dabei zeigte ſich ſeinem durchdringenden Geiſte, wie gleichzeitig ſeinem großen Gegner, dem habsburgiſchen Marimilian, die bisher ſo ſehr erkannte Wichtigkeit des Fußvolkes, das man ſo lange gegen die Reiterei hintan geſetzt hatte, weil der ungariſche Adel, ähnlich dem deutſchen Ritterſtande, den Waffendienſt zu Fuße unter ſeiner Würde zu halten pflegte.

Mathias brachte daher die folgenreichſte Reformation in das geſammte ungariſche Heerweſen, indem er die Macht ſeines Heeres mehr auf Infanterie, als auf Reiterei, bauete. Seine ſtehende, immer marſch- und ſtreitfertige Kriegsmacht beſtand aus ſchweren und leichten Rotten zu Pferde, aus leicht bewaffneten Lanzenträgern, ſchwer gerüſteten Schildträgern und Büchſenmeiſtern. Die Art zu fechten war jeder Claſſe genau vorgeſchrieben. Die bepanzerten Reiter hatten feſt auf ihrem Poſten ſtehen zu bleiben und dieſen auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die leichte Reiterei prallte, wo die Gelegenheit es gab, gegen die Feinde vor, und zog ſich, wenn ſie ermüdet, oder weiteres Vordringen gefährlich war, hinter die Schildträger zurück. Dieſe hielten mit den Büchſenmeiſtern die leicht bewaffneten Lanzenträger eingeſchloſſen im Kreiſe, vor welchem die großen, dicht zuſammen gedrängten Schilder eine feſte Mauer bildeten. Auf ein gegebenes Zeichen brachen die leicht Bewaffneten hervor; Schildträger und Büchſenmeiſter unterſtützten ſie im Angriffe; die Reiterei vollendete, indem ſie entweder den Fliehenden nachjagte oder den Rückzug des Fußvolkes deckte. Der Erfolg hing von der Fertigkeit oder Uebereinſtimmung der Bewegungen ab, und um dieſe zu erlangen, führte der König allgemeine und beſtändige Waffenübungen ein.

Dieſes königliche Heer, welches, den Troß, die Feldbäcker, Feldſchmiede, Schanzgräber, Feuerwerker, Zimmerleute, Maſchinenmeiſter ungerechnet, gewöhnlich zwanzig tauſend Reiter, acht tauſend Mann Fußvolk und neun tauſend Kriegswagen zählte, vermehrte Mathias noch mit ſechs tauſend Mann, größtentheils Böhmen und Rasciern, welche, unter dem Namen der „ſchwarzen Legion," den Kern ſeines geſammten Waffenvolkes ausmachten, und in ihrer ſchwarzen Rüſtung durch ihren Muth und ihre Ausdauer den Feinden verderblich und fürchterlich wurden. Es war die ehrenvollſte Beförderung, unter dieſe ſchwarze Legion aufgenommen zu werden; Mathias ſelbſt war ihr unmittelbarer Anführer, und die Unwiderſtehlichkeit ihres Angriffes kannten Alle.

Die Koſtſpieligkeit des Schießpulvers und die damalige Unvollkommenheit des ſchweren Geſchützes bewogen den König, den Balliſten und Wurfmaſchinen den Vorzug vor den Bombarden und Kanonen zu geben, indem eine der erſteren von der Art ſeiner Erfindung ihm wirkſamere Dienſte, als drei der letzteren, that. Vier dabei angeſtellte Männer trieben ein- bis dreihundertpfündige Steine ſo weit und mit ſolcher Gewalt fort, daß die feſteſten Mauern zerſchellt wurden.

Große Summen verſchlang die Löhnung der ſtehenden Heermacht, da die freiwillig in den Kriegsdienſt tretenden Leute, großentheils Ausländer, nur um hohen Sold zu haben waren. Die ſchwarze Legion koſtete für drei Monate einmal hundert tauſend, ein bepanzerter Reiter fünfzehn, ein Huſar zehn, ein Schildträger acht, ein Lanzenträger ſechs, mithin das ganze königliche Heer jährlich eine Million ſechzig tauſend Ducaten; was des Königs gewöhnliche Einkünfte weit überſtieg, mithin die von den Ständen angebotenen Subſidien und die Hinzuziehung ſonſtiger Hilfsmittel unentbehrlich machte.

Die völlig veränderte, der alten Nationalſitte in keiner Beziehung mehr entſprechende Kriegsweiſe, die mit der Anwendung des Schießpulvers und ſeit der Einführung einer ſtehenden Heermacht die Oberhand gewann, und welche ſowohl den früheren reitenden Krieg, auf den auch das ungariſche Ritterweſen ſich geſtützt hatte, wie die alten volksthümlichen und langgewöhnten Waffen des Säbels und des Bogens, ſehr in den Hintergrund drängte, ſtimmte der Ungarn Luſt und Liebe zu Kampf und Fehde bedeutend herab, und wirkte lähmend auf den kriegeriſchen Geiſt des Adels; dieſelbe Erſcheinung, wie ſie, durch beinahe gleichen Anlaß, auch in dem benachbarten Deutſchland ſich zeigte. Auf mehren Landtagen ſtellten die ungariſchen Herren, gegen die Bewilligung von Subſidien, die Bedingung, daß der ungariſche König auf einen gewiſſen Zeitraum kein Aufgebot zur Heerfolge ergehen laſſen dürfe, außer wenn die Türken oder andere Feinde mit ſo überlegener Macht in das Reich einfielen, daß der König mit ſeinen Banderien allein keinen Widerſtand zu thun fähig ſey, in welchem Falle ſie dann ebenfalls in das Feld zu rücken verpflichtet wären. Später wurde die Abneigung gegen den großen Krieg gar ſo weit getrieben, daß Magnaten und Landherren für ſich und eine Anzahl ihrer Verwandten und Hofleute ſich bei dem Könige um Freibriefe bewarben, kraft deren ſie für ihre ganze Lebenszeit von der Pflicht der Heerfolge freigeſprochen wurden.

Nicht ſo auffallend ſchnell wollte in Siebenbürgen, wo die immer drohende äußere Gefahr wachſam und kampfgerüſtet machte, der kriegeriſche Geiſt erlöſchen. Hier vereinigten ſich die drei Nationen des Landes, Ungarn, Szekler und Sachſen, zu folgender, von Mathias (1463) beſtätigter Kriegsverfaſſung. Bei jedem allgemeinen Aufgebote der ganzen Reichsmacht ſollten der geſammte Adel und alle Grundſaſſen, Mann für Mann, aufſitzen; doch in

der Hunyader Geſpanſchaft der dritte, in allen übrigen Geſpanſchaften der vierte, von ihren Jobagyen und Bauern der fünfte Theil zur Beſchützung des eigenen Landes zurück bleiben. Derſelben Pflicht ſollten die adelichen Beſitzer Eines Freihofes, die Wohlhabenderen unter der Reiterei, die Aermeren unter dem Fußvolke; Greiſe, Kranke und adeliche Witwen, durch Stellung eines tüchtigen Mannes für ihre Perſon Genüge leiſten. Die Obergeſpane hatten jährlich, mit wenigſtens fünf dazu erwählten Landherren, in ihren Geſpanſchaften die Namen und die Zahl ſämmtlicher Edelleute und Bauern aufzuzeichnen, zu gleicher Zeit die Pferde und die Waffenrüſtung der Aufgezeichneten zu beſichtigen, auch hierüber ſich vor der Geſammtheit der drei Nationen aufzuweiſen. Wo Vater und Sohn, oder zwei Brüder gemeinſchaftlich Haus hielten, traf nur Einen von ihnen die Pflicht der Heerfolge. Burgvögte und unentbehrliche Beamten auf Edelhöfen ſollten unter den vierten Theil der Daheimbleibenden gerechnet werden. Zum oberſten Befehlshaber des Heeres war einer der Woiwoden geſetzt; nur freiwillig durfte es ihm über die Gränzen des Reiches folgen. Die Szekler ſollten, nach alter Weiſe, zwei Drittheile ihrer Geſammtheit zu dem Reichsheere ſenden. Das Aufgebot geſchah noch immer durch Herumſendung eines blutigen Säbels; in dringender Gefahr durch Trommelſchläge in Dörfern, und brennende Holzſtöße auf Anhöhen; wer auf ſolche Zeichen ſich nicht eiligſt gerüſtet einſtellte, hatte das Leben verwirkt. Den Szekler Hauptleuten war aufgetragen, zur Friedenszeit in ihren Kreiſen häufig Muſterung zu halten, und die Waffen zu beſichtigen. Wer dieſen Verordnungen ſich widerſetzte, ſollte enthauptet oder aufgeknüpft, der Aufwiegler mit glühenden Eiſen zu Tode gemartert werden, und ſelbſt des Königs Begnadigung unvermögend ſeyn, ihn der Strafe zu entziehen.

Gewaltthätigkeiten, Fehden und Widerſetzlichkeit gegen die beſtehende Ordnung wurden unter dem Adel, ja ſelbſt unter den Prälaten, noch immer häufig angetroffen, und ſelbſt die Kraft und die Umſicht eines Mathias kämpften nicht allezeit ſiegreich dagegen an. Richter, Beiſitzer und Zeugen waren ſo öfteren Mißhandlungen ausgeſetzt, daß der Stuhlweißenburger Landtag nach des Königs Krönung (1464) nöthig fand, auf Verletzung eines ordentlichen Richters die Strafe des Hochverrathes zu ſetzen; was jedoch dem Uebel keineswegs abhalf. Ungeachtet aller ihm entgegen ſtehenden Schwierigkeiten wurde jedoch der König nicht müde, Maßregeln anzuordnen,

welche auf Verbeſſerung der Rechtspflege hinarbeiteten. Schon auf dem erſten Landtage zu Peſth (1458) willigte er in die Aufhebung der, vom Könige Albrecht eingeführten, öffentlichen Vorforderung des Beklagten auf drei Jahrmärkten, wodurch natürlich große Langſamkeit in den Rechtsgang gekommen war, und bewirkte, daß das Verfahren durch aufgebotene Comitatsverſammlungen verſchärft, und alle, den Rechtsgang desſelben hemmenden königlichen Briefe und Friſtungen für unwirkſam erklärt wurden. Nur Geſandten im Auslande, Befehlshabern in Gränzfeſtungen, oder Abweſenden in wirklichem Feldzuge, ſollte künftig der König befugt ſeyn, Friſtungsbriefe zu verleihen. Wer immer vor dem Könige, vor dem Palatin oder vor dem Judex Curiae wegen gewaltthätiger Handlungen belangt wurde, ſollte ohne Ausflucht und ohne Friſtung dem Kläger zu Rechte ſtehen, widrigenfalls die aufgebotene Comitialverſammlung über ihn verhängt werde. Und damit den häufigen Gewaltthätigkeiten ein Ziel geſetzt werde, ſollte von nun an auch der Reichskanzler, als beſonderer Perſonalvertreter des Königs, befugt ſeyn, unter dem, eigens für ihn anzufertigenden Gerichtsſiegel wider alle, ſeit vier Jahren begangene Gewalthandlungen, auch außer den Octavalgerichten kurze Vorladungen ergehen zu laſſen. Dieſer Verordnung gemäß war der Gerichtshof des Reichskanzlers von nun an die dritte hohe Reichsbehörde, beſtehend aus ſechs Beiſitzern, welche adelichen Herkommens und von anerkannter Erfahrung, auch ſtets in Ofen anweſend ſeyn mußten, der König mochte ſich wo immer aufhalten. Hiemit nahm das Amt eines beſonderen Personalis Praesentiae Regiae ſeinen Urſprung; denn bis dahin war die Gegenwart der königlichen Perſon vor Gerichte von dem Judex Curiae vorgeſtellt, und der Titel: Vice-Regiae Majestatis persona, zum erſten Male im Jahre 1325 gebraucht worden. Den ſechs edlen Beiſitzern ſollte der König zur Beſtreitung ihres Aufenthaltes in der Hauptſtadt eine angemeſſene Beſoldung anweiſen. Die kurzen Vorforderungen ſollten vom Tage der Anmeldung längſtens auf zwei und dreißig, königliche Vorforderungsbriefe auf ſechzig Tage lauten; wer in dieſer Friſt ſich nicht ſtellte, ſollte der ihm angeſchuldigten Gewaltthat als überwieſen angeſehen und verurtheilt werden.

Sämmtliche, ſeit achtzehn Jahren in ungebührlicher Abſicht aufgeführte Schlöſſer, mit Ausnahme derjenigen, welche der König, mit Gutachten der Prälaten und Barone, als nützlich für das Reich erkennen dürfte, ſollten niedergeriſſen; alle widerrechtlich weggenommenen Burgen, Städte, Markt-

flecken, Dörfer, Ländereien und Beſitzrechte ihren rechtmäßigen Eigenthümern eingeräumt werden; Beides bis zum nächſten Michaelisfeſte und bei Strafe des Hochverrathes. Das Verbot, in Geſpanſchaften ohne Auftrag der Adelsgeſammtheit Verpfändungen vorzunehmen, und außer der Comitatsverſammlung Geldbußen einzufordern, wurde erneuert. Die vier Octavalgerichte ſollten ordentlich gehalten und, außer dem Falle eines allgemeinen Aufgebotes, nicht verſchoben werden. Vier Jahre ſpäter (1462) wurde auf dem Ofener Landtage die Verordnung über die kurzen Vorladungen außer den Octaven vor den Gerichtshof des Vertreters der königlichen Perſon wiederholt.

Eben daſelbſt beſtimmte der König die Verbrechen, deren Beſtrafung ihm allein nach kurzer Vorforderung zuſtehen mußte. Ungeachtet jener Klauſel in des Königs Andreas II. goldener Bulle, welche dem ungariſchen Adel auf immerwährende Zeiten die ungebührliche Befugniß verleihen wollte, einem, dieſer Bulle zuwider handelnden Könige ſich zu widerſetzen und den Gehorſam zu verſagen, wurde dennoch jede Widerſetzlichkeit gegen den König und die Krone, aus was für einer Urſache ſie geſchehen mochte, unter die Verbrechen des Hochverrathes geſetzt, und ſo der Vorwand jener Klauſel und die Berufung auf dieſelbe allen Unruheſtiftern benommen.

Weil ferner die Biſchöfe ſich an die bisherigen Verordnungen über die Gränzen geiſtlicher Gerichtsbarkeit nicht hinlänglich gebunden hatten, ſo wurde ein Verzeichniß aller, vor ihren Gerichtshof gehörigen Fälle ausgefertigt, und den geiſtlichen Richtern neuerdings ſtreng verboten, ſich mit Rechtshändeln über Beſitz und Eigenthum zu befaſſen, oder über weltliche Streitſachen irgend einer Art zu erkennen.

Bei ſeiner Krönung auf dem Stuhlweißenburger Landtage wurde der König durch mancherlei Umſtände und Rückſichten genöthigt, die heilſame Strenge ſeiner Rechtspflege in mancher Beziehung zu mildern. Auf Antrag der Stände wurden die kurzen Vorforderungen abgeſchafft, und des Königs Willkür in Verurtheilung und Beſtrafung der, des Hochverrathes Angeſchuldigten, an das Gutachten der Prälaten und Barone gebunden; auch ſollte er ſeine eigenen Angelegenheiten nicht anders, als auf ordentlichem Wege des Rechtes, durchführen. Die vier Octavalgerichte, jedes vierzig Tage und nicht länger dauernd, ſollten gehalten; über Thaten der größeren Gewalt ſpäteſtens in der dritten Octave das Endurtheil geſprochen; Vorzeiger falſcher Friſtungsbriefe beſtraft; Urheber ungerechter Prozeſſe über Recht-

mäßigkeit des Erwerbungstitels zu dem Schatzungswerthe der angefochtenen Güter verurtheilt; alle ohne königliche Erlaubniß aufgeführten Schlöſſer bei Strafe des Hochverrathes geſchleift; widerrechtlich in Beſitz genommene Güter ihren rechtmäßigen Eigenthümern in rechtlicher Ordnung zurück gegeben, und zur Verminderung adelicher ſowohl, als gemeiner Verbrecher in ſämmtlichen Geſpanſchaften das allgemeine Gericht nach alter Weiſe gehegt werden. Dieſes ſchreckliche Gericht wurde unter freiem Himmel gehalten; die Adelsgeſammtheit aus einer oder mehren Geſpanſchaften ſaß rings herum auf Raſenhügeln; vorſitzender Richter war der Palatin, welcher die Beiſitzer ſelbſt wählte. Wer, angeklagt und vorgefordert, ſich nicht ſtellte, wurde als Schuldiger verurtheilt und geächtet; der anweſende Beklagte wurde unter den Spieß geſtellt, dann ſeine Sache wider und für ihn vorgetragen. Ueber deſſen Haupte der Spieß ſich ſenkte, der war des Todes ſchuldig. Nur halspeinliche Verbrechen, nicht bürgerliche Rechtsſachen, gehörten ſeit Einführung der aufgebotenen Comitatsverſammlungen vor dieſes Gericht.

Nachdem Mathias durch ſeinen ſiegreichen Kampf wider den Kaiſer ſeine Herrſchaft auch in Ungarn noch feſter begründet hatte, durfte er wagen, noch entſchiedener, als vorher, in des Reiches inneren Zuſtand einzugreifen und kühne Umgeſtaltungen in der Juſtizverfaſſung zu unternehmen. Er ſchrieb daher (1486) eine allgemeine Reichsverſammlung nach Ofen aus, nachdem er, was daſelbſt als Reichsgeſetz aufgeſtellt und angenommen werden ſollte, ſchon vorläufig mit ſeinen bewährteſten Räthen entworfen hatte; daher das von dieſem Landtage ausgegangene Decret durchaus des Königs eigene Anſicht und Geſetzgeberweisheit ausſpricht.

In Gemäßheit jenes Decretes wurden das allgemeine Gericht, welchem der Adel ſich ſtets zu entziehen geſucht hatte; dann die aufgebotenen Comitatsverſammlungen, welche nicht ſelten mit Gewaltthätigkeiten endeten; und die Ausrufungen auf drei Jahrmärkten, welche bei ordentlichem Rechtsgange zwecklos waren, gänzlich abgeſchafft, und den Gerichtsſtühlen der Geſpanſchaften die halspeinliche Gerichtsbarkeit auch über Verbrecher aus dem Adelsſtande zuerkannt. Wer Diebe, Mörder, Todtſchläger, Räuber, Brandſtifter, Brief- oder Münzverfälſcher bei ſich aufnahm und nicht ſogleich dem nächſten Gerichtsſtuhle überlieferte, deſſen Vermögen und Güter ſollten an den Fiscus verfallen; wer ſie ſogar mit bewaffneter Hand beſchützte, der ſollte derſelben Strafe, welche ſie verwirkten, unterliegen. Majeſtätsverbrechern durfte Jeder

fünfzehn Tage lang auf Treue und Glauben Aufenthalt bei ſich gewähren, in dieſer Friſt für ſie bitten, ihre Schuldloſigkeit darthun, ſie ſogar ſicher dem Könige vor= und wieder zurück führen; aber längere Beherbergung derſelben ſollte als Anzeichen ſträflichen Bewußtſeyns angeſehen, und mit Einziehung des Vermögens und der Güter beſtraft werden. Auf bloße Anklage oder auf Antrag einiger Herren ſollte der König Keinen der Untreue oder des Hoch= verrathes verurtheilen, ſondern des Gerichtshofes ausführlichen und treuen Bericht abwarten. Der vorſätzliche Mörder ſollte des Todes ſterben, und, wenn er entflöhe, die Strafe überall, wo er ergriffen würde, an ihm vollzogen werden; dem zufälligen Todtſchläger war gerichtlicher Vergleich mit den Ver= wandten des Getödteten geſtattet. Wer einer Gewaltthat gerichtlich überführt war, ſollte durch drei Tage bei dem Richter in Eiſen und Banden liegen, in dieſer Zeit der Vergleich zwiſchen dem Schuldigen und dem Verletzten ver= ſucht werden; kam der Vergleich zu Stande, ſo hatte der Richter Nichts zu fordern; blieb der Gegner unverſöhnlich, ſo mußte ihm der Schuldige über= liefert werden, ohne Nachtheil für deſſen Familie und Beſitzungen. Ueber= haupt ſollte der Unſchuldige nie mit dem Schuldigen büßen, und auch mit Denjenigen, welche aus Unwiſſenheit, Verführung oder Noth ein Verbrechen begangen hatten, nach des Richters billigem Gutdünken gelinder verfahren werden.

Alle Befreiungen von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Richter des Reiches oder der Geſpanſchaften wurden widerrufen und aufgehoben; nur die Erbgrafen blieben des Königs unmittelbarer Gerichtsbarkeit unterge= ordnet. Kein Richter ſollte außer der Sitzung, oder für ſich allein, ohne ſeine Beiſitzer, ein Urtheil ſprechen, oder einen Beſcheid ausfertigen. Kein Edel= mann durfte das Richter= oder Beiſitzeramt ungeſtraft ablehnen; in der Rechtspflege eines Betruges überführt, wurde er für ehrlos erklärt und zur Geldbuße von hundert fünf und zwanzig Ducaten verurtheilt. Verweigerung oder nachläſſige Verwaltung des Rechtes begründete eine Klage des Gefähr= deten wider den Richter vor dem Könige, welchem oblag, Jedem zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Unerweisliche Klage über ungerechten Richterſpruch zog dieſelbe Strafe nach ſich, welche den Richter im Falle der erwieſenen Schuld betroffen hätte. Wer, von dem Ausſpruche ſeines ordentlichen Gerichtsſtuhles auf den König ſich berufend, ſachfällig wurde, ſollte den Betrag der Streit= ſache und die gerichtlichen Koſten doppelt erlegen und keinen Nachlaß erhalten.

Vor irgend einem Gerichtshofe bewaffnet zu erſcheinen, war den Parteien ſtreng verboten; auf Beſchimpfung des Richtſtuhles die Geldbuße von hundert Ducaten, auf Hintertreibung des richterlichen Ausſpruches oder der Vollziehung durch Macht und Anſehen, die Strafe des Hochverrathes geſetzt. Sämmtlichen Richtern, Beiſitzern und Sachwaltern war ein Amtseid vorgeſchrieben; jedem der Letzteren, auf einmal und zugleich, mehr als vierzehn Rechtshändel zu übernehmen, unterſagt. Die allgemeinen Koſten und Ausgaben zur Unterhaltung der Stuhlrichter, und die ganze innere Verwaltung der Comitate, ſollten aus gemeinſchaftlichen Beiträgen der Comitats-Inſaſſen beſtritten werden; hiermit nahmen die Domeſticalcaſſen der Geſpanſchaften ihren Urſprung.

Die vier Octavalgerichte ſollten inskünftig pünktlich, in perſönlicher Gegenwart der ordentlichen Richter oder ihrer Stellvertreter gehalten werden. Jede in der erſten Octave anhängig gemachte Streitſache ſollte in der vierten entſchieden ſeyn; über dieſe hinaus keine Friſtung Statt finden; für Niemanden, außer Abweſenden in Geſandtſchaften, Staatsangelegenheiten und Feldzügen, königliche Freibriefe gelten; auch dieſen nur bis zur dritten Octave nützen, dagegen keine Kraft haben, wenn ihre Eltern oder Brüder zu Hauſe in Gemeinſchaft leben; Vorlegung erſchlichener oder falſcher Friſtungsbriefe mit Löſung der Zunge beſtraft werden. Die ſtreitenden Parteien mußten ſchwören: daß ſie gerechte Sache zu haben glauben, nicht leichtſinnig und unbeſonnen Prozeß führen, weder falſcher Zeugen, noch unächter Urkunden ſich bedienen, keine Friſtung zur Verzögerung des Erkenntniſſes nachſuchen wollen. — Vermuthungen des Beifalles und der Einwilligung wurden für ungiltig erklärt; für das Verfahren in Klagen wegen Gewalt, über Zeugniſſe und Beweiſe, über Prüfung der Urkunden und Ausfertigungen der Kapitel, beſtimmte Vorſchriften aufgeſtellt; liſtigen Einreden und Sachwalterkünſten Schranken geſetzt; unredlichen Widerſetzungen gegen Vollziehung der richterlichen Sentenz vorgebeugt. Würde die eingereichte Klage nach allen Angaben richtig befunden, ſo ſollte nicht, wie bisher, der Beklagte, ſondern der Kläger zur Befeſtigung ſeiner Rechtsführung durch den Reinigungseid, mit einer der Sache angemeſſenen Anzahl Mitſchwörer angehalten; der Beklagte jedoch blos auf dieſen Grund noch nicht, als der Gewalt überführt, verurtheilt, ſondern nur mit fünfzig Ducaten für den Richter, mit eben ſo viel für den Kläger, in Strafe genommen, und zur Entſchädigung des Gegners

verpflichtet werden; wichen aber Ausſagen und Angaben von einander ab, ſo blieb es dem Ermeſſen des Richters überlaſſen, entweder dem Kläger des erlittenen Schadens eidliche Angabe, oder dem Beklagten den Ablehnungseid zu übertragen. Der gerichtliche Zweikampf wurde, als unzulänglich zum Erſatze mangelnder Beweiſe, und als unſchicklich vor Prälaten, welche den ordentlichen Gerichtshöfen beiſaßen, abgeſchafft. Nur wenn alle Beweiſe fehlten, wie in Fällen, wo unterwegs ein Reiſender den anderen, in keines anderen Menſchen Beiſeyn beraubt, oder Einer dem Anderen ein Darlehen ohne Zeugen und Handſchrift gegeben; oder Einer dem Anderen eine Beſchimpfung in das Ohr geſagt hätte, könnte auf den Zweikampf, doch nur vor dem königlichen Hoflager, nicht vor dem Gerichtshofe vollziehbar, erkannt werden.

Prälaten und Prieſtern, welche mit Laien in was immer für Rechtshändel verflochten waren, durften wider ihre Gegner nicht mit Bann und Interdict verfahren; Niemand, mit Uebergehung der ordentlichen Reichsgerichte, in irgend einer Sache vor der römiſchen Curie rechten, oder in anderen, als rein kirchlichen, Rechtsſachen von der Entſcheidung einheimiſcher Richter ſich dorthin berufen. Die Entſcheidung über Streitigkeiten wegen der Zehnten, welchen zumeiſt die Prozeſſe zwiſchen der Cleriſei und dem Laienſtande zu gelten pflegten, wurde von nun an für immer dem Gerichtshofe des Königs ausſchließend vorbehalten.

Nachdem, wie wir weiter oben (S. 384) geſehen, König Ludwig I. die Gleichſtellung des geſammten ungariſchen grundſäſſigen Adels an Rang, Rechten und Freiheiten, ausgeſprochen hatte (1351), wagte man es durch hundert Jahre, wenigſtens in allgemeinen Reichsverordnungen nicht, einen Unterſchied zwiſchen hohem und niedrigerem Adel aufzuſtellen. Nur die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbende Verehrung gegen die heiligen Könige Stephan und Ladislaw hatte den, von ihnen in den Adelſtand erhobenen Familien, deren jetzt jedoch wenige mehr übrig waren, einigen Vorzug eingeräumt, der durch die Gewohnheit ſich befeſtigte; daher erklärten die ſpäteren Könige, wenn ſie eine beſondere Auszeichnung angedeihen laſſen wollten, in der Erhebungsurkunde: daß der jetzt Geadelte den vorzüglichen und erſten Edelleuten der heiligen Könige gleich geachtet werden ſolle. An eine förmliche Unterſcheidung zwiſchen Magnaten und Land- oder Geſpanſchaftsadel aber war dabei nicht gedacht worden; vielmehr hieß es im Allgemeinen: Prälaten,

Barone, Ritter und Vornehmſte (Proceres) des Reiches; oder: wir Prälaten, Barone, Landherren, Vornehmſte und Städte; auch: Prälaten, Magnaten (für Barone), Vornehmſte und Edle; bisweilen: Prälaten, Barone, Ritter, Edelleute, Städter und Landſaſſen des ungariſchen Reiches; oder ſchlechtweg: Prälaten, Barone und Reichsſaſſen; doch gleich wieder: Prälaten, Barone, Magnaten und Adel des Reiches, mit Ausnahme der Edelleute, welche keinen oder weniger als zwanzig Jobagyen beſitzen; einmal auch: Mächtige und Magnaten; doch bald wieder nur: Prälaten, Barone und Adel.

Nachdem aber König Sigmund, zu dem von ihm ſehr vermehrten grundſäßigen Adel, auch noch den beſitzloſen Wappenadel häufig ausgeſpendet hatte, erhoben ſich die älteren Familien im geſellſchaftlichen Umgange und bei öffentlichen Feierlichkeiten über die neugeadelten Grundſaſſen, wogegen dieſe ſich wieder des Ranges vor den bloßen Armaliſten bemächtigten. Was anfänglich nur Sitte des Familienſtolzes war, erlangte bald den Schein geſetzlichen Anſehens; denn in den, durch die Stände auf dem Ofener Landtage (1454) dem Könige Ladislaw V. zur Beſtätigung vorgelegten Artikeln wurden die Prälaten, Magnaten, Barone, Ritter, Edelleute höheren und niederen Ranges ſchon auf das Beſtimmteſte unterſchieden. Dieſer folgenſchwere Unterſchied behauptete ſich unter Mathias beinahe auf jeder Reichsverſammlung, und war nicht mehr aufzuheben, nachdem er ſelbſt durch die geſetzliche Sprache volle Kraft erlangt hatte. Selbſt der König unterſtützte dieſe Unterſcheidung, weil ſie ihm das geeignetſte Mittel ſchien, den Adel in ſich zu zerklüften und einer drohenden Vereinigung desſelben vorzubeugen. Mehre ſeiner Günſtlinge und Anhänger wurden von Mathias zu erblichen Grafen, zu geborenen und erblichen Reichsbaronen erhoben; auch ließ Derſelbe, nachdem ſeit dreißig Jahren viele Familien durch biſchöfliche Briefe Belehnung mit Kirchenländereien erworben, dadurch und durch andere Mittel in den Reichsadel ſich eingeſchlichen und auf alle adelichen Vorzüge Anſpruch gemacht hatten, auf dem Ofener Landtage (1467) ſtaatsrechtlich die Bedingungen feſtſetzten, unter welchen Jemand für einen ächten ungariſchen Edelmann gelten ſollte. Wirkliche Genoſſen des Reichsadels waren dem zufolge nur Diejenigen, welche — ſie mochten blos mit Wappen, oder auch mit Beſitzrechten verſehen ſeyn — ihren Adelsbrief von den Königen Ungarns empfangen hatten; oder deren Angaben, Ausſagen, Zeugniſſe und

Eide in Rechtsſachen vor den ordentlichen Reichsgerichten als vollgiltig angenommen wurden. Letzteres war hinlänglicher Adelsbeweis für den Fall, daß eine Familie ihren Prädialſtand nur biſchöflicher Belehnung verdankte, oder ihre königlichen Briefe verloren hätte.

Mathias, trachtend, den Gewerbfleiß und die Bildung Ungarns durch Erfahrungen und Ideen des Auslandes zu befruchten, ſah ſich durch die vorhandenen Reichsgeſetze, welche den Königen verboten, Reichswürden, hohe Pfründen, Burgherrſchaften und Beſitzrechte an Ausländer zu verleihen, läſtig beſchränkt. Aber er wußte dieſes Geſetz dadurch zu umgehen, daß er, woran ihn Nichts hindern konnte, im Auslande geborenen Herren das Recht der ungariſchen Eingeburt verlieh, was natürlich für den König zugleich die Befugniß mit ſich brachte, an die auf ſolche Weiſe zu Eingeborenen Aufgenommenen auch Reichswürden, Aemter und Pfründen zu vergeben.

Seine königliche Machtvollkommenheit im Begnadigen nahm Mathias beſonders auch jenem Geſetze gegenüber wahr, welches durch gewiſſe Verbrechen, namentlich durch den Meineid, Vermögen, Güter, Ehre und Adel verwirkt werden ließ; mehre, des Meineides überwieſene und verurtheilte Edelleute ſetzte er nicht nur wieder in ihre Beſitzungen ein, ſondern nahm die Entehrten auch in den reinen, ächten, unauslöſchlichen, unter königlichem Banner ſtreitenden Reichsadel wieder auf.

Ueberhaupt ſorgte er unermüdlich dafür, daß Perſonen, Rechte und Eigenthum unter ſeiner Regierung nach Möglichkeit geſchützt und geſichert waren. Verboten war, ohne richterliches Erkenntniß einen Edelmann in Verhaft zu nehmen; Derſelbe ſtände denn im Dienſte eines anderen Herrn, und würde auf einem gröberen Verbrechen betroffen, oder, bei Ablegung der Rechenſchaft, untreuer Verwaltung überwieſen. Selbſt der König ſollte, ohne Einvernehmen mit ſeinen Räthen, keinen Reichsſaſſen gefänglich einziehen laſſen. War ein adelicher Beamter ſeinem Herrn entwichen und in die Dienſte eines anderen Herrn getreten, ſo mußte Dieſer den Flüchtling ohne Verzug entlaſſen, oder doppelte Strafe für ihn entrichten. Niemand durfte auf Jahrmärkten, Handelsplätzen oder in Weinhäuſern bewaffnet erſcheinen. Harten Gläubigern war verboten, ihre reiſenden Schuldner, beſonders Handelsleute, auf der Landſtraße aufzuhalten, ſie zu pfänden, ſie, oder ihre Angehörigen für ſie, vor Gericht zu ziehen. Die Abgabe, welche früher Bauern, wenn ſie aus anderen Dörfern Gattinnen heim führten, zu entrichten hatten, wurde

abgeſchafft. Geleitgelder, welche reiſende Bäcker und Schneider mit vierzig Silberpfennigen bezahlen mußten, wurden auf das gewöhnliche Geleitgeld der Reiſenden herab geſetzt. Die Freizügigkeit der Bauern wurde mehrmals nachdrücklich in Schutz genommen; Verhinderung derſelben mit Beſchlag auf die Güter und mit einer Geldbuße von zwölf Mark Silber bedroht; ſelbſt auf den Herrſchaften des Königs und der Krone durfte ſie nicht verweigert werden; nur einmal (1474) wurde ſie geſetzlich auf ein Jahr eingeſtellt, häufiger von den Landherren durch allerlei Vorwände hintertrieben.

Mathias begab ſich des Befugniſſes, die Reichsſaſſen zu Arbeiten bei ſeinen Burgen, Städten und Herrſchaften aufzufordern, es ſey denn bei Gränzfeſtungen, welche ſich in Gefahr befänden, und auch in dieſem Falle wollte er die beſondere Anordnung und Vertheilung den Geſpanſchaften überlaſſen. Seinen Beamten und Hofleuten war für immer, ſelbſt wenn ſie in ſeinem Dienſte reiſeten, unterſagt, von Edelleuten, Bauern, Pfarrern und Klöſtern, Wagen, Pferde oder Verpflegung ohne baare Bezahlung zu fordern; eben ſo wenig ſollten ſie für die Gränzfeſtungen aus den benachbarten Gegenden Zufuhr von Lebensmitteln erzwingen und dafür die Mühlen jener Leute in Beſchlag nehmen. Inſaſſen königlicher Freiſtädte und Herrſchaften, eben ſo Leute der Prälaten, Barone und Landherren, welche vor des Königs Erwählung irgend wo zollpflichtig geweſen, ſpäter aber ſich der Zollfreiheit angemaßt, ſollten hinfort überall die Zölle ohne Weigerung entrichten, bis ſie das Recht ihrer Befreiung gerichtlich erweiſen würden; weil der König keine Macht hätte, noch haben wollte, auf dem Gebiete zollberechtigter Reichsſaſſen irgend Jemand der Zahlungspflicht zu entbinden. Diejenigen aber, welche nach des Königs Krönung ihre Zollfreiheit ſchon einmal auf rechtlichem Wege dargethan hätten, ſollten nicht weiter mehr angehalten werden, ihre Rechte zu beweiſen. Wer auf ſeinen Gütern von des Königs Leuten Zoll forderte, deſſen Leute wurden gegenſeitig bei des Königs Zollämtern zur Zahlung angehalten. Seitenwege einzuſchlagen, war Einem wie dem Anderen verboten. Hatte Jemand ſeine Handfeſten und Freiheitsbriefe durch feindliche Einfälle, Plünderungen oder Feuersbrünſte verloren, ſo war ihm geſtattet, durch das Zeugniß der Adelsgeſammtheit ſeines Comitates über ſechzigjährigen Beſitz ſich im Genuſſe ſeiner Rechte und Freiheiten zu behaupten.

Am häufigſten ereignete ſich Verletzung der Rechte bei königlicher Vergabung der Güter, welche entweder durch Hochverrath oder durch angebliche

Erlöſchung der Familien, dem Fiscus heimgefallen waren; immer meldeten ſich dazu Bewerber in großer Anzahl, und Jeder ſtrebte zu beweiſen, daß Niemand rechtsgiltige Anſprüche auf das erledigte Gut habe, ſondern das Recht der Vergabung dem Könige unbedingt zuſtände. Durch Gewohnheit und Geſetz von älteſten Zeiten her, konnte der Beſitz einer königlichen Schenkung nie für ſicher und giltig geachtet werden, wenn die Beſitzergreifung nicht durch feierliche, rechtskräftige Einſetzung (Statutio) nach Vorladung und in Anweſenheit der Gränznachbarn, und der möglichen oder angeblichen Verwandten des abgeſchiedenen Beſitzers geſchehen war. Wurde der Einſetzung widerſprochen, und der Widerſpruch gerichtlich für giltig angenommen, ſo war die Schenkung vernichtet. Um ähnlichen Einſprüchen zu entgehen, fingen die Empfänger an, ſobald ſie nur die königliche Handfeſte in Händen hatten, die ihnen zuerkannten Güter ohne gerichtliche Einſetzung, durch Liſt oder durch Gewalt in Beſitz zu nehmen, und verließen ſich auf ein altes Adelsvorrecht, kraft deſſen keinem Edelmanne anders, als durch richterliches Erkenntniß, der Beſitz abgenommen werden konnte. Der Verletzte mußte nun ſein Recht vor dem ordentlichen Gerichtshofe verfechten; dort konnte der Beklagte den Prozeß dreißig bis vierzig Jahre hinziehen; unterdeſſen blieb er im Beſitze, bezog den Ertrag des Gutes, und wurde er am Ende ſachfällig, ſo bezahlte er dem Gegner nur des Betrages gewöhnliche Schätzung (Aestimatio communis), d. i. den zehnten Theil der immerwährenden (Aestimatio perennalis). Um nun dieſer Ungebühr ein Ende zu machen, erklärte Mathias auf dem Ofener Landtage (1472) die eigenmächtige Beſitzergreifung königlicher Schenkungen für widerrechtlich und unſtatthaft, und verordnete, daß ſolche Beſitzer das Gut bei Strafe ſeines Werthes räumen und ihr angebliches Recht darauf in gerichtlicher Ordnung verfolgen ſollten. Aber dieſe Maßregel hatte unvollkommenen Erfolg; denn viele mächtige Herren erlaubten ſich, nach wie vor, gewaltſame Beſitzergreifung und ſtützten ſich auf das alte Vorrecht. Da erwirkte Mathias auf einem ſpäteren Ofener Landtage (1487) noch genauere und ſtrengere Verfügungen. Wer künftig, blos auf die königliche Vergabung geſtützt, den Rechten und Verordnungen zuwider und gegen laut gewordenen Widerſpruch, den Beſitz eines Gutes ergreifen würde, der ſollte, auf Anſuchen des Widerſprechers, von dem Obergeſpan ſogleich zum Abzuge ermahnt werden. Würde der erſten Ermahnung nicht gehorcht und das Anſuchen des Widerſprechers wiederholt, ſo war der Obergeſpan verpflichtet, den widerrecht-

lichen Beſitzergreifer aus dem Gute heraus zu treiben, ihn in Verhaft zu nehmen, durch alle möglichen Zwangsmittel zur Erlegung der Summe, welche die Beſitzung nach gewöhnlicher Schätzung werth war, anzuhalten. Im Mangel hinlänglicher Macht mußte dem Obergeſpane hiebei die Adelsgeſammtheit des Comitates bewaffnet beiſtehen, und wenn auch dieſe noch unvermögend war, den Widerſpänſtigen zu bezwingen, ſo ſollte Bericht an den König geſendet und, auf deſſen Geheiß, durch ſeinen Machthaufen das Gut befreiet werden. Die beſtimmende Schlußformel: „von königlichen Händen," in Schenkungsbriefen, ſollte hinfort aller Kraft ermangeln, und weder von Obergeſpanen, noch vor Octavalgerichten von Protonotarien und Reichsrichtern, geachtet werden. Wären des Königs letzte Schenkungen den Rechten, Verordnungen und Reichsgewohnheiten widerſtreitend, ſo ſollten die Empfänger von dem Obergeſpan zur Räumung in Monatsfriſt ermahnt, im Weigerungsfalle durch Aufſtand der Comitatsgeſammtheit hinaus getrieben, und, wenn die Macht derſelben nicht hinreichte, die königliche Waffengewalt in Bewegung geſetzt werden.

Bereits unter Mathias waren zwei Wege üblich, um zu Adels- und Beſitzrechten zu gelangen; der eine war Verleihung der Kindesrechte an einen Fremden als Sohn (Adoptio), oder als Bruder (Substitutio), und Einrückung in männliche Rechte (Praefectio), wodurch die brüderloſe Tochter zum rechtmäßigen Erben ihrer väterlichen Güter erklärt wurde. Zwar beſchränkten beide Maßregeln die Rechte des Fiscus; da jedoch weder die eine, noch die andere, ohne des Königs ausdrückliche Bewilligung geſchehen konnte, ſo wurde dadurch die königliche Oberherrſchaft über ſämmtliche Grundbeſitzungen des Reiches in keiner Hinſicht beeinträchtiget.

Mit väterlicher Sorgfalt förderte Mathias das Aufkommen der königlichen Städte. Der Stadt Ofen ſchenkte er das Gut Saſſad, welches vorher zur Wyſſegrader Burg gehörte und nun künftig einen Theil des Stadtgebietes ausmachen ſollte; er befahl den Prälaten, Baronen, Landherren und Freiſtädten, ihren Jobagyen und Inſaſſen, welche ſich in Saſſad anbauen wollten, eben ſo wie nach anderen königlichen Städten und Marktflecken, freien, ungefährdeten Abzug zu bewilligen; verlieh den neuen Anſiedlern, welche die verfallenen Wohngebäude wieder in Stand ſetzten, durch drei, Jenen, welche ſich von Grund aus anbauten, durch ſieben Jahre vollen Genuß der Stadtfreiheiten. Mehren Städten beſtätigte oder vermehrte er ihre

Rechte und Freiheiten, verlieh ihnen eigenthümliche Wappen und den Vorzug, gleich den Prälaten und Reichsbaronen mit rothem Wachſe zu ſiegeln. Eifrig wachte der König über der Unverletzlichkeit der rechtlichen Verhältniſſe zwiſchen den Stadtgerichten und dem Tavernicalſtuhle, dem oberſten Gerichtshofe der königlichen Freiſtädte. Entſchieden griff er ein, wenn ein Stadtgericht der gefährdeten Partei die Berufung von ſeinem Ausſpruche auf den Tavernicalſtuhl zu verwehren wagte, oder wenn Bürger ſich der Gerichtsbarkeit der Stadtbehörde entziehen und unmittelbar vor dem Tavernicalſtuhle rechten wollten. Gerieth eine Stadt durch Kriegsverheerungen oder durch andere Unglücksfälle in Noth und Verfall, ſo befreite ſie der König auf einige Zeit von Zinſen und Abgaben an den Fiscus. Auch gab Mathias zuerſt Beiſpiele von Anerkennung des Wuchers für Darlehen auf Pfänder, und von Anſtandsbriefen verarmter Stadtbürger wider ihre Gläubiger, kraft welcher Jene, Schulden halber, von Dieſen durch ein volles Jahr vor keinen Richterſtuhl gezogen werden durften. Gegen die in Städten angeſiedelten, Wucher treibenden Iſraeliten war der König zur Strenge geneigt; ſeiner Verordnung gemäß ſollte überall nur die Hälfte der Zinſen für Darlehen den Juden, die andere Hälfte der Bürgerſchaft der Stadt zukommen. Den Bürgern war verboten, Häuſer, Grundſtücke, Weinberge und Güter an Juden für Darlehen zu verpfänden; wenn dieſe aber dennoch fortführen, Verſchreibungen unbeweglicher Pfänder ſich zu erſchleichen, ſo ſollten ihre Darlehen an den Fiscus verfallen. Dennoch beſtätigte er ihnen zu wiederholten Malen die Freiheiten und Rechte, welche ſie von Bela IV., Sigmund und Albrecht erhalten hatten.

Die ſächſiſche Geſammtheit in Siebenbürgen war (1459) zu Medwiſch mit den Siebenbürger Ungarn und Szeklern in einen Verein getreten, zu welchem die häufigen Einfälle der Türken, der Mangel an befeſtigten Plätzen außer den ſächſiſchen Städten, die Entlegenheit von dem Mittelpunkte der Reichsregierung, die Entbehrung eines gemeinſchaftlichen Richters im Lande bei gegenſeitigen Streitigkeiten, den Anlaß gegeben hatten. Die Vereinigung bezweckte daher gemeinſchaftliche Vertheidigung gegen Feinde, gegenſeitige Beſchirmung der Rechte, der Freiheiten und des Eigenthumes, Frieden unter einander und Ausgleichung der Streitigkeiten, welche ſich zwiſchen den benachbarten Theilen erheben dürften. Die ſächſiſche Geſammtheit machte ſich anheiſchig, bei Kriegsgefahren die ungariſchen Landherren und die Szekler in ihre beſten Städte aufzunehmen, wogegen ſich dieſe verpflichteten, jedes Mal

an der Spitze ihrer Völker in Verbindung mit den Sachſen wider den gemeinſamen Feind auszuziehen und zu kämpfen. An irgend eine Vermiſchung oder Gemeinſchaft der beſonderen, jedem der drei Volksſchaften eigenthümlichen Rechte war bei dem Vereine nicht gedacht worden, und um die ſächſiſche Geſammtheit in den ihrigen ungefährdet und unverletzt zu erhalten, hatte Mathias bald nach ſeiner Thronbeſteigung Niederlaſſung in ihrem Gebiete allen anderen Volksgenoſſen unterſagt, dann auch den Königsrichter von Broos (Szasz-Város), welcher ſeit einiger Zeit aus der Geſammtheit ausgeſchloſſen war, wieder unter die Gerichtsbarkeit der ſieben Stühle geſetzt.

Einige, bisher zwiſchen dem Dnjeſter und dem Bog, längs den Ufern des Teligol zurück gebliebene, jetzt durch Tataren aus ihren Weideplätzen vertriebene Kumanenhorden nahm Mathias in Ungarn auf, und verſetzte ſie theils auf die Donauinſel, theils in das Jasz-Berényer Gebiet unter die Jaszoner. Letzteren erneuerte er den, von Sigmund verliehenen Freiheitsbrief, und verbot den von ihm ernannten Richtern und Beamten, ſich, unter irgend einem Vorwande, bei den Jaszonern einzulegen, oder Bewirthung, Verpflegung, Geld von ihnen zu fordern; des Volkes Hauptleute ſelbſt ſollten den Grundzins und andere Gefälle der Krone von den Ihrigen einſammeln und an die, von königlichen Beamten ihnen angewieſene Behörde abliefern. Weiterhin entnahm er (1469) die Jaszoner Gemeinde von Béren-Szállás, Régy-Szállás, Fénszaru und Arok-Szállás der Gerichtsbarkeit des Heveſer Obergeſpans, und berechtigte ſie, ihre Angelegenheiten unter ſich, frei von jeder fremden Einmiſchung, zu verwalten und zu entſcheiden. Ein anderer Gnadenbrief (1473) befreite die königlichen Jaszonen der genannten vier Herbergen für immer von Zahlung des Kammergewinnes, auch aller Schatzungen, Steuern und Abgaben; nur den von Alters her beſtehenden Grundzins: fünf hundert, und das Köchergeld: drei hundert Goldgulden jährlich, ſollten ſie in zwei Tagſatzungen entrichten. Auch ſprach er ſie insgeſammt von aller Gerichtsbarkeit der Geſpanſchaften, auch von allen Zöllen für ihre Perſonen, Erzeugniſſe und Waaren frei.

Den Großkumanen, deren Hauptſtuhl damals Kolbasz-Szék war, verlieh König Mathias die Freiheit, Hauptleute und Beamten aus ihrem Mittel zu erwählen. Die Erwählten ſollten in allen Angelegenheiten für des Volkes rechtmäßige Richter und Beamten geachtet werden; kein Obergeſpan oder königlicher Richter irgend eine Gerichtsbarkeit über daſſelbe ſich

anmaßen, was er ihnen ſpäter mit dem Beiſatze beſtätigte, daß ſie, außer ihren Kapitanen, keinen anderen, bürgerlichen oder geiſtlichen Richterſtuhl anzuerkennen hätten, von dem Ausſpruche ihrer Hauptleute aber unmittelbar auf des Königs Hofgericht ſich berufen dürften. — Unter den Kleinkumanern erhielten die erſte Begünſtigung von Mathias die Genoſſen des Mizſer Stuhles, durch die ihnen verliehene Freiheit von Bezahlung des Kammergewinnes, auch von allen anderen Steuern und Laſten. Ihren jährlichen Grundzins ſetzte er von drei und fünfzig auf vierzig Goldgulden herab, welche ſie in zwei Tagſatzungen, zu jeder die Hälfte, entrichten ſollten (1469). Um dieſelbe Zeit beſtätigte er die von ihrem Grafen Johann von Marczaly auf dem Halászer Tage entworfene Verfaſſung der Kumaner-Geſammtheit in privilegirender Form. Die Kapitane beſaßen die Herbergen nicht blos von Amtswegen, ſondern auch eigenthümlich durch das Recht der königlichen Schenkung. Königliche Jaszoner und Kumanen hießen Alle, welche in den Herbergen anſäßig waren, zur Unterſcheidung von denjenigen, welche im Reiche zerſtreut, auf den Gütern ungariſcher Landherren wohnten. Das oberſte Richteramt über die erſteren wurde unter Mathias (1485) durch ein Reichsgeſetz für immer mit dem Palatinat verbunden; dem jedesmaligen Palatin, als Richter der Kumaner, ein jährlicher Gehalt von drei tauſend Ducaten angewieſen, wofür er des Volkes Streitſachen im letzten und höchſten Rechtsſtande zu entſcheiden hatte. In dieſer, nachmals wiederholt beſtätigten und durch Verleihung neuer Vortheile befeſtigten Verfaſſung, einigten ſich die Jaszoner und Kumaner allmälig inniger mit den Ungarn.

Die Geſpanſchaften Agram, Kreutz und Waradin, zu dem heutigen Kroatien gehörig, hießen damals noch immer Slavonien, deſſen Gebiet die Kulpa begränzte. Was jenſeits der Kulpa bis an das Gebiet der Seeſtädte, des eigentlichen alten Dalmatiens, lag, gehörte zu Kroatien; die heutigen ſlavoniſchen Geſpanſchaften, Sirmien, Valpo, Poſega, Varöcze zu Ungarn. Bisweilen verwaltete die drei Provinzen Ein Magnat, welcher dann Banus totius Slavoniae hieß. Schon Ludwig I. trachtete nach Einförmigkeit der Verfaſſung in Rechten und Pflichten unter den ungariſchen Völkern, ohne dieſerhalb an den erworbenen Freiheiten der Einzelnen ſich zu vergreifen. Sigmund hatte die eigenen Verſammlungen der Stände Slavoniens eingeführt, um unvermerkt die Macht der Bane zu ſchwächen. Durch die von Banen ausgegangene Berechtigung der Stände zur Erwählung eines Proto-

notars, wurde wenigſtens Einförmigkeit in der Rechtspflege bewirkt. Auf dem Stuhlweißenburger Landtage bei des Mathias Krönung (1464) wurden, gleich den Siebenbürgern, die Slavonier in ihren Rechten und Freiheiten beſtätigt, wofür die Letzteren auf ihrer allgemeinen Verſammlung beſchloſſen, daß, auf ergangene Mahnung des Königs, ſämmtliche Landherren und Grundſaſſen Slavoniens aufſitzen, und von jedem zwanzigſten Bauernhofe Einen Bewaffneten ſtellen ſollten. Im nämlichen Jahre beſtätigte Mathias den Ständen das Recht, den Protonotar des Landes zu erwählen; nur das Verbrechen des Hochverrathes und diejenigen ſlavoniſchen Herren, welche in ungariſchen Aemtern ſtanden, entnahm er der Gerichtsbarkeit desſelben. Als aber (1467) die Stände in der Wahl nicht einig werden konnten, ſetzte er ihnen für dieſes Mal aus königlicher Machtfülle einen Protonotar, vor welchem alle Streitſachen im erſten Rechtsſtande, und zwar mit der Hälfte von den in Ungarn üblichen Taxen verhandelt werden, erſt von ſeinen Ausſprüchen Berufungen auf des Königs Hofgericht Statt finden ſollten. Als in einer ungariſchen Reichsverſammlung (1472) die Einführung auswärtigen Salzes und der Verkehr mit ſolchem unterſagt wurde, blieb Beides den Slavoniern geſtattet, und ein ſpäterer Gnadenbrief (1481) verlieh ihnen die Befugniß, auch einheimiſches Salz von den königlichen Niederlagen anzukaufen und den Kleinhandel damit zu treiben. Auf demſelben Landtage erhielt die ſlavoniſche Adelsgeſammtheit wiederholte Beſtätigung ihrer Rechte und Freiheiten, dazu noch den Vorzug, daß ihr Land von den, in Ungarn eingeführten Schatzungen, Zinſen und Abgaben nur die Hälfte bezahlen ſollte. Auf dem großen Ofener Landtage zur Verbeſſerung der Rechtspflege im ganzen Reiche (1486), ließ der König auch dem Bane von Slavonien, ſo oft er ſich am Hoflager befände oder eingeladen würde, das Recht, dem höchſten Reichsgerichte beizuſitzen, einräumen; ſeine Befugniß, in ganz Slavonien Parteien vorzuladen und Octavalgerichte zu halten beſtätigen; den Warasdiner Gerichtshof des Grafen von Zagorien für immer aufheben.

Dem Gemeinweſen von Raguſa, welches ſich, unter mancherlei Anfechtungen und Gefahren, durch Anhänglichkeit an die Krone Ungarn hervorgethan hatte, verlieh Mathias (1462) das Recht, im rothen Wachſe zu ſiegeln; dem Oberhaupte des Senates den Titel Archirettore, und vermehrte ſpäter (1475) das Wappen der Stadt mit bedeutendem Zuſatze. Zur Bezeich-

nung, wie die Stadt aus allen Bedrängniſſen und Stürmen nur immer zu erneuerter Kraft und Blüte hervor gegangen war, ſollte ſie künftig in ihrem Wappenſchilde einen gekrönten Phönix im himmelblauen Felde, an der Seite des Schildes den heiligen Biſchof und Märtyrer Blaſius, Raguſa's Schutzpatron, als Wappenhalter führen. Aus republikaniſchem Sinne machte Raguſa von dieſem Zuſatze keinen Gebrauch.

Von den Türken gedrängt, war ſchon unter König Albrecht eine Anzahl Rascier nach Ungarn eingewandert, in das Temeſer Gebiet aufgenommen, dann von Wladislaw I. mit Rechten und Freiheiten begnadigt worden. Nach Serbiens Eroberung durch Mohammed (1459) folgten noch größere Schwärme fliehender Rascier nach, welchen Mathias in dem, ſehr entvölkerten Temeſer Gebiete Wohnſitze anwies. Dieſes Gebiet wurde nachmals Janopol genannt. Mathias ſetzte dieſe rasciſchen Nachzügler ihren, früher eingewanderten, und auf der Inſel Cſapal zu St. Andre und Raczſceve angeſiedelten Volksgenoſſen an Rechten und Freiheiten gleich, und es wurde ihnen demgemäß Duldung ihres Kirchenweſens, eigene Gerichtsbarkeit, Befreiung von königlichen Zöllen, und Erlaſſung des Kammergewinnes zugeſtanden. Durch ähnliche Vortheile gelockt, wanderten in den ferneren Jahren noch viele Rascier in Ungarn ein, wurden durch ein Reichsgeſetz auf den von ihnen urbar gemachten Ländereien von Bezahlung der Zehnten an den katholiſchen Clerus freigeſprochen, und machten den Kern der königlichen Heermacht aus.

Bei Ernennung der Biſchöfe hatte Mathias meiſt nur ihre Brauchbarkeit zu ſeinen Staatszwecken vor Augen, oder ſuchte vornehme Familien durch die Wahl eines ihrer Mitglieder auf ſeine Seite zu ziehen. Daß dabei die ungariſche Kirche nicht immer gewann, war nicht zu vermeiden, und Mathias, obgleich zur Frömmigkeit geneigt, machte doch ſelbſt zuweilende beißende Bemerkungen über den Verfall der kirchlichen Zucht, und über die Prachtliebe und den Hochmuth mancher Prälaten.

Die Hauptquelle, aus welchen den Prälaten und Pfründnern reichliche Einkünfte floſſen, waren noch immer die Zehnten, die zugleich gar oft Anlaß zu ärgerlichen Streitigkeiten gaben, indem bald die Berechtigten mehr forderten, als ihnen gebührte, bald die Verpflichteten Jenen auch das Gebührende vorenthielten. Dem Graner Erzbiſchofe waren allein die Zehnten von Gran drei tauſend ſechs hundert; von Preßburg, Neitra, Sohl, Arva,

Thurocz, Liptau, Komorn, Nográd, Gömör und Thorna zwölf tauſend Ducaten werth, um welche Summe ſie Hippolyt von Eſte, als er noch Graner Erzbiſchof war, dem Biſchofe Thomas Bákács, trotz des verbietenden Reichsgeſetzes, in Pacht gab. Die Zehnten mußten zur Erntezeit in Garben und Haufen überall bis Maria Himmelfahrt unter treuer Bewachung ſtehen bleiben, und bis dahin von den Berechtigten eingeſammelt werden. Verſäumten ſie dieſe Zeit, und waren, nach Ablauf derſelben, die Früchte beſchädigt oder entwendet worden, ſo durfte der durch ſeine Schuld Gefährdete wider die Zehentpflichtigen keine gerichtliche Klage erheben, noch weniger ſie mit kirchlichem Interdicte belegen. Da mit dem letzteren einige Biſchöfe in Zehentſachen zu voreilig zu verfahren pflegten, bisweilen auch Scheuern, Speicher und Keller gewaltſam in Beſchlag nahmen, ſo mußte ihnen Beides durch mehre Reichsgeſetze und königliche Edicte verboten werden. Biſchöfe, welche mit ihren Diöcesgenoſſen wegen der Zehenten in Streit geriethen, ſollten ſich entweder vor ihrem Erzbiſchofe, oder vor dem Könige mit ihren Gegnern vergleichen. Edelleute ohne Jobagyen, Beſitzer nur Eines Freihofes, und auf Herrenhöfen dienende Jobagyen, waren der Zehentpflicht entbunden, außer es beſaßen die Einen oder die Anderen auf fremden Gütern Aecker oder Weingärten. Auf dem großen Ofener Tage, 1486, entzog Mathias alle Zehenthändel überhaupt der Erkenntniß biſchöflicher Gerichtshöfe, und behielt ihre Entſcheidung unmittelbar ſeinem Hofgerichte vor.

Durch wiederholte Einwanderungen rasciſcher Familien zählte die griechiſche Kirche in Ungarn zahlreiche Bekenner. Doch hatte ſie, unter des Königs Mathias Regierung, im Lande noch keinen eigenen Biſchof, welcher den Gemeinden ihre Prieſter geweiht und ihre Dienſtverwaltung überwacht hätte. Erſt unter dem nachfolgenden Könige wurde Georg, des ſerbiſchen Deſpoten Georg Brankovics Enkel, als Mönch Maximus genannt, von Levita, dem Metropoliten aus Sophia, zum Biſchofe für Sirmien geweiht, auf der Synode zu Ardſchiſch zum Metropoliten der Walachei ausgerufen; nachdem er das Kloſter Kruſchedol geſtiftet und ſeinen Wohnſitz dorthin verlegt hatte, auch von den griechiſchen Kirchengenoſſen in Sirmien und Ungarn als erſter Erzbiſchof der Serbier anerkannt worden war. Bis dahin nahmen ihre Prieſter: die Rascier von dem Metropoliten aus Sophia oder Achrida, die Walachen in Siebenbürgen und Ungarn von dem Metropoliten der Walachei oder der Moldau; die Ruthenen in Ungarn von den Kiewer Erzbiſchöfen. Bei

den römiſchen Kirchengenoſſen in Ungarn ſtießen ſie großentheils auf entſchiedene Abneigung. Das Volk und ſelbſt die, auf Landtagen zur Geſetzgebung verſammelten Stände betrachteten und behandelten unirte und nichtunirte Bekenner der griechiſchen Kirche noch immer auf gleiche Weiſe. Sie hießen insgeſammt Altgläubige (veteris fidei, -Óhito), Abtrünnige (Schismatici, Vad-Ráczok), und man dachte ſich unter ihnen Leute, welche ihre Kirchengebräuche entweder aus dem Juden- oder aus dem Heidenthume entlehnt hätten. Eben darum, weil man ſie nicht für Chriſten hielt, wurden ſie auf Reichsverſammlungen von den weltlichen Ständen, den beſſeren Einſichten und Vortheilen des Prälatenſtandes zuwider, von der, nur Chriſten eigenthümlichen Zehentpflicht freigeſprochen, und der Ausdruck: Pogány Rácz (heidniſcher Rascier), war damals Baronen, Magnaten und Landherren allgemein.

Dem Papſte gegenüber benahm ſich Mathias mit bewunderswürdiger Vorſicht und Klugheit. Seine Stellung als bloßer Wahlkönig, ſeine Feindſchaft mit dem Polenkönige, würde es für ihn doppelt gefährlich gemacht haben, wenn der römiſche Stuhl Partei gegen ihn ergriffen hätte. Dieſem wußte er durch Ehrerbietung und Nachgiebigkeit am rechten Orte zu begegnen; beſonders brachten ihn ſeine heldenmüthigen Kämpfe gegen die Türken, ſeine Feldzüge gegen die utraquiſtiſchen Böhmen, in den Ruf eines gehorſamen Sohnes und tapferen Vertheidigers der Kirche. Dennoch war er weit entfernt, Eingriffe in ſeine königlichen Rechte zu dulden. Mit Entſchiedenheit ſetzte er den Umtrieben des Legaten ein Ziel, und als Papſt Sixtus IV. (1479) ſo weit ging, den vom Könige zum Biſchofe von Modrus ernannten Dominikaner, Antonius von Zara, zu verſchmähen und das Bisthum dem Raguſaner Chriſtophorus zu verleihen, proteſtirte er in einem ziemlich heftigen Briefe an das geſammte Cardinalcollegium gegen dieſen Schritt, mit der drohenden Erklärung: das ungariſche Volk werde lieber das doppelte Kreuz, des Reiches Wappen, in ein dreifaches verwandeln (was ſo viel heißen ſollte, als: ein von Rom unabhängiges Patriarchat für die ungariſche Kirche einſetzen), denn zugeben, daß Prälaturen und Pfründen, die dem Rechte der Krone angehörig, von dem apoſtoliſchen Stuhle vergeben würden. Durch dieſe Feſtigkeit hielt er die Anſprüche Roms in ihren Schranken, wie andererſeits ſeine Macht und ſein ſiegreicher Arm ihn der Kirche unentbehrlich machten, und dieſer klugen Anwendung von Selbſtän-

digkeit und Gehorſam verdankte er es auch, daß der gebieteriſche Papſt Paul II. ihn (1470) zum erſten Male mit der Benennung: Majeſtät, beehrte. Mathias war ſolchergeſtalt der erſte König der Ungarn, vielleicht überhaupt der erſte König, welcher von einem Papſte in apoſtoliſchen Sendſchreiben den Titel Majeſtät erhielt; denn bis auf ihn waren ſämmtliche Beherrſcher Ungarns, ſelbſt der von dem Papſte gekrönte Kaiſer Sigmund, von Rom aus nur Excellenz, Durchlaucht und Hoheit genannt worden, und jener Titel daher ein wichtiger Zufluß ſeiner Ehren.

In Beförderung der Landescultur begegnet man allenthalben der weiſen Sorgfalt des Königs Mathias. Wie er verwüſteten Städten und verödeten Herrſchaften durch Ertheilung von Freiheiten und Einladung zur Anſiedelung aufhalf, ſo bewilligte er auch den Bebauern wüſter Stellen durch zwölf, den Wiederherſtellern weniger verfallener durch ſechs, Jahre Befreiung von allen Steuern und Abgaben. Damit Beſitzer verödeter Ländereien ſeinem Beiſpiele hierin deſto leichter folgen könnten, hielt er mit zweckmäßiger Strenge auf des Landvolkes geſetzliche Freizügigkeit von den Herrengütern gegenſeitig, von dieſen auf königliche Herrſchaften, und von letzteren auf Beſitzungen des Adels; ſo daß es demjenigen, welcher betriebſamer Landwirth und zugleich milder Gebieter war, niemals an fleißigen und brauchbaren Arbeitern fehlen konnte.

Weil Ungarns unerſchöpfliche Fülle an unterirdiſchen Schätzen noch immer nicht genugſam ausgebeutet wurde, ſo wurde Niemanden die nachgeſuchte Befugniß verweigert, auf ſeinem Grund und Boden Metalle aufzuſuchen, Gruben und Hüttenbau anzulegen, und die Ausbeute, frei von königlichem Berggefälle, zu ſeinem Vortheile zu benutzen.

Durch die zunehmende Prachtliebe wurde auch der Gewerbfleiß in den Städten angeregt, das Zunftweſen vermehrt und befeſtiget, die Freiheit des Handels ausgedehnt, der Preis der Erzeugniſſe und der Handarbeiten erhöht. Beſondere Handwerksartikel ſicherten die Ordnung und das Anſehen der Zechen. War ein Geſelle in der Zeche oder bei ſeinem Meiſter auf diebiſcher Entwendung irgend einer Sache betroffen worden, ſo ſollte der Schuldige, in Verſammlung der Meiſter und Geſellen, bis an den Nabel entblößt, von jedem Geſellen mit drei Ruthenſtreichen gezüchtiget, und als Ehrloſer bei keinem Meiſter mehr in Arbeit genommen werden. Unter den Gewerken war das der Goldarbeiter in der Stadt Fünfkirchen das berühmteſte; die von ihnen

verfertigten Gold- und Silberarbeiten, auch die Siegel des Königs, hielten in Zierlichkeit der Ausführung jeden Vergleich mit ähnlichen Arbeiten auswärtiger Künſtler dieſes Zeitraumes aus. Künſtler und Handwerker, an denen es in Ungarn noch gefehlt hatte, unter ihnen auch Uhrmacher, berief Mathias mit bedeutenden Koſten aus Italien in ſein Reich. Beſonders that ſich die ſächſiſche Geſammtheit in Siebenbürgen durch Kunſtfleiß und Geſchicklichkeit hervor. Das Dorf Heltau hatte eine Zeche von Senſenſchmieden, deren Arbeiten ſehr geſchätzt wurden. Büchſen und Schießpulver wurden zu Hermannſtadt und Kronſtadt verfertiget.

Dem inneren und auswärtigen Handel ließ Mathias, unbeſchadet der Stapelgerechtigkeit einiger Städte, freien Lauf; durch jene gründeten ſich zu Ofen, Peſth, Oedenburg, Preßburg, Hermannſtadt, bedeutende Handelshäuſer, welche mit Venedig, Florenz, Frankfurt, Nürnberg, Breslau und Krakau ausgedehnte Verbindungen unterhielten. Aus dem gewöhnlichen Anſchlag (aestimatio communis) der beweglichen und unbeweglichen Güter läßt ſich auf den immerwährenden (perennalis aestimatio), und von dieſem auf den eigentlichen Werth und Preis der Dinge ſchließen; der gewöhnliche war durchaus auf das Zehntel des immerwährenden geſetzt. Nach dem erſteren galten unter Mathias: eine Kirche ohne Thurm und Gottesacker, fünf; mit einem Gottesacker zehn; mit einem Thurme und Gottesacker, fünfzehn; mit zwei Thürmen, fünf und zwanzig, eine größere, kloſtermäßig erbaute Kirche, fünfzig; ein Kloſter, hundert; eine hölzerne Kapelle mit Gottesacker ſechs; ohne denſelben, drei Mark. Eine adeliche Freiſäſſigkeit für ſich allein, drei; ohne Wohnhaus, eine und eine halbe; der bloße Platz ohne alle Gebäude, eine; eben ſo viel ein Bauernhof, und wenn er ſehr ſchlechte oder keine Gebäude hatte, das Viertel einer Mark.

In Obſtgärten wurde jeder vollwüchſige, fruchttragende Baum, bis zur Zahl zwölf, auf hundert Silberpfennige; war der Garten mit mehr, als zwölf, dergleichen Bäumen beſetzt, oder ſein Flächeninhalt einem Joche königlichen Maßes gleich, auf drei; ein Bauerngarten außer dem Dorfe, auf eine Mark; der Garten hinter dem Bauernhofe gar nicht angeſchlagen. (Das königliche Maß eines Joches war in die Breite zwölf, in die Länge ſiebzig Ruthen; eine Ruthe fünf Ellbogen; die Waldruthe das Längenmaß eines Mannes mit in die Höhe ausgeſtreckten Armen und Händen; eine Hufe Ackerland oder Wald hundert fünfzig Quadratruthen). Eine unterſchlächtige

und zur Sommerzeit nicht waſſerloſe Mühle war auf zehn; die des Waſſers zuweilen darbende auf ſechs; die oberſchlächtige erſterer Art auf fünf; letzterer Art auf drei Mark; und eben ſo hoch ein oder mehre, immerfort quellende Brunnen geſchätzt.

Zehn Fiſchernetz-Plätze galten jeder Eine; mehr als zehn bis hundert, zehn; gleich viel ein ſtets offener Teich; ein vertrockneter, drei; ein größerer Fiſchteich, oder eine Fiſchereigerechtigkeit auf der Donau, Theiß, Save oder Drave von beſtimmtem jährlichen Ertrage, das Zehnfache desſelben; ohne beſtimmten Ertrag, fünfzig Mark; ein Land-, Waſſer- oder Eichelwald-Zoll, das Zehnfache ſeines jährlichen Ertrages; ein in Schläge getheilter oder mit Jagd verſehener Wald, fünfzig; ein gemeiner Wald von einer Hufe oder hundert fünfzig Joch Flächeninhalt, drei; ein größerer, zu weniger, als zu drei Hufen nutzbarer, für die Hufe zehn; ein ſchlagbarer, oder durch die Eichelmaß einträglicher, zu drei Hufen nutzbarer, jede Hufe fünfzig Mark; wenn aber ſein Ertrag, wie bei Eichenwäldern, ſich nicht feſtſtellen ließ: das Zehnfache jedes jährlichen Ertrages; eine Hufe Ackerland, drei Mark; ein Joch Wieſe, hundert Silberpfennige; ein Weinberg, das Zehnfache ſeines jedesmaligen Ertrages; ein Ochs, eine Mark; gleichviel zwei Kühe oder zwei Kälber, oder eine Kuh mit dem Kalbe; eben ſo vier Schweine oder vier Schafe; eine Stute ohne Füllen, eine, mit dem weiblichen Füllen, eine und eine halbe; mit dem männlichen Füllen, zwei Mark; ein Reitpferd mit dem Füllen ſechs, ohne dasſelbe, drei Mark; ein geſatteltes Pferd das Doppelte ſeines von dem Richter beſtimmten Werthes. Dieſe gewöhnliche Schätzung war von großem Nachtheile; adeliche Beſitzungen waren an Bürger und Bauern unveräußerlich; geſchah ein ſolcher Kauf dennoch, ſo war der nächſte Erbe oder Nachbar des Verkäufers befugt, die unadelichen Beſitzer auf dem Wege Rechtens daraus zu verdrängen, ohne ihm mit mehr, als mit dem gemeinen Schätzungspreiſe, das iſt mit dem zehnten Theile des immerwährenden Anſchlages gerecht zu werden. Im Verhältniſſe zu letzterem wurden liegende Gründe, bald niedriger, bald höher, verkauft oder verpfändet. Adeliche Beſitzungen konnten ganz oder theilweiſe auch an Bürger oder Bauern in Zeitpacht oder in Verſatz gegeben werden, wo dann der Gläubiger, anſtatt der Zinſen, die Früchte des Pfandgutes bezog.

Während Mathias, ſeit ſeiner Vermälung mit Beatrix an Luxus und Pracht mit allen übrigen Höfen wetteifernd, durch herbei gezogene Künſtler

aus Italien — von woher er nicht nur berühmte Maler, Baumeiſter, Stein-ſchneider, Tonkünſtler, ſondern auch Sänger, Gaukler und Köche berief — das Kunſtſtreben in Ungarn befruchtete, ſammelte er zugleich eine Tafelrunde gelehrter Männer um ſich, und bethätigte ſeinen Eifer für Gelehrſamkeit durch Gründung nützlicher wiſſenſchaftlicher Anſtalten. Von ſeinem verſtändigen Sammlerſinne, wie von ſeinem Geſchmacke in der Anordnung zeugte die durch ihn auf der Ofener Burg (1466) geſtiftete große Bibliothek, in zwei Sälen aufgeſtellt, deren einer griechiſche, ſyriſche, arabiſche und hebräiſche Handſchriften, theils von geflüchteten Griechen, theils in Konſtantinopel und in Aſien angekauft, der andere die Werke altclaſſiſcher und neuerer Literatur enthielt. Was der König auf keinem anderen Wege zu erlangen vermochte, ließ er in Florenz abſchreiben, zu welchem Zwecke er daſelbſt, unter Aufſicht des gelehrten Florentiners Nanni, fortwährend vier; in Ofen, unter Leitung ſeiner Bibliothekare, dreißig Schönſchreiber beſoldete und auf Vermehrung dieſer Schätze jährlich drei und dreißig tauſend Ducaten verwendete. Fünf und fünfzig tauſend, theils gedruckte, theils geſchriebene, mit ſchönen Gemälden verzierte und prachtvoll gebundene Bände ſammelten ſich hier unter Mathias nach und nach an; ſie ſtanden in Fächern von geglättetem Zedernholze, hinter ſeidenen Vorhängen. Drei hundert Statuen ſchmückten beide Säle, in der Vorhalle befanden ſich verſchiedene mathematiſche und aſtronomiſche Inſtrumente.

Gleichzeitig mit dieſer Bibliothek ſtiftete Mathias eine Univerſität zu Preßburg, nachdem er im vorigen Jahre vom Papſte Paul II. die Bulle hierzu erhalten hatte. Die von Sigmund zu Ofen errichtete hohe Schule war ſchnell in Verfall gerathen; der Fünfkirchener mangelte die Befugniß, auch Theologie zu lehren. Der neuen Preßburger verlieh der heilige Vater jetzt auch die theologiſche Facultät, mit allen Rechten und Vorzügen der hohen Schule zu Bologna. Zum Kanzler ernannte der König den gelehrten Graner Erzbiſchof Johannes Vitéz; zu deſſen Stellvertreter den Preßburger Dompropſt Georg Schomberg, Beide mit der Beſtimmung, gelehrte Männer aus anderen Ländern zu Profeſſoren auf königliche Koſten zu berufen. Unter den Letzteren befanden ſich der zu ſeiner Zeit als Dichter, Redner, Theolog und Verfaſſer mehrer Schriften geſchätzte Florentiner Aurel Brandolini, und der als Mathematiker und Aſtronom berühmte Johann Müller aus Königsberg in Franken, welcher für ſeinen auf zwei und dreißig Jahre berechneten,

dem Könige zugeeigneten Almanach, von Demſelben mit acht hundert, und einem Jahrgehalte von zwei hundert Ducaten belohnt wurde, für den Graner Erzbiſchof, wie für Mathias verſchiedene Inſtrumente fertigte und, ſeit ſeiner Berufung auf die Ofener hohe Schule, beinahe täglich des Letzteren Tiſchgenoſſe und Geſellſchafter war. Als Profeſſor der Theologie und Rector der hohen Schule berief der König den gelehrten Dominikaner, Petrus Schwarz (Niger), Lector der Theologie zu Würzburg, berühmt durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe, vorzüglich in den morgenländiſchen Sprachen, durch ſeine theologiſchen Disputationen und durch ſein Buch: „Stern des Meſſias.“ Zu den Vorleſungen, wie zu den Wohnungen ſowohl der Lehrer, als der Studirenden, welche auf königliche Koſten mit Speiſe, Trank, Kleidern und anderen Lebensmitteln freigebig verſorgt wurden, beſtimmte Mathias einſtweilen das Dominikanerkloſter; der von ihm unternommene großartige Bau, welcher ſpäter die Hochſchule in ſich aufnehmen ſollte, blieb unter den ſtürmiſchen Zeitverhältniſſen unvollendet.

Hinter dem gelehrten, blieb auch das übrige Schulweſen nicht zurück, indem in Einrichtung oder Vervollkommnung der Schulen, mit den Biſchöfen die königlichen Freiſtädte — ſo Bartfeld, Leutſchau, Kaſchau, Stuhlweißenburg und Raguſa — wetteiferten. Zugleich wurde, neben den alten und den fremden Sprachen, auch die Landesſprache nicht verabſäumt; wie wir denn vom Jahre 1484 ein, zu Nürnberg gedrucktes Loblied auf den heiligen Stephan beſitzen, und der Fünfkirchener Biſchof Janus Pannonius, auf welchen wir noch weiter zu ſprechen kommen, ſchrieb ſogar ſchon im Jahre 1467 eine, leider gänzlich verloren gegangene ungariſche Grammatik.

Die erſte Buchdruckerei brachte im Jahre 1470 Ladislaus Garéb, damals noch Propſt zu Ofen und Vicekanzler, nach Ungarn und ließ ſie durch einen Deutſchen, Andreas Heß, den er aus Italien zu dieſem Zwecke verſchrieben hatte, betreiben. Letzterer druckte (1473) die Chronica Hungarorum eines Ungenannten, in kleinem Folioformate, mit niedlichen Lettern, auf ſtarkem, pergamentartigem Papiere; und eignete ſie ſeinem Gönner Garéb zu. Was ſonſt noch aus ſeiner Preſſe hervorgegangen ſeyn mag, iſt in Verluſt gerathen, und wahrſcheinlich erhielt ſich die Officin ſelbſt nicht lange, weil einige Jahre ſpäter ungariſche Werke aus dieſer Zeit auf fremden Plätzen, in Nürnberg, Venedig, Augsburg und Brünn, aufgelegt wurden.

Mit ähnlicher Großmuth, wie Mathias, unterſtützte, in ſeinem Kreiſe, der Graner Erzbiſchof, Johannes Vitéz, die Wiſſenſchaften und deren Jünger. Auf des Königs Geſchmack, Kunſtſinn und Wiſſensdurſt hatte Vitéz großen Einfluß; denn er ſelbſt arbeitete ſo eifrig an ſeiner Bildung, daß er, beinahe vierzig Jahre alt, eine Reiſe unternahm, um ſich im Griechiſchen und Lateiniſchen zu vervollkommnen. Nebſtbei war er auch, im Sinne der Zeit, der Aſtrologie ergeben, und trug immer aſtrologiſche Tafeln bei ſich. Zu Gran war er immer von Gelehrten umgeben und ſammelte eine Bibliothek. Peurbach und Regiomontanus verfertigten für ihn aſtronomiſche Inſtrumente, und Letzterer befand ſich ſogar längere Zeit in ſeiner Nähe.

Von jenen Gelehrten, welche der König um ſeine Perſon verſammelte, ſind beſonders vier Geſchichtſchreiber und ein Dichter hervor zu heben. Petrus Ranzan (Razzano) aus Palermo, Dominikaner, dann Biſchof von Lucera, der, vom Könige Ferdinand von Neapel an den Hof des Mathias geſendet, in Ungarn ſich niederließ. Die Königin Beatrix gab ihm, als dem Geſandten ihres Vaters, den Auftrag, die Geſchichte von Ungarn zu ſchreiben, zu welchem Behufe ſie ihm mehre Documente mittheilte, die er bei ſeiner, keineswegs von Irrthümern freien Arbeit benutzte. Nach des Königs Tode kehrte er auf ſeinen Biſchofsſitz zurück, wo er 1492 ſtarb. — Anton Bonfini, zu Ascoli im Kirchenſtaate 1427 geboren, kam, von des Mathias Ruf gelockt, nach Ungarn. Hier wurde er mit anſehnlichem Gehalte in des Königs Dienſte aufgenommen, überſetzte den Philoſtrat, von welchem er ein, auf der Wiener Hofbibliothek noch befindliches Exemplar dem Könige überreichte, und ſchrieb eine Geſchichte der Ungarn, welche er bis nach des Letzteren Tode fortſetzte. Zwar iſt ſein Werk größtentheils nur eine rhetoriſche Ausführung deſſen, was vor ihm Turócz einfacher erzählt hatte, ohne das Fabelhafte abzuſondern., und mit Beimiſchung von vielen, mit der ungariſchen Geſchichte in keiner Beziehung ſtehenden Ereigniſſen; doch zeichnet es ſich durch Unparteilichkeit aus, indem er nicht nur die Größe ſeines Gönners Mathias ſchildert, ſondern auch deſſen Schwächen nicht verſchweigt, und viele glaubwürdige Nachrichten über jene Periode mittheilt. Er ſtarb 1502. — Meiſter Johann von Turócz, ein Chroniſt, welcher in der ungariſchen Geſchichte häufig angeführt zu werden pflegt, iſt zum großen Theile nur Sammler älterer Chroniken, und bei ihm weder von hiſtoriſcher Kunſt, noch von Kritik viel zu gewahren. In den erſten zwei Theilen ſeines Werkes hatte er eine alte hand-

ſchriftliche Chronik, fehlerhaften Auszug aus des Simon von Keza Chronica Hungaricum, faſt wörtlich abgeſchrieben; in dem dritten Theile die Chronik des Archidiakonus Johannes von Küküllö, das Werk des Laurentius de Monacis von König Karl's Untergange eingeſchaltet; nur der fünfte, welcher die Begebenheiten von Sigmund's Thronbeſteigung bis zu Wiens Eroberung durch Mathias erzählt, gehört dem Verfaſſer ſelbſtändig an und hat das Verdienſt beſonderer Glaubwürdigkeit. Ueber ſeine Lebensverhältniſſe iſt Nichts bekannt. — Martius Galeotti, aus Narni im Kirchenſtaate, war, wie Bonfini und Andere, durch des Mathias Ruhm angelockt nach Ungarn gekommen. Als Cuſtos der Ofener Bibliothek, oder als Erzieher des Johannes Corvin, ſchrieb er für Letzteren ein Anekdotenbuch aus dem Leben des Königs, welches viele intereſſante Züge enthält und, da er meiſt als Augenzeuge ſpricht, ebenfalls höchſt glaubwürdig iſt. Später verließ er den ungariſchen Hof und ging zu dem Könige Ludwig XI. von Frankreich, wo er an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde ſtarb.

Größeren Ruhm, als die eben genannten Geſchichtſchreiber, erlangte der als lateiniſcher Dichter gefeierte Fünfkirchener Biſchof, Janus Pannonius. Er hieß eigentlich Johannes Ceſinge, und war 1432 aus einem verarmten adelichen Geſchlechte der Veröczer Geſpanſchaft geboren. Des früh verwaiſeten Knaben nahm ſich ſein mütterlicher Oheim, Johannes Vitéz, damals Schreiber bei Johannes Hunyad, ſpäter Graner Erzbiſchof, an, indem er ihn in zarter Jugend nach Italien ſendete und ihn dort auf eigene Koſten an den berühmteſten Univerſitäten ſtudiren ließ. Nachdem er ſich zuerſt in Venedig aufgehalten, ging er nach Ferrara, wo er eilf Jahre lang blieb, und unter dem berühmten Varinus Guarini ſich mit eben ſo großem Eifer als Erfolge auf das Studium der lateiniſchen und griechiſchen Sprache verlegte. Guarini erkannte ihn für den vorzüglichſten unter ſeinen Schülern aller Nationen; denn Janus ſprach Latein, als ob er es unmittelbar im alten Rom gelernt hätte, und war der griechiſchen Sprache und Literatur, deren Kenntniß ihm in der Dichtkunſt vorzügliche Früchte brachte, vollkommen mächtig. Außer der Dichtkunſt und claſſiſchen Literatur trieb Janus mit nicht geringerem Fleiße auch Philoſophie, Jurisprudenz und Politik. Mit einer Fülle von Wiſſen bereichert, und hochgebildeten Geiſtes, kehrte er 1458 nach Ungarn zurück, um dem Vaterlande zu nützen und die Früchte ſeiner Beſtrebungen zu ernten. Anfangs lächelte ihm das Glück; denn ſeine Fähigkeiten

und der große Einfluß ſeines Oheims bahnten ihm bald den Weg zur Ehre. Zuerſt erwählte er die kriegeriſche Laufbahn, welcher jedoch ſein, durch anhaltende Studien angegriffener Körper nicht gewachſen war. Er trat daher in den Prieſterſtand, war in kurzer Zeit bereits Domherr an der Großwardeiner Kathedralkirche, und 1459 verlieh ihm der König das Fünfkirchener Bisthum, in welchem ihn auch der Papſt beſtätigte. König Mathias zeichnete ihn aus und bediente ſich häufig ſeines Rathes; Janus Pannonius entſprach ſeinen Pflichten mit gewiſſenhaftem Eifer, und ſah ſich, wie er vorher als Dichter und Schriftſteller geſchätzt worden, nun auch als Prälat und Staatsmann allgemein verehrt. Aber nicht lange währte ſein Glück. Durch ſeinen Oheim wurde er in die Verſchwörung verwickelt, welche damals zu Gunſten des polniſchen Kazimierz über ganz Ungarn ſich ausbreitete, oder wenigſtens der Theilnahme beſchuldigt, und der Fall des Vitéz zog 1471 auch den des Janus nach ſich. Er floh und verbarg ſich bei einem ihm befreundeten Propſte, in deſſen Hauſe er im folgenden Jahre, kaum vierzig Jahre alt, aus Gram ſtarb. Sein Leichnam wurde, in einem einfachen, verpichten Sarge, in einem dunklen Winkel beigeſetzt, und die Domherren zu Fünfkirchen durften ſeine dorthin zurück gebrachten Ueberreſte nicht eher beerdigen, bis ſie endlich die königliche Erlaubniß dazu erhielten. Als nach einigen Jahren des Königs Mathias Zorn ſich verkühlt und er nach Fünfkirchen kam, gedachte er mit Trauer des einſt ihm ſo werthen Mannes, ließ ſich an den Ort führen, wo deſſen Leichnam ruhte, und gab Befehl, dem verklärten Kirchenfürſten und Dichter, mit welchem der Tod ihn ausgeſöhnt, ein prachtvolles Leichenbegängniß zu veranſtalten. Bis zu ſeinem Hintritte hatte Janus Pannonius ſtandhaft behauptet, daß er ſchuldlos, und nur durch Verläumdung ſeiner Neider in des Königs Ungnade gefallen ſey. Er war der lateiniſchen Sprache ſo mächtig und beſaß in derſelben einen ſo correcten und eleganten Styl, daß man denſelben mit jenem des goldenen Zeitalters der Römer verglichen hat. Die Elegien, in deren leichtem und lieblichem Versfluſſe er mit Ovid um den Lorbeer zu ringen ſchien, gelangen ihm am beſten, ungeachtet er es vorzog, den Martial in Epigrammen nachzuahmen.

Bei all' dem ſtanden jene und ähnliche ſchöne geiſtige Kräfte, welche Ungarns Boden zog und nährte, vereinzelt da, und bildeten bloße Oaſen, ohne auf die Nationalcultur im Ganzen einen gedeihlichen Einfluß zu nehmen. Auch die unter Mathias geſtifteten beiden gelehrten Geſellſchaften zu

Ofen und in Siebenbürgen ſchränkten ihre Wirkſamkeit auf den engen Kreis ein, welchen ſie beſchrieben. Wiſſenſchaft und höhere Geiſtesbildung zogen ſich ſcheu in die Stubenluft der Bibliotheken und Zellen zurück, und ſuchten noch nicht den freien Aether des Volkslebens auf. Um ſo ſchneller mußten ihre Keime wieder verdorren, als der Unglückstag von Mohács Verwüſtung und Barbarei daher führte.

Sechſter Zeitraum.

Ungarn unter den Königen Wladislaw II. und Ludwig II. bis zu des Letzteren Tode in der Schlacht von Mohács, von 1490 bis 1526.

Zwar war es dem Könige Mathias, wie wir geſehen, gelungen, die Stände zur Anerkennung ſeines unächten Sohnes Johannes Corvin, als Thronfolger in Ungarn, zu bewegen; aber was damals dem Lebenden zugeſagt worden, hielt nach ſeinem Hintritte, weder den Verhältniſſen, noch dem Rechte gegenüber, die Probe aus. Das Letztere, obſchon bereits durch des Mathias Wahl verletzt und umgangen, ſprach noch immer laut für König Albrecht's Tochter und Erbin, die Königin Eliſabeth von Polen, und deren Söhne; aber wieder mußte es von vielen Seiten Eingriff und Widerſpruch erfahren, ehe es ſich durchkämpfte; denn der lockende Beſitz des ungariſchen Thrones rief zahlreiche Bewerbungen und Scheinanſprüche herbei.

Die königliche Witwe Beatrix, mächtig durch ihren Anhang und ihren Geiſt, ſchien auf die neue Wahl keinen geringen Einfluß ausüben zu wollen, und Johannes Corvin ſuchte gleich Anfangs ihren Beiſtand zu gewinnen. Aber ihr Auge ſuchte einen Thronfolger, welchem ſie mit der Krone zugleich ihre Hand reichen, und ſo auch ſich ſelbſt die Würde und die Macht einer regierenden Königin von Ungarn ſichern könne. Als ihr Gemahl aus dem Leben dahin geſchieden war, kehrte ſie, um den Wahlverhandlungen nahe zu ſeyn und ſie nach ihrem Wunſche zu lenken, nach Ofen zurück, und erließ unterwegs von Komorn aus ein Rundſchreiben an die Comitate und Städte, wodurch ſie dieſelben auf den, vier Wochen ſpäter im Rakoſer Felde wegen der Königswahl zu eröffnenden Landtag berief. Bis zu dieſem Landtage war die Reichsverweſung in die Hände der Königin Witwe und des Herzogs Johannes Corvin, mit einem Staatsrathe von fünf Biſchöfen und drei Magnaten, gelegt worden.

Die Königin hatte ſich anfänglich den verwitweten römiſchen König, Maximilian, auserſehen; er ſollte, ſo war es ihre Abſicht, als ihr Gatte den Thron Ungarns mit ihr einnehmen, und zugleich ihr ſelbſt früher oder ſpäter zu der Würde einer Kaiſerin verhelfen. Maximilian, durch ſeinen Vater, den Kaiſer Friedrich, angeregt, war, als Beatrix ihn einlud, mit den Waffen in der Hand Beſitz von Ungarn zu nehmen, und ihn ihres und des Beiſtandes ihrer Anhänger verſicherte, gern bereit zu dieſer Erwerbung, die ſein kühner Unternehmungsgeiſt ſich leichter vorſtellte, als ſie war. Vorwand gab ihm die frühere Erwählung ſeines Vaters und deſſen, vertragsweiſe ihm zugeſtandene Fortführung des königlichen Titels von Ungarn.

Dazu kam, daß die Königin Eliſabeth von Polen ſelbſt ihrem Hauſe die Durchfechtung ſeiner Rechte erſchwerte, indem ſie ihren Erſtgeborenen, Wladislaw, der bereits als König in Böhmen herrſchte, von der Thronfolge Ungarns auszuſchließen, und dieſelbe ihrem jüngeren, befähigteren und geliebteren Sohn, Johann Albrecht, zuzuwenden trachtete, ſo daß nunmehr in Polen ſelbſt ſich zwei Parteien, die eine für Wladislaw, die andere für Johann Albrecht, erhoben und einen Kampf um die heilige Krone mit einander zu beginnen im Begriffe ſtanden.

Unter ſolchen Umſtänden brach der zur Wahl beſtimmte Rakoſer Tag (15. Mai 1490) an. Der Erlauer Biſchof, Urban Dóczy, welcher zugleich das ſeit Emerich Zápolya's Tod unbeſetzt gebliebene Palatinat verwaltete, erſchien zuerſt mit zahlreicher bewaffneter Begleitung; ſeine Brüder Emerich und Peter Dóczy und Franz Haraszt folgten mit dritthalb tauſend Reitern. Dann kamen der Siebenbürger Woiwode, Stephan Báthory und die Herren Berthold Drágffy, Ladislaw Móròcz von Megyeſalva und Ladislaw von Loszoncz mit vierthalb tauſend Bewaffneten; nach ihnen die Szekler, die Pöſinger Grafen Sigmund und Peter, Blaſius Magyar, Paul Kiniſy, die Rozgonyer, Kániſayer und Szécſyer mit ihrem Volke. Jeder von ihnen huldigte irgend einer Partei, und darum ſtellten ſich alle gerüſtet und bewehrt ein, um ihren Wahlſtimmen, Falls ſie auf Widerſpruch ſtoßen ſollten, den Nachdruck offener Gewalt zu verleihen.

Der Königin Beatrix Abfall von Maximilian's Sache ſchien zu einer größeren Einheit zurück führen zu wollen. Herrenlos und die beſonderen Abſichten der königlichen Frau nicht durchſchauend oder nicht durchſchauen wollend, hatte König Maximilian in ſeinem Antwortſchreiben ſie

„Mutter“ genannt, und dadurch die weibliche Eitelkeit der Königswitwe, die ihm nicht Mutter, ſondern Gattin ſeyn wollte, aufgeſtachelt. Von Stund' an entzog ſie ihm ihre Huld, und erſah ſich jetzt zu gleichem Zwecke den noch unverehelichten Wladislaw, den ſie heimlich auffordern ließ, den Rakoſer Wahltag zu beſchicken, ihm auf ihre thätigſte Mitwirkung zu ſeiner Erhebung Ausſicht gab, und dagegen von ihm das Verſprechen, ſich ehelich mit ihr zu verbinden, erlangte. Auf ihrer Seite ſtanden die, zwiſchen der Waag und der March anſäßigen Landherren, welche, um ihrer eigenen Sicherheit willen, nur einen König haben wollten, der zugleich über Mähren und Schleſien gebiete. Hingegen hielten die Reichsſaſſen des nördlichen Gebietes zur Partei des Johann Albrecht, da Wladislaw's Schwäche und Unthätigkeit ihnen dem Beſitze und der Behauptung zweier Throne nicht gewachſen ſchien.

In den erſten Tagen des Juni verſammelte der Biſchof von Erlau die anweſenden Stände zu Peſth in der Kirche der heiligen Jungfrau, um die Gewaltboten der bewerbenden Fürſten anzuhören. Während dieſer Zeit hatten mehre Magnaten, unter ihnen Blaſius Magyar, der Zempliner Vicegeſpan Niklas von Lapispatak, und noch andere Herren aus den Saroſer, Abaujvárer, Szathmárer, Unghvárer, Ugocſer und Bereghér Comitaten, den kühnen, doch Nichts entſcheidenden Schritt gewagt, den polniſchen Prinzen Johann Albrecht zum Könige von Ungarn auszurufen, waren aber von den übrigen Verſammelten, unter Beſchuldigung des verletzten Wahlrechtes, ſofort wieder zum Schweigen gebracht worden.

Es wurden nun in der Ständeverſammlung zuerſt die Abgeordneten des Königsſohnes, Johannes Corvin, vernommen, zu deſſen Gunſten der Raaber Biſchof Thomas Bákács von Erdöd und der Großwardeiner Johannes Pruis, unter Hinweiſung auf die unſterblichen Verdienſte ſeines Vaters, mit Wärme und Nachdruck ſprachen. Nach ihnen ergriffen die Geſandten Kaiſer Friedrich's und des Königs Maximilian das Wort, mit Berufung auf frühere Verträge, namentlich auf den Neuſtädter Erbvertrag, „erblich Gerechtigkeit,“ und die frühere Wahl des Kaiſers; ſie ſollten, zufolge der ihnen ertheilten Inſtruction, insgeheim auch wieder mit der Königin Beatrix unterhandeln und ihr „Troſt und Hilfe zuſagen,“ zugleich eben ſo insgeheim die ungariſchen Herren daran erinnern, daß die Könige von Böhmen und Polen der Krone zu Ungarn nie „gut gethan“ hätten. (S. Kaiſer Friedrich's Inſtruction für ſeine Geſandten an ſeinen Sohn, König Maximilian, aus

dem k. k. geheimen Archiv mitgetheilt in Lichnowsky's Geſchichte des Hauſes Habsburg, Band VIII., DCCLVIII.) Die Abgeordneten des Königs Kazimierz nahmen das Erbrecht der polniſchen Prinzen, als Enkel König Albrecht's, für ausgemacht und unbeſtreitbar an, und ſtellten den Ungarn nur frei, für welchen der drei Söhne ihres Königs — Wladislaw, Johann Albrecht und Sigmund — ſie ſich entſcheiden wollten, wobei ſie jedoch Johann Albrecht vorzugsweiſe empfahlen und Polens Hilfe gegen Jedermann zuſagten, der die Wahl zu beſtreiten wagen würde. Die Bevollmächtigten des Königs von Neapel boten ihre Beredſamkeit für die Königswitwe Beatrix auf. Am zuverſichtlichſten benahmen ſich die böhmiſchen Gewaltboten, indem ſie nicht nur Wladislaw's allernächſtes Erbrecht behaupteten, ſondern auch, für den Fall, daß Ungarn ſich als ein Wahlreich betrachte, auf den Vortheil, welcher aus der Vereinigung Ungarns und Böhmens unter Einem Scepter für beide Reiche hervor gehen würde, ſo wie im anderen Falle auf den Nachtheil hinwieſen, den eine Uebergehung Wladislaw's für Ungarn insbeſondere mit ſich bringen müſſe, indem jene böhmiſchen Kronlande: Schleſien, Mähren und Lauſitz, welche Mathias für ſeine Lebensdauer beſeſſen, nunmehr, kraft heiliger Verträge, an Wladislaw fallen und ſo dem ungariſchen Reiche auf immer verloren gehen würden.

Keine der vorhandenen ungariſchen Parteien wagte mit einer entſchiedenen Erklärung hervor zu treten; eine jede ſuchte ihren Anhang erſt noch zu vermehren, und einſtweilen die übrigen durch unbeſtimmte Aeußerungen hinzuhalten. Nur gegen Johannes Corvin getraute man ſich nicht, jenes täuſchende Spiel anzuwenden; denn in ſeiner Gewalt war die Wyſſegrader Burg mit der Reichskrone und den Krönungsinſignien, und der Befehlshaber der Burg, der entſchloſſene und muthige Blaſius von Ráska, ihm mit allem Eifer zugethan.

Aus dieſem Grunde ſchloſſen (17. Juni) acht Biſchöfe und fünf und zwanzig Magnaten, als Bevollmächtigte des Reiches, in geheimer Zuſammenkunft mit Johannes Corvin einen urkundlichen Vertrag, und ſicherten ihm darin zu, daß, im Falle ein Anderer, als er, auf den Thron Ungarns berufen würde, Johannes Corvin zum Könige von Bosnien ernannt und einige Tage nach des Ungarnkönigs Krönung gekrönt werden ſollte. Nebſt dem Königreiche Bosnien wurde ihm der Beſitz des Herzogthums Slavonien erblich, das Banat von Dalmatien und Kroatien lebenslänglich und als

Reichswürde zugeſichert. Zur Unterhaltung der Feſtung Janicza und anderer feſten Plätze in Bosnien und Kroatien ſollte er von dem künftigen Könige und deſſen Erben jährlich zwölf tauſend Ducaten und zehn Tonnen Salz empfangen. Er ſollte ſich ſelbſt König von Bosnien, Herzog von Slavonien, Oppeln und Liptau, auch Ban von Dalmatien und Kroatien nennen, und eben ſo von dem künftigen Könige und den Ständen Ungarns betitelt werden. Güter, welche in Slavonien, aus Mangel an männlichen Erben oder aus anderem rechtlichen Grunde, der ungariſchen Krone anheim fallen würden, und nicht weiter, als auf fünfzig Bauernhöfe, ſich erſtreckten, ſollte er nach Gutdünken und Belieben zu vergaben befugt, der künftige König und deſſen Nachfolger verpflichtet ſeyn, die Schenkungsbriefe zu beſtätigen. In Ernennung der Unterbane, Richter und anderer Beamten in den ihnen angewieſenen Provinzen, wurde ihm unbegränzte Freiheit zuerkannt; nur den Rechtszug von ſeinem oder ſeiner Beamten Gerichtshof an den König ſollte er geſtatten, und die endliche Entſcheidung desſelben oder des Judex Curiae ungehindert vollziehen laſſen. Es wurde ihm der erbliche Beſitz ſämmtlicher, von ſeinem Vater in allen Gegenden des ungariſchen Reiches ihm verliehenen Städte, Burgen, Schlöſſer, Feſtungen, Herrſchaften und Ländereien beſtätigt; aber die Schlöſſer Brinyie und Belay im Zengger Gebiete ſollten ihm nur lebenslänglich bleiben. Die ihm zugehörigen, von der Königin Beatrix und den Magnaten kürzlich an Stephan von Zápolya für ſiebzehn tauſend Ducaten verpfändeten Herrſchaften Forchtenſtein und Eiſenſtadt ſollten auf dem erſten Landtage nach des künftigen Königs Krönung ausgelöſet und ihm erblich eingeräumt werden. Gelangten die Burgen und Herrſchaften Athyna, Ujvár, Nekche, Fejérkö und Thethawſyna nach dem Tode ihrer gegenwärtigen Beſitzer geſetzlicher Weiſe an die ungariſche Krone, ſo ſollten ſie dem Herzoge Johannes erblich verliehen werden. Die Schlöſſer Preßburg und Komorn mit dem Range des Obergeſpans, und die Herrſchaft Dotis mit allen Rechten und Nutzungen, ſollte er, als rechtmäßiger Pfandbeſitzer, zu übergeben nicht verbunden ſeyn, bis ihm oder ſeinen Erben durch den künftigen König oder deſſen Nachfolger die Pfandſumme von vierzig tauſend Ducaten entrichtet worden. Auch die Städte Bryſecz und Koſtanitza mit den Schlöſſern in Krain, welche er ſeinen Dienſtmannen für Sold verſchrieben, ſollten, bis zu Befriedigung derſelben, in ſeinem Beſitze bleiben. Würden in ſpäterer Zeit er oder ſeine Erben in ihrem Beſitzthume rechtlich angefochten und zur Räu-

mung verurtheilt, ſo hätte der König die Verpflichtung auf ſich, entweder die Gegenpartei auf andere Art zufrieden zu ſtellen, oder den Herzog und deſſen Erben durch Verleihung anderer Güter von gleichem Werthe zu entſchädigen. Zu einiger Vergeltung der ihm zuerkannten Provinzen ſollte er Petau, Radkersburg, Wieneriſch-Neuſtadt, mit ſämmtlichen Städten und Plätzen, welche er bisher in Oeſterreich, Steyermark, Kärnten und Krain, eben ſo alle Herzogthümer und Herrſchaften, die er in der Lauſitz, in Ober- und Niederſchleſien beſeſſen, der ungariſchen Krone abtreten. An die Letztere müßten auch, im Falle er ohne Leibeserben ſtürbe, alle ihm zuerkannten Schlöſſer, Feſtungen, Städte heimfallen; nur über ſolche Güter und Herrſchaften, welche er von dem verſtorbenen Könige als Schenkung empfangen, dürfe er zu Gunſten ſeiner Freunde verfügen. Der künftige König von Ungarn ſollte erſt nach eidlicher Beſtätigung dieſes Vertrages die Gränzen des Reiches betreten dürfen. Der Herzog aber müſſe, ſogleich nach vollzogener Vertragsurkunde, die heilige Reichskrone ausliefern; die Feſtungen Ofen, Wyſſegrad und Belgrad möge er bis zur Wahl eines einheimiſchen, oder zur Ankunft eines auswärtigen Königs beſetzt halten.

Johannes Corvin erklärte ſich mit dieſem Abkommen zufrieden, und ſein Rücktritt aus der Reihe der Bewerber um die Krone würde hiermit entſchieden geweſen ſeyn, hätten ſeine Anhänger ihre Plane eben ſo freiwillig fahren laſſen, wie er. Aber Dieſe, an ihrer Spitze der Fünfkirchener Biſchof Sigmund Ernſt; Lorenz, Herzog von Ujlák; Johannes, Deſpot von Rascien und Ban von Jaicza; Bartholomäus von Beriszlo, Prior von Vrana, und die übrigen Magnaten aus dem weſtſüdlichen Ungarn, aus Kroatien und Slavonien, lagerten ſich, bereit, des Königsſohnes Corvin Anſprüche auf die Krone Ungarns, vielleicht ſelbſt gegen ſeinen Willen, auf das Aeußerſte zu verfechten, mit ſieben tauſend wohlgerüſteten Mannen vor Peſth. Die Wahlherren der anderen Parteien fühlten ſich durch dieſe drohende Bewegung nicht wenig eingeſchüchtert, denn ſie waren die Schwächeren, indem ein großer Theil der Verordneten, theils aus Unwillen über das Hinausziehen dieſes Landtages, theils aus Furcht vor den kommenden Ereigniſſen, heimgezogen waren. Unterdeſſen wurde, wahrſcheinlich mit Abſicht, das Gerücht ausgeſprengt, zwiſchen Oeſterreich und Polen ſey ein Vergleich geſchloſſen worden, nach welchem König Maximilian den weſtlichen, Johann Albrecht den öſtlichen Theil Ungarns in Beſitz nehmen und ſomit dieſes Reich zerſtücken wollten.

Jetzt drang die böhmiſche Partei auf Entſcheidung der Wahl, und der Erlauer Biſchof verſammelte, um durch die Heiligkeit des Ortes Gewaltthätigkeiten zu verhindern, die Stände im Dome der heiligen Jungfrau zu Peſth, wo er eindringlich zur Ruhe ermahnte und gegen die Herren aus Weſtungarn, Kroatien, Slavonien den Wink fallen ließ, Wladislaw ſey ſchon vor ihrer Ankunft gleich im Beginne des Landtages, insgeheim, doch einhällig, zum Könige von Ungarn erwählt worden. Erzürnt über dieſen eigenmächtigen Schritt, verließen der Biſchof von Fünfkirchen und der Herzog von Ujlák und die übrigen Anhänger ihrer Faction die Verſammlung, begaben ſich mit dem Erzbiſchof von Colocza in die, von den Leuten Johannes Corvin's beſetzt gehaltene Ofener Burg, verlegten ihre Mannſchaften auf das rechte Donauufer, und machten, während die übrigen Stände noch zu Peſth verſammelt waren, Anſtalten, von der Feſtung aus die Stadt Ofen für den Herzog Johannes in ihre Gewalt zu bringen.

Schon ſchien der Bürgerkrieg unvermeidlich, als der Vorſchlag Einiger: dem von dem verſtorbenen Könige begünſtigten Stephan von Zápolya die Ernennung eines Königs zu übertragen, durchging; indem ſonderbarer Weiſe eine jede Partei ſich mit der Ueberzeugung ſchmeichelte, Zápolya werde in ihrem Sinne entſcheiden. Sofort wurden an denſelben Abgeordnete nach Wien geſendet, um ihm dieſen wichtigen Auftrag zu überbringen. Zápolya war keineswegs ſo aller Parteiſucht fremd, wie die Beſſergeſinnten ihn glaubten; ja, einen Augenblick mochte ihm ſogar die Erhebung ſeiner eigenen Familie vor Augen ſchweben, denn als ihm jene Botſchaft zukam, hob er ſeinen dreijährigen Sohn, Johannes, auf ſeinen Armen empor, ſprechend: „mein Sohn, wäreſt du nur ſchon ſo groß gewachſen, ich machte Dich zum Könige von Ungarn.“ Von Wladislaw bereits durch Beſtechung und durch Verheißung künftiger, noch größerer Vortheile gewonnen, überdies hoffend, unter dieſem ſchwachen Könige unumſchränkte Gewalt zu erhalten, war Zápolya nicht unſchlüſſig, Jenem ſeine Stimme zu geben, wozu es ſeiner Beredſamkeit auch nicht an Gründen fehlte.

Den hauptſächlichſten Nachdruck verlieh dieſem Ausſpruche Zápolya's der Großwardeiner Biſchof, Johannes Pruis, welcher, begierig, ſich bei dem neuen Könige Dank und Einfluß zu erwerben, ſchleunigſt von Wien nach Mähren reiſete, wo die, von Mathias gegründete ſchwarze Legion im Sommerlager ſtand, dieſelbe durch Vertheilung von hundert tauſend Duca-

ten für Wladislaw gewann, deſſen Erwählung er als ausgemacht ſchilderte, und ſie zu dem Banner dieſes Königs ſchwören ließ. Der Beitritt dieſes furchtbaren, unbeſiegten Heeres gab der Sache Wladislaw's einen mächtigen Aufſchwung, und drückte die Ausſichten aller übrigen Parteien herab. Bei dieſem Stande der Dinge vermehrte ſich Wladislaw's Anhang gar bald durch Ueberläufer aller Factionen. Der Herzog Johannes Corvin hielt ſich auf der Ofener Burg nicht mehr ſicher; er ließ eilig die heilige Krone ſammt den königlichen Inſignien und dem Reichsſchatze nach Fünfkirchen ſchaffen, und übergab die Burg und einen Theil der Beſatzung ſeinem bewährten Freunde, Blaſius von Ráska. Er ſelbſt begab ſich mit der übrigen Mannſchaft in das Lager ſeiner Anhänger, und brach, gedeckt durch ihre Banderien, mit ihnen gegen Slavonien auf. Aber, auf Anordnung der verſammelten Stände, ſetzten Stephan Báthóry und Paul Kiniſy mit berittener Mannſchaft den Flüchtlingen nach, und ereilten ſie in der Tolner Geſpanſchaft, hinter den Sümpfen des Sárwaſſers. Da die Corviner die geforderte Rückkehr verweigerten, kam es zu einem Gefechte, das, nachdem auf beiden Seiten anſehnliche Opfer gefallen, ſich zum Nachtheile der Erſteren entſchied. Herzog Johannes entfloh und warf ſich mit ſeinen Anhängern in die benachbarten Schlöſſer des Fünfkirchener Biſchofs. Der Letztgenannte eilte nach Fünfkirchen, um dieſe Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; der Herzog von Ujlak ging nach Sirmien; Johannes Corvin mit der entführten Krone und den Reichsinſignien nach Slavonien. Das Corviniſche Lager wurde von den Nachſetzenden geplündert, und große Beute gemacht, auch ſiebzig edle Herren, unter ihnen der Vraner Prior und Georg von Kaniſa, gefangen genommen, aber gegen das Verſprechen ihres Beitrittes zur geſetzlichen Königswahl ſogleich freigegeben. Dagegen wurde über die geflüchteten Corviner die Acht ausgeſprochen, die Güter derſelben eingezogen und von der Königin Beatrix an ihre und Wladislaw's Anhänger vergabt.

Die Entfernung vom Schauplatze der Wahlkämpfe wurde Herrn Stephan von Zápolya um ſo unerträglicher, je ſchwieriger zugleich ſeine Lage in dem für Ungarn eroberten und durch ihn beſetzt gehaltenen Wien ſich geſtaltete. Durch eine ihm drohende Verſchwörung geängſtigt, ſendete er ſeine Gemalin und ſeine Kinder nach Ungarn voraus, übertrug die Behauptung des Platzes Herrn Ladislaw von Upór mit vier hundert Mann, und ſchiffte ſich dann eiligſt auf der Donau nach Ofen ein, wohin er, auf demſelben

Wege, früher ſchon den Leichnam des Königs Mathias befördert hatte. Durch ſeine unerwartete Ankunft wurden die ſchwankenden Wähler zu entſchiedenerem und ſchnellerem Handeln ermuthigt. Am 15. Juli berief der Biſchof von Erlau die anweſenden Prälaten, Magnaten und Herren, den päpſtlichen Legaten und die Botſchafter der auswärtigen Fürſten zur Verſammlung in die St. Georgskirche, ſetzte hier in eindringlicher Rede das ausſchließende Recht Wladislaw's aus einander, und verkündigte deſſen Wahl zum Könige Ungarns. Ohne es zu ahnen — denn noch immer ſahen ſie Ungarn für ein Wahlreich an — hatten die Wählenden der Gerechtigkeit Genüge gethan und den einzig rechtmäßigen Erben des Thrones wirklich auf denſelben erhoben. (Lichnowsky, Band VIII. S. 150.) Dem Könige Marimilian wurde von den Ständen die geſchehene Wahl mit der Behauptung angezeigt: er oder ſein kaiſerlicher Vater hätten die Krone ſchon deshalb nicht erlangen können, weil ſie dieſelbe dem Rechte nach gefordert, Ungarn aber ſeine freie Wahl behaupten wolle! Die kaiſerlichen Geſandten hatten Nichts thun können, als gegen Wahl und Wahlfähigkeit Einſprache zu legen.

Wladislaw, ſchon früher von ſeiner ſicheren Erhebung unterrichtet, näherte ſich den Gränzen des Reiches an der Spitze eines Heeres von fünfzehn tauſend Mann. Eine feierliche Geſandtſchaft des Landtages ging ihm entgegen, um ihn zu begrüßen und ihm die Bedingungen ſeiner Erwählung vorzulegen. Sie traf ihn auf dem Felde bei Forkashida unterhalb Tyrnau, wo er (31. Juli) ſich urkundlich verpflichtete: die Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten der Reichsſaſſen unverkürzt zu erhalten; alle mit denſelben in Widerſpruch ſtehenden Verfügungen des Königs Mathias abzuſchaffen; beſonders die Kriegsſteuer von Einem Ducaten nie zu fordern, ſondern mit den gewöhnlichen Kammereinkünften ſich zu begnügen; den, durch Machtſprüche des verſtorbenen Königs oder durch Gewaltthaten Anderer, ihrer Güter beraubten Herren zu ihrem Rechte und Beſitze wieder zu verhelfen; die Krone und die Reichsinſignien auf der Wyſſegrader Burg von eigenen, dazu angeſtellten Beamten verwahren zu laſſen. Ferner mußte er geloben, Mähren, Schleſien, Lauſitz und die Sechsſtädte nicht anders, als gegen Entrichtung des zu Olmütz feſtgeſetzten Löſegeldes, von dem ungariſchen Reiche zu trennen; die dafür eingehenden Summen in der Reichsſchatzkammer zur Beſtreitung öffentlicher Bedürfniſſe niederzulegen; von des Mathias Eroberungen in Oeſterreich, Steyermark, Krain und Kärnten, ohne Geneh-

migung der Prälaten und Barone Nichts dem Kaiſer abzutreten; ſein Hoflager größtentheils in Ungarn zu halten; in Staatsſachen nur mit Ungarn, nicht mit Ausländern Berathung zu pflegen, und auch nur an Jene Beſitzungen, Aemter und Würden zu verleihen; keine Eingriffe in die geſetzliche Rechtspflege zu unternehmen; ohne richterlichen Ausſpruch Niemand in der Freiheit ſeiner Perſon, noch an Gütern und Rechten zu verletzen, und über das Münzweſen Nichts ohne Genehmigung der Stände zu verfügen. Zugleich beſtätigte er urkundlich den, von den Ständen mit Johannes Corvin geſchloſſenen Vertrag.

Unterdeſſen hatte der Biſchof Urban Dóczy es ſich eifrig angelegen ſeyn laſſen, die Corviniſche Partei zu friedlicher Unterwerfung zu bewegen, was ihm bei den vornehmſten Häuptern derſelben auch glücklich gelang. Mit edlem Beiſpiele ging der Herzog Johannes Corvin voran, der, unter der Bedingung: daß alle, gegen ſeine Anhänger erlaſſenen Achtserklärungen widerrufen, ihre eingezogenen und weiter vergabten Güter zurück geſtellt, die dagegen ſich Auflehnenden als Hochverräther behandelt würden, die Reichskrone ſelbſt nach der Hauptſtadt brachte und ſeinen Hauptleuten befahl, die Burgen von Wyſſegrad und Ofen den königlichen Beſatzungen unweigerlich zu übergeben. Einige ſeiner bisherigen Anhänger, mit dieſer Unterwerfung ihres Parteihauptes unzufrieden, gingen in die Dienſte König Maximilian's, um unter dieſem neuen Banner den alten Widerſtand gegen König Wladislaw fortzuſetzen. Dem Letzteren erſtand unerwartet ein neuer Gegner in ſeinem Bruder Johann Albrecht, welcher, nicht geſonnen, ſeinen Hoffnungen auf die Krone Ungarns ſo ſchnell zu entſagen, und auf Anſtiften ſeiner, ihn begünſtigenden, Mutter Eliſabeth, der eigentlichen Erbin Ungarns, von ſeinem Vater Kazimierz mit einem polniſchen Heere unterſtützt, in die Nográder Geſpanſchaft eingefallen war, um die Stimmen, welche ihn im Rákoſer Felde zum Könige ausgerufen hatten, mit Waffengewalt wahr zu machen, und alle Vorſtellungen der von Wladislaw an ihn geſendeten Botſchafter mit Beharrlichkeit zurück wies. Wladislaw, nachdem er in die Hauptſtadt ſeines neuen Reiches eingezogen war, hatte auf dem Rákoſer Felde eine erfolgloſe Unterredung mit ſeinem Bruder, welcher Siebenbürgen als Entſchädigung forderte. Statt deſſen ließ ihm Wladislaw die Belehnung mit dem Herzogthume Glogau antragen, worauf Johann Albrecht eingehen zu wollen ſchien, als aber keine Anſtalten zur Erfüllung dieſes Verſprechens

erfolgten, das Erlauer Gebiet verheerte, Kaſchau eingeſchloſſen hielt, und ſeine Polen durch die Geſpanſchaften Torna, Gömör und Saros ſtreifen ließ. Wladislaw, vorläufig nur trachtend, ſeiner Erwählung durch die Krönung das Siegel aufzudrücken, that keine Schritte, die Feinde zu vertreiben; im feierlichen Zuge erhob er ſich von Ofen nach Stuhlweißenburg, und ließ ſich hier im Dome durch den Agramer Biſchof Oswald — denn der Graner Erzbiſchof Hippolyt von Eſte konnte, wegen noch nicht erhaltener Weihe, dieſe Handlung nicht verrichten — die von dem Herzoge Johannes Corvin ihm vorgetragene Reichskrone aufſetzen.

Des Königs Mathias Tod und die Abreiſe Zápolya's zogen alsbald den Verluſt der in des Kaiſers Staaten gemachten Eroberungen nach ſich. Der heldenmüthige Maximilian ruhte nicht, bis er ſeine Erblande von Feinden gereinigt ſah. Die ungariſchen Beſatzungen in Steyermark mußten ſich in ihre Heimat zurück ziehen, und die feſten Plätze wurden wieder von den Kaiſerlichen eingenommen. Auch Oeſterreich hatten die Ungarn größtentheils räumen, und ſich auf die feſten Plätze beſchränken müſſen; daher König Maximilian, nachdem er Neuſtadt, jedoch ohne das Schloß, beſetzt, ein Lager bei Kloſterneuburg bezog. In Wien herrſchte große Unzufriedenheit mit dem ungariſchen Regimente, und am 22. Auguſt führte der Rath dieſer Hauptſtadt den König Maximilian feierlich in dieſelbe ein. Ladislaw von Upór hatte ſich in die Burg zurück gezogen, welche ſogleich belagert, beſchoſſen, dreimal geſtürmt und dergeſtalt zugerichtet wurde, daß die Beſatzung am zehnten Tage gegen freien Abzug ſich ergeben mußte. Gleich darauf eilte der unermüdliche Maximilian, das freiwillig geräumte Neuſtädter Schloß in Beſitz zu nehmen. Bruck befreite ſich ſelbſt, und ſo blieben den Ungarn in Kurzem nur mehre kleine feſte Plätze und Schanzen in Oeſterreich; die ſtärkſten derſelben waren die Tettauer Schanzen bei Ernſtbrunn, welche Gotthard von Starhemberg einnahm, und Schloß Schiefereck. Tobias von Boskowicz hatte mehre Orte erobert, als: Einödt, Seiſſenſtein, Hollenburg, Stein, Mautern, Getzendorf, St. Pölten. Maximilian's Heer lagerte ſich dann wieder bei Kloſterneuburg, das er mittels Maſchinen bezwang.

Nachdem Maximilian mit ſiegreicher Hand ſeine Erblande befreit hatte, ſchritt er zur Verfolgung ſeiner vermeinten Anſprüche auf die ungariſche Krone. Verſtärkt durch baieriſche, brandenburgiſche, heſſiſche und anhaltiniſche Truppen, hatte er ſein Heer beinahe auf zwanzig tauſend Mann

gebracht, mit welchen er am 17. September 1490 von Wien gegen Ungarn aufbrach, indem er die Städte dieſes Reiches unter Verſprechung, ihre Privilegien aufrecht zu halten und zu vermehren, auf ſeine Seite zu ziehen trachtete. Es war die Nachricht gekommen, Jakob Szekelyi habe die feſten Plätze in Steyermark übergeben und, ſammt vielen Magnaten, Maximilian's Partei ergriffen, welchem durch dieſen Beitritt faſt das ganze weſtliche und ſüdliche Ungarn bis an den Plattenſee und die Drave entlang bis zur Donau, zufiel.

Vergebens drangen die noch zu Stuhlweißenburg verſammelten Herren in den König Wladislaw, ſeinen Gegnern beherzt die Spitze zu bieten; aber er zog in ſeiner Gemächlichkeit vor, ſich auf Vertheidigung zu beſchränken, welche er, gegen die Oeſterreicher den Herzogen Johannes Corvin und Lorenz von Ujlák, gegen die Polen dem Zipſer Erbgrafen Stephan von Zápolya, gegen die Osmanen dem Temesvarer Grafen Paul Kiniſy übertrug.

Dieſe Sorgloſigkeit Wladislaw's ließ den Feinden Zeit, ungehindert Fortſchritte zu machen. Johann Albrecht begann Kaſchau zu belagern. König Maximilian aber nahm die Oedenburger und Eiſenburger Geſpanſchaften in Beſitz, eroberte Stein am Anger, und legte ſich am 1. November vor das feſte Weszprim, welches, nachdem die Stadt vergeblich auf Hilfe vom Könige gehofft hatte, der dortige Biſchof Johannes Vitéz, gegen Verheißung des Wiener Bisthums, übergab. Auch hier traten viele Vornehme des Landes zu Maximilian über. Sofort rückte Derſelbe auf die Krönungsſtadt Stuhlweißenburg los, zu deren Vertheidigung Stephan Báthory und Paul Kiniſy hingeſendet wurden. Aber dieſe fanden bei den Bürgern ſelbſt, die ſich hinreichend ſtark, und die Stadt durch ihre Lage genugſam geſchützt glaubten, Widerſtand, und brachten mit Mühe eine geringe Beſatzung in die Stadt. So in ihren Vertheidigungsmaßregeln gehemmt, beſchränkten ſich die ungariſchen Feldherren auf Anzündung der Bakonyer Vorſtadt, und gingen nach Ofen zurück. Am 17. November wurde Stuhlweißenburg zuerſt durch den Herzog Chriſtoph von Baiern geſtürmt, die Einwohner furchtbar mißhandelt und zum Theile erwürgt, die ganze Stadt ausgeplündert. Die ſiegreichen Truppen ſchlugen ſich um die Beute, welche ſie für ungleich vertheilt hielten, und es entſtand grauenvolle Verwirrung. Der König Maximilian, welcher vergeblich dieſen Unordnungen zu ſteuern ſuchte, verweilte drei Wochen in der eroberten Stadt, während welcher Zeit zwar ſein Anhang ſich vergrößerte, aber zugleich auch Báthory und Kiniſy Zeit gewannen, die

Burg zu Ofen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Als endlich Maximilian gegen Altofen rückte, verweigerten ſeine Truppen wegen rückſtändigen Soldes den Dienſt. Da ſie ſich nicht beſchwichtigen ließen und Maximilian kein Geld auftreiben konnte, mußte er nach Stuhlweißenburg ſich zurück ziehen. Seine meiſten Söldner ſuchten im Voraus den Heimweg, die übrigen wurden entlaſſen, viele derſelben im Bakonyer Walde von ungariſchen Streifparteien und dem Landvolke aufgerieben. Mit dem übrigen Heere rückte Maximilian über Weszprim, ließ das, Herrn Paul Kiniſy gehörige, feſte Bergſchloß Vaszony erſtürmen und niederbrennen, und zog, König von Ungarn ſich nennend und in ſolcher Eigenſchaft Gnadenacte übend, über Oedenburg nach Neuſtadt, wo er am 26. December eintraf. Seine Eroberungen in Ungarn hatten, wie ſich bald zeigte, keinen Beſtand.

Noch aber ſtand ein anderer Feind auf ungariſchem Boden: der Prinz Johann Albrecht. Wladislaw, durch das endliche Eintreffen der ſchwarzen Legion, und durch das Erſcheinen des Großwardeiner Biſchofs Valentin Wuk mit Reiterei und Geld, ermuthigt, zog (1491) ſelbſt gegen Kaſchau, wohin er Herrn Stephan von Zápolya voraus ſendete. Doch kam es nur zu kleinen Gefechten; die von beiden Theilen vorbereitete Hauptſchlacht unterblieb, und man ſchritt zu Unterhandlungen. Am 20. Februar einigten ſich die Brüder dahin: Wladislaw ſollte die Krone Ungarns behalten; Johann Albrecht, für Abtretung ſeines vermeintlichen Rechtes, binnen drei Monaten die Fürſtenthümer Glogau, Sagan, Oels, Oppeln, Toſt, Koſel, die Städte Kroſſen, Steinau, Beuthen, Hohenplotz mit mehren Schlöſſern und Marktflecken bekommen. Was davon etwa an Andere verpfändet oder vergabt ſey, ſollte Wladislaw binnen jener Friſt auslöſen und zurück bringen, um es ſeinem Bruder zu übergeben. Weil Oppeln noch von Johann Corvin, Oels von Konrad dem Weiſen rechtmäßig beſeſſen würde, ſo müßte Wladislaw, bis er jenes von dem Beſitzer durch Kauf oder Tauſch erworben hätte, dieſes nach Konrad's Tode ihm heimgefallen wäre, alljährlich, für erſteres drei tauſend Goldgulden, für letzteres den Betrag der Renten, wie Herzog Konrad ſie bezöge, ſeinem Bruder entrichten. Die Vaſallen und Unterthanen der abgetretenen Fürſtenthümer, Herrſchaften und Städte ſollten dem Könige Wladislaw, gleich dem übrigen Schleſien, zu allen Kriegsdienſten und Steuern verpflichtet, nur Johann Albrecht davon befreit bleiben. Gelangte Dieſer dereinſt auf den Thron Polens, oder verſtürbe er früher ohne männliche

Leibeserben, ſo müßten ſämmtliche Abtretungen an Wladislaw oder deſſen Nachfolger zurück fallen. Könnten die Könige Kazimierz oder Wladislaw, oder der Prinz Johann Albrecht ſelbſt, die ältere Verſchreibung der ungariſchen Thronfolge von dem Kaiſer Friedrich und ſeinem Sohne Maximilian, oder auch die künftige, im Falle Letztere den Frieden unter keiner anderen Bedingung ſchließen wollten, auf irgend eine Weiſe zurück erhalten, ſo ſollten die Stände Ungarns auf allgemeinem Landtage ſich verpflichten, nach Wladislaw's unbeerbtem Hintritte deſſen Bruder Albrecht zum Könige anzunehmen. An Letzteren ſollten, bis zur Uebergabe des Fürſtenthumes Glogau, die königlichen Freiſtädte Zeben und Eperies verpfändet bleiben. — Nach dem Abſchluſſe dieſes Vergleiches brach Johann Albrecht gegen Polens Gränzen auf; Wladislaw aber zog in das nun befreite Kaſchau ein, und belohnte die Treue der Bürgerſchaft und ſeiner Anhänger durch Beſtätigung aller Freiheiten.

Des Königs nächſtes Ziel mußte nun ſeyn, die Krönungsſtadt und die weſtlichen Geſpanſchaften den Kaiſerlichen zu entreißen; denn Maximilian hatte bei ſeinem Abzuge Beſatzung in Stuhlweißenburg zurück gelaſſen, welche auf Streifzügen Ozora und Paks erobert und während des Winters beträchtlichen Schaden verübt hatte. Stephan Báthory, mit der Wiedereroberung Stuhlweißenburg's beauftragt, führte die Banderien des ungariſchen Adels und die ſchwarze Legion nach Banhida im Dotiſer Bezirke und ließ vor Stuhlweißenburg auf der Ofener Seite das Lager aufſchlagen. Der König folgte nach und lagerte ſich vor der Bakonyer Vorſtadt am Salzſee; Paul Kiniſy, von Fünfkirchen herbei eilend, ſchloß ſich Báthory's linkem Flügel an, ſo daß nun die Stadt von jeder zugänglichen Seite eingeſchloſſen war. Während hier die Belagerung ihren Fortgang nahm, hatten die Böhmen, welche Weszprim beſetzt hielten, dieſen Platz übergeben; Kiniſy Vaszony und Ozora bezwungen; der Raaber Biſchof Thomas Bákács Sárvár erſtürmt; Johannes Corvin und Ladislaw Egerváry Agram erobert. Auch Stuhlweißenburg, durch das Geſchütz der Belagerer hart mitgenommen, vermochte ſich nicht länger zu halten. Die Beſatzung bot Unterhandlungen an, und erhielt vom Könige freien Abzug mit Waffen und Gepäck, und ſicheres Geleite bis an die öſterreichiſchen Gränzen zugeſtanden. Nur die Gefangenen und den Kirchenraub ſollte ſie zurück laſſen. So kehrte (29. Juli) die Krönungsſtadt unter ungariſche Herrſchaft zurück. Von allen Eroberungen Maxi-

milian's in Ungarn waren jetzt nur ſehr wenige mehr übrig, und ſein Gewinn beſchränkte ſich faſt nur auf einige Denkwürdigkeiten, von denen er das Schwert des Königs Mathias, „ſo er wider Haus Oeſterreich gebraucht," und eine große türkiſche Kanone, welche derſelbe König vor Belgrad genommen, dem Erzherzoge Sigmund als Geſchenk verehrte.

Kaum herrſchte auf dieſer Seite Ruhe, ſo erneuerte Johann Albrecht, welchem Wladislaw bisher nicht eine von allen ihm zugeſtandenen Bedingungen erfüllt hatte, die Feindſeligkeiten. Als gleichzeitig der König gefährlich erkrankte und ein falſches Gerücht ſeines Todes ſich verbreitete, ſchrieb Johann Albrecht einen Landtag nach Szerencs aus, um ſich, nach Maßgabe des letzten Friedensſchluſſes, zum Könige erwählen zu laſſen. Zwar ward ihm gleich bei ſeinem Einfalle in das Zempliner Comitat die ſichere Kunde, daß ſein Bruder noch lebe und geneſen ſey; gleichwohl rückte er vorwärts, eroberte die Perényſche Felſenburg Strozkó und richtete ſie zu ſeinem Waffenplatze ein, von welchem aus er längs der Bodroy hinab bis Tokay die Beſitzungen jener Landherren, welche ihn nicht als König anerkennen wollten, verheerte. Da führte, auf königlichen Befehl, Stephan von Zápolya einen, eben erſt aus Oeſterreich vertriebenen, ſieben tauſend Mann ſtarken böhmiſchen Haufen nach Kaſchau, wo Johann Albrecht die Belagerung plötzlich abgebrochen und gegen Eperies hinauf an die Tarcza ſich zurück gezogen hatte. Zápolya wartete hier ſo lange, bis durch das Eintreffen ungariſcher Truppen ſeine Heermacht ſich auf achtzehn tauſend Mann vermehrt hatte, zog dann aus Kaſchau längs der Tarcza hinauf, und bot den Polen die offene Feldſchlacht. Sie währte vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergange. Johann Albrecht kämpfte wie ein Löwe gegen die Uebermacht, ſtellte die zerriſſene Schlachtordnung der Seinigen einige Male wieder her, und nöthigte ſelbſt ſeinen Gegnern Bewunderung ab. Als Alles verloren war, ſchlug er ſich mit einer Handvoll Getreuer mitten durch die ungariſche Reiterei, und warf ſich in das befeſtigte Eperies. Sein Lager, ſein Geſchütz, ſeine Koſtarbeiten blieben in den Händen des Siegers, der ſogleich vor Eperies rückte und die Polen dort einſchloß. Wladislaw ſendete dem Zápolya Befehl, ſeinem Bruder milde Bedingungen zuzugeſtehen, und Denſelben, gegen das Verſprechen: Eperies, Zeben, Saros ungariſchen Befehlshabern einzuräumen, die Zempliner Schlöſſer heraus zu geben, nie wieder feindlich in Ungarn einzufallen, und überhaupt in Allem den jüngſt geſchloſſenen

Frieden zu beſtätigen — mit dem ſchweren Geſchütze und allen kriegsgefangenen Polen ohne Löſegeld in die Heimat ziehen zu laſſen. Dies gelobte Johann Albrecht eidlich und führte hierauf ſeine Polen wieder über die Karpathen.

Mittlerweile gediehen auch die langen Verhandlungen mit Oeſterreich endlich zu einem Abſchluſſe. Wladislaw wünſchte den Frieden, einmal weil er ſeine Stellung in Ungarn noch nicht hinlänglich geſichert wußte, indem Maximilian in den weſtlichen Geſpanſchaften noch großen Anhang zählte, und dann, weil die Vertheidigung gegen die, den Süden des Reiches bedrohenden Türken aber durch die offene Feindſchaft zwiſchen dem Deſpoten von Serbien und dem Herzoge Lorenz von Ujlák erſchwert war. Dem Könige Maximilian aber fehlte es an Geld und Truppen zu Betreibung des Krieges, und ſo wünſchten beide Theile Beilegung der Fehde. Bereits während der Belagerung Stuhlweißenburgs hatten Friedensunterhandlungen begonnen, und Abgeordnete beider Könige ſich in Preßburg verſammelt; für den Kaiſer: der Landeshauptmann Tobias von Boskovics und Czernahora, der Kämmerer und Erbſchenk von Tyrol Mathias von Spaur, der Reichsprotonotar Bernhard Perger, der kaiſerliche Rath Johann Fuchsmag; für König Maximilian: Graf Eitel Friedrich von Zollern, Verweſer zu Hohenberg, Bernhard von Polhain, Heinrich Prueſchink Freiherr von Stettenberg, Johann Kishorvath de Halapſics und Georg Rottaler, kaiſerliche Räthe; für König Wladislaw: Thomas Bákács Biſchof von Raab und Reichskanzler, der ſiebenbürgiſche Woiwode und Judex Curiae Stephan Báthory, der böhmiſche Kanzler Johann von Schallenberg, der Oberſtallmeiſter Ladislaw Orszagh, der Burggraf auf Karlſtein und Münzmeiſter zu Kuttenberg Benedikt von Weitmühl, der böhmiſche Hofmarſchall Johann von Rupow, Wilhelm Baumkircher von Schlaming und Georg Báthory. Die großen Anſprüche der öſterreichiſchen Bevollmächtigten wurden von den ungariſch-böhmiſchen abgelehnt; aber die drohende Stellung, welche dazumal Johann Albrecht im Norden noch einnahm, vielleicht auch die Einnahme Hainburgs durch kaiſerliche Truppen, beſchleunigte auf ungariſcher Seite den Abſchluß des Friedens. Am Montag nach Leonardi (7. Nov. 1491) wurde folgender Friedensvertrag geſchloſſen: Wladislaw bleibt regierender König in Ungarn; beide Theile gewähren allgemeine Verzeihung; die ungariſchen Beſatzungen in Plätzen der deutſchen Erblande des Kaiſers (es waren: Stuchſenſtein, Starhemberg, Gutenſtein,

Lichtenwerd, Potendorf, Korneuburg, Schmida, Schönberg, Retz, Hohenpruck, Wolkersdorf, Kirchſchlag, Ebenfurt, Waltersdorf, Horn, Altenſteig, Gmund, Walper, Grabern, Klarenbrunn, Potenberg, Kreuzenſtein, Kaden, Schönſtein, Kranburg und Oberruſpach) haben ſogleich abzuziehen; die Pfandſchaften werden eingelöſet; wegen der zwiſchen dem Herzog Johannes und Jakob Szekelyi ſtreitigen Beſitzungen in kaiſerlichem Erblande werden Schiedsrichter ernannt, mit Herzog Otto von Baiern als Obmann; Eiſenſtadt, Forchtenſtein, Kobelsdorf, Güns, Hornſtein, Rechnitz und Pernſtein werden dem Kaiſer bis zur Auslöſung von vierzig tauſend Goldgulden verpfändet; Wladislaw hat Demſelben binnen zwei Jahren hundert tauſend Goldgulden zu zahlen; die alten Forderungen des Königs Mathias an ihn werden erlaſſen, namentlich jene hundert tauſend Gulden, welche der Kaiſer dem genannten Könige bei dem früheren Friedensſchluſſe zu bezahlen ſich verpflichtete; dagegen willigen der Kaiſer und König Maximilian ein, daß die in Ungarn von ihrem Anhang beſetzten Orte nöthigenfalls mit Gewalt zurück genommen werden können. — In geheimen Zuſätzen wurde feſtgeſetzt: daß, wenn Wladislaw ohne männliche Nachkommen verſtürbe, Maximilian und deſſen Erben ihm in allen Königreichen und Herrſchaften nachfolgen, jedoch die ſtandesmäßige Verſorgung ſeiner Töchter übernehmen ſollten; Wladislaw ſollte zu nächſter Mariä Lichtmeſſe auf einem Reichstage das eben geſchloſſene Abkommen mit Friedrich und Maximilian, ſo wie ſtets von jedem neuen Würdenträger, bei Ernennung eines ſolchen beſtätigen laſſen (was jedoch bei Keinem beobachtet wurde); Maximilian könne den Titel eines Königs von Ungarn führen, ſolle aber von jetzt an keine Rebellen gegen Wladislaw mehr in Schutz nehmen, wogegen Letzterer deſſen Anhängern zu verzeihen habe. Alle von Maximilian im ungariſchen Reiche eroberten Plätze ſollten zurück geſtellt, beſonders Stein am Anger, Szent-Groth, Körmend, Marvenkö und Koſtel bis zu nächſtem Luciätage geräumt, die Kriegsgefangenen gegenſeitig ohne Löſegeld in ihre Heimat entlaſſen werden. In einer beſonderen Urkunde erklärten die ungariſchen Bevollmächtigten: der im Friedensvertrage enthaltene Artikel wegen gewaltſamer Nöthigung zur Zurückſtellung der ungariſchen Güter ſey für Friedrich und Maximilian nicht bindend, ſondern nur eingeſchaltet, um die Befehlshaber dieſer Orte in Schrecken zu ſetzen *). Noch verzichtete Wladislaw auf alle, in Anſehung des

*) Urkunde des k. k. geh. Archives, bei Lichnowsky VIII., DCXC.

Heiratsgutes und der Erbfolge in Oeſterreich, von ſeiner Mutter, der Königin Eliſabeth, auf was immer für eine Art ihm zuſtehenden und auf ihn übertragenen Rechte*), erklärte als König von Böhmen die beiden Urkunden des Erzherzogs Albrecht, Bruders des Kaiſers, zu vierzig tauſend und fünfzig tauſend Gulden auf Oeſterreich zu Gunſten des verſtorbenen Königs Georg, für todt und nichtig**), und übernahm auch jene zwölf tauſend Gulden, welche Friedrich und Maximilian dem Wenzel Wlczko und ſeiner Rotte ſchuldig, und womit Dieſe auf den Aufſchlag im Lande Oeſterreich gewieſen waren***). Die Feindſeligkeiten in allen Ländern ſollten mit dem 11. November aufhören.

Wladislaw bemühte ſich nach Kräften, die Nothwendigkeit dieſes, für Ungarn ſo wenig vortheilhaften Friedens in das hellmöglichſte Licht zu ſtellen, und ſeine Anhänger boten ihre Beredſamkeit zu gleichem Zwecke auf. Auf dem Reichstage zu Ofen wurde dieſer Friedensſchluß beſprochen und von einem Theile der ungariſchen Prälaten und Magnaten angenommen. Aber bei der Mehrzahl der verſammelten Herren erweckten die Bedingungen dieſes Vertrages Murren und Mißvergnügen, das, während der Raaber Biſchof Thomas Bákács ihn vorlas, ſich zu Ausbrüchen des wildeſten Zornes ſteigerte. Es entſtand ein ſchreckliches Geſchrei über Verrath. Der Biſchof und die übrigen Friedensvermittler mußten ſich aus der Verſammlung flüchten und durften ſich durch mehre Tage ohne bewaffnetes Geleite nicht blicken laſſen. Erſt die Zureden Stephan Báthory's, obgleich Derſelbe zur Zeit dem Vertrage ebenfalls ſeine Zuſtimmung verſagte, vermochten den Sturm einigermaßen zu beſänftigen. Auch Wladislaw ſuchte die empörten Maſſen zu beruhigen, indem er Adel und Volk auf dem Burgplatze verſammelte, ſie ermahnte, ihm als König zu vertrauen, und ihnen Hoffnung machte, daß der Friedensſchluß, zwar nicht aufgehoben, doch aber zu ihrer Zufriedenheit gemildert werden ſolle. Zwar ſtand der bei weitem größte und angeſehenſte Theil der Prälaten und Magnaten noch immer an, dem Vertrage beizutreten, aber auf die Autorität jener acht Prälaten und ſieben Magnaten hin, die ihn vorläufig unterzeichnet, ſchrieb Wladislaw zu deſſen allgemeiner Verkündigung und Annahme den Landtag auf den 30. November nach Ofen aus, und beſtätigte (6. December) den Vertrag urkundlich. Auf dieſem

*) Urkunde des k. k. geheimen Archives, bei Lichnowsky VIII., DCXCI. — **) Ebend.
***) Ebendaſelbſt.

Landtage wiederholte ſich Anfangs der Widerſtand gegen den Vertrag; die Oppoſition geſtattete nicht einmal den Vortrag der Urkunde und ließ Nichts weiter in die Acten eintragen, als daß zwiſchen dem Kaiſer, dem römiſchen Könige und dem ungariſchen Reiche Friede, Freundſchaft und Eintracht geſchloſſen ſey. Indeß zog eine ſolche Anerkennung des Friedens mittelbar allmälig auch jene der Bedingungen nach ſich; die erhitzten Gemüther fingen an ſich zu beruhigen; es erfolgte eine beſondere Zuſammenkunft, und vom April 1492 bis in die letzten Monate des folgenden Jahres wurde der Vertrag von noch vielen anderen Prälaten und Magnaten angenommen; unter ihnen: Erzbiſchof Petrus von Colocza und Bács; der Graner Erzbiſchof Kardinal Hippolyt von Eſte; die Biſchöfe von Agram, Großwardein, Fünfkirchen, Raab, Weszprim, Cſanad, Waizen, Sirmien und Bosnien, der Propſt von Stuhlweißenburg und der Prior von Vrana; Herzog Johannes Corvin; Graf Stephan Báthory, Paul Kiniſy, Herzog Lorenz von Ujlák, u. v. a.; ferner die Richter von Peſth und von Ofen; der Biſchof von Siebenbürgen; der Ban Ladislaw von Hedervár; die Frangepani, Korbaw, Blagay, Zrinyi, Hennig, St. Seba, Batthyany, Bocskay, Keglevich und ſämmtliche Barone; die Grafen von St. Georgen und Pöſing (die meiſten der Letzteren waren frühere Anhänger Maximilian's; dann die Abweſenden von jener großen Zuſammenkunft, als: Blaſius von Ráska, Caſtellan von Ofen; der erwählte Biſchof von Neitra; die Städte Klauſenburg, Biſtriz, Kronſtadt, Hermannſtadt, Segesvár und die ſieben Sitze der Sachſen in Siebenbürgen, der Szekler Graf, die übrigen Sachſen; der Ban Kaniſay, und Martin von Czobor *). Der König Maximilian beſtätigte den Vertrag, welcher alle durch Mathias über Oeſterreich gebrachten Nachtheile aufhob und in die glänzendſten Vortheile verwandelte, am 20. December 1491, und am 4. Januar des folgenden Jahres erfolgte auch der Beitritt des Kaiſers. — Jener letzterwähnte Landtag machte ſich, wie durch Abfaſſung eines Reichsgeſetzes von acht hundert Verordnungen, auch noch dadurch merkwürdig, daß auf demſelben die ſeit fünf Jahren erledigte Palatinatwürde wieder beſetzt wurde. Der Zipſer Erbgraf, Stephan von Zápolya, war es, welcher mit derſelben bekleidet wurde, und ſo bahnte ſich dieſem ſtolzen Manne der Weg zum oberſten Einfluſſe, deſſen Derſelbe nachmals ſich ſo verhängnißvoll bediente.

*) Lichnowsky a. a. O., S. 157, nebſt den Beweisſtellen, als Ergänzung der Angabe Feßler's, der nur von dem Beitritte jener fünfzehn Prälaten und Magnaten ſpricht.

Unterdeſſen ſchmeichelte ſich die königliche Witwe Beatrix fortwährend mit der Hoffnung, daß Wladislaw ſein Verſprechen erfüllen und ſie heiraten werde. An Erinnerungen ließ ſie es nicht fehlen. Wladislaw getraute ſich nicht, der herrſchſüchtigen und leidenſchaftlichen Frau offen ſeine Abneigung gegen dieſes Ehebündniß zu geſtehen; vielmehr ſetzte er den vertraulichen Umgang mit ihr fort und wiederholte von Zeit zu Zeit ſeine Zuſage. Aber bei ſich hatte er feſt beſchloſſen, es zu dieſer Verbindung niemals wirklich kommen zu laſſen, um ſo weniger, als die erwieſene Unfruchtbarkeit der Königin Witwe ihm die Ausſicht auf Leibeserben verſchloſſen haben würde. Seinem geheimen Staatsrathe eröffnete er ſeine wahre Anſicht, auf ein angebliches böhmiſches Reichsgeſetz ſich berufend, welches den Königen verbiete, eine Witwe zu ehelichen. Es wurde alſo beſchloſſen, die Königin Beatrix vor der Hand noch durch Vertröſtungen hinzuhalten. Als jedoch Beatrix ſowohl durch ihren Vater, den König von Neapel, wie durch den Papſt Alexander VI. auf endliche Erfüllung des Verſprechens dringen ließ, mußte Wladislaw ſich zu einer unumwundenen Erklärung bequemen und ließ daher durch ſeinen Geſandten, den Neitraer Biſchof Anton, zu Rom und zu Neapel eröffnen: daß jenes böhmiſche Reichsgeſetz, nicht minder die außer Zweifel geſtellte Unfruchtbarkeit der Königin, und der ausgeſprochene Wille der ungariſchen Stände ihm nicht erlaube, Beatrix zur Gemahlin zu nehmen. Der Hof von Neapel ließ die Sache fallen; auch der Papſt mochte in einer ſo zarten Angelegenheit nicht in den mächtigen Beherrſcher Ungarns und Böhmens, mit welchem der römiſche Stuhl, ſchon wegen des Türkenkrieges, ein gutes Einvernehmen zu wünſchen Urſache hatte, dringen und ſuchte die verſchmähte Beatrix zu tröſten. Dennoch verfolgte ſie ihr Recht vor dem päpſtlichen Gerichtshofe, bis, nach zweijähriger Führung des Prozeſſes, Papſt Alexander (3. April 1495), ein geheimes Conſiſtorium verſammelnd, das Endurtheil bekannt machte, durch welches die vorgebliche geheime Eheverbindung zwiſchen dem Könige Wladislaw und der Witwe Beatrix für aufgehoben erklärt, Letztere zu ewigem Stillſchweigen und in den Koſtenbetrag von fünf und zwanzig tauſend Ducaten verurtheilt wurde. Beatrix verließ hierauf drohend Ungarn, verweilte, ohne Erfolg auf Rückzahlung ihres Brautſchatzes dringend, eine Zeitlang in Wien, führte auch noch bei dem Papſte Julius II. vergebliche Klage, erlebte den Untergang ihres Hauſes, und ſtarb verarmt und kummervoll auf der Inſel Iſchia (1508).

Der von dem verſtorbenen Könige Mathias mit dem Sultan geſchloſſene dreijährige Waffenſtillſtand währte noch durch Wladislaw's erſtes Regierungsjahr fort. Als jedoch der Streit des Letzteren mit ſeinem Bruder um die ungariſche Krone wüthete, benutzten türkiſche Rennerhaufen dieſe Unruhen zu Einfällen, theils in die Biharer Geſpanſchaft, theils über Temesvár hinauf, theils nach Kroatien. Es verbreitete ſich das Gerücht, der Sultan ſelbſt ſey mit einem gewaltigen Heere und ungeheuerem Geſchütze im Anzuge, und Wladislaw mahnte daher ſchleunigſt die Prälaten und Barone zur Heerfolge, die Städte zur Kriegsſteuer. Doch noch ehe ſein Befehl zum Vollzuge kam, hatten die Feinde mit ihrer Beute und ihren Gefangenen ſich auf den Rückweg begeben. Die aus Kroatien zurück kehrenden Türken wurden am Unnafluſſe von dem Ban Emerich Derencsény in Verbindung mit Bernhard Frangepani und Karl Torquati, Grafen von Korbaw, angegriffen, fünfzehn hundert derſelben gefangen, eine größere Zahl getödtet, die Fliehenden in die Unna geſprengt, die ganze zuſammen geſchleppte Beute an Menſchen und Heerden ihnen wieder abgejagt.

Sultan Bajeſid hoffte, während der Thronkämpfe in Ungarn, das ihm vor Allem wichtige Belgrad durch Ueberredung oder durch einen Handſtreich in ſeine Gewalt zu bringen. Der Statthalter von Semendra, Chadim Suleiman Paſcha, machte, bei ſolcher Ungewißheit, wer die ungariſche Krone behaupten würde, dem Herzoge von Ujlák den Antrag, Belgrad ſammt Aladſchahiſſar und Swornik dem Sultane zu überlaſſen und ſich dadurch deſſen höchſte Gunſt zu erwerben. Da Ujlák's zweideutige Antwort jene Hoffnung zu begünſtigen ſchien, ſo ertheilte Bajeſid den albaniſchen Truppen den Befehl, gegen Belgrad vorzurücken und dasſelbe zu umzingeln. Der Kapudan-Paſcha, Goigu Sinan, bekam den Auftrag, mit drei hundert Schiffen an der albaneſiſchen Küſte die Ankunft des Sultans zu erwarten. Bajeſid ſelbſt brach am 10. März 1492 von Konſtantinopel gegen Sofia auf, in der Abſicht, ſich von da gegen Belgrad oder Albanien zu wenden, wenn der wider das erſte gerichtete Anſchlag mißlänge. Unterdeſſen hatten die Truppen von Semendra Szábács belagert, einige Schlöſſer in Bosnien genommen und Jaicza bedroht. Aber ſie wurden durch den heldenmüthigen Temeſer Grafen Paul Kiniſy und den Coloczer Erzbiſchof Petrus mit blutigem Verluſte zurück getrieben, einige ihrer Bege gefangen genommen. Auch der Zewriner Ban, Philipp More, lieferte auf ſeinem Gebiete den eingedrungenen

Feinden ſiegreiche Gefechte und tödtete ihnen ſo viele Leute, daß er zwei Frachtwagen mit abgehauenen Türkenköpfen belud, die er ſelbſt nach Ofen zum Landtage bringen wollte. Zwar ſtarb er unterwegs; aber ſein Bruder und Kampfgenoſſe, Georg, ſetzte die Reiſe fort, überbrachte den verſammelten Ständen die ſchaurige Trophäe, und wurde, zum Lohne ſeiner bewieſenen Tapferkeit und ſeiner Sendung, ſogleich zum Ban von Zewrin ernannt.

Nachdem die Verträge von Kaſchau und Preßburg Ungarns inneren und äußeren Frieden hergeſtellt hatten, verzweifelte der Sultan an Belgrad's Erwerbung und trug dem an ihn nach Konſtantinopel geſandten ungariſchen Bevollmächtigten, Emerich Czóbór, Verlängerung der Waffenruhe oder auch dauerhaften Frieden an, doch nur unter der Bedingung, daß ihm Wladislaw die Walachei und das Gebiet von Raguſa zurück gäbe, auch ſeinen Heeren freien Zug durch Dalmatien und Kroatien nach Deutſchland geſtatte. Czóbór verwarf dieſen Antrag und reiſete ohne weiteren Beſcheid des darüber erzürnten Sultans ab. Wladislaw eilte ſeine Rüſtungen zu treffen, ließ Temesvár, Zewrin, Szábács und Jaicza in Vertheidigungsſtand ſetzen, die dortigen Beſatzungen verſtärken und ſendete tauſend Mann von der ſchwarzen Legion unter Kiniſy's Anführung nach Belgrad. Gleichwohl überſchritt der Paſcha von Widdin mit acht tauſend Türken die Donau, und fing an, Zewrin zu belagern. Aber der herbei eilende Kiniſy ſchlug ihn zurück und nahm ihm eine große Menge Gefangener ab, welche er nach Temesvár führte und unter gräulichen Martern, in deren Erfindung Kiniſy ſelbſt die Türken übertraf, hinrichten ließ; theils ließ er ſie, in Säcke eingenäht, in der Temes erſäufen, theils an Mühlräder binden, theils ſie lebendig ſchinden oder braten, oder von hungrigen Schweinen auffreſſen.

Die erlittenen Nachtheile im kleinen Kriege ſann der Sultan durch einen entſchiedenen Schlag aufzuwiegen. Seine Abſicht durchblickte der walachiſche Woiwode Wlad, welcher insgeheim die Hermannſtädter warnte, auf ihrer Hut zu ſeyn, dadurch aber, dem Sultan verdächtig, von der Woiwodſchaft entfernt und durch den Bojaren Radul erſetzt wurde. Unter des Letzteren Begünſtigung drang Ali der Verſchnittene, Paſcha von Semendra, im Februar 1493 durch die Walachei nach Siebenbürgen, wo er längs dem rechten Ufer der Aluta das Gebiet der Sachſen fünf Tage lang verheerte. Aber auf ſeinem Rückzuge wurde er von den vereinigten Hermannſtädtern und Szeklern, in Verbindung mit ſtreitbaren walachiſchen Hirten, am Rothenthurmpaſſe

überfallen, ſein Heer aufgerieben, aller Beute beraubt, und fünfzehn tauſend Türken theils im Gefechte und auf der Flucht getödtet, theils in die Fluten der Aluta geſprengt.

In Kroatien erleichterten die inneren Fehden der Landherren den Einfall der Türken. Während der Ban Emerich Derencſény gegen die unruhigen Grafen Frangepani in Waffen ſtand, unternahm der Beglerbeg Jakub Paſcha mit acht tauſend Türken einen Raubzug in die untere Steyermark. Sein Zug ging bei Jaicza vorbei, deſſen Befehlshaber, Kaniſay, von Jakub Paſcha zum Kampfe heraus gefordert, einen Ausfall machte und dem Paſcha den längeren Aufenthalt vor Jaicza verleidete. Dieſer ſetzte ſeinen Zug bei Oſtrovitz über die Unna nach Sluin, und über die Kulpa fort, welche letztere die Türken in keinem ihrer vorigen Züge überſetzt hatten. Fünfzehn Tage lang wüſteten, mordeten und raubten Jakub's Banden in Kroatien und der unteren Steyermark. Da wurden die unter einander verfeindeten kroatiſchen Herren, deren einige vom Könige von Ungarn, andere von Jakub Paſcha Hilfe begehrt hatten, durch die gemeinſame Gefahr zur Eintracht hingedrängt. Die Grafen Frangepani, der Graf von Korbaw, dann Georg Blaskovics und Peter Zrinyi ſtellten ſich mit ihren Banderien unter Derencſény's Oberbefehl, und erwarteten auf den Ebenen zwiſchen dem öſtlichen Abhange des Kapellagebirges und dem rechten Dobraufer den aus Krain zurück kehrenden Jakub Paſcha. Dieſer wurde bei Laibach von dem, in Maximilian's Dienſten ſtehenden Jakob Székelyi und anderen deutſchen Herren angegriffen und nach Kroatien zurück gedrängt, doch nicht weiter, als bis an die Kulpa, verfolgt. Als nun Jakub Paſcha an den Paß Sadbar gelangte, fand er denſelben mit Bäumen und Steinen verrammelt und ſich von Derencſény's Truppen eingeſchloſſen; er unterhandelte — vorſtellend, daß er auf ſeinem Marſche durch Kroatien Niemand Schaden zugefügt, und auch jetzt bei ſeinem Rückzuge gleiche Schonung üben werde — um freien Rückzug gegen Geld; aber Derencſény und die Frangepani beſtanden auf Loslaſſung aller chriſtlichen Gefangenen und Herausgabe der in Steyermark zuſammen geſchleppten Beute. Während der Unterhandlungen bahnte ſich Jakub, durch Umhauung eines Waldes, einen Weg aus dem Paſſe. Die Ungarn zählten kaum ſieben tauſend Mann, darunter nur fünf hundert Reiter; die Uebrigen waren erſt kurz vorher angeworbene Söldner oder Bauern, die Wenigſten mit Säbeln und Harniſchen ausgerüſtet, viel-

mehr größtentheils blos mit Knütteln, Bogen oder Eiſenſtöcken verſehen; während auf türkiſcher Seite acht bis neun tauſend geübte und wohlgerüſtete Krieger ſtanden. Als daher Derencſény die Türken unerwartet aus dem Walde dringen ſah, rieth er, Schlacht in offenem Felde zu vermeiden, ſich hinter die Mauern von Modrus zurück zu ziehen und ſpäter den Feinden, bei ihrem Uebergange über die Mresnicza und Korona, in den Rücken zu fallen; aber Bernhard Frangepani warf ihm Feigheit vor, und daß er des Sohnes und des Bruders Leben der Gefahr entziehen wolle, und beſtand darauf, daß man auf der Stelle ſchlagen müſſe. Aus Beutegier pflichteten die meiſten ungariſchen Führer dem Frangepani bei, und Derencſény ſah ſich genöthigt, nachzugeben. So entbrannte, am 9. September 1493, die den Ungarn verderbliche Schlacht bei Adbina (Udvine). Längere Zeit blieb der Ausgang zweifelhaft; denn die Ungarn ſchlugen ſich tapfer gegen die Uebermacht. Johann Frangepani, der mit dem Mitteltreffen zur Unterſtützung ſeines Bruders herbei eilte, wurde getödtet; Georg Blaskovics, im Kampfe um des Gefallenen Leichnam, mit ſeiner ganzen Banderie zuſammen gehauen. Da verließ den Urheber des unbedachten Gefechtes, Bernhard Frangepani, ſein Muth; er floh mit ſeinem Banner und brachte dadurch Verwirrung und Lücken in die Schlachtordnung, die endlich durch die mit Wuth heran dringenden Türken aus einander geſtäubt wurde. Derencſény ſtürzte ſich mitten unter die Feinde hinein und warf Alles um ſich nieder, bis er zuletzt übermannt und, nebſt Niklas Frangepani, gefangen genommen wurde. Sein Sohn und ſein Bruder, nicht fähig, die Niederlage zu überleben, ſetzten den ungleichen Kampf fort und weiheten ſich dem Heldentode. Ueber fünf tauſend Ungarn und Kroaten bedeckten die Wahlſtatt; die Türken hatten nicht über tauſend Mann verloren. Das Lager und ſämmtliche Fahnen fielen in die Hände des barbariſchen Siegers, welcher ſeinen getödteten Feinden die Naſen abſchneiden ließ und ſie dem Sultan zuſendete. Dem Bruder und dem Sohne Derencſény's wurden die Köpfe abgeſchnitten und dem Ban bei'm Nachtmahle auf einer Schüſſel vorgeſetzt. Der Paſcha machte ihm bittere Vorwürfe wegen gebrochenen Friedens, indem er friedlich durch ſein Land habe ziehen wollen, und ſchickte ihn in Feſſeln nach Konſtantinopel zu dem Sultan. Derencſény aber begegnete Dieſem mit Stolz und Feſtigkeit. Bajeſid ſchenkte ihm das Leben, und verbannte ihn mit zweien ſeiner vertrauten Diener auf eine Inſel, wo er nach drei Monaten den Wirkungen des Klima's oder beigebrachtem

Gifte erlag. Seit der Koſſovaer Schlacht hatten die Türken keinen ähnlichen Sieg über die Ungarn erfochten, und während hier allgemeine Niedergeſchlagenheit herrſchte, beſchenkte der triumphirende Sultan den ſiegreichen Jakub Paſcha mit kaiſerlichem Säbel und Gaul, und ernannte ihn zum Beglerbeg von Rumili.

Bei jener Stimmung, welche durch Derencſény's Niederlage in Ungarn verbreitet wurde, geſtaltete ſich auch der von dem Könige zu Ofen eröffnete Landtag ſtürmiſch. Es ſtellten ſich hier auch Geſandte der Republik Venedig ein, um dem Könige ein Waffenbündniß wider den Sultan anzubieten. Aber Wladislaw war zu unentſchloſſen, als daß er zu einer ſolchen, auf Angriff berechneten Verbindung die Hand geboten hätte, und wich daher, ungeachtet des Zuredens der Magnaten, dem Antrage aus. Noch größerem Unwillen begegnete Wladislaw, als er, durch Maximilian gedrängt, die Beſtätigung des öſterreichiſchen Erbfolgerechtes wieder in Anregung brachte. Die Verſammlung, von dem Palatin Stephan von Zápolya und dem Herzoge Lorenz von Ujlák insgeheim bearbeitet, wendete ſich mit Entrüſtung ab, und beſchuldigte den König der Trägheit für Ungarns Vortheil, und der Gleichgiltigkeit gegen des Reiches Ehre. Wladislaw gab den Vorwurf zurück, indem er der Uneinigkeit der Herren, ihrem Hange zu Gewaltthätigkeit, ihrer Widerſetzlichkeit gegen königliche Befehle, die Schuld an dem Verfalle des Reiches beimaß; ihre Scheu vor dem Waffendienſte, ihre Kargheit, welche ſich den nöthigſten Kriegsſteuern entziehe, hätten den Sieg von Ungarns Fahnen hinweg gebannt. Dabei ließ er merken, daß er ſich ihnen nächſtens als Mann zeigen werde.

Theils Worttreue, theils Furchtſamkeit, drängten Wladislaw, dem römiſchen Könige Maximilian, mit welchem er jetzt, nach Kaiſer Friedrich's Tode, es allein zu thun hatte, hinſichtlich der Erbfolge gerecht zu werden, und er ließ ſich angelegen ſeyn, zu dieſem Zwecke die Stimmen der Magnaten zu gewinnen. Mehre ſuchte er dadurch ſeinem Willen geneigt zu machen, daß er wichtige Reichsämter an ſie vergab. Auch den kampfbewährten Paul Kiniſy hoffte er auf ähnliche Weiſe auf ſeine Seite zu bringen und ſeine Unterſtützung zu erlangen, indem er ihn (28. Jänner 1494) zum Judex Curiae ernannte.

Aber Kiniſy, obgleich alt und krank, ſann in dieſer Zeit auf nichts Anderes, als Derencſény's Niederlage und die Streifzüge, welche ſodann die Türken in der Steyermark abermals bis gegen Petau, und im Banate

bis gegen Temesvár unternommen hatten, zu rächen. Er hatte ſich am linken Donauufer, Semendra gegenüber gelagert, um in das ſerbiſche Gebiet der Türken einzufallen, führte die Seinigen über die zugefrorene Donau, ließ das Land weit und breit verheeren, und erſtürmte zwei Schlöſſer, in welchen Ali Paſcha der Verſchnittene ſeine zuſammen geraubten Schätze eingeſchloſſen hielt. Bei der Eroberung eines dieſer beiden Schlöſſer that ſich ein Kroate hervor, welcher der Erſte den Wall erſtieg und, obſchon mit Wunden bedeckt, ſich behauptete, bis ſeine Waffengefährten nachdrangen; er wurde mit zwei hundert Ducaten, einem Scharlachrocke und erhöhtem Solde belohnt. Zu ſpät ſammelte Ali Paſcha ſeine Truppen, um die mit ſeinen eigenen Koſtbarkeiten abgezogenen Ungarn zu verfolgen. Als er an die Donau kam, war das Eis geborſten, und er erſchöpfte ſich fruchtlos in ohnmächtiger Wuth. Ungeheuer war die Beute der Ungarn; Ali's Harem und Schätze befanden ſich dabei, unter andern auch die ſilbernen Leuchter König Ladislaw's, welche jener Paſcha noch zu den Zeiten des Königs Mathias bei der Plünderung Großwardeins fortgeſchleppt hatte. So groß war die Menge der weggeführten Gefangenen, daß ein Weib mit vier Mädchen um achtzehn Silberlinge, ſo groß der Ueberfluß an fortgetriebenem Viehe, daß fünf Ochſen um einen Ducaten verkauft wurden.

Kiniſy kehrte von dieſem gelungenen Streifzuge nach Belgrad zurück, verſtärkte die Beſatzung und hielt ein grauſames Blutgericht über die Theilnehmer einer entdeckten Verſchwörung, deren Zweck dahin gegangen war, Belgrad dem Ali Paſcha in die Hände zu ſpielen. Der blutdürſtige alte Held war unerſchöpflich im Erſinnen neuer Martern gegen die Verräther ſeines Glaubens. Tag für Tag ließ er einen der Verſchworenen braten, ihn den anderen zum ſpeiſen vorſetzen und ſie dabei fragen: wie ihnen das Verrätherfleiſch munde? Den übrig bleibenden Letzten ließ er des Hungertodes ſterben.

Die Türken hatten ſich durch den ſchrecklichen Ausgang der mit ihnen Einverſtandenen in ihrem Anſchlage nicht irre machen laſſen. Unerwartet erſchienen ſie vor dem, in ſeiner Beſatzung verminderten Belgrad, begannen die Wälle zu erſteigen, und hatten ſchon ſieben Fahnen aufgepflanzt, als Kiniſy von Temesvár Entſatz brachte, die Stürmenden von den Mauern warf, und die, durch die Sirmier Geſpanſchaft verbreiteten Streifhorden vertrieb. Dieſe zogen ſich längs dem rechten Saveufer hinauf, und fielen,

vom Herzoge Lorenz von Ujlák heimlich begünſtigt, in Slavonien ein, durchſtäubten plündernd und verwüſtend die Geſpanſchaften von Poſega, Kreuz und Warasdin bis nach Petau in Steyermark, und trieben über die Save, durch das faſt gänzlich entvölkerte Kroatien, gegen ſieben tauſend Einwohner in die Sclaverei.

König Wladislaw befand ſich damals in Siebenbürgen, und eilte, auf die Kunde von Belgrad's Gefahr, in das Temesvárer Gebiet. Kiniſy ging dem Könige entgegen, warf ſich ihm zu Füßen, und weil er, vom Schlage gerührt, der Sprache nicht mächtig war, deutete er mit der einen Hand auf die türkiſche Gränze hin, mit der anderen auf ſeinen Hals, um damit zu ſagen, daß er freudig ſein Leben gegen den Erbfeind wagen wolle. Von Begeiſterung ergriffen, ſchwenkte der kranke Greis mit Jünglingskraft ſein Schwert, als befände er ſich ſchon inmitten der heißen Türkenſchlacht. Auf die Nachricht, daß Serbien und Bulgarien eben von türkiſchen Vertheidigern entblößt wären, ſendete Wladislaw den kampfbegierigen Kiniſy und den Siebenbürger Woiwoden Bartholomäus Drágffy mit vierzehn tauſend Mann über die Save. Nirgends begegneten ſie einem bewaffneten Feinde, und ſo mußten ſie ſich auf bloße Streifzüge beſchränken. Fünfzehn Tage lang verheerten und durchplünderten ſie das Land in einem Umkreiſe von fünf und zwanzig Meilen. Ueber das ſchwarze Gebirge (Karadaly und Karadagh), wohin Ali vierzig tauſend Serbier, um ſie von dem Anſchluſſe an die Ungarn abzuhalten, geſchleppt hatte, zu ziehen, weigerten ſich Kiniſy's Truppen. Gern hätte Derſelbe noch Semendra's Belagerung unternommen; aber von einem tödtlichen Fieber befallen, mußte er davon abſtehen, und ſtarb (24. November 1494) in dem Marktflecken St. Clement, an Türkenhaß, Schrecken und Tapferkeit einem Skanderbeg und Hunyad ähnlich, doch ſeinen Ruhm durch Grauſamkeit häufig befleckend.

Im folgenden Jahre (1495) kehrte der, als Bevollmächtigter nach Konſtantinopel geſendete Peter More, in Begleitung von türkiſchen Geſandten, zu dem Könige zurück. Letztere überbrachten ſilberne Becher, prachtvolle Säbel und Zeltdecken und andere Geſchenke, und begehrten die Erneuerung des Waffenſtillſtandes auf zehn Jahre. Die Geſchenke wurden durch Gegengeſchenke erwiedert, der Waffenſtillſtand auf drei Jahre verlängert, unter der Bedingung, daß die, von der Niederlage Derencſény's übrigen Gefangenen zurück gegeben werden, durch drei Jahre alle Streifereien unterbleiben und,

nach des Königs Willkür, der Waffenſtillſtand dann verlängert, oder nach dreimonatlicher Aufkündigung gebrochen werden ſollte. Doch ließen ſich die Türken dadurch nicht abhalten, im nächſten Jahre (1496) in Bosnien die Schlöſſer Komothya, Therſaz, Nerethva und Koszoruvar zu erobern.

Wladislaw's Bruder, Johann Albrecht, welcher inzwiſchen den Thron von Polen beſtiegen hatte, ſuchte, nach Ablauf der von ihm eingegangenen dreijährigen Waffenruhe mit der Türkei, Vorwand zum Kriege, den er aber nicht ſowohl wider die Türken, als vielmehr gegen die Moldau im Sinne führte, auf deren Eroberung er es abgeſehen hatte. Der Moldauer Woiwode, Stephan, durchblickte die Abſicht des Polenkönigs, und wendete, als dieſer (im Juni 1497) ſeinen Marſch gegen Potokutien nahm, mit ſeinem, aus Moldauern, wie aus türkiſchen und walachiſchen Hilfsvölkern gemiſchten Heere ſich plötzlich gegen ihn. Johann Albrecht erlitt daher vor Suczawa empfindliche Verluſte, und wurde ſelbſt auf ſeinem Rückzuge noch ſo heftig verfolgt, daß er auch noch den Uebergang über den Pruth und den Dnjeſter mit großen Opfern erkämpfen mußte. Wladislaw, der durch die Niederlage ſeines Bruders auch Ungarn von türkiſcher Seite und von der Moldau her gefährdet zu glauben Urſache hatte, ſchickte einen Botſchafter nach der Türkei, um den Frieden mit Polen zu vermitteln. Er ſollte vorſtellen, der polniſche Einfall ſey Verletzung ungariſchen, nicht aber türkiſchen Hoheitsrechtes; die vom Könige von Polen bedrohten Feſtungen Bielgrod und Kilia gehörten zur Moldau, welche ein ungariſches Kronland ſey; auch ſollte der Geſandte die beſtehende Waffenruhe, wenn nicht auf Oeſterreich, ſo doch auf Polen und Lithauen auszudehnen ſuchen. Ungeachtet dieſer Vermittelung befehligte der Sultan den Statthalter von Siliſtra, Balibeg Malkodſchoghli, in's Feld. Zweimal fiel Derſelbe im nächſten Jahre (1498) in Polen ein; das erſte Mal im Frühjahre, das zweite Mal im Spätjahre. Bei dem erſten Einfalle ſollen ſechzig tauſend Türken zehn tauſend Gefangene mit ſich geſchleppt haben, das zweite Mal ſoll das türkiſche Heer achtzig tauſend Mann ſtark geweſen ſeyn. Er überſetzte den Dnjeſter mittels Schiffbrücke, übergab den Befehl des Vortrabs ſeinem jüngeren Sohne Tur Alibeg, und den des zweiten Zuges dem älteren, Alibeg. Soroka, am Ufer des Dnjeſters, wurde verwüſtet, der Fluß durchſchwommen, und die Schanze, welche den Uebergang vertheidigen ſollte, zerſtört; das an einem See gelegene Deresczny überrumpelt und verbrannt; die Städte Canczuga, Klebania, Braklaw

erfuhren daſſelbe Schickſal; Radinin wurde, weil es zu gut befeſtigt, vorbei gegangen; Prevorsk aber mit Sturm genommen. Hier ſtieß Balibeg, ebenfalls mit großer Beute beladen, zu der Truppe ſeines Sohnes. Haſan Woiwoda durchſtreifte das umliegende Land, und ſtellte dann die abgebrochene Brücke des Fluſſes wieder her. Nachdem ſie einen ſtarken und tapfer vertheidigten Paß durchbrochen hatten, durchzog Muſtafaoghli, der Sohn Kaſimbeg's, mit fünf hundert Reitern die Gegend, ging über die Brücke und verheerte die Stadt Jaroslaw, wo eine an Gold und Silber reiche Kirche ausgeplündert wurde. Die andere, von Balibeg ſelbſt angeführte, Abtheilung des Heeres hatte die Gegend von Halicz, Zidacon, Sambor und Drohobiz verheert. Sie würden das Land noch weiter verwüſtet haben, wenn nicht die Mehrzahl durch Kälte und Mangel an Nahrungsmitteln dahingerafft worden wäre. Nach den polniſchen Geſchichtſchreibern ſollen vierzig tauſend Feinde in Eis und Schnee ihr Grab gefunden haben; nach den osmaniſchen, welche das ganze Heer nicht ſtärker angeben, kehrte Balibeg mit dem größten Theile ſeiner Truppen und beträchtlicher Beute nach Kilia und Akkermann zurück *). Dem Woiwoden der Moldau, Stephan Bogdanovics, wurden, zur Belohnung für ſeine, den Türken wider die Polen geleiſteten Dienſte, nebſt Zobelpelz und Fahne, zwei Roßſchweife und der befiederte Helm (Kuka) verehrt, d. i. er wurde durch die Roßſchweife den Paſchen, durch die Haube den Oberſten der Janitſcharen am Range gleichgeſetzt.

Durch dieſes abermalige Vordringen der Türken fühlte ſich Wladislaw gedrungen, ſeine bisherige Empfindlichkeit gegen ſeinen Bruder, Johann Albrecht, bei Seite zu ſetzen und durch eine nach Krakau geſchickte Geſandtſchaft nicht nur die alten Verträge zwiſchen Ungarn und Polen zu erneuern, ſondern in Beziehung auf die Moldau (20. Juli 1498) dahin zu erweitern, daß dieſes Land künftig, gleich der Walachei, ausſchließend unter Schutz und Oberherrlichkeit der ungariſchen Krone ſtehen, und, bei türkiſchen Einfällen, beiden Woiwoden ſowohl von dem Ungarnkönige als von jenem der Polen Beiſtand geleiſtet werden ſolle. Johann Albrecht ſollte den Moldauern verzeihen; der Woiwode Stephan und deſſen Erben im Beſitze der Provinz bleiben, aber gegen beide Könige die Verpflichtung haben, ihnen von den Rüſtungen oder Anzügen der Türken wider Ungarn oder Polen Kunde zu geben, ihnen, außer im Falle feindlicher Uebermacht, den Zug

*) Hammer-Purgſtall: Geſchichte des osmaniſchen Reiches, 2. Aufl., Bd. I. S. 645.

durch ſein Land zu verwehren, und keine Zufuhr zu leiſten oder zu geſtatten. Der Woiwode Stephan, welcher nach beiden Seiten hin eine zweideutige Rolle ſpielte, und es weder mit den Türken noch mit Ungarn und Polen verderben wollte, leiſtete, in Folge jenes, von Wladislaw verbürgten Vertrages, den Polen am Pruth heimlich Hilfe wider Balibeg, und erwirkte dadurch (16. April 1499) zu Krakau ein neues, ihn betreffendes Abkommen zwiſchen beiden Königen, welches dahin lautete: daß der Woiwode einem wie dem anderen Könige im Feldzuge wider die Türken mit ſeiner ganzen Macht in Perſon dienen; keiner der Könige ohne den anderen mit dem Feinde Frieden ſchließen; Stephan, im Falle er von dem Sultan aus ſeinem Lande vertrieben würde, für ſich und ſeine Familie in Polen Aufnahme und Beiſtand zu ſeines Landes Wiedereroberung finden ſollte.

Kurze Zeit darauf ſtarb der Palatin Stephan von Zápolya. Er wurde durch Peter Geréb von Wingarth erſetzt, und an deſſen Statt Peter Graf von Pöſing und St. Jörgen, Woiwode von Siebenbürgen, zum Judex Curiae ernannt. Beide waren dem durch die Republik Venedig, welche in Dalmatien und Morea ſchwere Verluſte durch die Türken erlitten hatte, dem Könige angetragenen Bündniſſe vollkommen entgegen. Nicht ſo der neue Graner Erzbiſchof, Thomas Bákács von Erdöd, welcher, von dem Geſandten der Republik, Piedro Pasqualazzo, gewonnen, jenen Antrag eifrig unterſtützte. Seine Mitwirkung gab den Ausſchlag, und ſo kam, als Pasqualazzo auf die Dauer des Krieges jährlich einmal hundert tauſend, nach geſchloſſenem Frieden dreißig tauſend Ducaten verbürgte, das Bündniß zu Stande. Papſt Alexander ſicherte jährlich vierzig tauſend Goldgulden zu, und verlieh dem Erzbiſchof, auf Wladislaw's und Venedigs Verwendung, den Kardinalshut. Am Pfingſtmontage 1500 wurde das gemeinſchaftliche Türkenbündniß zwiſchen dem Papſte, dem Ungarnkönige und Venedig, in der päpſtlichen Kapelle zu Rom bekannt gemacht. Es war das zweite Bündniß chriſtlicher Mächte wider die Türken, welches, nachdem die Form der Kreuzzüge veraltet und nicht mehr ausführbar, an die Stelle derſelben trat (das erſte, welches ſich groß angekündigt, aber zu keinem Erfolge geführt hatte, war vom Papſte Innocenz VIII. kurz vor ſeinem Tode zu Stande gebracht worden).

Die Führung des Krieges, zu welchem keineswegs die geſammte Reichsmacht aufgeboten werden ſollte, wurde dem Herzoge Johannes Corvin, in Gemeinſchaft mit dem Temesvárer Grafen Johann von Som und dem Sie-

benbürger Woiwoden, Peter Grafen von Pöſing, übertragen. Während auf ungariſcher Seite noch gerüſtet wurde, kamen die vereinigten Paſchen von Verboſina und Semendra dem Angriffe zuvor, indem ſie vor Bosniens wichtigſte Feſtung, das zwar mangelhaft verſehene, aber von Johann Giulay tapfer vertheidigte Jaicza, zogen. Auf dieſe Nachricht ſammelte Johannes Corvin die verfügbaren Truppen, deren Zahl, da dem königlichen Befehle zur Heerfolge nur Wenige Gehorſam leiſteten, nicht beträchtlich war, und eilte längs dem linken Verbasufer hinauf vor Jaicza, wo er die überlegenen Feinde in offenem Felde angriff und ſie vollſtändig ſchlug. Vier tauſend Türken wurden in der Schlacht, Viele auf der Flucht getödtet oder in die Fluten der Bliva geſprengt. Das von ihnen zurück gelaſſene ſchwere Geſchütz wurde nach Jaicza hinein geführt, das erbeutete Lager unter die Truppen vertheilt.

Hiermit glaubte Wladislaw als Bundesgenoſſe Venedigs genug gethan zu haben, obſchon der heilige Vater ihn dringend zur Fortſetzung des Kampfes mahnte und ihm wieder vierzig tauſend Goldgulden zuſendete, während der Großmeiſter der Rhodiſer-Ritter ihm eine Denkſchrift über die verſchiedenen Heerſtraßen in das türkiſche Gebiet überreichen ließ. Wladislaw's Aufmerkſamkeit war zu ſehr von anderen Angelegenheiten in Anſpruch genommen, als daß er den Türkenkrieg mit Ernſt hätte betreiben mögen. In Polen war (17. Juni 1501) ſein Bruder Johann Albrecht ohne Leibeserben verſtorben, und eine dortige Adelspartei ging damit um, die Krone jenes Landes Wladislaw zuzuwenden, welcher ſich zu Annahme derſelben bereit erklärte. Als aber ſein Anhang überſtimmt, und ſein jüngerer Bruder, Alexander, zum Könige von Polen erwählt wurde, ließ Wladislaw bereitwillig ſeine Anſprüche fahren. Jetzt beſchäftigte den ſchon ſieben und vierzigjährigen König ſeine lange aufgeſchobene Vermälung. Glücklich langte ſeine Braut, Anna von Foix, aus Frankreich an, und wurde (10. Auguſt 1502) zu Stuhlweißenburg durch den Kardinal-Erzbiſchof von Gran, Thomas Bákács, unbeſchadet der Rechte des noch nicht gewählten Biſchofs von Weszprim, zur Königin gekrönt; ſodann die Vermälung gefeiert, wobei jedoch, wegen Geldmangels des Königs, kein großer Glanz ſich entfaltete.

Der Sultan ſuchte unterdeſſen für den Verluſt Cephaloniens ſich durch Eroberungen in Dalmatien und Bosnien ſchadlos zu halten. Der Sandſchak von Ilbeßan, Mohammedbeg, Urenkel des Ewrenos, eroberte Durazzo;

Muſtafa, der Sohn Iskender Paſcha's, die Schlöſſer Loſdſcha und Brusdſcha. Zugleich fielen andere Türkenhorden bei Malomfalva (Mühlendorf) an der Save nach Slavonien ein, und rückten plündernd von Poſſega bis Vukovár. Von Johannes Corvin aufgeboten, überfiel und ſchlug ſie der Befehlshaber Belgrads, Georg von Kaniſa; die Fliehenden wurden von ſerbiſchen leichten Reitern faſt gänzlich aufgerieben. Unterdeſſen hatte Johannes Corvin den Temeſer Grafen, Joſeph von Som, den Siebenbürger Woiwoden, Grafen Peter von Böſing, und die Zewriner Bane, Peter Tharnok und Jakob Gelleſtény, mit ihren Banderien an ſich gezogen, bei Haram zwiſchen Belgrad und Pancſowa über die Donau geführt, dort ſich mit den Serbiern des zurück kehrenden Georg von Kaniſa vereinigt, und mit dieſen geſammten Streitkräften Bulgarien überfallen. Auf einer Strecke von mehr als vierzig Meilen, längs dem Strome hinunter, ſuchten ſie alle Städte und Schlöſſer mit Feuer und Schwert heim, verbrannten Cladowa, ſtürmten und zerſtörten Widdin, und äſcherten die Vorſtädte von Nikopolis ein. Die türkiſchen Bewohner wurden theils erbarmungslos niedergemetzelt, theils als Sclaven verkauft; die griechiſchen Chriſten mit ihrer Habe und ihren Heerden weggeführt, und jenſeits der Donau, zwiſchen Belgrad und Temesvár, mit Wohnſitzen und Ländereien verſorgt. Die ungeheure Beute wurde nach Ofen geſendet, eben ſo einige tauſend Türkenköpfe, welche, um die Fontaine im königlichen Schloſſe aufgeſteckt, die Luft weithin verpeſteten und der jungen Königin den Trunk aus der Fontaine auf immer verleideten.

Ungeachtet dieſer einzelnen ſiegreichen Gefechte mußte, nachdem Venedig durch ſeinen Bevollmächtigten, Andreas Gritti, (1503) einſeitig Frieden mit dem Sultan geſchloſſen hatte, dem Könige Wladislaw eine Waffenruhe nach derſelben Seite ebenfalls wünſchenswerth erſcheinen. In dieſer Abſicht ſendete er den geſchäftskundigen Barnabas Belay nach Konſtantinopel, welcher des Sultans Empfindlichkeit glücklich zu beſchwichtigen wußte und einen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand bewirkte. Wladislaw bedingte denſelben für ſeine Reiche Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Mähren, Schleſien, Lauſitz, mit Einſchluß der Moldau, der Walachei und Raguſa's, welche letzteren ſowohl an den Sultan, als an den König von Ungarn, Tribut zahlen ſollten. Wladislaw ſollte Belgrad, Strebernik und Szábács mit allem dazu gehörigen Gebiete, Bosniens königlichen Antheil mit der Hauptfeſtung Jaicza; der Sultan hingegen die Herzegowina mit den Feſtun-

gen und Schlöſſern Proloſacz, Imoski, Bog, Jerowza, Ljubesna, Moſtar, Pochitel, Blagay, Nowigrad, Rizna, Klutzſch, Szamobor, Mileresowa; von Unterbosnien die Schlöſſer Kamengrad, Kljut, Hlivna, Belgorod, Venharz, Komothyn, Wratnik, Jerbelitza, Travnik, Dobovy, Maglai, ein anderes Belgorod, Zvied, Torichan, Fevarlak, Prozor, Bobovácz, Dubrovnik, mit den dazu gehörigen Städten und Dörfern behalten und, von gegenſeitigen Streifereien unangefochten, beſitzen. Die Könige von England, Frankreich, Spanien, Portugal, Polen, Neapel, der Doge von Venedig, der Großmeiſter von Rhodos und die Genueſer auf Chios, wurden in den Frieden mit eingeſchloſſen. Die Ratificationen ſollten binnen Jahresfriſt durch feierliche Botſchaften ausgewechſelt werden, Geſandte und Kaufleute frei hin und her ziehen können. So beſchwor es der König Wladislaw durch die Jungfrau Maria, die vier Evangeliſten und alle Heilige, zu Ofen am 20. Auguſt 1503. Barnabas Belay, der Vermittler dieſes Friedens, wurde, zur Belohnung dafür, zum Ban von Zewrin ernannt.

Zwei Monate früher (23. Juni) wurde dem Könige eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Anna, von der Vorſehung aber die Beſtimmung erhielt, Stammmutter des neuen, bleibenden Herrſchergeſchlechtes Ungarns zu werden, mit deſſen Einzuge der alten Wahlwillkür, die ſo viel Blut gekoſtet und mehr als einmal das Reich ſeinem Untergange nahe gebracht hatte, durch unerſchütterliche Geſetze ein Ziel geſteckt wurde, und Ungarns ſchönere Zukunft begann.

Am 12. October 1504 ſtarb, im fünf und dreißigſten Jahres ſeines Alters, Johannes Corvin, und mit ihm ging das Geſchlecht der Hunyaden, das mit einem Sohne der Liebe begonnen, mit einem Sohne der Liebe geendet, zu Grabe; denn Sohn und Tochter waren ſchon vor ihm in die Gruft geſtiegen. Er wurde zu Lepoglava in der Warasdiner Geſpanſchaft, in ſeiner Stiftung, dem Eremitorium der Pauliner, beigeſetzt. Seine Güter in Slavonien hatte er noch bei Lebzeiten unter ſeine Anhänger und Freunde vertheilt. Seine Städte, Schlöſſer und Herrſchaften in den übrigen Gegenden des Reiches fielen dem Fiscus zu. Nach den Reichsgeſetzen durfte der König zwar Schenkungen davon machen, doch nur an eingeborene Ungarn. Gleichwohl gab er Corvin's junge Witwe, Beatrix Frangepani, ſeinem Schweſterſohne Georg, Markgrafen von Brandenburg, zur Gemalin, und mit ihr den größten Theil der erledigten Güter.

Auch bei anderen Gelegenheiten erlaubte ſich Wladislaw Eingriffe in die Reichsgeſetze. So hatte er ſeinen Bruder, Sigmund von Polen, mit den Herzogthümern Glogau und Oppeln belehnt, ihn auch zum Statthalter von ganz Schleſien ernannt. Die ungariſchen Stände verlangten nun von ihm Erklärung, ob dieſe Belehnung unter Oberherrlichkeit der ungariſchen oder der böhmiſchen Krone geſchehen ſey, und ob er überhaupt von den Mährern, Schleſiern und Lauſitzern den Huldigungseid als König von Ungarn oder als König von Böhmen angenommen habe; wobei ſie zugleich bemerkbar machten, daß ſie die Ablöſung dieſer Provinzen von dem ungariſchen Reiche, welche früheren Verſchreibungen zuwiderlaufen würde, niemals zugeben könnten. (Da nämlich Mathias ohne rechtmäßige Erben geſtorben war, ſo hätten, dem Olmützer Frieden zufolge, die von Böhmen abgeriſſenen Provinzen: Schleſien, Mähren und Lauſitz, gegen eine Summe von viermal hundert tauſend Ducaten, welche ſich jedoch allein auf Schleſien bezog, an die Krone Böhmen zurück fallen ſollen. Da aber jene Summe nicht bezahlt wurde, ſo behaupteten die Ungarn fortwährend, daß Schleſien eine Provinz des Reiches ſey. Wladislaw glaubte, weil er beide Kronen trug, die Sache unentſchieden laſſen zu dürfen, mußte aber, ungeachtet er im Juni 1490 Schleſien bereiſete und bis Jauer kam, deshalb die feierliche Huldigung ausſetzen, weil dabei das eigentliche Mutterreich genannt, und eine von beiden Nationen beleidigt worden ſeyn würde. Jedoch erhielt er die Angelobung der Treue zu Ofen durch eine Geſandtſchaft von ſchleſiſchen Fürſten und Ständen, und ertheilte ihnen darauf eine ſchriftliche Beſtätigung ihrer Privilegien. Später ſprach ſich jedoch die Hinneigung Schleſiens zur böhmiſchen Oberherrlichkeit deutlicher aus. Auf der Olmützer Verſammlung 1497 unterblieb die Huldigung abermals; im folgenden Jahre fand eine Art Anerkennung zu Ofen Statt. Die Schleſier erhielten einen wichtigen Freiheitsbrief, gewöhnlich das große Landesprivilegium genannt, und es wurde ihnen unter andern zugeſtanden: daß die Stände, mit Ausnahme von Schweidnitz und Jauer, dem Könige von Böhmen nirgends, als zu Breslau, zu huldigen verpflichtet ſeyn ſollten.) Wladislaw, der abſichtlich dieſes Verhältniß in einer Art von Unbeſtimmtheit laſſen wollte, ließ die Frage der Stände unbeantwortet, und ging noch weiter, indem er ſeinem Bruder Sigmund auch die Lauſitz mit völliger Oberlehensherrlichkeit verlieh.

Unter den Ständen verbreitete ſich dadurch ein Geiſt der Unzufriedenheit und des Mißtrauens, der in einem ſonderbaren Mittel Abhilfe ſuchte. Sie ſtellten ſich auf dem, von Wladislaw (im Juli 1505) nach dem Rakoſer Felde ausgeſchriebenen Landtage ungewöhnlich zahlreich ein, ſprachen hier, in Vereinigung mit dem königlichen Staatsrathe, die Behauptung aus: daß das Reich, unter eingeborenen Königen einſt mächtig und blühend, unter ausländiſchen geſunken, entkräftet und in ſeinem Umfange verringert worden ſey, und ließen den einhälligen Beſchluß folgen: daß, wenn Wladislaw ohne männliche Leibeserben verſchiede, oder wenn künftig überhaupt der ungariſche Thron erledigt ſtünde, nimmermehr ein auswärtiger Fürſt, ſondern jederzeit ein eingeborener Ungar zum Könige erwählt werden ſolle. Sie bekräftigten dieſen Beſchluß eidlich, und gelobten ſich gegenſeitig Beiſtand wider Jedermann, der ſie darüber angreifen wollte. Wer dieſer Verpflichtung nicht nachkommen, oder jemals einen ausländiſchen Fürſten zum Könige von Ungarn vorſchlagen würde, ſollte als Landesverräther gelten, und weder der künftige König, noch die Reichsgeſammtheit ihn begnadigen dürfen. Dieſer Reichsrathſchluß wurde von zehn Prälaten, drei und fünfzig Baronen, Magnaten, Reichsbeamten, und hundert fünf und zwanzig Verordneten aus zwei und fünfzig Geſpanſchaften, urkundlich vollzogen, von den anweſenden Landboten der Szekler und Siebenbürger Sachſen angenommen, die Urkunde, auf Verfügung der Stände, in zahlreichen Abſchriften, mit dem Siegel des Judex Curiae beglaubigt, in alle Gegenden des Reiches verſendet.

Das Rechtswidrige dieſes Beſchluſſes leuchtet ein, und ſeine Ungiltigkeit iſt am ſchärfſten und bündigſten von einem ungariſchen Geſchichtſchreiber charakteriſirt worden, deſſen Worte wir hier anführen: „dieſer Reichsſchluß war ſeinem Weſen nach nichtig; und, ſelbſt wenn ihn der König und die königlichen Freiſtädte mit hundert Urkunden beſtätigt hätten, aller Rechtskraft ermangelnd, weil er auf Irrthum und Unrecht beruhte; auf Irrthum, denn ſowohl nach ſtaatsrechtlichen Grundſätzen, als nach den rechtmäßigen Beiſpielen der ungariſchen Thronbeſetzung, als ihn Stephan der Heilige, Andreas III., Ludwig I., Sigmund und Albrecht ohne männliche Leibeserben erledigt hatten, durfte das Erbfolgerecht den Töchtern der ungariſchen Könige, im Mangel männlicher Nachkommenſchaft, nicht mehr abgeſprochen werden; auf Unrecht, denn die ſtaatsrechtliche Erbin Anna lebte; und wäre ſie ſowohl, als ihr Vater Wladislaw, ohne alle Leibeserben abgeſchieden, ſo konnte

die noch lebenden Söhne der Eliſabeth, Albrecht's Enkel, Sigmund's Urenkel, Alexander und Sigmund, kein Landtag, kein Reichsſchluß von der Erbfolge rechtmäßig ausſchließen. (Feßler: Geſchichte der Ungarn, Theil V. S. 822.)

Wladislaw ſchwieg dazu; aber er ergriff das geeignetſte Mittel, um, bei Mangel männlicher Leibeserben, die Rechte ſeiner weiblichen Nachkommenſchaft, und zugleich, ſeinem Worte treu, jene des Hauſes Oeſterreich zu wahren. Er ließ nämlich durch geheime Sendung dem römiſchen Könige Maximilian anbieten, ſeine Tochter Anna oder, wenn dieſe früher ſtürbe, eine andere Tochter, welche die ſo eben geſegnete Königin von Ungarn gebären dürfte, mit einem der beiden Enkel des Letzteren, Karl oder Ferdinand; oder, wenn ſeine Gemalin eines Knaben geneſete, mit Maximilian's Enkelin, Maria, Tochter des Erzherzogs Philipp, zu vermälen. Der römiſche König war mit dieſem Anerbieten einverſtanden, und die Familienverbindung wurde von ihm (20. März 1506) zu Wieneriſch-Neuſtadt, eine Woche ſpäter von Wladislaw und der Königin Anna zu Ofen urkundlich genehmigt. Hiedurch war zum erſten Male ſicherer und rechtsgiltiger Grund gelegt, auf welchen, Falls Wladislaw ohne männliche Leibeserben dahinſchiede, die Uebertragung der ungariſchen Erbfolge von der Oeſterreichiſch-Albrechtiniſchen auf die Oeſterreichiſch-Erneſtiniſche Linie ſtaatsrechtlich geſtützt werden konnte; in dem einen oder dem anderen, aus dieſen zwei Ehen erzeugten Erben, floſſen beide Linien in einander. (Feßler: Geſchichte der Ungarn, Th. V. S. 823.)

Nach dieſer Familieneinigung gab Wladislaw dem römiſchen Könige Nachricht von dem, ſeinen Anſprüchen widerſtrebenden Reichsſchluſſe. Aber Maximilian hatte ſchon früher davon vernommen und, mit einer Raſchheit handelnd, die den König Wladislaw in Verlegenheit ſetzen mußte, Truppen gegen Ungarn geſendet, welche in den weſtlichen Geſpanſchaften feindſelig hauſeten. Wladislaw mußte, wie ungern er es auch that, ſich zur Vertheidigung rüſten, den römiſchen König für einen Feind des Reiches erklären und den Heerbann gegen ihn aufbieten. Zugleich wurden jedoch Unterhandlungen angeſponnen, welche am 19. Juli völligen Frieden bewirkten.

Zu dieſer Nachgiebigkeit auf beiden Seiten hatte wohl am meiſten beigetragen, daß Wladislaw's Gemalin, die Königin Anna, am 1. Juli einen Sohn gebar. Er wurde in der Taufe Ludwig genannt, erregte jedoch Anfangs durch ſeine Schwächlichkeit Beſorgniſſe für ſein Fortleben. Leider erlag die Königin den Folgen dieſer ſchweren und unzeitigen Niederkunft, und Wla-

dislaw ward durch den Tod der edlen Frau, nach vierjähriger, glücklicher und einträchtiger Ehe, zum Witwer.

Die Geburt eines ungariſchen Thronerben gab der, mit dem habsburgiſchen Hauſe verabredeten Doppelehe neue Bürgſchaft und Wichtigkeit. Auch Maximilian faßte dieſen Plan nunmehr mit größerem Ernſte auf, und ſetzte hierüber mit dem an ihn geſendeten Botſchafter Wladislaw's das Nähere feſt. Die Ergebniſſe dieſer Verhandlungen getraute ſich Wladislaw nicht eher bekannt zu machen, als bis er auf den Michaelis-Octavalgerichten ſich die Einwilligung der Stände und des Staatsrathes in die baldige Krönung ſeines Sohnes zum Könige und Thronfolger verſchafft hatte. Dann aber erklärte er der Geſammtheit des Reiches öffentlich: daß, kraft eingegangener unwiderruflicher Verträge, ſeine Tochter Anna an den Erzherzog Karl oder an deſſen Bruder Ferdinand, oder an denjenigen der beiden Söhne Philipp's, welchen ihr Großvater Maximilian zum Erben von Oeſterreich und Tirol beſtimmen würde; ferner ſein Sohn und Thronfolger, Ludwig, an Philipp's Tochter Katharina, oder wenn dieſe vor heiratsfähigem Alter mit Tod abginge, an deren ältere Schweſter Maria, Beide Maximilian's Enkelinnen, verlobt worden ſeyen; daß es folglich nicht mehr in der Macht, weder des römiſchen Königs, ſeine genannten Enkelinnen, noch des ungariſchen Königs ſtehe, ſeine Tochter und ſeinen Sohn anderweit zur Ehe zu verſprechen, ſondern die geſchloſſenen Verlöbniſſe nach beiderſeits eingetretener Mannbarkeit, ſelbſt in dem Falle, wenn beide Könige, oder nach deren Tode die beſtellten Vormünder der Verlobten über Brautſchatz und Witthum ſich nicht einigen könnten, oder Ferdinand, König von Aragonien, der Verlobten Maria und Katharina mütterlicher Großvater, zu dieſer Familienverbindung ſeine Einwilligung verſagte, durch die wirkliche Vermälung und Ehe vollzogen werden müßten. Zugleich empfahl, in einer anderen Urkunde, Wladislaw, für den Fall ſeines Todes, ſeine beiden Kinder dem Schutze des römiſchen Königs.

Seinen Erbanſprüchen auf Polen hatte Wladislaw gänzlich ſich entfremdet, nicht ſo dem Berufe, jenem Reiche, als ſeinem Vaterlande, durch Rath und Vermittlung zu dienen. Beides bewährte er, als er nach dem Tode des Polenkönigs Alexander (19. Auguſt 1506) deſſen jüngeren Bruder Sigmund den dortigen Thron ungehindert beſteigen ließ und dann in den moldauiſchen Wirren vermittelnd einſchritt. Es war nämlich dem (1504)

verſtorbenen Stephan Bogdanovics ſein Sohn Bogdan als Woiwode der Moldau gefolgt. Die Plane ſeines Vaters verfolgend, trachtete Derſelbe, Pokutien, Galiziens öſtlichſtes Gebiet, von Polen zu erwerben. Zu dieſem Zwecke hatte er König Alexander's Schweſter Eliſabeth zur Gemalin verlangt, und, als man ſie ihm verweigerte, Pokutien überfallen. Nach monatelangem zweifelhaften Kampfe hatte Alexander ihm das kaum ausführbare Zugeſtändniß gemacht: Eliſabeth ſolle Bogdan's Gemalin werden, wenn der heilige Vater die Ehe genehmige und die Trauung von einem römiſch-katholiſchen Prieſter vollzogen würde; dagegen ſolle Bogdan ſowohl den Polen, als anderen chriſtlichen Mächten gegen die Türken Beiſtand leiſten, das lateiniſche Kirchenweſen in die Moldau aufnehmen, ein lateiniſches Biſthum errichten, endlich die Vereinigung der griechiſchen Kirche mit der römiſchen geſtatten. Mittlerweile ſtarb König Alexander, und Sigmund folgte ihm, ehe von Seite Bogdan's Etwas zu Erfüllung jener Bedingungen gethan worden wäre. Um ſich die beiderſeitige Stellung zu den ungariſchen Vaſallenländern zu erleichtern, ſchloſſen Wladislaw und Sigmund im Mai 1507 eine Uebereinkunft, nach welcher die Moldau der Oberherrlichkeit der ungariſchen Krone unterworfen bleiben ſollte. Der König von Ungarn ſollte die Woiwoden der Moldau und Walachei zum Waffenbeiſtande wider die Türken für Rechnung der ungariſchen Krone auffordern und, wenn ſie dieſer Mahnung nicht Folge leiſteten, ſie mit nachgeſuchter polniſcher Hilfe vertreiben, auch ſie anhalten, das polniſche Reich niemals zu befehden, geſchähe es dennoch, ſie mit Waffengewalt zum Schadenerſatze zwingen. Würde die Moldau oder die Walachei von den Türken angegriffen, ſo müßte der König von Polen auf Verlangen dem Könige von Ungarn beiſtehen, doch ſogleich nach Beſeitigung der Türkengefahr ſein Kriegsvolk zurück ziehen.

Zwei Jahre ſpäter wiederholte Bogdan, durch die Vorenthaltung der Braut erzürnt, ſeinen Einfall nach Galizien, überwältigte Halics, verſuchte Lemberg zu belagern, und brannte Rohatin nieder. Sigmund verlangte von Wladislaw den vertragsmäßigen Beiſtand; aber dieſer gab den zweckmäßigen Rath, blos vertheidigungsweiſe gegen Bogdan zu verfahren und nicht durch Schwächung der Moldau den Türken den Weg nach Polen zu öffnen. Doch noch ehe dieſe Warnung erfolgte, war, nach Vertreibung des Woiwoden aus Galizien, ein polniſches Heer über den Dnjeſter gegangen, in die Bukowina und Moldau eingebrochen, hatte mehre Städte eingeäſchert, zwanzig

Tage lang das Land weit und breit verheert, und am Dnjeſter den Truppen Bogdan's eine furchtbare Niederlage beigebracht. Von beiden Seiten war die Erbitterung groß; dennoch gelang es den Bemühungen Wladislaw's, die ſtreitenden Theile zu verſöhnen und (im Januar 1510) zu Kaminiek den Frieden zwiſchen ihnen zu vermitteln.

Aehnliche Vermittelungshandlungen waren auch ſo ziemlich das Einzige, wodurch der Schatten einer ungariſchen Oberherrlichkeit über die Moldau ſich noch offenbarte. Weil die Könige Ungarns der Moldau nur ſelten oder ſchwach den ſchutzherrlichen Beiſtand gegen Türken oder Tataren zu gewähren pflegten, ſo unterwarf Bogdan, zu ſeiner Sicherheit, zwei Jahre ſpäter (1512) ſich dem Sultan als förmlicher Zinsfürſt, bot ihm einen jährlichen Tribut von vier tauſend Ducaten, vierzig Pferden, vier und zwanzig Falken, und machte ſich anheiſchig, wenn der Sultan in Perſon zu Felde zöge, mit vier tauſend Mann zu ihm zu ſtoßen, um dem Heere die Brücken und Wege zu bereiten. Seitdem wurde Bogdan von den Türken als ihr erſter moldauiſcher Vaſall angeſehen, und das Land nach ihm Kara-Bogdan genannt.

Auf ähnliche Weiſe erloſch die ungariſche Oberherrlichkeit immer mehr auch in der Walachei, deren Woiwoden meiſt unter türkiſchem Einfluſſe eingeſetzt wurden, und wo endlich der Woiwode Nagul Beſſaraba, um ſich in ſeiner Stellung zu ſichern, dem Sultan zinsbar ward, indem er Demſelben eine jährliche Steuer von ſechshundert Jünglingen und drei tauſend Baneraſchen (neun hundert Reichsthalern) zu entrichten verhieß.

In den inneren Angelegenheiten Ungarns begann der Zipſer Graf Johann von Zápolya eine wichtige, jedoch keineswegs erſprießliche Rolle zu ſpielen. Sein Ehrgeiz war auf das höchſte Ziel, ja wohl auf den Thron ſelbſt gerichtet, in welcher Hinſicht des Thronfolgers Ludwig Jugend und Kränklichkeit ſeine Hoffnungen ſteigerten. Wie ſehr, unter ſolchen Umſtänden, die Zápolya'ſche Partei der Familienverbindung mit Oeſterreich entgegen, und wie geſchäftig ſie war, das Mißtrauen der Stände gegen jenes Verhältniß aufzuſtacheln, zeigte ſich bei wiederholten Gelegenheiten. Daher kam es auch, daß Wladislaw, als er ſeinen Sohn Ludwig als König und Thronfolger krönen laſſen wollte, vorher die urkundliche Verſicherung ausſtellen mußte, weder bei ſeinen Lebzeiten noch nach ſeinem Tode ſeinen Sohn der Vormundſchaft des römiſchen Königs anvertrauen, auch ihn nie aus dem

Reiche wegführen, ſondern im Lande den Prälaten, Baronen und Magnaten zur Erziehung und Obhut übergeben zu wollen. Ueberdies mußte er einwilligen, daß ſeinem Sohne nicht früher königliche Machtfülle eingeräumt werden ſolle, als bis Derſelbe die Rechte und Freiheiten der Stände beſchworen hätte. Erſt nachdem dies Alles voraus gegangen, wurde der noch nicht zweijährige Ludwig, (4. Juni 1508) von dem Kardinal-Erzbiſchof von Gran und Patriarchen von Konſtantinopel, Thomas Bákács, zu Stuhlweißenburg gekrönt. Den Krönungseid in die Seele des Kindes ſchwur der königliche Vater. Am 11. März des folgenden Jahres wurde Ludwig in Prag auch zum Könige von Böhmen gekrönt; die Thränen, welche das Kind dabei vergoß, und ein blutiger Tumult nach dem Gaſtmahle galten als böſe Vorzeichen.

Zu Kuttenberg, wohin Wladislaw ſich von Prag aus wendete, machte er ſein Teſtament, in welchem er, falls Ludwig ohne Leibeserben verſterben ſollte, ſeine Tochter Anna zur Erbin ſeiner ſämmtlichen Reiche einſetzte. Dann zog er nach Kremſier und wurde hier durch einen Beſuch des mit königlichem Gepränge und zwei hundert Reitern anlangenden Johann von Zápolya überraſcht, welcher nicht Geringeres, als ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Anna, verlangte. Wladislaw ſchlug dies ab, ſuchte aber den Zorn Zápolya's dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihn als Woiwoden nach Siebenbürgen ſendete und ſo die Macht des gefährlichen Mannes vermehrte, welcher drohend von dem Könige ſchied. Im Einvernehmen mit dem Graner Landtage verlängerte Wladislaw die Waffenruhe mit dem Sultan auf weitere drei Jahre Im Januar 1511 reiſete er nach Breslau, um daſelbſt die ſo lange verſchobene Huldigung der ſchleſiſchen Stände endlich hinzunehmen. Sie unterblieb jedoch auch diesmal, weil die Frage: ob Wladislaw dabei als König von Ungarn, oder von Böhmen angeſehen werden ſollte, ſich erneuerte und von den Ungarn mit Heftigkeit aufgenommen wurde; die viermal hundert tauſend Goldgulden, durch welche der Streit einzig beizulegen geweſen wäre, waren nicht zur Hand, und ſo ſtand Wladislaw abermals von der Huldigung ab.

Johann von Zápolya ließ ſein ſtolzes Ziel nicht aus den Augen. Es war ihm gelungen, ſeine Schweſter Barbara an den Polenkönig Sigmund zu verheiraten und hierzu ſogar Wladislaw's Einwilligung zu erſchleichen, zu großem Verdruſſe ſeines Gegners, des Fünfkirchener Biſchofs und königlichen Kanzlers Szathmáry, welcher erſt dann davon erfuhr, als die Sache nicht mehr rückgängig zu machen war. Dieſe Familienverbindung mit beiden

Königen ſteigerte Zápolya's Hochmuth eben ſo ſehr, als ſeine Zuverſicht, und er ließ durch ſeine Partei alle Hebel in Bewegung ſetzen, um durch Verläumdung des Szathmáry den König gegen dieſen ſeinen Kanzler zu ſtimmen. Zugleich ſuchte er ſeinem Schwager, dem Polenkönige, einen möglichſt großen Einfluß in Ungarn zu ſichern, weil er hoffen durfte, dadurch mittelbar ſeinen eigenen Einfluß zu vermehren, und ſtrebte daher mit aller Macht dahin, daß Wladislaw die Vormundſchaft über ſeinen Sohn Ludwig in König Sigmund's Hände lege. Weil aber Wladislaw nur die Miene annahm, ähnlichen Vorſchlägen ſeinen Beifall zu geben, in der That aber keine Anſtalt traf, ſich darnach zu richten, ſo glaubte Zápolya einen gewaltſamen Schritt thun zu müſſen, um ſeine Vermälung mit der Tochter ſeines Königs durchzuſetzen. Er hatte, gegen Wladislaw's ausdrückliches Verbot, mit neunzehn tauſend Mann über Zewrin und die Donau einen erfolgreichen Streifzug in das türkiſche Gebiet bis an die Zepiner Burg unternommen; plötzlich zog er mit tauſend Reitern gegen die Ofener Burg, ſprengte die verſchloſſenen Thore, und drang in die Gemächer des Königs. Aber Wladislaw war bereits entflohen, und Zápolya erntete von ſeiner Verwegenheit nichts anderes, als Verheißungen, zu welchen die Ohnmacht des Königs ſich bequemen mußte.

In der Türkei war Sultan Bajeſid einer Empörung, und bald darauf dem Tode erlegen (1512); mit dem Blute der Brüder und Neffen beſpritzt, beſtieg des Erſteren Sohn, Selim I., den Thron des Osmanen. Die chriſtlichen Mächte dachten daran, das durch innere Unruhen geſchwächte türkiſche Reich zu demüthigen; aber dem Könige Wladislaw fehlte es zu ſolchem Entſchluſſe an Kraft, zu deſſen Ausführung an Mitteln. Er ſendete Botſchafter nach Konſtantinopel, um die Waffenruhe zu erneuern. Unterdeſſen ſtreiften türkiſche Rotten durch das ungariſche Bosnien und Kroatien, bis Petrus Beriszlo, Biſchof von Weszprim und Ban von Dalmatien und Kroatien, ſie an der Unna bei Dubicza überfiel und ſchlug, die Fliehenden bei Banjaluka nochmals angriff und zwei tauſend Mann tödtete. Dagegen überwältigte der Paſcha von Bosnien mit ſeinen zuſammen gerafften Truppen die ſchwach beſetzten Feſtungen Teſchan, Szokol, Kotor und Strebernik; aber während noch der König ſich in der Nähe und Ferne um Hilfe umſah, eroberte der tapfere Weszprimer Biſchof dieſe Feſtungen zurück. Ein großer Türkenkrieg ſtand in Ausſicht, als die ungariſchen Geſandten in Konſtantinopel mit ihren

Anträgen durchdrangen und einen abermaligen dreijährigen Waffenſtillſtand mit Selim abſchloſſen.

In dieſe Begebenheiten fiel der Tod des berühmten Papſtes Julius II. (20. Februar 1513); ſein Nachfolger ward der Kardinal Johannes von Medici, unter dem Namen Leo X. Dieſem hochgebildeten und kunſtſinnigen Hirten der Kirche war der Gedanke unerträglich, die Wiege europäiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt in den Händen ungläubiger Barbaren zu wiſſen. Vor Abſchluß der neuen Waffenruhe mit den Türken war er von Ungarn aus um Hilfe wider die Chriſtenfeinde angegangen worden, und dies vermehrte ſeinen Eifer. Er rief die chriſtlichen Fürſten feierlich zum Türkenzuge auf, und vollzog eine große Ablaßbulle, mit welcher der Kardinal-Erzbiſchof von Gran, Thomas Bákács, in der Würde eines Legaten a Latere für die nordiſchen Reiche, nach Ungarn geſendet wurde. Dieſer beharrte, trotz des mittlerweile eingegangenen Waffenſtillſtandes, darauf, den Kreuzzug wider die Türken zu verkündigen, und wurde von der kriegeriſch geſinnten Partei hierin aufgemuntert und unterſtützt. Dagegen beriefen ſich Andere, die Schwäche ihres Königs kennend, und daher von einem Feldzuge nur Nachtheil fürchtend, auf die Heiligkeit des Vertrages. Der Schatzmeiſter Stephan von Telegd machte in der Reichsverſammlung darauf aufmerkſam, daß eine ſolche Kreuzbulle nur den Pöbel und das heimatloſe Geſindel bewaffnen, und das dienſtbare Volk dabei Gelegenheit finden werde, ſeinen Unmuth an dem Adel auszulaſſen und über dieſen herzufallen. Er ſchlug vor, die päpſtliche Bulle entweder gar nicht, oder mit der Beſchränkung verkündigen zu laſſen: daß der Ablaß nicht für zuſammen gelaufene Kreuzfahrer, ſondern nur für die Bemittelten, welche zur Anwerbung und Ausrüſtung eines Heeres Geld und Mittel beiſteuerten, gelten ſolle. Aber er wurde durch die Mehrheit, welche den Krieg gegen die Türkei feurig wünſchte, überſtimmt, und die ſofortige Verkündigung der päpſtlichen Kreuzbulle beſchloſſen.

Kaum war dieſelbe (im April 1514) bekannt gemacht, als das Landvolk in ungeheueren Haufen ſich herbei drängte, um das Kreuz zu nehmen, indem es hierdurch ſeiner Laſten ledig zu werden hoffte. Vieles Geſindel, auf Strafloſigkeit oder Bereicherung durch neue Erceſſe rechnend, ſchloß ſich ihnen an. Vor allen Städten lagerten Abtheilungen dieſer Maſſen. Von den Kreuzen, mit denen ſich dieſe wüſten Glaubensſtreiter bezeichneten, wurden ſie „Kuruzok" genannt; ein Beiname, der noch lange nach dem Erlöſchen des nun

beginnenden Bauernkrieges ſchrecklich nachhallte und Allen beigelegt wurde, welche offenen Widerſtand gegen die Regierung wagten. Sie wählten nach eigenem Willen ihre Hauptleute, Rottenführer, Fahnenträger, Lagermeiſter und Verpfleger, und trieben arge Ausſchweifungen, noch ehe ſie ſich zu einem eigentlichen Heere gebildet hatten. Man mußte eiligſt trachten, ihnen einen oberſten Führer zu geben und dadurch dieſe zügelloſen Banden in das Joch kriegeriſcher Ordnung zu beugen. Niemand wollte dieſe gefahrvolle und beſchwerliche Führerſtelle übernehmen. Da führte dem Kardinallegaten der Zufall einen ſolchen zu, in der Perſon eines kühnen Szeklers aus Dálnok, Georg Dóſa, der als Reiterhauptmann bei Belgrad durch Körperſtärke und Verwegenheit ſich hervor gethan, einem tapferen Türken im Zweikampfe die gepanzerte Hand abgehauen und ihn dann getödtet hatte. Er wurde für dieſe Waffenthat von dem Könige mit doppeltem Solde, einer goldenen Kette, einem golddurchwirkten Purpurkleide, Spornen und Ehrenſäbel und einem Landgute von vierzig Bauernhöfen belohnt, und ihm ein adeliches Wappen mit einer blutigen Hand im Schilde verliehen. Dieſen kühnen Abenteurer erwählte der Graner Erzbiſchof zum oberſten Heerführer des Kreuzzuges, ſegnete ihn in der St. Sigmundskapelle feierlich ein, übergab ihm die in Rom verfertigte und geweihte weiße Fahne mit rothem Kreuze, heftete ihm das Kreuz auf den Mantel, und entließ ihn nach Peſth mit der Weiſung, dort ſeine und des Königs weitere Befehle zu erwarten.

Der Ruf eines ſolchen Führers, zumal weil Derſelbe von niedrigem Herkommen war, flößte dem Volke noch größeres Vertrauen zu dem Unternehmen ein; der Andrang mehrte ſich, und alsbald ſtanden allein in dem Rakoſer Felde bei Peſth vierzig tauſend Mann, nicht viel weniger in den übrigen Lagern zu Großwardein, Stuhlweißenburg, Colocza und Bács. Auch verarmte Edelleute und Bürger, und Prieſter niedrigen Ranges ſtrömten ihnen zu, ſo daß die Geſammtmaſſe ſich nun auf hundert tauſend Mann belief. Die Edelleute und Güterbeſitzer, denen ihre Arbeiter und Dienſtleute entliefen und deren Felder unbebaut zu bleiben drohten, widerſetzten ſich endlich dem zunehmenden Ausreißen, hielten ihre Leute mit Zwang und Gewalt zurück, und züchtigten mit Härte die entlaufenen, deren ſie wieder habhaft wurden. Dies ſtachelte die wilden Kreuzfahrer zur ſchrecklichſten Erbitterung gegen den Adel, welche der, unter dieſen Haufen befindliche Prieſter Lorenz aus Czegléd durch gehäſſige Predigten gegen Prälaten und Edel-

leute, noch höher ſteigerte. Georg Dóſa konnte oder wollte ſeine Banden von offenen Gewaltthätigkeiten nicht abhalten, und unerwartet brachen Dieſe in die Vorſtädte von Ofen und Peſth ein, plünderten und zerſtörten die Häuſer der Edelleute, und ließen Diejenigen, welche in ihre Hände fielen, unter ausgeſuchten Martern ſterben.

Jetzt erkannten der König und der Graner Erzbiſchof, welchen Abgrund ſie durch Bewaffnung der Volkshaufen geöffnet hatten, und ſuchten, obwohl zu ſpät, dem reißenden Strome Einhalt zu thun. Ein königliches Edict unterſagte alle weitere Vermehrung des Kreuzheeres, und erklärte das letztere ſammt ſeinem Anführer Dóſa, wenn ſie nicht binnen einer anberaumten Friſt die Waffen niederlegen würden, als Rebellen in die Acht. Georg Dóſa, weder Willens, noch fähig, die empörten Maſſen zum Auseinandergehen zu bewegen, ſah ſich jetzt gewiſſermaßen genöthigt, für ſeine eigene Sicherheit zu ſtreiten, und jetzt die Feindſeligkeiten, welche er bisher entweder nicht verhindern gekonnt, oder unter der Hand hatte geſchehen laſſen, in offene zu verwandeln. Wie ein Rieſe erhob ſich jetzt die Tiefe der Geſellſchaft gegen deren Höhe, und der Krater der Volkswuth ſchien Alles, was ſich über die Fläche der Niedrigkeit erhob, in ſich begraben zu wollen. Georg Dóſa, einmal von dem Schwalle fortgeriſſen, glaubte ſich, ſeit er geächtet, nur durch Zertrümmerung alles Beſtehenden behaupten zu können. Er theilte ſein ungeheueres Heer in fünf Horden; drei davon übergab er dem Peſther Bürger Ambros Szaleres, mit dem Befehle, ſein Lager im Rakoſer Felde zu befeſtigen und längs dem linken Donaufer von Waizen bis gegen Colocza die Verheerung zu tragen, um die Bewegungen der Hauptmacht durch die Schreckniſſe der Verwüſtung zu verdecken. Den fanatiſchen Prieſter Lorenz ſendete er nach Bács, einen anderen Prieſter, Barnabas, gegen Erlau, mit der Weiſung, die daſelbſt verſammelten Kreuzfahrer nach Szegedin zu führen. Dorthin zog Dóſa ſelbſt mit zwei ſtarken Horden, auf dem ganzen Wege ſengend und brennend, daß der Widerſchein der Lohe bis nach Ofen hin geſehen werden konnte.

Von Czegléd aus, zwiſchen Peſth und Czongrád, erließ er, als „tapferer Ritter, Fürſt und oberſter Hauptmann des geweihten Kreuzheeres, und nur des Königs von Ungarn, nicht der Herren Unterthan," an ſämmtliche Städte, Marktflecken und Dörfer in Ungarn, zunächſt aber der Geſpanſchaften von Peſth und äußerem Szolnok, folgendes Manifeſt: „Wiſſet, daß

die treuloſen Edelleute gegen uns und alle, zu dem gegenwärtigen Unternehmen in heiliger Gemeinſchaft vereinigten Kreuzfahrer ſich mit gewaltſamer Hand erhoben haben, um uns zu verfolgen und zu vertilgen. Darum befehlen wir Euch auf's Strengſte, bei Strafe des Bannes und ewiger Verdammniß, und bei Eurer Güter und Eures Lebens Verluſt, daß Ihr, gleich nach Empfang dieſes Schreibens, ohne allen Verzug und ohne Ausflucht, Euch aufmachet und zu uns nach Czegléd eilet, damit ſolchergeſtalt die heilige Schaar und geſegnete Verbindung die Macht und die Arme der treuloſen und verfluchten Edelleute zügeln, überwinden und vernichten könne. Wohl Euch, wenn Ihr darnach handelt; wo nicht, ſo verfallet Ihr in die gedachte Strafe. Ja, wir werden uns damit noch nicht begnügen, ſondern an den Giebeln Eurer Hausthore Euch aufhenken, Euch ſpießen laſſen; wir werden Eure Güter verheeren und vergeuden, Eure Weiber und Kinder umbringen."

Dieſer von Blut und Fanatismus ſtrotzende Aufruf, welcher die Banden Dóſa's mit dem von der Religion erborgten Scheine einer heiligen Schaar umgeben, und ſie zu doppeltem Fanatismus begeiſtern, die Gegner als Glaubensfeinde und Gottesfrevler hinſtellen ſollte, erregte Schrecken und Beſtürzung; noch mehr thaten dies die Gräuel, welche jenes Manifeſt furchtbar bewahrheiteten. Schon hatten die Bauern an vier hundert Edelleute hingeſchlachtet, ihre Frauen und Töchter gemißhandelt, ihre Güter niedergebrannt und einige Familien gänzlich ausgerottet. Der König kam in dieſem angſtvollen Augenblicke zu keinem Entſchluſſe, und überließ die Auffindung der Mittel zur Abwehr ſeinem zu Ofen verſammelten Staatsrathe und den dorthin geflüchteten Herren. Man rieth hin und her; da griff die beherzte Rede des alten Johann Bornemisza ſiegend durch das Schwanken und Zweifeln der Verſammlung. Er trug darauf an, daß der Oberbefehl über alle Truppen in Siebenbürgen und in den Feſtungen an der türkiſchen Gränze dem Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zápolya, übergeben werde, um ſo mehr, da man ſichere Kunde habe, daß Dóſa zunächſt gegen Siebenbürgen ziehen wolle. Dies wurde genehmigt und befolgt. Bornemisza ſelbſt ſammelte eiligſt die in der Umgebung von Ofen aufzutreibenden Truppen, bildete aus den Ofener und Peſther Bürgern das Fußvolk, und brach gegen jene Heeresabtheilung der Kreuzfahrer auf, welche unter Ambros Szalerес in einem bewaffneten Lager bei Peſth ſtand. Ein Haufe der Kreuzfahrer

rannte in blinder Wuth gegen die von Paul Tomóry geführte reitende Vorhut an, und büßte dieſe Verwegenheit mit blutiger Niederlage. Bornemisza ließ die Gegner zur Unterwerfung auffordern, und bot allen Jenen, welche die Waffen niederlegen würden, die königliche Gnade an. Szaleres und eine Anzahl ſolcher, welche mehr Schwärmerei, als böſer Wille, in die Reihen der Aufrührer geſtellt hatte, gehorchten der Aufforderung und gingen zu den Königlichen über. Die Anderen blieben in der Schlachtordnung ſtehen, und verlangten trotzig den Kampf. Dieſer brach verderblich über ſie herein; ihre ungeregelten Haufen wurden von dem wohlgeordneten Heere Bornemisza's zerſprengt, eine große Anzahl getödtet, die Fliehenden bis in den Iszaszegher Wald verfolgt. Von den Gefangenen wurden nur die Rädelsführer hingerichtet; die Uebrigen erfuhren grauſame Schonung, indem man ſie mit abgeſchnittenen Ohren und Naſen heimſchickte.

Weit entfernt, durch dieſes warnende Beiſpiel und das Mißgeſchick ihrer Genoſſen ſich ſchrecken zu laſſen, wurden die Bauern dadurch nur zu größerer Wuth gereizt; viele arme Edelleute, die auf der Seite der Empörer ſich zu bereichern hofften, geſellten ſich zu ihnen, und in der Marmaroſer Geſpanſchaft griff ſogar der geſammte Adel zu den Waffen für die Kreuzfahrer, welche in den nördlichen Geſpanſchaften ſich zuſammen gerottet und das Land weithin auf das Entſetzlichſte mit Feuer und Schwert heimgeſucht hatten. Inzwiſchen erhoben ſich, auf königlichen Befehl, die Landherren und die Banderien der königlichen Freiſtädte jener Gegenden, gingen auf die Rebellen los, und ſchlugen ſie bei Sáros-Patak, bei Nagylák, bei Erlau, bei Debrö, bei Kremnitz und Purbach; während bei Großwardein der dortige Biſchof Franz Perény über zahlreichere Bauernhaufen ſiegte.

Aber ungeachtet dieſer Niederlagen einzelner Abtheilungen der Bauern, ſtand ihre Hauptmacht unter Georg Dóſa noch unerſchüttert. Dieſer war gegen Szegedin gezogen und hatte ſeine Streitmittel durch einige erbeutete Feldſtücke und eine Menge Pulver vermehrt, woran es ihm bisher gefehlt. Weil aber die ſtark befeſtigte und vertheidigte Stadt nicht zu nehmen war, ſetzte er über die Theiß und lagerte ſich vor Eſanad. Hier bot ihm der Biſchof Nikolaus Cſáky, unterſtützt von dem Temesvárer Grafen, Stephan Báthory, beherzten Widerſtand. Man focht bis in die Nacht; Báthory's ſchweres Geſchütz bohrte furchtbare Lücken in die dichtgedrängten Reihen der Bauern, die, bei erneuertem Kampfe, am anderen Morgen in den Wald

flüchteten. Voreilig folgten die Sieger nach, und fielen in einen Hinterhalt Dóſa's, der die Flüchtigen ſammelte, und die Königlichen zuſammen hieb. Der Biſchof zog ſich mit ſeiner Mannſchaft auf das Schloß zurück. Die ergrimmten Bauern drangen in die unvertheidigte Stadt, plünderten die Kirchen und die Häuſer und erwürgten die Prieſter und die Edelleute. Der Biſchof, der Feſtigkeit des Schloſſes nicht vertrauend, verließ dasſelbe heimlich während der Nacht, und fuhr in einem Nachen den Maros hinauf, um Sicherheit im Arader Gebirge zu finden. Der Unglückliche fiel Dóſa's Leuten in die Hände, wurde vor ihren Anführer gebracht, und Dieſer ließ ihn, nach ſchrecklichen Mißhandlungen, im vollen biſchöflichen Ornate pfählen. Auch die mit ihm gefangenen Herren erlitten qualvollen Tod; vornehmlich Stephan Telegdy, welchem Dóſa, weil er gegen die Verkündigung der Kreuzbulle geſprochen, einen Strick durch den Leib ziehen, ihn ſo an einen Galgen henken und mit Pfeilen und Kugeln tödten ließ. Georg Dóſa ſah mit unerſchütterlichem Gleichmuthe dem gräßlichen Schauſpiele zu und ſchwelgte in dem Blute und den Martern ſeiner Feinde, von ſeinem ſanfteren Bruder Gregor vergeblich zur Milde gemahnt. Mit ihm wetteiferte an Grauſamkeit der Exprieſter Lorenz, welcher, bei einem Streifzuge das Schloß des Niklas von Zólyom einſchließend, es mit Allen, die dasſelbe bewohnten, auf den Grund niederbrennen ließ.

Aehnlich dem um ein Jahrzehend ſpäter auftauchenden Führer des deutſchen Bauernkrieges, Thomas Münzer, und von ähnlichem communiſtiſchen Geiſte beſeſſen, wollte Dóſa Kirche und Welt zugleich reformiren, im ganzen Reiche einen einzigen Biſchof einſetzen, alle Prieſter im Range einander gleichſtellen, dem Adel ein Ende machen, die Ländereien gleich vertheilen, Rang, Rechte und Eigenthum auf völlige Gleichheit bringen, nur zwei Stände, des Bürgers und des Bauern, geſtatten, und ſelbſt das Königthum abſchaffen. Er ſelbſt wollte nur des Volkes Führer und Vertreter ſeyn, und in allen Dingen ſich den Beſchlüſſen desſelben unterwerfen. Solche Ideen der Gleichheit und Gütergemeinſchaft, Zauberworte für die Niedrigen und Beſitzloſen, ſteigerten die Begeiſterung ſeiner Banden zur wildeſten Schwärmerei, und warben ihm unter dem armen Volke immer neue Anhänger und Jünger.

Hätte Dóſa unmittelbar nach dem Schrecken ſeines Sieges ſeine Schaaren gegen Peſth und Ofen geführt, ſo wären die Folgen kaum abzuſehen

geweſen. Aber er war lange unſchlüſſig, wohin er ſich zunächſt wenden ſollte, und unterdeſſen verkühlte die Siegesluſt ſeiner Streiter, löſete ſich die bange Erſtarrung ſeiner Gegner. Lorenz rieth ihm, vorerſt Temesvár zu erobern, um dieſen Ort als Waffenplatz und Stützpunkt zu benützen, oder, bei etwaiger Wendung des Glückes, von dort aus in die Türkei entfliehen zu können, gegen welche urſprünglich der Kreuzzug hatte gerichtet werden ſollen, und die nun den Kreuzfahrern vielmehr als letzte Zuflucht dienen ſollte. Dóſa folgte ſeines Waffengefährten Rathe, und zog vor Temesvár, das er nach allen Regeln der Kriegskunſt zu belagern anfing. Aber noch zu rechter Zeit hatte der, dem Blutbade von Cſanad glücklich entronnene Stephan Báthory ſich in die bedrängte Stadt geworfen und ſetzte Dóſa's wüthenden Stürmen kaltblütige Vertheidigung entgegen. Dóſa war im Angriffe nicht minder beharrlich, als Jener in der Abwehr, und entwickelte einen wahrhaft großartigen Belagerungsplan. Schon hatte er die Stadt auf das Engſte eingeſchloſſen, ſchon war innerhalb derſelben empfindlicher Mangel an Mundvorrath eingeriſſen, ſo daß die geängſtigte Bürgerſchaft in Báthory drang, Unterhandlungen anzuknüpfen. Aber Dieſer wartete mit Zuverſicht auf Hilfe von dem Siebenbürger Woiwoden Johann von Zápolya, den er brieflich aufgefordert hatte, der alten Spannung mit ihm zu vergeſſen, und die Stadt und das Land aus ihrer Noth zu befreien.

Zápolya brach auf, vereinigte ſich am eiſernen Thore mit den Banderien der Landherren der Provinz, eilte längs dem linken Temesufer hinab, und ſtand plötzlich im Uj-Letzer Felde. Georg Dóſa, des ſchnellen Entſatzes nicht gewärtig, ſaß eben bei'm Mahle, als Zápolya's Ankunft ruchbar wurde. Vom Weine erhitzt, ſammelte er ſeine, auf ſo unerwarteten Angriff nicht gefaßten Schaaren, und ſtellte, ſo gut der Drang des Augenblicks es geſtattete, ſie in Schlachtordnung. Seinem Bruder Gregor übergab er den rechten, dem tollkühnen Lorenz den linken Flügel; er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze des Centrums, und ſo ließ er ſeine überraſchten Horden gegen das Heer Zápolya's anrücken. Von ſeinem Zurufe begeiſtert, ſchlugen ſich die Bauern mit der Wuth der Verzweiflung, bis die Nachhut der Szekler und der ſchweren Reiterei gegen ſie losbrach und unwiderſtehlich auf ſie einhieb. Da ſtürzten ſich, auf keines Führers Ruf mehr achtend, die Bauern in verwirrte Flucht, welche Georg nicht mehr dämmen konnte. Den Tod ſuchend, ſtürmte er mitten unter die ſiegenden Feinde und kämpfte fort, bis ihm das

Schwert entfiel, und er, vom Roſſe ſtürzend, übermannt und ſammt ſeinem Bruder gefangen wurde. Der Grauſame hatte nie Schonung gewährt, und wollte jetzt auch keine finden. Nur für ſeinen Bruder Gregor bat er in einer edleren Regung der Liebe. Gregor, von Allen als mild und menſchlich gerühmt, rettete zwar nicht ſein Leben; doch vergönnten ihm die Sieger den ſchmerzloſen Tod der Enthauptung. Deſto ſchrecklicher traf die Rache Derſelben den grauſamen Georg, der ſo viele ihrer Gefährten und Anverwandten unter ausgeſuchten Qualen hingewürgt hatte, und für den ſie, im Wetteifer der Grauſamkeit, ebenfalls neue, unerhörte Martern ausſannen. Vierzig der vornehmſten Gefangenen ließ man durch zwei Wochen faſt ohne Nahrung im Gefängniſſe ſchmachten; ein und dreißig von ihnen ſtarben des Hungertodes, die übrigen neun wurden vor die Stadt geführt, um Zápolya's Henkerſcharfſinne als Mittel zu dienen. Dieſer ließ durch Zigeuner, welche ſich zu dem Peinigerdienſte hergaben, einen Thron, eine Krone und ein Scepter von Eiſen ſchmieden, Georg Dóſa auf den glühenden Thron ſetzen, ihm die glühende Krone auf das Haupt und das glühende Scepter in die Hand drücken, dann die ausgehungerten Gefangenen vorführen und ſie zwingen, von den gebratenen Gliedern ihres noch lebenden Führers zu eſſen. Drei weigerten ſich des ſcheuslichen Mahles, und wurden ſogleich niedergehauen. Die anderen, vom wüthenden Hunger und von Todesfurcht gedrängt, thaten, wie ihnen befohlen. Dóſa — verworfen im Glücke, doch nicht ohne Größe im Ertragen des fürchterlichſten Verhängniſſes, beſchämte ſeine Peiniger durch die Standhaftigkeit, womit er ſeine Marter hinnahm. Kein Laut des Schmerzes kam über ſeine Lippen, und als die Zähne ſeiner Schuldgenoſſen an ihm nagten, ſagte er bitter: er habe ſich Hunde an ihnen groß gezogen. Ungebeugt bis zum letzten Augenblicke, gab er ſeinen Geiſt auf. Sein Leichnam wurde geviertheilt, und ſtückweiſe unter den Thoren von Ofen, Peſth, Stuhlweißenburg und Großwardein aufgehenkt.

Mit Dóſa's ſchrecklichem Untergange war der Bauernkrieg noch immer nicht erloſchen. In Siebenbürgen und der Klauſenburger Geſpanſchaft ſetzten einzelne Kreuzfahrerhaufen, in der Bácſer der Prieſter Lorenz und Anton Hoszſzas, in der Stuhlweißenburger und Weszprimer ein gewiſſer Dominik Sós den Kampf gegen den Adel fort; an einzelnen Orten nicht ohne vorübergehenden Erfolg, wie denn unter anderen in Siebenbürgen die Sachſen und Walachen eine empfindliche Schlappe davon trugen, bis zuletzt Thornay

in einem erneuerten Gefechte dort die Kreuzfahrer aufrieb. Wider die bei Bács ſtehenden Bauernhaufen ſendete Zápolya ſeinen Unterfeldherrn Jakob Bánffy. Dieſer traf die Gegner unweit Apáthy. Zwei Stunden lang fochten Dieſelben fort, ohne das Feld zu räumen. Endlich ſtürzte Hoszſzas von ſeinem verwundeten Roſſe und fiel in Gefangenſchaft. Lorenz kämpfte weiter, wurde aber zuletzt ſchwer am Kopfe verwundet. Die Seinigen hielten ihn für todt und flohen, ohne daß Bánffy, der nur die Zerſtäubung ihres Heeres, nicht die Niedermetzelung der Fliehenden begehrte, ſie verfolgen ließ. Hoszſzas wurde in Ofen geviertheilt. Lorenz entkam, und man weiß nicht, wie und wo er geendet hat. Noch unblutiger wurde der Heerhaufe des Dominik Sós zerſtreut. Man begnügte ſich, blind geladene Feldſtücke gegen ſie abzufeuern, vor welchen die Bauern in einen ſo paniſchen Schrecken geriethen, daß ſie die Waffen von ſich warfen und ohne Schwertſtreich nach Hauſe liefen. Alſo endete (im September 1514) der viermonatliche Bauernkrieg, der mit dem Opfer von mindeſtens vierzig tauſend Menſchen und dem Verluſte zahlloſer Beſitzthümer, Denjenigen, wider welche er gerichtet geweſen, dieſelbe Lehre hinterließ, welche der deutſche Bauernaufwiegler Münzer ſeinen, ihn tödtenden Bezwingern gab: „die Bücher der Könige fleißig zu leſen und dem armen Volke nicht mehr ſo hart zu ſeyn.“ Doch wurde, wie ſo viele inhaltſchwere Lehren der Geſchichte, auch dieſe, mit wie blutigen Buchſtaben ſie immer geſchrieben war, von nur Wenigen beherzigt.

Des ſtolzen Zápolya Anſehen ſtieg durch ſeinen Sieg über Dóſa um ſo höher, da man die Urſachen des Aufſtandes nicht da, wo ſie eigentlich lagen, nicht in den jahrelangen Bedrückungen der Schwächeren durch die Mächtigen, ſuchte, ſondern ſie lediglich dem Könige und dem Graner Erzbiſchofe beimaß, weil ſie den Kreuzzug zugelaſſen und befördert. Die Zápolya'ſche Faction that Alles, dieſe Anſicht zu befeſtigen und die Mißſtimmung gegen den König zu ſteigern. Schon verlautete von einer drohenden Schilderhebung des Adels wider Wladislaw, von deſſen Abſetzung und einer neuen Königswahl. Zu rechter Zeit hatte Wladislaw den Herzog Barthomäus von Münſterberg mit zwölf tauſend Böhmen herbei gerufen, die urſprünglich zur Unterdrückung der Bauernempörung hatten verwendet werden ſollen, nun aber zu Einſchüchterung der mißvergnügten Herren gute Dienſte leiſteten. Der Herzog gab auf ſeinem Marſche nach Ofen allenthalben die Erklärung von ſich, daß er, nach Dämpfung der Bauernunruhen,

nicht eher zurück kehren werde, als bis er dem Könige die von dem hohen Adel ihm entzogenen Güter und Vorrechte wieder errungen hätte. Dies ſchreckte die unzufriedenen Großen wenigſtens von offenen Unternehmungen ab; ſie ſöhnten ſich zum Scheine mit dem Könige und dem Erzbiſchofe aus, und vertagten ihre Entwürfe bis zu dem nächſten Landtage, welcher am 18. October im Rákoſer Felde eröffnet wurde. Kurz vor dem Beginne desſelben wurden eines frühen Morgens zwei Kugeln durch das Fenſter in das Schlafzimmer des Königs abgeſchoſſen, die ihn jedoch nicht treffen konnten, weil er bereits in ſeiner Hofkapelle die Frühmeſſe hörte. Die Urheber wurden nicht entdeckt, oder man wollte ſie gefliſſentlich nicht kennen.

Der Herd der Zápolya'ſchen Umtriebe war am polniſchen Hofe, wo, ohne es zu ahnen, König Sigmund ſelbſt in ihr Gewebe hinein gezogen wurde, und des Woiwoden Schweſter, Barbara, allen ihren Einfluß auf ihren königlichen Gemal zu Gunſten ihres Bruders aufbot. Aber Szathmáry, der ſtandhaftere Bekämpfer und Beobachter Zápolya's, fand immer neue Mittel auf, um den Anſchlägen ſeines Gegners auch von Polen her die Spitze zu bieten, und hiebei leiſtete ihm Kaiſer Maximilian, welcher durch ſeinen Familienvertrag mit Wladislaw unmittelbar mit Ungarns Intereſſen verknüpft war, thätige Hilfe. Er wußte dem Könige Sigmund anderwärts ſo vollauf zu thun zu geben, namentlich indem er ihn in Fehden mit dem Großfürſten von Moskwa und mit dem deutſchen Orden verwickelte, daß Sigmund die Hände gegen Ungarn niemals frei bekam. Zugleich gelang es Szathmáry's Bemühungen, die beiden, bisher für Zápolya geſinnten, einflußreichſten Räthe Sigmund's auf ſeine Seite zu bringen, und dadurch Zápolya's Macht am polniſchen Hofe noch mehr zu entwaffnen. König Sigmund wurde durch die vereinten Beſtrebungen der Szathmáry'ſchen Partei und durch die wirkliche Lage der Dinge zu der Ueberzeugung gebracht, daß er nur durch engeren Anſchluß an Maximilian, wobei natürlich Wladislaw's Mitwirkung von großem Gewichte ſeyn mußte, den äußeren Feinden Polens mit überwiegender Kraft werde begegnen können.

Wie ſehr auch Zápolya's Anhang entgegen arbeitete, ſo wurden doch die Verhandlungen Sigmund's mit Maximilian begonnen, und immer eifriger fortgeſetzt, und endlich auf den 21. Februar 1515 eine perſönliche Zuſammenkunft der Könige von Ungarn und Polen mit dem Kaiſer, beſchloſſen. Zum Orte der Zuſammenkunft wurde Preßburg beſtimmt, wohin Wladislaw

mit ſeinen beiden Kindern, Ludwig und Anna, und glänzendem Gefolge zog. Auch Sigmund kam mit vornehmer Begleitung dorthin. Der Kaiſer war abgehalten, perſönlich zu erſcheinen, und ſendete dafür ſeinen Bevollmächtigten, den Kardinal von Gurk, Matthäus Lang. Nach längeren Verhandlungen, die beſonders auf kaiſerlicher Seite manche Schwierigkeiten boten, einigte man ſich dahin: Wladislaw's Tochter, Anna, an einen der beiden Enkel des Kaiſers, an Karl oder Ferdinand, verlobt, ſollte binnen einem Jahre mit dem ihr beſtimmten Bräutigam, oder, wenn hinſichtlich eines dieſer beiden Enkel ein Anſtand ſich ergäbe, mit dem Kaiſer ſelbſt vermält, daher Letzterem, bei nächſter Zuſammenkunft mit ihm, übergeben werden, damit ſie gemeinſchaftlich mit deſſen Enkelin Maria, der Braut Ludwig's von Ungarn, bis zu Beider Mannbarkeit in Oeſterreich ihre Erziehung erhalte. Falls dieſe Verbindung zur feſtgeſetzten Zeit nicht zum Vollzuge käme, ſo ſollte der Kaiſer, bei nächſter Zuſammenkunft mit beiden Königen, ſich verpflichten, der Braut in zweijähriger Friſt dreimal hundert tauſend Ducaten auszuzahlen. Der Braut ſollten als Mitgift zweimal hundert tauſend Ducaten angewieſen, doch vor Vermälung Ludwig's mit Maria nicht ausgezahlt, dann aber die eine Mitgift durch die andere aufgehoben werden. Der einen wie der anderen Braut wurden als Morgengabe zwanzig bis fünf und zwanzig tauſend Ducaten jährlich, auf den Ertrag beſtimmter Güter und Herrſchaften gegründet, zugeſichert. Stürbe eine derſelben vor vollzogener Trauung, ſo ſollte die feſtgeſetzte Mitgift an die andere, bereits vermälte, abgetragen werden, und ihr für den Fall kinderloſer Witwenſchaft verbleiben.

Die für Preßburg beſtimmte Zuſammenkunft mit dem Kaiſer wurde nach Wien verlegt, wo Prachtzüge und augenblendende Feſte die hohe Bedeutung dieſes Actes verherrlichten. Kaiſer Maximilian, innig erfreut, am Abende ſeines Lebens jene wichtige Familienverbindung zu Stande gebracht zu haben, nach welcher er ſo beharrlich getrachtet und deren welthiſtoriſche Folgen gar bald ſelbſt über den Kreis ſeines weitblickenden Auges hinaus gehen ſollten, empfing die königlichen Gäſte mit dem ganzen Feuer ſeiner großartigen Herzlichkeit und mit einem Glanze, in welchem ganz Wien ſich ſonnte. Die Freude ließ ihn ſogar den ſtrengen, gemeſſenen Gang der Reichsordnung und ihrer Formen vergeſſen, ſo daß er den königlichen Jüngling Ludwig zum Vicar des deutſchen Reiches, zum Erben und Nachfolger in der, von keinem Erbrechte abhängigen Kaiſerwürde erklärte. Nach öffentlicher Bekannt-

machung der abgeſchloſſenen, von beiden Theilen beſtätigten, Eheverträge erfolgte das Verlöbniß Ludwig's mit Maria unbedingt; das Verlöbniß Maximilian's mit Anna im Namen des einen oder des anderen ſeiner Enkel, Karl und Ferdinand, oder, im Falle für Beide eintretender Hinderniſſe, auch in ſeinem eigenen Namen. Er ernannte Anna zur Königin und ſetzte ihr eine goldene Krone auf das Haupt, welches Geſchenk ſie mit einem kunſtreichen Kranze von Edelſteinen erwiederte. Nach urkundlicher Vollziehung des Verabredeten erhob ſich der feierliche Zug in die Domkirche zu St. Stephan, wo der Kardinal-Erzbiſchof von Gran die Trauung, zuerſt jene Ludwig's mit Maria, dann Anna's mit ihrem bedingten Bräutigam, dem Kaiſer, verrichtete (22. Juli 1515). Hiermit wurde die Erbfolge des Hauſes Oeſterreich auf dem ungariſchen Throne, nachdem ſie durch Wladislaw I. und Mathias Corvinus zweimal rechtswidrig unterbrochen worden, auf den Erneſtiniſchen Zweig jenes Stammes wieder ſtaatsrechtsmäßig übertragen, und wie vor drei und neunzig Jahren durch die Vermälung Albrecht's und Eliſabeth's, ſo gediehen durch jene Doppelheirat die Kronen Ungarns und Böhmens, und diesmal für ewige Zeiten, an Habsburg.

Zápolya ſah jetzt alle ſeine Plane durchkreuzt und vereitelt, ſowohl auf die Hand der Prinzeſſin Anna, wie auf den Thron Ungarns. Noch kurz vorher hatte er durch eine neue Waffenthat jenes Anſehen, das ihm ſein Sieg über Dóſa zuwege gebracht, auffriſchen und befeſtigen wollen. Ohne ſich an den beſtehenden Waffenſtillſtand zu binden, führte er, von dem Heerbanne des Temeſer Grafen Stephan Báthory unterſtützt und mit ſchwerem Geſchütze aus Belgrad verſehen, im Juli zehn tauſend Mann über die Donau vor die türkiſche Feſtung Sarno, gegen welche ſeine Feuerſchlünde gewaltig arbeiteten. Der Paſcha von Semendra, Balibeg, konnte nur eine geringe Truppenabtheilung zum Entſatze herbeiführen; aber durch falſche Kundſchafter ließ er das Gerücht und den Schein verbreiten, als nahe er mit ungeheurer Heeresmacht. Erſchreckt durch dieſe Nachricht, wollte Zápolya die Belagerung aufheben; da ihm dies aber von einigen ſeiner Untergebenen als Feigheit verargt wurde, ſo ſetzte er das Feuer gegen die ſchon ſtark beſchädigten Mauern fort. Unterdeſſen bemächtigte ſich Balibeg durch einen gelungenen nächtlichen Ueberfall des ungariſchen Geſchützes. Da floh Zápolya, die Stärke der Feinde weit überſchätzend, hinweg, und ließ das Lager in den Händen der Türken. Dieſe Niederlage erſchütterte Zápolya's Anſehen, doch nicht

ſeinen und ſeiner Anhänger Trotz. Es gelang ihnen, den Palatin Emerich Perény auf ihre Seite zu ziehen und dahin zu ſtimmen, daß er in ſeinem und angeblich in der Stände Namen, alle in Wien geſchloſſene und zu ſchlie- ßende Verträge für ungiltig erklärte. Wladislaw, kräftiger Maßregeln gegen den Palatin unfähig, ſuchte ihn dadurch wieder für ſeine Sache zu gewin- nen, daß er ſeinem Ehrgeize ſchmeichelte, indem er ihn zum Herzoge von Siklos ernannte, während Maximilian Denſelben in den Fürſtenſtand des römiſchen Reiches erhob. Perény gab nun in Etwas nach, und verſprach den ungariſch-öſterreichiſchen Familien- und Erbvertrag zu unterzeichnen, doch nur in der Eigenſchaft eines einzelnen Landherren, nicht in jener eines Palatins.

Während noch Sultan Selim's Botſchafter in Ofen verweilten, um eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes zu bewirken, mit der entſcheiden- den Antwort aber — weil der Papſt Leo eifrig vom Frieden mit den Ungläu- bigen abrieth und thätige Hilfe, theils verſprach, theils leiſtete — abſicht- lich hingehalten wurden, ſtarb König Wladislaw am 13. März 1516, im ein und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er durch fünf und vierzig Jahre in Böhmen, durch ſechs und zwanzig in Ungarn regiert, oder regie- ren hatte laſſen. Seine ſchläfrige Gutmüthigkeit hatte ſich nie zur Thatkraft erhoben, und in ſeinen ſpäteren Tagen hatte ſich ſeiner Geiſtesträgheit auch noch Mißmuth und Kränklichkeit beigeſellt; denn er litt heftig an der Gicht und auch der Schlag hatte ihn geſtreift. Wortkarg von Natur, machte ihn ſeine Unkenntniß der ungariſchen Sprache und weil er ſich ſtets eines Dol- metſchers bedienen mußte, doppelt redeverlegen; wegen ſeiner übertriebenen Schweigſamkeit pflegten ihn Viele das ſtumme Götzenbild zu nennen. Fromm, gütig, uneigennützig und wohlwollend, nahmen doch ſelbſt dieſe Tugenden bei ihm die Form der Charakterloſigkeit an. „Herr, gib uns den Frieden in unſeren Tagen!“ war ſein Morgen- und Abendgebet in einer Zeit, die den Streit unaufhörlich ſuchte und in welcher unbegränzte Friedensliebe unter- liegen mußte. Im Staatsrathe ſaß er meiſt ſtumm, beinahe theilnahmlos da, mit den Augen den Boden meſſend, oder ſie im Anfluge von Andacht zum Himmel erhebend; ſelten hörte man bei den wichtigſten Berathungen ein anderes Wort von ihm, als „gut,“ das er bald lateiniſch als bene, bald böhmiſch als dobre, von ſich gab. In Ungarn hieß er daher bei den Meiſten der König Bene, in Böhmen der König Dobre. Man findet in ſeiner Vernach-

läſſigung der öffentlichen Geſchäfte nichts Unglaubliches, wenn man lieſ't, daß die Wirthſchaft an ſeinem Hofe eben ſo, wie die Verwaltung ſeiner Reiche beſtellt war, daß die Hofbedienten ihre Raubſucht öffentlich trieben, während der König bisweilen für ſeine eigene Tafel bei Anderen buchſtäblich betteln laſſen mußte. Das königliche Hofgeſinde lief einmal mit leeren Gefäßen zu dem Biſchof von Fünfkirchen, und ging ihn um Wein an. Als er nun fragte, ob denn kein Wein auf dem Schloſſe wäre, erhielt er zur Antwort, daß es dort auch Nichts zu eſſen gäbe, worauf er ſelbſt hineilte, dem Schatzmeiſter harte Vorwürfe über ſeinen Geiz und Betrug machte und den königlichen Keller mit Wein verſorgte. In den Stunden, welche Wladislaw nicht zum Beten verwendete, beſchäftigte er ſich mit Prägung des Geldes, das er im Uebermaße zu verſchenken ſehr geneigt war. Sein lang erwarteter Tod wurde mit Gleichgiltigkeit aufgenommen; denn wie groß auch, wegen ſeiner Milde und Herzensgüte, die Liebe ſeiner Familie zu ihm war, ſo konnte er doch durch ſeine löblichen Eigenſchaften die Nationen nicht mit dem Mangel aller Regentenfähigkeit verſöhnen.

Wladislaw's einziger Sohn, Ludwig, zählte bei ſeines Vaters Tode noch nicht zehn Jahre; dennoch huldigten ihm, dem bereits als zweijähriges Kind Gekrönten, die ungariſchen Stände ohne Weigerung, und an ſeine frühzeitig ſich entwickelnden Geiſtesgaben und Vorzüge des Gemüthes, knüpfte man allgemein die freudigſten Erwartungen. Tüchtige Lehrer waren ſeinen natürlichen Anlagen zu Hilfe gekommen. Der ſterbende Vater hatte ihn dem Graner Erzbiſchofe, dann dem bewährten Bornemisza, dem Markgrafen Georg von Brandenburg und dem Könige Sigmund zur Obhut und Leitung, dem Papſte Leo zu beſonderem Schutze empfohlen. Die Verſuche der Zápolya'ſchen Partei, die Vormundſchaft und Reichsverwaltung an ſich zu bringen, ſcheiterte an dem feſten Sinne des Knaben und an der Wachſamkeit ſeiner Beſchützer. Aber bald gewann der Markgraf Georg, durch nahe Verwandtſchaft, großen Einfluß auf den jungen unerfahrenen König, und eine, leider von ihm gemißbrauchte, unbeſchränkte Herrſchaft über deſſen Gemüth. Georg hatte in früher Jugend bei dem Bruder ſeiner Mutter, dem Könige Wladislaw in Ungarn, ſein Glück gemacht, und dasſelbe durch eine reiche Heirat mit der verwitweten Beatrix Frangepani, der Schweſter des Königs Mathias, befördert. Wie die Ungarn, die ihm, als einem Ausländer, abgeneigt waren, ihn der Verführung ihres jungen Monarchen anklagen, ſo erheben ihn die

Schleſier, um deren Gunſt er ſich bewarb, weil er unter ihnen ſich Beſitzthümer verſchaffen wollte, wegen der Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens. Wahrſcheinlich haben ihn Jene zu tief herab gewürdigt, Dieſe ihn zu ſehr erhoben. Der Markgraf war ein gewandter Hofmann, der ſeine Talente nicht zur Rettung des ihm gleichgiltigen ungariſchen Reiches, ſondern zu eigener Bereicherung in einer, vor dem nahen Gewitter geſicherten Provinz anwendete, und keinen Schritt that, ohne an die Erreichung dieſes Zieles zu denken. Er leitete, vielleicht nicht ohne Einfluß der Zápolya'ſchen Partei, von welcher der König Sigmund, ſeit dem Tode ſeiner Gemalin Barbara von Zápolya, ſeine Hand gänzlich abgezogen hatte — Ludwig zu Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten hin, pflanzte ihm mehr Geſchmack an Schauſpielen, Turnieren und anderen Unterhaltungen, als an ernſten, einem Regenten angemeſſenen Beſchäftigungen ein, und brachte ihm dadurch Neigung zu Weichlichkeit und Wohlleben, und Ekel vor den Staatsgeſchäften bei.

Bald wurden die Reichsverweſer durch die Beſorgniß türkiſchen Angriffes in Verlegenheit geſetzt; denn die Noth des Landes war ſo groß, der Schatz ſo leer, daß die königlichen Freiſtädte zu außerordentlicher Kriegsſteuer aufgefordert, und einige Krongüter für zwölf tauſend Goldgulden verpfändet werden mußten. Gleichwohl wirkten des Papſtes Verheißungen und Anweiſungen zum Türkenkriege dahin, daß man auf des Sultans Antrag zu Erneuerung des Waffenſtillſtandes keine Erklärung gab und ſeine Botſchafter ohne Entſcheidung abreiſen ließ. Der Papſt, welcher für ſeine kriegeriſchen Abſichten gegen die Ungläubigen beſonders den Kaiſer Maximilian und den König Franz I. von Frankreich gewonnen hatte, ſendete ſogar einen ausgeführten Operationsplan des vorzunehmenden allgemeinen Kreuzzuges nach Ungarn, der im Staatsrathe zu Ofen erwogen wurde; aber obgleich, wie man erfuhr, Sultan Selim auf ſeinem ägyptiſchen Feldzuge ſeine Heermacht wie ſeine Schatzkammer ſchwer erſchöpft hatte, und er einem Angriffe vom Abendlande aus nur mit unzureichenden Streitkräften hätte begegnen können, ſo gedieh man doch zu keinem thatkräftigen Beſchluſſe.

Das Weitere ſollte auf dem zu Ofen (im April 1518) eröffneten Landtage berathen werden, zu welchem auch Zápolya bei Androhung geſetzlicher Strafe ſich einzuſtellen aufgefordert wurde. Zápolya verlangte, als Bedingung ſeines Kommens, die Entfernung Bornemiſza's von dem Oberbefehle über die Ofener Burg; denn er ſann auf nichts Geringeres, als

auf dem Landtage mit Güte oder Gewalt ſeine Ernennung zum Generalſtatthalter des Reiches durchzuſetzen, woran ihn Bornemisza's Rechtlichkeit und Macht gehindert haben würde. Doch ſcheiterte der Plan des Ehrgeizigen; denn die Reichsverweſer, hiervon in Kenntniß geſetzt, hatten ſogleich den König Sigmund und den Kaiſer Maximilian um Beiſtand gebeten, welch' Letzterer Truppen an die ungariſche Gränze vorſchob, die auf den Ruf der Reichsverweſer gegen Ofen anzurücken die Weiſung hatten. Dadurch eingeſchüchtert, wagte Zápolya's Anhang nicht, mit ſeinen Anſchlägen offen hervor zu treten, ſondern beſchränkte ſich auf Umtriebe anderer Art, zu welchen dieſer Landtag hinreichende Gelegenheit darbot.

Zur Sicherung der Gränzen wurde nämlich von den Prälaten, Baronen und Magnaten die, unter Mathias oft bewilligte Subſidie eines Ducaten beantragt. Hier aber offenbarte ſich eine bedrohliche Spaltung zwiſchen Magnaten und Landherren, indem Letztere, auf die Bedrückung und Verarmung ihrer Bauern hinweiſend, nur zu der Hälfte der vorgeſchlagenen Steuer ſich herbei laſſen wollten. Die Zápolyer, ſolcher Trennung froh, traten dem Landadel bei; es kam zu heftigem Streite, welcher damit endigte, daß die Landherren Proteſt gegen alle weitere Verfügungen einlegten und ſich entfernten. Gleichwohl ſetzten die zurück bleibenden zehn Biſchöfe, drei Pröpſte und ein und dreißig Magnaten den Landtag fort und machten einſeitig eine Anzahl von Verordnungen über Steuerverhältniſſe und Einſetzung eines Staatsrathes, mittels deſſen man die Reichsverweſer entfernen und die königliche Gewalt auf das Aeußerſte einſchränken wollte. Aber der Landadel widerſetzte ſich allen dieſen einſeitigen Beſtimmungen, und es mußte (im Juli) ein anderer Landtag nach Tolna ausgeſchrieben werden. Hier gewann der Landadel einen entſcheidenden Sieg über die, wegen jener Spaltung bei dem Könige in Ofen zurück gebliebenen Prälaten und Magnaten. Die von der Adelsgeſammtheit allein auf der, deshalb ſogenannten Tolnaer Particular-Convention verfaßten, zwanzig Artikel wurden nachmals von dem Könige und den Magnaten als allgemeines Reichsgeſetz angenommen. Die diesfallſigen Verordnungen galten vorzüglich der Abwehr der Türken, denn die Gefahr des Reiches ſtellte ſich, ſeit dem Verluſte wichtiger Gränzfeſtungen, immer dringender heraus. Demgemäß ſollten Jaicza und Banjaluka unverweilt in hinlänglichen Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Zur Unterſtützung des nächſten allgemeinen Türkenzuges ſollten ſämmtliche Prälaten, Barone

und Magnaten mit ihren geſetzlichen Banderien, die Landherren und auch Eigenthümer eines einzigen Edelhofes, in völliger Kriegsrüſtung am nächſten Michaelistage bei Bács ſich perſönlich einfinden. Die Landherren, die Kapitel, Propſteien, Convente und Abteien, außer der Mannſchaft, zu deren Haltung ſie der Zehnten wegen verbindlich waren; ferner die Nonnen und grundſäßigen Pfründner, Frauen und Witwen, ſollten von jedem zwanzig ihrer Bauernhöfe Einen Reiter, wenigſtens mit Lanze und Schild bewaffnet; die Geſpanſchaften Trencſin, Arva, Neitra, Thurocz, Lypto, Szohl und Zips, ſtatt des zwanzigſten Reiters, den zwanzigſten Mann zu Fuße; Edelleute von fünfzig, hundert oder mehren Jobagyen, den zwanzigſten Mann, als Huszár gerüſtet, ſtellen. Edelleute, welche an Höfen von Prälaten oder Baronen dienten, ſollten einen anderen Bewaffneten für ſich ſenden. Zu Ausrüſtung der Banderie des Königs wurden von jedem Bauernhofe der Prälaten und Magnaten ſo wohl, als des Landadels, durch das ganze Reich fünfzig Silberpfennige oder ein halber Goldgulden bewilligt. Weitere Verfügungen wurden dem nächſten Bácser Tage vorbehalten.

Aber von Allem, was zu Tolna feſtgeſetzt und beſchloſſen worden, kam ſo gut als Nichts zur Ausführung, und auch zu Bács ſtellten ſich beinahe gar keine Prälaten und Magnaten, und auch nur wenige Landherren ein (September 1516). Die kleine, aber ſtürmiſche Verſammlung, in welcher der Landadel wieder das Uebergewicht behauptete, ergoß ſich in bitteren Klagen über die Vernachläſſigung und Unzulänglichkeit der Vertheidigungsanſtalten, wodurch das Reich ſchon ſo bittere Verluſte erfahren habe, über die Vorenthaltung oder zweckwidrige Verwendung der dem Könige wiederholt bewilligten Hilfsgelder, und über die allgemeine Verwirrung in den Angelegenheiten und der Verwaltung des Reiches. Es ſollten daher jetzt aus dem Adel zwei zuverläſſige Schatzmeiſter, einer für das Gebiet diesſeits, der andere für das Gebiet jenſeits der Donau erwählt; in jeder Geſpanſchaft ein beeideter Edelmann zur Zählung und Schätzung der Herrſchaften, Güter und Jobagyen ſowohl der Magnaten, als des Landadels; zur Ausmittelung des geſetzlichen Steuerbetrages, zur Einſammlung der bewilligten Subſidien, zwei Ducaten für die nächſten zwei Jahre, verordnet, von dieſen Geſchworenen die eingegangenen Summen an die zwei Schatzmeiſter, zur Anwerbung tauglicher und hinreichender Kriegsvölker, abgeliefert werden. Aber auch die an den Gränzen anſäßigen Bauern und Magnaten ſollten ſowohl ihre geſetzlichen

Banderien, als die der Zahl ihrer Bauernhöfe angemeſſene Mannſchaft immer vollzählig unterhalten und an den Gränzen aufſtellen; die Prälaten von ihrem, der Zehnten und der Güter wegen zu ſtellenden Kriegsvolke, wenigſtens die Hälfte eben dahin ſenden, die andere Hälfte ſtets bereit halten und ſobald der Generalkapitän ihres Bezirkes Mahnung ergehen ließe, ſie ohne Verzug abſchicken. Zur Unterhaltung der königlichen Tafel wurden dem königlichen Verwalter der Ofener Burg: die Schlöſſer Munkács, Dotis, Komorn, das untere Gebiet von Wiſſegrad, Altofen, die Donauinſeln Kos (St. Andreas) und Cſepel; die Marktflecken Sámbek, Solmár, Keszö, mit Zubehör, und die Einkünfte von den Kumanen und Baliſtariern angewieſen.

Im Gefolge dieſer zweckdienlichen Verfügungen, von denen jedoch die wenigſten befolgt wurden, ging leider eine Maßregel, welche auf völlige Untergrabung der königlichen Macht hinarbeitete, der ariſtokratiſchen Willkür alle Schranken öffnete und die Zerrüttung des Reiches, welcher man Einhalt thun wollte, nur noch mehr beförderte. Es ſollte nämlich die Gewalt der drei Reichsverweſer aufgehoben, und alle Befugniſſe des Königs einem ſouverainen Rathe von vier Prälaten, vier Magnaten und ſechzehn Landherren, größtentheils Anhängern der Zápolyer, eingeräumt werden. Der Vice-Palatin, der Vice-Judex Curiae und die Reichsprotonotarien waren berechtigt und verpflichtet, den Rathsverſammlungen beizuwohnen, und von dieſem Rathe blieb der König bis an ſein Ende abhängig. Seine Ausbildung und Leitung, die Anordnung ſeines Hofſtaates, Vergebung und Einziehung der Reichsämter, Verwendung und Verwaltung der Salz-, Berg-, Mauth- und Zollgefälle, Oberaufſicht über Kanzlei- und Schatzmeiſteramt, Verſorgung der Gränzfeſtungen und Beſoldung ihrer Befehlshaber: dies Alles gehörte zu dem Machtkreiſe des Rathes, deſſen Hälfte ſich niemals von dem Könige entfernen ſollte.

Die Magnaten widerſetzten ſich den Bácser Beſchlüſſen, unter dem Vorwande, daß dieſelben die Würde des Thrones gefährdeten und die Befugniſſe des Königs zu ſehr beſchränkten, in Wirklichkeit aber zum Theile wohl aus dem Grunde, weil ſie ſelbſt auch ausſchließend über den König und die Einkünfte der Krone gebieten, und die Reichslaſten auf die Schultern des Landadels wälzen wollten. Aber der Landadel beſtand feſt auf jenen Beſchlüſſen, und um es nicht zu einem Aeußerſten kommen zu laſſen, nahmen endlich Prälaten und Magnaten die Bácser Verordnungen einhällig an, und zwar ver-

mehrt mit ſieben Artikeln, deren einer die ungariſche Gerichtsordnung auch auf Slavonien und Siebenbürgen ausdehnte; ein anderer die ſofortige Auflöſung aller beſonderen Bündniſſe der Magnaten unter einander, anbefahl.

Der Adel, von Zápolya bearbeitet, verlangte nun, daß, in Gemäßheit der Beſchlüſſe des Bácser Tages, der Magnat Johann Bornemisza den Oberbefehl über Munkács, der Magnat Peter Korlatkö jenen über Komorn und Dotis, niederlegen ſollten. Deſſen weigerten ſich Beide, auf ihren dem Könige Wladislaw geleiſteten Eid ſich berufend, dieſe wichtigen Plätze in keines Anderen Hände, als in jene König Ludwig's, ſobald Derſelbe die Volljährigkeit erreicht haben werde, zu übergeben. Dagegen erklärte der unlängſt eingeſetzte ſouveraine Rath, ſich nicht eher mit irgend Etwas befaſſen zu wollen, bis beide Magnaten die gedachten Plätze dem königlichen Verwalter der Ofener Burg überliefert haben würden. Drei Wochen lang ſtritt man hin und her, und nachdem der König, auf den Antrag einiger Magnaten, den Bornemisza ſelbſt zum Verwalter der Ofener Burg ernannt hatte, fielen in dem Palaſte des Erzbiſchofes von Gran ſogar gewaltſame Auftritte vor. Gegen tauſend bewaffnete Arme erhoben ſich gegen Bornemisza und die ihn beſchützenden Magnaten, und mit Mühe beſchwichtigte der Kirchenfürſt die aufgebrachten Gemüther.

Noch ernſtere Folgen ſchien der Tod des Palatins (Februar 1519) nach ſich ziehen zu wollen. Der Adel, jetzt ganz für Zápolya geſinnt, wollte Denſelben zu jener höchſten Reichswürde erheben. Einige Magnaten aber ſahen es überhaupt für gefährlich an, während der Unmündigkeit des Königs dieſes wichtige Amt zu beſetzen, und beantragten, es erledigt zu laſſen und nur die Reichsverwaltung dem Vice-Palatin zu übertragen; während die Mehrzahl darauf hinwies, daß gerade in ſo verhängnißvoller Zeit und bei der Minderjährigkeit des Herrſchers, die Ernennung eines Palatins dringend von der Nothwendigkeit geboten werde. Inmitten dieſes Streites der Parteien wagten, im offenbaren Widerſpruche zu dem unlängſt ergangenen Verbote, der Coloczer Erzbiſchof, Gregor Frangepani, die Biſchöfe Georg Szathmáry von Fünfkirchen und Franz Warday von Siebenbürgen, ferner Johann Zápolya und Báthory, Alle aus ſehr verſchiedenen, theils gutgemeinten, theils ehrgeizigen Gründen, in einen beſonderen Bund der Treue gegen den König, zu treten. Unterdeſſen beſtanden die Landherren ſtürmiſch auf Wiederbeſetzung des Palatinates; ſie zogen mit ihrem Waffenvolke von

Peſth über die Donau hinauf vor die Ofener Burg, vorgeblich um den König in die berathende Verſammlung abzuholen und ſeine Entſcheidung zu vernehmen. Paul Tomory ließ Kanonen gegen die andringenden Maſſen richten; Bornemisza die Brücken aufziehen und die Vorderſten in den Graben drängen, worauf er den Uebrigen ihre Ungebühr verwies und ihnen verſprach, daß der König am anderen Tage in die Verſammlung kommen werde. Hier wurde zwar die Wiederbeſetzung des Palatinates durchgeſetzt; aber nicht auf den Woiwoden, Johann von Zápolya, ſondern auf den Temeſer Grafen, Stephan Báthory, fiel die Wahl, die Derſelbe, trotz Zápolya's Einreden und Berufung auf früheren Vertrag, annahm. Grollend zog der Woiwode mit ſeinem Anhange ab, über Entwürfen der Rache und neuen Mitteln ſeiner Erhebung ſinnend.

Dem neuen Palatine gelang es, im Vereine mit dem Kardinal-Erzbiſchof von Gran, den Biſchöfen von Fünfkirchen und Siebenbürgen, und dem Preßburger Grafen, Johann Bornemisza, die von dem Bácser Convente aus dem Landadel erwählten Beiſitzer, wegen unbefugter Anmaßungen, aus dem Staatsrathe auszuſchließen und die Zügel der Regierung gemeinſam mit jenen Männern zu behaupten. Unter ihrer Vermittelung unterzeichnete der König einen neuen dreijährigen Waffenſtillſtand mit Sultan Selim, obwohl unter nicht ganz vortheilhaften Bedingungen. Außer Ungarn, Dalmatien und Kroatien, waren auch Böhmen, Mähren, Lauſitz, Schleſien, und was in Bosnien, Serbien und Bulgarien der ungariſchen Krone noch übrig geblieben, in den Vertrag mit eingeſchloſſen. Ebendemſelben konnten Karl von Spanien, deſſen Bruder, Ferdinand, und die anderen chriſtlichen Fürſten binnen Jahresfriſt beitreten. Verſäumten ſie aber dieſen Termin, ſo mußte der König von Ungarn dem türkiſchen Heere freien Durchzug durch ſeine Länder geſtatten. Hinſichtlich des Freiſtaates Raguſa und der Woiwoden der Moldau und der Walachei war feſtgeſetzt, daß ſie den bisher üblichen Tribut an die ungariſche Krone und an die Pforte jährlich entrichten, von beiden Seiten aber ihnen keine neuen Laſten auferlegt werden ſollten.

Um das Reich nachdrücklicher gegen die Anſchläge der Zápolyer zu ſichern, und nach Kaiſer Maximilian's inzwiſchen erfolgtem Tode die Verwirklichung der Heirat zwiſchen einem ſeiner beiden Enkel und Anna von Ungarn zu betreiben, wurde dem, für Ungarns Wohl rühmlich beſorgten Polenkönige Sigmund die Vormundſchaft über den minderjährigen König Ludwig ange-

tragen. Sigmund war bereit, ſie zu übernehmen; aber ſeine noch nicht ausgeglichenen Zerwürfniſſe mit dem deutſchen Orden, ſo wie auf anderer Seite die Gefahr vor den Perekoper Tataren, banden ihm die Hände und ließen ihm nicht Zeit noch Kraft, ſich den Angelegenheiten Ungarns, wie erforderlich geweſen wäre, hinzugeben.

In den inneren Verhältniſſen Ungarns währte die Zerrüttung fort; nirgends war Gehorſam; Unordnung und Widerſetzlichkeit auf allen Seiten. Niemand ſtellte die pflichtmäßige Mannſchaft; die Kriegsſteuern wurden entweder nicht entrichtet, oder von den Einſammlern unterſchlagen, und die Landesvertheidigung befand ſich im heilloſeſten Verfalle. Daher vermochten türkiſche Streithaufen von Zwornik aus die ſchwach unterſtützte Heermacht des Herzogs Lorenz von Ujlák unter den Mauern der Feſtung beinahe gänzlich aufzureiben, dann, die offene Straße nach Kroatien vor ſich, die übel verwahrte Feſtung Knin zu ſtürmen und ohne Widerſtand bis Sebenico vorzurücken, worauf zur Belagerung dieſes Platzes geſchritten wurde. Zwar zog der Biſchof und Vraner Prior, Peter Beriszlo, Ban von Kroatien, zum Entſatze herbei, aber auf dem Koreniczer Felde, unterhalb des Gränzberges Pliſſivicza, wurde er von der feindlichen Uebermacht eingeſchloſſen, im Gefechte getödtet und ihm von den Türken der Kopf abgehauen. Schon glaubten die Türken ſich Sieger, als der aus Bihács mit der Nachhut herbei eilende Viceban Balthaſar Alapi das Gefecht erneuerte und ſie in die Flucht jagte. Körper und Kopf des erſchlagenen Biſchofs wurden nach Bihács, von dort nach Weszprim geführt und in der Gruft ſeiner Ahnen zur Ruhe beſtattet.

Bald darauf (22. September 1520) ſtarb Sultan Selim, und es folgte ihm auf dem osmaniſchen Throne ſein Sohn Suleiman I. der Große, ein für Ungarns Geſchichte furchtbarer und verhängnißvoller Name. Dieſer ſendete Botſchafter nach Ofen, um ſeinen Regierungsantritt zu melden, Befeſtigung des beſtehenden Waffenſtillſtandes zu erwirken und zugleich insgeheim die Verhältniſſe und die Kriegsmacht des Reiches auszuforſchen. Trotz der geſchwächten Mittel, war in Ungarn dennoch die Luſt zum Kampfe gegen die Türken groß; man hoffte auf Hilfe von Rom, auf Rath und Beiſtand vom Könige Sigmund, und verzögerte daher abſichtlich die Antwort auf die Anfrage des Sultans, wobei die Botſchafter Zeit gewannen, ihre Späheraugen überall umher zu werfen und Ungarns bedenkliche Lage zu durchblicken. Während auf ungariſcher Seite die Friedenserklärung hingehalten

50 *

wurde, nahmen von türkiſcher die Feindſeligkeiten ihren Fortgang. Muſtafa Paſcha nahm die Feſtungen Szokol, Strebernik und Teſſan durch Schuld ihres Befehlshabers Thomas Mathusnay, und griff das, durch den beherzten Peter Keglevics vertheidigte Jaicza an. Dieſer lockte die Feinde in einen Hinterhalt, griff ſie von vorn und im Rücken zugleich an, und rieb ſie beinahe gänzlich auf. Gleichwohl ſetzten die Türken ihre Rüſtungen fort. Der Beglerbeg von Rumili, Ahmed Paſcha, erhielt den Befehl, ſogleich von Konſtantinopel gegen Ipſchalon aufzubrechen; es wurden fünfzehn tauſend Aſaben geworben, drei hundert Kanonen und vierzig Galeotten in Bereitſchaft geſetzt.

In Ungarn glaubte man, den Türken gegenüber, mit größerer Zuverſicht auftreten zu können, nachdem die durch Wladislaw und Maximilian vorbereitete Familienverbindung, die zugleich eine größere Annäherung an das deutſche Reich und an Spanien mit ſich brachte, zum wirklichen Vollzuge gekommen war. Am 11. December 1520 vollzog nämlich zu Innsbruck die Prinzeſſin Anna ihre Vermälung mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich durch deſſen Hofmarſchall und Anwalt Wilhelm von Roggendorf, und es wurde am nämlichen Tage urkundlich feſtgeſetzt: daß am 26. Mai des folgenden Jahres Anna ihrem angetrauten Gemale, ſo wie Maria dem Könige Ludwig, zur Feier des wirklichen Beilagers übergeben werden ſollten. Bei Ferdinand geſchah dies zu Linz am Sonntage Trinitatis. Maria wurde zwar im Juni von Ludwig zu Ofen empfangen, aber das Beilager von ihm bis zu ſeiner Großjährigkeit und dem Antritte ſelbſtändiger Regierung verſchoben.

Wie ſehr auch Sigmund zu einem verlängerten Waffenſtillſtande mit der Pforte rieth, und wie wenig ſich auf dem Wormſer Reichstage die Ausſicht deutſcher Hilfe für Ungarn zeigte, ſo ließ hier die wortführende kriegeriſche Partei es dennoch zu keinem Friedensbeſchluſſe kommen, und man hielt den türkiſchen Botſchafter noch immer ohne Beſcheid zurück. Der hierüber erzürnte Sultan Suleiman brach daher, indem er zum erſten Male in Perſon zu Felde zog, mit aſiatiſchen Truppen von Konſtantinopel auf, und ſtand am 29. Juni 1521 mit dreimal hundert tauſend Mann im Lager bei Adrianopel, wohin er ſich drei und dreißig tauſend Kameele nachſenden ließ. Auf ſeinen Befehl zog, von Niſſa aus, Ahmed Paſcha gegen Szábács voraus; die Renner und Brenner aber ließ er in zwei Heere theilen, deren eines, von

Mohammed Michaloghli befehligt, gegen Siebenbürgen, das andere, von Omarbegoghli angeführt, ſtreifend vor dem Lager des Sultans herziehen ſollte. Der Großweſir Piri Paſcha wendete ſich mit tauſend Janitſcharen, mit den Sipahi und mit allen Aſaben gegen Belgrad, während Suleiman über Alaſchehr den Marſch gegen Szábács verfolgte.

Belgrad, welchem die Hauptabſicht des Sultans galt, war im ſchwachen Vertheidigungsſtande, und ermangelte, ſeit Zápolya's Niederlage bei Sarno, des ſchweren Geſchützes. Andreas Báthory wurde, an Franz Hedervary's Stelle, zum Befehlshaber des Platzes ernannt, aber unter dem Vorwande, daß für eine verſtärkte Beſatzung die Lebensmittel nicht ausreichten, von Hedervary zurück gewieſen. Die Zufuhr von Geſchütz, Pulver und Waffen verzögerte ſich durch die Nachläſſigkeit der damit Beauftragten, und als jetzt der Platz nicht mehr haltbar erſchien, ergriff Hedervary die Flucht.

Ahmed Paſcha belagerte Szábács auf das Heftigſte. Der heldenmüthige Befehlshaber, Simon Logady, nahm der, ſieben hundert Mann ſtarken, ungariſchen Beſatzung einen Eid ab, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, und ſie hielt ihm treulich Wort. Mehre Angriffe wurden tapfer zurück geſchlagen; aber endlich konnten die zuſammen geſchoſſenen Mauern das Eindringen der Feinde nicht mehr aufhalten. Leicht hätte Logady, da ſchon Alles verloren war, mit ſeiner Mannſchaft zu Schiffe auf der Save ſich retten können; aber die Braven gedachten ihres Schwures, erwarteten muthig die Ankunft der Türken, richteten ein gewaltiges Blutbad unter ihnen an, und fielen endlich, von der Uebermacht erdrückt, bis auf den letzten Mann, wie ſie es gelobt. Ihre Köpfe wurden in einer Reihe entlang des Weges aufgeſteckt, auf welchem Suleiman am folgenden Tage (9. Juli) in das Schloß zog. Er befahl größere Befeſtigung des Schloſſes mittels eines Waſſergrabens, und die Schlagung einer Brücke über die Save, um nach Sirmien überzuſetzen. Neun Tage lang wurde an der Brücke unabläſſig gearbeitet, und am zehnten ſtand ſie, achtzehn hundert Ellen lang, zum Uebergange des Heeres fertig; aber am nämlichen Tage ſchwoll der Fluß ſo gewaltig an, daß er die Brücke zerſtörte und erſt acht Tage ſpäter der Uebergang möglich ward. In dieſer Zeit erhielt der Sultan die Nachricht, daß Semlin in die Hände des Großweſirs gefallen, daß die Schloßfrau von Kulpenic ihr Schloß verlaſſen, daß Jahja Paſcha's Sohn Balibeg auf ſeinem Streifzuge ein Paar Schlöſſer erobert und ſechzig Köpfe abgeſchnitten habe. Die Ungarn ließen

den noch bei ihnen verweilenden Botſchafter Suleiman's, Behram Tſchauſch, den Verluſt von Szábács entgelten. Er wurde ſammt ſeinen türkiſchen Begleitern nach Dotis geführt, gemißhandelt und in den Kerker geworfen. Daß er, wie man erzählt, getödtet worden ſey, iſt nicht glaublich; der Sultan mag dieſes Gerücht nur haben ausſprengen laſſen, um die Seinigen zur Wuth gegen Ungarn zu entflammen.

Den König Ludwig ſchien in ſeiner Noth Alles verlaſſen zu wollen, von wie vielen Seiten er auch Unterſtützung erwartete. Er ließ ein allgemeines Aufgebot ergehen, beſtimmte Tolna zum Sammelplatze, und hoffte, wenigſtens ſechzig tauſend Mann zuſammen zu bringen. Aber die Mehrzahl der Magnaten und Landherren blieb ruhig auf ihren Sitzen; die wenigſten ſendeten Mannſchaft, ſo daß der Palatin Stephan Báthory nur mit einigen tauſend Reitern gegen Szentha hinab ziehen, und der König von Tolna aus ebenfalls nur einige tauſend Mann der belagerten Stadt zu Hilfe ſenden konnte. Die polniſchen und öſterreichiſchen Hilfsvölker trafen zu ſpät ein, um noch nützen zu können. Unterdeſſen breiteten ſich die Türken mit reißender Schnelligkeit aus. Szalankemen wurde von ihnen überfallen, doch nicht genommen; Zewrin eingeſchloſſen; die Pécſer Burg im Temeſer Comitate zweimal vergeblich belagert; Sirmien von Alibeg verwüſtet, der, obgleich von Stephan Báthory zum Weichen gebracht, doch mit verſtärkter Macht zurück kehrte, und Belgrad ſeit acht und zwanzig Tagen beſchoſſen; während der König bei Tettény unterhalb Ofen mit geringer Streitmacht noch immer auf Ankunft zahlreicherer Truppen wartete. Auch der Woiwode Johann von Zápolya wurde vergebens aufgefordert, ſich bei Szentha mit Báthory zu vereinigen, den er, ſeit Derſelbe ihm das Palatinat weggehaſcht hatte, tödtlich haßte. Eben ſo blieb die Hilfe aus Böhmen aus, und nur aus Schleſien ſetzten ſich im langſamen Anmarſche Truppen in Bewegung.

Der Großweſir Peri Paſcha lag bereits einen Monat vor Belgrad, als der Sultan mit dem ganzen übrigen Heere vor der Feſtung anlangte. Die erſt jüngſt ausgebeſſerten Mauern waren außerordentlich feſt, aber an Geſchütz und Pulver großer Mangel in der Stadt. Dieſe war ſchon von allen Seiten umringt und beſchoſſen, als ein mit Pulver beladenes Schiff ihr zu Hilfe zu kommen ſuchte. Die Schiffer kleideten ſich türkiſch, um die Wachſamkeit der Feinde zu täuſchen; aber die Türken hatten Kunde davon bekommen und bemächtigten ſich des Schiffes. Auf dieſes einzige, mißlungene

Unternehmen beſchränkten ſich die Verſuche der Ungarn, die bedrängte Feſtung zu retten. Bisher hatten die türkiſchen Kugeln ſich an der Feſtigkeit der Mauern wirkungslos gebrochen; jetzt aber belehrten rasciſche Ueberläufer den Sultan, daß die Mauern an jener Seite, wo die Save in die Donau fällt, am ſchwächſten wären, und ſogleich wurde nun die Stadt von der dort liegenden Inſel mit dem gröbſten Geſchütze beſchoſſen. Den angegriffenen Stadttheil bewohnten großentheils Rascier, wegen ihres griechiſchen Glaubens mit den Ungarn in häufigem Zerwürfniſſe und daher lau in der Vertheidigung des Platzes. Kaum ſahen ſie die Mauern brechen, ſo zündeten ſie die Stadt auf mehren Seiten an, und flüchteten ſich in das Schloß hinauf, in welches ihnen, als feigen und unnützen Miteſſern, die Befehlshaber Blaſius Olaſy und Johann Bóth den Eintritt verweigern wollten, bis der Oberbefehlshaber des Platzes, der argliſtige Michael Moré von Chula, ihre Aufnahme durchſetzte. Die Türken drangen nun ohne Widerſtand von der weſtlichen Seite in die Stadt, öffneten ihren Genoſſen die übrigen Thore, löſchten das Feuer und fingen an, die Burg von drei Seiten zu berennen. Nach zehn Tagen fruchtloſer Anſtrengung, wobei durch das Feuer der Belagerten acht hundert Janitſcharen umkamen, ließ Suleiman Minen graben, was die vier hundert Mann ſtarke ungariſche Beſatzung aus Mangel an Werkzeugen und Pulver nicht hindern konnte. Auf den Rath eines franzöſiſchen oder italieniſchen Renegaten ließ der Sultan unter dem großen und feſten Thurme (Turris miliaria, von milium, Hirſe (Köles), daher von den Ungarn Kölestorony, Hirſethurm, von den Türken aber Neboiſe, d. i. Fürchtenichts, genannt) eine Mine legen. Jakob Utiſſenicz, welcher dieſen Thurm muthvoll vertheidigte, fiel gleichzeitig durch eine türkiſche Kugel. Gleich darauf ſprengte die angezündete Mine einen Theil des Hirſethurmes, deſſen Einſturz jedoch den Türken das Eindringen noch mehr erſchwerte. Mittlerweile ſetzten ſich die in das Schloß geflüchteten Rascier in Einvernehmen mit den Türken, indem ſie ihnen Pfeile mit daran gehefteten Zetteln zuſchoſſen, mittels welcher ſie ihnen gegen freien Abzug den Platz zu übergeben ſich erboten. Die Ungarn wurden erſt ſpät den ſchmählichen Verrath gewahr, und als Suleiman wirklich freien Abzug verkündigen ließ, wieſen ſie den Antrag mit Abſcheu zurück und beſchworen die Rascier, treu bei ihnen auszuharren. Ihre ruhmwürdige Treue war vergebens, da Moré ſelbſt in das Lager der Türken eilte und mit dem Großweſir und Ahmed Paſcha die Unterhandlung

auf freien Abzug zu Stande brachte. Am 29. Auguſt wurde Belgrad, nachdem zwanzig Stürme tapfer abgeſchlagen worden waren, den Türken übergeben, welche, gegen Wort und Vertrag, mehre der abziehenden Ungarn niederhieben. Die Rascier, welchen freie Fortſetzung ihres Handelsgewerbes in Belgrad zugeſichert worden war, wurden, ebenfalls gegen die Capitulation, nach Konſtantinopel verpflanzt, wo noch ein Viertel der Stadt und das Dorf am Bosporos den Namen Belgrad führt. Balibeg, der Sohn Jahja's, wurde zum türkiſchen Befehlshaber der eroberten Feſtung ernannt, und zur Wiederherſtellung der letzteren, ein und zwanzig tauſend Walachen befehligt. Drei tauſend Janitſcharen blieben in Beſatzung. Belgrad blieb ſeitdem durch hundert ſieben und ſechzig Jahre ununterbrochen in türkiſchen Händen. Am Tage nach der Eroberung weihte Suleiman die vorzüglichſte Kirche der Stadt, nachdem die chriſtlichen Heiligthümer daraus hinweg geſchafft worden waren, durch das feierliche Freitagsgebet zur Moſchee ein. Er belohnte ſeine Truppen, ſetzte die Obrigkeiten der Stadt ein, verſah letztere mit zwei hundert Kanonen, ſo wie Szábács mit zwanzig, ließ die Wälder der Donauinſel ausroden, und trat dann den Rückmarſch nach Konſtantinopel an.

Der Verluſt Belgrads war ein Donnerſchlag für ganz Ungarn. Viele erkannten und bereueten nunmehr, daß ſie, indem ſie ihren Verpflichtungen ſich entzogen, das Reich an den Rand des Verderbens gebracht. Zu ſpät und nachdem der harte Schlag ſchon geſchehen, ermannten ſie ſich. Außerordentliche Maßregeln ſollten der Noth des Landes zu Hilfe kommen, und auf dem, im November 1521 zu Ofen abgehaltenen Landtage waren die Stände wenigſtens in Beſchlüſſen und Bewilligungen nicht ſäumig. Sogar Bauern, Einlieger, kurz Jedermann im ganzen Reiche, ohne Unterſchied des Standes, der eigene Nahrung trieb und eigenen Herd beſaß, wurden zur Abgabe eines Ducaten; überdies ſämmtliche Handwerker noch für jeden ihrer Läden und jede Werkſtätte, die Müller für jedes Mühlrad, die Fiſcher für jedes große Netz zu einem Ducaten; Kaufleute, Apotheker, Tuchhändler, Mäkler, Krämer, Wechsler, die in Städten wohnten, zu dem zwanzigſten Theile des Werthes ihrer Waaren; auf dem Lande lebende und umher ziehende Handelsleute für jedes Wagenpferd zu fünfzig Silberpfennigen; Landpfarrer, Kaplane, niedrigere Prieſter, die weder Jobagyen noch Heerden beſaßen, zu dem zehnten Theile ihrer baaren Einkünfte und ihres goldenen oder ſilbernen Haus-

geräthes; ſämmtliche Juden im Reiche, männlich und weiblich, Knaben und Mädchen, Kopf für Kopf, mit Uebertragung der Aermeren auf die Reichen, zu Einem Ducaten angehalten. Jedes ganze Faß Wein, gleichviel ob eigenen Zuwachſes oder gekauft, wurde mit fünfzig; mittelmäßige, jedes mit fünf und zwanzig; gewöhnliche Preßburger Fäſſer (draylyngh) mit fünf und ſiebzig Silberpfennigen; größere (Fwadar) mit einem Ducaten; jedes ganze Faß Bier mit zehn, jedes mittelmäßige mit fünf; Ochſen, Kühe, Acker-, Wagen- oder Weidepferde das Stück mit fünf; Schafe, Ziegen, Schweine und Bienenkörbe jedes Stück mit zwei Silberpfennigen beſteuert. Der Dreißigſte für Ochſen, Kühe und Stuten im Handel ſollte während des Krieges von zwanzig auf fünfzig Silberlinge für das Stück erhöht werden; Hengſte auszuführen bei Strafe ihres Verluſtes unterſagt ſeyn. Kein Stand ſollte dieſen nothwendigen und außerordentlichen Kriegslaſten ſich entziehen dürfen; daher ſämmtliche Prälaten, höhere Pfründner, Barone, Landherren und Grundſaſſen, ungeachtet ihrer Steuerfreiheit, für dieſes eine Mal zu dem bevorſtehenden Kriege von ihren Einkünften an baarem Gelde, von ihren Gefällen, Fiſchereien, Bergwerken, Eichenwäldern, Weinernte und Weinneunteln geradezu die Hälfte, von ihren Heerden die Steuer gleich den Bauern; Edelleute, welche weder Bergwerke, große Fiſchereien, Eichenwälder beſäſſen, noch von ihren Jobagyen baare Geldeinnahmen bezögen, ſollten den Werth der Dienſte, welche die Jobagyen der Acker- und Wieſenwirthſchaft jährlich ihnen leiſteten, gewiſſenhaft zu Gelde berechnen und davon die Hälfte; Edelleute ohne Grundbeſitz für ihre Perſon einen Ducaten beitragen. Da die Prälaten, ihrer Zehenten wegen, Banderien unterhalten müßten, ſo ſollten ſie von den Zehenten ſelbſt keine weitere Abgabe leiſten; aber andere, von der Banderienpflicht befreite Kirchenpfründner von ihren Zehenten die Hälfte abgeben. Verhehlung ſteuerbarer Gegenſtände ſollte, ohne Unterſchied des Ranges, ſcharf geahndet werden. Uebrigens ſollte dieſe außerordentliche Beſteuerung nur für dieſes eine Mal Statt finden und der König dies durch einen Verſicherungsbrief ausdrücklich gewährleiſten. Der ganze Steuerertrag ſammt den übrigen Einkünften ſollte ungeſchmälert dem Könige zufließen, Letzterer aber die Summe gewiſſenhaft für die Bedürfniſſe des Krieges verwenden. — Bei nur einigermaßen ſorgfältiger Vollziehung dieſer Verordnungen würden mächtige Quellen zuſammen gefloſſen ſeyn; aber durch Unluſt und Widerſetzlichkeit der Steuerpflichtigen, wie auf anderer Seite durch

freche Unterſchleiſe der Einſammler und Verrechner, ging der Zweck der ganzen Maßregel verloren, und die Hilfloſigkeit des Reiches, die Mangelhaftigkeit der Vertheidigungsanſtalten währte fort, und führte allmälig zum Untergange.

In der, jenem Landtage folgenden Verſammlung der Prälaten, Magnaten und Herren zu Stuhlweißenburg erklärte König Ludwig (10. December 1521) ſich für mündig, und ſchwur den königlichen Krönungseid, wie ihn vor dreizehn Jahren ſein Vater für ihn abgelegt hatte. Am anderen Tage wurde ſeine Braut Maria durch den Weszprimer Biſchof Paul Warday zur Königin gekrönt und geſalbt. Das Beilager mit ihr vollzog Ludwig am 13. Januar des folgenden Jahres (1522). Dann reiſ'te er, um in Böhmen dieſelbe Feierlichkeit vorzunehmen, nach Prag, vollzog den Majeſtätsbrief jenes Reiches, und ließ (1. Juni) Marien feierlich zur Königin von Böhmen krönen.

Die Gefahr vor den Türken ſtieg immer höher; denn ſeit dem Falle Belgrads war Ungarn und Kroatien den Einfällen derſelben ſtets offen. Da zu ausreichender Beſatzung der Gränzplätze noch immer Geld und Mannſchaft mangelten, ſo ließ Ludwig, mit Bewilligung des Staatsrathes und der Stände, durch ſeinen Schwager, den Erzherzog Ferdinand, die Feſtungen Zengg, Kliſſa, Krupa, Lika, Jaicza und andere kroatiſche Plätze mit öſterreichiſchen Beſatzungen verſehen. Der Palatin Stephan Báthory, obgleich unermüdet in Bewachung der Gränzen, gebot dennoch über zu wenige Streitkräfte, um verhindern zu können, daß Balibeg, über die Donau ſetzend, in das Temeſer Gebiet einfiel, die Pécſer Burg einſchloß und Orſova erſtürmte. Gleichzeitig rückte der türkiſche Statthalter der Herzegowina vor Scardona und bemächtigte ſich des unvertheidigten Platzes. Der Paſcha von Verboſan zog vor Oſtrovicza und nahm das feſte Bergſchloß, wurde aber auf dem Rückzuge, bei Knin, bei Skradin und bei Krupa, dreimal geſchlagen.

Auch die Moldau ſtand jetzt entblößt von ungariſchen Vertheidigern, und der dortige Woiwode, Stephan Bogdanovics, konnte nur durch Erneuerung des Zinsvertrages mit Suleiman ſich in ſeiner Stellung behaupten. Nicht minder ſtrebte der Sultan, die Walachei ſich als Statthalterſchaft zu unterwerfen. Es herrſchte daſelbſt ſchreckliche Verwirrung; denn Mohammedbeg, welcher auf dem Feldzuge nach Belgrad von dem Hauptheere gegen Siebenbürgen und die Walachei abgeordnet worden war, hatte ſich durch

Liſt des Theodoſius, ſiebenjährigen Sohnes des letzten Woiwoden, Ragul Beſſaraba, bemächtigt, und denſelben ſammt Mutter, Verwandten und Schätzen nach Konſtantinopel geſendet, und gebahrte nun unumſchränkt im Lande, dergeſtalt, daß er ſchon in mehren Dörfern Türken zu Vögten (Sſubaſchi) einſetzte. Die vorher zwieträchtigen Bojaren vereinigten ſich und erwählten Ragul's Eidam, Radul, aus dem Dorfe Aſſumaz, geweſenen Mönch, zum Woiwoden, Abgeordnete nach Konſtantinopel mit der Bitte um Beſtätigung ſendend. Als Antwort darauf, wurden die Abgeordneten erwürgt, ihre Begleiter mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren nach Hauſe geſchickt. Die Bojaren griffen zu den Waffen für Radul, aber Dieſer wurde zu Tergowiſcht von Mohammedbeg geſchlagen, der ſich jetzt förmlich als Sandſchak der Walachei ankündigte. Das Land rief den Zipſer Grafen und Siebenbürger Woiwoden, Johann von Zápolya, zu Hilfe, und als Dieſer herbei zu eilen im Begriffe ſtand, ſchloß Mohammed ſchnell mit den Bojaren einen Vertrag, worin er ihnen die alten Privilegien und das Recht, ihren Fürſten zu wählen, beſtätigte. Ein, von drei hundert Reitern begleiteter Abgeordneter des Sultans ging ab, um dem Woiwoden Radul die übliche Belehnung mit Fahne, Haube und Keule zu überbringen. Bei der feierlichen Inveſtitur, als der türkiſche Belehnungscommiſſär dem Woiwoden die Keule überreichen ſollte, ſchlug er ihn damit todt im Beiſeyn aller Bojaren, von welchen mehren ein gleiches Los widerfuhr. Auf die Kunde dieſer Gewaltthat ſendete Zápolya Hilfe, und ein zweiter Radul, ein Verwandter Baſſaraba's, kämpfte mit Mohammedbeg um den Beſitz des Landes in fünf Schlachten. In der letzten geſchlagen und feldflüchtig, wurde Radul zwar durch Zápolya mittels eines Hilfsheeres von dreißig tauſend Mann wieder eingeſetzt, ihm aber zugleich angerathen, ſich mit den Türken friedlich zu vertragen, indem Zápolya ihm für die Folge nicht mehr Beiſtand leiſten könne. Radul ging nach Konſtantinopel, und da der von den Türken als Woiwode eingeſetzte Bojar Wlad, im Zerwürfniſſe mit den übrigen Bojaren, ſich alsbald wieder hatte flüchten müſſen, ſo wurde Radul mit der Tributpflichtigkeit von jährlich vierzehn tauſend Ducaten, ſtatt der bisherigen zwölf tauſend, wieder zum Woiwoden der Walachei eingeſetzt. Der abgeſetzte Wlad erhielt zu Konſtantinopel als tägliche Penſion fünfzig Aſpern, ſein Sohn deren hundert. Die Walachei war hiemit völlig in ein türkiſches Vaſallenthum verwandelt, und Ungarns Oberherrlichkeit konnte zur Zeit als erloſchen gelten.

Der auch von dem Könige Ludwig beſchickte deutſche Reichstag zu Nürnberg brachte den Ungarn nur Verſprechungen, keine thätige Hilfe gegen die Türken, und das Land blieb ſeiner eigenen Vertheidigung überlaſſen. Die Stände erkannten, wie wenig die letzten Verordnungen geholfen hatten, und wie wirkungslos durch Fahrläſſigkeit, Betrug und böſen Willen die ausgeſchriebene außerordentliche Kriegsſteuer geworden war. Daher erließ der Ofener Landtag, welcher im April 1523 zuſammen trat, neue Verfügungen. Es ſollte der Betrag der königlichen Einkünfte unterſucht und den Comitatsſammlern, Generalſchatzmeiſtern und oberſten Befehlshabern über Eingang und Verwendung der außerordentlichen Kriegsſteuer, wovon ein Viertel zur Beſtreitung der Bedürfniſſe des Königs, drei zur Anwerbung und Beſoldung der Heere beſtimmt waren, genaue Rechenſchaft abgefordert werden, wobei ſich erſt recht zeigte, wie gewiſſenlos in Abführung und Beitreibung dieſer Steuer bisher verfahren worden war. Die Banderien des Königs, der Prälaten und Barone ſollten ſogleich an die Temeſer und andere Reichsgränzen beordert; alle Aemter nur mit Ungarn und eingeborenen Reichsſaſſen beſetzt; in jeder Gränzfeſtung zwei Befehlshaber, mit der Pflicht, daß immer wenigſtens einer von ihnen, bei Strafe an Leib und Vermögen, auf dem Platze ſey, angeſtellt; von jedem zehnten Bauernhofe im Unterlande ein Reiter, mit Spieß, Schild, Bogen und Köcher, im Oberlande ein Fußknecht, mit Feuerbüchſe ausgerüſtet, von den Magnaten und von dem Landadel zu dem königlichen Heere gebracht werden; die Beſitzer Eines Edelhofes in eigener Perſon, und zwar zu Pferde oder zu Fuße, nicht zu Wagen, ſich einſtellen; dem Heere wurde auf dem Marſche gute Ordnung und Schonung des Eigenthumes zur ſtrengſten Pflicht gemacht. Von jedem Heerde (Fumatim) im ganzen Lande wurden zwei Ducaten, der eine ſogleich, der andere zu Martini zahlbar, bewilligt, ohne alle Ausnahme; ſogar Einlieger, die ein Vermögen von drei Ducaten im Werthe beſaßen, eben ſo Siebenbürgen, Slavonien und die ſächſiſche Geſammtheit wurden dazu angehalten. Noch niemals hatten die Stände eine ſo hohe Steuer bewilligt, und dennoch erklärten ſich, einſehend, daß nur außerordentliche Anſtrengungen das Valerland retten könnten, — die anweſenden Prälaten, Barone und Magnaten noch außerdem zu freiwilligem Geſchenke von einer Mark Silber an den König, welcher die eingehenden Summen lediglich zur Betreibung des Krieges, nicht aber zu Bezahlung ſeiner Schulden oder zu anderem Zwecke verwenden ſollte.

Da, ſeit dem Falle Belgrads, die vereinigte Bácser und Coloczer Diöceſe am meiſten feindlichen Einfällen ausgeſetzt war, ſo wurde der aus früherer Zeit berühmte Kriegsmann, ſeitdem aber in den Franciscanerorden getretene, Paul Tomory zum Erzbiſchof von Colocza erhoben und, nachdem er nicht ohne Schwierigkeit dieſen Poſten angenommen, von dem Könige auch noch zum oberſten Feldherrn für Sirmien und für das Reichsgebiet zwiſchen der Save, Drave und Donau ernannt.

Der kriegeriſche Erzbiſchof mußte alsbald zu dem Schwerte greifen; denn Ferhadbeg Michaloghli, welcher ſchon früher mit einem türkiſchen Haufen längs der Save und Drave über Kroatien bis nach Krain geſtreift hatte, brach auch jetzt (1524) wieder mit fünfzehn tauſend Rennern über die Save hervor und verheerte Sirmien. Paul Tomory ließ zuerſt durch den Befehlshaber von Peterwardein, Georg Báthyany, die feindliche Nachhut, welche an der Save die Schiffe bewachte, vernichten und die Fahrzeuge wegnehmen, und nachdem dadurch den Feinden der Rückzug abgeſchnitten worden, ging er auf Ferhadbeg ſelbſt los, deſſen Vortrab, vor dem Poliaker Walde von den Ungarn erreicht, ſich auf die Hauptmacht zurück zog. Ferhadbeg ließ ſeine Beute im Walde zurück, und nahm die Schlacht an, welche bis Sonnenuntergang währte und mit der Niederlage und Flucht der Türken endete. Ferhad's Unterfeldherr, welcher die Flucht zu dämmen verſuchte, wurde von Stephan Bárdy niedergehauen, und ſein, auf einer Lanze empor gehaltener Kopf vermehrte das Entſetzen der Türken, deren Reſt in den Fluten der Save ſeinen Untergang fand. Ferhad, bereits großer Erpreſſungen ſchuldig, wurde auf Befehl des Sultans, obgleich deſſen Schwager, erdroſſelt.

Unterdeſſen ſchrieb Suleiman an König Ludwig einen Brief voll übermüthiger Drohungen, in welchem er nichts Geringeres gelobte, als daß er des Königs Heer vernichten, Ofen einnehmen und zerſtören, dem chriſtlichen Glauben ein Ende machen, und dann die Deutſchen noch ärger heimſuchen werde, als ihn. Ludwig beantwortete dieſen Brief ernſt, würdevoll, und es war nur zu beklagen, daß ſeine Thaten nicht dieſelbe Kraft und Entſchiedenheit athmeten, wie die Worte ſeines Antwortſchreibens.

Während man in Ungarn zum Theil über Vorbereitungen und Erläſſen das Handeln ſelbſt verſäumte, erhoben ſich die Kroaten zur muthigen Abwehr der Gefahr. Die drei Sandſchakbege Chosrew von Verboſan, Sinan von Monaſtir und Balibeg von Semendra, erſchienen mit zwanzig tauſend

Mann vor Jaicza, welche Feſtung jedoch Johann Oztroſyth in ſo guten Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, daß ſie eine längere Belagerung auszuhalten vermochte. Graf Chriſtoph Frangepani eilte, auf des Königs Aufforderung, dem Platze zu Hilfe. Er kam mit ſechzehn tauſend Mann von Dubicza, ſtellte ſich vor das feindliche Lager, das er halbmondförmig umſchloß, indem er den linken Flügel unter Peter Kruſics an die Stadt und an das linke Verbasufer lehnte, den rechten den Banen Johann Carlowiz und Franz Bátthyany übergab, welche ſogleich den Angriff auf die Türken begannen. Während des Getümmels des Gefechtes warf Kruſics unbemerkt Mannſchaft und Vorräthe in die Feſtung, worauf Frangepani den Kampf einſtellte und ſich nur auf kleine Gefechte beſchränkte. Aber plötzlich überfiel er bei früher Morgenſtunde mit ſeiner Hauptmacht die Feinde, eröffnete von demſelben Hügel aus, durch welchen Chosrem ſeine Stellung gedeckt wähnte, ein furchtbares Geſchützfeuer gegen die Türken und jagte ſie unter ungeheuren Verluſten in die Flucht. Sinan ſelbſt wurde verwundet. Bei der Vertheidigung Jaicza's zeichnete ſich auch Blaſius Chery aus, Derſelbe, welcher vor einigen Monaten dem türkiſchen Hauptmanne Dſchem, welcher ihn zum Zweikampfe gefordert, mit Einem Hiebe den Schenkel abgehauen hatte. Von der Beute ſendete Frangepani dem Könige das koſtbare Zelt Chosrew's und ſechzig Fahnen, und erhielt dafür von Ludwig den Titel eines Beſchützers von Dalmatien, Kroatien und Slavonien. — In Dalmatien waren noch vor Kurzem die Martoloſen, d. i. die Gränzſoldaten von Scardona, vier hundert Mann ſtark, ausgefallen, hatten Scuſa, des Grafen Carlowiz Schloß, geſchleift und drei hundert Perſonen, unter ihnen mehre Edle, weggeſchleppt.

Alles deutete darauf hin, daß der Sultan Suleiman einen Hauptſtreich gegen Ungarn beabſichtige, und die Nachrichten eines türkiſchen Ueberläufers, des aus Konſtantinopel entflohenen ſerbiſchen Bojaren Paul Bekics, beſtätigten dieſe Meinung; auch erfuhr man durch denſelben, daß der Sultan ſeinen Weg über die Save zu nehmen beabſichtige. Selbſt dieſe drohende Kunde brachte unter den uneinigen Magnaten Ungarns, denen ein kraftvoller König mangelte, um ſie zuſammen zu halten, keine Einigung hervor, und veranlaßte wieder nur neue Verfügungen, von denen man vorausſetzen konnte, daß ſie ſo wenig, wie die früheren, zur vollſtändigen Anwendung kommen, oder von Wirkung ſeyn würden. Es wurde verordnet, daß

diesmal die Laſt des Krieges von Allen gemeinſam getragen werden, die ganze Adelsgeſammtheit aufſtehen müßte; der fünfte Theil der Bauernſchaft ſollte bewaffnet, im Nothfalle auch ſämmtliche Bauern aufgeboten werden. Die Prälaten, Barone und Landherren ſollten es, bei ſo außerordentlicher Gefahr, nicht bei ihren gewöhnlichen Verpflichtungen bewenden laſſen, ſondern, nach Maßgabe ihres Vermögens, Truppen und Waffen in möglichſter Menge herbei ſchaffen; der König Einen oder zwei oberſte Feldherren ernennen. Die Kloſtergüter ſollten, gleich den Gütern des Adels in den Geſpanſchaften, geſchätzt und beſteuert, die Kriegsſteuer in die Geſpanſchaftscaſſen abgeführt, und unverzüglich zur Aushebung der Truppen geſchritten werden. Zum Sammelplatze wurde das Feld bei Tolna, zur Ankunft der geſammten Reichsmacht das Feſt Maria Heimſuchung (1526) beſtimmt. Da die bewilligte Subſidie — fünfzig Silberpfennige von jedem Bauernhofe — zur Beſtreitung der Kriegskoſten nicht ausreichen konnte, ſo wurde beantragt, aus den Kirchen alles entbehrliche Gold und Silber nebſt den vorräthigen Geldern zu Hilfe zu nehmen, wozu der Legat die Genehmigung bei dem päpſtlichen Stuhle erwirken ſollte. Zugleich wurde dem Könige anempfohlen, ſich bei auswärtigen Fürſten um nachdrückliche Hilfe zu bewerben.

Der Papſt Clemens VII. rief mit unermüdetem Eifer den Kaiſer und andere Fürſten auf, den Ungarn beizuſtehen; aber Alle waren mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt; nur der König Heinrich VIII. von England ſendete eine anſehnliche Geldſumme, welcher der heilige Vater noch fünfzig tauſend Ducaten beilegte. Den König drückte empfindlicher Geldmangel, und allerhand Maßregeln wurden hervor geſucht, um demſelben abzuhelfen, aber keine wollte ausreichen. Der Neuſohler Kupferhandel wurde auf fünfzehn Jahre an Anton Fugger verpachtet und fünfzig tauſend Ducaten vorſchußweiſe darauf entnommen; aus der St. Peterskirche zu Peſth wurde der ſilberne Sarg des h. Gerard, zwei hundert neunzehn Mark an Gewicht; aus der St. Johanneskirche in Ofen die von dem Herzoge von Ujlák, zur Heiligſprechung des Johannes von Capiſtrano, niedergelegte Summe; aus den übrigen Kirchen zu Ofen und Peſth die Hälfte aller goldenen und ſilbernen Gefäße und Koſtbarkeiten, gegen das Verſprechen künftigen Erſatzes, fortgeführt und vermünzt. Aber dies Alles reichte noch lange nicht zur Deckung des nöthigſten Kriegsbedarfes.

Unterdeſſen zog das Ungewitter vom Oſten immer näher und ſchrecklicher heran, nachdem König Sigmund vergebens ſich bemüht hatte, von dem Sultan Frieden für Ungarn zu erwirken. Die Türken überfielen St. Demeter am linken Saveufer in Sirmien, und verjagten die Beſatzung. Sultan Suleiman ſelbſt brach am 23. April 1526 von Konſtantinopel gegen Ungarn auf, ſendete den Großweſir Ibrahim gegen Peterwardein voraus und feierte am 15. Juli das Bairamsfeſt in Belgrad, wo die Sandſchake von Bosnien und Herzegowina zu ihm ſtießen und die Donauflotte von acht hundert Naſſaden und Tſchaiken, welche mit Janitſcharen bemannt war, unter dem Befehle der Bege der Renner: Michaloghli, Iskenderoghli und Jachſchibeg, ihn verſtärkte.

König Ludwig befand ſich in troſtlos aufgegebener Lage. Von dem Auslande keine Hilfe; bei den Vaſallen keine Anerkennung; bei den Reichsſaſſen kein Gehorſam und kein guter Wille; bei den Beamten keine Treue; dazu völliger Mangel an Geld, an Schiffen und Vorräthen. Vergebens mahnte das, nach alter Sitten umher geſendete blutige Schwert die Reichsgeſammtheit zur Heerfolge; Niemand achtete darauf. Die Befehlshaber mehrer Gränzplätze ſchickten ihre Entlaſſung ein; ſogar der Palatin, von der Gicht gebeugt, ließ die Gränzen unbeſetzt, wollte nur an der Spitze eines wohlbewaffneten Heeres ausziehen, das dem Könige ſelbſt nicht zu Gebote ſtand, und ergoß ſich, da man ſeine Forderung nicht erfüllen konnte, in Vorwürfen, die nicht an der Zeit waren. Umſonſt bemühte ſich der tapfere Erzbiſchof Paul Tomory, den Bácser und Sirmier Adel zu dem Heerzuge zu vermögen, und eben ſo fruchtlos erging an Johann von Zápolya der Befehl, in Verbindung mit Radul, dem Woiwoden der Walachei, entweder dem türkiſchen Heere in den Rücken zu fallen, oder einen Streifzug durch Bulgarien und Thrazien zu unternehmen.

Zweimal hundert tauſend Mann ſtark, ſetzten die Türken bei St. Demeter über die Save, und lagerten hier im Umfange einer halben Meile. Hiemit war die Hoffnung, die Ueberfahrten zu dieſem Strome zu behaupten, verloren. Der Großweſir Ibrahim ſtand vor dem ſchwach beſetzten Peterwardein und ließ Holz und Sturmleitern zuſammen führen, worauf er am 15. Juli zum erſten Male die untere Stadt, und zugleich die gegenüber liegende, jetzt Neuſatz genannte Schanze beſtürmen ließ. Jene vertheidigte Georg Alapy mit der Beſatzung, letztere Paul Tomory mit vierzig kleinen

Kähnen und nicht mehr als tauſend Reitern und drei tauſend ungeübten und ſchlecht bewaffneten Fußgängern, während der Feind über hundert Kähne und drei und zwanzig dreiruderige Galeeren gebot. Tomory und ſeine Krieger verrichteten Wunder der Tapferkeit. Bis zum Einbruche der Nacht kämpften ſie gegen die weit überlegenen Feinde. An den Stadtmauern wurden über tauſend Janitſcharen getödtet, von der Schanze aus eine Galeere in Grund gebohrt, mehre feindliche Schiffe erobert und die Mannſchaft niedergemacht, wobei auf ungariſcher Seite nur acht Mann fielen. Dennoch hielt Tomory, bei der ungeheueren Uebermacht der Türken, für räthlich, die Schanze zu verlaſſen, und zog am anderen Tage ſich an die Palanker Furt hinauf, während die für den Augenblick eingeſchüchterten Türken weit genug von der Stadt zurück wichen, daß die Beſatzung ſich mit Waſſer aus der Donau verſorgen konnte. Am folgenden Tage verſuchten die Türken zwar einen abermaligen Sturm, doch wieder fruchtlos und mit beträchtlichem Verluſte durch das Feuer aus der Stadt. Aber Tages darauf zündeten die Türken Futak und die an der Donau gelegenen Dörfer an, und beſchoſſen, jetzt zur förmlichen Belagerung ſchreitend, die Stadt von vier Seiten. Tomory ſah ein, daß der Platz ſich nicht über zehn Tage werde behaupten laſſen, er ſendete dieſerhalb eiligſt Botſchaft an den König und verlangte zehn tauſend Mann Fußvolk, mit welchem er die türkiſche Schiffsmacht aufreiben, die Peterwardeiner Schanze zurück erobern und die Stadt entſetzen wollte. Der König, welcher noch nicht tauſend Mann geübter Truppen beiſammen hatte, konnte nicht daran denken, zehn tauſend Mann zu ſenden, und ſo fiel bei dem dritten Sturme (27. Juli), zu welchem zwei geſprengte Minen den Weg bahnten, erſt die Stadt, dann das Schloß von Peterwardein in die Hände der Türken. Drei hundert der Vertheidiger wurden gefangen genommen, fünf hunderten die Köpfe abgeſchnitten, und dieſe dem Großweſir, da er dem ankommenden Sultan entgegen ging, vorgetragen. Gleichzeitig waren durch die bosniſchen Bege die ſirmiſchen Schlöſſer erobert.

Noch während der Belagerung Peterwardeins hatte der König Botſchaft nach Siebenbürgen geſendet und den Woiwoden Johann von Zápolya zum ſchleunigſten Aufbruche mit allen ſeinen Mannen nach Tolna zur Vereinigung mit dem königlichen Heere, mahnen laſſen. Zápolya wußte unter allerhand Vorwänden, widerſprechende Weiſungen vorſchützend, ſeinen Aufbruch zu verzögern. Endlich, am 20. Juli, zog der König Ludwig, nachdem

er vergeblich auf das Eintreffen der Banderien gehofft hatte, aus der Hauptſtadt, begleitet von einigen Prälaten und Magnaten, mit nicht mehr als dritthalb tauſend Mann von päpſtlichem Gelde angeworbenen Fußvolkes, tauſend Huſaren der Königin und fünf hundert Reitern des Erzbiſchofs von Gran. In Erd, wo er zwei Tage verweilte, ſtarb ihm ſein Leibpferd ohne alle Anzeigen einer Krankheit plötzlich dahin, was man als ſchlimme Vorbedeutung nahm. Auf der Inſel Cſepel ſagte der König ſeiner Gemalin Lebewohl; Beide ahneten nicht, das es das letzte ſeyn werde. Unterwegs ließ Ludwig den Adel der Geſpanſchaften wiederholt an ſeine Pflicht mahnen, unausbleiblich mit den Banderien in Tolna zu erſcheinen. Auch aus Böhmen und Oeſterreich erwartete er Truppen. Aber ſpärlich erfolgte der Zuzug. Dagegen trafen wiederholte Unglücksbotſchaften ein; nach Peterwardein waren auch Ujlák, Wukovár, Dalya und Erdöd in Suleiman's Gewalt gefallen, und Balibeg ſtand mit zwanzig tauſend Mann vor Eſzek, um den Uebergang über die Drave zu erzwingen. Alles drängte auf die verhänginßvoll hereinbrechende Kataſtrophe hin.

Am 6. Auguſt gelangte der König mit etwas mehr als vier tauſend Mann in das Tolnaer Feld, wo der Palatin ihn mit den unterdeſſen dort zuſammen gefloſſenen Scharen empfing. Seine perſönliche Ankunft ſchien in den benachbarten Geſpanſchaften doch einige Anregung hervor zu bringen; denn mehre Landherren ſtellten ſich mit ihren Bannern ein, darunter auch auf päpſtliche Koſten angeworbene Truppen und fünf hundert Polen. Im Kriegsrathe ſprachen ſich die Einſichtsvollſten dafür aus, den Türken zunächſt mit vereinter Kraft den Uebergang über die Drave zu verwehren. Aber die Mehrzahl der Magnaten und Landherren weigerte ſich, unter das Banner des Palatins, dem jener Auftrag zufallen ſollte, zu treten, in unzeitigem Ehrgeize ſich auf ihr Recht berufend, unmittelbar nur dem Befehle des Königs zu gehorchen. Da rief der junge König, von edlem Zorne entbrannt: er ſehe, daß die Seinigen ſelbſt die Hand zu des Reiches Untergang böten, indem ſie, unter nichtigen Vorwänden, nur für ſich Rettung ſuchten und dafür alle Gefahr auf ihres Königs Haupt wälzten. Damit alſo Niemand die Sorge für den König als Beſchönigung ſeiner eigenen Feigheit gebrauchen könne, ſo wolle er ſelbſt ſie dorthin führen, wohin ſie ohne ihn zu gehen ſich weigerten. Dieſe Rede erweckte großen Jubel, und um ſo weniger drangen nun Diejenigen durch, welche von weiterem Vorrücken abrathen wollten.

Jetzt erſt wurde zur Wahl der Oberbefehlshaber geſchritten; ſie fiel auf den Erzbiſchof Paul Tomory, und auf den Zipſer Erbgrafen Georg von Zápolya, Bruder des Woiwoden. Beide nahmen nur mit Widerſtreben die verhängnißvolle Laſt auf ſich, und eilten hierauf nach Mohács, um das Lager abzuſtecken und die Stätte des Kampfes zu erſehen.

Unterdeſſen hatten die Türken bei Eſzek auf einer, zwei hundert vier und achtzig Ellen langen Pontonbrücke binnen fünf Tagen die Drave überſchritten, Eſzek verbrannt und die Brücke hinter ſich zerſtört. Von da zogen ſie zwiſchen Moräſten und Sümpfen bis in die Ebene von Mohács.

Trotz der Geringfügigkeit ihrer Anzahl, waren die Ungarn von einem Muthe erfüllt, der, weil er die Gränzen des Möglichen überſchreiten wollte, mehr zum Verderben, als zum Siege, führen mußte. Die Meiſten wollten die Schlacht; ſie meinten, die Stärke der Türken ſey nur eine ſcheinbare, hervor gebracht durch einen ungeheueren Troß; aber an Kerntruppen hätten ſie Mangel, da ſie die beſten derſelben vor Belgrad und vor Rhodos eingebüßt. Unterdeſſen hatte das königliche Heer eine Meile unter Mohács das Lager aufgeſchlagen und bezogen; der König ſelbſt ſtand mit einiger Mannſchaft noch in Neudorf, zwiſchen Batta und Mohács. Jetzt kam Michael Podmanicky aus dem Lager herbei geeilt, dem Könige meldend, daß Suleiman mit dem größten Theile ſeiner Truppen über die Drave gegangen, und die Schlacht nicht mehr zu vermeiden; der König möge ſogleich in das Lager ſich verfügen, um das Nöthige zu ordnen. Ludwig ſendete noch in der nämlichen Nacht den Reichskanzler Stephan Broderics in das Lager, um Aufſchub der Schlacht bis zu der, noch immer verhofften Ankunft des Woiwoden Johann von Zápolya und des Grafen Chriſtoph Fangepani anzurathen. Aber, mit Ausnahme der Oberbefehlshaber, ſtimmten die Herren im Lager ſämmtlich für eine Schlacht, und keine, mit Gründen der ſchrecklichen Wahrſcheinlichkeit belegte Vorſtellung konnte ſie davon abbringen.

An ſeinem Namenstage, den 19. Auguſt, traf König Ludwig ſelbſt im Lager ein. Er lenkte nochmals auf Verzögerung der Schlacht hin; aber die allgemeine Stimmung war gegen dieſen Rath, und ſogar Paul Tomory, wohl einſehend, daß es jetzt ſchon zu ſpät ſey, eine andere Wahl zu treffen, ſtimmte in freudigem Vertrauen auf die Begeiſterung des Heeres, für Kampf ohne Aufſchub, wobei er darauf hinwies, daß unter den dreimal hundert tauſend Mann, welche Suleiman dem nur zwanzig tauſend Mann ſtarken Ungarn-

heere entgegen führe, in Wahrheit nicht mehr als ſiebzig tauſend geübte und brauchbare Truppen ſich befänden, und darum das Mißverhältniß nicht ſo ungeheuer ſei, als es ſcheine. Alle Bedenklichkeiten mußte endlich der beharrlich, ja unter Drohungen ausgeſprochene Entſchluß der ungariſchen Herren niederſchlagen, welche durchaus auf der Schlacht beſtanden. Obgleich daher eintreffende Eilboten die Nachricht brachten, daß Johann von Zápolya mit vierzig tauſend Mann bereits bei Temesvár, Markgraf Georg von Brandenburg und Georg von Neuhaus mit böhmiſchen und mähriſchen Hilfsvölkern bei Raab, Chriſtoph Frangepani und Johann Carlowiz mit fünfzehn tauſend Kroaten bei Kreuz ſtänden, wodurch die ungariſche Heeresmacht ſich auf mindeſtens achtzig tauſend Mann vermehrt haben würde, ſo blieb es bei dem Beſchluſſe, auf der Stelle zu ſchlagen. Mittlerweile langten auch die erwarteten Schiffe aus Ofen mit ſchwerem Geſchütze, Kugeln, Pulver und neun großen Kanonen aus Wien, an. Zugleich erſchienen noch einige Prälaten und edle Herren mit Mannſchaften; ſo der Ban Franz Bätthyany mit drei tauſend ſlavoniſchen Reitern und tauſend Fußgängern; der Agramer Biſchof Simon Erdödy mit ſieben hundert geharniſchten Reitern; der königliche Kämmerer Johann Szerecſény mit zwei tauſend, auf ſeinen Gütern an der Drave in Sold genommenen Scharfſchützen; der alte treue Johann Bornemisza ſendete drei hundert Reiter und zehn tauſend Ducaten. Die königliche Heermacht belief ſich hiermit in Allem auf ungefähr dreizehn tauſend Reiter und vierzehn tauſend Fußgänger. In prophetiſchem Geiſte ſprach der Großwardeiner Biſchof Franz Perény: „So werden alſo an dem Tage dieſer Schlacht zwanzig tauſend Ungarn als Märtyrer ihres Glaubens fallen, und der Kanzler möge nur leben bleiben, um ſie in Rom heilig ſprechen zu laſſen.“

Man ſtritt nun noch darüber, auf welchen Platz der König, um ſeine geheiligte Perſon zu ſchützen, am ſicherſten hinzuſtellen ſey; Einige wollten ihn entfernt wiſſen, Anderen ſchien ſeine Gegenwart im Treffen unentbehrlich zu Befeuerung der Truppen. Es wurde ſogar der Vorſchlag laut, einen Ritter von ähnlichem Wuchſe mit der Rüſtung des Königs zu bekleiden und ihn bei dem Heere für Denſelben auszugeben, ihn ſelbſt aber heimlich in Sicherheit zu bringen; aber die Hindeutung auf den ſchlimmen Eindruck, welchen ein ſo leicht zu entdeckender Betrug auf das Heer hätte hervor bringen müſſen, ſchreckte von der Ausführung ab. Es wurde alſo drei tapferen und bewährten Männern: Kaſpar Raskay, Valentin Török und Johann

Kalnay, die Sorge und Vertheidigung für des Königs Perſon übertragen. Leonhard Gnojensky rieth zur Aufſtellung einer Wagenburg, innerhalb deren das Heer mehr vertheidigungsweiſe, als angreifend, ſich verhalten ſolle. Man pflichtete ihm bei und übertrug ihm die Errichtung derſelben. An Wagen und an Ketten war kein Mangel, wohl aber an Zeit und an tauglichen Arbeitern, und ſo blieb die Wagenburg, welche leicht den ganzen Erfolg der Schlacht hätte verändern können, unausgeführt.

In Tauſenden von Panzern ſich ſpiegelnd, ſtieg die furchtbare Sonne des 28. Auguſt herauf. Die Herzen der ungariſchen Krieger begrüßten ſie freudig; denn eine begeiſternde Selbſttäuſchung ſchmeichelte ihnen, im Widerſpruche mit den Umſtänden und der Wahrſcheinlichkeit, mit der Zuverſicht des Sieges. Nur dem jungen Könige beklemmte düſtere Ahnung das Herz, und als ſein Küchenmeiſter ihn fragte: wo das Mahl bereitet werden ſollte, ſeufzte Ludwig: „Gott weiß, wo wir heute ſpeiſen werden!“

Mit anbrechendem Morgen ſtellte ſich das ungariſche Heer in Schlachtordnung; es wurde in zwei Treffen getheilt und um nicht überflügelt zu werden, ſo weit als möglich ausgedehnt. Im vorderen Treffen ſtanden die beiden Oberfeldherren; vor der Fronte das ſchwere Geſchütz. Den rechten Flügel befehligten Franz Bátthyany und Johann Táhy; den linken — in Abweſenheit Johann Zápolya's, welcher am nämlichen Tage, wo ſeine Brüder den Todeskampf beſtanden, ruhig bei Szegedin, ſechzehn Meilen von der Wahlſtatt, hielt — Peter Perény; in den Reihen befand ſich größtentheils Fußvolk, zehn tauſend Mann ſtark und angeführt von Anton Pálóczy, Franz Drugeth, Gabriel Perény, Thomas Szécſy, Emerich Czybak und anderen ſtreitgeübten Landherren. Auf Steinwurfweite von dem vorderen, ſtand das hintere Treffen, zum größten Theile aus Reiterei beſtehend, mit etwas Fußvolk an den Seiten und von Huſaren gedeckt. In der erſten Reihe ſtand Niklas Tarczay mit den Dienſtleuten der königlichen Kämmerer; in der zweiten die meiſten Barone mit ihren Mannen; in der dritten die böhmiſchen und mähriſchen Hilfsvölker, geführt von den Oberhofmarſchällen, Peter Korlatkö, Andreas Trepka und Stephan Schlick; endlich der Kern des Heeres mit dem Könige in der Mitte; Demſelben zur Rechten der Graner Erzbiſchof Wladislaw Szálkán, die Biſchöfe Simon Erdödy von Agram, Franz Perény von Großwardein, Philipp Moré von Fünfkirchen, der Reichskanzler Stephan Broderics von Sirmien, Stephan Podmanicky von Neitra,

Georg von Paliszna aus Bosnien, der Stuhlweißenburger Propſt Emerich Bebek mit des Königs übrigen Geheimſchreibern und Kämmerern; hinter ihnen die drei Schutzritter des Königs; unmittelbar hinter Ludwig aber ſein Hofjunker Ulrich von Zettritz, ſein Schaffner Stephan Mailáth, und ſein Stallmeiſter Kaſpar Horváth mit den ſchnellſten Pferden. Zur Linken des Königs hielten der Palatin Stephan Báthory, neben dieſem in fortlaufender Linie die Biſchöfe Blaſius Pary von Raab, Franz Chaholy von Cſanad, Johann Orſzágh von Waizen mit ihren zuverläſſigſten Leuten. Beſchloſſen wurden die vier Reihen durch tauſend geharniſchte Reiter, in ihrer Mitte der Judex Curiae mit der Reichsfahne, nach alter ungariſcher Sitte ohne Sporn auf ſeinem Pferde ſitzend, zum Zeichen, daß er unter keiner Bedingung fliehen dürfe. Zur Vertheidigung des Lagers waren zwei tauſend Lanzknechte zurück geblieben, von den mit Ketten verbundenen Wagen eingeſchloſſen.

In dieſer Stellung, auf dem, durch keine Waldung, kein Gewäſſer und keine Anhöhe durchſchnittenen Felde, hatte das ungariſche Heer hinter ſich die zwei Lager, weiterhin Mohács; links gegen die Donau zu mit Röhricht bewachſene Sümpfe; zur Rechten und vor ſich die amphitheatraliſch ſich hinziehende Hügelkette, an deren nördlichem Fuße das Dorf Földvár, und auf der ſüdlichen entgegen geſetzten Seite die Kirche St. Peter. Als die Schlachtordnung hergeſtellt war, ritten der König und der Palatin, um die Truppen von der perſönlichen Anweſenheit des Erſteren zu überzeugen, durch die Reihen, und ſprachen den Ihrigen Muth zu. Dann auf ſeinem Platze wieder angelangt, ließ Ludwig in die Trompeten ſtoßen und die Heerpauken wirbeln, um die Feinde zum Beginne der Schlacht einzuladen; aber die Türken blieben unbeweglich hinter ihren Hügeln ſtehen, und ließen die kampfbegierigen Ungarn durch acht Stunden, bis zur dritten Nachmittagsſtunde, auf den Angriff warten.

Mittlerweile rückten die Türken in folgender Ordnung vor. Voraus der Sandſchakbeg von Semendra, Jahja Paſcha's Sohn, Balibeg mit vier tauſend bepanzerten Reitern als Vorhut; dann der Großweſir Ibrahim mit den rumeliſchen Truppen und der Hälfte des Geſchützes, hundert fünfzig Kanonen; hierauf der Beglerbeg von Anatolien, Behram Paſcha, mit der anderen Hälfte; endlich der Sultan mit den Janitſcharen, umgeben von den ſechs Rotten der regelmäßigen Reiterei und ſeinen Leibwachen. Den Nachtrab bildete die Reiterei Chosrewbeg's, des Sandſchaks von Bosnien. Als ſie auf

der Straße von Baranjavár zu der gedachten Kirche — die bei dieſer Gelegenheit von den Türken Puſu Kiliſe, d. i. Kirche des Hinterhaltes, genannt wurde, welcher Name dem Orte als Buſig Klicza bis zum heutigen Tage geblieben iſt — gelangten, trennte ſich Balibeg, um die Ungarn zu überflügeln und ihnen in den Rücken zu fallen, mit fünfzig tauſend Reitern von dem Heere, und ſchlug links bei Badſch Kalupe den Weg in das Thal ein, welches in der Ebene von Mohács mündet. Der Sultan kam gegen Mittag auf die Anhöhe, von welcher er das ganze Ungarnheer in Schlachtordnung aufgeſtellt erblickte. Hier hielt er nochmals Kriegsrath. Chosrew berief ſich auf die ſchon öfter erprobte Erfahrung, daß dem Andrange der in Reihen geſchloſſenen ungariſchen Reiterei ſchwer zu widerſtehen, und daß es gefährlich ſey, wenn die gebrochenen Reihen auf das Gepäck zurück geworfen würden; er rieth daher, die Reihen zu öffnen, das anſtürmende feindliche Treffen durchzulaſſen und dasſelbe dann, ihm in die Seiten fallend, zu erdrücken. Der Sultan genehmigte den Vorſchlag; er ließ das Gepäck eine Strecke weit zurück ſchaffen, und als nun Balibeg die Kunde ſendete, daß man ſchon die Fahnen der Ungarn ſähe, befahl er auch die türkiſchen zu entfalten. Suleiman hob die Hände gen Himmel und flehte unter Thränen von Allah Schutz für das Volk Mohammed's herab, welcher Anblick im türkiſchen Heere eine wilde Begeiſterung erregte, die der Sultan noch durch Verheißungen ſteigerte.

Geringere Zuverſicht zeigte König Ludwig. Ein Vorgefühl verderblichen Ausganges drückte ihn wie mit Schwingen des Todes; die Anſtrengung und die lange peinliche Erwartung hatten die geringe Kraft ſeines ſchwächlichen Körpers aufgezehrt, und als er, bei dem Rufe zur Schlacht, ſich den Helm auf das Haupt ſetzte, war ſein Antlitz bleich und geiſterhaft anzuſchauen. Tomory's ſcharfes Auge entdeckte zuerſt Balibeg's Streithaufen, welcher geräuſchlos und unbemerkt durch die Thalſchlucht heran zu ziehen ſuchte, und ſendete ihnen des Königs drei Beſchirmer, Raskay, Török und Kalnay mit ihren Reitern entgegen, um das Vorhaben der Feinde zu vereiteln. Beinahe gleichzeitig entbrannte die Schlacht; halbmondförmig rückte das türkiſche Heer heran, das erſte Treffen gebildet durch die rumeliſchen Truppen und von dem Großweſir angeführt; das zweite die anatoliſchen Truppen in ſich ſchließend, hinter ihnen Suleiman mit den Janitſcharen nebſt den Stückbetten am Fuße der Hügelreihe. Tomory begrüßte die Feinde

mit einem wüthenden Bombardenfeuer, das jedoch, wahrſcheinlich wegen der Lage des Ortes, keine erhebliche Wirkung machte. Jetzt ſtürzte ſich das Vordertreffen der Ungarn mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die rumeliſchen Truppen und warf es auf die anatoliſchen zurück, entweder weil jene, nach Choſrew's Rathe, wirklich die Reihen öffneten, oder weil ſie, was glaublicher, wirklich der Gewalt des Stoßes weichen mußten. Andreas Báthory, die Flucht der Türken ſehend, ſchrie mit lauter Stimme: „Vorwärts! Sieg!" Da ſtürmte auch der Ungarn zweites Treffen den weichenden Türken nach, der junge König an der Spitze. Zwei und dreißig edle Ungarn hatten, dem Tode ſich weihend, einander das Gelübde abgelegt, den Sultan ſelbſt zu ſuchen und zu fällen. Drei dieſer Kühnen drangen, mit dem Schwerte ſich Bahn mähend, bis zu Suleiman's Perſon vor, den nur ſein ſtarker Panzer vor ihren Lanzen ſchützte, hieben mehre ſeiner Leibwachen nieder, und fielen erſt, als ihren Pferden die Sehnen entzwei gehauen worden waren. Bis an das Dorf hinab, jagten die verfolgenden Ungarn den Feinden nach. Dort erneuerte ſich das Würgen, und die ungeheuere Uebermacht klemmte die kleine Heldenſchaar ein, die gleichwohl nicht vom Fechten abließ. Der ehrwürdige Paul Tomory, die Seele dieſer Schlacht, ſank in ſein Blut; ſein Schickſal theilte ſein Mitfeldherr Georg Zápolya. Franz Báthyany und Peter Perény führten das verwaiſete Heer nach dem Falle jener Beiden, und noch wurde nicht abgelaſſen von Angriff und Gegenwehr. Unterdeſſen aber hatten die türkiſchen Renner, geleitet von Balibeg und Choſrewbeg, durch den Hinterhalt des Thales das Schlachtfeld umgangen und, unaufgehalten von der ihnen entgegen geſtellten kleinen Reiterſchaar, das Lager überfallen, deſſen Hüter niedergeſäbelt, und die Ungarn waren nun vorn wie im Rücken dem Feinde Preis gegeben. Jetzt ſchmetterten auch die durch Ketten verbundenen Feuerſchlünde, welche bisher geruht hatten, auf zehn Schritte weit gegen die vorderſten der anprallenden Ungarn los. Ihr rechter Flügel gerieth in Unordnung; der Erzbiſchof von Gran wurde getödtet, und plötzlich war auch der König nicht mehr zu ſehen. Seitdem begann die Flucht und ward, obſchon hin und wieder gehemmt und auf's Neue in vorübergehenden Angriff ſich verwandelnd, allgemein. Der Palatin, der Reichskanzler und die übrigen Führer wurden von ihren fliehenden Truppen mit fortgeriſſen; rechts und links ſtäubte das Heer auseinander. In Blut erſtickt war die Siegeszuverſicht des Heeres; ſeine Trümmer jagten ordnungslos über das Feld, deſſen

Luft ſie noch anderthalb Stunden früher mit ihrem Jubelgeſchrei erfüllt hatten. Manche rettete der herab ſtürzende Regen vor ihren Verfolgern; aber auch Viele verſanken in den Sümpfen und Moräſten der Umgegend, und in dem angeſchwollenen Fluſſe. Einen Tag und eine Nacht lang ſchwammen die Leichen der in die Donau Geſprengten bei Semendra und Belgrad vorüber. Suleiman konnte ſich dieſe allgemeine Flucht der Ungarn mit dem Heldenmuthe, den ſie im Beginne des Gefechtes gezeigt, ſo wenig zuſammen reimen, daß er ſie für verſtellt hielt und daher keine ſchnelle Verfolgung geſtattete, vielmehr — was die Rettung der Flüchtigen zum Theile begünſtigte, im türkiſchen Lager den Befehl ausrufen ließ: Jeder ſollte die Nacht über bleiben, wo er ſtehe; bis um Mitternacht wirbelten ſeine Heerpauken die Kunde ſeines Sieges. Zwei tauſend Köpfe, darunter die von ſieben Prälaten und vielen ungariſchen Großen — es waren allein acht und zwanzig Magnaten und fünf hundert Landherren in der Mohácſer Schlacht gefallen — wurden vor dem Zelte des Divans als Trophäen aufgehäuft. Den Defterdaren ward der Auftrag, die Todten zu zählen und zu begraben; ſie zählten zwanzig tauſend Fußgänger und vier tauſend Geharniſchte. Die Renner erhielten Erlaubniß der Plünderung; Mohács wurde verbrannt. Des Mordens war noch kein Ende, denn am ſiebenten Tage nach der Schlacht erging während des Marſches der Blutbefehl, alle im Lager befindlichen Gefangenen und Bauern umbringen, die Weiber aber frei zu laſſen. Vier tauſend Männer wurden geſchlachtet, nur einige edle Herren verſchont, um bis zu ihrer Auswechſelung dem türkiſchen Heere als Wegweiſer und Dolmetſcher in Ungarn zu dienen. Doch wurde dem Menſchenraube der Renner jetzt Einhalt gethan.

Nach dieſem Siege führte Suleiman ſein Heer über eine Brücke gegen Ofen. Nirgends ſtieß er auf Widerſtand, denn was ſich von dem Schlachtfelde gerettet hatte, war nach Preßburg hinein geflohen; Johann von Zápolya mit ſeinen vierzig tauſend Siebenbürgern ruhig bei Temesvár ſtehen geblieben, die böhmiſchen und mähriſchen Hilfsvölker bei Stuhlweißenburg und Raab ſchleunigſt heim gezogen, Chriſtoph von Frangepani mit fünfzehn tauſend Kroaten bei Kreuz zurück gekehrt. Am 10. September ſtand Suleiman vor der Hauptſtadt Ofen, deren Schlüſſel ihm bis Földvár entgegen geſendet worden waren, daher ſcharfes Verbot erging, die Bewohner an Leib und Eigenthum zu ſchädigen. Er ließ eine Brücke über die Donau ſchlagen; gegen ſeinen Willen ging bei zweimaligem Brande Ofen in Flammen auf, ohne daß

der zu ſpät zur Löſchung herbei eilende Großweſir der Feuersbrunſt Einhalt thun konnte. Das ganze Geſchütz der Feſtung, darunter die bei Belgrads erſter Belagerung unter Mohammed II. von dort als Trophäe nach Ofen geführten zwei großen Kanonen, und die ehernen Götterbildſäulen wurden eingeſchifft. Am 17. September wurde die fertig gewordene Brücke zum erſten Male paſſirt, worauf der Großweſir und dann der Sultan zu Peſth lagerten. Das türkiſche Heer ſetzte nach und nach über; aber am fünften Tage zerbrach die Brücke in drei Stücke, deren zwei vom Waſſer fortgeriſſen wurden, ſo daß die übrigen Vege zu Schiffe übergeſetzt werden mußten. Zu Peſth warteten dem Sultan ungariſche Große auf, denen Johann von Zápolya als König verſprochen wurde, was auf bereits ernſthaftes Einvernehmen des Letzteren mit den Türken ſchließen läßt. Dann wurde (24. September), wegen in Aſien ausgebrochener Unruhen, der Rückmarſch der wilden Gäſte auf dem linken Donauufer angetreten; die türkiſchen Schiffe waren mit zahlloſer Beute, mit allen Schätzen des Schloſſes, mit der Bibliothek des Königs Mathias und auch mit den aus Ofen verbannten Juden beladen.

Bei ihrem Abzuge brannten die Türken mit Feuer und Mordſtahl dem unglücklichen Lande tief das Andenken ihres Dortſeyns ein, und das gräuliche Vertilgungs- und Entvölkerungsſyſtem der Mongolenhorden Batu's ſchien ſich durch ſie verjüngen zu wollen. Ohne Rückſicht auf gütliche Uebergabe und verheißene Sicherheit, wurden Städte und Dörfer von den blutgierigen Rotten niedergebrannt und die Einwohner hingewürgt. Dieſes Schickſal erfuhr Fünfkirchen, deſſen Bewohner, am dritten Tage nach der friedlichen Uebernahme der entgegen getragenen Schlüſſel, auf den Marktplatz zuſammen berufen und niedergemetzelt wurden. Alles Land zwiſchen der Donau und dem Plattenſee bis Raab hin, erſtarb und verödete unter den Brandfackeln und Säbeln der Osmanen. Einige Plätze leiſteten verzweiflungsvollen Widerſtand, und brachen die Wuth der entfeſſelten Meute an ihren Mauern. Die Wyſſegrader Burg, das Aſyl der heiligen Krone und der Reichskleinodien, vertheidigten die dahin geflüchteten Eremiten des Paulinerordens mit einigen Bauern; eben ſo die Graner Burg der Trabantenhauptmann Matthäus Nagy. Am ſchrecklichſten wütheten die Türken zu Maroth, dem damaligen Luſtſchloſſe des Graner Erzbiſchofs, wohin, im Vertrauen auf die Feſtigkeit des Schloſſes, viele Tauſende ſich mit ihrem Eigenthume geflüchtet, mehre Tauſende ſich in einer an das Schloß gelehnten

Wagenburg verſchanzt hatten. Die Feuerſchlünde der Türken zerſtörten Schloß und Wagenburg, und an fünf und zwanzig tauſend Menſchen wurden von osmaniſchen Säbeln geſchlachtet. Einer der ungariſchen Vertheidiger, Michael Dobozy, ſchwang ſich, als Maroth gefallen war, mit ſeinem Weibe auf's Roß und entfloh. Als ihn die nachſetzenden Türken ereilten, ſtieß er mit eigener Hand ſeinem Weibe den Stahl in die Bruſt, ſtürzte ſich dann, den Tod der Geliebten rächend, unter die Feinde, hieb mehre zuſammen und ſtarb den Heldentod. Suleiman zog raſch und, wegen der Dürre des Bodens, mit großem Verluſte an Pferden, nach Szegedin und Bács, wo er das erſtgenannte Schloß ſchon durch Balibeg's Renner geplündert fand. Die befeſtigte Kirche zu Bács vertheidigte ſich einen ganzen Tag lang, und koſtete den anſtürmenden Türken viele Leute; zuletzt wurde ſie genommen und ausgeplündert. Die Beute war ſo groß, daß von den zuſammen getriebenen Hammeln ſowohl dem Großweſir als dem Defterdar einem jeden fünfzig tauſend Stück zufielen. Zwiſchen Bács und Peterwardein befand ſich ein, zwiſchen Sümpfen und Moräſten durch abgeſchnittene Graben feſt verſchanztes Lager, in welches mehre tauſend Ungarn mit Hab und Gut ſich geworfen hatten. Die Eroberung desſelben koſtete den Türken eine größere Anzahl von Leuten, als alle vorher in Ungarn erſtürmten feſten Burgen, ja an Anführern mehr, als die Schlacht von Mohács; denn nicht nur der Aga der Janitſcharen, ſondern auch ihr zweiter General, der Sſamßundſchibaſchi, und der Tſchauſchbaſchi fielen bei dem Sturme unter den Schwertern der heroiſchen Vertheidiger, die ſich mit Weibern und Kindern dem Tode geweiht hatten. Zu Peterwardein ließ Suleiman binnen fünf Tagen eine Brücke über die Donau ſchlagen, und traf dann, beuteſchwer und blutgeſättigt, am 23. November wieder in Konſtantinopel ein. Weder in Ofen, noch in irgend einem anderen Platze Ungarns hatte er Beſatzung zurück gelaſſen; der ganze Zug hatte keine bleibende Beſitznahme zur Folge und löſete ſich daher, ohne die Sieger zu Eroberern zu machen, in eine planloſe, unüberſehbare Gruppe des Mordes auf. Das unglückliche Land hatte gegen zweimal hundert tauſend ſeiner Kinder verloren; denn die nicht das Schwert der Türken getroffen, waren, geknechtet, ihrer Heimat auf immer entriſſen worden.

Längſt war das Getöſe der Mohácſer Mordſchlacht verhallt, und noch immer wußten nur wenige Ungarn, wie und wo ihr König ſeinen Tod gefunden. Als die Flucht begonnen, hatten ihn Ulrich Zettritz und Johann

Trepka vorſchnell aus dem Gefechte entführt. Blindlings in Regen und Nebel dahin ſprengend, gelangten ſie an den Cſellyebach, eine halbe Meile links oberhalb Mohács, wo das Dorf Cſellepatak ſtand. Der Bach war breit und angeſchwollen; eine ſeichtere Stelle aufzuſuchen nicht die Zeit. Ohne Beſinnen ſpornte der König ſein Pferd, um über das Waſſer zu ſetzen. Im Sprunge überſchlug es ſich und drückte mit ſeiner Laſt den königlichen Reiter in den tiefen Schlamm hinab. Trepka verſank neben ſeinem Herrn in dem ſumpfigen Gewäſſer. Nur Zettritz war glücklich über den Bach gekommen; er ſah den König unterſinken, und, weil Rettung unmöglich, jagte er weiter, die unglückliche Stelle in ſeinem Gedächtniſſe wohl bewahrend. Nach Suleiman's Abzuge eilte Zettritz, auch von der Königin daran erinnert, eine heilige Pflicht zu erfüllen; indem er, zur Auffindung der königlichen Leiche, mit dem Präfecten von Raab, Franz Sárffy, nach Mohács reiſete. Vergebens ſuchten ſie dieſelbe in dem Bache; aber in der Umgebung von Cſellepatak und auf dem Mohácſer Felde trafen ſie vier hundert Arbeiter, welche des Palatins Perény Witwe zu Beerdigung der Gefallenen hingeſendet hatte. Man wies ſie zu einem Grabe hin, welches den Leichnam des Königs enthielt. Sie brachten ihn nach Stuhlweißenburg und übergaben ihn, bis zur ſpäteren feierlichen Beiſetzung, der Cleriſei und dem Magiſtrate, welche ihn in einem Gewölbe der Großpropſtei verwahren ließen. So hatte man aus dem Schutte der Zerſtörung, in welchen nach dem Tage von Mohács das Land verſank, wenigſtens die Leiche des Königs gerettet.

Ludwig zählte wenig über zwanzig Jahre, als das über ſein Reich herein brechende Verhängniß ihn ereilte, und keine Leibeserben waren ihm geboren. Die unnatürliche Frühreife ſeines Körpers, der vor der Zeit ſich entwickelte und auch vor der Zeit alterte, würde ihm in keinem Falle ein langes Lebensziel geſteckt haben. In ſeinem achtzehnten Jahre war ſein Haupthaar ſchon ergraut; ſein ſchneller Wuchs, ſeine hoch aufgeſchoſſene Geſtalt (die Unechtheit der im k. k. Zeughauſe zu Wien aufbewahrten, der Größe eines Kindes angemeſſenen, angeblichen Rüſtung Ludwig's ergibt ſich hieraus von ſelbſt *), umſchloſſen keinen Kern der Kraft, und auch ſein Geiſt, obſchon in Momenten der Willensfähigkeit und des Entſchluſſes aufblitzend, war welk und gedrückt, wie die Hülle, welche ihn barg.

---

*) Vergl. Mailáth's Geſchichte der Magyaren, Bd. III. S. 238.

Von Osmanenwuth entvölkert und entweiht, von innerer Fehde zerriſſen, ſtarrte Ungarn, eine trauernde Niobe, die noch mehr Pfeile des erzürnten Schickſals fürchten muß, über die Leichenhügel ſeiner Kinder in die Zukunft hinaus, welche von Habsburg's Throne her den wieder aufrichtenden Retter ſenden ſollte.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des ſechſten Zeitraumes.

Eine Ueberſicht den Volkslebens und der inneren Zuſtände Ungarns im Verlaufe dieſes Zeitraumes gibt nur das troſtleere Bild eines durch Nachlaſſen aller ächten, und Aufwühlen aller falſchen Kraft vorbereiteten, und durch den Todesſtreich von Mohács auch nach außen vollendeten Untergehens und Zuſammenbrechens; ſelbſt die Keime des Lebens, welche hier und dort zurück geblieben waren, vermochten nur langſam ſich durch die Trümmer allgemeiner Auflöſung empor zu ranken, und noch eine lange Friſt der Prüfung mußte beſtanden und durchgearbeitet werden, bis wieder ein dauernder Zuſtand der Ordnung ſich entwickeln konnte. Tief war unter Wladislaw das königliche Anſehen herab geſunken, und ſein Nachfolger, als Knabe König, und als Jüngling Leiche, war nicht berufen, es wieder zu heben. Dreißig Landtage verfuhren mit völliger Willkür, und fanden darin ihre Wiedervergeltung, daß, was ſie Heilſames oder Gemeinnütziges beſchloſſen, von ſtolzen Oligarchen oder einer trotzigen Adelsgeſammtheit mit gleicher Willkür verachtet wurde.

Die Stimme des Königs wurde weder nach einer, noch der anderen Seite hin berückſichtigt; ja ſein ausdrückliches und ausſchließendes Recht wurde, freilich durch Wladislaw's eigene Schuld und Läſſigkeit, dergeſtalt aus den Augen geſetzt, daß die von ihm ernannten Hüter der Krone durch die Magnaten eigenmächtig entſetzt, und ihr Amt an Andere übertragen wurde. Dieſe — der Palatin Stephan Zápolya und der Biſchof von Erlau, ernannten, abermals mit Umgehung des königlichen Rechtes, beſondere Caſtellane der Wyſſegrader Burg, als des Verwahrungsortes der Reichskrone, welche wieder ihnen ſchwören mußten, ohne Befehl Derer, die ſie eingeſetzt, die Krone Niemand, nicht einmal dem Könige, zu verabfolgen.

Unfähig, den mächtigen Widerſpänſtigen gegenüber im geſetzlichen Wege Maßregeln durchzuführen, mußte der König ſeine Abſichten häufig auf Schleich-

wegen verfolgen, und auch die zwiſchen Magnaten und der Adelsgeſammtheit immer offener an den Tag tretende Spannung konnte er, ſtatt durch die Macht ſeines Anſehens, meiſt nur durch Liſt bewältigen, was natürlich auch das in ihn geſetzte Vertrauen mehr und mehr untergrub. Verſtand Wladislaw im Allgemeinen über ſeinen königlichen Rechten nicht gehörig zu wachen, ſo traf es ſich auch wieder, daß er, in das Gegentheil verfallend, ſelbſt gegen Geſetz und Reichsherkommen verſtieß, und ſolche Uebertretung dann gewöhnlich mit beſchämenden Zugeſtändniſſen und Einräumung weiterer Beſchränkungen büßte. Ein ähnlicher Uebergriff ward Veranlaſſung zu dem Beſchluſſe, daß der König künftig zu der Verhandlung allgemeiner Reichsangelegenheiten, außer dem Staatsrathe, auch noch acht, von den Ständen erwählte Beiſitzer berufen ſolle; zwar dürfe er Güter von mehr als hundert Bauernhöfen ohne Genehmigung der Prälaten und Barone vergeben, aber keine kirchlichen Pfründen oder Ländereien an Ausländer verleihen. So weit war es in Hintanſetzung des Königs und ſeiner Befehle gekommen, daß nach des Johannes Corvin Tode ein einzelner Landherr, Bernhard von Thurócz, den ſlavoniſchen Edelleuten bei Lebensſtrafe verbot, den auf königlichen Befehl ausgeſchriebenen Provinzialtag zu beſuchen; daß auf dem Peſther Landtage die größere Zahl der Prälaten, Magnaten und des Landadels ſich von dem Könige und dem Staatsrathe trennten und unter kränkenden Hindeutungen auf Wladislaw, als einen ausländiſchen Fürſten, durch förmlichen Reichsſchluß bei erblos erledigtem Throne die Erwählung des neuen Herrſchers ſich vorbehielten; daß, bei Ludwig's Geburt, ſogar die Szekler die herkömmliche Abgabe eines Maſtochſen von jedem Bauernhofe mit Waffengewalt verweigerten; daß Johann von Zápolya mit gezücktem Schwerte um die Tochter ſeines Königs warb, und daß ſelbſt der erſte Reichsbeamte, Emerich Perény, der Doppelehe zwiſchen Wladislaw's Kindern und Maximilian's Enkeln widerſprach und das Volk zum Aufſtande ſtachelte.

Einigkeit und Zuſammenhalten fehlten unter allen Ständen. Selbſt zwiſchen Prälaten und Magnaten herrſchte Eiferſucht, weil der Erſteren Prachtliebe und übertriebener Aufwand den Neid der Letzteren anregte. Doch waren ſie einig, wo es galt, auf Koſten der Landherren und der unteren Stände ſich von Laſten und Steuern zu befreien. Daher die häufigen, meiſt ſtürmiſchen und erfolgloſen Landtage; daher die beſonderen Verbindungen zwiſchen Prälaten und Magnaten, vorgeblich zur Beſchützung des Königs,

in Wahrheit aber zur Unterdrückung des Landadels, welcher, dem Könige ergeben, nur die Unternehmungen Jener anfocht, die in ſeinem Namen die Unterjochung der Anderen beabſichtigten. Der Druck von oben traf endlich auf dem Bauernſtande zuſammen, den der, von den Magnaten gedrängte Landadel unwillkürlich bedrücken mußte, und rief jenen ſchrecklichen Vertilgungskrieg zwiſchen Adel und Bauern hervor, der mit noch härterem Loſe der Letzteren endete.

Die Siebenbürgen Woiwoden erlaubten ſich die gröbſten Erpreſſungen gegen die Szekler; denen, welche ſich darüber bei dem Könige zu beklagen wagten, wurden ihre Güter weggenommen. Der Woiwode hatte in ſeinem Uebermuthe öffentlich erklärt: er ſey König in Siebenbürgen; wer bei dem Könige in Ofen Zuflucht ſuchen wolle, müſſe zwei Köpfe haben, um einen vor dem Hingehen oder nach der Heimkehr verlieren zu können. Solche und ähnliche Urſachen riſſen endlich den Landadel gänzlich von dem Prälaten- und Magnatenſtande los, und theilten Ungarn in zwei feindliche Lager. Trotz königlichen Verbotes hielten (1525) bei Hatvan die Landherren, in außerordentlicher Anzahl und durch ihre Dienſtleute wie durch mächtige Volkshaufen verſtärkt, eine bewaffnete Reichsverſammlung, die endlich auch König Ludwig zu beſuchen und, um nicht die Erfolgloſigkeit ſeines Verbotes ſelbſt einzugeſtehen, durch ſein Erſcheinen ihr den Anſtrich der Geſetzlichkeit zu verleihen ſich genöthigt ſah. Hier forderte der Landadel, geſtützt auf ſeine Uebermacht, nichts Geringeres, als daß der König ſeinen ſämmtlichen Beamten und den ganzen Staatsrath auf einmal abdanke, und ihnen gewiſſenhaftere und tauglichere Nachfolger gebe. Als die dem Könige in die Verſammlung gefolgten hohen Würdenträger ſich dagegen ſetzen und ihre Rechtfertigung verſuchen wollten, gedieh es zu ſtürmiſchen Scenen, und wenig fehlte, ſo wäre Blut gefloſſen. Die herrſchend gewordene Menge rief ihren Sprecher, den Stephan von Werböczy, zum Palatin aus, und der König konnte nicht ausweichen, ihn zu beſtätigen. Da dies gelungen, ſo gingen die Landherren noch weiter; ſie ernannten einen neuen Graner Erzbiſchof, einen Judex Curiae, einen Oberreichsſchatzmeiſter, und erklärten ſämmtliche Magnaten und Landherren, welche von dieſer vorgeblichen Reichsverſammlung ausgeblieben waren, für Verräther. Der König genehmigte die Beſchlüſſe der Verſammlung, welche, ohne es zu ahnen, nur ein Werkzeug Johannes von Zápolya und ſeiner Faction war; nur die willkürlichen Ernennungen, Aechtungen und

Zehentverweigerungen nahm der König, als in ſeine Rechte eingreifend, nicht an, womit die Verſammlung ſich auch zufrieden ſtellte.

Als bald darauf das Geſchöpf der Hatvaner Verſammlung, der neue Palatin Werböczy, ſeinen Urſprung zu verläugnen, ſich an die Magnaten anzuſchließen und dem, was er zu Hatvan verſprochen, abwendig zu werden begann, ſuchten die Landherren ihn wieder zu ſtürzen. Es kam dahin, daß der König ſich ihnen heimlich ſelbſt in die Arme warf, indem er es geſchehen ließ, daß eine beträchtliche Anzahl Landherren und Magnaten ſich, unter dem Namen Kalandos, wider Johann von Zápolya und Stephan Werböczy verbrüderten, mit der Abſicht, das Anſehen des Königs wieder herzuſtellen, ihm zu ſouverainer Gewalt und zu ungeſchmälertem Genuſſe ſeiner Einkünfte zu verhelfen. Werböczy wurde genöthigt, das Palatinat niederzulegen und entging nur mit Noth einem Anſchlage auf ſein Leben; an ſeiner Statt wurde der frühere Palatin, Stephan Báthory, vom Könige wieder eingeſetzt. Unvermerkt aber wußten Prälaten und Magnaten Einfluß auf die Kalandos, und unter den, bereits wieder in beſondere Parteien geſchiedenen Landherren Anhänger zu gewinnen, ſo daß auf dem Landtage im Rakoſer Felde (1526) bereits mehre Beſchlüſſe zu anderweitiger Beſchränkung der königlichen Macht gefaßt wurden, deren Annahme jedoch der König, auf Veranlaſſung ſeiner Gemalin, ſtandhaft verweigerte.

Bei den Verhandlungen dieſes Landtages — des letzten auf dem Rakoſer Felde — fiel auch ein untröſtliches Licht auf die ſchreckliche Zerrüttung im Staatshaushalte und die Verarmung des Königs, die bereits unter Wladislaw ihren Anfang genommen hatte, und ſeitdem dergeſtalt zur Gewohnheit geworden war, daß Viele, welche den Herrſcher gern machtlos ſahen, geradezu behaupteten: es ſey zu Gunſten der ungariſchen Freiheit wünſchenswerth, daß der König arm und daher außer Stande ſey, durch Unterhaltung von Söldnerſchaaren ſich eine unbeſchränkte Herrſchaft zu gründen. Die königlichen Einkünfte, in deren Vermehrung Mathias ſo unermüdet und glücklich geweſen war, hatten durch nachläſſige Bewirthſchaftung und arge Unterſchleife der Beamten ſich unter Wladislaw alsbald ſo ſehr verringert, daß er die Beſoldung der Miethvölker nur durch große Darlehen bewirken konnte. Alle bewilligten Steuern machten dieſem Nothſtande kein Ende, weil ihre Erhebung gewöhnlich die Hälfte des Betrages verſchlang, und auch der Reſt dem Könige nur geſchmälert zukam. Was bei der unverhältnißmäßig

koſtſpieligen Beitreibung der Steuern übrig blieb, wurde noch dadurch verkürzt, daß Wladislaw's gemißbrauchte Gutmüthigkeit viele Erlaſſungen geſtattete, und mächtige Magnaten die Erlaſſung, welche ſie nicht erſchleichen konnten, thatſächlich und mit Gewalt durchſetzten. Geſteigert wurde die Geldbedrängniß durch Wladislaw's an Verſchwendung gränzende Freigebigkeit, die er meiſt am unrechten Orte und gegen Solche übte, die reicher waren, als er. Unter den auf zwei Jahre von dem Fünfkirchener Biſchof berechneten Ausgaben finden ſich nur hundert Ducaten wöchentlich für die königliche Küche, eine für den König zweier Reiche durchaus mäßige Summe. Die Weinberge waren theils verſchenkt, theils verpfändet; daher Wladislaw, um den nöthigen Weinbedarf für ſeinen Haushalt zu bekommen, die Weinzehenten von den Biſchöfen zu Weszprim, Fünfkirchen und Sirmien zu pachten ſich genöthigt ſah. Der ganze Bedarf des einheimiſchen Weines hatte in den zwei Jahren fünf tauſend neun hundert fünfzig, des italieniſchen Malvaſiers hundert zwei und achtzig Ducaten gekoſtet. Für goldgewirkten türkiſchen Sammt, für Seidenzeug, Hermelin und anderes theure Pelzwerk zu Geſchenken, wurden ſechs tauſend neun hundert vier und zwanzig; zur Unterhaltung der Hofleute, blos an Beſoldung, ein und zwanzig tauſend fünf hundert acht und zwanzig Ducaten ausgegeben. Unter den Einnahmen wird Nichts von Bergwerken und Salzgruben aufgeführt; dennoch wurden zur Unterhaltung der einen zwölf tauſend fünf hundert ein und dreißig, zur Arbeit in den anderen fünf tauſend angewendet.

Bei ſolcher Wirthſchaft, wo der König für ſich nur wenig, aber deſto mehr für Andere brauchte, war ſeine Caſſe ſtets leer, und weil er nicht vermögend, aus den Einkünften der Krone die Beſoldungen der Reichsbeamten zu bezahlen, mußte er ihnen für rückſtändigen Gehalt ganze Herrſchaften verſchreiben; ja er ſelbſt litt, wie wir geſehen haben, bisweilen an dem Nöthigſten Mangel und konnte nicht einmal ſeine Tafel verſorgen, während ſein Schatzmeiſter und ſeine übrigen Hausbeamten ſich ungeheuer an ihm bereicherten. Gegen das Ende ſeiner Regierung hin waren die meiſten königlichen Städte, Marktflecken, Schlöſſer, Zölle und Einkünfte der Krone verpfändet. Um ihn aus ſeiner drückenden Lage zu befreien, ſetzten die Stände (1514) die Verordnung durch, kraft welcher die verpfändeten Dreißigſt, Zwanzigſt, Salzkammern, Bergwerke, Städte, Schlöſſer und Herrſchaften dem Könige zurück gegeben werden ſollten; die Rechte der Pfandgläubiger wurden auf

die Hälfte des Ertrages beſchränkt, die andere Hälfte ſollte dem Könige zufließen; was ſie von den Einkünften über den Zinſenbetrag bezogen hatten, ſollte ihnen auf Abſchlag der Pfandſumme angerechnet werden; Johann von Zápolya ſollte zur Belohnung ſeiner Dienſte gegen die rebelliſchen Bauern den Trencſiner Dreißigſt und die Freiſtädte ungeſchmälert fortbeſitzen, bis durch das jedesmalige Fünftel von den bewilligten Beſteuerungen zu Einem Goldgulden von jedem Bauernhofe, ſelbſt Zápolya's Güter nicht ausgenommen, das von ihm hergegebene Darlehen ganz berichtigt ſeyn würde. Künftighin ſollte der König auch im dringendſten Nothfalle nicht mehr befugt ſeyn, ohne Genehmigung des Staatsrathes irgend Etwas von ſeinen Einkünften und Kammergütern zu verpfänden, und wer, gegen dieſe Verordnung, etwas Dergleichen von Wladislaw in Pfand nähme, ſollte nicht nur die Pfandſumme verlieren, ſondern auch noch eine ihr gleichkommende Geldbuße erlegen müſſen. Hiermit würde zwar der Noth des Königs ein Ende gemacht, aber auch zugleich eine unwürdige Vormundſchaft über denſelben, in Benutzung ſeines Eigenthumes, ausgeübt worden ſeyn. Das Geſetz kam nicht zur Vollziehung, und Alles blieb beim Alten.

Auch unter Ludwig, deſſen Kränklichkeit und Schwäche kein energiſches Eingreifen zuließ, beſſerten ſich dieſe Verhältniſſe nicht. Die Einnahmen gingen, nach wie vor, unrichtig und ſaumſelig ein; aber wäre auch Alles ſchnell und richtig abgeliefert worden, ſo würden die geſammten Jahreseinkünfte des Königs ſich doch noch nicht auf einmal hundert tauſend acht und ſiebzig tauſend Ducaten belaufen haben. So arm war zu jener Zeit kein König in Europa; Johann von Zápolya allein, und mehre Familien waren reicher; der Graner Erzbiſchof und der Erlauer Biſchof bezogen ein Jeder nicht viel weniger an jährlichen Erträgen.

Wie der König unter der Kargheit der Großen und der Untreue ſeiner Beamten, ſo litten der niedrige Adel und die ärmeren Reichsſaſſen noch beſonders unter der Verſchlechterung des Münzfußes, deren Nachtheile mittelbar den König ſelbſt wieder am empfindlichſten berührten. Es war verboten, ungemünztes Gold und Silber auszuführen; ſchon der einheimiſche Luxus verbrauchte zu viel von dieſen edlen Metallen. Den Bergbeamten war unterſagt, mit anderen Bergbebauern in Geſellſchaft der Koſten und des Gewinnes zu treten. Als man ſpäter den Ausfall an zu Tage gefördertem Gute wahrnahm, wurde der Bergbau allgemein und ohne Einſchränkung bewilligt;

aber das gewonnene Gold und Silber durfte an keinen Anderen, als an die königlichen Berg- und Münzkammern zu dem unter Mathias üblich geweſenen Preiſe verkauft werden, welche Beſchränkung nur zu um ſo zahlreicheren Umgehungen der Vorſchrift führte. Der Ausfuhr des gemünzten Goldes und Silbers wurde erſt im Jahre 1523 durch ein Geſetz begegnet, das eben ſo wenig Gehorſam fand, als die früheren. Zugleich war, zu nicht geringerem Nachtheile des Activhandels mit dem Auslande, die Einfuhr des auswärtigen Geldes verboten. Die Folge dieſer geſetzlichen Mißgriffe war Mangel an Gold und Silber bei den Münzkammern, wie an Geld im öffentlichen Verkehre; durch einen neuen Mißgriff, den der Münzverſchlechterung, ſuchte man den Wirkungen des erſten zu begegnen.

Der kriegeriſche Geiſt war immer mehr im Erlöſchen begriffen; Prälaten und Magnaten erfanden unaufhörlich neue Mittel, ſich der Pflicht des Waffendienſtes und der Stellung ihrer geſetzlichen Contingente zu entziehen, was bei dem Sinken des königlichen Anſehens ihnen um ſo mehr erleichtert wurde, und alles Dies wirkte zuſammen, um den Verfall des Kriegsweſens und die Machtloſigkeit des Reiches herbei zu führen. Unter dieſen Umſtänden wäre das durch Mathias gebildete ſtehende Heer der ſchwarzen Legion, mit welchem er ſo viele Siege erfochten, Böhmen, Schleſien und den Kaiſer in Schrecken erhalten hatte, doppelt nothwendig geweſen; aber dem Könige Wladislaw fehlten die Geldmittel, um es regelmäßig zu beſolden und dadurch in Zucht und Ordnung zu erhalten. Für die vorenthaltene Löhnung ſuchte ſich die ſchwarze Legion durch Räubereien und Gewaltthätigkeiten ſchadlos zu halten, dergeſtalt, daß Paul Kiniſy (1492) mit Heeresmacht gegen ſie ausrücken mußte, ſie ſchlug und auflöſete. Einige Soldaten dieſes einſt ſo furchtbaren Heeres traten unter das königliche Banderium, Andere unter die Fahnen des Palatins Stephan von Zápolya und des Siebenbürger Woiwoden Stephan Báthory; der größte Theil aber ſetzte an den öſterreichiſchen und mähriſchen Gränzen die früheren Räubereien fort, wurde endlich aufgerieben, die Gefangenen theils hingerichtet, theils zu lebenslänglicher Arbeit in Kalkbrüchen verurtheilt.

Man mußte nun Maßregeln treffen, an die Stelle dieſer kampfgeübten Banden andere Streitkräfte zu des Reiches Vertheidigung zu ſetzen, bei deren Ermittelung jedoch Prälaten und Magnaten zunächſt ihren eigenen Vortheil im Auge hatten und ſich die Laſt nach Möglichkeit zu erleichtern

ſuchten. Die alte Banderialverfaſſung wurde wieder angeordnet, jedoch nicht in der alten Art und Weiſe. Nach Sigmund's und Albrecht's Verordnungen war feſtgeſellt, daß, ſo oft des Königs beſoldete Heermacht wider den Feind nicht ausreichte, die Prälaten und Barone mit ihren pflichtmäßigen Banderien zu Felde ziehen, und erſt wenn auch dieſe nicht genügend wären, der geſammte Landadel aufgeboten werden ſollte; wofür die Prälaten ihre Zehenten, die Barone hohen Gehalt und vieles Salz bezogen. Jetzt wurde gleichwohl von Prälaten und Baronen das Verhältniß umgekehrt und feſtgeſetzt, daß, ſobald das königliche Banderium die Gränzen nicht hinlänglich deckte, ein Aufgebot ausgeſchrieben, die Zahl der Mannſchaften in den Banderien auf vier hundert herab geſetzt, und jedesmal auch von dem Landadel, auf jeden zwanzigſten Bauernhof, Ein Mann in Waffen geſtellt werden müſſe. Der Adelsgeſammtheit konnte hiebei nicht entgehen, daß die zwei höheren Stände ihr und dem Könige die ganze Laſt des Krieges aufbürden wollten, und ſie ſtellte daher auf dem Ofener Landtage (1498) die Forderung, daß Pflicht und Laſt des Waffendienſtes auf alle Stände verhältnißmäßig vertheilt würden. Sie ſetzte auch wirklich die Verordnung durch: daß nun ſämmtliche Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Pröpſte, Aebte und Prioren ihre Banderien vollzählig herſtellen und unterhalten, die übrigen geiſtlichen Zehentempfänger, nach dem Verhältniſſe ihrer Einnahme; die weltlichen Grundherren, nach der Zahl ihrer Jobagyen, nur von jedem ſechs und dreißigſten Bauernhofe Einen gerüſteten Mann ſtellen ſollten. Bis zu nächſtem Martinifeſte müßten die Völker vollzählig und gerüſtet in Bereitſchaft ſtehen. Drohte dem Reiche früher Gefahr, ſo ſollte der König befugt ſeyn, zuerſt die banderiepflichtigen Prälaten, Barone, Reichsbeamten, und nur bei dringender Noth die Adelsgeſammtheit aufzubieten. Die von dem Könige, wie die von den Ständen beſoldeten Jobagyen müßten mit ihren Anführern nach Erforderniß der Umſtände auch über die Reichsgränzen hinaus der königlichen Fahne folgen; nicht alſo der Adel, wenn die äußerſte Noth geboten hätte, auch ihn zu perſönlicher Heerfolge aufzurufen.

Zugleich wurde, damit der König für jeden Fall auf eine beſtimmte Anzahl bereit ſtehender Mannſchaft rechnen könne, feſtgeſetzt, wie viel jeder Prälat und Baron von Zehenten oder von Amtswegen, an Kriegsvolk zu ſtellen hätte. Der Graner Erzbiſchof und der Erlauer Biſchof jeder zwei Banderien, die Bande zu vier hundert Mann; der Erzbiſchof von Colocza,

die Biſchöfe von Großwardein, Fünfkirchen, Siebenbürgen, Agram und der Prior von Vrana, jeder Eine; die Biſchöfe von Raab, Weszprim und Waizen; die Domkapitel von Gran, Erlau, Großwardein, Siebenbürgen, Fünfkirchen; die Aebte von Pécs-Várad, Peterwardein, St. Martinsberg und der Karthäuſerprior von Löweld, jeder eine halbe; der Biſchof von Cſanad, der Abt von Székſzard, der Großpropſt von Stuhlweißenburg, jeder hundert Reiter; das Kapitel von Bács, die Pröpſte von Stuhlweißenburg, Dömös und Titul, jeder fünfzig; der König und der Deſpot von Serbien, jeder ein Banderium von tauſend; der Siebenbürger Woiwode, der Szekler Graf, der Ban von Kroatien und der Temeſer Graf, jeder Eine Banderie von acht hundert Mann. Nach dieſer Beſtimmung hätten jederzeit eilf tauſend und acht hundert Mann Reiterei zu des Königs Verfügung bereit geſtanden. Dazu waren noch ſechs und dreißig Magnatenfamilien gerechnet, welche von jedem ſechs und dreißigſten ihrer Bauernhöfe Einen Mann ſtellen ſollten.

Da einige wichtige Gränzfeſtungen durch Nachläſſigkeit ihrer Befehlshaber in Feindeshände gerathen waren, ſo ſollten künftig dergleichen Befehlshaber ſtrenger Ahndung unterliegen, und um ähnlichen Nachtheilen bei Zeiten vorzubeugen, der Palatin und der Judex Curiae jährlich zweimal durch treue und beeidete Beamten, ohne daß die Befehlshaber darauf gefaßt wären, den Verpflegungs- und Vertheidigungsſtand der Feſtungen unterſuchen laſſen. Würden dieſe, aus Parteilichkeit oder Beſtechung, vorgefundene Nachläſſigkeiten und Unterſchleife verhehlen, ſo ſollten ſie den Tod erleiden und ihrer Güter verluſtig ſeyn.

Alle dieſe Verordnungen, wie ernſthaft ſie auch gemeint ſchienen, wurden nicht befolgt; vielmehr war es immer üblicher geworden, ſich mit Geld von der Banderialpflicht loszukaufen. Sendete der König, zu Verſtärkung der Beſatzungen, Fußvolk in die Gränzplätze, ſo pflegte der größte Theil desſelben, wegen ausbleibenden Soldes, wieder fortzulaufen. Es kam ſo weit, daß König Wladislaw (1496) den Zigeunerhäuptling Thomas Bolgár mit ſeiner Horde von fünf und zwanzig Jurten in Schutz und Dienſt zu nehmen genöthigt war, um von ihnen Kugeln und Waffen anfertigen zu laſſen. Man bekämpfte das Uebel mit Worten und Verfügungen, ſtatt mit Thaten, und Diejenigen, welche das Geſetz gegeben, waren häufig die Erſten, welche ſich ihm zu entziehen ſuchten. Man glaubte genug gethan zu haben, als man (1500) auf dem Rakoſer Felde die Reichsverordnungen über geſetzliche

Heerfolge erneuerte und insbeſondere die banderienpflichtigen Prälaten und Pfründner anhielt, in Stellung des Kriegsvolkes ſich pünktlich nach dem Regiſter des Königs Sigmund, wie es in dem königlichen Tavernialhauſe niedergelegt war, zu richten, was jedoch Niemand that. Selbſt die ergehenden Verfügungen wurden meiſt ſo eingerichtet, daß ſie den Mächtigen und Begünſtigtſten Ausflüchte gewährten; wie denn auf dem Rakoſer Felde (1504) der Magnatenſtand dem Adel einzelner Geſpanſchaften bei Strafe der Treu- und Ehrloſigkeit und des Meineides unterſagte, außer den Kammergefällen, einſeitig und aus eigenem Antriebe, dem Könige Hilfsgelder anzubieten oder zu entrichten, — auch ebendaſelbſt verordneten: daß, wenn bei Ausbruche eines Krieges des Königs Söldner zu des Reiches Vertheidigung nicht mehr hinreichten, vor allen die Prälaten und Pfründner mit ihren Banderien und Söldnern zu Hilfe eilen, und erſt wenn auch dieſe Verſtärkung dem Feinde nicht gewachſen ſey, die Barone, Magnaten und Landherren aufgeboten werden ſollten. Auf ſolche Weiſe war nunmehr die Verpflichtung, das Reich gegen den erſten und heftigſten Angriff zu vertheidigen, ganz dem Könige und dem Prälatenſtande aufgebürdet, und bei dieſem allmäligen und geſonderten Mobilmachen der Streitkräfte es dem angreifenden Feinde doppelt erleichtert, die langſam und ruckweiſe ſich bildende Vertheidigung einzeln, einen Theil nach dem anderen, über den Haufen zu werfen. Als endlich dem Könige drückender Geldmangel nicht mehr geſtattete, ſein Banderium zu beſolden, wies ihn der nächſte Landtag (1507) blos auf die alte Reichsgewohnheit hin, nach welcher der König immerfort tauſend Reiter unterhalten mußte, ohne nach den Mitteln zu fragen, durch welche dies ermöglicht werden ſollte.

In einem Zeitraume, wo alle Bande des Staatslebens ſchlaff geworden waren, ward auch die Kraft des Rechtes immer ſchwächer und unwirkſamer, und entbehrte ſelbſt des Vertrauens Derer, die es zu geben oder aufrecht zu erhalten befugt und verpflichtet waren; daher es denn auch kam, daß die Landtage unter König Ludwig die Giltigkeit ihrer Geſetze faſt durchgängig bis auf den nächſtfolgenden Landtag beſchränkten. Etwas zuverſichtlicher war die Geſetzgebung unter König Wladislaw aufgetreten. Auf dem erſten, von dieſem Könige berufenen Landtage (1492) verordneten die Stände die perſönliche Gegenwart der Richter bei Verhandlung der Rechtsſachen als unerläßlich, beſtanden auf Abſchaffung der hier und dort wieder eingeſchli-

chenen Comitatsverſammlungen durch Aufgebot, des Rechtsganges durch dreimal öffentlichen Ausruf, der gerichtlichen Zweikämpfe, und erneuerten manche vernachläſſigte Vorſchriften für genauere und ſchnellere Rechtspflege. Auf dem Ofener Landtage (1498) beſchloſſen die Stände, daß, weil die Protonotarien bei Gerichten immer die alten Gewohnheiten anzuführen und oft willkürlich zu deuten und anzuwenden pflegten, die reichsherkömmlichen Rechte genau aufgezeichnet und zuſammen getragen werden ſollten. Diejenigen, welche der König und die Richter für rechtmäßig und zweckdienlich erkennen würden, ſollten als Richtſchnur für gerichtliche Ausſprüche beibehalten; was zu Mißbrauch Anlaß geben könnte oder ſeiner Beſtimmung nicht entſpräche, als abgeſchafft angeſehen werden. Dieſe Sonderung des Brauchbaren von dem Unpaſſenden kam nicht zu Stande; daher wiederholten auf dem Rakoſer Felde (1504) die Stände ihre Forderung einer giltigen Sammlung der reichsherkömmlichen Rechte und Geſetze. Drei Jahre ſpäter (1507) wurde, da mittlerweile noch immer Nichts geſchehen, dasſelbe Verlangen laut. Die ſchwierige Arbeit wurde dem Stephan Werböczy, einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten und damaligen Protonotar des Judex Curiae, übertragen, welcher nach ſieben Jahren ſein dreitheiliges Gewohnheitsrecht von Ungarn, unter dem Namen des Tripartitums, dem Könige und den Ständen zur Beſtätigung vorlegte. Es wurde rechtserfahrenen Männern zur Prüfung übergeben, von ihnen gutgeheißen und vom Könige, obgleich ohne Beidrückung ſeines Siegels, genehmigt (1514), dann in Wien (1517) gedruckt.

Das Tripartitum zerfällt in eine Einleitung (Prologus) und, wie ſchon ſein Name andeutet, in drei Theile, die nach römiſcher Rechtsmethode von den Perſonen, Dingen und Handlungen ſprechen. Jede dieſer Hauptabtheilungen hat wieder ſogenannte Titel zu Unterabtheilungen. Die Einleitung faßt ſechzehn Titel in ſich, welche des Verfaſſers Anſichten von der Gerechtigkeit, dem Rechtsgeſetze, Herkommen, Richter, Urtheile, Prozeſſe, Kläger und Beklagten, die Eigenſchaften des Richters und deſſen Gewiſſen begreifen. Die Gerechtigkeit iſt dem Verfaſſer der unwandelbare Wille, einem Jeden ſein Recht angedeihen zu laſſen; das gute Beſtreben, Jedem zu geben, was ihm zukommt: der Gottheit Anbetung; den Eltern Gehorſam; den Vorgeſetzten Verehrung; den Gleichen Einigkeit; den Untergebenen Leitung; ſich ſelbſt Sittſamkeit; den Hilfsbedürftigen thätiges Mitleid. Die Gerechtigkeit

iſt ferner zweierlei: die natürliche und geſetzliche; erſtere das unerſchütterliche Verlangen, Jedem ſein Recht zu geben; letztere das Geſetz, ohne welches Völker und Reiche keinen Beſtand haben. Aus der doppelten Gerechtigkeit entſpringt auch ein doppeltes Recht. Das Recht, nach Cicero, iſt die Wiſſenſchaft des Guten oder Billigen, oder die Sammlung jener geſetzmäßigen Vorſchriften, welche uns zur Beobachtung des Guten und Billigen auffordern. Das Recht iſt zweierlei: das Staatsrecht und das Privatrecht. Das Staatsrecht iſt jenes, welches hauptſächlich die Verwaltung des Reiches und den allgemeinen Vortheil berückſichtigt, und beſteht im Heiligen, in den Prieſtern und Obrigkeiten. Das Privatrecht betrifft die Intereſſen der Einzelnen und iſt dreifach: das natürliche, das Völkerrecht und das Civilrecht. Der Unterſchied des Naturrechtes und der beiden anderen Abtheilungen, des Privatrechtes, beſteht darin: das Naturrecht iſt, als mit dem menſchlichen Geſchlechte beginnend, das älteſte; als von Gott ausgehend, das würdigſte, und, weil es nach dem Naturrechte Allen gemein, das umfaſſendſte; nach dem Civil- und Völkerrechte aber iſt dieſes mein, und jenes dein. — Außer dieſen Rechtsgattungen erkennt das Tripartitum das Recht des Krieges, nämlich das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, die Belohnung und Beſoldung der Krieger, ihre Beförderung und ihren Antheil an der Beute. Die Gerechtigkeit iſt eine Tugend; das Recht die Ausübung derſelben; die Rechtswiſſenſchaft die Kenntniß des Rechtes. Das Geſetz iſt eine Erfindung des Menſchen, ein Geſchenk Gottes, der Glaube der Weiſen, die Zurechtweiſung des Unrechtes, die Zuſammenfügung des Staates, die Austreibung des Verbrechens. — Das Statut und das Municipalrecht wird im Tripartitum ebenfalls anerkannt, eben ſo das Herkommen, und mit Genauigkeit beſtimmt, in welchem Verhältniſſe dieſelben gegen die anderen Abtheilungen des Rechtes und gegen das Geſetz ſtehen. Im vorletzten Titel der Einleitung wird die Frage verhandelt: ob der Richter nach ſeiner eigenen perſönlichen Kenntniß, oder nach dem Geſetze zu urtheilen habe. Es werden alle Mittel der Menſchlichkeit angerathen, um den Unſchuldigen zu retten, ſogar das Uebertragen des Urtheils an einen Anderen; bleibt jedoch kein Ausweg übrig, ſo muß der Richter nach dem Geſetze entſcheiden. Der letzte Titel der Einleitung beſagt: daß der Richter zweierlei Gewiſſen habe: das der Sache und des Geſagten. Das Gewiſſen der Sache iſt ſeine Privatkenntniß; das Gewiſſen des Geſagten eine richterliche Kenntniß. Nur der Papſt, der

Herrſcher, oder wer ſonſt über dem Geſetze ſteht, darf nach ſeiner eigenen, perſönlichen Ueberzeugung in einer Rechtsſache entſcheiden. Als Autoritäten werden in dieſen Titeln mehre Kirchenväter, griechiſche und römiſche Philoſophen, Redner und Rechtsgelehrte angeführt.

Dieſer Einleitung des Tripartitums folgt dann das Hauptbuch in drei Theilen, deren erſter von den „Perſonen“ handelt, dieſe in weltliche und geiſtliche eintheilt und beiden gleiche Freiheiten zugeſteht. Dann folgen Erörterungen über den Urſprung des ungariſchen Adels, die Art ihn zu erlangen, und die Freiheiten desſelben. Er wird erklärt, daß der Papſt in Ungarn keine geiſtlichen Pfründen verleihen könne, und daß die Prälaten und Geiſtlichen dem Könige den Eid der Treue ſchwören müſſen. Hierauf kommt die Art, wie Güter erworben und getheilt werden; es wird das Verhältniß der Ehegatten zu den Gütern, die ſie erworben, beſtimmt, doch ihres perſönlichen Verhältniſſes nicht gedacht. Hinſichtlich des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn wird nur angegeben, wie die Güter zwiſchen ihnen zu theilen, und wo die väterliche Gewalt aufhöre, nicht worin ſie beſtehe. Deſto ausführlicher wird abgehandelt über den Verkauf und die Verpfändung liegender Gründe, und über die Rechte der Frauen und Mädchen, die in Ungarn groß ſind, wie in keinem anderen Lande. Auch die Heirat zwiſchen Verwandten, dann beſonders ausführlich über Vormundſchaft, kürzer über die gerichtliche Schätzung der Güter, wird erörtert. — Die zweite Abtheilung: von den Dingen, beſchäftigt ſich vorerſt damit, wie in Ungarn Geſetze gegeben werden; verbreitet ſich hierauf über die Privilegien, über die gerichtlichen Abſchriften derſelben und die falſchen Documente, dann, wie Jemand vor Gericht zu laden iſt, ferner über die Art des Zeugenverhöres, über den Eid, über gerichtliches Urtheil und Verhältniß der Verwandten eines zum Tode Verurtheilten, deſſen Güter eingezogen worden, über Beleidigung des Gerichtshofes und Verläumdung. Es wird angegeben, wie Dasjenige, was der Advocat fehlerhaft in den Prozeß eingeſchrieben, zurück zu nehmen ſey; ferner die Zurückverſetzung der Streitfrage in diejenige Lage, welche vor dem Prozeſſe beſtand. — In der dritten Abtheilung: von den Handlungen, wird zuerſt abgehandelt, ob jedes Comitat für ſich Statuten machen könne; dann iſt von dem Herkommen in Siebenbürgen und Slavonien, von den Siebenbürger Szeklern, und von einigen Appellationsgraden die Rede. Es folgen hierauf in mehren Titeln zwei ausführliche Abhandlungen; deren

erſte das Municipalrecht der Städte, die andere das Verhältniß der Bauern beſtimmt. Weiterhin wird feſtgeſetzt: wie öffentliche Verbrecher geſtraft werden ſollen; wie vom Viehe angerichteter Schaden zu vergüten ſey; was mit einem geſtohlenen und von einem Anderen gefundenen Pferde zu geſchehen habe; endlich, wie Prozeſſe bei eingelegter Appellation, von einem Gerichte dem anderen zu überſenden ſind. — Den Schluß des Werkes bildet die Formel des von einem Juden als Zeugen wider einen Chriſten zu ſchwörenden Eides.

Zwar gelangte dieſes Handbuch des ungariſchen Rechtes nie zu eigentlich geſetzlicher Kraft, in ſo fern es niemals in die Landtagsartikel eingetragen, noch von einem Könige unterſchrieben und beſiegelt, nie von Amtswegen zur Nachachtung an die Geſpanſchaften geſendet, in keiner Comitatsverſammlung bei offenen Thüren bekannt gemacht wurde; vielmehr kam wiederholt das Verlangen nach einer, neben dem Tripartitum noch nöthigen, authentiſchen Sammlung der geſchriebenen Reichsgeſetze und Decrete zur Sprache. Dennoch ging dasſelbe, weil es das Beſtehende mit Sorgfalt geſammelt hatte und daher als reines Reſultat der damaligen Rechtspflege des Landes erſchien, nicht minder weil es, obgleich der wirklichen logiſchen und ſyſtematiſchen Ordnung entbehrend und das peinliche Recht gänzlich übergehend, wenigſtens in theoretiſcher Beziehung den Bedürfniſſen des Reiches entſprach, ſchnell in die Ueberzeugung der Nation über, und wurde, ſobald es im Drucke erſchienen, in Führung der Rechtsſachen zu allgemeiner Richtſchnur angenommen, ſo daß es noch jetzt als Grundpfeiler des ungariſchen Rechtes zu betrachten iſt. (Mailáth a. a. O. S. 142.)

Dieſem, wenn nicht ſchon dem vorher gegangenen, Zeitraume mag auch die Abfaſſung des Ofener Stadtrechtes angehören, das zur Geſchichte des deutſchen Municipalweſens in Ungarn einen charakteriſtiſchen Beitrag liefert, und vor Kurzem aus der Bibliothek des evangeliſchen Lyceums durch den Profeſſor und Bibliothekar Michney an das Licht gezogen wurde *). Das dort aufgefundene „Rechtpuech nach Ofner ſtatrechten“ iſt in einem, nach Schrift und Schreibart in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts geſchriebenen Coder auf dickem Papier (deſſen Waſſerzeichen ein Ochſenkopf, Krone und Kreuz), der auch noch „Heinrich v. Mugleins Hungariſch-Chronica“

*) Eine genaue Inhaltsanzeige in der Sprache des Originals ſ. in Schmidl's leſenswerthen „öſterreichiſchen Blättern für Literatur und Kunſt,“ Jahrgang 1844, Nr. 24.

in ſich faßt, enthalten, füllt ſechs und achtzig Blätter in Folio, und ſcheint von zwei Händen, obſchon mit ähnlicher Schrift geſchrieben, und zwar von Seite zu Seite in doppelten Columnen, wovon die erſte, anſcheinend ältere, Handſchrift bis auf das fünfzigſte Blatt geht, während die andere bis an's Ende reicht. Endlich folgt noch vom ſieben und achtzigſten Blatte an, von einer dritten, ſpäteren Hand die Angabe der Ordnung, in welcher die Freiſtädte bei dem Tavernicalſtuhle ſitzen ſollen; dann eine Bäckerlicitation vom Jahre 1453, und zuletzt Zuſätze über die wichtigeren Stadtbegebenheiten aus den Zeiten der Könige Sigmund und Mathias Hunyady. Bisher war nur Ein ähnlicher Coder über die Ofener Stadtrechte bekannt, und zwar aus einer gegenwärtig im Beſitze des Profeſſors Ignaz von Frank in Peſth befindlichen Handſchrift Leonhard Kromer's, Notars der Stadt Kaſchau, vom Jahre 1560. Aber der gedachte Coder des Preßburger evangeliſchen Lyceums iſt, obgleich wörtlich mit Kromer's Chronik übereinſtimmend, um wenigſtens fünfzig, vielleicht um hundert Jahre älter. Nach einer Abhandlung über die vier Arten der Tugenden beginnt auf dem dritten Blatte die Inhaltsanzeige, und auf dem vierten das eigentliche Rechtsbuch der Ofener Stadt.

Daſſelbe erklärt ſich in der Vorrede, daß es in etlichen Dingen oder Stücken magdeburgiſches Recht enthalte, und nach ausgeſprochenen Urtheilen und nach guter, löblicher Gewohnheit, zumeiſt aber nach Angabe handfeſtlicher Briefe, mit welchen die Ofener Stadt von manchen Königen und Fürſten des Landes zu Ungarn geſtiftet, gefreiet und begabt worden, geſchrieben ſey. Getheilt ſey das Buch in drei Theile, nach dreierlei Stand oder Weſen der Menſchen: der höchſten, der mittleren und der niederen. Zum Erſten handle es von den oberſten Rechten des Königs, der Landherren und auch der Edlen des Ungarnlandes; zum Zweiten von dem Richter und den geſchworenen Bürgern oder Rathsmännern der Ofener Stadt; zuletzt von den ſeßhaften oder geerbten Leuten, von allen Handwerkern und auch von allerlei Volk der ganzen Gemeinde, und ſey mit Beſtätigung des Königs und mit Willkür alles Stadtvolkes zuwege gekommen.

War die Bedrückung des Bauernſtandes die Urſache ſchrecklichen Aufſtandes geweſen, ſo ward ſie wieder auch die Wirkung desſelben; denn nach Dóſa's und ſeiner Banden Beſiegung trat ein noch viel härterer Zuſtand der Bauern ein, als ſchon der frühere, für unerträglich gehaltene,

geweſen war. Das Geſetz der Freizügigkeit, unter Andreas III. gegebenen, durch zwei hundert ſechzehn Jahre faſt auf jedem Landtage erneuert, aber immer unberückſichtigt und umgangen, wurde nun (1514) auf dem Ofener Landtage völlig aufgehoben, und ſo die Auflehnung der Unglücklichen durch drückendere Abhängigkeit auch noch in ihren Kindern und Enkeln beſtraft, Schuldige und Unſchuldige durch einander gemengt. In jeder Geſpanſchaft ſollten zwölf verordnete adeliche Richter den im Kreuzkriege zugefügten Schaden ſchätzen, die Bauern mit den Edelleuten ihres Anhanges zum Erſatze des Betrages angehalten, für einen erſchlagenen Landherrn ſeine Bauern mit zwei hundert, für einen körperlich gemißhandelten mit hundert Ducaten büßen. Das Schulzenamt auf den Dörfern wurde abgeſchafft; kein Geiſtlicher von bäueriſcher Herkunft ſollte zu einer höheren Kirchenpfründe befördert werden. Dieſe Laſten machten den Beſitz kleinerer und einzelner Güter drückend; die Eigenthümer ſuchten ihrer ſelbſt zu geringeren Preiſen los zu werden und verſchleuderten ſie an Beſitzer großer Herrſchaften, wodurch manche Familien ihr Gebiet erweiterten, aber des Bodens Bewirthſchaftung im Ganzen verfiel und deſſen Erzeugniſſe ſich verringerten; während auf anderer Weiſe übertriebener Luxus und dieſen benutzender Wucher an dem Marke des Landes zehrten. Dadurch ſank der Preis der Ländereien in demſelben Verhältniſſe, wie die Preiſe der erſten Bedürfniſſe ſtiegen, und der Verfall der Landescultur kündigte ſich in dieſen Erſcheinungen drohend an. Ein gemeines Reitpferd wurde unter Wladislaw mit zwei bis dreizehn; dagegen ein Prachtpferd mit fünfzig, ja mit hundert Ducaten bezahlt. Ein Kübel Getreide koſtete zehn, das Viertel Hafer fünf, dieſes gegen das Ende der Regierung Ludwig's fünf und zwanzig Silberpfennige. Wladislaw's Schatzmeiſter hatte das Faß Wein von Attya in der Szathmárer Geſpanſchaft mit eilf, das Faß Werſchetzer mit zehn und einem halben, das große Preßburger Faß mit fünf und zwanzig, das Faß des gemeinſten mit acht und einem halben Ducaten gezahlt; hingegen konnte Ludwig's Schatzmeiſter das Faß nicht wohlfeiler, als zu fünf und zwanzig bis dreißig Ducaten kaufen. Unter Wladislaw hatte der Zentner feines Schießpulver ſechzehn, der Centner Blei Einen und einen halben Ducaten gegolten; unter Ludwig ſtieg der Preis für jenen auf fünf und zwanzig bis dreißig, für dieſen auf zehn Ducaten.

Der ſtädtiſchen Gewerbe waren nicht weniger geworden als früher, und man fand überall zünftige Bierbrauer, Metzger, Schneider, Schuſter

Weber, Tuchſcherer, Hutmacher, Wollarbeiter, Gerber, Kürſchner, Sporer, Binder, Riemer, Zaummacher, Sattler, Wagner, Tiſchler, Schmiede, Schloſſer, Bleigießer, Kupferſchmiede, Steinmetze, Maler, Edelſteinſchneider, Goldarbeiter und, wie man aus den in dem Ofener Stadtrechte angeführten Zweigen ſieht, viele andere Handwerker; aber entweder war ihre Anzahl nicht ausreichend, oder die Theurung der Lebensmittel zu bedeutend; denn ihre Arbeiten und Waaren ſtanden hoch im Preiſe. Unter Wladislaw koſtete ein mit Lämmerfellen gefütterter Winterrock zwei Ducaten dreißig Silberpfennige; mit gemeinen Fuchsfellen acht ein Viertel; mit Fuchsbauchfellen zehn; mit Wieſelbälgen achtzehn; mit Marder zwanzig; das Zimmer (vierzig) Hermelinbälge vier; das Zimmer Zobelbälge vier und achtzig; unter Ludwig ein mit Hermelin gefütterter Winterrock ſiebzig Ducaten. Unter Wladislaw galt die Elle grober Leinwand Einen bis zwei Silberpfennige, das Stück zu Tiſchzeug Einen bis dritthalb; unter Ludwig drei bis fünf; das Stück feiner Leinwand ſechs bis ſieben; unter Jenem das Paar feiner Strohhüte nicht ganz zwei; fünf und ſiebzig dicke Wachslichter acht und zwanzig; zwei hundert Fackeln und eben ſo viele Wachskerzen ſechs und ſiebzig und einen halben; fünf und zwanzig Centner Eiſenſtangen ſechs und zwanzig und einen halben; ein halber Centner ſchwere eiſerne Töpfe fünf; zwei Schnittmeſſer und fünf Küchenlöffel Einen; eben ſo viel ein eiſerner Roſt; zwei Zäume drei; zwei Paar Schwanzriemen für Pferde zwei und einen halben; unter Dieſem drei Zäume mit Zügel über zwei Ducaten; ein vergoldeter Zaum vier; ein Rieß Papier von fünf Viertel bis zu dritthalb; vierzehn Fackeln und vierzehn Wachslichter drei; ein Faß Bier vierthalb Ducaten; das Paar Schuhe, wie ſie die Hofdienerſchaft trug, zwölf bis ſechzehn; das Paar Kehrbeſen vier Silberpfennige.

Gegenſtände des Luxus wurden im Inlande nur in verhältnißmäßig geringer Maſſe angefertigt, ſondern meiſt von außen bezogen, indem die Ausfuhr roher Erzeugniſſe Ungarns, die bei fleißigerem und umſichtigerem Betriebe ſich freilich noch bedeutend hätten vervielfältigen laſſen, dieſen Ausfall reichlich aufwog. Die Ungarn kleideten ſich gern in feines Tuch, in Scharlach, in einfachen und in türkiſchen, golddurchwirkten Sammt, in Atlas, Damaſt, Taffet, Camelot, Parkan (Pernys), Brocat, Mor und gewäſſerten Seidenſtoff (Thaby, Thalyth), und all dies ſtellten ſie ſich durch den Handel mit dem Auslande bequemer und wohlfeiler her, als wenn ſie,

mit Vernachläſſigung ihres Boden- und Bergbaues, und ihrer Viehzucht, es ſelbſt zu erzeugen verſucht hätten. Unter den beiden jagelloniſchen Königen Wladislaw und Ludwig galt das Stück Nürnberger Tuch ſechs einen halben bis ſieben; das breitere zwölf; das Breslauer vier und ein Viertel; das Trautenauer ſechs einen halben; die Elle des italieniſchen Einen bis drei; die Elle Scharlachs vier bis fünf; einfachen Sammets drei; des golddurchwirkten ſechzehn; die Elle Atlas anderthalb Ducaten; vierzehn Ellen waren zu einem Kleide erforderlich. Die Elle einfachen Damaſts galt anderthalb; des golddurchwirkten drei; des goldbroſchirten fünf; fünf und neunzig ſchlechten Taffets vierzehn; fünf Ellen des beſten drittehalb Ducaten. Die Elle des mittelmäßigen dreißig bis fünf und dreißig Silberpfennige. Unter Wladislaw galt das Stück rother Camelot zwölf, dunkelblauer neun; das Stück Brocat ſechs und zwanzig; gewäſſerter Stoff (Thaby) zwanzig; Mor (Thalyth) ſechs und dreißig; unter Ludwig das Stück Parkan zwanzig; das Buch Goldſchaum für Maler fünf; Silberſchaum Einen Ducaten.

Wladislaw ſuchte die einheimiſchen Kaufleute dadurch zu begünſtigen, daß er (1508) den Städten Ofen, Preßburg, Oedenburg und Tyrnau das Niederlagsrecht, kraft deſſen auswärtige Handelsleute ihre Waaren nirgends anderswohin als in die genannten Städte führen und daſelbſt abſetzen durften, verlieh und beſtätigte. Die Ungarn trieben erheblichen Handel mit Rindvieh und Schafen, und um dieſe Waaren in gutem Preiſe zu erhalten, erließ unter König Ludwig der Ofener Landtag (1523) das Verbot, Ochſen und Schafe heerdenweiſe aus dem Lande zu treiben. Innerhalb des Reiches waren Plätze zu Märkten beſtimmt, wo Auswärtige dergleichen Vieh aufkaufen konnten; nur Hengſte, Stuten oder Kühe außer Landes zu verkaufen oder auszuführen war nicht erlaubt, damit der einheimiſchen Zucht kein Abbruch geſchehe.

In den Wiſſenſchaften brachte dieſer Zeitraum keine beſonderen Fortſchritte, obgleich es namentlich unter Prälaten und Prieſtern nicht an gelehrten und hochgebildeten Männern fehlte. Um Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Bildung zu einem Gemeingute der Nation zu machen, fehlte es an hinlänglicher Pflege der Landesſprache; denn die Gelehrten jener Zeit ſchrieben faſt ausſchließend in lateiniſcher Sprache. Auch die Zwecke der Ofener gelehrten Geſellſchaft, die größtentheils aus Ausländern beſtand und daher weder für die ungariſche Sprache noch für die geiſtige Nationalcultur des Landes tiefere

Sympathien hegte, waren oberflächlicher Art, meiſt auf gelehrte Unterredung, Witzaustauſch und nebenbei auf Freude und Epikuräismus gerichtet.

Unter Wladislaw verfiel und zerſplitterte ſich die mit ſo außerordentlichen Opfern geſammelte große Bibliothek des Mathias; denn jener König beſaß weder den Sinn noch die Geldmittel, ſie zu vermehren, oder auch nur würdig zu erhalten. Leichtſinnig riß er einzelne koſtbare Werke des großen Bücherſchatzes heraus, verſchenkte ſie und erſparte ſich dadurch die Mühe oder die Koſten anderwärtigen Lohnes für gelehrte Bemühungen, oder übte durch Ueberlaſſung berühmter Bücher und Handſchriften politiſche Artigkeiten gegen fürſtliche Bücherfreunde aus. Ludwig vergeudete auf ähnliche Weiſe die Schätze der Corviniſchen Bibliothek, und die Türken konnten, nach der Mohácſer Schlacht, das Zerſtörungswerk an dieſer unſchätzbaren Sammlung nur vollenden, nachdem Ungarns Könige ſelbſt es begonnen.

Die Gleichgiltigkeit der Maſſen gegen das Gelehrtenweſen — eine ſtrafende Wirkung der Sorgloſigkeit der Gelehrten um die wiſſenſchaftliche Erziehung des Volkes und um die Heranbildung der Landesſprache zur Schriftſprache — ließ auch andere hiermit in Verbindung ſtehende Unternehmungen fallen, ſo daß die Heſſiſche Buchdruckerei zu Ofen kurz nach ihrer Gründung wieder eingehen, und ſelbſt das legislative Nationalwerk, das Tripartitum des Werböczy, im Auslande gedruckt werden mußte. Gleichwohl beſtanden in Ofen noch einige Buchhändler: Johann Paep, Theobald Feger, Urban Kaym, Michael Pelſchnitz und Stephan Heckel, welche zu Venedig, Wien, Augsburg und Straßburg Meßbücher, Synodalſatzungen, Legenden der Heiligen, die ungariſche Chronik des Johann Thurocz, die Dialektik des Michael von Breslau, auf ihre Koſten drucken ließen, in Ungarn damit Handel trieben, und in dortigen Kirchen und Klöſtern meiſt Gewinn bringenden Abſatz fanden. Schon aber begann das große deutſche kirchliche Schisma auch auf den ungariſchen Buchhandel einen verhängnißvollen Einfluß zu üben; denn während faſt gleichzeitig in Leipzig der Buchhändler Herrgott den Verkauf lutheriſcher Schriften mit dem Leben büßte, wurde, wegen desſelben Handels, in Ofen ein gewiſſer Georg auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

In den geiſtlichen Verhältniſſen hatte ſich Nichts verändert; die alten Zerwürfniſſe währten fort. Nach wie vor wurde, bald aus reinem Willen, bald als Vorwand gegen den übertriebenen Glanz und Luxus der Prälaten,

gegen ärgerliches Leben Mancher derſelben, gegen den Verfall der Zucht in den Klöſtern geeifert. Die geiſtlichen Gerichtshöfe hatten unausgeſetzt mit Streitigkeiten über Zehenten, die weltlichen nicht ſelten mit Klagen wider Biſchöfe und Aebte über Erpreſſung oder Anmaßung richterlicher Gewalt in bürgerlichen Rechtsſachen, zu thun. Dreimal, doch immer fruchtlos, wurde auf Landtagen der Beſitz mehrer Pfründen verboten. Gegen die Uebergriffe in geiſtlichen Erwerbungen verordneten (1498) die Stände: daß die Biſchöfe und Prälaten weder für ſich, noch für ihre Kirchen, liegende Gründe und Beſitzungsrechte von dem Könige zu erlangen, von Eigenthümern auf ewige Zeiten zu kaufen, oder pfandweiſe zu beſitzen, die Befugniß haben; daher auch alle, mit Biſchöfen und Prälaten eingegangenen oder einzugehenden Verträge, alle hierüber ausgeſtellten Urkunden, ſelbſt die gerichtlichen oder von dem Könige beſtätigten, ungiltig ſeyn ſollten. Auch dieſe Vorſchrift wurde häufiger übertreten, als befolgt. Kein Biſchof ſollte — dies hatten wiederholte Reichsgeſetze ausgeſprochen — zur Obergeſpanswürde befördert; in bürgerlichen Rechtshändeln Niemand vor den biſchöflichen Gerichtshof gefordert; Niemand im Streite über Zehenten voreilig mit Kirchenbann und Interdict verfolgt; kein Rechtshandel mit Uebergehung einheimiſcher Richter vor dem päpſtlichen Stuhle anhängig gemacht; die Fiscalen der Bisthümer abgeſchafft; Kirchenpfründen an keine Unfähige und Unwiſſende verliehen; die Pfründner zum Erſcheinen bei der biſchöflichen Synode angehalten; die Landpfarrer wider den Willen der Patrone nicht beſtätigt, mit den weltlichen Angelegenheiten der Biſchöfe nicht behelligt, von den Biſchöfen nicht beſchatzt; an Domkanzelgeld von wohlhabenden Pfarreien nicht mehr als Ein Ducaten, von verarmten Nichts gefordert; Cleriker, welche ſich weltlich kleideten, aus dem Beſitze ihrer Pfründen verwieſen; die Zehenten nicht in Geld abgetragen, noch in Geld gefordert werden. Aber nicht alle Biſchöfe richteten ſich hiernach.

Die größte Schuld an dem Verfalle des Kirchenweſens trug das gemißbrauchte Patronatsrecht, welches, indem ſelbſt Könige, wie Mathias und Wladislaw, Knaben, Jünglinge und Laien zu Biſchöfen und Pröpſten ernannten, von Magnaten und Herren um ſo rückſichtsloſer als ein Mittel, ſich zu bereichern und die Güter der, ihrer Schirmvogtei anvertrauten geiſtlichen Stifte an ſich zu ziehen, benutzt wurde. Die Stände ſuchten dieſer Ungebühr Einhalt zu thun, indem ſie zu vier verſchiedenen Malen unter

bislaw das alte Geſetz erneuerten, daß keine Anderen, als wirkliche Ordensmänner, zu Aebten und Kloſterpröpſten ernannt werden ſollten. Da dies nicht fruchtete, ſo gingen ſie noch weiter, und erklärten auf dem Bácſer Landtage (1518), daß alle von Ludwig und deſſen Vater an wen immer verliehenen Patronatsrechte über Abteien, Kirchen und Pfründen von nun an ungiltig und widerrufen ſeyen; ſämmtliche Pfründen, mit Ausnahme der Kanonikate, in Zukunft von Niemand, als von dem Könige, vergeben; den Beſitzern mehrer Pfründen alle, bis auf Eine, abgenommen; Abteien, Propſteien und andere Kirchen, welche bisher Prälaten nebſt ihrem Bisthume beſeſſen hatten, ſelbſt wenn ſie ihnen durch päpſtliche Bullen angewieſen oder beſtätigt worden wären, dieſer Verbindung entnommen werden ſollten; vorzüglich aus dem Grunde, damit die Verpflichtung zu des Reiches Vertheidigung unter Mehre vertheilt würde. Einträglichere Kirchen ſollte der König ſo lange unbeſetzt laſſen, bis er aus den Einkünften derſelben ſeine Schulden bezahlt hätte. Der Gehorſam gegen jene Geſetze blieb, ungeachtet ihrer wiederholten Erneuerung, aus.

Unter Wladislaw erhielt das mit der römiſchen Kirche vereinigte griechiſche Kirchenweſen in Ungarn eine entſprechendere Geſtalt, indem jener König (1491) den Mönch Johannes aus dem Baſilianerkloſter auf dem Cſerneker Berge bei Munkács zum Biſchofe ernannte. Papſt Leo X. ſetzte ſpäter (1525) durch eine allgemeine Bulle die Verhältniſſe feſt, in welchen die griechiſche Kleriſei zu der lateiniſchen, wie überall, ſo auch in Ungarn, ſtehen ſollte. Den lateiniſchen Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurde dadurch für die Zukunft verboten, griechiſche Kleriker zu weihen. In Diöceſen, wo lateiniſche und griechiſche Kirchengenoſſen vermiſcht wohnten und letztere keinen eigenen Biſchof hätten, ſollte der lateiniſche Biſchof die kirchlichen Angelegenheiten der Griechen durch einen von ihnen erwählten Vicar verwalten laſſen. Kein lateiniſcher Prieſter ſollte in den Kirchen der Griechen wider ihren Willen Meſſe leſen oder irgend eine gottesdienſtliche Handlung verrichten; eben ſo wenig ihre, von der Florentiner Synode gebilligten Kirchengebräuche anfechten oder herab ſetzen; der lateiniſche Biſchof nirgend in die Gerichtsbarkeit des griechiſchen eingreifen; Aebte, Mönche, Klöſter und Güter der griechiſchen Kleriſei ſollten aller Freiheiten und Privilegien genießen welche durch die Bulle: Mare magnum, dem Franciscanerorden verliehen worden.

Der damalige große Ruf der Wittenberger Univerſität ließ viele Ungarn dort ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung ſuchen, und verſchaffte durch dieſelben auch den Grundſätzen und Lehren Luther's frühzeitig Eingang in Ungarn. Einer der Erſten, der, obwohl nicht vor der größeren Gemeinde, doch unter vertrauteren Freunden, der neuen Lehre Anhänger und Bekenner warb, war der auf der Hochſchule zu Wittenberg gebildete Pfarrer in dem Marktflecken Ujhely am Sátorberge, Michael Sziklóſy. Während hier ſtill und unmerklich die Gemüther für die kirchliche Neuerung gewonnen worden, brach in Ofen ſelbſt der Glaubensſtreit offener und geräuſchvoller los, woran die Eiferſucht der Magnaten auf den Reichthum und den Glanz der, am Hoflager vorherrſchenden Biſchöfe, und das Aergerniß, welches die Bürger an dem Luxus der Prälaten nahmen, nicht geringen Antheil hatte. Durch Kaufleute waren Luther's Ueberſetzung des neuen Teſtamentes und ſeine übrigen Schriften nach Ungarn und Siebenbürgen gebracht und in großer Anzahl verbreitet worden. Begierig wurden ſie geleſen, und ſchnell fing es an vielen Orten Feuer. Zwei öffentliche Lehrer an der hohen Schule zu Ofen, Veit Ortel von Windsheim und Simon Grynäus, predigten kühn gegen den Verfall der geiſtlichen Zucht und über die Nothwendigkeit einer Kirchenreform. Ortel wurde des Landes verwieſen; Grynäus eingekerkert, aber auf Verwendung mehrer Magnaten und ſelbſt der Königin Maria, alsbald wieder in Freiheit geſetzt. Die Verfolgung, die er erlitten, ſchien ſeiner Sache nur größere Kraft zu geben, und die Prälaten konnten aus der Wärme, womit die Laien ſich des Neuerers annahmen, zugleich die Bitterkeit entnehmen, womit Dieſelben auf ſie blickten. Durch ſcharfe Drohungen und Strafbeſtimmungen glaubte man den Keim zu erſticken, dem insgeheim von ſo vielen Seiten Nahrung zugetragen wurde. Auf Betrieb der Prälaten verordnete der Ofener Landtag (1523): der König, als katholiſcher Fürſt, ſolle ſämmtliche Lutheraner mit ihren Anhängern und Schätzen als Ketzer mit dem Tode beſtrafen und ihre Güter einziehen. Aber dieſer Beſchluß konnte um ſo weniger zur Verwirklichung gelangen, da die neue Lehre vorzüglich durch Magnaten und mächtige Herren begünſtigt wurde, welche die königliche Gewalt theils nicht erreichen konnte, theils nicht erreichen wollte. Die Neuerung wucherte alſo ungeſtört fort; die Wittenberger Hochſchule wurde von Ungarn und Siebenbürgern immer häufiger beſucht, und immer unaufhaltſamer drang der Sturm der Reformation in das Reich herein. Schon

nach einem Jahre (1524) zählte im Zipſer Lande und in der Saroſer Geſpanſchaft das Lutherthum ſo zahlreiche Anhänger, daß Dieſelben öffentlich aufzutreten, die Kircheneinkünfte in Beſchlag zu nehmen, den Pfarrern die Zehenten zu verweigern und lutheriſche Prediger zu berufen wagten. Der König erließ ſtrenge Edicte, befahl die dem Lutherthum anhangenden Laien aufzugreifen und zu züchtigen, die abtrünnigen Prieſter dem Verweſer des Erlauer Bisthums zur Beſtrafung zu übergeben. Ja, der Hatvaner Landtag nahm die Miene an, ſich mit allen Schrecken der Inquiſition zu umgürten, indem er verordnete, daß ſämmtliche Lutheraner aus dem ungariſchen Reiche vertilgt, und, wo ſie immer betroffen würden, von geiſtlichen und weltlichen Machtträgern verbrannt, ihre Güter für den Fiscus oder von den Grundherren eingezogen werden ſollten. Dieſer Anlauf war zu überſtürzt, als daß er ſein Ziel hätte erreichen können. Meiſt blieb die Verordnung unbefolgt, und wo man ſie in's Werk zu ſetzen ſuchte, ſtieß ſie auf Widerſtand. In den Bergſtädten, wo Eiferer jenes harte Geſetz vollführen wollten, entſtand unter den Bergleuten große Bewegung, und nur der Mäßigung und Beredſamkeit des Palatins Stephan Werböczy gelang es, den Aufſtand zu dämpfen, ja die Mehrzahl der aufgeregten Männer zur Rückkehr zum alten Glauben zu vermögen. — Noch weniger ließen ſich die Siebenbürger Sachſen, bei denen Luther's Lehre ergiebigen Boden fand, von den Drohungen des erzürnten Königs und den Verfügungen der Landtage ſchrecken. Sie waren heftig gegen den Graner Erzbiſchof aufgebracht, der die Einverleibung des Milkower Bisthums in ſein Erzbisthum durchgeſetzt, wodurch die zur Milkower Diöceſe gehörigen Dekanate von Hermannſtadt und Burzenland ihre Vorrechte und Freiheiten, wie auch den vierten Theil ihrer Zehenten verloren hatten. Um ſo leichter fanden zwei nach Hermannſtadt geflüchtete Bekenner Luther's, der ſchleſiſche Dominikanermönch Ambroſius und Konrad Wich, Gehör und Eingang. Von dem Königsrichter und anderen vornehmen Mitgliedern des Rathes günſtig aufgenommen, empfahlen und verbreiteten ſie Luther's Schriften, und predigten öffentlich über den Verfall des Chriſtenthums und der Kirchenzucht. Der ausgeſtreute Same wucherte, beſonders da die Lehren der beiden Eiferer den Städten und Landgemeinden einen Vorwand gewährten, den Pfarrern die Zehenten zu verweigern. Der König, hierüber mit Klagen beſtürmt, erließ wiederholte ernſthafte Befehle an den Königsrichter und den Rath von Hermannſtadt,

die Rechte des Graner Erzbiſchofs und der übrigen Clериſei auf keine Weiſe anzutaſten, in der Stadt und auf dem Lande überall ſorgfältige Hausſuchung nach lutheriſchen Schriften zu verfügen, dieſelben wegzunehmen und zu verbrennen, ihre Verbreitung, Feilbietung und Anſchaffung bei Güterverluſt zu unterſagen. Zwar entflohen, durch dieſe Maßregeln geſchreckt, die beiden Prediger; aber ihre Grundſätze und Meinungen blieben zurück; die Prieſter wurden geſchmäht und mit Spottſchriften verfolgt. Auf die Klagen und Vorſtellungen des neuen Graner Erzbiſchofs, Ladislav Szálkán, ſendete der König eine Commiſſion mit ausgedehnter Vollmacht zu Vollziehung der erzbiſchöflichen Befehle nach Hermannſtadt, wo die Häuſer durchſucht, die aufgefundenen Schriften Luther's auf dem großen Marktplatze bei der Schandſäule öffentlich verbrannt, mehre Bürger mit dem Kirchenbanne belegt wurden. Auch dies fruchtete nicht, und die zunehmende Gefahr ſchien nur um ſo mehr zum Abfalle zu reizen. Der Hermannſtädter Rathsherr, Johann Hecht, nahm ſogar den aus Schleſien geflüchteten Franciskaner Johann Surdaſter in ſein Haus, um durch ihn daſelbſt eine ſogenannte evangeliſche Schule errichten zu laſſen, wo Unterricht nach Luther's und Melanchthon's Schriften ertheilt und Gottesverehrung in deutſcher Sprache gehalten wurde. Als Hecht's Haus die immer wachſende Menge nicht mehr aufnehmen konnte, weihte der Dominikaner Georg (pauper Scholasticus ſich nennend), von den angeſehenſten Stadtherren und deren Freunden unterſtützt, mehre Häuſer zu dieſen Erbauungen. Der Stadtpfarrer und das Kapitel erwirkten einen Rathsbefehl, daß Georg das Hechtiſche Haus verlaſſen und aus der Stadt gewieſen werden ſollte. Aber dieſer Dominikaner flüchtete ſich in das Haus des Königsrichters Marcus Pemflinger, gegen welches der Rath Nichts unternehmen zu dürfen vorſchützte. Der Stadtpfarrer ſelbſt mußte, von dem Rathe beſtürmt, zuletzt zugeben, daß Johann Surdaſter in der Franciskaner-Kirche zu St. Eliſabeth predigen durfte. Das Hermannſtädter Kapitel erließ eine ausführliche Klageſchrift an den Graner Erzbiſchof, worin der Uebermuth der Sectirer, die überhandnehmende Abtrünnigkeit von dem katholiſchen Glauben weitläufig geſchildert wurde. Der Erzbiſchof theilte dieſe Schrift dem Könige Ludwig mit, der, erbittert über die Erfolgloſigkeit aller ſeiner Befehle, den Königsrichter Pemflinger der Nachläſſigkeit zieh und ihm, bei Verluſt ſeiner Würden und Güter, aufgab, ohne Säumen zur Unterſuchung und Beſtrafung der Abtrünnigen zu ſchreiten. Pemflinger,

in ſeinem Herzen der neuen Lehre nicht abgeneigt, dabei ein Feind aller Härte, die obendrein leicht die entgegen geſetzte Wirkung hervor bringen konnte, machte ſich ſelbſt auf den Weg zu dem Könige, um ihn zu milderem Verfahren zu ſtimmen. Aber unterwegs ereilte ihn die Nachricht von der Munkácſer Niederlage und dem Tode des Königs.

So ſendete, während vom Oſten der Mord und die Zerſtörung herein brachen, auch noch das Abendland ſeine angſtvolle Glaubensſpaltung über das unglückliche Ungarn; — indeß noch die Windsbraut osmaniſcher Verwüſtung durch das Land tobte, lagerte ſich zugleich eine finſtere, ſchwüle Wolke über die Geiſter und über die Herzen der bangen Menſchheit, und nicht abzuſehen war, wie aus dieſer doppelten Nacht die Morgenröthe eines neuen Tages herauf ſteigen ſollte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Inhaltsverzeichniß.

Geſchichte Ungarns und der mit ihm verbundenen Länder, bis zur bleibenden Vereinigung mit Oeſterreich.

Vorgeſchichte
bis zur Ankunft der Magyaren 889.

Pannonien als röm. Provinz. Eindringen von Barbaren. Jazygen. Gothen. Vandalen, S. 2. — Hunnen, S. 3. — Longobarden, Avarenherrſchaft, S. 4. — Pannonien als fränk. Provinz, S. 5. — Verhältniſſe zu Mähren, S. 6. — Die Magyaren. Culturzuſtände, S. 7. — Chriſtenthum, S. 8.

Erſter Zeitraum.

Ungarn nach der Ankunft der Magyaren bis zu ſeinem Eintritte in die Reihe chriſtlicher Staaten unter der Regierung König Stephan's I. 889—1038.

Hypotheſen über der Ungarn Abſtammung, S. 11. — Der Ungarn ältere Wohnſitze, S. 15. — Alom zum Führer erwählt, S. 16. — Der Ungarn große Wanderung, S. 17. — Ankunft in Ungarn. Arpád wird Alom's Nachfolger, S. 18. — Eroberungen und weitere Ausbreitung, S. 19. — Beſitznahme von Ofen, S. 22. — Lage der Dinge, S. 23. — Einfälle in Friaul und Italien, S. 24. — Hauptſieg an der Brenta, S. 25. — Ausbreitung in Italien, S. 26. — Niederlage in Carantanien. Arpád's Tod, S. 27. — Zoltan, Arpád's Nachfolger. Einfälle in Deutſchland, S. 28. — Einmiſchung in die italieniſchen Händel, S. 29. — Widerſtand der Deutſchen, S. 30. — Niederlagen der Ungarn in Deutſchland, S. 32. — Takſony folgt Zoltan im Oberbefehle, S. 35. — Schreckliche Niederlage im Lechfelde, S. 36. — Unternehmungen in Griechenland, S. 39. — Takſony's Tod. Geiſa ſein Nachfolger, S. 40. — Geiſa's Friedenspolitik. Beginnende Chriſtianiſirung, S. 41. — Stephan's Geburt. Mölk verloren, S. 43. — Stephan's Taufe, S. 44. — Geiſa's Tod. Stephan's Alleinregierung S. 45. — Kuppa's Aufſtand vereitelt, S. 46. — Vollendung des Bekehrungswerkes; Stiftungen, S. 47. — Stephan erwirbt die Königswürde, S. 49. — Innere Einrichtungen, S. 50. — Sieg über Gyula und Kean. Stiftungen in Stuhlweißenburg, S. 51. — Fehden, S. 52. — Fromme Stiftungen im Auslande, S. 53. — Spannung mit Deutſchland, S. 54. — Des Thronfolgers Tod, S. 55. — Anſchlag auf des Königs Leben, S. 56. — König Stephan's Tod, S. 57.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände Ungarns während des erſten Zeitraumes.

Wirkungen der Magyarenankunft für die Nachbarländer, S. 58. — Hausgenoſſen der Magyaren, S. 59. — Die Magyaren in der Periode der Einwanderung, S. 63. — Volkseinflüſſe, S. 64. — Magyariſche Stammgeſchlechter, S. 65. — Eingewanderte Stammgeſchlechter, S. 69. — Grundbeſitz. Erbeigenthum der Stammgeſchlechter, S. 70. — Rechte der Erbeigenthümer, S. 72. — Landesgränzen, S. 73. — Vertheilung des Landes, S. 74. — Fürſtengewalt und Verfaſſung, S. 75. — Eintheilung des Landes in Geſpanſchaften, S. 77. — Geſpanſchaftsmiliz, S. 79. — Der freien und königlichen Städte Urſprung, S. 80. — Vortheile

*

der Comitatseinrichtung, S. 81. — Kriegsverfaſſung, S. 82. — Sitten und Bildung. Sprache, S. 84. — Sitten, Volkscharakter und Gebräuche, S. 87. — Cultus und Dämonologie, S. 89. — Geſetzgebung und ſtaatsbürgerl. Verhältniſſe, S. 91. — Knechtſchaft, S. 94. — Polizeieinrichtungen, S. 95. — Induſtrie, Gewerbe und Künſte, S. 96. — Bergbau und Münze, S. 97. — Handel, S. 98.

Zweiter Zeitraum.

Ungarn unter den Nachfolgern Stephan's I. bis zum Erlöſchen des Stammes Arpád; von 1038—1301.

König Peter's kurze Regierung, S. 99. — Der Gegenkönig Samuel Aba, S. 100. — Krieg mit Deutſchland, S. 101. — Samuel's Tod. König Peter's Wiedereinſetzung und Ende, S. 102. — König Andreas I., S. 103. — Friede mit Deutſchland, S. 104. — Bruderkrieg um die Krone, S. 105. — König Bela I., S. 106. — Bela's Söhne. König Salomon, S. 107. — Siege über Kärntner, Kumanen und Griechen, S. 108. — Krieg zwiſchen König Salomon und Bela's Söhnen, S. 109. — Salomon's Entſetzung, S. 110. — König Geiſa I., S. 111. — König Wladislaw I. (der Heilige). Erhebung der Leichname St. Stephan's und Emerich's, S. 112. — Salomon's neue Anſchläge und Ende, S. 113. — Eroberung Kroatiens, S. 114. — Stiftung des Bisthums zu Agram, S. 116. — Sieg über die Kumanen. Urſprung der Jazygen, S. 117. — Verbindung mit Byzanz, S. 118. — Der erſte Kreuzzug vorbereitet. König Wladislaw's Tod, S. 119. — König Coloman, S. 120. — Schickſale der durchziehenden Kreuzheere, S. 121. — Kroatien neuerdings unterworfen. Feldzug in Apulien, S. 124. — Einmiſchung in Rußland, S. 125. — Kroatien beruhigt, S. 127. — Der Herzogs Almus Anſchläge vereitelt und beſtraft, S. 128. — König Coloman's Krankheit und Tod, S. 129. — König Stephan II., S. 130. — Krieg mit Venedig um Dalmatiens Beſitz, S. 131. — Gränzfehde mit Böhmen und Oeſterreich, S. 132. — Feldzüge in Rußland, S. 133. — Des Herzogs Almus Flucht, S. 134. — Krieg mit Byzanz, S. 135. — Bela zum Thronerben erklärt, S. 136. — König Stephan's Tod. König Bela II. der Blinde. Der Königin Rache, S. 137. — Boris bewaffneter Anſpruch auf die Krone, S. 138. — Familienverbindungen. Erbtheilung, S. 139. — Bela's Hintritt. König Geiſa II. Einwanderung der Flanderer in Siebenbürgen, S. 140. — Boris erneuerte Anſchläge, S. 141. — Fehde mit Oeſterreich. Zweiter Kreuzzug, S. 142. — Ruſſiſche Fehden. Byzantiniſcher Krieg, S. 143. — Stephan's vereitelte Umtriebe. König Geiſa's Tod, S. 145. — König Stephan III. Die Gegenkönige Ladislaw II. und Stephan IV., S. 146. — Fortgang des Krieges mit Byzanz, S. 148. — Ende des Krieges. König Stephan's III. Tod, S. 150. — König Bela III., S. 151. — König Bela's Tod. König Emerich und ſein Bruder Andreas, S. 154. — Feldzüge in Serbien und Bulgarien, S. 156. — Jadra von den Venetern und Kreuzfahrern weggenommen, S. 157. — Aufſtand des Andreas und des Königs wunderbare Rettung, S. 158. — Verhältniſſe zu dem Papſte, S. 159. — König Emerich's Tod. König Ladislaw's Schickſale und früher Hintritt, S. 160. — König Andreas II., S. 161. — Gährungen im Reiche, S. 162. — Die Königin ermordet, S. 163. — Prinz Coloman als König von Galizien gekrönt, S. 164. — Die byzantiniſche Krone, S. 165. — Des Königs Kreuzzug nach Syrien, S. 166. — Heimkehr. Familienbündniſſe, S. 167. — Unfälle in Halitſch, S. 168. — Zerrüttung im Reiche, S. 169. — Die goldene Bulle, S. 171. — Zwieſpalt zwiſchen König Andreas und ſeinem Erſtgeborenen, S. 173. — Einziehung der Krongüter. Die goldene Bulle erweitert, S. 174. — Ungarn im Interdict, S. 175. — Fehde mit Oeſterreich, S. 176. — Des Königs Andreas Tod. König Bela IV., S. 177. — Bela's Klugheit gegenüber dem Papſte, S. 178. — Der Kumanen Abkunft und Einwanderung in Ungarn, S. 179. — Die Mongolen, S. 182. — Der Mongolen Einbruch in Ungarn, S. 190. — Niederlage des Waizener Banderiums, S. 191. — Ermordung der Kumanen, S. 192. — Die Mongolen in Siebenbürgen, S. 193. — Der Ungarn Niederlage bei Mohi, S. 194. — Peſth's, Großwardeins, Perg's und anderer Plätze Fall, S. 196. — Herzog Friedrich's des Streitbaren Benehmen gegen König Bela, S. 199. — Gran von den Mongolen eingenommen, S. 200. — Ihr Zug durch Slavonien und Kroatien, S. 201. — Abzug der Mongolen, S. 202. — König Bela als Wiederherſteller, S. 203. — Verluſt von Jadra, S. 204. — Unruhen in

Dalmatien, S. 205. — Fehde mit Friedrich dem Streitbaren. Angelegenheiten von Halitſch, Serbien ꝛc., S. 206 — Krieg mit Steyermark, S. 207. — Steyermark fällt an Ungarn zurück, S. 208. — Jadra wieder eingenommen. Gährung in Steyermark, S. 209. — Krieg gegen König Ottokar von Böhmen. Marchfeldſchlacht, S. 210. — Steyermark verloren, S. 211. — Die Königin Maria und die Spalater. Fehde zwiſchen K. Bela und ſeinem Erſtgeborenen, S. 212. — K. Bela's IV. Tod. K. Stephan V., S. 213. — Abermaliger Krieg gegen K. Ottokar, S. 214. — K. Stephan's Tod, S. 215. — König Ladislaw IV. der Kumane, S. 216. — Wiederausbruch des Kampfes gegen Ottokar, S. 217. — Begünſtigung der Kumanen. Der päpſtliche Legat, S. 219. — Niederlage der Kumanen, S. 220. — Vereitelter Mongoleneinfall, S. 221. — Andere Fehden, S. 222. — K. Ladislaw's Handlungen erregen Mißfallen, S. 223. — Innere Unruhen, S. 224. — K. Ladislaw ermordet, S. 225. — K. Andreas III. Fremde Anſprüche, S. 225. — Krieg gegen Oeſterreich, S. 227. — Umtriebe gegen den König, S. 230. — Tod des Königs Andreas und Erlöſchen des Arpád'ſchen Mannsſtammes, S. 231.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des zweiten Zeitraumes.

Die Könige und ihre Regierung, S. 232. — Beſchränkung der königl. Macht, S. 234. — Mündliches Verfahren. Landtagsgeſetze, S. 235. — Staatsrath. Königl. Einkünfte, S. 236. — Steuern und Zölle, S. 237. — Münzweſen, S. 238. — Kriegsweſen, S. 240. — Adelsclaſſen, S. 241. — Staatsbürgerliche Verhältniſſe, S. 242. — Verminderung der Knechtſchaft, S. 243. — Neuer Adel, S. 244. — Städteweſen. Rechtspflege, S. 245. — Schemnitzer altes deutſches Stadtrecht, S. 251. — Kirchliche Verhältniſſe, S. 256. — Ismaeliten und Juden, S. 257. — Stellung zn dem röm. Stuhle, S. 258. — Griechiſches Kirchenweſen, S. 260. — Bodencultur, Weinbau, S. 261. — Bergbau, S. 262. — Kunſtfleiß. Handwerke. Handel, S. 263. — Gelehrſamkeit, S. 264. — Sprache, S. 265.

Dritter Zeitraum.

Ungarn ſeit dem Erlöſchen des Arpádſchen Mannsſtammes bis zum Tode König Ludwig's I.; von 1301—1382.

Wenzel von Böhmen zum Könige von Ungarn gekrönt, S. 266. — Der Gegenkönig Karl Robert, S. 267. — Päpſtliche Einmiſchung, S. 268. — Ein zweiter Gegenkönig in Otto von Baiern. K. Wenzel's Flucht, S. 269. — Otto's kurze Regierung, S. 270. — Karl Robert alleiniger König, S. 272. — Empörung des Grafen von Trencſin, S. 273. — Vorfälle in Dalmatien. Die Grafen von Brebir, S. 275. — Mordverſuch des Felician Záh, S. 279. — Unglücklicher walachiſcher Feldzug, S. 280. — Neapolitaniſche Angelegenheiten, S. 281. — K. Karl's Einwirkung auf die Angelegenheiten. Polens, S. 283. — Verhältniſſe zu Oeſterreich, S. 284. — Anwartſchaft auf die Thronfolge in Polen. König Karl's Tod, S. 285. — Sein Charakter, S. 286. — König Ludwig I. Vorgänge in Neapel, S. 287. — Ermordung des Königs Andreas von Neapel, S. 292. — Verfolgung der Mörder, S. 294. — Kreuzzug in Lithauen, S. 297. Waffenbündniß mit Polen. Unruhen in Kroatien und Dalmatien, S. 298. — Vereitelter Entſatz von Jadra, S. 299. — Vorbereitungen zum Zuge nach Neapel, S. 301. — Unterwerfung mehrer Städte, S. 302. — K. Ludwig's Feldzug gegen Neapel, S. 303. — Flucht der Königin Johanna, S. 304. — Karl's von Durazzo Hinrichtung, S. 305. — K. Ludwig in Neapel, S. 306. — Verhandlungen mit dem Papſte, S. 307. — Waffenſtillſtand mit Venedig, S. 308. — Johanna wieder in Neapel. Die dortigen Kriegsereigniſſe, S. 309. — Waffenruhe, S. 311. — K. Ludwig's zweiter Heereszug nach Neapel, S. 312. — Eroberungen in Italien, S. 313. — K. Ludwig in Neapels Hauptſtadt. Friedensvorſchläge und Waffenſtillſtand, S. 315. — Friedensſchluß, S. 316. — Waffenbündniß und Vertrag mit Polen, S. 317. — Siege über Lithauer und Tataren, S. 318. — Zugeſtändniſſe für Polen, S. 319. — Krieg mit Venedig um Dalmatiens Beſitz, S. 320. — Friedensſchluß. Dalmatien an Ungarn überlaſſen, S. 323. Feldzüge in Bosnien und Serbien, S. 324. — Die Moldau wird Ungarn

zinsbar, S. 325. — Feldzüge in Italien gegen Visconte, S. 326. — Ludwig auf den Thron Polens berufen, S. 329. – Wladislaw's Aufſtand in Polen, S. 331. — Erbfolgegeſetz für Polen, S. 332. — Lithauiſcher Feldzug, S. 333. — Rothrußland als ungariſche Provinz, S. 334. — Die Osmanen, S. 335. — Erſte feindſelige Begegnung der Ungarn und Osmanen, S. 339. — K. Ludwig's Eroberungen in der Bulgarei, S. 340. — Griechiſche Angelegenheiten, S. 341. — Wiederausbruch des Kampfes mit Venedig, S. 344. — K. Ludwig wiederholt ſeine Anſprüche auf Neapel, S. 345. — Wiederausbruch des Krieges mit Venedig, S. 347. — Zwieſpaltige Papſtwahl und Fehden. S. 348. — K. Ludwig lehnt die Krone Neapels ab, S. 349. — Fortgang des Kampfes mit Venedig, S. 350. — Friedensſchluß mit Venedig, S. 354. — Eroberung Neapels durch Karl von Durazzo, S. 355. — Ermordung der Königin Johanna, S. 358. — König Ludwig ſichert Polen ſeiner Tochter Maria. Sein Hintritt, S. 359. — K. Ludwig's Charakteriſtik, S. 360.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des dritten Zeitraumes.

Ariſtokratie. Die heilige Krone, S. 361. — Innere Politik der Anjou. Seltenheit der Landtage, S. 362. — Steigen des königlichen Anſehens, S. 363. — Vermehrung der königl. Einkünfte, S. 364. — Die königl. Freiſtädte, S. 365. — Reichswapen und Siegel, S. 366. — Comitatseinrichtung, S. 367. — Veränderte Kriegsverfaſſung, S. 368. — Einrichtung des Banderialweſens, S. 369. — Staatswirthſchaft. Münzweſen und Geldwerth, S. 371. — Rechtspflege. Gerichtlicher Zweikampf, S. 378. — Gerichtshöfe und Gerichtsordnung, S. 379. — Rechtsverfahren, S. 381. — Eintreibung der Geldbußen, S. 383. — Gleichſtellung des Adels, S. 384. — Verminderung der Knechtſchaft, S. 385. — Staatsbürgl. Verhältniſſe, S. 386. — Grundbeſitz, S. 387. — Landſaſſen. Kumanen und Jaſzoner. Siebenbürger Sachſen, S. 387. — Die Zipſer Deutſchen, S. 390. — Leutſchauer Rechtsbuch, S. 391. — Deutſche Marktflecken im Gömörer Comitate. Rutheniſche und italieniſche Anſiedler, S. 393. — Juden. Staatsbürgerliche Verhältniſſe in Galizien, S. 394. — Desgleichen in Slavonien, Kroatien und Dalmatien, 395. — Kirchliche Verhältniſſe, geiſtliche Orden, S. 396. — Bisthümer, S. 399. — Griechiſches Kirchenweſen, S. 400. — Landbau, S. 401. — Handel, S. 402. — Handwerke und Innungsgeſetze. Kutſchen, eine ungariſche Erfindung, S. 404. — Kunſtgegenſtände. Wiſſenſchaften, S. 405. — Stiftung der Fünfkirchener Hochſchule. Sprache, S. 406. — Geſchichtſchreibung, S. 407.

Vierter Zeitraum.

Ungarn nach dem Ausgange des Mannsſtammes Anjou unter Königen aus verſchiedenen Häuſern, bis zum Tode König Ladislaw's des Nachgeborenen; von 1382—1457.

Maria's Krönung. Anſchläge der Mißvergnügten, S. 408. — Unruhen in Dalmatien, S. 409. — Sigmund vom polniſchen Throne ausgeſchloſſen, S. 410. — Hedwig zur Königin von Polen beſtimmt, S. 411. — Eliſabeth's widerſtrebende Abſichten, S. 412. — Hedwig in Polen gekrönt und mit Jagjel von Lithauen vermält, S. 414 — Fortſchritte der kroatiſch-dalmatiſchen Verſchwörung, S. 415. — Vermälung der Königin Maria mit Sigmund von Böhmen, S. 416. — König Karl von Neapel als Gegenkönig in Ungarn, S. 417. — Seine Ermordung, S. 418. — Rache an den Anſtiftern. Die Königinnen Maria und Eliſabeth gefangen, S. 419. — Königin Eliſabeth getödtet, S. 420. — Sigmund zum König von Ungarn gekrönt. Befreiung der Königin Maria, S. 42 . — Mariens uneingeſchränkte Regierungsgewalt, S. 422. — Abfall der Moldau und Walachei von Ungarn. Dalmatien größtentheils verloren, S. 423. — Galizien desgleichen, S. 425. — Vertilgung der Horvathy'ſchen Partei, S. 425 — Neue Parteiungen. Türkiſche Fehden, S. 426. — Tod der Königin Maria, S. 427. — Sigmund's Reichsvikariat in Deutſchland, S. 428. — Feldzug gegen die Türken, S. 429. — Niederlage bei Nikopolis, S. 430. — Anſchläge zu König Sigmund's Abſetzung, S. 432. — Landtag zu Temesvár, S. 433. — Der blutige Landtag zu Kreutz. Tod der Königin Hedwig

von Polen, S. 434. — König Sigmund in der Gefangenſchaft der Empörer, S. 435. — Seine Befreiung, S. 436. — Des Königs Wiedervermälung. Derſelbe als Gubernator von Böhmen, S. 437. — Herzog Albrecht von Oeſterreich zu Sigmund's Nachfolger in Ungarn beſtimmt, S. 438. — Ladislaw als Gegenkönig in Ungarn, S. 439. — Neue Anſchläge zu König Sigmund's Abſetzung, S. 400. — Ladislaw von Neapel als Gegenkönig in Ungarn gekrönt. K. Sigmund's Widerſtand, S. 441. — Friede zwiſchen K. Sigmund und den Magnaten, S. 442. — Ladislaw's Abzug, S. 443. — K. Sigmund's Einfluß in Böhmen erliſcht, S. 444. — Bosniſcher Krieg, S. 445. — König Ladislaw verkauft Jadra und ſeine Rechte auf Dalmatien an Venedig, S. 446. — K. Sigmund's Tochter Eliſabeth zur präſumtiven Kronerbin erklärt. Krieg mit Venedig, S. 447. — Verpfändung von fünfzehn Zipſer-Städten an Polen, S. 448. — Fortgang der Feindſeligkeiten gegen Venedig. Vertrag mit Polen, S. 449. — Serbiſche Angelegenheiten, S. 450. — K. Sigmund's fruchtloſer Krönungszug nach Mailand, S. 451. — Papſt Johannes XXIII., S. 452. — K. Ladislaw's von Neapel Hintritt. Sigmund's Krönung zum röm. König, S. 453. — Brandenburg gelangt an Hohenzollern, S. 454. — Türkiſches Sandſchak in Oberbosnien, S. 455. — Verluſt in Friaul an Venedig. Wiedereroberung des nördl. Bosniens, S. 456. — Türkiſche Herrſchaft in der Walachei, S. 457. — Niederlage vor Galambocz, S. 458. — Abfall Serbiens. Türkeneinfälle, S. 459. — Niederlage der deutſchen Ritter im Zewriner Banat, S. 460. — Dalmatien an Venedig verloren, S. 461. — Sigmund's ſtürmiſche Thronfolge in Böhmen, S. 462. — Sigmund's Krönung in Prag. Siege der Hußiten, S. 464. — Lombardiſche und Kaiſerkrönung, S. 465. — Böhmen beruhigt. Der Anſchlag der Kaiſerin vereitelt, S. 466. — Kaiſer Sigmund's Tod, S. 467. — Sein Charakter, S. 468. — Albrecht König von Ungarn und Böhmen. Er erlangt auch die röm. Krone, S. 469. — Abermalige Einfälle der Türken, S. 470. — König Albrecht's Tod. Lage der Königin Eliſabeth, S. 471. — Geburt des Ladislaw Poſthumus. Wladislaw von Polen als Gegenkönig von Ungarn, S. 472 — Verpfändung der ungar. Reichskrone an König Friedrich, S. 473. — Innerer Krieg, S. 474. — Friedensverhandlungen, S. 475. — Die Königin Eliſabeth ſtirbt, S. 476. — Johannes Hunyad, S. 477. — Die Türken von Belgrad hinweg geſchlagen, S. 478. — Niederlage bei Emerichsdorf Hunyad's Sieg ebendaſelbſt, S. 479. — Sein Sieg bei Vaſag, S. 480. — Der ſiegreiche lange Feldzug wider die Türken, S. 481. — Ofener Landtag, S. 483. — Rüſtungen zu neuem Türkenkriege, S. 484. — Zehnjähriger Waffenſtillſtand mit den Türken geſchloſſen, S. 485. — Die Ungarn brechen den Frieden mit den Türken, S. 486. — Auszug zum Kampfe, S. 487. — Vorgefechte, S. 488. — Schlacht und Niederlage bei Warna, S. 490. — König Wladislaw fällt im Kampfe, S. 492. — Hunyad's erſprießlicher Einfluß in Ungarn, S. 493. — Getrennte proviſoriſche Regierung. Niederlage türkiſcher Streifer, S. 494. — Unterwerfung der Grafen von Cilly, S. 495. — König Friedrich verweigert die Herausgabe Ladislaw's und der Reichskrone, S. 496. — Hunyad zum Generalſtatthalter erwählt, S. 497. — Fehde mit König Friedrich, S. 498. — Unbefriedigender Vergleich mit Demſelben. Drakul's Abfall und Untergang, S. 499. — Neue Rüſtungen gegen die Türken, S. 500. — Niederlage gegen die Türken im Amſelfelde, S. 501. — Hunyad's Rückkehr, S. 503. — Des Sultans Friedensantrag zurück gewieſen, S. 504. — Innere Fehde mit Giskra, S. 505. — Friede mit Demſelben. Feindſchaft und Vertrag mit Serbien, S. 506. — Unternehmungen zu König Ladislaw's Befreiung, S. 507. — König Ladislaw von Kaiſer Friedrich dem Grafen Ulrich von Cilly ausgeliefert, S. 508. — Huldigung in Ungarn. Krönung in Böhmen. Fortſchritte der Türken, S. 509. — Hunyad's ſiegreiche Vertheidigung Serbiens, S. 210. — Umtriebe gegen Hunyad, S. 511. — Betreibung des Kreuzzuges, S. 512. — Sultan Mohammed vor Belgrad, S. 514. — K. Ladislaw's Entweichen aus Ungarn. Die Türken vor Belgrad, S. 515. — Niederlage der türkiſchen Flotte, S. 516. — Belgrad von den Türken belagert, S. 517. — Die Türken von Belgrad hinweg geſchlagen, S. 518. — Johann Hunyad's Tod, S. 519. — Cilly's Umtriebe gegen Hunyad's Söhne, S. 520. — Seine Ermordung durch die Hunyad'ſche Partei, S. 522. — K. Ladislaw verzeiht ſcheinbar den Mördern. Ladislaw Hunyad's Hinrichtung, S. 523. — Verderbliche Folgen dieſer Hinrichtung, S. 524. — Tod des Brankovics von Serbien, S. 525. — K. Ladislaw's Verlobung mit Margaretha von Frankreich. Sein plötzlicher Tod, S. 526.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des vierten Zeitraumes.

Abermaliger Verfall des Königthumes, S. 527. — Statthalter, S. 528. — Steigender Einfluß der Landtage, S. 529. — Alljährliche Ausſchreibungen derſelben. Adelsverſammlungen, S. 530. — Freiſtädte. Kriegsweſen, S. 531. — K. Sigmund's Militärregeſt, S. 532. — Geſetzliche Kriegsordnung, S. 535. — Geſammte Kriegsmacht, S. 537. — Beſchränkung der königl. Kriegsmacht, S. 539. — Erweiterung derſelben durch K. Ladislaw's V. Kriegsordnung, S. 540. — Kriegführung. Münzweſen, S. 541. — Staatswirthſchaft und königl. Einkünfte, S. 545. — Rechtspflege, S. 547. — Erweiterte Gerichtsbarkeit des Adels und der Städte, S. 550. — Militärſtrafgeſetze, S. 551. — Adeliche Wappen, S. 553. — Armaliſtenadel. Drachenorden, S. 554. — Raubadel. Des Adels perſönliche Freiheit, S. 555. — Perſönliche Freiheit der Bauern. Schutz des Eigenthums und der perſönlichen Rechte, S. 556. — Vierter Stand, S. 557. — Verfaſſung der königl. Freiſtädte, S. 558. — Königl. Begünſtigungen der Freiſtädte, S. 559. — Serbiſche Niederlaſſungen in Ungarn. Kumanen, S. 561. — Juden. Zigeuner, S. 562. — Szekler, S. 563. — Sachſen in Siebenbürgen, S. 564. — Verein zwiſchen Ungarn, Sachſen und Szeklern in Siebenbürgen, S. 566. — Verhältniſſe Kroatiens und Slavoniens, S. 567. — Stellung zu dem Papſte, S. 569. — Culturzuſtände. Bergbau und denſelben betreffende Vorſchriften, S. 570. — Preiſe der Gegenſtände, S. 572. — Handel und Handelsgeſetze, S. 573. — Gewerbfleiß. Zunftweſen, S. 574. — Kunſt und Wiſſenſchaft, S. 575.

Fünfter Zeitraum.

Ungarn unter dem Könige Mathias von Hunyad; von 1458—1490.

Thronbewerber, S. 576. — Ueberwiegender Einfluß der Partei der Hunyaden, S. 577. — Mathias von Hunyad zum Könige von Ungarn erwählt. Wahlcapitulation, S. 580. — K. Mathias und Georg Podiebrad, S. 581. — K. Mathias Regierungsantritt, S. 582. — Vertilgung der böhmiſchen Freibeuter, S. 583. — Verhaftung des Statthalters Szilagyi. Landtag zu Szegedin, S. 585. — Kaiſer Friedrich III. als Gegenkönig, S. 586. — Szilagyi's Befreiung, S. 589. — Türkiſcher Streifzug in Ungarn, S. 590. — Unterjochung Serbiens durch die Türken, S. 591. — Verhältniſſe in Bosnien, S. 592. — Der walachiſche Woiwode Wlad, S. 593. — Siegreiches Gefecht mit den Türken, S. 595. — Zug der Türken nach Bosnien, S. 596. — Bosniens Eroberung durch die Türken, S. 597. — Friede mit dem Kaiſer und Auslieferung der ungar. Reichskrone, S. 599. — Erneuerter Türkenkrieg. Eroberung Jaicſa's und eines Theiles von Bosnien, S. 601. — Krönung des Königs Mathias, S. 602. — Zweiter bosniſcher Feldzug, S. 603. — Des Königs Rückzug. Szilagyi's Ende, S. 605. — Fehden gegen Freibeuter, S. 606. — Unruhen in Kroatien, S. 607. — Ausrottung der Zebraken, S. 608. — Aufſtand in Siebenbürgen, S. 609. — Heerfahrt gegen die Moldau, S. 610. — Feindſchaft und Krieg mit Böhmen, S. 611. — Des Königs Mathias Einfall in Mähren, S. 612. — Vordringen in Böhmen, S. 615. — Mathias zum Könige von Böhmen ausgerufen, S. 616. — Er nimmt die Wahl an, S. 617. — Huldigung in Schleſien, S. 618. — Podiebrad ernennt einen Thronfolger, S. 619. — Schwankende Treue der Schleſier. Fortgang des Krieges, S. 620. — Spannung zwiſchen Mathias und dem Kaiſer, S. 621. — Benehmen des K. Kazimierz von Polen, S. 622. — Fortgang des böhm. Krieges, S. 623. — Podiebrad's Ausforderung an Mathias, S. 624. — Rückzug beider Könige. Vordringen der Türken, S. 625. — Ausſicht auf Frieden mit Böhmen. Podiebrad's Tod, S. 626. — Mathias bei der Wahl in Böhmen übergangen, S. 627. — Wladislaw von Polen zum K. von Böhmen erwählt, S. 628. — Mathias Anträge an Wladislaw zurück gewieſen. Verhalten der Schleſier, S. 629. — Kazimierz des Jüngeren Fehdebrief an Mathias, S. 630. — Mathias zweckmäßige Vertheidigungsanſtalten. Einfall der Polen, S. 631. — Ihr Abzug, S. 632. — K. Mathias fällt in Böhmen ein. Friedensverhandlungen, S. 633. — Einfälle der Ungarn in Galizien. Erfolgloſe Einigung, S. 634. — Mathias Zug nach Schleſien, S. 635. — Kriegeriſche Unternehmungen von Breslau aus gegen die Polen, S. 637. — Bedrängniß des polniſchen Heeres, S. 639. — Dritthalbjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, S. 640. — Abzug der Polen aus Schleſien,

S. 641. — Des Königs Mathias Landfriede für Schleſien, S. 642. — Sein landesherrliches Regiment in Schleſien, S. 643. — König Mathias erwirbt Oels durch Kauf, S. 644. — Verwaltung Schleſiens, S. 645. — Türkenniederlage in der Moldau, S. 646. — Die türkiſche Feſtung Szabacs durch K. Mathias erobert, S. 648. — Abermaliger Türkeneinfall in die Moldau, S. 649. — Sieg der Türken im weißen Thale. Des Sultans Rückzug, S. 650. — Des Königs Mathias zweite Vermälung, S. 651. — Verluſt der ungar. Kaſtelle von Semendra. Krieg gegen Kaiſer Friedrich III., S. 652. — Eroberungen in Niederöſterreich, S. 653. — Waffenſtillſtand und Frieden, S. 654. — Begebenheiten in Schleſien, S. 655. — Friedensverhandlungen zwiſchen Mathias und Wladislaw, S. 656. — Mathias verſagt ſeine Beſtätigung, S. 657. — Endlicher Friede mit Wladislaw, S. 658. — Wiederholte Türkengefahr, S. 659. — Niederlage der Türken in Siebenbürgen, S. 660. — Wiederausbruch des Krieges mit dem Kaiſer, S. 662. — Eroberungen in Oeſterreich und Steyermark, S. 663. — Siegreiche Gefechte gegen die Türken, S. 665. — Weiterer Verlauf des Krieges gegen den Kaiſer, S. 666. — Fünfjähriger Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 667. — Fernere Kriegsvorfälle in Oeſterreich, S. 668. — Wien belagert und zur Uebergabe genöthigt, S. 669. — Des Mathias natürlicher Sohn, Johannes Corvin. Weitere Fortſchritte in Oeſterreich, S. 670. — Des Herzogs Joh. v. Glogau Aufſtand wider den König, S. 672. — Vertreibung des Herzogs Joh. v. Glogau, S. 679. — Verlängerter Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer und der Pforte, S. 680. — Johannes Corvin zum Thronerben ernannt, S. 681. — Des K. Mathias Krankheit und Tod, S. 682. — Seine Beiſetzung. Folgen ſeines Hintrittes in Schleſien, S. 683. — Rache der Breslauer an den Statthaltern des Königs Mathias, S. 684. — Rückblick auf des Königs Mathias Perſönlichkeit und Charakter, S. 685.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des fünften Zeitraumes.

Macht des Königs, S. 688. — Machtumfang des Palatins, S. 689. — Vermehrung der königl. Einkünfte, S. 690. — Münzweſen. Veränderungen in der Steuerverfaſſung, S. 691. — Zuziehung der Cleriſei zu den Kriegslaſten, S. 693. — Anderweitige Subſidien des Königs. Einrichtungen im Heerweſen, S. 694. — Anfang eines ſtehenden Heeres, S. 696. — Uebergewicht der Infanterie. Eintheilung und Fechtweiſe. Die ſchwarze Legion, S. 697. — Sold. Siebenbürgiſche Kriegsverfaſſung, S. 698. — Rechtspflege, S. 699. — Kurze Vorforderungen. Gerichtshof des Reichskanzlers, S. 700. — Strafe der Widerſetzlichkeit gegen den König. Beſchränkung der geiſtl. Gerichtsbarkeit, S. 701. — Palatinalgericht. Umgeſtaltungen in der Rechtspflege, S. 702. — Hoher und niederer Adel, S. 705. — Geſetzliche Bedingungen des Adels, S. 706. — Indigenat. Sicherheit der Perſon, der Rechte und des Eigenthumes, S. 707. — Begünſtigungen der Städte, S. 710. — Schutzbündniß der Sachſen mit Ungarn und Szeklern in Siebenbürgen, S. 711. — Neue Kumaneneinwanderung. Jaſzonen, S. 712. — Verfaſſung in Slavonien, S. 713. — Geſammtheit von Raguſa, S. 714. — Eingewanderte Raszier. Kirchliche Verhältniſſe. Zehent, S. 715. — Griechiſches Kirchenweſen, S. 716. — Stellung zu dem Papſte, S. 717. — Begünſtigung des Landbaues. Bergbau, Gewerbfleiß, S. 718. — Handel. Preiſe der Güter und Gegenſtände, S. 719. — Bibliothek zu Ofen. Univerſität zu Preßburg, S. 721. Landesſprache. Bücherdruck, S. 722. — Gelehrte und Geſchichtſchreiber, S. 723. — Dichter, S. 724. — Gelehrte Geſellſchaften, S. 725.

Sechſter Zeitraum.

Ungarn unter den Königen Wladislaw II. und Ludwig II. bis zu des Letzteren Tode in der Schlacht von Mohács; von 1490 bis 1526.

Die Thronbewerber, S. 726. — Wahltag auf dem Rakoſer Felde, S. 727. — Vertrag mit Johannes Corvin, S. 729. — Stürmiſcher Wahlſtreit, S. 731. — Die Entſcheidung dem Stephan v. Zápolya anheimgegeben, S. 732. — Ausbruch des Bürgerkrieges, S. 733. — Wladislaw zum Könige erwählt, S. 734. — Johann Corvin's Unterwerfung, S. 735. — Wladislaw's Krönung. Verluſt der ungar. Eroberungen in Oeſterreich, S. 736. —

König Maximilian's Zug gegen Ungarn und Eroberungen, S. 737. — Abkommen zwiſchen K. Wladislaw und Johann Albrecht, S. 738. — Wiedereroberung der von König Maximilian genommenen Plätze, S. 739. — Wiederholter Krieg und erneuerter Vertrag mit Joh. Albrecht, S. 740. — Friede mit Oeſterreich, S. 741. — Unzufriedenheit in Ungarn mit dieſem Friedensvertrage, S 743. — Annahme desſelben durchgeſetzt, S. 744. — Das Verlöbniß zwiſchen Wladislaw und der Witwe des Mathias aufgelöſt, S. 745. — Siegreiche Gefechte gegen die Türken, S. 746. — Niederlage des Paſcha von Semendra, S. 747. — Niederlage der Ungarn bei Adbina, S. 748. — Landtag zu Ofen, S. 750. — Kiniſy's glücklicher Streifzug in Serbien. Anſchlag der Türken auf Belgrad, S. 751. — Kiniſy's Tod. Dreijähriger Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 752. — Verunglückter Zug der Polen gegen die Moldau, S. 753. — Vertrag mit Polen wegen der Moldau und Walachei, S. 754. — Bündniß mit Venedig wider die Türken, S. 755. — Die Türken vor Jaicza geſchlagen, S. 756. — Niederlage der Türken in Slavonien und Bulgarien, S. 757. — Geburt der Prinzeſſin Anna. Ausgang der Corviner, 758. — Die Oberherrlichkeit über Schleſien, S. 759. — Beſtimmungen über die Erbfolge. Familienvertrag mit Oeſterreich, S. 760. — Geburt des Thronerben Ludwig, S 761. — Beſtätigung des Familienvertrags mit Oeſterreich, S. 762. — Verhältniſſe und Vorfälle in der Moldau und Walachei, S. 763. — Des Thronfolgers Ludwig Krönung in Ungarn und Böhmen, S. 765. — Zápolya's Umtriebe. Erneuerter Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 766. — Papſt Leo's X. Kreuzbulle, S. 767. — Georg Dóſa als Anführer des Kreuzzuges, S. 768. — Ausbruch des Bauernkrieges. Dóſa's Manifeſt, S. 769. — Niederlagen der Bauern, 770. — Fortſchritte Dóſa's 771. — Dóſa's Niederlage bei Temesvár, S. 773. — Seine Gefangenſchaft und Hinrichtung, S. 774. — Ende des Bauernkrieges. Die Anſchläge der Zápolya'ſchen Faction vereitelt, S. 775. — Ehevertrag zwiſchen Wladislaw's Kindern und Maximilian's Enkeln, S. 776. — Vermälungsfeier zu Wien, S. 777. — Entgegenwirken Zápolya's, S. 778. — K. Wladislaw's Hintritt, S. 779. — K. Ludwig II., S. 780. — Ofener Landtag, S. 781. — Zwieſpalt zwiſchen Magnaten und Landherren, S. 782. — Tolnaer Particular-Convention. Bácſer Tag, S. 783. — Einſetzung eines Staatsrathes, S. 784. — Innere Zerrüttung und Zwietracht, S. 785. — Der Palatin Báthory. Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 786. — Bruch desſelben von türk. Seite, 787. — Vermälung Anna's v. Ungarn mit Ferdinand von Oeſterreich. Suleiman's Einfall in Ungarn, S. 788. — Szabacs fällt in türk. Hände, S. 789. — Belgrad's Eroberung durch Suleiman, S. 790. — Verordnung einer großen Kriegsſteuer in Ungarn, S. 792. — K. Ludwig mündig erklärt und vermält. Abermaliges Vordringen der Türken, S. 794. — Moldau und Walachei, S. 795. — Verordnungen des Ofener Landtages wegen des Türkenkrieges, S. 796. — Tomory's Sieg über Ferhadbeg, S. 797. — Niederlage der Türken vor Jaicza. Anſtalten zum Kriege, S. 798. — Geldmangel, S. 799. — Suleiman in Belgrad. K. Ludwig's Hilfloſigkeit, S. 800. — Peterwardein von den Türken erobert, S. 801. — K. Ludwig's Auszug in den Krieg, S. 802. — Die Türken überſetzen die Drave. Lager bei Mohács, S. 803. — Kampfbegierde des ungar. Heeres, S. 804. — Vorbereitungen zur Schlacht. S. 805. — Schlacht und Niederlage der Ungarn bei Mohács, S. 806. — Des Königs Verſchwinden, S. 808. — Verluſt der Ungarn. Suleiman in Ofen, S. 809. — Verheerender Abzug der Türken aus Ungarn, S. 810. — Auffindung der Leiche K. Ludwig's, S. 812.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des ſechſten Zeitraumes.

Zerrüttung im Reiche. Herabwürdigung des königl. Anſehens, S. 813. — Zwieſpalt und Bedrückungen, S. 814. — Innere Zerrüttung und Zwietracht, S. 815. — Die Kalandos. Zerrüttete Staatswirthſchaft, S. 816. — Des Königs Armuth, S. 817. — Kriegsweſen. Auflöſung des ſtehenden Heeres, S. 819. — Wiedereinführung der Banderialverfaſſung, S. 820. — Verfall des Heerweſens, S. 821. — Geſetzgebung, S. 822. — Das Tripartitum des Stephan Werböczy, 823. — Ofener deutſches Stadtrecht, S. 826. — Bedrückung des Bauernſtandes, S. 828. — Preiſe der Arbeiten, Erzeugniſſe und Luxusgegenſtände, S. 829. — Handel, Gelehrſamkeit, S. 830. — Geiſtliche Angelegenheiten, S. 832. — Griechiſches Kirchenweſen, S. 833. — Einwirkung der Reformation auf Ungarn, S. 834 — 837.

Meynert, Hermann,

Geschichte Österreich's, seiner Völker und Länder, und der Entwickelung seines Staatenvereines, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

Bd.: 4

Pesth (1845)

Austr. 3122-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136373-7